image
not
available

Enc. 251 9/3

Digitized by Google

<36608280830016

<36608280830016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Dritter Band.

D—F.

Digitized by Google

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man bemerke noch Folgendes: daß

1) einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelassen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;
2) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exempl. zusammen nehmen, das siebente frei erhalten, oder daß sie ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;
3) für die Besitzer der vier ersten Auflagen das Neue dieser fünften in besondern Supplementen gesammelt wird, deren erste Abtheilung bereits zur Jubilate-Messe 1819, die zweite zur Michaelis-Messe 1819 erschienen ist, und von welchen die dritte und vierte bis zur Ostermesse 1820 ausgegeben werden. Alle vier Abtheilungen (120 Bogen stark) kosten auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. und auf Schreibpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Dritter Band.

D bis F.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1820.

Digitized by Google

Enc. 251 g/3

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

FRES...

4538-4

...

Digitized by Google

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit der in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach=druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be=ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be=ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober=Cen=ſur=Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.
Jäger.

Digitized by Google

D.

D, der vierte Buchstabe des deutschen Abc, welcher gelinde ausgesprochen wird und dadurch vom T verschieden ist. Nur am Ende der Worte lautet er wie T. Mit D bezeichnet man in der neuern Musik die zweite diatonische Klangstufe des Tonsystems. Indem das Tonzeichen auf derselben Stufe des Liniensystems stehen bleibt, wird durch Vorsetzung eines ♯ oder eines b der Ton im ersten Falle um einen halben Ton erhöht und dis, im zweiten Falle um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur selten als besondere Tonarten gebraucht. (Vergl. Ton, Tonart.) Das kleine d, oder auch d. m. (dextra manu) bezeichnet beim Clavierspiel die rechte Hand. Unter den römischen Zahlen bedeutet es 500, und soll aus IↃ entstanden seyn. Bei römischen Inschriften bezeichnet es mannichfaltige Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bezeichnet ein dreimaliges D die Formel Dat, Donat, Dicat oder Dat, Dicat, Dedicat. Auch ist das D eine gewöhnliche Abbreviatur der Juristen, durch welche sie die römischen Pandecten (oder Digesta) citiren; dd. bedeutet dedit, bezahlt.

Da Capo, abgekürzt da Cap. oder d. C., von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonstücke gesetzt, daß der Anfang bis zu einem gewissen Absatze, der durch Finis oder 𝄐 || bezeichnet wird, unverändert widerholt werden soll. Auch ist es ein Zuruf für den Sänger oder Instrumentisten, das vorgetragene Tonstück zu wiederholen.

Dach, der obere Theil eines Hauses, welcher dasselbe bedeckt. Das Dach hat die Bestimmung, die unmittelbare Einwirkung der Witterung von dem innern Raume des Hauses abzuhalten, so wie das auffallende Wasser zu empfangen und abzuleiten. Sie sind breit und platt bei den Morgenländern. In den nördlichen Ländern schützten diese Dächer nicht gut wider den Regen, und die Last des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher sah man sich hier genöthigt, die Dächer lehnend oder schrägliegend und oben spitz zu bauen. Ein gewöhnliches Dach besteht wesentlich aus Balken oder Dachschwellen, welche auf den Mauerlatten liegen, aus den Sparren oder Stützsparren und aus den Kehlbalken oder Zwerchsparren. Die Dächer sind übrigens nach den Materialien verschieden, z. B. Bohlendächer, deren Sparrwerk aus Bohlen, d. i. Brettern von 1 1/2 Fuß Breite und 1 Zoll Dicke, besteht, und welche eine rund zugewölbte oder flache Form haben (durch Philibert de l'Orme im 16ten Jahrhundert erfunden.) Eben so sind die Dächer nach ihrer verschiedenen Lage und Form verschieden daher z. B. deutsche, französische — alt- und neufranzösische — (letzteres Mansardendach oder gebrochenes Dach s. Mansard) — Zeltdach — Pultdach — Kuppel (s. Kuppel) u. s. w. — Dachstuhl

Digitized by Google

heißt in der Baukunst dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparrwerk eines Daches gesetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dach (Simon), ein deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, geboren zu Memel 1609, studirte zu Wittenberg, wurde nachher Professor der Dichtkunst zu Königsberg und starb 1659. Er hat besonders viele kräftige und fromme Kirchenlieder gedichtet, welche sich in den ältern Gesangbüchern befinden und noch heute mit Andacht gesungen werden. Auch seine weltlichen Gedichte sind für die damalige Zeit ausgezeichnet.

Dacien begriff ehemals, wie es Ptolemäus angibt, das heutige Banat, einen Theil von Nieder-Ungarn gegen Abend zu bis an die karpatischen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Wallachei und Bessarabien; Einige wollen auch noch Bulgarien und Servien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Unter-Mösien dazu rechnen. Die Bewohner dieses Landes, Daci, auch Davi, hatten sich, als eine sehr kriegerische Nation, lange Zeit den Römern furchtbar gemacht, und diese hatten sie zur Zeit der ersten Kaiser nicht bezwingen können, wiewohl wir aus dem Terenz sehen, daß Kriegsgefangene dieser Nation als Sclaven zu häuslichen Verrichtungen bei den Römern gebraucht wurden. — Als der tapfere und glückliche Trajan im Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts Dacien erobert hatte, theilte er es in drei Theile; Dacia Riparia oder Ripensis — das heutige Banat und einen Theil Ungarns — weil es von der Theis gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgränzt wurde; Dacia Mediterranea — Siebenbürgen — weil es in der Mitte der beiden andern lag, und Dacia Transalpina — die Wallachei, Moldau und Bessarabien — oder das jenseits der Karpaten, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegene Dacien. Trajan ließ jede dieser drei Provinzen durch einen besondern Präfect regieren, legte in denselben verschiedne Pflanzstädte an, und schickte aus andern Ländern des römischen Reichs Colonisten dahin, um den Städten Einwohner, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verschaffen. Als Constantin der Große das römische Reich neu eintheilte, wurde Dacien eine Diöcese der illyrischen Präfectur, und in fünf Provinzen oder Districte abgetheilt. Mit dem Verfall des abendländischen Kaiserthums ward es nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren erobert; gegen Ende des achten Jahrhunderts kam es unter die Herrschaft der Carolinger, unter welcher es fast hundert Jahre blieb. Von dieser Zeit an gehören die fernern Schicksale Daciens, dessen Namen auch aufhörte, in die specielle Geschichte der oben erwähnten Provinzen, aus welchen es ehemals bestand.

Dacier (André), geboren zu Castres in Oberlanguedoc im J. 1651, studirte anfänglich in seiner Vaterstadt, dann zu Saumur unter dem berühmten Tanneguy Le Fevre (Tanaquil Faber), dessen Tochter Anna ebenfalls mit Eifer und Geschmack die alten Sprachen trieb. Nach dessen Tode 1672 ging er, um sein Glück zu machen, nach Paris. Der Herzog von Montansier, dem seine Gelehrsamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm hier den Auftrag, den Pompejus Festus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und Anne Le Fevre im Jahr 1683 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur katholischen Religion über. Sie setzten darauf ihre gelehrten Arbeiten in Paris rühmlich fort und erhielten durch ihre hohen Gönner, den genannten Herzog und den Bischof von Meaux,

Digitized by Google

vom König ansehnliche Pensionen, welche späterhin vermehrt wurden. Die Akademie der Inschriften nahm ihn hierauf im Jahr 1695 und die französische Akademie am Ende desselben Jahres zum Mitgliede auf. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beständigen Secretär. Auch ward ihm die Aufsicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er starb den 18. September 1722. Dacier hat viele Uebersetzungen griechischer und lateinischer Autoren geliefert, welche jedoch nicht eben geeignet waren, dem Alterthume Freunde zu gewinnen. Am bekanntesten ist seine Uebersetzung des Horaz; allein die schönsten Blüthen des römischen Dichters verwelken in der Hand des französischen Uebersetzers, und in dem beigefügten Commentar trifft man auf verschiedene so bizarre Entscheidungen und sonderbare Auslegungen, daß Boileau sie spöttisch Daciers Offenbarungen nannte. Die Vorliebe, welche Dacier für die Alten hatte, ließ ihn eine große Uebereinstimmung zwischen der Weisheit derselben und der Moral des Evangeliums, zwischen der Lehre des Plato und der ersten Kirchenväter finden, allein um diese zu beweisen, trägt er kein Bedenken, sich manche Umänderung zu erlauben. Außer der genannten Ausgabe des Pompejus Festus und Valerius Flaccus und der Oeuvres d'Horace en Latin et en Français nebst den Nouveaux éclaircissemens sur les oeuvres d'Horace und der Nouvelle traduction d'Horace mit kritischen Anmerkungen, sind bekannt: seine Uebersetzung des Marc Antonin, des Epictet, der Poetik des Aristoteles mit Anmerkungen, der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrerer Dialogen des Platon, — größtentheils mit faden Anmerkungen, ziemlich oberflächlich und prosaisch, doch für die französische Sprache möglichst treu.

Dacier (Anne le Fevre), die Gattin des Vorhergehenden, war im Jahr 1651 zu Saumur geboren. Ihr gelehrter Vater unterrichtete sie und bildete ihr Talent. Sie begab sich nach ihres Vaters Tode nach Paris, wo ihre Gelehrsamkeit besonders durch eine Ausgabe des Kallimachus (1675), welche sie dem Huetius, damaligem Unterhofmeister des Dauphins, dedicirte, bald bekannt, und ihr vom Herzog von Montansier die Bearbeitung mehrerer Ausgaben der alten Autoren zum Gebrauche des Dauphins aufgetragen wurde. Zuerst bearbeitete sie den Florus. Auch nach ihrer Verheirathung hat sie mehrere Commentare über römische Autoren zum Gebrauche des Dauphins bearbeitet, und sich namentlich durch Uebersetzungen der Alten zu ihrer Zeit sehr berühmt gemacht. Unter letztern machte ihre Uebersetzung des Homer besonders Aufsehen. Diese Uebersetzung, welche die Schönheiten des Originals nur sehr schwach wiedergibt, wurde Veranlassung zu einem Streite zwischen ihr und la Motte, in welchem es sich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Logik verstand, als la Motte die griechische Sprache. In ihren Considérations sur les causes de la corruption du goût vertheidigte sie den Homer mit dem Scharfsinne eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weshalb man damals sagte: la Motte habe wie eine geistreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. Eben so wenig schonte sie in ihrem Homère defendu den Pater Hardoin, der eine ironische Apologie dieses Dichters geschrieben hatte, und man sagte, sie habe gegen den Verächter Homers mehr Beleidigungen ausgestoßen, als dieser selbst allen seinen

Digitized by Google

Helden in den Mund gelegt. Ferner nennen wir ihre Ueberſetzung des Terenz, zu welcher ſich die franzöſiſche Sprache ſchon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus. Als Moliere ſeinen Amphitryon hatte aufführen laſſen, ſchrieb ſie einen Commentar, in welchem ſie zu beweiſen ſucht, daß das Original des Plautus weit über die Nachahmung des Moliere erhaben ſey. Sie unterdrückte jedoch dieſen Commentar, als man ihr meldete, daß Moliere auf dem Puncte ſtehe, ſeine Femmes savantes aufführen zu laſſen. Vor der erwähnten Ueberſetzung ſteht eine nicht unintereſſante Vorrede, in welcher ſie mit vieler Einſicht von dem Urſprunge, der Ausbildung und den verſchiedenen Veränderungen der dramatiſchen Poeſie redet. Als die erſte Ueberſetzung des komiſchen Dichters der Griechen verdient ihre Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane eine billige Nachſicht. Auch ihre Traduction d'Anacréon et de Sappho, mit welcher eine Apologie der letztern verbunden iſt, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie ſchrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche ſie aber aus Grundſätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wiſſenſchaften und ihrem häuslichen Wirkungskreiſe gewidmet, und endete den 17ten Auguſt 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann ſie eben ſo viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrerer Akademien.

Dactyliographik, die Steinſchneidekunſt. (S. d. Art.)

Dactyliothek. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man eine Sammlung von geſchnittenen Steinen, modernen und antiken, vorzüglich von letztern; denn ihr Kunſtwerth macht ſie vor Allem der Aufbewahrung würdig. Nirgends war die Steinſchneidekunſt zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geſchnittene Steine nicht bloß in Ringen trug (daher der Name Dactyliothek, von δακτύλιος, der Ring), ſondern auch zum Siegeln brauchte, und Pokale und andere Prachtgefäße damit verzierte; griechiſche Künſtler hatten daher vielfache Veranlaſſung, auch dieſe Steine mit ihrem Schönheitsſinne und Kunſtgenie zu bezeichnen. Weit hinter den Griechen blieben hierin die Römer zurück; reiche Römer aber waren die erſten, welche von ſolchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefſohn, machte den Anfang (Plin. H. N. 37, 5.); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und ſtellte ſie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäſar im Tempel der Venus Genitrix, und unter Auguſt nachher M. Marcellus im Tempel des palatiniſchen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die edeln Fürſtenhäuſer Italiens, auch dieſe Kunſtſchätze um ſich zu verſammeln. Das Haus Gonzaga legte die erſte Dactyliothek an, ihm folgte das Haus Eſte zu Modena, das Haus Farneſe, und in Florenz aus dem Hauſe Medici Lorenzo der Prächtige. Die Steine, die er beſaß, jetzt in mehrere Cabinette zerſtreut, ſind noch kennbar, indem Lorenzo die Gewohnheit hatte, ſie mit Lor.. oder Lor. de M.. oder auch bloß M. bezeichnen zu laſſen. Seine Sammlung wurde zerſtreut, von den Medicis aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentiniſchen, der beträchtlichſten von allen, denn ſie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entſtanden erſt unter Pabſt Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römiſcher Prälat, hatte hier die beſte, und Lucio Odeſcalchi, nachher Duca di Bragiani, die der Königin Chriſtina von Schweden. Späterhin hatte Rom die

Digitized by Google

Sammlungen in der vaticanischen Bibliothek (mehr durch Zufall als Plan zusammengebracht), im Palast Barbarini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend; jetzt in St. Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludovisische Sammlung, und die des Cardinals Borgia zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Portici und zu Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zusammen. Die übrigen Länder Europa's vernachlässigten ebenfalls dergleichen Sammlungen nicht. In Frankreich wurde die erste bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerstreut. Den Fonds zu der jetzigen sehr merkwürdigen des Antikencabinets der königlichen Bibliothek legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zufiel. Außerdem mehrere Sammlungen von Particuliers. Mehrere berühmte Sammlungen hat England, die der Herzoge von Besborough, Devonshire, Carlisle, Bedfort und Marlborough. Auch in Deutschland fehlt es nicht daran. In Sanssouci sind mehrere Sammlungen vereinigt, unter diesen die durch Winkelmanns Beschreibung so berühmte von Muzel Stosch. Wien hat ein eigenes Gemmencabinet; die Dresdner Sammlung ist nicht unbedeutend einige gute Steine besitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Cassel ist zahlreich, aber unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. Uebrigens gibt es hier ebenfalls manche Privatsammlung. In Holland war das Cabinet des Prinzen von Oranien bedeutend. Im königlichen Schlosse zu Copenhagen sieht man einige Gefäße mit eingelegten geschnittenen Steinen, und St. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrten kaiserlichen, deren Catalog der gelehrte Archäolog Hofrath Köhler verfertigt hat, an der des Grafen Poniatowsky eine der reichsten. Zu der kaiserlichen ist die des berühmten Steinschneiders Natter die Grundlage. Um entfernte Kunstfreunde an den zierlichen und sinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerken solcher Steine Antheil nehmen zu lassen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferstich und Abdruck (oder Abguß, s. d. Art.) Außer denen, welche nur einzelne solcher Bildwerke durch Kupferstich bekannt machten, hatten die meisten die Absicht, entweder alle Bildwerke von Einer Art zusammenzustellen, oder die eines ganzen Cabinets zu liefern. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen Bellori, Bildnisse von Philosophen u. a., Chifflet Abraras, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum florentinum, Wicar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen königlich französischen, Leblond und Lachaur von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der Wiener. Außerdem gehören hieher das Museum d'Odescalchi, die Cabinets von Gravelle, Stosch, Bossi, des Herzogs von Marlborough. Wie schön aber auch mehrere dieser Abbildungen sind, so gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Man hat ebenfalls mehrere Sammlungen solcher Abdrücke, die man auch mit dem Namen der Dactyliotheken zu bezeichnen pflegt, z. B. die Lippertsche Dactyliothek. Sie, so wie die dazu verfertigten Cataloge und Beschreibungen, sind ein wichtiges

Digitized by Google

Hülfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike. (S. hierüber Paste. dd.

Dactylologie oder Dactylonomie ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen, und im weitern Sinn die Fingersprache, oder die Kunst durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Dactylus, dactylisch, s. Rhythmus.

Dädalus, Dädalien, (Daidalos, Daidalien). Man nennt ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortschreitender Bewegung sind, dädalische Figuren, Dädalien, Dädali. Woher sie diese Benennung haben, darüber ist man nicht einig. Winkelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, sagt: „Dädalus fing an, die unterste Hälfte der Hermen in Gestalt der Beine völlig von einander zu sondern, und von ihm sollen die ersten Statuen den Namen Dädali bekommen haben." Auch ist die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerst an den Statuen die Schenkelbeine fortschreitend und abgesondert gestellt habe (woraus sich die Sage erklärt, seine Statuen hätten sich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildsäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegypter. Nach Pausanias hingegen erhielt Dädalus seinen Namen von jenen Statuen (der Name dieser käme dann von δαιδαλλειν, d. h. künstlich ausarbeiten). Diese Aussage des Pausanias dürfte ein besonderes Gewicht durch Böttigers sinnreiche Hypothese erhalten, daß Dädalus nicht ein Eigenname, sondern ein Gemeinname aller ersten Architekten, Metallurgen und Bildschnitzer in der griechischen Vorwelt sey, also überhaupt einen Kunstmenschen bezeichne (Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäol., Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunst pflanzt sich im Anbeginn nur im Familienkreise fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künstlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege, und war ein Künstler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinschneidekunst, auch Erfinder mehrerer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz (denn aus Stein zu hauen verstand man damals noch nicht), und war der Erste, der seinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er einen seiner Schüler eifersüchtig getödtet hatte, verlassen mußte; in Creta erbaute er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Pasiphaë die berüchtigte hölzerne Kuh. Mit seinem Sohne Icarus eingekerkert, sann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Ovid aus Federn mit Wachs befestigt, die dem allzuhoch strebenden Icarus den Tod brachten, wodurch das Ikarische Meer den Namen soll erhalten haben, sind bekannt. Dädalus selbst gelangte glücklich nach Sicilien, an dessen südlicher Küste auch ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, besonders aber zu Platäa ein bekanntes Fest (Dädala oder Daidalea) — Bilderfest gefeiert. Man darf mit ihm einen spätern Bildhauer Dädalus aus Sicyon nicht verwechseln. Daß hier aus mehrern Sagen ein Ganzes zusammengeflossen sey, wozu die Dädali, Kunstmenschen, Veranlassung gaben, ist nur allzuglaublich. Nimmt man Böttigers Hypothese und

Digitized by Google

die Verbreitung einer Kunstschule an, so dürfte sich hieraus manche Spur der frühesten Kunstbestrebungen entwickeln lassen. dd.

Dädalisch, kunstreich, geschickt, besonders in Beziehung auf bildende Kunst. (S. d. vorigen Art.)

Daendels, ein in der neuern Geschichte der vereinigten Niederlande berühmt gewordener holländischer General. Er flüchtete bei der Revolution 1788 nach Frankreich. Dümouriez stellte ihn als Oberlieutenant in seiner Expedition gegen Holland 1793 und 1794 an. Damals diente er als Brigadegeneral in der Division, welche Moreau commandirte, und zeichnete sich sehr aus. Den 20sten Juni 1795 trat er wieder als Generallieutenant in die Dienste seines Vaterlandes. Zu Ende 1797 begünstigte er die Veränderungen, welche die Errichtung des batavischen Directoriums herbeiführte. Als den 22sten Januar 1798 die republikanische Partei, nach neu erhaltenem Zuwachs, die constituirenden Autoritäten erneuerte, und ihre Parteigänger dazu beförderte, hatte sich Daendels diesen Maßregeln abgeneigt gezeigt, wurde als Anhänger der Aristokraten bezeichnet, und sollte auf Befehl des Directoriums arretirt werden. Er ging daher nach Paris, beschwerte sich bei dem französischen Directorium, wußte es für sich zu gewinnen, und wurde bevollmächtigt, eine neue Revolution ins Werk zu richten. Mit dieser Vollmacht begab er sich insgeheim nach Haag, befehdete, an der Spitze einiger Compagnien batavischer Grenadiere, den 12ten Juni am hellen Tage das Directorium, ließ seine Mitglieder in Verwahrung nehmen, setzte die Staatsbeamten ab und neue dafür ein, und erhielt den Beifall der französischen Regierung. 1799 commandirte er die batavische Armee, als die Engländer und Russen eine Landung in Holland bewerkstelligten, und zeigte Einsicht und Unerschrockenheit. Bei der Thronbesteigung Ludwig Bonaparte's wurde er von diesem sehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Einverleibung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von diesem wichtigen Posten zurück. Im Sommer (1812) traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte seine Muße, um ein Compte rendu über seine Verwaltung in Java in 4 Foliobänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statistik und den ganzen Zustand dieses wichtigen Landes viel Licht ist verbreitet worden. Späterhin wurde er vom König der Niederlande zur Besitznahme und Organisation der wieder erworbenen Besitzungen auf der Küste von Afrika ernannt.

Dagg, ein fest gedrehtes kurzes Tau, womit Verbrecher auf den Schiffen gezüchtigt werden. Daggenlaufen, eine Art Spießruthenlaufen, indem der Strafbare von einem Verdeck des Schiffs bis zum andern durch die Reihen des Schiffsvolks gepeitscht wird.

Dagobert I., wegen seiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franzosen, folgte im Jahr 628 seinem Vater Clotar II., welcher das vorher getheilte fränkische Reich wieder vereiniget hatte, in der Regierung. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachsen, Gasconier und Bretagner, aber er befleckte den Glanz seiner Siege durch Grausamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wollust. So wird von ihm erzählt, daß er nach Besiegung der Sachsen alle diejenigen habe hinrichten lassen, deren Wuchs die Länge seines Degens überstiegen habe. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den Franken bessere und vollständigere Gesetze geben ließ. Er starb im Jahr 638 zu Epinay in einem Alter von 36 Jahren und ward zu St. Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

Digitized by

D'Aguesseau (Henry François), ein um die frühere französische Gesetzgebung und Beredsamkeit höchst verdienter Mann, war zu Limoges den 27sten November 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war sein erster Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete sein Talent zur Dichtkunst, die er bis an die letzten Tage seines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In diesem Posten traf er viele Verbesserungen der Gesetze und Rechtspflege und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle seine Macht an, um das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der gallicanischen Kirche, und standhaft verwarf er die Beschlüsse Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voisin, zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Diesen Widerstand unterstützte seine Gemahlin, die ihm zurief, als er nach Versailles ging, wohin ihn der König gerufen hatte, um diese Angelegenheiten zu verhandeln: Allez, oubliez, devant le roi, femme et enfans. Perdez tout, hors l'honneur! Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde er unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans Kanzler (1717), fiel aber, weil er sich Laws unheilbringendem Finanz-Systeme standhaft widersetzte, 1718 in Ungnade, und mußte sich auf sein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er selbst späterhin sagte, die schönsten Tage seines Lebens und beschäftigte sich mit dem Lesen der Bibel, mit dem Plane einer Gesetzgebung, und dem Unterrichte seiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künste und Wissenschaften füllten die Zeit seiner Muße aus. Als im Jahr 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes, wie d'Aguesseau, der die allgemeine Liebe des Volks besaß, nöthig zu haben, um das Murren der Nation zu stillen: d'Aguesseau ward also zurückberufen und in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Dieser Zeitraum in dem Leben d'Aguesseau's wird als der am wenigsten glänzende für seinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Laws Hand seine Stelle wieder an, sondern er mußte auch seine Einwilligung zu gewissen unhaltbaren und verderblichen Projecten geben, die das Parlament jedoch verwarf, und duldete am Ende sogar mit Gleichmuth, daß eben dieses Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Nichtsdestoweniger verlor er im Jahr 1722 zum zweiten Male seine Stelle, weil er sich dem Cardinal Dübois mit mehrerem Muthe, als jenem Law, widersetzt hatte, ward jedoch 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber sein Amt erst 1737 wieder. D'Aguesseau hatte die Absicht, Einheit in die Vollziehung der alten Gesetze zu bringen, ohne ihre Basis zu erschüttern, und das Mangelnde hinzuzusetzen. Allein diese Arbeit überstieg die Kraft eines einzelnen Menschen. Er starb am 9ten Februar 1751, nachdem er 1750 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte. Seine durch mehrere Ausgaben verbreiteten Schriften, sagt Bouterwek, sind Muster der wahren Beredsamkeit in ihrer Art; geistreich, verständig, prunklos, elegant und energisch, immer dem Gegenstande angemessen und voll vortrefflicher Lehren, besonders für diejenigen, die sich zu liberalen Staats- und Justizmännern bilden wollen. Vortrefflich in dieser Hinsicht sind besonders die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete. In ihnen herrscht Präcision, Stärke, Klarheit, Ordnung und Wohllaut.

Digitized by Google

Dairi oder Dairo, s. Japan.

Dalai-Lama, s. Lama.

Dalayrac (Nicolaus), oder D'Alayrac, geboren zu Müret in Languedoc im J. 1753, stammte aus einer adeligen Familie und kam sehr jung nach Paris, wo er bei der Garde Dienste nahm. Er hatte eine bestimmte Neigung für Musik und dramatische Kunst und besuchte deswegen sehr häufig die Vorstellungen der Opern von Gretry, die in ihm die Lust, seine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu versuchen, erregten. Unter Langlé's Leitung erlernte er die Grundsätze der Composition. In seinen Werken findet man weniger Originalität, als in denen von Monsigny, und weniger komische Einfälle, als in denen von Gretry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er sich vor beiden aus. Einzig ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles; dagegen war er ein unglücklicher Nachahmer Cherubini's in dem schwarzen Schloß (le château de Montenero) und in Lehman oder der Thurm von Neustadt. Im Jahr 1782 debütirte er auf dem Theater der komischen Oper mit der Eclipse totale. Die Anzahl seiner Werke seit dieser Zeit ist sehr bedeutend. Den meisten Beifall erhielten unter ihnen auch auf deutschen Theatern folgende: Adolph et Clara, oder die beiden Gefangenen, Azemia oder die Wilden, Raoul de Créqui (Rudolph von Creki), die beiden kleinen Savoyarden, Maison à vendre (der Hausverkauf), Gulistan, Nina u. A. In der Composition der letztern Oper wurde er jedoch von Paesiello, in der Composition des Sargino und der Camilla von Paer übertroffen. Durch die Vernachlässigung eines Catarrhs zog sich Dalayrac am 27sten November 1809 den Tod zu. Die Schauspieler der komischen Oper beschlossen, ihm eine Büste in ihrem Foyer aufzustellen. Seine Compositionen waren zum Theil für die drei Lieblingsschauspieler der komischen Oper, des sonstigen Théâter Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St. Aubin. Von diesen mußte man seine Operetten sehen und hören.

Dalberg (Geschlecht der Freihrn. von), auch Dalburg. „Ist kein Dalberg da?" so mußte ehedem bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaiserliche Herold fragend rufen, und der anwesende Dalberg beugte sein Knie vor der neugekrönten Majestät und empfing von ihr den Ritterschlag als erster Reichsritter. So groß waren die Verdienste der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Ansehn gewesen. Mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde (1805) schien auch dieses Prärogativ nur noch als ein schönes Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten in der Chronik fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieses Herkommen, indem er festsetzte: daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde seyn und vor Frankreichs Throne gefragt werden sollte: „ist kein Dalberg da?" Wir finden in dieser Familie berühmte Mäcenaten der deutschen Literatur und Kunst, unter welchen hervorragt ein Johann von Dalberg (Dalburg), seit 1482 Bischof und Kämmerer von Worms, geb. 1445, gest. 1503 (s. G. W. Zapf über J. v. D. Leben und Verdienste, Augsburg 1789. 8. umgearb. Aufl. 1796. 8. nebst Nachtrag, Zürich 1798. 8.) der auch auf Veranlassung des Conrad Celtes die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, stiftete, und ihr Vorsteher war; Adolph, Freiherr von Dalberg, gefürsteter Abt zu Fulda, welcher 1734 eine katholische Uni-

Digitized by Google

versität zu Fulda gründete; ferner der vormalige Großherzog Carl, dem wir einen eignen Artikel widmen, und dessen Brüder: 1) Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, ehemals churpfalzbaierischer Ober-Appellations-Gerichtspräsident, zuletzt badenscher Staats-Minister (vom Kaiser Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum ersten Reichsritter geschlagen, gest. zu Mannheim den 27sten Dec. 1806 in seinem 57sten Jahre), ein warmer Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erster Präsident, und das Theater dieser Stadt, die Pflanzschule der ersten Schauspieler Deutschlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler anderer, dessen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm seine Stiftung und Erhaltung. Er ist als Schriftsteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an seine Cora, ein Drama mit Gesängen, und an den Mönch von Carmel. 2) Der 1813 gestorbene Joh. Friedr. Hugo, Freiherr von Dalberg (geboren den 16ten Mai 1760; Domkapitular zu Trier, Worms und Speier, lebte zu Aschaffenburg), ein höchst genialer Mann, und von größerer Tiefe des Geistes und der Gelehrsamkeit, als sein fürstlicher Bruder. Auf den noch unbebautesten Feldern der deutschen Literatur, nämlich in der Aesthetik und Archäologie der Musik (man vergl. seine Schriften über die Musik der Indier; über den Ursprung der Harmonie; die Aeolsharfe, ein Traum) — er war auch selbst ein geistvoller Tonsetzer und fertiger Clavierspieler — so wie überhaupt in seinen Forschungen über das Alterthum (man vergl. das Buch über den Meteorcultus der Alten) erntete er Lorbeern ein. Die Familie der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, theilt sich in die Hernsheimer und Dalberg-Dalbergische Linie. Der Senior der erstern war Carl (Theodor Anton Maria), vormaliger Großherzog. (S. d. Art.) Seine noch lebende Schwester ist: Antoinette, Freifrau von Dalberg, geb. den 11ten Januar 1757, Stiftsdame zu St. Marin im Capitel zu Cöln; wohnt zu Aschaffenburg. Von Wolfgang Heribert leben drei Kinder, nämlich 1) Emmerich Joseph, geborner Freiherr, jetzt Herzog von Dalberg, geb. 30. Mai 1773, vormaliger großherzogl. badenscher Gesandter bei Napoleon, wurde von diesem zum Herzog erhoben (1810). Er war Mitglied der provisorischen Regierung, welche der französische Senat am 1sten April 1814 nach dem Einrücken der Alliirten in Paris ernannte. Bei dem Wiener Congreß erschien er als zweiter franz. Gesandter. 1816 wurde er zum franz. Ambassadeur in Turin ernannt. Gemahlin: Pelina, Marq. de Brignolet aus Genua; 2) Franzisca, geb. den 7ten Juni 1777, Gemahlin des Freiherrn von Lerchenfeld, königlich baierschen Finanzministers; 3) Marie Anne, geb. den 27sten Sept. 1778, Gemahlin des Freiherrn von Venningen, großherzogl. badenschen Obersilberkämmerers. Mit diesen schließt sich für jetzt die Hernsheimer Linie. Die Dalberg-Dalbergische Linie zählt nur zwei Familien mit acht Gliedern, nämlich 1) Friedrich Franz Carl, Kämmerer von Worms, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 21sten März 1751, ehemaliger großherzogl. Frankf. u. fürstl. Primat. geheimer Rath; zeitheriger Geschlechts-Senior; wurde vom Kaiser Franz II. bei der Krönung zu Frankfurt 1792 zum ersten Reichsritter geschlagen. Gemahlin: Marie Anne, Freifrau von Greifenklau zu Vollraths; wohnen zu Aschaffenburg. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. 2) Carl Alexan-

Digitized by Google

der, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 4ten Februar 1775., ehemaliger großherzogl. Frankf. und fürstl. Primat. Kammerherr, Gemahlin Johanna, Freiin von Sturmfelder, vermählt 1806; wohnen zu Aschaffenburg.

Dalecarlien, s. Schweden.

Dalin, (Olof oder Olaus von), der Vater der neuen schwedischen Literatur im 18ten Jahrhunderte. Er wirkte auf das größere Publikum durch seine reichhaltige Zeitschrift, der schwedische Argus (1733—34), aber noch mehr durch seine geistvollen Poesien, namentlich Satiren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die schwedische Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beste Ausgabe seiner poetischen Werke — poetiska Arbeten, ist Stockholm 1782, 83. 8. in 2 Bänden erschienen). Ein gleiches Verdienst erwarb er sich um die kritische Behandlung der Landesgeschichte (Suea Rikes historia. Stockholm 1777. 3 Voll. 4.), weswegen er auch zum Historiographen des Reichs ernannt wurde (1755), so wie er auch an der Stiftung der Akademie der schönen Wissenschaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Er war geb. auf der Probstei Winberga in Halland 1708, und starb als schwed. Hofkanzler 1763.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Aermeln, dergleichen sonst die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diaconen in der römischen Kirche seit Papst Sylvester I. über der Alba und Stola tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiserlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt, und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, ein Küstenland, das sich an dem adriatischen Meere hinzieht, an Croatien, Bosnien und Albanien gränzt, und zu welchem verschiedene Inseln gehören. Seit dem Jahre 1814. ist es, mit Ausnahme des türkischen Antheils, ganz dem Kaiser von Oesterreich, unter dem Namen des Königreichs Dalmatien, unterworfen. Dalmatien war ehemals ein sehr ansehnliches Reich, und ist, ob es gleich viel Veränderungen erfahren hat, noch jetzt bedeutend. Die Römer suchten auch Dalmatien zu erobern; aber nach vielen vergeblichen Versuchen wurde es erst unter Augustus dem römischen Reiche unterworfen. Nach dem Verfall des abendländischen Kaiserthums stand es erst unter der Herrschaft der Gothen, dann der morgenländischen Kaiser. In der Hälfte des 7ten Jahrhunderts eroberten es die Slaven, und errichteten hier ein eignes Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungarn unter König Ladislaus dem Heiligen, vereiniget wurde; ein anderer Theil desselben begab sich unter den Schutz der damals mächtigen Republik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu seyn, doch entrissen die letztern in der Folge den Venetianern einen Theil Dalmatiens. Durch den Frieden zu Campo Formio (den 17ten October 1797) kam der venetianische Antheil von Dalmatien, so wie Venedig selbst, unter österreichische Herrschaft. Aber im Presburger Frieden 1805 trat es Oesterreich an den französischen Kaiser ab, der es zwar zum Königreiche Italien zog, jedoch das Land selbst provisorisch durch einen General-Proveditore regieren ließ. Der Marschall Soult erhielt zwar den Titel eines Herzogs von Dalmatien, aber keinen Anspruch auf das Land selbst. Nach den großen Ereignissen im Jahr 1814 nahm Oesterreich wieder Besitz von Dalmatien. Zufolge der neuesten statistischen Angaben des Herrn von Lichtenstern hat dieses ganze Land, so

Digitized by Google

weit es unter österreichischer Herrschaft steht, mit Ragusa und Cattaro, 504 Quadratmeilen und 315,000 Einwohner. Die Ursachen, welche eine stärkere, dem Umfange des Landes angemeßnere Bevölkerung hindern, sind der übermäßige Gebrauch hitziger Getränke, schädliche Ausdünstungen der Sümpfe in verschiedenen Districten, häufige Auswanderungen, und die bis in das 3te und 4te Glied fortdauernde Blutrache. Der Boden ist ergiebig, wenn er gehörig gebaut würde; aber es gibt noch viele unbebaute Ländereien, undurchdringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. Die Dalmatier oder Dalmatiner sind ein schöner Menschenschlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn sie gut angeführt werden. Venedig's ehemalige militärische Kraft beruhte ganz auf dieser Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wohl nicht mit Unrecht, einen hinterlistigen Charakter und Raubbegierde Schuld; Abneigung gegen alle Gesetze und Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters ist, daß viele von ihnen den Heldentod (wie sie ihn nennen) am Spieße, einem natürlichen und ruhigen im Schooße ihrer Familien vorziehen. Die Morlacken (Morlachen), welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie sind, unter guter Anführung, vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entschiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunk, doch sind sie dabei gastfrei, wohlthätig und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unreinwürfigkeit leben sie in einer Art von Naturzustande. Aber sie sind auch deswegen stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Von den Sitten und Gebräuchen dieser Bergbewohner hat die Gräfin Rosenberg in einem eigenen, auch ins Deutsche übersetzten Werke, die Morlacken, ein interessantes, aber durch Dichtkunst verschönertes Gemälde, aufgestellt. — Die Bewohner der Inseln treiben vorzüglich Fischerei, und gehen häufig als Knechte auf dem festen Lande, oder als Matrosen auf Kauffartheischiffen, in Dienste. Die Inseln sind nicht sehr fruchtbar, auf einigen derselben wird nicht einmal das zum Bedarf der Einwohner nöthige Getreide gebaut; verschiedne haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebauet werden. Die Bewohner des festen Landes treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel, vorzüglich aber widmen sie sich dem Seeleben. Sie könnten weit mehr Handel treiben, aber es fehlte bisher ganz an Industrie und Aufmunterung dazu. Die Ausfuhrartikel beschränken sich auf Unschlitt, Hasenfelle (welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden), etwas Oel, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingesalzne Fische. Die Dalmatier verführen diese Artikel in verschiedne Häfen, und nehmen dagegen Leinwand, Tücher, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, so daß der Vortheil des Handels immer auf ihrer Seite ist. Es gibt verschiedne Gold-, Eisen- und Steinkohlen-Gruben im Lande, aber sie bleiben ganz unbenutzt. Die vorzüglichsten Städte sind Zara mit 8000, Spalatro mit 14,000 Einwohnern. Zu Dalmatien wird noch der ebenfalls unter österreichischer Herrschaft stehende, aber eigentlich zu Albanien gehörende District von Cattaro, der in bogenförmiger Gestalt um den Meerbusen gleichen Namens liegt, gerechnet. Der berühmten Buchten (Bocche di Cattaro) sind dreizehn, welche den sichersten Hafen im adriatischen Meere ausmachen, und malerische Ansichten gewähren. Die Bevölkerung des ganzen Districts wird auf

Digitized by Google

59,000 Seelen geschätzt. Die Einwohner sind vortreffliche Seeleute, aber ebenfalls zur Räuberei, besonders auf dem Meere, geneigt; zu Lande sind sie durch ihre Entschlossenheit und Keckheit die gefährlichsten Feinde der Türken in dieser Gegend. Das steile, graue und ganz unfruchtbare Felsengebirge von Montenegro umschließt bogenförmig einen Theil dieser Provinz. — Der türkische Antheil von Dalmatien, welcher sich von Bosnien bis Albanien erstreckt, enthält die Landschaft Herzegowina mit der Stadt dieses Namens, und die Städte Scardona und Trevigno.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. Es wird in der Musik dadurch angezeigt, daß man wieder von da an spielen soll, wo das nämliche Zeichen steht.

Dalton (John), ein berühmter Physiker und Chemiker zu Manchester, welcher wichtige Versuche z. B. über die Expansivkraft der Dämpfe angestellt, und mehrere gehaltvolle Schriften herausgegeben hat, z. B. kürzlich ein System der chemischen Philosophie (auch ins Deutsche übersetzt).

Damascenus (Joannes), Joh. von Damascus, auch Johannes Chrysorrhoas, Urheber des ersten Systems der christlichen Theologie in der morgenländischen Kirche, oder Stifter der wissenschaftlichen Dogmatik. Er versuchte nämlich zuerst die in der griechischen Kirche bisher bloß auf Veranlassung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, systematisch darzustellen. Seine Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens in 4 Büchern hat in der griechischen Kirche ein classisches Ansehn genossen. Auch schrieb er eine Dialectik nach Aristotelischen Grundsätzen, eine Sammlung philosophischer Stellen aus ältern Schriften in alphabetischer Ordnung u. a. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von P. Mich. Lequien, Paris 1712, 2 B. Fol. — Er stand zuerst in Diensten bei einem Califen, wurde aber dann Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem, und starb um 760. Er ist mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechseln.

Damasciren, Damascirung (Damasquinure). Damasciren heißt theils dem Stahl oder Eisen eine flammige Gestalt geben (damascirte Flintenläufe, Degenklingen), theils mit Gold und Silber auslegen. Unter Damascirung oder damascirter Arbeit versteht man platte oder halberhobene Zierrathen von Laubwerk, auf Stahl oder Eisen mit Gold- und Silberdraht gemacht. Schon die Aegypter verfertigten, wenigstens unter den griechischen und römischen Beherrschern, solche Arbeiten mit glücklichem Erfolg; man sieht dergleichen auf der berühmten Isistafel. Auch die Griechen kannten sie (bei Herodot heißt sie Kollesis), und eigneten die Erfindung dem Glaukos von Chios zu; der größte damascirte Becher, den Halyattes in den delphischen Tempel sandte, war sein Werk. Bei den Lateinern heißt diese Kunst ferrumination. In der neueren Zeit zeichnete sich vornehmlich die Levante in Arbeiten dieser Art aus, und man nannte sie damascirte, weil sie im Mittelalter von Damascus vorzüglich gut geliefert wurde. In Frankreich gelangte sie unter Heinrich IV. zu ihrer Vollkommenheit, und Crusinet (gestorben zu Paris 1660) zeichnete sich besonders darin aus. In Carlsbad verfertigt man vortreffliche Arbeit dieser Art, welche unter dem Namen carlsbader Arbeit bekannt ist. In Deutschland soll im siebzehnten Jahrhundert Peter Simmelpuß in Solingen die ersten Damascener-Klingen verfertigt haben, und noch jetzt werden daselbst solche Klingen auf das

Digitized by Google

vollkommenste nachgeahmt. Man versteht unter Damascener-Klingen mithin stählerne Degen- oder Säbelklingen, welche besonders gehärtet, gewässert oder flammig gearbeitet und mit goldenen oder silbernen Figuren ausgelegt sind. (Vergl. Stahl). dd.

Damask, die osmanische Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks, welcher einen Theil vom alten Syrien, Phönizien und das ganze Palästina umfaßt und jetzt kaum noch 8 bis 900,000 Menschen zählt, da im Alterthume hier mehrere Millionen sich zusammendrängten. Die Stadt liegt am Barady in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die Abulfeda, dessen Geburtsort Damask ist, für das erste der vier irdischen Paradiese hält, und zählt noch jetzt mehr als 100,000 Einwohner, gegen 200 Moscheen, mehrere christliche Kirchen, zwei katholische Klöster, und viele Bazars und Chans. Der Pascha von Damask hat hier seinen Sitz: er ist als Emir al Hadschi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter seiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht. Die Einwohner unterhalten mehrere Manufakturen, besonders in Messer- und Säbelklingen, welche von dieser Stadt den Namen Damascenerklingen führen, in seidnen und baumwollnen Zeugen und eingelegten Arbeiten, unterhalten auch einen beträchtlichen Handel. Damascener-Pflaume, eine große vorzügliche Pflaumengattung, stammt aus der Gegend dieser Stadt, ist aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. Damascener-Rosen, (rosa Damascena), ist eine Rosengattung, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die sehr angenehm riecht; daher auch Muscatrose. Damascener-Traube — mit diesem Namen belegt man diejenigen Trauben, die am Stocke getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt, und welche die besten großen Rosinen geben.

Damast nennt man einen künstlich gewebten Zeug, dessen Grund ein glänzender Boden ist, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es bloß seidene Damaste, nachher machte man sie aber auch aus Leinen und Wolle, daher z. B. damastenes Tischzeug. Nach Einigen soll diese Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern aber später von den Einwohnern zu Damascus erfunden worden seyn: letztere Stadt hat ihr zum wenigsten den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaste sind nur von einer einzigen Farbe: werden sie bunt gewebt, so verändern sie Namen und Einrichtung, und werden französisch ras de Cécile (Cäcilien-Rasch) genannt. Zu dem seidnen Damaste gehört auch der Damast von Flor oder Gaze, den man bereits seit verschiedenen Jahren verfertigt hat. In den neuern Zeiten haben zuerst die Italiener und Holländer diesen Zeug gearbeitet und noch im siebzehnten Jahrhunderte erhielt man ihn nur aus Italien, besonders aus Genua. Die Franzosen folgten aber bald nach, und übertreffen jetzt die Italiener. Auch aus Indien und China bekommen wir Damast, den die Engländer besonders gut nachmachen. Jetzt wird dergleichen auch in Deutschland in großer Menge verfertigt. Nach den drei verschiedenen Arten, wie er in Deutschland gewebt wird, theilt man ihn in holländischen, französischen und italienischen Damast ein.

Dambray (le Chevalier Charles), Sprößling einer edlen Familie in der Normandie, geb. 1760. Er widmete sich dem Studium der Rechte und der Rednerbühne, und zeichnete sich seit 1779 in beiden als Avocat général bei der Cour des aides zu Paris so rühmlich aus, daß er 1788 an die Stelle des berühmten Redners Séguier zum Avocat général beim Parlament mit allgemeinem

Digitized by Google

Beifall ernannt wurde. Er heirathete eine Tochter des Herrn von Barentin und flüchtete sich bei Anfang der Revolution zu diesem nach Deutschland. Schon war er für das neue Ministerium bestimmt, als die Flucht und Gefangennehmung des Königs ihm diese glänzende Aussicht benahm. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf seinen Gütern in der Normandie, und verrichtete keine andern Dienste als die eines Mitgliedes des Conseil général des Departements der Seine inférieure. — 1814 rief ihn der König Ludwig XVIII. an den Hof zurück, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich, Justizminister, Pair, Präsidenten der Pairskammer und Kommandeur des h. Geistordens, und übertrug ihm die Oberaufsicht über Buchhandel und Journale. Der Einfall Bonaparte's entfernte ihn abermals von Paris; er ging in die Normandie und von da über England nach Gent. Nach des Königs Rückkehr verlor er die Oberaufsicht über Buchhandel und Journale an den Polizeiminister, behielt das Präsidium der Pairskammer, in welcher Eigenschaft er auch der Commission zu Ney's Verurtheilung präsidirte, und erhielt 1816 auch wieder eine Zeitlang das Justizministerium. Den 5ten August 1816 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften ernannt.

Dame, Damenspiel und Damenbrett. Das Damenspiel ist ein Spiel auf einem viereckigen Brette mit 64 abwechselnd dunkeln und hellen Feldern (das Damenbrett genannt, obwohl man auch viele andere Spiele, z. B. Schach, darauf spielt), auf welchem zwei Personen, jede 12 Spielsteine von verschiedener Farbe gegen einander sezzen und nach gewissen Regeln so lange ziehen, bis es einer von beiden gelungen ist, einen oder mehrere Steine in die letzten Felder der andern hineinzubringen, welche dann mit einem Stein des Gegners belegt werden müssen, Damen heißen, und im Ziehen viele Vortheile und Freiheiten haben. Durch sie wird das Ziel des Spieles leichter erreicht, welches darin besteht, die Steine seines Gegners alle aus dem Felde zu schlagen. Ueber den Ursprung dieses Spieles ist nichts Gewisses bekannt. Etwas Aehnliches scheinen die Römer gekannt zu haben. Die Alten hatten z. B. ein Brettspiel, wobei sie fünf Spielsteine gebrauchten, deren Stellungen aber durch Würfel bestimmt wurden.

Damiat, Damiate, Damiette, 31 Grad 25 Min. nördl. Breite, Handelsstadt in Nieder-Aegypten am Nil, in einer sehr fruchtbaren Gegend; sie hat 80,000 Einwohner, zwölf Moscheen, und ist der Sitz eines coptischen Bischofs; ihr Leinwandhandel und ihre Halbseidenzeug-Fabriken, der Handel mit Caviar, Leinsamen, Baumwolle, syrischer Seide, Reiß (von welchem europäische Kaufleute jährlich auf 600 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werthe nach für 1 1/2 Million Thaler ausführen), Kaffee, Leinwand, Salmiak und Getreide sind sehr beträchtlich. Bei Damiate mußte König Ludwig IX. von Frankreich in dem von ihm begonnenen unglücklichen Kreuzzuge, im J. 1250 sich mit seinem ganzen Heere den Saracenen gefangen geben; für seine Person mußte er das damals für einen wichtigen Platz gehaltne Damiate zurückgeben.

Damiens (Robert François), berüchtigt durch sein meuchelmörderisches Unternehmen gegen Ludwig XV., war 1715, in einem kleinen Dorfe Namens Tieuloy, im ehemaligen Artois, geboren, wo sein Vater ein armer Pächter war. Schon in seiner Jugend übte er so boshafte Streiche aus, daß er den Namen Robert-le-Diable

Digitized by Google

erhielt. Er ließ sich zweimal als Soldat anwerben, und war auch bei der Belagerung von Philippsburg. Nach seiner Rückkehr wurde er Bedienter im Jesuitencollegio zu Paris, verließ aber 1738 diesen Dienst, um sich zu verheirathen. Dann diente er in verschiedenen Häusern der Hauptstadt, vergiftete einen seiner Herren mit einem Lavement, stahl 240 Louisd'or, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang unstät in St. Omer, Dünkirchen und Brüssel, und äußerte sich allenthalben auf eine ausschweifende Weise über die Streitigkeiten, welche König und Parlament entzweiten. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn einst sagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich sterben, aber der Vornehmste des Landes wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören." Im December des J. 1750 war er zu Falesque, unweit Arras, bei einem seiner Verwandten, wo er sich als ein Verzweifelnder äußerte; er sagte: das Königreich, sein Weib und seine Tochter seyen verloren. Er war in einer Art von Geistesverwirrung, als er nach Paris zurückkehrte, wo er zu Ende des J. 1756 ankam. Er erschien in den ersten Tagen des folgenden Jahres in Versailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete sich zu der That vor, die er den 5. Januar vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte er mit einem Messer dem Könige einen Stich in die rechte Seite, ob dieser gleich von den Großen des Hofs umgeben war. Der Meuchelmörder wurde sogleich ergriffen. Mit den grausamsten Martern, die er geduldig ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, welches hätte vermuthen lassen, daß er Mitschuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht begangen haben würde, wenn man ihm so reichlich, wie er es verlangt, zur Ader gelassen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienstliches Werk zu thun. Nachdem man alle Grade der Folter vergeblich angewandt hatte, wurde er zu eben dem grausamen Tode verdammt, wie der Mörder Heinrichs IV. Den 28. März desselben Jahres wurde das Urtheil auf dem Greveplatz vollzogen.

Dämmerung nennt man das schwache Licht, welches die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange in dem Luftkreise verbreitet. Der Luftkreis fängt die Sonnenstrahlen auf, und bricht und wirft sie mit Beihülfe der in ihm schwebenden Dünste und Wolken auf noch unbeleuchtete Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine senkrechte Tiefe von etwa achtzehn Graden unter dem Horizonte erreicht hat. Diese achtzehn Grade machen nämlich den Sehungsbogen der kleinsten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne diese Tiefe hat, so sind die kleinsten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge sichtbar, oder es ist völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung ist sehr verschieden. In den Ländern unter dem Aequator währt sie an den Tagen der Nachtgleiche 1 Stunde 12 Minuten, und wird desto länger, je mehr sich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag, und 6 Monate lang Nacht ist, dauert die Abenddämmerung fast 2 Monate nach dem Verschwinden der Sonne, und die Morgendämmerung fängt fast 2 Monate vor ihrem Wiedererscheinen an, so daß dadurch ein großer Theil dieser halbjährigen Polarnacht erleuchtet wird. Sie ist doppelt wohlthätig, indem sie die Nacht abkürzt, und

Digitized by Google

zugleich die schädliche Wirkung der schnellen Abwechselung des Lichtes und der Finsterniß auf unsere Augen verhindert.

Dämmerungskreis heißt in der Naturlehre der Kreis, welcher die Gränze der Dämmerung bezeichnet und gewöhnlich in einer Tiefe von 18 Graden unter dem Gesichtskreise mit diesem gleichlaufend beschreiben wird. (S. d. vorstehenden Artikel)

Dämmerungsvögel s. Schmetterlinge.

Dämon, Dämonisch, Dämonologie, (griechische und orientalische). Einer der wichtigsten Gegenstände für den philosophischen Forscher der Geschichte der Menschheit ist unstreitig der Glaube an Dämonen, höhere Wesen von mächtigem Einfluß auf die Schicksale der Menschen; denn wie viel Heilsames und Schädliches, wie viel Weisheit und Thorheit, wie viel Religiösität und Aberglaube hat sich nicht an diesen Glauben geknüpft! Es wird daher zweckmäßig seyn, wenn wir hier, in flüchtigen Umrissen, die Geschichte desselben entwerfen. Der Name Dämonen (δαιμόνια, δαίμονες, genii), unter welchen wir jene Geister öfters genannt finden, weiset uns, da er griechischen Ursprungs ist, zunächst auf Griechenland, und es schadet nichts, wenn wir von diesem Punkte ausgehen. Schon bei Homer finden wir Dämonen. Nur von Göttern aber wird bei ihm als von Dämonen geredet; die Götter selbst reden sich mit dieser Benennung an, und dämonisch ist so durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von Daëmon, d. i. höchst einsichtig, weise, allwissend, allerdings eine Bestätigung dadurch zu erhalten scheint. Wie ganz anders schon bei Hesiodus, der uns berichtet:

Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings um den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter diesen Unsterblichen Dämonen zu verstehen seyen, geht aus Plutarch hervor, welcher sagt, Hesiodus habe bestimmt vier Classen vernünftiger Wesen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menschen. Hesiodus selbst aber sagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Di- 121 — 126.) von den Menschen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden sie fromme Dämonen der oberen Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter.
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen sich also unzweideutige Spuren einer schon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Classification findet sich aber erst später, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philosophen gegangen war. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In den Regionen der griechischen Philosophie spielten diese Dämonen schon frühzeitig eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, jeder auf seine Weise; alle jedoch überfliegt der dichterische Platon. Im Gastmahl erklärt sich Diotima über die Dämonen also: „Alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen, und seine Verrichtung ist, zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern

Digitized by Google

kommt; der Einen Gebete und Opfer und der Andern Befehle. In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit nun das Ganze in sich selbst verbunden sey. Und durch dies Dämonische geht auch alle Weissagung, und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer, Weihungen, Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen sowol im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geister gibt es viele und vielerlei." An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, sie seyen in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unverhüllt in die Geheimnisse der Zukunft und verwalten sie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite, und seine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte sich das Volk unter ihnen die Gottheit, sofern sie die menschlichen Schicksale lenket, und man theilte sie in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben wurden, in gute und böse Geister, in Agathodämonen und Kakodämonen. Die Römer bildeten die griechische Dämonologie in ihrem eignen weniger poetischen Charakter, und vermischt mit etruskischen Vorstellungen weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geist des individuellen Lebens. In diesem Allen erkennt man leicht die ursprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da ist etwas Dämonisches: diese Idee aber ward ausgebildet durch Philosophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit diesem Glauben versöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzustellen, mußte man die mythologischen Ansichten allmählig zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkter als durch Hinzuziehung der Dämonen geschehen. Ob aber gleich griechische Philosophen dies für Griechenland thaten, so darf man darum doch nicht glauben, daß auch diese Ideen, wie das Wort Dämon, griechischen Ursprungs seyen; vielmehr ist es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt sey. Ihr eigentlicher Ursprung ist in den Religionen des Orients zu suchen, wo wir sie überall wiederfinden. Die Hindu zählen außer dem höchsten Wesen, Para, Brama, 33,000 Götter und eine unaussprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchsten Rang unter jenen Göttern behauptet die Dreieinigkeit, Brama, Wischnu und Ruddren, die in ewigem Wechsel schaffen, erhalten und zerstören. Wenn des Zerstörers Anbeter sterben, so sendet er seine Diener, daß sie dieselben zu ihm bringen, damit er ihnen seine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen sind hier die Dweta's. Ungleich systematischer ausgebildet finden wir aber diese Lehre in der Religion Zoroasters oder dem chaldäisch-persischen Magismus, der auch unstreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzusehen ist. Um die Entstehung des Uebels zu erklären, nahm Zoroaster neben einem guten noch ein böses Prinzip an, als Quellen alles Guten und alles Uebels, und bildete diese Idee also aus: Es gibt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; in jenem herrscht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in diesem Ahriman, der Quell alles Uebels, des moralischen wie des physischen. Um den Thron Ormuzds stehen die sieben Amschaspands (Erzengel), die Fürsten des Lichts, unter denen er selbst der erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die Genien

von Allem, was gut ist, von welcher Art es auch sey; diesen die Feruers. Auf gleiche Weise ist das Reich der Finsterniß unter Ahriman organisirt. Sein Thron wird umgeben von den obersten sieben Diws, den Fürsten des Bösen, und eine zahllose Menge niederer Diws stehen unter ihnen wie die Izeds unter den Amschaspands. In unaufhörlichem Streite unter einander sind Ormuzds und Ahrimans Reiche; aber einst wird Ahriman besiegt; das Reich der Finsterniß hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun gesucht, daß diese Ideale nach den Verfassungen copirt seyen, die den asiatischen Monarchien eigen sind, aber Alles sichtbar modificirt nach dem Local, wo, und den Zeitumständen, unter welchen der Gesetzgeber und Religionsstifter auftrat. Allein letzterer blieb nicht bloß bei diesen allgemeinen Begriffen stehen, sondern übertrug sie auch auf einzelne Gattungen von Wesen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und leblose Wesen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menschen, Thiere und Gewächse zu Ormuzds; die unreinen (giftigen schädlichen) zu Ahrimans Reiche. Auf diese Weise war die Dämonologie im Parsismus zu einer Ausdehnung gediehen und in einen systematischen Zusammenhang gebracht, wie man sie anderwärts nicht kannte. Ob Horn (biblische Gnosis) Recht habe, daß die Aegypter von den Parsen entlehnt haben, kann hier nicht untersucht werden, verdient aber eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorstehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß und die Menschenseelen in ihrer Macht, allerdings also ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen auffallenden Dualismus (der jedoch in Osiris und Typhon hervortritt) und Parallelismus des Zoroasterschen Systems. Wären nun aber auch ägyptische und persisch-chaldäische Dämonologie nicht aus Einer Quelle geflossen, so berührten sie sich doch späterhin in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorder-Asien nach Griechenland kam, so war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet, und von den Philosophen bis nach Christi Geburt herab ausgebildet wurde. Während sie aber auf solchem Wege zu den Griechen kam, erhielten sie die Hebräer auf zwei verschiedenen andern Wegen. Zur Zeit des babylonischen Exils schöpften sie unmittelbar aus der Quelle des chaldäisch-persischen Magismus, und wenn sie auch früher Elohims und Engel gekannt haben sollten (merkwürdig ist immer, daß die letztern zuerst in der Geschichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den früheren Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen desto mehr), so wurde doch die Theorie von ihnen in und nach der babylonischen Gefangenschaft erst ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroasters System bemerken, thut sich nun auch hier hervor, es gibt gute und böse Dämonen; sie werden classificirt und bekommen eigene Namen. Es sind sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen, und immer vor seinem Throne stehen (Tob. 12,15). Von der andern Seite kam diese Nation unter den Seleuciden und Ptolemäern auch mit Aegypten und den Griechen, besonders in Alexandrien, in lebhafteren und dauernden Verkehr und zu den aus dem Magismus oder Parsismus adoptirten Vorstellungsarten gesellten sich ägyptisch-griechische, welchen Zusammenfluß man hauptsächlich im neuen Testamente wahrnimmt.

Digitized by Google

Unmöglich war es, das Eindringen griechischer Philosopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studium und Speculation begannen, Volksglaube und Philosophie trennten sich, und die Philosophen selbst theilten sich in mehrere Secten. Den orthodoxen Pharisäern standen gegenüber die heterodoxen Saducäer und Essäer, und kein Hoherpriester und kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem schon die Samaritaner gegenüber standen) in diese Parteien sich getheilt hätte. So stand es, als Christus auftrat. Pythagoräische und Platonische Philosophie, mit Orientalismen verschmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der hellenistischen Philosophie der Juden sich ausbildete, und ein Cabbalismus stand, von den feinsten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philosophie. In Hinsicht auf die Geisterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämonisch im Sinn eines bösen plagenden Geistes bestimmter hervortritt. Hieraus entsprangen nun jene Begriffe von Dämonen als Geistern böser Menschen, die in den Leib derselben fahren und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man diese Dämonen austreiben könne. So erscheinen die Dämonen als Untergeister eines (persischen) Satanas, eines leidenschaftlichen, feindseligen boshaften, menschenfolternden und marternden Plagegeistes. Anderer Seits war ein Ausspruch Christi (Matth. 28, 10) Veranlassung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menschen als Schutzgeist beigegeben sey. Die christlichen Schriftsteller machten jene böse Bedeutung von Dämonen zur herrschenden, so daß die Dämonen als böse Geister den Engeln als guten Geistern entgegengesetzt wurden. In dieser Entgegensetzung bildete sich nun die Geisterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von bösen Engeln. Bei dieser weitern Ausbildung aber verschmolz in dem Christianismus jüdische und griechisch-philosophische Vorstellungsart oft wundersam in einander. Wie Platons Mythus eine unerschöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, so wurde er es auch für die Kirchenväter; und die christliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Christenthume unterscheidet, wurde der Punkt, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents sich vereinigten. (S. übrigens auch die Artikel Engel, Teufel, Genien und Gabalis.) dd.

Damon und Pythias, zwei edle Syracusaner, welche als seltene Muster unerschütterlicher Freundschaft berühmt geworden sind. Pythias war unschuldig von Dionysius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, hatte aber auf die Bürgschaft seines Freundes Damon die Erlaubniß erhalten, seine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte persönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieser ins Gefängniß gegangen und hatte versprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt seyn würde. Unerwartete Hindernisse verzögerten seine Rückkunft; schon wandelt Damon getrost und fest überzeugt von der Treue seines Freundes dem Richtplatze zu; schon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks seinem Freund in die Arme stürzt. Bei dem edelsten Wettkampfe unter beiden, da Jeder für den Andern sterben will, zerfließen alle Anwesende in Thränen, und Dionysius selbst tritt hinzu, begnadigt sie und bit-

Digitized by Google

let, ihn als den Dritten in diesen schönen Freundschaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schillers treffliche Ballade, die Bürgschaft, zu welcher diese Geschichte den Stoff hergab?

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüssige, einem starken Grade von Hitze aussetzt, so dehnen sich ihre sämmtlichen Theile in einen weitern Raum aus, und erhalten zugleich einen höhern Grad von specifischer Elasticität. Ihre Bestandtheile vereinigen sich mit dem Wärmestoffe und bilden in dieser Vereinigung dasjenige, was man Dämpfe nennt: der aus kochendem Wasser aufsteigende Dampf ist sehr geeignet dieß vollkommen anschaulich zu machen. Die auf diese Weise aus den Körpern abgeschiedenen elastischen Stoffe sind überhaupt von zweierlei Art. Einige bleiben nämlich, wenn sie auch wieder erkalten, elastisch, heißen daher permanent-elastische oder luftförmige Flüssigkeiten, Luft- oder Gasarten; diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elastische Form wieder verlieren, werden insbesondere Dämpfe oder elastische Dünste genannt. Die Erzeugung derselben kann man schon bei einem gewöhnlichen Theekessel wahrnehmen; besser aber noch bei der Wind- oder Dampfkugel (Aeolopile), d. i. einer metallenen, mit einer offnen Röhre versehenen Kugel, in welcher Wasser zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewissen Grade der Wärme fängt das Wasser, oder welche Flüssigkeit man sonst nimmt, zu kochen an, und verwandelt sich in eine höchst elastische und flüssige Substanz, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windkugel wie ein heftiger Wind ausströmen, und in ein Gefäß von gleicher oder noch stärkerer Hitze aufgenommen, die Durchsichtigkeit, Elasticität und alle übrigen mechanischen Eigenschaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber diese Dämpfe außer dem Gefäße die atmosphärische kältere Luft an, so erscheinen sie darin als ein Nebel, vermischen sich mit derselben, und verschwinden endlich unvermerkt. Stoßen sie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glases, Steines ꝛc., so verdichten sie sich wiederum in Tropfen, die ein Theil der im Gefäße enthaltenen Flüssigkeit sind. Die Elasticität der Dämpfe ist außerordentlich; nach den Versuchen der geschicktesten Physiker nehmen die Dämpfe einen 1470 mal größern Raum ein, als die Quantität Wasser, woraus sie entstanden, so daß aus 1 Kubikzoll Wasser 1470 Kubikzoll Dämpfe entstehen. Diese Dämpfe nun, wenn sie in einem engen Raume eingeschlossen werden, der ihrer Ausdehnung Widerstand entgegen setzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulcanen und Erdbeben sehen. Auch ist diese Eigenschaft der Dämpfe zu mehrern wichtigen Erfindungen, z. B. der Dampfmaschine, des Dampfboots u. s. f. sehr häufig und mit großem Vortheile benutzt worden; so wie andererseits der außerordentliche Hitzegrad, den Wasserdämpfe anzunehmen fähig sind, die Veranlassung zu ihrer Anwendung beim Dampf-Koch-Apparat, Papinian. Topfe ꝛc. gegeben hat. Man bedient sich auch der Dämpfe in der Heilkunst, z. B. bei Dampfbädern. Man vergl. die folg. Art.

Dampfbad oder Dunstbad, in der Heilkunst, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunst heißer Arzneimittel, welchen man an dieselben steigen läßt, um sie in Schweiß zu bringen. Dann auch so viel als Schwitzbad: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer sehr stark geheizten Stube. S. Bäder. In der Scheidekunst heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Wassers, um einen Körper darin aufzulösen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Digitized by Google

Dampfboot, (engl. Steam-boat) ein Fahrzeug, welches statt der Segel oder Ruder ein Rad mit Schaufeln, oder eigentlich zwei, an den beiden Enden einer Welle angebrachte Schaufeln hat, die in das Wasser reichen, und die Stelle der Ruder vertreten. Durch die in der Mitte des Schiffs oder Bootes angebrachte Dampfmaschine wird dieses Schaufelrad in Bewegung gesetzt und erhalten. Die Kraft dieser Schaufeln macht, daß das Schiff sich weit schneller fortbewegt, als ein gewöhnliches Packetboot. Selbst gegen Wind und Fluth kann ein solches Fahrzeug 4 englische Meilen in einer Stunde zurücklegen; bei günstigem Winde geht es noch viermal schneller. Es kommt aber freilich bei der Einrichtung eines Dampfboots sehr viel auf die richtige Stellung der Schaufeln, auf das gehörige Einsenken derselben ins Wasser, und auf die Leitung des Fahrzeugs überhaupt an. Der Erfinder des Dampfboots ist ein Landsmann des unsterblichen Franklin's, Robert Fulton (s. d. Art.). Das erste Dampfboot wurde nach seiner Angabe, zu New-York erbaut, und lief daselbst am 5. October 1807 vom Stapel. Seitdem ist diese Art Fahrzeuge, die in einem von so vielen schiffbaren Flüssen durchschnittenen Lande, wie Nordamerika ist, von dem größten Nutzen sind, außerordentlich vervielfältigt worden, und sie sind auf dem Hudson- und Lorenzo-Flusse, dem Delaware, Ohio, Mississippi und andern Flüssen, allgemein im Gebrauche. Selbst auf den Fähren, mit welchen man in Amerika über die Flüsse setzt, hat man die Dampfmaschinen angebracht. Schon früher, im J. 1791, zeigte Clarke zu Leith in Schottland ein Boot, welches durch Dämpfe fortgetrieben wurde. Einige Zeit nachher wurde ein ähnliches Boot zu Glasgow in Schottland gezeigt. Erst im J. 1812 machte man einen Versuch im Großen mit einem Dampfboote auf dem Flusse Clyde in Schottland. Seitdem gehen 16 bis 17 Dampfboote regelmäßig zwischen Glasgow und Greenock auf der Clyde hin und her. Ein solches Boot, das früh von Glasgow abgeht, kommt Abends wieder dahin zurück, obgleich die Entfernung beider Städte von einander 5 deutsche Meilen beträgt. In England waren im J. 1815 nur 2 Dampfboote auf der Themse, und 1 zu Hull in Yorkshire; alle drei waren von Glasgow dahin gebracht worden. Zwei davon machten die Ueberfahrt aus Schottland längs der Ostküste Englands, nachdem man die Räder der Dampfmaschine ausgehoben hatte, während schöner Witterung, mit Segeln, das dritte hingegen lief, durch die Kraft der Dampfmaschine bewegt, aus der Mündung der Clyde aus, umfuhr die ganze West- und Südküste Englands, und war so das erste Dampfschiff, das sich auf das hohe Meer gewagt. — Die gewöhnliche Einrichtung eines solchen Dampfboots ist folgende. Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden sich Cajüten für Passagiere, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. Im mittelsten Theile des Fahrzeugs ist die Dampfmaschine. Der Dampfkessel steht rechts, wenn man von dem hintern Theile des Boots nach vorn hin sieht, auf der Stribordseite; der Cylinder und das Schwungrad am Backbord. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Boots, durch einen mit einer Kurbel versehenen Arm, ein senkrechtes Rad mit Schaufeln umhergedreht, welches den unterschlächtigen Wasserrädern der Mühlen gleicht, deren jedes ungefähr 11 Fuß im Durchmesser und 3 1/2 Fuß Breite hat, und aus dikkem Eisenblech verfertigt ist. Von diesen Rädern ist der vierte Theil des Halbmessers unter dem Wasser eingetaucht; dieser untere Theil,

und jede Schaufel, die in die unterste Stelle kommt, dient statt des Ruders. Um alles lärmende Getöse zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Wasser verursacht werden könnte, gibt man den Schaufeln eine solche Stellung, daß eine jede gegen die Achse schief steht. Alle schneiden bei ihrem Eintauchen in das Wasser unter einem schiefen Winkel ein, statt gegen dasselbe zu schlagen. Dieses macht, daß die Schaufeln sanft und gleichförmig auf das Wasser wirken. Durch das außerordentlich schnelle Umhertreiben der Schaufelräder wird der geschwinde Gang des Schiffes oder Bootes bewirkt. Gewöhnlich legt ein solches Fahrzeug 6 bis 7 Seemeilen in einer Stunde zurück; bei gutem Winde und einem nicht zu sehr bewegten Meere kann es wohl 11 bis 12 Seemeilen in einer Stunde machen. Unter dem Kessel der Dampfmaschine muß ununterbrochen ein lebhaftes Feuer unterhalten werden; man rechnet, daß dazu in 24 Stunden 5 Tonnen Steinkohlen erforderlich sind. Der Rauch wird durch eine weite, aus sehr dickem Schmiedeeisen gefertigte cylindrische Röhre abgeführt, und diesen Schornstein benutzt man zugleich als Mastbaum; man setzt eine Segelstange mit einem Segel darauf. Der Ofen unter dem Kessel wird von Backsteinen gebaut, die durch eiserne Bänder fest zusammengehalten werden; die hölzernen Schiffswände umher werden mit Eisenblech beschlagen. Um den Ofen ist die Hitze fast unerträglich; der Schürer aber muß immer zugegen seyn, weil unter dem Roste fleißig geschürt werden muß, um zu verhüten, daß die Steinkohlen nicht in eine Masse zusammenbacken. Der oben erwähnte starke Verbrauch an Brennmaterialien macht, daß die Dampfboote zu sehr weiten Reisen, und besonders zu Waarentransporten, nicht wohl gebraucht werden können; desto wichtigere Dienste können sie als Aviso- und Courierschiffe in Kriegszeiten leisten, und überhaupt zur Beschleunigung des Postenlaufs, besonders in den Sommermonaten, wo öfters Windstillen auf dem Meere eintreten, für Reisende und Depeschen mit großem Vortheil auf der See gebraucht werden. Durch die Reise, welche das oben erwähnte Dampfboot von der Clyde aus bis in die Themse auf offner See gemacht hat, ist es außer Zweifel gesetzt worden, daß die rudernden, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Schaufelräder auch auf stürmischem Meere ihren Dienst nicht versagen, und daß sie das Dampfboot durch die Wellen zwar langsamer, als in ruhiger See, aber doch immer noch mit einer Geschwindigkeit forttreiben, welche die gewöhnliche eines Schiffes übertrifft. Der Vortheil, den die Dampfboote an Seeküsten und auf Flüssen gewähren, scheint jetzt hinlänglich bewährt zu seyn. In Deutschland erschien das erste Dampfboot auf dem Rheine bei Cöln am 12ten Juni 1816. Es kam von Rotterdam und war nach Frankfurt am Main bestimmt; seine Einrichtung war ganz die oben beschriebene. Die Walze, welche durch die Dämpfe in Bewegung gesetzt wurde, hatte an jedem ihrer beiden Enden ein Rad mit acht Schaufeln, durch deren Kraft das Fahrzeug dergestalt fortbewegt wurde, daß es bei der damaligen starken Wasserhöhe gegen die heftigste Strömung schneller fortging, als es von Pferden hätte gezogen werden können. Es hatte die Fahrt von Rotterdam bis Cöln in etwas mehr als 5 Tagen gemacht. Am 15ten Juni kam es schon wieder nach Cöln zurück, ohne bis Frankfurt gekommen zu seyn. Man schien sich überzeugt zu haben, daß dieses Fahrzeug zur Schifffahrt auf dem Rheine nicht ganz geeignet sey. Fast zu gleicher Zeit kam auch ein Dampfboot in Hamburg an; es hatte von Cuxhaven bis Hamburg,

Digitized by Google

wider den Strom, 10 Stunden zugebracht. Es war 63 Fuß lang, 22 1/2 Fuß breit, und die in demselben angebrachte Maschine arbeitete mit der Kraft von 34 Pferden. Es wurde als Postschiff zwischen Hamburg und Curhaven gebraucht, und ging dreimal die Woche hin und her; der Beifall, den diese Einrichtung anfangs fand, schien in der Folge sich zu vermindern. Diese beiden Boote, so wie das vor einiger Zeit aus England nach Paris auf die Seine gebrachte, und das des Engländers Baird zu Petersburg, welches täglich regelmäßige Fahrten zwischen Petersburg und Cronstadt macht, und dazu 3 Stunden braucht, waren alle in England gebaut worden. Aber in Deutschland selbst hat Humphreys das erste Dampfboot zu Pichelsdorf an der Spree erbaut, das die Fahrt zwischen Berlin und Hamburg regelmäßig machte. Allein im Jahr 1818. ging wegen Mangels an Reisenden diese Dampfpost wieder ein. Ein Vorfall, der sich am 5ten Juni 1816 in dem Gebiete der vereinigten nordamerikanischen Staaten ereignete, machte einen für die Sache selbst nachtheiligen Eindruck. Ein großes Dampfboot lag zu Mariette auf dem Mississippi vor Anker, um eine Ladung Eisen einzunehmen. In dem Augenblicke, als man die Anker aufziehen wollte, wurde die Entwickelung der Dämpfe zu stark, und der Dampfkessel sprang. Die Explosion war fürchterlich. Alle auf dem Boot befindlichen Leute wurden über Bord geworfen und schrecklich verstümmelt. Es wurde bei dieser Gelegenheit bekannt, daß David Heath in Neu-Jersey eine ganz neue Bauart des Dampfkessels erfunden habe, wodurch ähnlichen Vorfällen vorgebeugt würde. Um auch in Deutschland die Gemüther wegen jenes Vorfalls zu beruhigen, suchte Humphreys in Berlin aus den dabei Statt gehabten Umständen wahrscheinlich zu machen, daß man mit dem Sicherheitsventil nachlässig umgegangen seyn möchte, daß beim schleunigen Einladen des Eisens wahrscheinlich einiges davon auf das Ventil geworfen worden, und daß der Dampfkessel dieses Boots, um die Kosten zu spaaren, von gegoßnem Eisen gewesen sein möchte, wodurch eben die Explosion so zerstörend geworden wäre. Zugleich machte er bekannt, daß, um alle solche Vorfälle bei seiner Dampfmaschine unmöglich zu machen, er sich nur der Kessel von geschlagenem Eisen bediene, und daß er das Sicherheitsventil durch einen eisernen Behälter für jeden Unkundigen ganz unzugänglich gemacht habe. Zu noch mehrerer Sicherheit hat er eine gebogne Röhre, die aus dem Dampfkessel geht, angebracht, welche mit einem berechneten Gewicht von Quecksilber gefüllt ist. Wenn nun auch durch irgend einen Zufall der eiserne Behälter, welcher das Sicherheitsventil umgibt, zerbrochen, und das Ventil dadurch auf einen Augenblick aus seiner Function gesetzt werden sollte; so könnte doch selbst da kein solcher Unfall entstehen, indem sodann die Dämpfe das Quecksilber herauswerfen und sämmtlich ausströmen müßten. Der Mechanikus Owen in Stockholm hat eine bedeutende Verbesserung in den Dampfbooten gemacht. Da die bisher an denselben gewöhnlichen Seitenräder mehr oder weniger in das Wasser tauchen, je nachdem das Fahrzeug befrachtet ist, wodurch ihre Wirkung ungleich gemacht wird, auch, wenn zugleich das Segel gebraucht wird, ein Rad oft kaum den Wasserspiegel berührt, während das andre ganz unter Wasser ist: so hat Owen es zweckmäßig gefunden, ein Rad an dem Hintertheile des Fahrzeugs anzubringen, wodurch das Schiff, ohne Hülfe der Segel, in weniger als 3 Minuten 180 Klafter weit fortgetrieben wird; eine Wirkung, welche fast der Wirkung der Seitenräder bei den günstigsten Umständen gleich kommt, ohne daß diese Einrichtung die Mängel der letztern hat. Nach dieser Idee hat Owen

Digitized by Google

bereits 2 Fahrzeuge gebaut, die im Gange sind. In Dänemark sind bisher auch verschiedene Versuche mit Dampfschiffen angestellt, aber bis jetzt der Plan, sie zur Ueberfahrt über den Belt zu gebrauchen, noch nicht ausgeführt worden. — In England beschäftigte sich selbst die Nationalgesetzgebung 1817 mit diesem Gegenstande, und entwarf das Parlament nach den sorgfältigsten Untersuchungen eine Vorschrift, nach der von diesem Zeitpunkt an die Dampfboote und Dampfschiffe müssen eingerichtet werden. — die Anwendung derselben verbreitet sich übrigens täglich mehr.

Dampf-Buchdrucker-Maschine. In England hat man seit zwei Jahren die Dampfmaschine auch für die Buchdruckerpressen angewendet. Das Verdienst dieser Erfindung gehört einem Deutschen, König aus Eisleben, der in Verbindung mit einem Landsmann, Bauer aus dem Würtembergischen, diese Art zu drucken in der Druckerei der bekannten Zeitung the Times in London mit Erfolg betreibt. Die Presse ist einer Kupferdruckerpresse ähnlich, und wird durch Cylinder bewegt, die von der Dampfmaschine ihren Schwung erhalten. Mitten über dem Gestelle ist ein Gefäß mit Druckerfarbe angebracht, die beim Ausfließen nach und nach auf sechs verschiedne Cylinder sich verbreitet, deren unterster mit einer Haut überzogen ist, und die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen vertritt. Unter diesen Farben-Cylindern sind zwei große hölzerne Cylinder angebracht, deren jeder gerade so viel Umfang hat, daß er mit drei Bogen Druckpapier völlig und auf allen Seiten bedeckt werden kann. Ein bei der Maschine stehender Arbeiter hat neben sich einen Haufen angefeuchteter Blätter; diese breitet er über die Cylinder nach dem Verhältnisse, wie diese sich um ihre Achse drehen, und einen leeren Platz darbieten. Ist die Maschine in voller, ungehemmter Thätigkeit, und der Arbeiter selbst eben so thätig, so können durch jeden dieser beiden Cylinder 550 Blätter in einer Stunde abgedruckt werden; in der Regel werden 450 Blätter auf eine Stunde gerechnet. Die in eisernen Rahmen, wie gewöhnlich, gesetzten Lettern werden auf ein metallenes, mit vier Rädern versehnes Gestell gelegt, das in Fugen von einem Ende der Maschine zum andern schnell hin und her läuft, und indem es unter den Farben-Cylindern, von welchen die Lettern die Farben erhalten, und zwischen den beiden mit weißem Papier umwundnen Cylindern durchgeht, werden die weißen Bogen gehörig bedruckt. Die Bewegung aller dieser Cylinder ist mit der äußersten Genauigkeit berechnet. Der bedruckte Bogen bleibt nun nicht mehr am Cylinder kleben, sondern hängt von demselben herab. Ein Knabe, der am Ende des Gerüstes sitzt, nimmt die herabhängenden Bogen vollends herunter, und legt sie, wie gewöhnlich, auf einen Haufen. Der Knabe ist angewiesen, jedesmal zu untersuchen, ob der Druck vollkommen, oder etwas Fehlerhaftes dabei vorgefallen ist. Da jedoch die Maschine jedesmal, ehe sie ihre Arbeit beginnt, gehörig zugerichtet wird, so fällt äußerst selten ein fehlerhafter Abdruck vor. Der Druck ist weit reiner, als er bei der gewöhnlichen Verfahrungsart, wenn das Geschäft rasch betrieben wird, auszufallen pflegt. Aber der größte Vorzug der Maschine besteht in der Schnelligkeit der Arbeit, und sie wird dadurch besonders für das Drucken der Neuigkeitsblätter, oder solcher Schriften, von denen zahlreiche Abdrücke erforderlich sind, sehr schätzbar. Hierzu kommt noch die Ersparung der Menschenhände, denn außer dem erwähnten Arbeiter und dem Knaben ist nur noch ein Mann zur Besorgung der Feuerung, und ein andrer zur Besorgung des

Digitized by Google

Mechanismus der Presse angestellt. Es gibt eigentlich drei Arten solcher Maschinen, die der Combination und dem Effecte nach verschieden sind: 1) die einfache Maschine; diese druckt die Bogen nur auf einer Seite, so geschwind sie angelegt werden, in einer Stunde 900 bis selbst 1000 Bogen. Der Arbeiter legt die Bogen an, der Knabe nimmt sie ab; die Maschine thut alles Uebrige. 2) Die doppelte Maschine; diese druckt die Bogen gleichfalls nur auf einer Seite, aber 1500 bis 1600 Bogen in einer Stunde. Zum Anlegen und Abnehmen der Bogen werden zwei Männer und zwei Knaben gebraucht. 3) Die vollständige Maschine; diese druckt das Papier auf beiden Seiten, 900 bis 1000 Bogen oder 1800 bis 2000 Seiten in einer Stunde. Es wird dabei nur ein Mann und ein Knabe zum Anlegen und Abnehmen der Bogen gebraucht; beide leisten bei dieser Maschine, da man das größte Format auf derselben drucken kann, ungefähr so viel als 12 Drucker mit 6 Pressen, angenommen, daß 300 in einer Stunde auf der Presse gedruckt werden. Die einfache Maschine ist die wohlfeilste; die zweite eignet sich am besten für eine Zeitung von bedeutender Auflage; die vollständige Maschine ist für den Bücherdruck und für den, der sicher ist, genug Arbeit zu haben. Die bedeutenden Kosten, welche erfordert werden, um eine solche Maschine herzustellen, vielleicht auch einige Besorgniß wegen der ausdauernden Wirksamkeit des Mechanismus, mögen die weitere Ausbreitung dieses Verfahrens bis jetzt noch aufgehalten haben. Die aus der Druckerei der Times gelieferten Arbeiten geben jedoch den sichersten Beweis von der Vollkommenheit dieser Maschinen, die seit den ersten damit gemachten Versuchen sehr verbessert worden sind. Die Erfinder Bauer und König sind nun nach Deutschland zurückgekehrt. Sie haben ihre mechanische Werkstatt im Kloster Zell bei Würzburg aufgeschlagen, und werden von hieraus, je nachdem sie unterstützt werden, Deutschland noch mit mancher Erfindung bereichern.

Dampfkugel, s. Dampf.

Dämpfer (franz. Sourdine, ital. Sordina oder Sordino), eine Vorrichtung an den rauschenden musikalischen Instrumenten, besonders an den Saiteninstrumenten (sonst aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten), um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton sanfter und schwächer zu machen, (zu dämpfen). Bei den Geigeninstrumenten kommt diese Vorrichtung am häufigsten vor, und besteht am zweckmäßigsten aus einem hölzernen (vorzüglich burbaumenen, auch wohl elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von dessen Zacken der Steg fest umklammert wird. Man bedient sich der Dämpfer vorzüglich beim Ausdruck schwermüthiger Empfindungen, oder feierlicher Trauer, und tiefer, geräuschloser Ruhe, besonders bei einem starken Contraste, und bezeichnet das Aufsetzen der Dämpfer gewöhnlich durch die Worte con Sordini, das Wegnehmen derselben durch die Worte senza i sordini, si levano i sordini, oft nur durch die Buchstaben S. S.

Dampfmaschine, Feuermaschine, eine Maschine, welche durch Dämpfe des siedenden Wassers in Bewegung gesetzt wird. Die bewegende Kraft ist eigentlich der Druck der Luft gegen den luftleeren Raum, welcher durch plötzliche Abkühlung der heißen Dämpfe entsteht. Man braucht sie gewöhnlich zur Hebung großer Massen Wasser, an Orten, wo die dazu nöthige Feuerung leichter und wohlfeiler zu haben ist, als die Veranstaltungen, welche andere bewegende Kräfte erfordern. Die Dampfmaschine verdient unsere Bewunderung, theils we-

Digitized by Google

gen der Größe, Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Theile, theils wegen ihrer großen Wirkungen, theils auch wegen des sinnreichen, in einem Jahrhunderte ausgesonnenen und auf das höchste vervollkommneten Mechanismus, vermittelst dessen sie alle zu ihrer Bestimmung nothwendigen Verrichtungen selbst vornimmt, sogar ihren Gang, nach Erforderniß beschleunigt oder aufhält, ohne hiezu irgend eine Einwirkung von außen, außer einem Menschen, der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. Der Mechanismus dieser Maschine beruht überhaupt auf einem Hebel oder Balken, der an dem einen Ende mit Saugpumpen, die das Wasser heben sollen, an dem andern mit einem Kolben verbunden ist, welcher in einem Cylinder auf- und niedergeht. Der Cylinder oder Stiefel steht mit einem kupfernen Kessel (Helme) über einem Ofen in Verbindung, dessen Feuer das siedende Wasser in Dämpfe verwandelt, deren im Art. Dämpfe erwähnte außerordentliche Expansivkraft den Kolben steigen macht, wonächst er, nachdem die Dämpfe durch Erkältung wieder zu Wasser verdichtet worden sind, und der äußern auf ihn drückenden Luftsäule keinen weitern Widerstand entgegen setzen, wieder sinkt und sofort: dieses Kolbenspiel ist die causa motrix (vergleiche das Eingangsgesagte.) Die ursprüngliche und rohe Idee einer Dampfmaschine wird dem Marquis von Worcester zugeeignet. Ungefähr 40 Jahre darauf brachte Capitain Savary selbige in Anwendung, um das Wasser aus den Zinnbergwerken von Cornwall zu schöpfen. Er beschrieb sie in einem Buche, das den Titel The Miner's Friend führt. Sie war aber noch sehr unvollkommen. Newcomen, ein Eisenkrämer, und Crawley, ein Glaser, setzten mit Savary die Versuche fort, und erhielten 1705 ein Patent für die besondere Maschine, welche, ihrer wichtigen Verbesserungen wegen, unter dem Namen von Newcomens Engine bekannt wurde. Gleichwohl aber blieben noch immer viele Unbequemlichkeiten zurück, bis 1717 Beighton, ein geschickter Künstler, das Ganze der untergeordneten Bewegungen vereinfachte, und in diejenige Form brachte, worin sie, ohne wesentliche Abänderung, bis auf den heutigen Tag fortdauert. Viele dieser Maschinen wurden in Bergwerken gebraucht. Allein es blieb immer das größte Hinderniß, daß eine ungeheure Menge Steinkohlen dabei verbraucht wurde, zu deren Verminderung unzählige fruchtlose Versuche gemacht wurden. Doktor Black, ein berühmter Professor der Chemie, zeigte den Weg, das zwischen der aufgewandten Hitze und der Quantität des producirten Dampfes bestehende Verhältniß zu berechnen. Dies war im Jahr 1763, und gegen diese Zeit wurde James Watt zu ihm berufen, um das Model seiner Dampfmaschine zu repariren. Hier hatte Watt, der sich schon längst mit Verbesserungen der Dampfmaschine beschäftigt hatte, Gelegenheit, seine bisherigen Versuche zu vervollkommnen. Hauptsächlich waren seine Bemühungen dahin gerichtet, den Dampf mehr zu verdichten und die Kraft desselben zu vermehren. Dies gelang ihm. Er verband sich im J. 1773 mit Bulton zu Birmingham, und beide liefern seitdem die vollkommensten Maschinen der Art, deren man sich nicht allein beim Bergbau, sondern auch bei den Spinnmaschinen, in den großen Brauhäusern zu London und in andern Fabriken, wo große Bewegungskräfte gebraucht werden, mit außerordentlichem Nutzen bedient. Man nennt daher die Dampfmaschine auch jetzt gewöhnlich Watts Dampfmaschine, oder die englische Dampfmaschine, weil sie besonders von Engländern vervollkommnet worden. — Der Salinen-Rath und Ritter von Reichenbach in München hat zuerst in Deutschland die Dampfmaschinen verbessert, und sie zu einem höhern Grade von Vollkommenheit und Anwendbarkeit gebracht. Sein Zweck dabei ist vor-

züglich der, sie von geringerm Umfange, und in Rücksicht der Anlage- und Unterhaltungskosten wohlfeiler einzurichten, um sie für die verschiednen technischen und ökonomischen Gewerbe anwendbar zu machen. Der Mechanicus Albert in Frankfurt am Main verfertigt Dampfmaschinen von beliebiger Größe. In dem Bergwerke zu Rotenburg an der Saale ist die Dampfmaschine schon seit geraumer Zeit im Gebrauche. Vielleicht würde es vortheilhaft seyn, auch unsere Mahl- und Schneide-Mühlen durch Dämpfe in Bewegung zu bringen.

Dampfmesser sind verschiedene Vorrichtungen, durch welche man die Größe der Expansivkraft der Dämpfe zu messen sucht.

Dampfwagen, ein durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzter Wagen. Der erste in Deutschland nach dem englischen Model nachgemachte Dampfwagen ist seit dem Jahre 1816 in der königl. Eisengießerei zu Berlin in Gebrauch. Er bewegt sich im eisernen Gleise, ohne Pferde und mit eigner Kraft dergestalt fort, daß er eine angehängte Last von 50 Centnern fortzuziehen im Stande ist.

Dampier (William), ein berühmter englischer Seefahrer, geb. im J. 1652, stammte aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Sommerset, und machte drei Reisen um die Welt; die erste endigte er im J. 1691, die zweite wurde am 14 Januar 1699 angefangen. Er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei seinen verschiedenen Expeditionen verheerte er die spanischen Besitzungen und bereicherte sich außerordentlich. Dampier gab 1699 zu London eine Sammlung seiner Reisen von 1673 bis 1691 heraus. Sie ist vielfach übersetzt und aufgelegt worden, und verdient diese Ehre wegen der darin befindlichen großen Menge nützlicher Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeschreibung Er untersuchte die Westküste von Neu-Holland, beschrieb Neu-Guinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Britannien, und gab der letztgenannten großen Insel, die diese Meerenge westlich bildet, den Namen Neu-Britannien.

Danaë, die Tochter des Königs Acrisius von Argos, wurde von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verschlossen, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß ein von seiner Tochter geborner Enkel ihn ums Leben bringen werde. Allein seine Vorsicht war umsonst, denn Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau stieg, in einen goldnen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schooß. Als Acrisius erfuhr, daß seine Tochter Mutter geworden, gab er sie im Zorne sammt ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen Preis. Aber die Meergöttinnen, besorgt für die Erhaltung des Göttersohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unversehrt an die Insel Seriphos, eine der cykladischen Inseln, zu tragen, wo Mutter und Kind wohlbehalten ans Land stiegen. Der Beherrscher der Insel, Polydectes, oder vielmehr dessen Bruder Dictus, nahm sie auf, und erzog das Kind, welches den Namen Perseus bekam.

Danaiden, die funfzig Töchter des Danaus. Dieser war ein Sohn des Belus und bewohnte Anfangs mit seinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Lybien. Beide entzweiten sich aber, und Danaus floh mit seinen Töchtern nach Argos. Die fünfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Versöhnung an, und verlangten von Danaus seine Töchter zur Ehe. Dieser willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen seines Bruders nicht traute und überdies durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer seiner Eidame

Digitized by Google

ihn tödten werde, verband er seine Töchter durch feierlichen Schwur, ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermnestra, welche ihren Gemahl, Linkeus am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren sie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöchertes Gefäß unaufhörlich Wasser zu schöpfen. Schon die Alten gaben dieser Sage die historische Erklärung: die Danaiden hätten in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Cisternen angelegt.

D'Ancourt, (Carton), ein berühmter franz. Schauspieler und Schauspieldichter, wurde den 1sten Nov. 1661 zu Fontainebleau geboren. Sein Lehrer, Pater La Rue, ein Jesuit, setzte viel Hoffnung auf ihn, denn d'Ancourt zeigte schon als Knabe viel Scharfsinn und außerordentliche Lebhaftigkeit. Aber die Absicht, ihn für den Orden zu gewinnen, ward durch d'Ancourts Neigung zum Theater vereitelt, wo er sich als Schauspieler und Schriftsteller auszeichnete. Vorzüglich gelang ihm das Niedrigkomische. Er hatte ein besonderes Talent Bauern sprechen zu lassen, so daß auch fast alle seine eignen Stücke ländliche Gemälde bilden. Auch für sich selbst wählte er höchst selten andere Charaktere. Doch muß man seinen Chevalier à la mode davon ausnehmen. Dieses Stück wurde 1687 gespielt und ist als sein Hauptstück anzusehen. Indessen ist in allen seinen Stücken der Dialog ungezwungen, lebhaft, hinreißend und voller Witz und Laune; nur Reime wollen ihm nicht gelingen. Besonders besaß er eine große Geschicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu seiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen. Ludwig XIV. liebte ihn, und d'Ancourt mußte ihm oft seine Stücke, ehe sie gespielt wurden, vorlesen. Er verließ das Theater im J. 1718, und starb den 16. Dec. 1726.

Dandolo (Vincenzio, Graf), bekannter italienischer Revolutionär und Gelehrter, geb. zu Venedig ums Jahr 1764, war noch in seiner Vaterstadt ein gewöhnlicher Apotheker, als er 1797 bei Annäherung Bonaparte's an der Spitze der Neufranken sich so laut und thätig für die Revolution äußerte, daß ihn die Neuerer in Venedig zum Präsidenten des künftigen Gouvernements ernannten, und ihn als Deputirten an Bonaparte sandten. — Trotz seiner Verheißungen hatte Bonaparte Venedig dennoch an Oesterreich abgetreten, und Dandolo versuchte daher alles Mögliche, um das Volk gegen Oesterreich aufzuregen, mußte sich aber in die Cisalpinische Republik flüchten, wo er zur Entschädigung den Titel eines Citoyen und Mitglieds vom grossen Rath erhielt. Hier kaufte er nun eine Menge von National-Domänen, welche er durch Zucht von Merinos, Weinbau und Handel ꝛc. auf das Vortheilhafteste zu benutzen verstand, und sich ein ungeheures Vermögen erwarb. 1799 mußte er vor Suwarow sich nach Frankreich flüchten, wo er in Verbindung mit mehrern Gelehrten das längst verschollne Werk: les Hommes nouveaux herausgab. Die Schlacht von Marengo öffnete ihm den Rückweg nach Mailand, und 1801 den Eintritt ins Wahlkollegium der Dotti. Sobald Bonaparte den Königstitel von Italien angenommen hatte, sandte er den Dandolo als Proveditore Generale nach Dalmatien, wo er seiner Eitelkeit folgend, mit ungeheurem Glanz auftrat, — wie früher kein venetianischer Proveditore gethan hatte, — mit franz. Generalen um den Vorrang stritt, von seiner schönen Frau und seinen Kindern umgeben, auf einem Throne sitzend die Huldigungen und Tribute der Dalmatier empfing, aber dennoch die Liebe aller Unterthanen sich erwarb,

Digitized by Google

Bonaparte rief ihn nach Mailand zurück und machte ihn zum Senator und Grafen. Nach dem Sturze des Kaisers verlor er zwar seine Aemter, behielt aber sein ganzes Vermögen, und lebt nun als Mitglied des Instituts vom Lombardisch-Venetianischen Königreiche, in einem herrlichen Palast im Varnesischen Gebiet, der Vermehrung seines Vermögens. Man hat von ihm eine Menge Werke über Viehzucht, Chemie, Ackerbau, Bau, Behandlung und Verfertigung von Weinen, welche neben seinen mancherlei Geschäften von ungewöhnlichem Fleiße zeugen.

Dänemark, ein europäisches Königreich, zwar das kleinste der nordischen Reiche, aber von jeher interessant durch seine Lage zwischen zweien der befahrensten Meere, deren eines es verschließen kann, und durch seine Nähe und Verbindung mit dem germanischen Staatenvereine. Geschichte. Die ältesten Bewohner Dänemarks waren Deutsche, muthvolle kühne Menschen, die sich von dem furchtbarsten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geschlechts bis auf späte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütische Halbinsel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerst durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinschaft mit den Teutonen in die schönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten sich unter Anführung des räthselhaften Odins, die Gothen in die skandinavischen Länder, und gaben sowohl Dänemark, als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold wird als der Erste genannt, der über Dänemark herrschte; indeß ist sowol seine als seiner Nachkommen Geschichte mit so vielen Fabeln vermischt, daß man diesen Zeitraum mit Recht den fabelhaften nennt: man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerstückelt, daß seine Bewohner harte wilde Krieger waren, die ihren vorzüglichsten Erwerb in der Seeräuberei suchten, und auf allen Meeren, wohin sie kamen, auf allen Küsten des Ozeans gefürchtet wurden. Als die große Römermacht ganz zu zerfallen anfing, da ward endlich auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieser Seehelden jetzt auch an solchen Küsten und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachschiffe der Römer geschützt hatten. Normänner — unter diesem allgemeinen Namen begriff man noch immer Dänen, Schweden und Norweger — stifteten in England zwei Reiche, ließen sich unter Rolla auf der französischen Küste in der Normandie nieder, bevölkerten die Färör, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irsland, und zogen sogar nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin sie kamen, verbreitete sich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien! In ihrer Nationalverfassung aber änderte sich durch diese Streifzüge wenig: sie blieb ein deutsches Föderativsystem mehrerer Klane oder Stämme, deren jedes sein eignes Haupt hatte, die aber zusammen unter einem Oberkönige standen. Erst als die deutschen Könige aus dem Stamme der Carolinger sich in ihre einheimischen Angelegenheiten mischen wollten, zogen sich die Stämme enger zusammen, und es schieden sich nun Norweger und Dänen in abgesonderte Staatsgruppen. Gorm der Alte unterwarf sich zuerst 863 Jütland, und verband endlich 920 alle kleine dänischen Staaten unter seinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegerischer Fürst, bezwang im Jahre 1000 einen Theil Norwegens und 1014 England; sein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, sondern besiegte auch einen Theil von Schott-

land, und unterwarf sich 1030 ganz Norwegen: unter ihm stieg die Macht Dänemarks auf ihren höchsten Gipfel. – Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der christlichen Religion und zur Einführung des Christenthums in Dänemark, das eine völlige Metamorphose des Landes und der Nation hervorbrachte, und die Kultur beider mächtig beförderte. Knud, der 1036 starb, hinterließ seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber für dessen Aufrechthaltung war ihre Kraft nicht gewachsen; schon 1042 ging England, und 1047 Norwegen wieder verloren, und das dänische Reich fiel nun nach und nach durch innere Unruhen entkräftet in die tiefste Ohnmacht. Mit Sven Magnus Estritson bestieg 1047 eine andere Dynastie den Thron: aber Sven und Knuds Kriege hatten den Feudalism im Staate gegründet. Dieser raubte unter dieser Dynastie, die außer dem großen Waldemar dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten nicht allein von der Wahl der Bischöfe und des Adels abhängig, sondern sog alles Mark des Staats an sich, stürzte den Landmann in Leibeigenschaft, ließ den Ackerbau verfallen, und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutschen Hanse. Der König, dem ihre Wahl den Thron gab, mußte in seinem Handfästningar das Wahlrecht der Stände anerkennen: ein ihm zur Seite gesetzter Reichsrath schränkte seinen Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erlosch 1376 die männliche Nachkommenschaft der Estritsiden: seine staatskluge Tochter Margaretha faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1387 erfolgtem Tode das Ruder des Dänischen Staats, schwang sich auch auf die Throne von Schweden und Norwegen, und stiftete 1397 die berühmte Kalmarische Union, die jedoch nicht zum Glücke der drei verbundenen Reiche ausschlug, und unter beständigen Uneinigkeiten nur bis 1523 fortdauerte. Schlechte Regenten, vorzüglich der grausame Christian II. von 1513 bis 1523, die fortwährenden Kriege mit Schweden, das endlich 1523 sich von der Union trennte, mehr noch die innere Parteiwuth des Adels und der Geistlichkeit, das Reiben der königlichen mit der ständischen Gewalt, zernichteten den Wohlstand des Reichs immer mehr, die Volksmenge verminderte sich zusehends, die dänischen Meere wimmelten von Seeräubern, die Schifffahrt und der Handel sanken, Norwegen hatte den Weg nach Grönland verloren, und der Handel nach Island war nicht mehr in seinen Händen. — Nach dem gänzlichen Absterben der Regenten aus Skiolds Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Christian I., 1448 zum Könige. Dieser Christian ist der Stammhalter der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlich dänischen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrscht: — er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holstein mit der Krone, war aber durch seine Kapitulation so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu seyn schien. Eine noch viel härtere Kapitulation mußte sein Sohn König Johann 1481 in Dänemark beschwören, und auch in Norwegen wurde seine Macht noch mehr eingeschränkt; Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich. Johannes Sohn, König Christian II., suchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber zuerst Schweden, welches 1523 die Kalmarische Union ganz zerriß, und sogleich auch seine beiden andern Kronen: Dänemark und Norwegen erhoben seines Vaters Bru-

Digitized by Google

der Friedrich I. auf den Thron. Unter diesem Prinzen erzwang die Aristokratie die völlige Oberhand; die Leibeigenschaft wurde gesetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Christian III., sein ältester Sohn, theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolph, welcher letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarschen bezwang und wegen Livlands in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Friede 1570 endigte. Christian IV., seit 1588 König, mischte sich mit vielem Unglücke in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal aus Eifersucht über das Glück dieser Krone und mit so schlechtem Erfolge, daß Dänemark im Brömsebroer Frieden 1645 Jämptelard, Herjedalen jenseits dem Gebirge, Gothland und Oesel, Provinzen, welche es noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der dänischen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptsächlich das Unglück der dänischen Waffen herbeigeführt. Es verfolgte sie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem Roskilder und Kiöbenhavner Frieden 1658 u. 1659 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim, Bornholm und des Eigenthum von Halland; dieß bewirkte endlich 1660, als das Reich dem Ruine nahe war, daß die Nation die Regierungsform abänderte und eine völlig absolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Zwar entsprach der Erfolg den Erwartungen Anfangs nicht; Christian V. und Friedrich der IV. lagen auch in dem nordischen Kriege unter, doch endigte sich derselbe nach Karls XII. Falle mit der Erwerbung von Schleswig. Seit dieser Zeit genoß Dänemark fast 100 Jahre lang unter allen Stürmen der Zeit einer ununterbrochenen Ruhe, aber die Wunden, die ihm sein Unglück und seine fehlerhafte Regierungsform bis dahin geschlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche System nicht zu heilen. Dänemark ist ein Staat, der sich bei seinen wenigen Hülfsquellen nur mühsam in einer gewissen Selbstständigkeit fortbewegen kann: einmal aus ihrem gewöhnlichen Gange gebracht, bedarf die Staatsmaschine mehrerer Jahrhunderte, um sich wieder hineinhelfen zu können. Zwar verflocht es in der Folge Holstein mit seinem Diademe, indem es 1773 in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dafür hingab, aber Glanz und Ansehen in der europäischen Republik waren dahin: Sein Schicksal fesselte sich sogleich an das des russischen Reichs, als selbiges die Herrschaft im Norden nach dem Falle Schwedens erobert hatte; die Rolle, die es nun spielte, war eine untergeordnete, und ungeachtet seiner strenge behaupteten Neutralität, die wenigstens Schifffahrt und Handel belebte, wurde es dennoch in den Continentalkrieg verwickelt. Auf Friedrich IV. war 1730 Christian VI. gefolgt, der 1746 die Krone seinem Sohne Friederich V. hinterließ. Beider Regierungen waren ganz friedlich. Christian der VII. nahm das Scepter 1766; seine Regierung war eine Ministerregierung, die gleich Anfangs die Struensee'schen Händel trübten. Der jetzige König Friedrich VI. (s. d. Art.) wurde in einem Alter von 16 Jahren für majorenn erklärt, und am 14. April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach dessen Tode 1808 als König folgte. Zufolge der mit

Rußland geschlossenen Defensivallianz drang ein dänisches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerstand ein; aber auf die Demonstrationen Englands und Preußens wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher sogleich diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der dem ohnehin armen Staate 7 Millionen Rthlr. gekostet hatte. Besser behauptete es seine Neutralität 1792, als die koalisirten Mächte in Dänemark drangen, an dem Koalitionskriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordischen Convention 1800 verwickelte es in einen Krieg mit den Britten, worin die dänische Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt. Weit unglücklicher waren die Ereignisse im J. 1807. Am 2ten August ging eine zahlreiche brittische Flotte durch den Sund; die Feindseligkeiten fingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17. August wurde ein für die Dänen nachtheiliges Treffen bei Kopenhagen geliefert. Da die dänische Regierung sich weigerte, in die brittischen Forderungen zu willigen, so wurde die Hauptstadt vier Tage lang bombardirt, 400 Häuser in Asche gelegt, und 2000 Einwohner getödtet. Am 7. Sept. ergab sich Kopenhagen auf Kapitulation, und die ganze ausgerüstete segelfertige Flotte mußte den Britten ausgeliefert werden, die sie mit allen kriegsgefangnen Seeleuten, die in diesen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, nach ihren Inseln führten. Auch Helgoland und die westindischen Inseln gingen verloren. Der 1808 im Februar gegen die Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg war von kurzer Dauer. Dänemark schloß sich in der Folge immer mehr an Frankreich an, und dieses Benehmen wurde späterhin nach der Schlacht bei Leipzig hart geahndet. Die von Dänemark im Oktober 1813 gegen die wider Frankreich verbündeten nordischen Mächte gemachte Kriegserklärung hatte, da Frankreich es nicht weiter unterstützen konnte, zur Folge, daß Holstein und Schleswig von den Alliirten besetzt, Glückstadt und andere Festungen schnell erobert, und die dänischen Truppen ganz von dem festen Lande verdrängt wurden. Der im November zu Rendsburg eingegangene Waffenstillstand wurde durch neue Feindseligkeiten in den ersten Tagen des Januars 1814 unterbrochen. Doch bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14. Januar zu Kiel geschlossen wurde; Dänemark entsagte darin dem Bündnisse mit Frankreich, trat der Allianz gegen Frankreich bei, und stellte ein Truppencorps von 10,000 Mann, für welches England Subsidien zahlte, zur verbündeten Armee; dabei mußte es sein Helgoland an die Britten, welche ihm dafür die westindischen Inseln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlassen, für welches letzte es durch Schwedisch-Pommern und Rügen entschädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Februar 1814 geschlossen. Durch den mit Preußen am 14. Juni 1815 geschlossenen Abtretungsvertrag überließ es sein Schwedisch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür das preußische Lauenburg und 600,000 Rthlr. Am 8. Juni 1815 trat der König mit dem zum Großherzogthume erhobenen Holstein, welches seit 1806 ganz von dem deutschen Reiche sich getrennt hatte, dem deutschen Bunde bei, und erhielt nebst Lauenburg in diesem die 10te Stelle und 3 Stimmen im Bunde, worauf Veranstaltungen getroffen wurden, in diesen beiden Staaten eine landständische Verfassung einzuführen. Die Erhebung Holsteins in ein Großherzogthum hat der König nicht angenommen. — Land und

Leute. Das Königreich Dänemark, das Land der Dänen, besteht aus den Inseln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falster, Bornholm und Moen, aus der Halbinsel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum dänischen Reiche gehören noch die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, die Färoer Inseln, Island, die Westküste von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Ostindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 820, Island und die Färoer 1428 1/2, die deutschen Staaten 173 3/5, und die Kolonien 339 2/5, das ganze Reich aber mit seinen Nebenländern 2761 Quadratmeilen, wovon freilich auf das unwirthbare Island mit der Küste von Grönland 1705 Qu. Meilen kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,230,000, die von Holstein und Lauenburg auf 570,000, die von Island auf 48063, den Färoern auf 5300, und den übrigen Kolonien auf 101,000 Individuen berechnet, so daß das ganze Reich eine Volksmenge von 1,749,000, Menschen faßt. Die Einwohner sind theils Dänen, theils Deutsche, und reden drei verschiedene Sprachen; Dänisch im eigentlichen Dänemark, Norsisch auf Island und Färoer, und Deutsch in 2 Dialekten: dem Plattdeutschen und Friesischen. Die Religion ist die lutherische, doch gibt es auch Reformirte und gegen 7000 Juden. Die Stände theilen sich in Adel, Bürger und Bauern; unter letztern herrscht fast noch durchaus Leibeigenschaft. Die Hauptinsel Seeland (dän. Sælland) wird durch den Sund von Schweden, die Insel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinsel Jütland (dän. Jylland) getrennt; diese 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutschen in das baltische Meer. Die befahrenste davon ist der Sund, und diese ist bei Helsingör so schmal, daß ihr Fahrwasser vom Schlosse Cronslot mit Kanonen bestrichen werden kann. Die Inseln Laaland, Langeland, Falster, Bornholm und die meisten kleinen Eilande liegen im baltischen Meere, die Halbinsel Jütland, zwischen dem deutschen und baltischen Meere, stößt im Süden an Schleswig, das eben so belegne Schleswig an Holstein, und dieses, dem Lauenburg ostwärts zur Seite liegt, wird größtentheils durch die Elbe vom Königreiche Hanover geschieden. Die Oberfläche des Königreichs und der beiden Herzogthümer ist bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben, und die Küsten flach, doch aber meistens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. s. w. geschützt, und bedürfen bloß gegen das deutsche Meer künstlicher Deiche; der Boden besteht theils aus Marschen, theils aus Geest, und ist auch letzterer nur mäßig fruchtbar. Strichweise finden sich Moräste und einige Waldungen. Das Reich hat außer der es begränzenden Elbe bloß Küstenflüsse von kurzem Laufe, wie die Eider, der Guden, die Stecknitz und Trave; es gibt mehrere Binnenseen, wie der Schall- und Ratzeburgersee, aber noch mehrere Meerbusen, worunter der Cattegat der merkwürdigste und weiteste ist und sich zwischen Seeland bis an die Küsten Schwedens und Norwegens ausbreitet. Das Klima ist meistens gemäßigt, aber sehr feucht. Das Hauptprodukt Dänemarks ist das Korn, aber nur in guten Jahren wird so viel gebaut, als man braucht, und nur die Herzogthümer haben bedeutenden Ueberschuß; 1816 konnten 1,300,000 Tonnen für 2,600,000 Rthl. Species ausgeführt werden. Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, eben so der um Fridericia gebauete Taback (2,510 Centn.), der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeihet, und der Hopfen. Der

Digitized by Google

Gartenbau wird vernachlässigt. An Waldungen ist Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf ist das Reich außerordentlich reich, und fast jedes Dorf hat seinen Torfstich. Die Viehzucht ist nach dem Körnerbau der zweite Nahrungszweig, und der einzige, der bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden bloß aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde ausgeführt, und überhaupt nimmt Dänemark für Pferde, Ochsen und Wolle jährlich 500,000 Rthlr. Species ein. Die Zahl des Hornviehes bestimmt Oloffen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien sind unbedeutend, dagegen hat sich die Schweinezucht außerordentlich verbessert. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden sich gar nicht mehr. Die Fischerei, der dritte Nahrungszweig, ist freilich das nicht mehr, was er sonst war, doch aber noch immer sehr bedeutend, und die dänischen Provinzen versorgen nach wie vor einen Theil von Norddeutschland mit Heringen, Schollen, Schellfischen, Austern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fische 500,000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreiche sind bloß Thon, Kalk bei Segeberg und Salz aus dem Oldesloher Bergwerke anzumerken. Obgleich Dänemark ein meistens produzirender Staat ist, so besitzt es doch einige Manufacturen, wovon freilich die meisten in den Städten Kopenhagen und Altona angehäuft sind; die dänischen Handschuhe, die aus Jütland kommen, sind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neuesten Zeiten verloren, Handel und Schifffahrt waren vormals weit lebhafter, und fangen erst jetzt an von neuem sich zu heben: 1802 hatte Dänemark mit den Herzogthümern überhaupt 1,278 Seeschiffe. — Staatsverfassung und Verwaltung. Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färoer 101 Städte und Marktflecken, 7,128 Dörfer, 2,750 einzelne Höfe und 960 adeliche Güter. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiburg abgetheilt; Schleswig und Holstein werden unter dem Namen der Herzogthümer von einem eignen Statthalter, und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; Island und die Färoer stehen unter einem Stiftsamtmann. Es ist eine uneingeschränkte Monarchie, deren Grundsäulen aus den 5 Fundamentalgesetzen, der Souveränitätsakte, dem Königsgesetze und dem Eingeburtsrechte bestehen. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich; die lutherische Religion Staatsreligion. Der erstgeborne Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt nennen sich Erbprinzen. Die Könige selbst wählen schon seit 2 Jahrhunderten die wechselnden Namen Friedrich und Christian. Die Residenz ist Kopenhagen; der Titel: König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Lauenburg, Stormarn und zu Ditmarschen, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden sind der vom Elephanten, der Danebrog, welcher in 4 Klassen eingetheilt ist, und zu welchem die Danebrogsmänner gehören, der seit 1770 erloschene de l'Union parfaite; noch gibt es mehrere Ehrenzeichen. Stände gibt es im Reiche nicht, nur erst jetzt werden in den deutschen Staaten dergleichen eingerichtet. Das höchste Staatscollegium ist der geheime Staatsrath, unter dessen Leitung die gesammten innern Angelegenheiten stehen. Die herrschende Religion in allen dänischen Staaten ist die lutherische mit ungekränkter Duldung der anders denkenden Einwohner: es gibt so viele Bischöfe als Stifter, unter diesen stehen die Pröbste; überhaupt 7 Bischöfe, 7 Stiftspröbste u. 1097 Prediger. Island hat seinen eignen Bischof; die Herzogthümer jedes seinen Generalsu-

perintendenten, 4 adeliche Konvente und 517 Prediger. An wissenschaftlichen Anstalten ist kein Mangel; man hat 2 Universitäten, (Kopenhagen u. Kiel), 1 Kunstakademie, 1 königl. Societät der Wissenschaften, 1 Ritterakademie, viele besondre Anstalten und mehrere Gelehrten-Vereine. Die Staatseinkünfte belaufen sich gegenwärtig höchstens auf 10 Millionen Gulden, wozu der Sundzoll gegen 240,000 Gulden beiträgt (i. J. 1811 166,721 Rthlr.); die Staatsschuld auf 100 Mill. Gulden, worunter jedoch gewiß gegen 60 Mill. Bankzettel seyn mögen: 1816 zirkulirten 33,582,652 Rthlr. 4 Schill.-Zettel, doch hat sich ihr Cours so gebessert, daß man 1817 für einen Species 31 in Papier gab; überhaupt sah man mehr Papiere als baares Geld. Die Landmacht enthielt 1817 9 Regimenter Kavalerie, 15 Comp. Artillerie, und 18 Regim. Infant., zusammen 27,000 Mann, ohne 59,000 Mann Miliz u. Landwehr, die Flotte, worüber das Admiralitätscollegium wacht, zählt nur noch 1 Linienschiff, 3 Fregatten, zusammen 20 Segel mit 300 Kanonen.

Dänen, diese alte nordische Völkerschaft hat ihren Namen weder von Tanais, noch von einem alten Könige Dan, wovon man ihn sonst abgeleitet hat, sondern wahrscheinlich von der Ebene, welche sie bewohnten, oder der Dina, Eider. Der Urstamm der Einwohner in Dänemark bestand aus Deutschen, die, wie Einige sagen, bei ihren Streifzügen, welche sie nach England unternahmen, Dänen genannt wurden, da man sie in andern Ländern unter dem Namen der Normänner kannte. Sie waren früher und vor Annahme der christlichen Religion nur räuberische Seefahrer, beunruhigten die Gewässer, und besetzten die englischen Küsten. Ihre erste förmliche Landung in England fällt ins J. 832. Von da an breiteten sie sich immer mehr in England aus.

Daniel, der Prophet, Zeitgenosse des Ezechiel, von sehr vornehmem hebräischen Geschlecht, wurde in seiner Jugend (600 vor Chr.) von Palästina gefangen mit nach Babel geführt, an dem babylonischen Hofe und nebst 3 andern Knaben für den Dienst des Königs Nebucadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er diesen Dienst an, den er ohne Verletzung seines Gewissens und mit Ruhm verwaltete. Ein Edict des Königs, dem er nach seinen Religionsgrundsätzen keine Genüge leisten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorsehung aber wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angesehen, indem er sich zur Stelle eines Statthalters und ersten Ministers am Hofe des persischen Königs Darius aufschwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und seinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Palästina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einsicht und Rechtschaffenheit; in der Kunst Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weisen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeistert, die glücklichsten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Was sein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Kanon aufgenommenes Werk betrifft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß nur der zweite Theil desselben von ihm selbst herrührt. Es ist durchaus symbolisch, voll von Träumen und Gesichten.

Daniel 1) (Gabriel), einer der ersten Geschichtschreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649, begab sich in seinem 18ten Jahre in das Collegium der Jesuiten, lehrte an mehreren Orten mit vielem Ruhme, und starb 1728. Er suchte, wie Bouterwek von ihm sagt, in seiner neuen Bearbeitung der vollständigen Geschichte seines Vaterlands,

Digitized by Google

welche ihn vorzüglich berühmt gemacht hat (Histoire de France in mehrern Ausgaben ſeit 1713, beſonders Paris 1755—57 in 17 Vol. 4. auch im Auszuge mehrmals und in einer deutſchen Ueberſetzung, Nürnb. 1756—65. 16 Vol. in 4.) den Hof, die Großen und die Geiſtlichkeit mit der Kunſt und den Pflichten der Geſchichtſchreiber auszuſöhnen, indem er mit der Miene der reinſten Unparteilichkeit die Geſchichte ſeines Vaterlandes nur ſo erzählte, wie es dem Intereſſe des Hofes und der Geiſtlichkeit gemäß war. Seine Darſtellung iſt angenehm, aber man vermißt oft Quellenſtudium und hiſtoriſche Treue, und die höhere Kunſt hiſtoriſcher Darſtellung iſt ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie hiſtoriſche Werke geſchrieben werden müſſen, hat er in einer etwas langweiligen Abhandlung vorgetragen, die ſeinem weitläufigen Werke zur Einleitung dient. Nicht minder bekannt iſt ſeine Histoire de la milice française. Weniger iſt es jetzt noch ſein Recueil de divers Ouvrages philosophiques, théologiques, historiques etc. 1724. 4.; worunter ſich ſeine Voyage du monde de Descartes (früher beſonders herausgegeben und ins Engl. und Ital. überſetzt), eine ſcharfſinnige, ſatiriſche Schrift gegen die Meinungen dieſes Philoſophen, befindet. II) Ein anderer Sam. Daniel, war ein früherer engliſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, Zeitgenoſſe Shakeſpeare's, geb. 1562, erhielt eine Bedienung an dem Hofe der Königin Anna (der Gemahlin Jacobs I.) und Eliſabeth, lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literariſchen Studien beſchäftigt. Er wird als einer der vorzüglichſten engliſchen Dichter genannt. Vorzüglich zeigte er ſich als hiſtoriſchen Dichter, und Lucan ſcheint ſein Muſter geweſen zu ſeyn. Mit vielem Talente ſuchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes epiſch zu behandeln. Den meiſten Fleiß ſcheint er auf das hiſtoriſche Gedicht gewandt zu haben, welches in 8 Büchern die Geſchichte des Bürgerkrieges der Häuſer York und Lancaſter enthält (History of the civil wars between the House of York and Lancaster, wieder abgedruckt mit den übrigen poetiſchen Werken des Verfaſſers, und einigen Nachrichten von ſeinem Leben in Anderſon's British Poets Vol. IV.). Der poetiſche Werth beſteht, wie bei Lucan, in einer ſchönen Diction und intereſſanten Ausſchmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetiſchen Sprache in England hat er auch rühmlich mitgewirkt; ſeine Stanzen, die mit vielem Fleiße den italieniſchen Ottaven nachgebildet ſind, haben mehr Würde und Wohllaut als die meiſten Verſe dieſer Art in der engliſchen Literatur aus der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Auch fehlt es nicht an rhetoriſcher Schönheit und Kraft. Aber weder Plan noch Ausführung iſt poetiſch. Er hinterließ auch poetiſche Epiſteln, 57 Sonette und einige Schauſpiele. Die erſtern ſcheinen vorzüglich bei dem engliſchen Publikum Aufmerkſamkeit erweckt zu haben. Was ſeine hiſtoriſchen Werke anlangt, ſo ſchrieb er unter der Regierung der Königin Eliſabeth einen Abriß der Geſchichte von England bis auf Eduard III., ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatiſche Blicke und wahrſcheinlich in der engliſchen Literatur das erſte hiſtoriſche Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatſachen mit einer bemerkenswerthen Präciſion und Würde des Styls verbindet; aber etwas kurz. Es wird von den Engländern ſehr geachtet. Daniel ſtarb 1619.

Däniſche Sprache und Literatur. Die däniſche Sprache iſt eine Tochter der niederdeutſchen und der im 10ten Jahrhundert

Digitized by Google

nach Island verdrängten normannischen Originalsprache. Die ersten Bildner dieser Sprache waren wohl auch hier, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germanischen Dialekten dichteten, und den Fürsten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimlosen Versen sangen. Nach der Einführung des Christenthums (um 1000) dauerten nur noch die historischen Gesänge fort (bis 1265). Zur Einführung desselben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunst bekannt wurde, legte der deutsche Missionär Anschar den Grund. Knut (Kanut) der Große (1015 bis 1036) vorzüglich durch seine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Christenthum und zur Freigebigkeit gegen die Geistlichen bewogen, schickte zur Verbreitung der Cultur angelsächsische Lehrer nach Dänemark, stiftete die drei Bisthümer von Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Christenthum aus. Er suchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab mehrere und bestimmtere Gesetze. Gleich nach dem Christenthum kam, besonders durch französische Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien, und verbreitete sich bei seinen Bewohnern, aufgelegt zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern, leicht. Am dänischen Hofe waren Ritterspiele etwas so Gewöhnliches, daß jeder Fremdling, der ihn besuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen schon an der ersten Kreuzfahrt Antheil. Dieser neue Geist der Ritterschaft mußte auch auf die Poesie einen sehr günstigen Einfluß haben. Das Aelteste, was uns aus der dänischen Poesie noch übrig ist, sind die von Wedel und Syr herausgegebenen Kämperweisen und Liebesromanzen (Kämperiser und Elskovsviser), welche der um die nordische Poesie so verdiente W. L. Grimm (unter dem Titel: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Mährchen. Heidelberg, bei Mohr) kürzlich verdeutscht hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserlesene Sammlung ungedruckter dänischer Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Zwar ist ihr poetischer Werth sehr ungleich; aber die meisten enthalten wahre Naturpoesie und drücken eine originelle Nationalität aus. Die neuern dänischen Dramatiker haben sich aus dieser Fundgrube manchen Stoff geholt, und es ist zu wünschen, daß mehrere ihnen nachfolgen. Unter den Heldenliedern sind mehrere, die auf den Cyklus unsers alten Heldenbuchs (s. d. Art.) hindeuten. Die ersten dänischen Historiker sind Sueno (Svend) Aagesen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (st. 1204), welche beide auf Veranlassung des Erzbischofs von Lund, Absalon, ersterer eine kurze Geschichte der dänischen Könige von 300 - 1186 (Suenonis Aggonis opuscula ed. Stephan. Sora, 1642. 8.), letzterer eine ausführliche Geschichte Dänemarks (historiae Libb. XVI. ed. Stephanius Sora. 1644, Klotzius 1771. 4.) bis zum J. 1186 in 16 Bänden in einer sorgfältigen latein. Sprache schrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die fortschreitende Verbesserung des Handels, hatten großen Einfluß auf die dänische Cultur. Durch die Reformation wurde der germanische Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutsche gewannen entschiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofs; Lateinisch die Sprache der Gelehrten. Die schriftstellerischen Versuche in der Landessprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig ist eine der Lutherischen

Digitized by Google

nachgebildete Ueberſetzung des N. T. (1524. 8.). Erſt im 16ten, mehr aber noch im 17ten Jahrhunderte, bildete ſich die däniſche Sprache zur Bücherſprache aus und zeichnete ſich durch melodiſche Sanftheit und Wohllaut, eben ſo wie durch kräftige und entſprechende Bezeichnung des Abſtracten aus. Doch ſcheint auch gegenwärtig die poetiſche Sprache die Proſa noch weit hinter ſich zu laſſen. Die erſte däniſche Sprachlehre wurde von Erich. Pontoppidan (Kopenhagen 1668 8.) abgefaßt; ihr folgten mehrere brauchbare von Jak. Baden u. a., auch gab es ſchon im 16ten Jahrhundert einige däniſch-lateiniſche Wörterbücher (vergl. Ol. Wormii, (eines Dänen) Literatura antiquissima, Kopenhagen 1651 u. a.) Was die däniſche Proſa anlangt, ſo bereicherte zwar Holberg (ſ. d. Art.), welchen man in gewiſſer Hinſicht den Vater der neuern däniſchen Literatur nennen kann, die däniſche Sprache dadurch ſehr, daß er ſie in mehreren Zweigen der Literatur, und beſonders auf der Bühne anwendete; allein er ſchrieb ſie doch noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publikums J. Wielandt (ſt. 1730.), J. Sch. Schneedorf (ſt. 1764.) durch Journale, und J. Baden (ſt. 1804.), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Chriſtian VII. unter Einwirkung eines Moltke und Bernſtorf gelehrte Inſtitute und Unternehmungen jeder Art geſtiftet und unterſtützt, welche die vaterländiſche Literatur beförderten. T. Rothe, P. F. Suhm (däniſcher Hiſtoriker, ſt. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Proſaiſt, Knud Lyne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, ſchrieb proſaiſche Verſuche, (1785, 93. 3 Thle.) aus dramatiſchen Arbeiten und Erzählungen beſtehend, überſetzt von Tobieſen, und wirkte auf den däniſchen Nationalgeſchmack, als Herausgeber der nordiſchen Minerva und des däniſchen Zuſchauers ein), J. Ch. Baſtholm, Birkner, Rasmus, Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggeſen haben den gerechteſten Anſpruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darſtellung. In dem Gebiete der practiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde, für welche Friedrich V. ſelbſt viel Sinn hatte, haben ſich die Dänen am meiſten ausgezeichnet. Hier iſt zu nennen der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe (geb. zu Kundſtorp in Schonen 1546, ſt. zu Prag 1601), welcher ein neues dem Copernicaniſchen entgegengeſetztes, aber durchaus unhaltbares Syſtem aufſtellte (ſ. Tycho de Brahe); und in der Mineralogie Olaf Worm (ſt. 1654.). In der neuern Zeit iſt beſonders durch Stiftung von Erziehungsanſtalten (auch für die Gymnaſtik beſtehen hier nachahmungswerthe Inſtitute, z. B. für Schwimmkunſt), Schulen, Univerſitäten und Gelehrten-Geſellſchaften, ſehr viel für die literariſche Cultur in Dänemark geſchehen. In der Kanzelberedſamkeit zeigen ſich bedeutende Fortſchritte. Hier ſind Balle, Treſchow, Hjort, Holm, Blum, H. G. Clauſen und Cl. Pavels zu nennen. Noch mehr wird in den Staatswiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, in der Schifffahrtskunde und in der Heilkunde gethan, und die Forſchung des vaterländiſchen Alterthums verdankt den noch lebenden Gelehrten Vieborg, N. F. P. Grundtvig, Sandtvig, Thorkelin und Nyerup viel. (Man vergl. die von Zeit zu Zeit in den Leipziger Literaturzeitungen erſchienenen Nachrichten aus Dänemark.) Die bildende Kunſt kann aus der neueſten Zeit, wo ſie überall geſunken iſt, doch einige ſehr bedeutende däniſche Künſtler nennen, z. B. einen Wiedevelt, Thorwaldſen, den Hiſtorienmaler Hoier u. a. Noch

Digitized by Google

glänzender ist die Poesie von den Dänen ausgestattet worden. Die neue dänische Poesie, welche von Volksliedern, deren die Dänen sehr viele haben, und geistlichen Gesängen ausging (Pet. Logland bearbeitete dänische Sprichwörter rhythmisch; und Jac. Thomaus veranstaltete die vollständige Sammlung geistlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (st. 1637) an. Sein Heraemeron ist äußerst schwerfällig. Andr. Bording (st. 1677) hatte sich nach Opitz gebildet. Er und seine Nachfolger Jens Steno Schestedt (st. 1698), Paul Pettersen, der patriotische Volkssänger Wilh. Helt (um 1703), Nic. Kingo, der die Thaten der dänischen Könige in einem heroischen Gedichte besang, und Georg Lorterap (st. 1722) ermangelten jedoch der poetischen Selbstständigkeit. Erst gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts brach eine bessere Zeit mit dem für sein Vaterland enthusiastischen Ludw. Holberg (s. d. Art.), eigentlich einem Norweger, an. Besonders verdient er hier als origineller komischer und satirischer Dichter der Erwähnung. Seine Originalsatire Peter Paars und Niels Klim (Nicolai Klimmi iter subterraneum), und seine Lustspiele, in welchen er oft deutsche und französische Stoffe mit einem großen Reichthum von Witz und Laune geistvoll bearbeitete, zeichneten die dänische Literatur sehr aus und begründeten eine komische Bühne der Dänen. Holberg's Lustspiele werden, ob sie gleich schon über hundert Jahre alt sind, noch immer häufig in Dänemark gelesen, und jedesmal mit Beifall auf der Bühne in Kopenhagen aufgeführt. Die 1758 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen sich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (st. 1765) am vortheilhaftesten auszeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein regsames literarisches Streben, und viele achtungswerthe Dichter versuchten sich glücklich in den verschiedensten Fächern, worunter viele Norweger. Doch findet man bis auf die neuesten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländischer Muster. Unter den neuern Dichtern zeichnen sich aus der Tragiker und der Lyriker Johann Ewald (s. d. Art.), N. Weyer (st. 1788, ein talentvoller Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigte, vergl. s. poet. Forsög. Kopenhagen 1789, 8.), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satiriker und Lustspieldichter Guldberg, P. A. Heiberg, Ingeman, En. de Falsen (st. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brunn, Th. Thaarup, J. C. Tode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm (die letztern sind Norweger); Fr. Brunn, geb. Münter, geistvolle dänische Dichterin in deutscher Sprache; vor allen aber der tiefsinnige Johann Ewald, der originelle Jens Baggesen, (s. d. Art.) ein lyrischer Dichter voll Begeisterung und Kraft, oft jedoch etwas schwerfällig, welcher auch Wielands Oberon unter dem Titel Holger Dansker zu einem Singspiel bearbeitete, endlich der geniale Oehlenschläger, voll ächter, nordischer Kraft, gemildert durch südliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutsche Literatur und seine Reisen nach dem Süden, aber originell und national; vielleicht unter den neuesten, selbst deutschen Tragikern der originellste, wie auch Göthe von ihm gesagt. Oehlenschläger's vorzüglichste Stücke sind: Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walburg, Corregio, Aladdin. Wir freuen uns die letztgenannten Dichter auch unter die Deutschen rechnen zu dürfen, da sie vorzüglich in deutscher Sprache geschrieben, und stimmen in das Urtheil Fr. Schlegels ein (D. Museum,

Digitized by Google

Februarheft 1812.): „In der letzten Zeit des 18ten Jahrhunderts, da bei andern Völkern die Poesie zu ersterben schien, hat keine Nation neben der deutschen so ausgezeichnete Dichter hervorgebracht als die dänische.“

Danischmend, ein türkischer Geistlicher niedern Ranges, der in einer Dschami den Dienst verrichtet, — auch Talisman.

Dank hieß die Belohnung, welche in dem romantischen Mittelalter die in den Turnieren siegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den erstern nach dem Ausspruche der Kampfrichter ertheilten Belohnungen bestanden gewöhnlich in einer goldnen Kette, einem Wehrgehenk, einer Schärpe, oder einem Schwert ꝛc.; die Dichter und Sänger, welche sich durch Erfindung neuer Gesänge, oft im öffentlichen Wettstreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume ꝛc.

Dankelmann (Eberh. Christoph Baltas. Freiherr von), ein berühmter preußischer Minister, aus einem alten adelichen Geschlechte, das aus dem Münsterschen stammt, geboren 1643 zu Lingen, studirte zu Utrecht, ging auf Reisen, und wurde 1663 zum Erzieher Friedrichs, nachmals ersten Königs von Preußen, nach Berlin gerufen. Er wußte sich die volle Gunst des Prinzen, dem er einst das Leben rettete, zu erwerben, und dieser stellte ihn, als er 1688 zur Regierung kam, an die Spitze der Geschäfte. Er erhielt die Würde eines Oberpräsidenten, und in dieser die Stelle und Gewalt eines Principal-Ministers, die er bald zu einer ganz eigentlichen Regierung im Namen des Churfürsten ausdehnte. Dieser überließ ihm nicht nur die Staatsverwaltung beinahe ausschließlich, sondern unternahm auch in seinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath desselben. Allein der Neid wußte ihm allmälig die Gnade seines Herrn zu entziehen, und bewog ihn 1697 seine Dimission zu fordern, die er in den gnädigsten Ausdrücken erhielt. Er ging hierauf nach Neustadt an der Dosse, wo er sich kaum einige Tage aufgehalten hatte, als er in der Nacht arretirt des Morgens aber nach Spandau und von da nach der Festung Peiz geführt wurde. Bei der Geburt des Prinzen von Oranien erhielt er 1707, nebst einer jährlichen Pension von 2000 Thalern, die Erlaubniß, sich von Peiz nach Cotbus begeben zu dürfen, bei dem Antritte der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm aber seine völlige Freiheit wieder, worauf er sich nach Berlin begab, wo er den 31sten März 1722 starb. Er war ein Mann von kräftig emporstrebendem Geiste, und der Stolz, welchen das Gefühl eigener Kraft und überlegener Talente einflößt, beseelte ihn. Die Verschönerung Berlins, die Akademie der Künste und Wissenschaften, die Errichtung der Universität Halle, der Bibliotheken und Kunstkammern sind größtentheils sein Werk, und werden seiner Verwaltung ein ehrenvolles Andenken erhalten.

Danneker, in Stuttgart der erste jetzt lebende deutsche Bildhauer und mit Canova und Thorwaldsen um den Preis des ersten Lorbeers in Europa ringend. Er ist 1758 in Stuttgart geboren, und erhielt seinen ersten Unterricht in der berühmten Militär-Akademie Herzog Carls, in der mit ihm so viele Talente herrlich ausgebildet worden sind. Er ging 1782 nach Paris, wo er in Pajous Künstlerstätte sich weiter ausbildete. Von 1784—90 war er in Rom. Dann ging er zur Heimath zurück, wo er von dem kunstliebenden Fürsten Würtembergs stete Beschäftigung erhielt, jedoch auch einige Meisterwerke verfertigte, die ins Ausland gingen. Wir nennen

Digitized by Google

hier von seinen Werken: Ceres und Bacchus, Hector, Zeplins Grabmal, Schillers, Zumsteegs, Lavaters ꝛc. Büsten, und von seinen neuesten: Ariadne, auf einem Leoparden reitend, von Moritz Bethmann für 20,000 Gulden erkauft; Amor, nachsinnend, im königl. Schlosse zu Stuttgart, wo für dieses herrliche Bild nach der Angabe König Friedrichs ein eigner Tempel zur Aufstellung angeordnet worden; und die Büste dieses verewigten Monarchen. Von seinem Nachfolger wurde Danneker zum General-Director der neu zu organisirenden Akademie der schönen Künste ernannt. Jetzt bildet er einen colossalen Christus aus Marmor.

Dante (eigentlich Durante), 1. Alighieri, dieser älteste und größte unter den Dichtern der neuern italienischen Poesie, dessen kühner Geist die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wissenschaften in Europa angebrochen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von seiner Bildungsgeschichte wissen wir wenig mehr, als daß er, wie er selbst (Hölle XV. 8. ff.) sagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (st. 1290) seinen Geist, und nährte ihn durch sein ganzes Leben. Er studirte zu Florenz, Bologna und Padua Philosophie, später zu Paris die Theologie und war zugleich in der lateinischen Literatur bewandert. Aber während er sich mit Kenntnissen zu bereichern bemüht war, entzog er sich dem Dienste seines Vaterlandes nicht, er widmete sich ihm als Krieger und Staatsmann. Im Jahr 1289 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und im J. 1290 bei Caprona gegen die Pisaner. Außerdem ging er als Gesandter seiner Republik nach Rom und an die Höfe verschiedener anderer Monarchen. Er verheirathete sich um das J. 1291 mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati, mit der er mehrere Kinder zeugte. Diese Ehe war jedoch nicht glücklich und endigte damit, daß Gemma sich von ihm trennte. Dante wurde im J. 1300 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder obersten Magistratspersonen seiner Vaterstadt erhoben; jedoch zu seinem Unglück. Florenz ward damals durch die Factionen der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die erstere, als die schwächere, suchte Hülfe bei dem Papst Bonifaz VIII. Dieser beschloß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Carl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. Dante widersetzte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür im Jahr 1302 sammt den Häuptern der Partei der Bianchi verwiesen und seiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldstrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein darauf folgendes Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und alle seine Unglücksgefährten traten, wie Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaisers, durch dessen Hülfe allein sie hoffen konnten, einst in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweise davon sind zahlreiche Stellen in seinem Gedichte, welche die bittersten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächst einige Zeit in Arezzo; erst als im J. 1304 der Versuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeschlagen war, verließ er Toscana und nahm seine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona der sich durch die ausgezeichnete Unterstützung, welche Talent und Verdienst bei ihm fanden, unter seinen Zeitgenossen den Namen

Digitized by Google

des Großen erworben hatte. Aber Dante's Gemüth, in steter Unruhe und Erwartung seiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, seinen Unmuth und seine Bitterkeit selbst vor seinem Wohlthäter nicht verbergen: und darin scheint der Grund zu liegen, daß er nirgends für lange Zeit eine bleibende Stätte fand. Daher scheinen, zwar nicht über seine Geburt, doch über die Ehre, daß die Divina Commedia in ihren Mauern entstanden sey, mehrere Städte Italiens streiten zu können. Außer verschiednen italienischen Orten besuchte er auch Paris. Er versuchte endlich, durch Kaiser Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie (de monarchia, Basil. 1559. 8. und im 4ten Band der Venet. Ausg. s. Werke) schrieb: aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Polenta, Herrn dieser Stadt, der als ein Freund der Musen ihm gern eine Asyl gewährte. Hier starb er am 14ten September 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venetianische Patricier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, im J. 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger, so lange er lebte, ausgestoßen, geschmäht und verfolgt hatten, beeiferten sich jetzt, ihr begangenes Unrecht zu sühnen, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt hatten. Sie stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, reclamirten, wiewohl vergeblich, seine Asche von den Ravennaten, und besoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Boccaccio schildert ihn, in seiner Vita di Dante, als einen Mann von ernstem, aber sanftem und leutseligem Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von sechs Kindern, die Dante hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekannt gemacht, und unter andern einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geschrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten ist. Dieses große Gedicht, welches seit 1472 gegen 60 Ausgaben und eine unzählige Menge von Commentatoren erlebt hat, umfaßt gewissermaßen das All der Welt, und ist, wie dieses, unendlich und unergründlich. Dante's ernstes Gemüth, genährt von dem Geiste der Alten, von Aristoteles in die Tiefen der Scholastik eingeweiht, durchdrungen von dem reinsten Feuer der Liebe, die es schon früher in seiner Vita nuova (der in Prosa abgefaßten Geschichte seiner ersten Jugendliebe) und in seinem Amoroso convivio ausgeströmt hatte, sang in frommer Begeisterung, wie das Irdische, geläutert durch den Christianismus, in den ewigen Urquell alles Geschaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den ersten plastisch, den zweiten pittoresk und den dritten musikalisch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Gestalten mit unerschöpflicher, selbst das Aeußerste nicht scheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet sind, so daß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht; so schließt sich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradiese Alles in reinem Lichte strahlt. An das Irdische hingegeben, ja angebannt, der Erdhölle sich nicht entwindend, liegt die menschliche Natur in dem ersten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erschüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt sie der ruhigen Vollendung, wie die Homerischen Götter im Olymp. — Meinhardt (Versuche über den Charakter der italienischen Dichter, 1. Bd.), Schlegel (in

den Horen von Schiller) und Bouterwek (Geschichte der schönen Wissenschaften 1. Bd. S. 61. u. ff., welcher letztere mit einer gewissen eigensinnigen Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen ist, indem er sich auf höchst prosaische Weise durch seine Seltsamkeit imponiren läßt) haben unter den Deutschen fortschreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert; auf sie verweisend, begnügen wir uns mit diesen wenigen Bemerkungen. Die Benennung „Commedia" gründet sich auf eine Vorstellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in seinem, zuerst wahrscheinlich lateinisch geschriebenen Werke: De vulgari eloquentia, angibt, tragisch, komisch und elegisch war, so daß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grausend und schrecklich wird; was ihm Comödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Diesem angemessen sollte auch der Stil seyn, und seine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, diese Benennung veranlassen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man sie gegen eine Stelle im Paradiese hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde erst später von Andern hinzugefügt; in den ältesten Ausgaben wird der Dichter selbst mit dem Beiworte il divino oder il teologo belegt. Unwürdig scheint es uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die erste Veranlassung zu diesem Gedichte aufzusuchen. Eben so lassen wir, als eine philologisch-antiquarische Frage, Constanzi's Behauptung auf sich beruhen, daß Dante bei seinem Werke Alberico's, eines Mönchs im 12ten Jahrhunderte, Vision benutzt habe; wiewohl es nicht uninteressant, ja zum Verständniß mancher Vorstellungen gewiß dienlich wäre, eine Vergleichung anzustellen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge seiner Zeit so sichtbar an sich, und steht zugleich so hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und Vater ihrer Poesie; denn, von seinem bildenden Geiste behandelt, gewann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn wohl irriger Weise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. Die besten Ausgaben der divina Commedia des Dante sind von Lombardi (Rom 1791 in 3 Bänden, 4.), und die mailändische vom J. 1804, 5 Bde. 8. Von ersterer erscheint jetzt eine zweite sehr vermehrte Auflage zu Rom bei Romano de' Romani. — Dante's sämmtliche Werke sind erschienen, Venedig bei Zatta, 1757 u. 58, 5 Bände. 4. L. Kannengießer hat eine Uebersetzung der göttlichen Comödie angefangen, von der bis jetzt zwei Bände erschienen sind. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angeführten Orte Proben einer metrischen Uebersetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenschwanz eine vollständige Uebersetzung in Prosa. Ganz in sein Leben verflochten, sind seine herrlichen lyrischen Gedichte — Sonette und Canzonen — und des Dichters nicht minder würdig, als sein großes weltumfassendes Gedicht. Zu nennen ist noch sein in einer männlichen Prosa geschriebenes Gastmahl (il convito), ein Werk, von welchem selbst Bouterwek sagt, es sey werth, den bessern Werken des Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Es enthält eine Chrestomathie seiner gesammten Kenntnisse und Ansichten, und erläutert dadurch seine Poesien und sein übriges Leben. — 11) Erhielt diesen Namen Pietro Vincenzio aus dem Geschlechte der Rainaldi, weil er in der Poesie Dante nachzuahmen strebte. Er und

Digitized by Google

image
not
available

seine Familie sind in der Mathematik sehr berühmt geworden. Wahrscheinlich gehört in dieselbe Familie III) Giov. Battista Dante von Perugio, auch unter dem Namen Dädalus, wegen seiner großen mechanischen Geschicklichkeit, bekannt. Er machte schon im 15ten Jahrhundert den Versuch zu fliegen, und flog einige Male über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Rathsadvocat, geboren den 26sten October 1759, enthauptet den 5ten April 1794. Dieser Mann spielte in den ersten Jahren der französischen Revolution, die er eifrig beförderte, eine sehr bedeutende Rolle. Schon sein Aeußeres war höchst ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war colossal, seine Umrisse athletisch, seine Züge hart, stark und widrig, seine Stimme erschütterte das Gewölbe des Saals, seine Beredsamkeit war heftig, seine Bilder riesenhaft, und seine Einbildungskraft eben so gigantisch, wie seine äußere Gestalt, vor welcher Jedermann zurückschreckte, und, wie St. Just sich ausdrückte, selbst die Freiheit zitterte. Diese Eigenschaften halfen ihm zu Anfang der Revolution Einfluß gewinnen, und man sah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Arretirung zu Varennes präsidirte er in der Versammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariser Gemeine ernannt. Sein Ansehen in der Hauptstadt wuchs im Jahr 1792; er half die Ereignisse des 20sten Juni anstiften und leitete die vom 10ten August ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze, am 10ten August, ward Danton Mitglied des einstweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Justiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Armeen und in den Departementen an sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich viele Creaturen zu erwerben. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Ministers, und aus diesen wieder verschwenderisch als Sold für Verbrechen und Wergeld für Parteigänger zurück. Man beschuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutscenen vorbereitet zu haben. Er bediente sich der Proscription, um durch Schrecken jede Idee des Widerstandes von Seiten der Royalisten niederzuschlagen. Den 3ten September verbreitete der Einmarsch der Preußen in die Champagne allgemeine Bestürzung in der Hauptstadt und Besorgniß unter den Gouvernementsmitgliedern. Alle Minister, die ausgezeichnetsten Deputirten, und Robespierre selbst, der damals Brissot fürchtete, versammelten sich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an sich riß, die Vertheidigungsmaßregeln, welche alle waffenfähige Franzosen an die Gränze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Versammlung jenseits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich," rief er aus, „die Natur hat mir das finstere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland ist in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit." Von diesem Zeitpunkte schreibt sich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die er damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenschaft von den geheimen Ausgaben seines Ministeriums abzulegen, behauptete er, daß sich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Masse berechnen ließen. Er stimmte für die Todesstrafe gegen die zu

Digitized by Google

rückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienstes. Der Kampf zwischen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernstern Charakter an. Danton schien die Folgen dieser Spaltung zu fürchten. Den 26sten November 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeste, bei denen die Hebertisten präsidirten, erklärte er sich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienstes, und schloß sich später an Robespierre an, um Hebert und dessen Anhänger auf das Blutgerüste zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindschaft, welche zwischen ihnen herrschte, fiel gleich in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausschüssen ausübte, zu Boden treten, und Robespierre, gewandter, dachte ihn zu stürzen, um sich so einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. St. Just stattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausschusse ab, und Danton wurde in der Nacht vom 31sten März 1794 mit denen, die man seine Mitschuldigen nannte, arretirt. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und gestand Lacroix, daß er von seiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet gewesen sey, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, verfinsterte sich seine Miene, und er schien sich zu schämen, der Betrogene Robespierre's gewesen zu seyn. Alle seine Reden waren ein grelles Gemisch von Reue und Stolz. Bei seinem Verhöre antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, und mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte.“ Den 5ten April verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitschuldigen einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Monarchie! Er stieg mit Muth und ohne Widerstreben auf den Unglückskarren; sein Kopf war gehoben und sein Blick voll Stolz. Noch mit Empfindung erinnerte er sich seiner Familie und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte,“ rief er aus, „so soll ich dich dann nicht mehr sehen!“ Darauf unterbrach er sich schnell? „Danton, keine Schwachheit!“ und bestieg das Blutgerüste. Arm und verschuldet vor der Revolution, hinterließ er nach seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, das besonders seine Sendung nach Belgien hatte vermehren helfen. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigsten Charactere, die sich in der französischen Revolution entwickelt haben: ein höchst eigenthümliches Gemisch von Größe, Kraft und Muth mit Grausamkeit, Eigennutz und Schwäche.

Danzi (Franz), ein berühmter deutscher Componist, geb. zu Mannheim 1763, wo sein Vater, ein geschickter Violoncellist, in der churfürstlichen Capelle angestellt war. Schon als Knabe von neun Jahren componirte er ohne Kenntniß der Regeln. Im J. 1776 unterrichtete ihn der Abt Vogler, der damals diese Capelle dirigirte. Danzi zeigte viel Sinn für Poesie und Schauspielkunst, und übte sich in beiden. Im J. 1779 gab man auf dem Münchner Theater seine erste Oper. Azakia, von C. F. Schwan, und 1796 wurde er daselbst als Capellmeister angestellt. Seit dieser Zeit hat er viele Kirchenstücke, Opern, Concerte für blasende Instrumente und sehr melodische Singstücke, Sonaten ꝛc., componirt. Später ward er in Stuttgart Capellmeister des Königs und zugleich Director der Hofconcerte und Opern auf dem

Digitized by Google

königlichen Theater. Im J. 1812 nahm er seine Entlassung und lebt jetzt als Direktor der Oper in Carlsruhe.

Danzig, eine wichtige preußische Handelsstadt und Festung am westlichen Ufer des Ausflusses der Weichsel in die Ostsee, mit einer höchst anmuthigen Lage in einer überaus schönen Gegend, ist an sich nur eine mittelmäßig große Stadt. Die Vorstädte abgerechnet, hat sie etwas über eine halbe Meile im Umfang; auch ist sie weder regelmäßig noch schön gebaut, und enthält 5 bis 6000 Häuser mit 48,000 Einwohnern. Ihr schöner Hafen aber, und ihre vortheilhafte Lage verschafften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, so daß sie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hansa war. Ihr Name kommt schon im zehnten Jahrhundert, Gedanze (Gedansk) geschrieben, vor. Natürlich reden viele Bücher noch von ältern Zeiten. Lange wechselte sie mit dem Lande, in welchem sie liegt, die Besitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter stritten um dieselbe. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden schnell wieder gut, und ihr Wohlstand führte sie zum Kraftgefühl, mit dem sich Danzig im Jahre 1454 von der polnischen Krone für unabhängig erklärte, und von dieser bald als selbstständig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eignes Gesetzbuch, welches, sonderbar genug, die Danziger Willkühr hieß, und erwarb sich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, das wechselte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt schlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warschau ihren Secretär, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Deputirte. Im J. 1557 hatte sich Danzig für Maximilian II. erklärt. Eine Belagerung, die nicht von besondern Folgen war, strafte sie dafür. Diese war die erste, welche man kennt. Danzig hieß die Kornkammer des Norden und hatte große schwerfällige Befestigungen mit hohen Wällen und nach der Abend- und Mitternachtseite von Hügeln umgeben, die höher sind als die Stadtthürme, und unter denen sich der Bischofsberg und Hagelberg vorzüglich auszeichnen, — (daher auch an diesen Seiten die ansehnlichsten Festungswerke angelegt wurden); — nach der Weichsel zu ist sie durch Wälder und Moräste beinahe unzugänglich und die Niederung kann leicht unter Wasser gesetzt werden. — Beide Umstände gaben ihr einen politischen und militärischen Werth. Jenen verlor sie mit der Annäherung von Preußens Gränzen; dieser gewann nicht dadurch, und wurde ihr nur um so gefährlicher. Seit 1722 war die Stadt gleichsam vom preußischen Gebiet umschlossen, die starken Zölle drückten sie fürchterlich. Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung sanken, und der Wunsch, ganz unter Preußens Herrschaft zu kommen, wurde der vernünftigste. Hatte Danzig gleich über zwanzig Bollwerke, hohe Wälle und zwanzig Fuß breite Gräben, so wußte man doch, daß das Ausschließen der nahen Höhen des Ziegankenbergs, des Stolzen- und des Judenbergs aus den Befestigungswerken, und das unterlassene Abgraben derselben sie in einer Belagerung der Gefahr aussetzten, in den Grund geschossen zu werden. Zudem befanden sich die Weichsel und das Fahrwasser in preußischer Gewalt, und der letzte König von Polen erklärte offen, daß er Danzig seinem Schicksale überlassen müsse. Als daher Preußen dessen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieser Schatten von Unabhängigkeit lästiger war, als ihr gänzlicher Verlust, leicht über

Digitized by Google

die wenigen Familien Meister werden, die bis jetzt regiert hatten. Conventionsmäßig besetzten die Preußen am 23. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen; ein kurzer Kampf erhob sich, der nach wenigen Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt endigte. Der König hatte den Einwohnern die Zusage gegeben, daß er alles für ihren Wohlstand thun werde, und wirklich blühte Danzig unter Preußens Herrschaft wieder auf. Es genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruche des preußisch-französischen Krieges. Am 7ten März 1807 ward es von dem Corps des Marschall Lefebvre umringt und die Einschließung auf der Landseite durch die Wegnahme der Nehrung am 20sten d. M. vollendet. Obwohl die Besatzung bei den Ausfällen vom 21sten und 26sten großen Muth bewies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich der Belagerer am 1sten April auf dem Zigankenberge festsetzte und die Bousmardschanze oder vielmehr ihre Trümmer am 13ten eroberte. In der Nacht vom 23sten zum 24sten April begann das Bombardement und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21sten Mai fort; während deß versuchte der General Kamenskoi sich mit 5000 Mann Verstärkung in die Stadt zu werfen, mußte sich aber im Fahrwasser wieder einschiffen, da durch den unbegreiflichen Verlust des Holms die Verbindung mit der Stadt verloren war. Eine englische Corvette, welche die so nöthige Munition, Geld ꝛc. zuführen sollte, und mit vollen Segeln die Weichsel heraufflog, gerieth auf den Grund und ward so von den Franzosen genommen. Es begann jetzt an Pulver zur weitern Vertheidigung zu mangeln, die Belagerer hatten sich im bedecksten Wege des fast ganz zerstörten Hagelbergs festgesetzt und beabsichtigten einen Hauptsturm darauf, dessen Resultate bei ihrer Ueberlegenheit (50,000, die Garnison 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, den wiederholten Aufforderungen Gehör, und schloß am 24sten Mai eine Capitulation auf dieselben Bedingungen, die er dem General Lefebvre früher bei der Uebergabe von Mainz (1793) bewilligt hatte. Dieser gemäß wurden die äußern Thore am 26sten von den Belagerern besetzt, die Garnison verließ die Festung am folgenden Tage mit Kriegsehren und der Verpflichtung 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marschall Lefebvre ward zur Belohnung zum Herzog von Danzig ernannt, unter ihm hatte General Lariboissiere als Chef der Artillerie, Chasseloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuser mehr oder weniger zerstört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Contribution von 20 Millionen Franken ward der Stadt mit Bewilligung successiver Abzahlung aufgelegt, was jedoch viele andere Erpressungen mannichfacher Art nicht verhinderte. Durch den 19ten Art. des Tilsiter Friedens ward Danzig als freie Stadt mit einem Territorium von 2 Lieues — die durch die willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden — unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; es konnte aber als französischer Waffenplatz dieses Heils niemals froh werden, da fortwährend ein französischer Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, da im Jahr 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalsystem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter so drückenden, allen Wohlstand vernichtenden Verhältnissen nahte das Jahr 1812 und mit ihm wegen des russischen Krieges neue schwere Lasten; das Jahr schloß das

Digitized by Google

mit, daß die Festung am 31sten Dec. in Belagerungszustand erklärt wurde. Es gelang den französischen und polnischen Truppen des 10ten Armeecorps durch geschickte Manövers sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, eben so langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, so daß die Garnison 30,000 Mann betrug, als gegen Ende Januars 1813 das russische Blokadecorps, aus — 6000 Cosacken bestehend, erschien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie, 2500 Mann Cavallerie mit 60 Feldgeschützen unter General-Lieutenant von Loewis abgelöst ward. Es würde zu weitläufig seyn, die verschiedenen Ausfälle und Angriffe vom 4ten Februar, 5ten März, 27sten April, 9ten Juni 2c. einzeln zu erzählen; wir erwähnen daher nur, daß das Blokadecorps am 1sten Juni durch 8000 Mann preußische Landwehren unter Oberst Graf Dohna verstärkt ward, und daß auch hier am 10ten Juni der Waffenstillstand eintrat und am 24sten August wieder aufhörte. Den Oberbefehl hatte indeß der Herzog von Würtemberg übernommen, und lieferte den Belagerten entweder bei Ausfällen oder durch Angriffe auf Außenposten die sehr hitzigen Gefechte vom 28 und 29sten August 1sten, 7 und 17ten September und 1sten November; eine englische Flottille nahete sich von der Seeseite, und beschoß gemeinschaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1sten September an — unter andern auch mit Congrevschen Raketen — lebhaft, die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17ten November eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garnison den 1sten Januar 1814 die Waffen strecken und mit Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Alliirten zu dienen, in 4 Colonnen nach Frankreich geschickt werden sollte; diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp, (der wahrscheinlich viele Effecten und Munition heimlich hatte vernichten lassen und deshalb zu einer längeren Vertheidigung keine hinreichenden Mittel besaß) mußte sich bequemen, die Festung so zu übergeben, daß am 1sten Januar alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2ten aber alle Nationalfranzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des russischen Reichs geführt zu werden. Die beklagenswerthe Stadt hatte, während dieser 11monatlichen Blokade und Belagerung, durch Mangel, Krankheiten 2c. unendlich gelitten, 309 Häuser und Speicher waren durch das Bombardement niedergebrannt, 1115 Gebäude beschädigt, 90 Menschen notorisch verhungert. Es ist bekannt, daß sie jetzt, unter Preußens Regierung zurückgekehrt, einer bessern Zukunft entgegensieht, und daß ihr im Jahr 1816 durch das Auffliegen eines Pulverthurms abermals ein großer Schaden erwuchs. — Die Stadt hat nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken in goldenen und silbernen Borden, Tuch, wollenenen Zeuchen und Corduan, Färbereien, Zuckersiedereien, Branntwein- und Liqueur-Brennereien, Vitriolfabriken, Pottasche- und Salpetersiedereien, Waid- und Waidaschenfabriken u. s. w. Der Haupthandelszweig für Danzig ist aber ein unermeßlicher Verkehr mit Getreide, welches aus Polen auf der Weichsel zugeführt wird (daher die Speicher oder die großen Korn- und Waarenmagazin-Gebäude auf einer Insel in der Mottlau, welche durch einige Brücken mit der Stadt v reinigt ist), und welches von Danzig nach England, Holland und den Hanseestädten weiter gesandt wird. Die andern Ausfuhrgegenstände sind insbesondere Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottasche, Hanf und Flachs.

Digitized by Google

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Penëus, wurde von Apollo, durch dessen List ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe unaufhörlich verfolgt. Die für sein Bitten unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Penëus) an, sie in ihren Schooß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick, als sie Apollo mit ausgestreckten Armen umfassen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo umarmte statt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis. Die sicilische Hirtensage preist ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bucolischen Gedichts und wegen seines Spiels auf der Hirtenflöte. Er weidete seine Kühe am Aetna. Eine Nymphe, Echenais, die der schöne Jüngling liebte, drohte ihm mit Blindheit wenn er je eine andere liebe. Von einer sicilischen Fürstentochter in Wein berauscht, vergaß er sich, und zog sich die gedrohte Strafe zu. Einige lassen ihn vor Gram sterben, Andere ihn durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten seinen Tod, und Hermes hob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er gestorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals jährlich opferten.

D'Arblay (Mrs. Francisca), die Verfasserin der berühmten, fast in alle europäischen Sprachen übersetzten englischen Romane Eveline (1777), Cecilie (1782) und Camilla (1796), ist die Tochter des Geschichtschreibers der Musik, Dr. Charles Burney. Als Miß Burnay gab sie auch ihre ersten Schriften heraus. 1793 heirathete sie D'Arblay, einen französischen Emigranten. Sie wird in England als die erste Dichterin in der von ihr gewählten Gattung betrachtet, und für ihr letztes Werk, die Camilla, erhielt sie 3000 Guineen Honorar. Auch ernannte sie die Königin zu ihrer Kammerfrau.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojanischen Könige, Sohn des Zeus und der Electra, des Atlas Tochter, wanderte aus Samothrake, nach andern aus Arkadien, Creta u. s. w. in Phrygien ein, und ließ sich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbauete er eine Stadt, nach ihm Dardanum oder Dardanus benennt. Er zeugte mit Bateia, des Teukros Tochter, der schon früher aus Attika hier eingewandert war, den Erichthonius. Seine Nachkommen heißen bei den Dichtern Dardaner. Nach neuer Ansicht ist dieses der Name eines arkadischen Stammes, dessen Geschichte man in der Fabel von einem Dardanos erzählt.

Dardanarius heißt ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchsten Theurung liegen läßt, oder auch ein solcher, der die Käufer durch falsches Maß und Gewicht betriegt. Daher heißt Darnanariat die Verheimlichung und Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falschen Maßes und Gewichts.

Dardanellen sind die vier festen Schlösser, welche an dem Hellespont auf der europäischen und asiatischen Küste einander gegenüber erbaut sind, und jene Meerenge, welche von ihnen der Dardanellencanal heißt, beherrschen, so daß sie als der Schlüssel von Constantinopel angesehen werden. Der erste Eingang des Dardanellencanals wird durch zwei, auf den einander gegenüberliegenden Küsten erbaute Schlösser vertheidigt, welche die neuen Schlösser heißen, weil sie erst in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts unter Muhamed IV. angelegt wurden, um den türkischen Flotten gegen die

Digitized by Google

Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schlosses von dem andern beträgt beinahe 2000 Toisen oder Klaftern. Auf diese folgen die alten Schlösser, die Muhamed II. gleich nach der Eroberung Constantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Toisen aus einander liegen. Noch mehr vorwärts wird der Canal noch schmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlössern nähern sich zwei hervorspringende Erdspitzen auf 375 Toisen, und bilden jene durch Leanders nächtliche Ueberfahrten zur Hero (s. d. Art.), durch Xerxes Brücke, und durch Solimans Ueberfahrt auf einem bloßen Flosse berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befestigung versehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osmanischen Reichs an einem andern Canale liegt, der das schwarze Meer mit dem Meere von Marmora verbindet. Den 3. Mai 1810 schwammen Lord Byron, der Dichter, und der brittische Lieutenant Eckenhead oberhalb des Schloßes Sestos von Europa nach Asien bis unterhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die sorglosen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungsstande erhalten, daß sie schon im J. 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der asiatischen Seite nur noch eine einzige Batterie existirte, die zur Hälfte verschüttet war. Als daher am 26sten Juli des genannten Jahres gegen 5 Uhr Abends die aus drei Linienschiffen und vier Fregatten bestehende Escadre des russischen Admirals Elphingstone in der Verfolgung zweier türkischen Linienschiffe vor den ersten Schlössern erschien, feuerten zwar die türkischen Batterien, aber aus Mangel an Munition nur einmal mit jedem Stücke, und Elphingstone konnte, begünstigt von einem heftigen Südwind, vorbeisegeln, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden. Da er indeß zu seinem Verdrusse sah, daß die übrigen Schiffe ihm nicht folgten, begnügte er sich, ruhig in der Meerenge weiter zu segeln, würdigte die türkischen Batterieen keines Schusses, ging in dem Canal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenschall mehr die Furcht seiner eigenen Escadre verborgen, als die Ohnmacht der Osmanen verspottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieses unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte die Anerbietung des Baron Tott an, welcher die Schlösser wieder herzustellen versprach, und dies Versprechen so vollkommen erfüllte, daß sie nach wenigen Wochen sich in einem unbezwinglichen Zustande befanden. Allein die Schlaffheit der Türken hatte sie nicht darin erhalten und schon im Jahr 1798 urtheilte Eton, der als englischer Resident lange in der Türkei gewesen war, in seiner Schilderung dieses Reichs, daß eine Flotte leicht die für so furchtbar gehaltenen Dardanellen passiren könne. Auf jedem Ufer, so erzählt er, stehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubitzgranaten ladet; die Stücke von Metall, mit Läufen gleich Mörsern, 22 englische Fuß lang, und der Durchmesser des Calibers 28 Zoll; sie liegen fast mit der Oberfläche des Wassers gleich, in gewölbten Schießlöchern oder Schießscharten mit eisernen Thüren, welche man öffnet, wenn man sie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite bis zur andern (von Asien nach Europa), da sie etwas hoch stehen. Diese ungeheuern Stücke liegen nicht auf Lavetten, sondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; sie können nicht gerichtet werden, sondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beschießen will, der Mündung gerade über kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins von diesen ungeheuern Artilleriestücken

zu laden. — Daß diese Schilderung richtig war, bewies die am 19ten Febr. 1807 Morgens um 8 Uhr von dem englischen Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen und vier Fregatten nebst mehrern Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verlust bewerkstelligte, und in deren Folge am 20sten zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesicht von Constantinopel erschien. Sie sollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber nichts aus, vielmehr waren die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des französischen Gesandten Sebastiani so eifrig beschäftigt, Constantinopel gegen einen Angriff zu sichern, und die Dardanellenschlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2ten März nicht ohne Verlust zurückfahren konnte, was ihm seinem eigenem Gedächtniß zufolge, acht Tage später überhaupt nicht mehr möglich gewesen wäre.

Dares, ein Phrygier, des Hephästos Priester, Hectors Erzieher, soll die Belagerung Troja's auf Palmblätter geschrieben haben (die phrygische Ilias). Das Werk, welches unter seinem Namen vorhanden ist, rührt von Neueren her. Ein anderer Trojaner dieses Namens kommt bei Virgil vor.

Darjes (Joh. Georg), ein in der Mitte des 18ten Jahrhunderts sehr geschätzter philosophischer Lehrer und Schriftsteller. Er war geb. zu Güstrow 1714, studirte zu Rostock und Jena, in welchem letztern Orte er auch von 1738 an durch seine philosophischen und juristischen Vorlesungen (er hatte wegen seiner Anfechtungen von den Theologen noch zuletzt Jurisprudenz studirt) solchen Beifall fand, daß Friedrich II. ihn 1763 als geh. Rath und Prof. der Philosophie nach Frankfurt rief. Hier stiftete er auch die königliche Akademie der Wissenschaften und beförderte durch Lehren und Wirken bis an seinen Tod 1791 das Ansehen dieser Universität aufs eifrigste. In seinen philosophischen Ansichten wich er sehr von dem herrschenden Wolfianismus ab, und näherte sich dagegen seinem Zeitgenossen Crusius. Sein Verdienst bestand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage seiner Gedanken, und in einer seinem Zeitalter angemessenen Bearbeitung der philosophischen Wissenschaften durch Compendien, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwissenschaft unter die Gegenstände des akademischen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrerer persischen Könige; nach Andern der Königstitel selbst. Vorzüglich sind unter diesem Namen merkwürdig: I. Darius, vierter König von Persien, war der Sohn des Hystaspes, Statthalter von Persis, und trat der Verschwörung gegen den Pseudosmerdis bei, der sich des persischen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den Verschwornen gelungen war, den Usurpator aus dem Wege zu räumen, setzten sie untereinander fest, daß sie alle am nächsten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zusammenkommen wollten, und daß derjenige von ihnen König seyn solle, dessen Pferd die aufgehende Sonne zuerst wiehernd begrüßen würde. Da nun der Stallmeister des Darius von dieser Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd seines Herrn an dem bestimmten Orte mit einer Stute zusammen, und durch diese List geschah es, daß, als am folgenden Morgen sämmtliche Verschworne dort zusammenkamen, des Darius Pferd zuerst wieherte. Darius wurde sogleich als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl

Seine Regierung wurde durch mehrere große Ereignisse merkwürdig. Im fünften Jahre derselben empörte sich die Stadt Babylon, theils weil die Einwohner zu schwere Steuern bezahlen mußten, theils weil die königliche Residenz, noch unter Cyrus, von Babylon nach Susa verlegt worden war, wodurch die Stadt überaus verloren hatte. Darius belagerte sie mit einem mächtigen Heere; schon waren beinahe zwei Jahre fruchtlos verflossen und Darius im Begriff, wieder abzuziehen, als Zopyrus, einer seiner Feldherren, ihn durch eine heldenmüthige Selbstaufopferung in den Besitz der Stadt setzte. Dieser verstümmelte seinen Körper selbst auf das grausamste, ging zu den Babyloniern über und gab vor, daß er diese Mißhandlung von Darius erfahren habe, und daß er die schrecklichste Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünsche. Die Babylonier gaben ihm ohne Bedenken eine Befehlshaberstelle, und da er durch mehrere glückliche Ausfälle ihr Vertrauen noch mehr gewann, vertrauten sie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons versammelte Darius ein Heer von 700,000 Mann und machte damit einen Zug gegen die Scythen an der Donau (von 513 v. Chr.), die ihn durch verstellte Flucht so tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er nur mit Mühe, sich und seine Krieger rettete. Nur einen Theil seiner Kriegsmacht ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thracien zurück, um das Land nebst Macedonien zu erobern; er selbst ging mit dem andern Theile nach Asien zurück, und brachte ein Jahr in Sardis zu, sein Heer wieder zu ergänzen. Als dies geschehen war, kehrte er seine Waffen gegen Indien, das er zum Theil sich unterwarf (508 v. Chr.). Bald darauf ereignete sich eine Begebenheit, welche den berühmten Krieg der Perser mit Griechenland zur Folge hatte. Unruhen auf Naxos, in welche sich die Perser gemischt hatten, verursachten einen Aufstand der ionischen Städte (501), welchen Athen zu befördern suchte, Darius aber endlich durch die Wiedereroberung und Bestrafung von Milet (496 v. Chr.) dämpfen ließ. Um sich dann an den Athenienſern zu rächen, versammelte er ein zahlreiches Heer. Während Mardonius mit demselben durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zog, sollte eine Flotte einen Angriff auf die Küsten machen. Allein beide Unternehmungen scheiterten, denn ein fürchterlicher Sturm zerstörte und zerstreuete die Flotte, als sie das Vorgebirge Athos umsegelte, die Landarmee aber wurde plötzlich von den Thraciern überfallen und größtentheils niedergehauen. Jetzt verdoppelte Darius seine Anstrengungen. Er versammelte ein Heer von 500,000 Mann und rüstete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert und Eretria auf Euböa geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Arthaphernes nach Attika über und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vergebens hatten die Athenienſer bei ihren Nachbarn Hülfe gesucht; ihr eigener Muth nur konnte sie retten. 10,000 Mann stark, rückten sie unter Miltiades dem großen persischen Heere entgegen, und trugen, begeistert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu fechten, einen vollständigen Sieg davon (490 v. Chr.). Jetzt beschloß Darius, sich selbst an die Spitze eines neuen Heeres zu stellen; doch innere Unruhen und bald darauf der Tod, der ihn im Jahre 486 v. Chr. ereilte, hinderten ihn an der Ausführung dieses Entschlusses. Uebrigens hatte dieser Fürst die größten Verdienste um die innere Organisation des weiten Reichs. Auch ließ er

Digitized by Google

seinen Admiral Skylax (aus Karyanda in Klein-Asien) eine Seereise (gegen 506) durch das Mittelmeer machen, und den Indusstrom mit seinen Ufern untersuchen, so wie er überhaupt Künste und Gewerbe durch zweckmäßige Gesetze und Anstalten sehr beförderte. Sein Nachfolger war Xerres (s. d. Art.). II. Darius der III. oder Codomannus, ein Sohn des Arsanes und der Sysigambis. Er war der Urenkel Darius II. oder Ochus (regierte 424 bis 404) und der zwölfte und letzte König Persiens. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.) als das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrschaft unter seinen Vorgängern schon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerstehen konnte. Dieser war Alexander, der bald mit seinem Heere in Asien erschien und Persien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengesandte Heer wurde am Granikus geschlagen. Dieser beschloß darauf, ein neues Heer selbst gegen Alexander zu führen. Vier bis sechsmal hunderttausend Mann versammelte er bei Babylon, und rückte mit denselben in die Ebenen Mesopotamiens vor. Hier drangen die griechischen Miethsvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene seine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf diesen Vorschlag und eilte nach dem bergigen Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieses Zuges beschreibt Curtius ausführlich. Hier bei Issus ward Darius zum zweiten Male (333) geschlagen. Er selbst rettete sich nur mit Mühe aus dem Gedränge, bestieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder, nebst dem größten Theile der mitgenommenen Schätze fielen dem Sieger in die Hände, der sie auf das edelmüthigste behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belastete er 7000 Kameele. Darius war durch diese Niederlage so wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen sehr stolzen Brief schrieb, worin er ihm ein Lösegeld für die Gefangnen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt schrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher versagten Königstitel gab, sondern ihm auch 10,000 Talente Lösegeld, alle Länder Asiens bis an den Euphrat und seine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch diese Vorschläge fanden keinen Eingang, und Darius sah sich gezwungen, zur Fortsetzung des Krieges nochmals ein Heer zu versammeln, welches die meisten Schriftsteller auf eine Million angeben. Mit diesem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris setzte. Zwischen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zusammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) sah sich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete sich nach Medien, um ein neues Heer zu sammeln, Alexander aber bemächtigte sich der Hauptstadt Susa, eroberte Persepolis und hernach ganz Persien. Darius war in Ekbatana in Medien eingetroffen und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei sich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleudrer und 3000 Reiter, welche Bessus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit diesen wollte er sich dem Sieger entgegenstellen, als eine Verschwörung des Nabarzanis und Bessus seine Plane vereitelte. Der edelmüthige Fürst wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß

Digitized by Google

er nicht früh genug sterben könne, wenn seine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten sich die Verräther seiner Person und führten ihn gefesselt nach Bactrien. Als sich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten sie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn seinem Schicksale. Ein Macedonier, Namens Polystratus, erblickte den Wagen des Darius, und hörte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um seinen Durst zu löschen, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieser bat ihn um einen Labetrunk, den Polystratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürsten begegnet sey. Kaum hatte Darius nach diesen Worten den Geist ausgehaucht, als Alexander selbst herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalsamiren und schickte ihn der Sysigambis, um ihn neben den andern persischen Monarchen beizusetzen. So starb Darius (330 v. Chr.) im 50sten Jahre seines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürsten, der aber nicht für eine solche Zeit geboren war.

Darlehn — Darlehnsvertrag (mutuum), der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine fungible (verzehrbare, verbrauchbare) Sache, z. B., und am gewöhnlichsten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieselbe in gleicher Art und Menge nach Verlauf einer bestimmten Zeit wieder zurückgebe. Eigentlich aber heißt nur die auf solche Weise übergebene Sache Darlehn. Beschränkt ist die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinsicht auf Personen, welche unter fremder Gewalt stehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Gesetze oft durch ein verschleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines gesetzwidrigen Darlehns unter eine rechtsgültige Form, zu umgehen suchen.

Darm, Darmkanal, Gedärme. So nennt man den langen Schlauch, in welchen sich der Magen an seinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulstigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimmt. Er ist aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (der Muskularhaut, der nervösen oder Zellstoffhaut und der Zottenhaut), welche verschiedene Bestimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man Därme nennt, haben verschiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröses befestigt ist, wird der dünne Darm genannt (intestina tenuia); diesen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und diesen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebst dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Mastdarm (intestinum rectum), das Ende desselben. Die Gedärme (so nennt man den ganzen Darmkanal) sind wie der Magen und die Speiseröhre mit vielen kleinen Schleimdrüsen versehen, welche gegen den Mastdarm zu immer größer und gedrängter werden, und den Darmschleim absondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgibt.

Darmstadt (Hessen). Die frühere Geschichte dieses Hauses wird unter dem Artikel Hessen erzählt. — Philipp der Großmüthige war der gemeinschaftliche Ahnherr der jetzigen hessischen Häuser,

Digitized by Google

Bei seinem Tode 1567 theilten sich seine 4 Söhne in dessen Länder: Georg I. oder der Fromme, sein vierter Sohn, bekam zu seinem Antheile ein Viertel des väterlichen Nachlasses, nämlich die obere Grafschaft Katzenelnbogen mit der Residenz Darmstadt. Aber schon 1583 fiel ihm bei dem Absterben seines sohnlosen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von dessen Verlassenschaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des noch blühenden Hauses Hessen-Homburg wurde, der zweite Philipp aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach seinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte diese noch einen Theil von Oberhessen aus Ludwig IV. zu Marburg Nachlasse, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafschaft Hanau-Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten Landgraf Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hause den am linken Rheinufer belegenen Theil der Grafschaft Lichtenberg, und der Deputationshauptschluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilstedt dieser Grafschaft, so wie die Aemter Katzenelnbogen, Ems, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es zur Entschädigung das Herzogthum Westphalen, die mainzer Aemter Starkenburg, Steinheim, Gernsheim, Bilbel und Hirschhorn, die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt und Ozberg, die Reste des Hochstifts Worms, die Reichsstadt Friedberg und die Probstei Wimpfen, eine sehr vollgültige Entschädigung. 1806 trat der Landgraf zum rheinischen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich außer den in seinen Staaten belegenen ritterschaftlichen Oertern die Oberhoheit über die löwenstein-wertheimschen Herrschaften Heubach, Breuberg und Habitzheim, die Grafschaft Erbach, den größten Theil der solmsischen Länder, die Grafschaften Wittgenstein und Berleburg, einen Theil von Königstein, die Herrschaft Ilbestadt, die Besitzungen der Herren von Riedesel, die Herrschaft Schlitz und die Burggrafschaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauische Aemter und das fuldaische Herbstein kamen. 1813 schloß sich der Großherzog dem deutschen Bunde an, und trat das Herzogthum Westphalen mit den beiden Grafschaften Wittgenstein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurhessen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafschaft Hessen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des französischen Departements Donnersberg, so wie durch den größern Theil des Fürstenthums Isenburg und einige zum Großherzogthume Frankfurt gehörigen Ortschaften entschädigt ward. — Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt besteht gegenwärtig 1) aus dem Fürstenthume Starkenburg — 51 1/2 Q. Meilen mit 209,434 Einwohnern (mit Zurechnung von Isenburg, Obererlenbach und Niederursel), 2) aus dem Oberfürstenthume Hessen — 86 1/4 Q. Meilen mit 229,726 Einw., und 3) der Rheinprovinz — 31 1/2 Q. Meilen mit 155,083 Einw. Der ganze Staat zählte 1818 auf 170 Q. Meilen mit 651,900 Einwohner meistens Lutheraner; der Katholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 und der Menoniten 820 seyn. Die Einkünfte steigen auf 4 1/2 Million Gulden, die Kriegsmacht besteht aus 4 Regimentern und 2 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern und 1 Eskadron Reiterei, 3 Kompagnie Artillerie und aus dem Landdragoner- und Landschützencorps, zusammen gegen

Digitized by Google

8,000 Mann ohne die Landwehr. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Mayn, der Lahn, Nidda und Schwaln durchfloſſen, iſt zwar meiſtentheils gebirgig und hügelig, indem Zweige des Odenwalds, Vogelsbergs, Weſterwalds und Donnersbergs es nach allen Seiten durchziehen, ſchließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getreide-, Flachs-, Obſt- und Tabacksbau, ſchöne Weinberge, eine anſehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und andere Mineralien. Es iſt mehr producirend als fabricirend, doch finden ſich in Oberheſſen auch anſehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigſten deutſchen Fabrikſtädten. Maynz iſt die größte bevölkertſte Stadt des Landes, Darmſtadt, mit 900 Häuſern und 12,000 Einwohnern, die Reſidenz und der Sitz der höchſten Staats-Collegien. Die Landes-Univerſität iſt zu Gieſſen. Der Großherzog, jetzt Ludwig X, hat als Mitglied des deutſchen Bundes in der Bundesverſammlung die 9te Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine Conſtitutionsurkunde wurde im Jahr 1819 gegeben und die erſte Ständeverſammlung ſoll im Mai 1820 in Darmſtadt gehalten werden.

Darre, Darren, Darrofen. Darre nennt man 1) eine Krankheit der Bäume, des Viehes, auch der Menſchen (Darrſucht iſt ſo viel als Schwindſucht), vermöge deren ihre Säfte allmählig vertrocknen und ihre Glieder welk und dürre werden; 2) die Operation, welche zur Abſicht hat, die fernere Vegetation zu hindern, und die wäſſrigen und ſauren Theile auszutreiben (das Darren, Dörren). Dies geſchieht vorzüglich durch Oefen, daher auch 3) der Ofen, auf welchem Garten- und Feldfrüchte auf dieſe Art dedörrt werden; z. B. Flachsdarre, Malzdarre, Obſtdarre. In Bergwerken iſt der Darrofen eine Maſchine, auf welcher die Dörner, welche von den Kienſtöcken übrig bleiben, gedörrt und das übrige Blei und Silber von ihnen abgeſondert wird.

Darſtellung überhaupt iſt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenſtand der äußern Anſchauung macht, — oder für andere zur Erſcheinung bringt. Wenn aber von äſthetiſcher Darſtellung die Rede iſt, ſo hat man darunter zu verſtehen diejenige Behandlung eines äſthetiſchen Stoffes, wodurch er eine durch ſich ſelbſt gefallende Form für die Anſchauung erhält. Der äſthetiſche Stoff des Künſtlers iſt jederzeit eine äſthetiſche Idee, die in ihm entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſeyn von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge analoger Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. d. Art.), in welcher ihm allein der Gegenſtand ſeiner Begeiſterung höchſt gegenwärtig erſcheint, ſo, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müſſen. Hier unterſcheiden wir ſchon zwei Momente: 1. des Empfangs oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeit angefeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung analoger Vorſtellungen. In dieſen zwei Momenten aber zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder aber, wenn ihn jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht

Digitized by Google

wirklich, sondern erst als ein Embryo in ihm vorhanden ist. Hier ist der Punkt, wo der Mensch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künstler sich ganz scheiden. Während jener mit seiner Liebe sich rückwärts wendet, wo sie zu Sehnsucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künstlers Liebe sich vorwärts, sie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer sich zu verwirklichen. Erfüllt von diesem Gedanken, bringt er nun die regellose Weltschöpfung seiner Imagination vor das kältere Forum der Urtheilskraft, das Gesetzlose erhält Gesetz, die Imagination knüpft einen Bund mit Verstand und Vernunft. Dies ist der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnens, Durchschauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Moment der Darstellung, wo die ästhetische Idee in die Wirklichkeit tritt, das Gedachte zur Anschauung wird. Alle Darstellung ist demnach Veräußerung des Innern, sie bringt etwas Inneres zur äußern Anschauung. Der Darstellungstrieb des Künstlers äußert sich aber nicht unbestimmt und wirkt nicht blind. Es ist dem Künstler nicht bloß darum zu thun, daß er darstelle, sondern er will etwas Bestimmtes darstellen, den Gegenstand seiner Begeisterung, welcher ihn in den Zustand eines lebhaft ergreifenden Gefühls versetzt. Von diesem Gegenstande aber will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenstand der Anschauung für Andere geworden ist, den Beschauer in einen gleichen Zustand versetze, was ihm nur unter der Bedingung gelungen ist, wenn das der äußern Anschauung gegebene Nachbild dem Urbild in seiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geschick hat in Anwendung der Mittel, durch welche seine Kunst sich ausdrückt; und nur dann schreibt man ihm ein Darstellungsvermögen zu (welches aus mehrern innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten besteht, vorzüglich aber auf der Phantasie und Urtheilskraft beruht). Alle schöne Kunst ist ein Reden des Geistes zum Geiste durch Mittheilung mittelst des Sinnes; wer sich durch den Sinn nicht mitzutheilen versteht, kann den Geist nicht aussprechen. Wie wichtig ist deshalb die Darstellung! Durch sie erreicht oder verliert der Künstler seinen Zweck. Man hüte sich aber, sie mit der bloßen mechanischen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechseln, die nur das Mittel zur Darstellung ist, in welcher der Geist in allen Punkten das Werk der Technik der Idee des Geistes unterwirft. Ein Sinnliches Anschaubares soll eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücken, und einen dieser Idee gemäßen Gefühlszustand hervorbringen. Dies ist die Forderung. Erwägt man nun diese genau, so findet man, daß Anschaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen sind, unter denen dieses allein bewirkt werden kann, und daß die Täuschung in gewissen Künsten die unmittelbare Folge davon ist. Indem Objectivität (Gegenständlichkeit) zur ersten Bedingung aller Darstellung gemacht wird, springt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künste sind, und unter diesen wieder vornehmlich die Plastik, welche darstellen können, d. h. etwas als wirklichen raumerfüllenden Gegenstand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinstellen, denn diese Künste bringen Gestalten hervor, und Gestalt ist ja von Stellen abgeleitet. Diese sinnlichste Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künsten zu erreichen. Gleichwohl sollen und dürfen auch sie der sinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunsttheo-

Digitized by Google

risten muthen ihnen sogar auch plastische (rein objective) Darstellung zu. Wie wird dies anders möglich seyn, als durch Täuschung? Freilich nicht eine solche Täuschung, daß wir etwas Falsches für wahr oder etwas Wahres für falsch hielten, sondern durch eine solche, wodurch unsere Vorstellungen uns wirkliche Dinge zu seyn scheinen, wodurch wir etwas in uns, als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir selbst schaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt," sagt Klopstock, „wirkliche Dinge und Vorstellungen, die wir uns davon machen. Die Vorstellungen von gewissen Dingen können so lebhaft werden, daß diese uns gegenwärtig und beinahe die Dinge selbst zu seyn scheinen. Diese Vorstellungen nenne ich fast wirkliche Dinge. Wer sehr glücklich oder sehr unglücklich, und lebhaft dabei ist, der wird wissen, daß ihm seine Vorstellungen oft zu fast wirklichen Dingen geworden sind. Wie dieser die Gegenstände sich selbst darstellt, so stellt sie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darstellung (besser: die Wirkung) ist Täuschung. Die Darstellung des Dichters ist täuschender, als des zeichnenden Künstlers seine. Der Sinn entscheidet bei der letzten, und diese untersucht das Gesehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geist das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuscht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenstände darstellbar seyen, spricht Klopstock dann von den Mitteln der Darstellung in der Poesie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beschaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beisammen seyn können. 1. Zeigung des Lebens, welches der Gegenstand hat; 2. genau wahrer Ausdruck der Leidenschaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zusammendrängung des Mannichfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbestimmender Umstände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er steht, den tiefsten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache; 8. Ernst. Der Dichter hat eine solche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Gegenstände, daß man sieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen, und er nimmt herzlichen Antheil an dem, was er sagt. Die weitere Ausführung — goldenen Worte! — lese man bei ihm selbst. (Ueber Sprache und Dichtkunst. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Forderung der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen. 1. Auch die beste Darstellung in diesem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrscheinlichkeit, Ebenmaß, Abstechendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein schönes Ganzes ist. Ein solches Ganzes stimmt die Seele für die Wirkungen des dargestellten Einzelnen, und erhält sie in dieser Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Wagschale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer so viel, und dies in so genauen Abstufungen vereint, als der jedesmaligen Beschaffenheit der Gegenstände gemäß ist, so erhebt er seine Darstellung bis zum Vollendeten." Wer diese Auseinandersetzung des großen Künstlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht seyn, den Grund zu finden, warum man in der Poesie gewisse Arten vorzugsweise die darstellenden nenne. Unter den darstellbaren Gegenständen behaupten die den ersten Rang, welche viel Handlung in sich begreifen; aber Handlungen lassen sich auch ganz eigentlich

Digitized by Google

darſtellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtand haben, darſtellende heißen. (S. Poeſie.) Die noch ſpieciellere Anwendung auf die Kunſt des Schauſpielers ergibt ſich nun von ſelbſt; der Schauſpieler hat darſtellende Poeſie, und zwar die Hälfte, wiefern er Mimiker iſt, in der Form der bildenden Kunſt zu verſinnlichen. Die Handelnde Perſon, die er aus dem Drama des Dichters repräſentirt, ſoll er nicht bloß vorſtellen, d. h. er ſoll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Perſon ſey, ſondern ſoll ſie darſtellen, d. h. er ſoll jenen Schein bis zur Täuſchung erheben, als ſehe man wirklich jene Perſon. Die meiſten Schauſpieler ſagen daher ſehr richtig, daß ſie Vorſtellungen, und nicht, daß ſie Darſtellungen geben. S. Menſchendarſtellung. dd.

Daru (Pierre Graf), 1767 in Montpellier geboren, als Schriftſteller und Dichter bekannt, betrat früh die militäriſche Laufbahn, ward zum Kriegscommiſſär ernannt, wohnte in dieſer Eigenſchaft mehrern Feldzügen bei, und wurde in dem Feldzuge in der Schweiz 1799 Oberkriegscommiſſär. Nach dem 18ten Brumaire ernannte ihn der erſte Conſul zum Diviſionschef im Kriegsminiſterium. Damals richtete er eine poetiſche Epiſtel an Delille, und gründete damit ſeinen literariſchen Ruf. Bald darauf machte er auch ſeine Ueberſetzung des Horaz bekannt, und erhielt großen Beifall. Er wurde in kurzem zum Generalſecretär des Kriegsminiſters und zum Mitgliede des Tribunats ernannt. 1805 ward er Generalcommiſſär der großen Armee, und während die Franzoſen Wien beſetzt hielten, General-Intendant von Ober- und Nieder-Oeſterreich. Im Feldzuge gegen die Preußen erhielt er wieder die Stelle eines General-Intendanten; ſo wie auch 1809 bei dem neuen Kriege mit Oeſterreich. Er zeichnete ſich in dieſem wichtigen Poſten durch die eiſernſte Conſequenz aus. Sein Wort „man glaubt gar nicht, was ein Land alles aushalten kann“ wird und muß in Preußen in ewigem Andenken bleiben. Im J. 1811, nachdem Maret-Baſſano an die Stelle von Champagny-Cadore als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, wurde Daru zum Miniſter-Staatsſecretär ernannt. Als ſolcher begleitete er Napoleon 1812 nach Rußland, wo ihn tauſende von Verwünſchungen über die elende Verpflegung trafen, die man ihm zuſchrieb. Nichtsdeſtoweniger erhielt er ſich in der Gunſt Napoleons, und ward 1813 Intendant der Krongüter in den Departements Rom und Traſimene, und endlich Kriegsminiſter. Nach Napoleons erſtem Sturz ging er zu den Bourbons über, die er auch nach Bonaparte's Zurückkehr von Elba nicht verließ. Als die Preuſſen 1815 nach Paris kamen, ließ Blücher deſſen Landgut bei Meulan unter Sequeſter ſetzen, um ihn für ſeine Strenge gegen Preußen zu beſtrafen. —

Darwin (Erasmus), ein berühmter engliſcher Arzt, Naturforſcher und didactiſcher Dichter, war 1732 zu Elſton bei Newark in der Grafſchaft Nottingham geboren, und lebte zuletzt in Derby, wo er den 10ten April 1802 plötzlich ſtarb. Er iſt der Verfaſſer folgender Werke: 1. Zoonomie, oder Geſetze des organiſchen Lebens, welche Brandis (1795 — 99) ins Deutſche überſetzt hat. 2. Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough. Dieſes Werk kann als Seitenſtück zu ſeiner Zoonomie angeſehen werden; es iſt von Hebenſtreit zu

Digitized by Google

Leipzig ins Deutsche übersetzt worden. Ferner hat Darwin Linnée's Systema vegetabilium ins Englische übersetzt. Auch schreibt man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu, unter dem Titel: A plan for female education in boardingschools, London 1797 in 4. In diesem Werke findet man wahrhaft philosophische Ideen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, die in England zum Theil sehr vernachlässigt wird. 3. Der botanische Garten oder die Liebe der Pflanzen. (The botanic garden etc. Lond. 1788.) Dieses Gedicht ist voll philosophischer Ideen und zeigt eine glühende Einbildungskraft. Das Linnéeische Sexualsystem dient zur Basis seiner Gemählde. Ovid verwandelte Menschen in Pflanzen, Darwin hingegen die Pflanzen in schöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen unsere Empfindungen, unsere Leidenschaften, unsere Verirrungen; er leiht ihnen selbst menschliche Gestalten und personificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig sind. Professor Crome hat kürzlich Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwins Botanic Garden herausgegeben (Hannover b. Hahn 1810. 1. B.) Hieran schließt sich, seit 1789, 4. The Temple of Nature, or the origin of Society (der Tempel der Natur), noch kürzlich (1808) von Kraus herausgegeben; beides sehr originelle Lehrgedichte, welche der wahren Naturpoesie zustreben.

Dasymeter (dasymetrum), ein Werkzeug, wodurch man die Dichtigkeit der Luftschichten abmessen kann, von Otto v. Guerike erfunden (daher auch manometrum Guerickianum), von Fouchy und Gerstner verbessert.

Dataria heißt die päpstliche Canzlei in Rom, in welcher alle Bullen (s. d. Art.) ausgefertigt werden. Sie hat diesen Namen von der gewöhnlichen Unterschrift: datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten. (Vergl. Römische Curie.)

Datum, bedeutet den Tag, oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefertiget und abgesendet worden. Unter den römischen Kaisern bemerkten die, welche die kaiserlichen Befehle in die Provinzen zu überbringen hatten, mit diesem Worte den Tag, da ihnen solche übergeben worden, oder sie dieselben überbracht hatten. Unter den ersten fränkischen Königen, den Merovingern, kam erst der Gebrauch auf, dieses Wort unter die Urkunden zu setzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean-Louis-Marie), ein berühmter Naturforscher und Arzt, war den 29sten Mai 1716 zu Montbar geboren, und widmete sich der Medicin. Er ist berühmt wegen seines Antheils an seines Jugendfreundes Buffon Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, Klarheit und Scharfsinn ausgearbeiteten anatomischen Theil verdankt. Leider versagte er seine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung ansah, daß Buffon eine Ausgabe seiner Naturgeschichte mit Hinweglassung des anatomischen Theils voranstaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeschichte in Paris, dessen Director er seit 1745 war, wurde durch seine und Buffons vereinten Bemühungen zu einer der merkwürdigsten Anstalten der Hauptstadt erhoben. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in welche er 1744 trat, bereicherte er die Memoiren dieser Gesellschaft durch eine Menge anatomischer Entdeckungen und durch Untersuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterschiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlung der Thierkrankheiten

Digitized by Google

Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oeconomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine Methode bekannt, die Mineralien zu klassificiren. In der Encyclopädie hatte er den naturhistorischen Theil bearbeitet. Außerdem ist er Verfasser einer großen Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. Instruction pour les bergers, 3. édit. 1795. 8. (deutsch von A. Wichmann); Memoire sur les indigestions, n. ed. 1798. 8. u. a. Frei von Buffons fantastischen Hypothesen war er der treueste Beobachter der Natur. Zur Zeit des Terrorismus hatte er ein Certificat seines Bürgersinns nöthig, und wurde seiner Section als ein Schafhirte vorgestellt, der sich damit beschäftigte, die spanischen Schafe in Frankreich einzuführen. Auch setzte er ruhig seine Studien fort. Mit einer von Natur schwachen Körperconstitution erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31sten Dec. 1799 zum ersten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf und er bewußtlos in die Arme seiner Freunde sank.

Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von), einer der verdienstvollsten österreichischen Feldherrn, lebte von 1705 bis 1766. Schon sein Großvater und Oheim hatten dem kaiserlichen Hofe als Generalfeldmarschälle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, Wirich Philipp Lorenz Graf von Daun, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Allein Leopold Joseph verdunkelte den Glanz aller seiner Vorfahren. Er errang die ersten Lorbeeren in dem Türkenkriege von 1737 bis 1739 als Generalmajor, und trug im österreichischen Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein auf das ausgezeichnetste bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und seine Verheirathung mit der Gräfin von Fux, einer Favorite Maria Theresiens, verschafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und endlich 1757 den Posten eines Generalfeldmarschalls. In dieser Eigenschaft commandirte er die österreichischen Heere im siebenjährigen Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht (1757) den 18ten Juni, wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben, und sowohl Böhmen als die österreichischen Staaten überhaupt zu räumen. Das Glück begünstigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er allenthalben mit höchster Klugheit und Vorsicht handelte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehreren Orten empfindliche Niederlagen erlitt. Außer der Schlacht bei Collin ist sein größtes Unternehmen der Ueberfall Friedrichs II. bei Hochkirchen in der Nacht vom 31sten Oct. 1758. Hier würde er das ganze preußische Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit seiner Colonne zu spät angekommen wäre. Auch bei Torgau (den 3ten Nov. 1760) würde er den Sieg erfochten haben, wenn nicht durch seine Verwundung und Ziethens Entschlossenheit sich das Glück auf preußische Seite gewendet hätte. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich 1769 den 21sten Nov. durch die Gefangennehmung von 11,000 Preußen, die unter Finks Commando bei Maxen gelagert waren. Mit Unrecht hat man Dauns stets zögernde, nur selten eine große Entscheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt: denn sie hatte weder Unkunde, noch Unentschlossenheit oder gar Feigheit zum

Digitized by Google

Grunde, sondern entsprang aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu seyn, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein genialer Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte; dem diese Kühnheit gewissermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur dadurch widerstehen konnte, daß er sie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, schnell nach einander besiegte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige Daun nicht besser widerstehen, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich selbst erkannte sehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter ist vielleicht der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Die Verbesserung der österreichischen Infanterie wird ihm zugeschrieben. Er verdiente Marie Theresiens Gnade nicht nur durch seinen Kriegsruhm, sondern auch durch seinen rechtschaffnen Charakter.

Dauphin, der Titel, welchen der jedesmalige Kronprinz von Frankreich führt. Diese Benennung kommt von der Provinz Dauphiné her, welche der kinderlose Humbert II., Dauphin von Viennois, im Jahr 1349 dem Könige Philipp von Valois unter der Bedingung abtrat, daß die ältesten Söhne der Könige von Frankreich künftig Dauphins genannt werden sollten. Der Dauphin hat bloß den Titel, ohne ein Recht auf das Land selbst. Stirbt der Dauphin, so erbt der älteste seiner Söhne, wenn er aber keinen Sohn hat, der älteste seiner Brüder, diesen Titel. Hat der König keine Söhne, so ruht der Titel Dauphin, — welches dermalen der Fall ist; denn dem nächsten Prinzen vom Geblüte und vermuthlichen Kronerben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er niemals beigelegt. Die Gemahlin des Dauphins heißt Dauphine.

Davenaut (Sir William), ein fruchtbarer englischer Dramatiker, geb. zu Oxford 1605, erhielt nach Ben Johnsons Tode die Stelle eines Hofpoeten, erfuhr aber durch die politische Revolution in England höchst wunderbare Schicksale und Lagen. Er gerieth zweimal in die Gefangenschaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch seine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Director musikalischer Unterhaltungen und als Schauspieldirector auf. Er versuchte die dramatische Declamation mit Musik zu verbinden, wodurch eine Art von Darstellung, welche sich der Oper annährte, hervorging, verbesserte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, sondern durch Frauenzimmer darstellen. Seine dramatischen Producte zeichnen sich vor den übrigen seiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus. Aber ob er gleich selbst nach seinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Westmünsterabtei geehrt wurde, so hat sich doch keins seiner 30 Schauspiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch sein episches Gedicht Gundibert zu erwerben. Dieses und einige andere Gedichte findet man in Andersons British Poets Vol. IV. Seine Werke erschienen London 1673. Fol.

David, König in Israel, der jüngste Sohn Isai, eines angesehenen Mannes zu Bethlehem, vom Stamm Juda, geboren im Jahr der Welt 2899. Er that sich durch Klugheit, Weisheit,

Digitized by Google

Muth und Entschlossenheit, so wie durch tapfere Thaten, z. B. die Ueberwindung Goliaths, des riesenhaften Philisters u. a. m. so hervor, daß Samuel, der Hoheprieſter, ihn noch bei Lebzeiten Sauls durch die Salbung zum künftigen Könige weihte. Zu Hause besorgte er die Heerden seines Vaters, dabei war er in den Wissenschaften damaliger Zeit und selbst in der Tonkunst wohl unterrichtet. Saul, der ihn als seinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entstand, der bis zu Sauls Tod (1929) dauerte. Jetzt bestieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Sauls Sohn, Isboseth, zu ihrem Könige erwählt, nach dessen Ermordung erst David zum Besitze des ganzen Reichs gelangte (in der Mitte des 11ten Jahrhunderts v. Chr.). Seine erste Unternehmung darauf war ein Krieg gegen die Jebusiter, mitten in Palästina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jerusalem zur Residenz und die Burg zum ewigen Wohnorte des Allerheiligsten. Hierauf erweiterte er sein Reich nach allen Gegenden, unterjochte die Philister, Amalekiter, Edomiter Moabiter, Ammoniter und besonders die Syrer. Dadurch ward Judäa blühender, volkreicher, begüterter. David beförderte aber auch Schifffahrt und Handlung und suchte sein Volk durch Künste, namentlich Baukunst, zu verfeinern. Er erbaute sich zu Jerusalem einen prächtigen Palast und machte den Gottesdienst feierlicher, besonders durch die Anstellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu dessen Baue er Vorkehrungen traf, kam erst unter seinem Nachfolger zu Stande. Er selbst erhob die lyrische Dichtkunst in seinen Psalmen (s. d. Art.) zu dem höchsten Grade der Vortrefflichkeit, den sie unter den Israeliten erreicht hat. Auch verbesserte er das Kriegs-, Justiz- und Finanzwesen bedeutend. Indeß verleiteten ihn seine Ausschweifungen in der Liebe zu manchen Grausamkeiten, die durch seine Reue nicht hinlänglich entschuldigt werden, und die Eifersucht unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab endlich zu Empörungen in seiner eigenen Familie Veranlassung. Sein Sohn Absalon suchte ihn vom Throne zu stürzen und kam in dem darüber entstandenen Kriege um. Durch die Zählung der streitbaren Männer, die David in der Trunkenheit seines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergestellt werden; sie ließ Eroberungsplane fürchten. Auch ließen die Philister den König bald fühlen, wie er dadurch vom Gesetz abweiche. David übergab noch bei seinem Leben das israelitische Reich in der Blüthe seiner Cultur und seines Wohlstandes seinem Sohne Salomo, und starb im Jahr der Welt 2969. Ueber ihn vergleiche Chandlers krit. Lebensgeschichte Davids, übers. mit Anmerk. von Didrichs, Bremen 1777 und 80. 2 B. 8. Niemeters Charakteristik der Bibel IV. B. Heße Idiognomik Davids, Jena 1784. 8.

David (Jac. Louis), ein berühmter französischer Maler, gegenwärtig der erste in der französischen Schule, geb. zu Paris 1756. Er ging frühzeitig (1774) nach Rom, hielt sich mehrere Jahre daselbst auf und widmete sich vorzüglich dem Heroischen in der Historienmalerei. Seine Talente für diese Gattung der Kunst entwickelten sich bald. Als David im Jahr 1784 abermals nach Rom zurückkam, und sein Meisterstück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, ausführte, ward ihm allgemeine Bewunderung zu Theil. Kenner und Liebhaber behaupteten im ersten

Digitized by Google

Enthusiasmus, daß dieses Stück unübertrefflich sey, und den Geist eines Rafael athme. Sein Ruhm stieg dadurch in Paris ungemein, und David, der jetzt auch als Portraitmaler Aufsehn zu machen anfing, würde sehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weise bei der Revolution eine Rolle übernommen hätte. Vom Feuereifer für dieselbe hingerissen, unternahm er gleich zu Anfang der Revolution (im Jahr 1789) ein sehr großes Gemälde: Brutus, der seine Söhne zum Tode verdammt, welches Viele noch seinen Horatiern und Curiatiern vorzogen. Auch gab er die meisten Ideen zu den zahlreichen Monumenten und republikanischen Festen jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausschusses; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendsten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er schlug vor, aus den Trümmern der Königsstatüen auf dem Pontneuf ein Monument zu errichten, welches das Volk als Riesen vorstellte. Im Processe Ludwig XVI. stimmte er für dessen Tod. Im Januar 1794 präsidirte er selbst im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr, und nur sein hoher Ruf, als erster Maler der französischen Schule, rettete ihn vom Blutgerüst. Zu den Revolutionsscenen, welche David durch seinen Pinsel zu verewigen suchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhause und Ludwigs Eintritt in die Nationalversammlung vom 4ten Febr., welches Gemälde er 1790 dem gesetzgebenden Körper verehrte. Im Jahr 1799, nachdem sein Pinsel eine Zeit lang geruht hatte, stellte er seine Sabiner aus, ließ sie mehrere Jahre gegen einen gewissen Preis sehen, und soll sich damit die ansehnliche Summe von 100,000 Fr. erworben haben. Im Jahr 1804 ernannte ihn der Kaiser zu seinem ersten Maler und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, worunter besonders dasjenige, welches die Ceremonie der Kaiserkrönung Napoleon's darstellt, sich auszeichnet. Auch gehören zu seinen berühmtesten Werken aus dieser Zeit mehrere Abbildungen des Kaisers, besonders wie er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme vorzeichnet ꝛc. Die Urtheile über diesen unter der vorigen französischen Regierung zum Ritter, Mitglied der Ehrenlegion und des Nationalinstituts, so wie vieler auswärtigen Kunstakademien erhobenen Künstler sind sehr verschieden. (Siehe Fernow's Sitten- und Culturgemälde von Rom, Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert, und Reichards vertraute Briefe.) Nur dies sey hier bemerkt, daß er in Moreau einen trefflichen Künstler gefunden, der die besten seiner Werke ganz in seinem Sinne durch den Grabstichel verewigte. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, zeichnete er David sehr aus, und ernannte ihn zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Restauration in das Decret begriffen, welches alle Regiciden aus Frankreich verbannt, hat er sich in Brüssel niedergelassen, auch ist er bei der neuen Organisation des Instituts im April 1816 davon ausgeschlossen worden.

Davila (Arrigo Caterino), ein berühmter italienischer Staatsmann und Geschichtschreiber der Italiener, der Sohn eines Cypriers von angesehener Familie, geb. 1576, kam durch seinen Vater, der nach Eroberung von Cypern durch die Türken 1571 nach Venedig flüchtete, in seiner Kindheit in Verbindung mit dem französischen

Digitized by Google

Hofe, wurde hier Page, trat dann in franzöſiſche Militärdienſte und zeichnete ſich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen ſeines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venetianiſche Dienſte, ſtieg von einer Stufe zur andern und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Inſel Candia, und galt in Venedig für den erſten Mann nach dem Doge. Er wurde auf einer Reiſe auf Veranlaſſung eines unbedeutenden Streits meuchelmörderiſch erſchoſſen (1631). Am meiſten iſt er berühmt durch ſeine merkwürdige Geſchichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich von 1559 — 1598 (Storia delle guerre civili di Francia, Ven. 1630 und mehrmals auch in fremde Sprachen überſetzt), welche durch Vergleichung auch für die neueſten Zeiten Intereſſe hat, und neben Guicciardini's und Machiavells Werken einen Platz behauptet.

Davis (John), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonſhire. Er widmete ſich früh dem Seedienſt und ward 1586 mit zwei Fahrzeugen abgeſchickt, die nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken. An der Südſpitze von Grönland, welche er ſah, konnte er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich und erblickte unter 64° 15′ nördl. Breite in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes Land, deſſen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Weſten ein großes Meer ſey. Unter 66° 40′ nördl. Breite erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an deſſen Küſte er bis zur ſüdlichſten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher ſeinen Namen empfangen und behalten. Davis machte in den folgenden Jahren noch zwei Reiſen in gleicher Abſicht, wurde aber jedesmal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, durch deſſen Verfolgung ſich Baffin ſpäter ſo berühmt machte, gehindert. Er ging 1605 als Pilot nach Indien, wo er von japaniſchen Seeräubern getödtet wurde. — Davies (John), ein gelehrter Philolog, geboren zu London 1679. Er ſtudirte zu Cambridge, ward Rector zu Fen-Dikon bei Cambridge und ſtarb 1732. Er hat geſchätzte Ausgaben des Julius Cäſar und mehrerer Schriften des Cicero geliefert.

Davouſt (Louis Nicolas), Herzog von Auerſtädt und Fürſt von Eckmühl, franz. Marſchall, geboren den 10ten März 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angeſehenen Familie, ſtudirte zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärſchule zu Brienne. Im Jahr 1785 war er Unter-Lieutenant im Cavallerieregimente Royal Champagne, 1790 wurde er zum Chef des dritten Volontair-Bataillons der Yonne ernannt. Er zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Coburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unternehmen, ſich Dumouriez, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 wurde er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemaligen Adeligen außer Thätigkeit ſetzte, genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen und er wurde zuerſt wieder in der Moſelarmee bei der Belagerung von Luxemburg gebraucht. Er diente

Digitized by Google

dann unter Pichegru bei der Rheinarmee, wurde in Mannheim gefangen, aber bald wieder ausgewechselt, und befand sich bei dem berüchtigten Rheinübergange im Jahr 1797, bei welchem er sich durch kluge Anführung sowol, als durch persönliche Tapferkeit auszeichnete. Bei der Eröffnung der italienischen Feldzüge unter Bonaparte fesselte ihn sein Enthusiasmus bald an diesen mit unauflöslichen Banden. Er begleitete ihn nach Aegypten, zeichnete sich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der nach der Affaire von Abukir das Dorf selbst angriff und eroberte), und schiffte sich nach der Convention von El-Arisch mit Desair in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten schon die hierischen Inseln, als sie von einer englischen Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieser behandelte sie als Kriegsgefangene, und erst nach einem Monate erhielten sie ihre Freiheit und Erlaubniß zur Abreise nach Toulon. Bonaparte ernannte ihn zum Divisions-General, und übertrug ihm das Commando der Cavallerie der italienischen Armee. Zur Belohnung der Dienste, die er namentlich in der Schlacht von Marengo leistete, ward er zum Chef der Grenadiere der consularischen Garden ernannt, die sich in dieser Schlacht mit Ruhm bedeckt und den Namen der Granit-Säulen erworben hatten. Alle diese Auszeichnungen verloren sich jedoch für das größere Publikum unter der Menge ihres Gleichen während des Revolutionskrieges, und als er nach der Thronbesteigung Napoleons (1804) zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch Oberstgeneral der kaiserl. Grenadiergarde ernannt ward, gehörte er, so wie einige Andere, als Mortier, Bessieres, Soult, zu denen, die diese Würde nicht sowohl ihrem vorherigen Range in der Armee, als der Gunst des Kaisers und ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an seine Person zu verdanken hatten. Das Glück gab ihm Gelegenheit, sich in dem Feldzuge von 1805, namentlich bei der Schlacht von Austerlitz, wo er den rechten französischen Flügel commandirte, auszuzeichnen. Nach dem presburger Frieden blieb er mit seinem Corps in Deutschland stehen. Der im October 1806 ausgebrochene Krieg versetzte dasselbe schnell nach Sachsen und auf das in der Geschichte unvergeßliche Schlachtfeld bei Auerstädt, auf welchem er ebenfalls mit dem rechten Flügel der Französischen Armee eine isolirte Stellung behauptete, wodurch er soviel zur Entscheidung dieses Tages beitrug. Da er die fast ganz getrennte Schlacht von Auerstädt durch seine geschickten Dispositionen allein gewann, und sich in dem Fortgange des Krieges in dem ungetrübten Beifalle des Kaisers Napoleon erhielt, ernannte ihn dieser nach dem Frieden von Tilsit zum Herzog von Auerstädt. Er blieb in Warschau, ging dann nach Breslau und ward, da die große Armee aufgelöset wurde, zum Oberbefehlshaber der sogenannten Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oestreich 1809 schloß er sich mit seinem Corps an Napoleon an. Sein Marsch durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg waren eine sehr gefährliche Aufgabe. Er hatte wesentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aspern konnte nur eine seiner 4 Divisionen Antheil nehmen, deren General, St. Hilaire, mit dem größten Theile seiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram commandirte er wieder den rechten Flügel, dessen Bewegungen hauptsächlich den Rückzug der Oestreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Für-

ſten von Eckmühl, und nach Vereinigung der Hanſeſtädte mit Frankreich, zum General-Gouverneur der drei hanſeatiſchen Departements. Weniger ausgezeichnet war die Rolle, die er im Feldzuge 1812 und 1813 ſpielte. Er commandirte das erſte Armeecorps, und bewies ſeine gewohnten Feldherrntalente bei Mohilow und an der Moskwa. In Schwediſch-Pommern, welches er im Anfange des Feldzugs beſetzte, in Sachſen, wo er die Sprengung der ſchönen Elbbrücke veranſtaltete, in Hamburg, wohin er nachher mit einem großen Corps vordrang, und wo er ſich eine lange Zeit von den Alliirten eingeſchloſſen befand, nachdem er vorher mehrere fruchtloſe Bewegungen nach allen Seiten gemacht; ja in ganz Deutſchland wird ſein Name unvergeßlich ſeyn. Er ward nach der endlichen Uebergabe Hamburgs trotz der Denkſchrift, durch welche er ſein Verfahren zu vertheidigen geſucht hat, von dem Könige Ludwig XVIII. nicht wieder angeſtellt, und privatiſirte auf ſeinem Landgute. Nach der Rückkehr Napoleon's nach Paris (im März 1815) wurde er von dieſem zum Kriegsminiſter ernannt. Als die Alliirten nach dem Siege bei Waterloo gegen Paris vorrückten, ſchloß Davouſt, als Commandant en Chef, am 3ten Juli eine Militär-Convention ab, nach welcher er die franzöſiſche Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf ſich bald dem Könige Ludwig XVIII, forderte auch die Armee dazu auf, und überließ alsdann auf des Königs Befehl das Commando dieſer Armee, die noch aus 45,000 Mann beſtand, dem Marſchall Macdonald. Nach einigem Aufenthalte in Paris, aus welchem er ſpäterhin, mit dem Verluſte ſeines Gehalts, verwieſen wurde, zog Davouſt ſich auf ſein Landgut Sevigny zurück, verkaufte aber nachher alle ſeine Beſitzungen, und kam 1816 nach Paris zurück. Sein Bildniß wurde im Julius 1815 aus dem Saale der Marſchälle weggenommen. Allein im März 1819 ernannte ihn der König zum Pair von Frankreich.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmteſten jetzt lebenden Chemiker, Profeſſor der Chemie an der „Royal Inſtitution“ in London bis zum Jahr 1813, von wo an er für ſich allein ſeiner Wiſſenſchaft lebte, iſt 1775 in Pauzanza in Cronwallis geboren. Er wurde bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angeſtellt, und hier von dem bekannten D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Briſtol. Seine außerordentlichen Talente entwickelten ſich hier ſchnell, und er hielt in Briſtol einen Curſus von Vorleſungen über Chemie, die die größte Aufmerkſamkeit, beſonders auch bei den Directoren jener Royal Inſtitution in London erregten, wohin er darauf gezogen wurde. Hier konnte er nun chemiſche Verſuche höherer Art und Bedeutung vornehmen, durch die er denn auch der ganzen gelehrten Welt als einer der größten und ſcharfſinnigſten Chemiker bekannt wurde. Auch ſeine Vorleſungen hatten den größten Zulauf. Das Einzelne ſeiner chemiſchen Entdeckungen und Bereicherungen der Wiſſenſchaft gehört nicht hierher. Die mehreſten ſeiner Schriften ſind ins Deutſche überſetzt. 1813 ging er nach Paris, in der Abſicht, die nächſten Jahre in Frankreich und Italien zu verleben.

Dazincourt (Joſeph Jean Baptiſte), geb. den 11ten Dec. 1747 zu Marſeille, einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Schauſpieler neuerer Zeit. Er wurde Anfangs zum Handelsgeſchäft beſtimmt, verließ es aber bald, um einen Poſten bei dem Marſchall Richelieu anzutreten, der ihn mit Arbeiten in ſeinem Cabinet, ſeiner Bibliothek und der Ausarbeitung der Memoiren ſeines Lebens

Digitized by Google

beschäftigte. Hier entwickelte er auf einem Liebhabertheater seine Liebe und sein Talent für Schauspielkunst, und trat bald zu einer Schauspielergesellschaft, wo er besonders komische Liebhaberrollen mit außerordentlichem Beifall spielte. Sein eigentlicher Name war Albouis; aber von dieser Epoche seines Lebens an nannte er sich Dazincourt. Er ging nun nach Brüssel, wo er engagirt wurde. Durch den Fürsten von Ligne, dessen vorzüglichste Gunst er genoß, kam er von hier nach Paris, und erwarb sich ausgezeichneten Beifall. 1785 wurde Dazincourt von Marie Antoinette nach Trianon berufen, um ein Gesellschaftstheater zu organisiren, wobei sie selbst die Soubrettenrollen übernahm. Er gab der Königin Unterricht und erhielt reiche Geschenke. Eben sollte er vom Könige eine Pension erhalten, als die Revolution sein Glück zertrümmerte, und ihn selbst elf Monate lang nebst allen Gliedern des französischen Theaters der Freiheit beraubte. Der neunte Thermidor allein rettete alle vom Schaffot. Auch gelang es seinem Streben, daß 1799 die Gesellschaft des französischen Theaters wieder neu organisirt wurde. Im J. 1807 wurde er zum Professor der Declamation am Conservatorium und dann vom Kaiser zum Director der Hofschauspiele ernannt. Als solcher war er auch bei dem berühmten Kaiser-Congresse in Erfurt. Doch bekleidete er diesen Posten nicht lange, denn am 18ten März 1809 entriß ihn der Tod dem Theater und seinen Freunden in einem Alter von 62 Jahren. Dazincourt spielte alle Rollen gut; seine Sprache war rein, sein Vortrag natürlich, sein Spiel fein und ungezwungen. Beaumarchais übertrug ihm bei der Darstellung des Figaro diese Rolle, welche vorzüglich seinen Ruhm gründete; ihm und der Contat, welche die Suzanne eben so meisterhaft spielte, war der außerordentliche Beifall zum Theil zuzuschreiben, den dieses in seiner Art vortreffliche Intriguenstück bei seiner Erscheinung erhielt.

Débandade (en), heißt in der Kriegssprache, in zerstreuten Haufen, einzeln, in nicht geschlossenen Reihen, in zerstreuter Ordnung. Angriffe en débandade sind daher alle diejenigen, welche durch Tirailleurs, Jäger, Schützen u. s. w. bienenschwarmartig, aber doch mit Einheit und Ordnung, gegen den Feind vorgenommen werden. Eine Flucht en débandade aber bedeutet einen aufgelöst'ten und verwirrten Rückzug, bei welchem alles unordentlich durch einander geht.

Debatte, Debatten (Wortwechsel oder Streit, besonders über einen politischen Gegenstand), werden im englischen Parlamente die Reden genannt, welche für und wider einen Antrag gehalten werden.

Debûre (Guillaume François), ein pariser Buchhändler, durch seine ausgebreitete Kenntniß der Literatur, und namentlich älterer und seltener Werke, die er in mehreren bibliographischen Werken, besonders in seiner Bibliographie instructive, ou Traité de la connoissance des livres rares et singuliers (Paris 1763 — 82, 10 Vol, gr. 8.) an den Tag legte, ausgezeichnet; geb. 1731; gest. 1782. — Seine Söhne, welche in der Buchhändlerwelt als Debure Fréres rühmlich bekannt sind, sind ebenfalls große Bibliographen, wie sie noch 1817 durch die Herausgabe des Catalogs über die reiche und kostbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy-Reagh dargethan haben.

Deca — de, — di, — disches System, — gramm, — litre, — metre, — re. Von dem griechischen Worte Deka, Dekas ist gebildet das Wort Decade, und bezeichnet die Zahl Zehn,

Digitized by Google

den Zehner, auch was zehn Theile hat. So wurde daher auch der dritte Theil des Monats (der aus 30 Tagen bestand) in dem neuen republ. Calender der Franzosen genannt. Eine solche Decade — oder 10 Tage — bildete eine Woche; denn der Sonntag war abgeschafft, statt dessen trat der Decadi, der Zehnte, als ein Ruhetag ein. — Daher Decadentage. S. Calender. — Daher auch das decadische System oder das bei uns gebräuchliche Zahlensystem, welches sich der zehn einfachen Zeichen bedient, und höhere Zahlengrößen durch die Stelle bezeichnet (s. d. Art. Zahlensystem). In dem französischen Maßsystem bedient man sich des griechischen Worts Deka zu vergrößernden Bestimmungen z. B. Decagramm, ein Gewicht von 10 Grammen (2 2/3 Quent.) — Decalitre ein Maß von 10 Litre, Decametre, ein Maß von 10 Metres, 30 pariser Fuß, 9 Zoll 6 1/2 Linien haltend, eine ehemalige Ruthe. — Decare, ein Maß von zehen Aren, ungefähr 20 Quadratruthen.

Decagon (decagonum). Eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck) in der Geometrie.

Decan (decanus), Dechant, Dechent, ein Titel, welchen sonst mehrere Beamten geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreise einige Personen — (der Etymologie nach zehn) untergeben sind, — so in dem longobardischen Rechte eine Unterobrigkeit, deren District eine Decanie genannt wurde. In den geistlichen Collegien und auf den Universitäten ist der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in dem Collegio der Chorherren und Geistlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant entweder der erste oder dem Probst untergeordnet ist), — daher Domdechant. Auf den Universitäten sind Decane die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt größtentheils unter den Mitgliedern oder Beisitzern derselben abwechselt. — Daher auch die Dechanei (Decanei), — d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines (geistlichen) Dechanten, auch sein Kirchsprengel, oft nur seine Wohnung.

Decazes (Elie Graf), geb. zu St. Martin en Laye bei Libourne den 28. Sept. 1780, studirte die Rechte im Collegium Henri. Unter Bonaparte's Regierung trat er als königl. Rath in die Dienste des Königs von Holland und seiner Mutter; wurde von da als Richter zum Tribunal erster Instanz nach Paris berufen und 1810 zum Rath des Appellationsgerichts ernannt. Hier blieb er bis zu Bonaparte's Rückkehr von Elba, wo er sich so fest und gediegen für Ludwig XVIII. und gegen die Schritte für den Usurpator erklärte, daß er 40 Meilen von Paris verbannt wurde. Im Schooß seiner Familie erwartete er ruhig des Königs Rückkehr, begab sich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräfecten ernannt, löste die Kammer der Repräsentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In steter Berührung mit dem Commando der alliirten Truppen und den Journalisten in Paris zeigte er sich eben so klug und besonnen, als er sich in den Processen gegen Labédoyère und Ney, und nach Fouché's Entfernung als Minister Staatssecretair der Polizei, ernst, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für Erhaltung der Ordnung zeigte. Er setzte die berühmte Arrestationsacte gegen die des Aufruhrs Ueberwiesenen mit Energie, aber auch mit jener Mäßigung durch, welche das Grundgesetz der persönlichen Freiheit zu ehren weiß; leitete die Wahl der Deputir-

Digitized by Google

ten im ganzen Königreich durch seine Decrete an die Präfecten mit einer Umsicht und klugen Berechnung der Zeitverhältnisse, welche allein die Erhaltung der gemäßigten Constitution und Vereinigung aller Parteien zu einem hohen Zweck beabsichtigte; und wußte auch die Freiheit der Rede und der Presse, so weit es die Umstände erlaubten, wieder herzustellen, indem nur die Journale bis zum 18. Jan. 1818 unter königlicher besondrer Aufsicht bleiben sollten. Er hob die höchst beleidigenden, zweckwidrigen Ultrajournale, le Nain jaune, le Censeur, l'Aristarque, le Diligent und le fidèle ami du Roi auf. Alle Anklagen und Beschuldigungen der verschiedenen extremen Parteien wußte er zu widerlegen, allen Wechsel der Minister zu überstehen. Immer nur das Wohl und die Einigkeit von Frankreich im Auge, beharrte er standhaft bei dem Princip der gemäßigten Constitution, und erhielt sich dadurch immer mehr geachtet auf seinem gefährlichen überall angefeindeten Posten. 1815 ward er vom König in den Grafenstand erhoben, vermählte sich mit der reichen Erbin Mlle de. St. Aulaire, erhielt die Pairwürde, und wurde Ende Dec. 1818. Minister des Innern, nachdem er sich gegen Richelieu für die constitutionell-liberalen Grundsätze erklärt hatte. Das Ministerium der allgemeinen Polizey ward aufgehoben. Ludwig XVIII. hört vorzüglich auf den Rath von Decazes und liebt die Unterhaltung mit der geistreichen Schwester desselben.

Dechiffrirkunst, die Kunst, den Inhalt einer geheimen, mit verabredeten Zeichen (oft Ziffern, wovon sich der Name Dechiffrirkunst herschreibt) geschriebenen Schrift zu enträthseln. Vor allen Dingen muß man die Vocale oder Selbstlauter aufsuchen. Dieses geschieht auf folgende Art: 1. Man zieht alle zweibuchstabige Worte aus der geheimen Schrift heraus und schreibt sie vor sich hin. Hernach sucht man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfange der andern Ziele also getheilt sind, daß am Ende der Zeile nur die zwei ersten Buchstaben des Worts stehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal seyn. Hierauf nimmt man die fünf Buchstaben heraus, welche am meisten vorkommen. 2. Man prüft diese fünf Vocale, und versucht, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet sich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen ist, so hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden. Man muß zusehen, welcher von den Buchstaben desselbigen Worts (in welchem man keinen der Anfangs für Vocale gehaltenen Buchstaben gefunden) unter den angemerkten einsylbigen Wörtern am meisten vorkommt. Diesen schreibt man zu den vermuthlichen Vocalen, und nimmt an dessen Statt einen davon weg, der unter gedachten zweibuchstabigen Wörtern am seltensten vorkommt. Diese Untersuchung muß man durch die ganze Schrift durchführen; und hat man endlich die Vocale gefunden, so muß man 3. dieselben unterscheiden. Weil der Vocal E im Deutschen der gemeinste ist, so sieht man zu, welcher Buchstabe sich in der geheimen Schrift am meisten sehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieselbe deutsch ist; dieser ist gewiß E. 4. Die Buchstaben A, C, H, S, R, W, M, L, F werden im Deutschen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wir, ihm, will, auf, die Buchstaben J, N, U, D, durch die Wörter ein, um, und ausgeforscht. Im übrigen müssen in der deutschen Sprache noch folgende Eigenschaften der Buchstaben in Acht genommen werden. A allein wird im Anfange eines Wortes doppelt gefunden. B steht nie im Anfange eines zwei-

Digitized by

buchſtabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nicht doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchſtaben vor, ſteht in keinem deutſchen Worte drei Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchſtaben, ausgenommen in dem Worte Iſaac, und ſteht nicht zu Ende eines Worts, außer in einigen Nennwörtern. D kommt nie drei Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchſtaben her, und ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben hintenan, außer in dem Worte öd. E ſteht nie zu Ende eines Worts von zwei Buchſtaben, als in dem Worte je, wird niemals im Anfange, auch nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten her. G iſt in keinem Worte von zwei Buchſtaben. H iſt ebenfalls in keinem Worte von zwei Buchſtaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha. J ſteht in keinem Worte doppelt, in keinem Worte am Ende. K wird in keinem Worte verdoppelt, iſt niemals der zweite Buchſtabe eines Worts, und in keinem Worte von zwei Buchſtaben zu finden; endlich zwiſchen zwei K ſteht nur immer ein Buchſtabe. L findet ſich in keinem zweibuchſtabigen Worte; zwiſchen zwei L ſteht ferner kein doppelter Buchſtabe. M fängt kein Wort mit zwei Buchſtaben an, ſteht in keinem dreibuchſtabigen Worte in der Mitte, außer in dem antiken umb, kommt in keinem einfachen Worte zwei Mal vor, es ſtehe denn doppelt beiſammen (außer in dem Worte Amſterdam), kann nicht zu Ende eines Wortes ſtehen, in welchem der andere und dritte Buchſtabe vom Ende einerlei iſt; zwiſchen zwei M kann kein doppelter Buchſtabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andere oder dritte Buchſtabe einerlei ſind, der Anfangsbuchſtabe ſeyn; geht vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F vorher, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwiſchen zwei N läßt ſich kein doppelter Buchſtabe ſehen, außer in dem Worte Canaan. Wenn ein Buchſtabe allein ſteht, ſo kann es kein anderer als O ſeyn; er ſteht in keinem zweibuchſtabigen Worte voran, außer in ob, und befindet ſich in keinem Worte doppelt, außer in Moos und Schooß. P ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben, außer in dem Worte Par, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, außer vor dem ff. P kommt in keinem deutſchen Worte drei Mal vor, ſteht nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, außer in Leopold und Papagei, und iſt nicht am Ende zu finden, außer in knapp, Philipp und Yſop. Q. Nach demſelben folgt allemal u, es kommt niemals doppelt vor, ſteht nie zwiſchen einerlei Buchſtaben, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, iſt endlich in keinem Worte der andere vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende. R fängt kein Wort von zwei Buchſtaben an, ſteht nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei iſt, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F vorher, es ſey denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. S ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben voran, außer in ſo. T fängt kein Wort von zwei oder drei Buchſtaben an, außer Tag, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, und iſt in keinem zweibuchſtabigen Worte der letzte Buchſtabe. U ſteht nie im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei ſind, außer in dem Worte unnütz, und wird in keinem Worte verdoppelt, außer in zuvor, Zuverſicht, Genugthuung. W kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, außer, in wo, ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben in der Mitte,

Digitized by Google

außer in zwo, und geht vor keinem doppelten Buchstaben her, außer in Waage und Zween. X steht in keinem Worte von zwei Buchstaben, und kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zu Anfange eines Wortes vor. Y fängt fast kein Wort an, steht auch in keinem zwei- oder dreisylbigen Worte voran. Z kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, als in zu, ist in keinem Worte der andere Buchstabe, außer in Czaar, und kommt in keinem Worte drei Mal vor. dd

Decimalmaaß. Hierunter versteht man die Eintheilung der zum Maaß angenommen Einheit (Fuße, Ruthen ꝛc.) in 10 gleiche Theile; auch hat man versucht, den Quadranten eines Kreises, in Decimaltheile abzutheilen. In diesem Fall wird der 10te Theil eines solchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die französischen Mathematiker nennen aber erst den 100ten Theil eines Quadranten einen Decimalgrad, und den 100ten Theil eines solchen Grades eine Decimalminute.

Decimalrechnung ist eine Rechnungsart, in der man keine andere Brüche braucht, als zehntheilige, hundertheilige, tausendtheilige u. s. w., die man daher Decimalbrüche nennt. Johannes Regiomontanus bediente sich ihrer zuerst in seinen Sinustabellen. Sie gewährt unendliche Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unserer Art, die Zahlen zu schreiben, die Stelle den Werth der Ziffern bestimmt, so daß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächste zur Rechten und umgekehrt; so gibt bei den Decimalbrüchen, die als eine Ausdehnung des Decimalsystems in dem Sinne wie es im vorangehenden Art. dargestellt wird, betrachtet werden könnten, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, so daß man denselben nicht hinzuzusetzen braucht; man trennt die Ganzen von dem Decimalbruche durch ein Comma, so daß dieses Comma, zwischen mehreren Zahlen befindlich, das charakteristische Zeichen eines Decimalbruchs ist. Z. B. 5, 36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hunderttel oder 36 Hunderttel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tausendtel u. s. w.

Decimalsystem s. Zahlensystem.

Decime, Decimole. Decime ist 1. eine franz. Münze, ein Zehntheil eines Franken, zwei Sous nach alter Münze; 2. in der Musik der zehnte Ton (eigentlich der neunte — aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Musik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall, welches neun auf einander folgende Stufen und folgende zehn Töne begreift, wenn man die beiden äußersten Töne, welche das Intervall anfangen und schließen, mitrechnet. Mithin ist die Decime, die Terz der Octave — oder die Octave der Terz eines gewissen Grundtons — und kann auch so verschieden gebraucht werden. — Decimole ist in der Musik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren, Decimation. Decimiren heißt 1. den Zehnten (den Decem) d. i. eine Abgabe in Geld und Naturalien erheben. Diese Erhebung oder Entrichtung Decimation. Aber im Kriegswesen bedeutet die Decimation die Aushebung des 10ten Mannes eines Corps (oder gewöhnlicher Regiments) durchs Loos, um ihn hinrichten zu lassen. Dieses geschieht zur Bestrafung einer Mannschaft, welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt diese Strafe bei den Römern vor.

Digitized by Google

Decision, Decisiv, Decisum. Decision (von decidiren, entscheiden, bestimmen, entschließen — daher decidirt, bestimmt, entschlossen, und decidirend, bestimmend, auch absprechend und Decisiv-Stimme (Votum decisivum) diejenige, die bei einer Berathschlagung den Ausschlag gibt), eine Entscheidung, besonders eine Entscheidung zweifelhafter und streitiger Rechtsfälle durch die Gesetze (so heißen daher z. B. in Sachsen gewisse Gesetze dieser Art — die Decisionen von 1661 und die neuen Decisionen; da hingegen Decisum eine Entscheidung durch den Richter, vor welchem eine Rechtssache anhängig ist (richterlicher Bescheid).

Decius (Publius) Mus, ein edler Römer, der sich als Consul mit Manlius Torquatus im Jahr 340 v. Chr. Geb. in einer Schlacht gegen die Lateiner freiwillig zum Tode weihte; welchem Beispiele später auch sein Sohn und sein Enkel folgten. Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeisterten, nicht ungewöhnlich und geschahen mit großer Feierlichkeit, indem der sich selbst Opfernde nach Vollendung gewisser religiöser Gebräuche im schönsten Waffenschmuck sich unter die Feinde stürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für sein Vaterland sterben müsse. Decius (Messius) hieß auch ein röm. Kaiser (reg. nach Chr. 250 bis 252), welcher in einer blutigen Schlacht in Mösien gegen die Gothen mit seinem ganzen Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenstück, Plafond. Decke nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der selbige von oben schließt. Gemeiniglich ist sie wagerecht, in Sälen, Kirchen u. s. w. aber öfters auch gewölbt; entweder von Holz oder Stein. Der hölzernen Decken hat man drei Arten, Wellerdecken, Bretterdecken, Dobeldecken, von deren Bereitung und Beschaffenheit zu reden, hier der Ort nicht ist. Nur was das Aesthetische dieser Decken betrifft, ziehen wir hier in Betrachtung, und das ist die Verzierung derselben. Die gewöhnlichste Verzierung ist, daß von den Enden und dem Sims der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo diese sich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Der innere Raum der Decke bleibt gemeiniglich glatt. Soll aber dieser Raum ebenfalls verziert werden, so wird er öfters in Felder abgetheilt, Felderdecken, oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus Stucco (Stuccatur-Arbeit), oder bloß gemalt. Oefters aber ist es auch ein wirkliches Bild, womit die Decke verziert ist, Deckenstück, Deckengemälde. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts schwieriger ist, als Stücke dieser Art, so ist auch die Theorie kaum über etwas so in Verlegenheit, als über sie. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieser Art nur überhaupt zulässig seyen. Da sie einen beschwerlichen Standpunkt für den Beobachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verschlossenen Platze über uns das Freie zu sehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Sind nun gleich diese Vorwürfe nicht unwiderleglich, so sind sie doch von der Art, daß sie den Künstler aufmerksam machen müssen, er dürfe sein Locale wohl auf eine andere Art zu benutzen haben, als der Maler sonst, wenn nicht das Auge, statt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrscheinlichkeit grob verletzt werden soll. Zweierlei ist es, was er dabei stets zu berücksichtigen hat; Gegenstände und Behandlung, beide angemessen seinem Locale. Der Abt Laugier wurde gewiß von ei-

Digitized by Google

nem sehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terrassen noch Berge, weder Gebäude noch Flüsse, weder Wälder noch irgend etwas von demjenigen dulden wollte, was nie über uns seyn kann. Die Deckenstücke von Peter von Cortona und LeBrun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Herkules möchten in dieser Hinsicht nicht zu billigen seyn. Dem gesunden Menschenverstande leuchtet es ein, daß sich für Deckenstücke nur Sujets aus dem Luftreiche schicken, und wenn wir zu diesen die mythischen Wesen aller Religionen rechnen, so geschieht es, weil wir dieß aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegorischen Wesen hingegen, welche Sulzer noch gestattet, dürften schon manche Einschränkung erleiden. Hat nun aber der Künstler seinen Gegenstand schicklich gewählt, so hat er noch viel zu erwägen über dessen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichsam weggehoben und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet ist, so versteht sich von selbst, daß das Gemälde in einem luftigen Colorit ausgeführt seyn müsse. Die Figuren aber müssen so gezeichnet seyn, daß sie aus dem Standpunkte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten, oder sie müssen, um den hiebei üblichen Kunstausdruck zu gebrauchen, plafoniren. Dies erfordert eine tiefe Kenntniß der Perspective, welche eine andere Anordnung bei flachen, eine andere bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigst zusammen hängen mit dieser Perspective die Verkürzungen, ohne welche das Plafoniren nie gelingen wird. Deßhalb war auch Correggio Meister darin, wie seine Kuppeln der Domkirche und St. Johanniskirche von Parma beweisen; da hingegen Rafael, der die Verkürzungen so gern vermied, hinter ihm zurückstert. Wenn Mengs, der die Deckenstücke bloß für an der Decke aufgehangene Gemälde will angesehen wissen, jenen Deckenstücken Correggio's das Studium der Werke Michael Angelo's ansehen will; so heißt dieß wohl nichts anders, als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieser. Uebrigens sey es beiläufig gesagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden ersten im Ganzen gemalten sind, da man sie vorher immer theilweise oder mit Fächern zu malen pflegte. Was kaum einer Erinnerung bedürfen sollte, ist, daß die dargestellten Sujets jederzeit in Uebereinstimmung stehen müssen mit dem Zwecke des Gebäudes selbst, wo sie dann zur genauern Charakterisirung dienen. Aber nur Decken von einiger Höhe eignen sich zur Verzierung durch Deckenstücke, und die gewölbten vielleicht am meisten. Uebrigens haben die berühmtesten Architekten die Talente der Maler aufgeboten, ihre Werke dadurch zu verschönern. dd.

Declamation ist die Kunst des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedanken-Ganzen durch Redetöne, und declamiren heißt folglich ein Redeganzes vollendet schön vortragen. Es ist gewiß erfreulich, daß die Neigung für diese Kunst in unsern Tagen sehr hoch gestiegen ist, wie die vielen öffentlichen Ausstellungen dieser Kunst oder Declamatoria (Declamatorien) beweisen. Gleichwol sind ihre Forderungen so viel und mannichfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich selten ist; denn nicht allein, daß hierzu besondere körperliche Vorzüge, namentlich guter beugsamer Sprachorgane und eines edlen Anstandes erfordert werden, so heischt diese Kunst auch noch die besondern Vorzüge eines gebildeten Verstandes, eines feinen, geläuterten Zartgefühls und anderweitige wissenschaftliche Kenntnisse, deren Mangel sich bei dem, was so mancher

Digitized by Google

als Declamation aufstellt, der oft nur richtig ausspricht, oder recitirt, sehr leicht verräth. In den Zeiten des alten Roms und Griechenlands stand die Redekunst in so hohem Ansehn, daß in den griechischen Freistaaten Niemand leicht zu hohem Rang nnd Ehrenstellen emporsteigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo sich der Republikaner noch mehr als auf dem Schlachtfelde bewährte. Daher wurde sie auch zu den Hauptstücken der Erziehung gerechnet. Von der Musik, welche im Sinne der Alten vorzüglich dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und schärfen lehrte, war ein besonders wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Das Ganze wurde unter dem Namen Hypokritik begriffen, welches man am füglichsten durch Darstellungskunst bezeichen kann, und wovon Mimik und Declamation nur einzelne Theile sind. Für die Lehre dieser Wissenschaft hatten die Alten eigene Klanggeschlechter und eigene Zeichen zur Betonung der Sylben, eine Art unter oder über den Text geschriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verschiedenen Richtungen und Wendungen der Buchstaben diese Klanggeschlechter und Töne angegeben wurden. So wenig Zuverlässiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieser Töne bis auf unsere Zeiten gekommen ist, so bleibt doch wol so viel ausgemacht, daß selbst auch bei wirklich vorhandenen bestimmteren Nachrichten eine allzustrenge Nachahmung der Musik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, so wie sie die griechische Sprache und das damalige Zeitalter forderten und das griechische Ohr liebte, sehr wenig zu unserer Sprache, zu unserem Zeitalter, und zu unserem Ohre passen möchte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte sich mehr dem Gesange oder unserm heutigen Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter sich treten, der ihm auf einem musikalischen Instrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichsten Abweichungen der Töne angab. Auf diese Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vergl. d. Art. Chor); in den Nachrichten von den römischen Lustspielen finden wir, daß sie mit Tibiis dextris und sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich derjenige mit genannt wurde, welcher die modos, die Composition und Melodie, machte. Bei der Declamation beruht alles auf den verschiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks bestimmt die Wahl des Grundtons, und für diese verschiedenen Grundtöne nehmen Einige seit Schocher (ein bekannter Deutscher, der vor kurzem in Naumburg gestorben ist) eine besondere oratorische Scala an, welche die verschiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau bestimmen soll, und durch die Vokale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch hier wird nämlich, so wie in der Musik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verschiedenen Tonarten und Grundtöne zu bestimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Affecte und Leidenschaften nöthig sind. Jeder Affect ferner, und jede stärkere oder schwächere Gemüthsbewegung hat ihren, ihr ganz besonders eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stimme. Ganz anders spricht der frohe, als der traurige, in tiefe

Digitized by Google

Wehmuth versunkene Mensch; ganz anders ist der Ton des Zornigen, als der Ton des Zufriedenen und Ruhigen u. s. w., und hierauf gründet sich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verschiedenen Tonarten. Denn so wie bei einer musikalischen Composition immer ein gewisser Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb dessen Gränzen die Composition sich fortbewegt, so ist es auch in der Declamation; indem allemal der Charakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder einer Rede ꝛc. einen demselben genau entsprechenden Grundton heischt, nach welchem die übrigen Töne und Modificationen der Simme während des Vortrags sich genau richten müssen. Es gehören aber freilich mehr als alltägliche Kenntnisse dazu, um den Forderungen der wahren Declamation wirklich Gnüge zu leisten; indem der Declamator nicht allein Virtuos ist, sondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, und also auch besonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. in dem Vortrag der Poesie, poetischen Sinn und Kenntniß der Poesie besitzen muß. Nach der Verschiedenheit der Poesie ist die Declamation wieder verschieden, nämlich epische oder erzählende, dramatische oder darstellende, und lyrische (die eigentl. Declamation). — An die poetische gränzt die oratorische, die jedoch von ihr durch den Zweck des prosaischen Vortrags übrigens sehr verschieden ist. Nach der jedesmaligen Tonart muß sich nun auch stets das eben so sorgfältig zu wählende Tempo auf das strengste richten, indem auf der richtigen Bestimmung desselben und der Tactveränderung außerordentlich vieles in der Declamation beruht. Hiermit steht in Verbindung die Kenntniß der poetischen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptsache aber in der Lehre von der Declamation ist die in verhältnißmäßiger Auf- und Abstufung erforderliche Intension der Stimme, wodurch die todten Wörter erst zu lebendigen Worten erhoben, vermittelst welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anschaulich gemacht werden und lebhaftes Interesse erwecken. Dieses nennt man den Accent, der so sehr verschiedenartig und mannigfaltig ist, daß die Lehre von den Accenten und die Bestimmung ihres richtigen Gebrauchs der schwierigste und bedeutendste Abschnitt in der Declamation ist, und sowohl in der Theorie, als in der Ausübung besondere wissenschaftliche Ausbildung erfordert (s. Accent). Außer den Accenten kommen auch noch vielfältige andere Biegungen der Stimme bei einem vollkommnen richtigen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und damit genau verbundene Pausen, deren Lehre wiederum einen eigenen sehr bedeutenden Abschnitt in der Declamation ausmacht, dessen Ausübung sehr schwierig ist. Der zu häufige willkürliche und überflüssige Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote stehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er seine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren.“ Und sonach wird denn nun eben die Kunst, vermittelst des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redestimme, das Mannigfaltige der rhythmisch neben einander nach bestimmten Gesetzen in der Zeit fortschreitenden Producte der Sprache, bei der Darstellung zu einem regelmäßigen und schönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf besondern wissenschaftlichen Principien und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet sich der Unterricht in der mit der Declamation nothwendig verbundenen Ge-

Digitized by Google

ſticulation. Denn es iſt dem belebten Menſchen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu ſprechen, obgleich je reiner und unverfälſchter die Wirkung der Declamation ſeyn ſoll, und je mehr ſie ſich in ihrer eigenen Größe zeigen will, deſto mehr ſie der Mimik zu entbehren ſucht.

Declination, Declinator, Declinatorium. Declination heißt jede Neigung, Abweichung, Veränderung z. B. der Endſylben eines Nennworts in der Grammatik, in der Naturlehre die Abweichung der Magnetnadel (ſ. d. Art.) bald gegen Oſten, bald gegen Weſten. Das Inſtrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetnadel bemerken kann (Abweichungscompas), heißt Declinator oder Declinatorium. Declination in der Aſtronomie ſ. Abweichung.

Decoration, Decorateur. Decoration nennt man zwar überhaupt jede Ausſchmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenſtandes, z. B. Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man auch von einer Decorationskunſt oder Verzierungskunſt überhaupt, deren Princip: Zweckmäßigkeit oder geſchmackvolle und ſinnreiche Uebereinſtimmung der Verzierung mit der Beſtimmung und dem Charakter des zu verzierenden Gegenſtandes iſt, und von einem Decorateur, d. h. einem ſolchen Künſtler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. Verzierungen eines Saals oder Gebäudes bei feſtlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne ſpricht); indeß bedient man ſich dieſer Benennung doch in engerer und vorzüglicher Bedeutung von der Theatermalerei und Bühnenkunſt, und verſteht unter Decoration alle diejenige Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewiſſe Scenen vorfallen, angemeſſen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören vorzüglich die Couliſſen, der Grund (oder die Gardine), welcher am Ende der Bühne die Ausſicht ſchließt, Vor- und Anſätze und die Suffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler, welcher in gröberen Stoffen arbeiten muß, muß vorzüglich die lineariſche und Luftperſpective verſtehen, um die örtliche Täuſchung hervorbringen zu können; dabei muß er den Effekt des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu berechnen verſtehen. Daher auch die vortrefflichſten Decorationen beim Tageslichte kaum anzuſehen ſind. Im Allgemeinen aber möchten die Decorationen die zweckmäßigſten ſeyn, welche mehr andeutend als ausgeführt ſind, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers, dem etwas Phantaſie wol zuzumuthen iſt, nicht von der Hauptſache, d. i. den handelnden Perſonen, ableiten.

Decreſcendo, ein italieniſcher Kunſtausdruck in der Muſik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decretalen ſind von den Päpſten den Biſchöfen gegebene Entſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche nach den Grundſätzen des canoniſchen Rechts geſetzliche Kraft haben, die merkwürdigſten Decretalen ſind die des Pſeudoiſidorus. (S. Iſidorus). Die Sammlung der Drecretalen macht den zweiten Theil des Corporis juris canonici oder des römiſchen Kirchenrechts aus. — Decretiſten ſind daher auf catholiſchen Univerſitäten öffentliche Lehrer des päpſtlichen oder kirchlichen Rechts. — Annus decretorius oder normalis, ſ. Normaljahr.

Decrete nennt man 1. im Privatrecht richterliche Ausſprüche zwiſchen ſtreitenden Parteien, Beſcheide oder obrigkeitliche Verordnun-

gen; 2. im ehemaligen deutſchen Staatsrechte, die Beſchlüſſe des Kaiſers auf ein Reichsgutachten, oder deſſen Anträge an die verſammelten Stände während eines Reichstags. Geſchah die Verhandlung des Kaiſers mit den Ständen ſchriftlich, ſo waren es Hofdecrete; geſchah ſie durch Commiſſarien, Commiſſionsdecrete. Jene wurden im Namen des Kaiſers, dieſe im Namen des kaiſerlichen Principal-Commiſſarius abgefaßt; 3. im franzöſiſchen Staatsrechte unter Napoleon, kaiſerliche Beſchlüſſe überhaupt. Unter dieſen waren, wegen der Folge für faſt ganz Europa, beſonders berühmt geworden, die Decrete von Berlin und Mailand. (S. Continentalſyſtem.)

Deduction (von deducere, deduciren, herleiten, darthun); 1. eigentlich jeder Beweis, Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darſtellung der Gründe einer Sache, dann 2. eine beſondere Art des Beweiſes in der Logik und Philoſophie; doch weichen die Philoſophen in dem Gebrauche dieſes Ausdrucks ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter einen ſyſtematiſchen Beweis, der etwas von den höchſten Grundſätzen und Vorausſetzungen der Vernunft überhaupt, oder wenigſtens einer beſondern Wiſſenſchaft ableitet und aus ihnen darthut; andere dagegen einen weniger ſtrengen Beweis, oder einen ſolchen, der einen geringern Grad von Beweiskraft hat, als die eigentliche Demonſtration; noch andere eine Anführung mehrerer Gründe oder Beweiſe; Fries endlich ſetzt ſie dem Beweiſe im eigentlichen Sinne (dem logiſchen Beweiſe) mit der Demonſtration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anſchauung nennt, entgegen und verſteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweiſung in dem Bewußtſeyn. 3. Ein juriſtiſcher Beweis, oder Beweisführung, namentlich eine ausführliche, und daher auch die Schrift, in welcher eine ſtreitige Rechtsſache (Civilſache) ausführlich dargeſtellt, behauptet oder widerlegt wird. Von der Abfaſſung derſelben handelt Pütter in der Anleitung zur juriſtiſchen Praxis. Sie beſtehen aus folgenden Hauptpunkten: 1. Dem Eingang, welcher die Veranlaſſung darlegt; 2. dem Factum und der Anführung der Gerechtſame; 3. den Gründen, worauf die Rechte und Anforderungen beruhen; 4. Widerlegung des Gegners, und 5. Schluß, eine nachdrückliche Wiederholung der Hauptgründe für und wider. Nicht aber bloß in privatrechtlichen, ſondern auch in ſtaats- oder völkerrechtlichen Verhältniſſen kommen Deductionen vor, und gehören dann zu den Staatsſchriften. Man kann dieſe in bloß rechtliche und in politiſche eintheilen. In den rechtlichen bemüht ſich ein Hof, ſeine Anſprüche aus Gründen des Rechts und der Billigkeit zu vertheidigen, und die Einwendungen des Gegentheils zu widerlegen. In politiſchen Deductionen, welche man nur in wichtigen Staatsangelegenheiten ausarbeitet, werden die vortheilhafteſten Anſichten eines Plans, die Methode, ihn auszuführen, der Nutzen, den ein Staat durch die glückliche Ausführung zu erwarten, der Schaden, den er bei Nichtausführung zu befürchten hat, beleuchtet.

Defenſion, die Vertheidigung, beſonders in Criminalſachen, die Vertheidigung einer Perſon, die eines Verbrechens angeklagt iſt — daher auch Defenſionsſchrift, Schutzſchrift, welche von einem Advocaten (der in dieſer Hinſicht Defenſor heißt) für einen Angeſchuldigten vor Einholung des rechtlichen Erkenntniſſes eingereicht wird

Digitized by Google

— sie ist dasselbe, was die Deduction in Civilsachen. In der Fortification heißt Defension die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beschossenen leistet, worauf bei Anlegung einer Festung hauptsächlich gesehen werden muß. Daher Defensionslinie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verschanzungen oder Festungen, nach welcher das Geschütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß.

Defensiv-Alliance s. Allianz. Defensivkrieg, ein Krieg, welcher vertheidigungsweise, oder um sich vor einem wirklich bevorstehenden oder schon ereigneten Angriffe zu schützen, geführt wird. Offensive Bewegungen können daher das Wesen eines Defensivkriegs nicht ändern, sie sind vielmehr in der Regel einer bloß passiven Vertheidigung vorzuziehen. (Der 7jährige Krieg war von Preußens Seite ein reiner Defensivkrieg, aber voll offensiver Operationen.)

Defilé, jeder Weg der durch Terrainhindernisse so beengt ist, daß er von Truppen nur in geringer Breite passirt werden kann. Die gewöhnliche Ansicht des Laien beschränkt diesen Begriff fälschlich auf Gebirgspässe, aber z. B. die Kunststraße von Leipzig bis Lindenau ist auch ein Defilé. Da sie den Marsch der Truppen sehr auf- und diese dadurch länger im feindlichen Feuer halten, so vermeidet man sie möglichst, besonders mit Geschütz und Wagen-Colonnen. Die Vertheidigung eines Defilés geschieht verschieden; wird es durch Anhöhen gebildet (besonders bewachsne), so besetzt man den Eingang und stellt sich in Masse dahinter — ist dies nicht der Fall, so bleibt es immer das Beste, den Weg möglichst unbrauchbar zu machen und sich hinter dem Ausgange des Defilés so aufzustellen, daß die in einzelnen Abtheilungen daraus hervorrückenden Feinde durch ein wirksames Feuer und einen entschloßnen Angriff sogleich wieder zurückgeworfen werden und gar nicht zum Entwickeln kommen; die Aufstellung vor dem Defilé zu dessen Vertheidigung ist nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarsch einer andern Abtheilung gedeckt werden soll. (Das Gesagte leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnahmen.) Beim Passiren eines Defilés gegen den Feind geht — nach den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, als Patrouillen u. s. w. — zuerst die Avantgarde rasch hindurch und formirt sich vor dem Ausgange so, daß sie das Deployiren der nachfolgende Massen deckt, dessen Verhinderung das Ziel der feindlichen Anstrengungen seyn wird. — Defiliren heißt daher einen Engweg passiren, und nach dem Sprachgebrauch auch vor Jemand mit schmaler Front vorbeimarschiren.

Defilement (Fortification) die Bestimmung der Lage und Höhe einer Verschanzung in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derselben der Einsicht des Feindes zu entziehen. Diese erst von den neuern franz. Ingenieurs wissenschaftlich behandelte Bestimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen nebst dem Winkel, unter welchem Projectilen von dort aus auf den zu befestigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Brustwehre bestimmt.

Definiren heißt im weitern Sinn erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, angeben, dann insbesondere die Gränzen eines Begriffs bestimmen, oder, was einerlei ist, die wesentlichen Merkmale einer Sache deutlich und vollständig darstellen. Der Gegenstand, welcher dadurch erklärt oder deutlicher gemacht werden soll, heißt das Definitum. Die Eigenschaften desselben können theils solche seyn, die

Digitized by Google

er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. Eine Definition muß beide angeben, und iſt alſo eine ſolche Beſtimmung oder Erklärung eines Begriffs, welche das gemeinſchaftliche Geſchlechtsmerkmal (nota generalis s. genus) und das eigenthümliche (oder Art) Merkmal, welches den Begriff von der Gattung unterſcheidet (nota specialis s. differentia specifica) genau und deutlich angibt, — vollſtändige Angabe der weſentlichen Merkmale eines Begriffs. Sie iſt analytiſch, wenn ein Begriff durch die Diſinition nur in ſeine Merkmale aufgelöſet und vollſtändig dargeſtellt wird, oder ſynthetiſch, wenn durch Verbindung gewiſſer Merkmale ein deutlicher Begriff erſt erzeugt wird. Die bloße Beſchreibung einer Sache unterſcheidet ſich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend ſind, die Sache von allen andern Dingen zu unterſcheiden.

Degen, ein bekanntes Seitengewehr. In den älteſten Zeiten waren Schwert und Degen eins, wenigſtens wurden ſie durch ein Wort ausgedrückt. Einige geben den aſſyr. König Belus, Andere die Lacedämonier, noch Andere die Cureten in Creta für Erfinder des Degens aus. Anfangs waren die großen Schlachtſchwerter üblich, die mit beiden Händen getragen und geführt werden mußten; dann folgten die Schwerter, die man an der Seite trug; ſie hatten lange Handhaben, wovon der große Knopf immer unter dem kurzen Mantel hervorragte; dann kamen die langen ſpaniſchen Stoßdegen, dann leichtere und ſchmalere Haudegen, und endlich die kleinen Stutzerdegen auf.

Degerando (J. M.), ſ. Gerando.

Degradation (in dem Kriegsrechte) eine Strafe der Soldaten, kraft welcher ein Verbrecher von einem höhern zum niedern Grade herabgeſetzt wird. Sie fand ſonſt auch bei Officieren (mit verſchiedenen Ceremonien nach Maßgabe des verübten Verbrechens) und findet in der ruſſiſchen Armee noch jetzt bei ihnen Statt; bei den deutſchen Armeen iſt ſie als eine mit der Würde des Officierſtandes unvereinbare Strafart abgeſchafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieſer Würde unfähig macht, wird caſſirt. Es können daher nur Unterofficiere zu Gemeinen und zwar nur nach dem Ausſpruche eines Kriegs- oder Standrechts degradirt werden; in der preußiſchen Armee beſteht aber ſeit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die nachahmungswürdige Einrichtung, daß gemeine Soldaten, welche ſich eines entehrenden Verbrechens ſchuldig gemacht, in die zweite Claſſe des Soldatenſtandes degradirt werden; die zu dieſer Claſſe gehörenden Individuen ſind des Nationalzeichens verluſtig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn ſie ſolche beſaßen), und es kann bei neuen Vergehungen auf Beſtrafung durch Stockſchläge — welche ſonſt ganz abgeſchafft ſind — über ſie erkannt werden. In die erſte Claſſe können ſie nur mit Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es iſt dazu wenigſtens einjährige tadelloſe Aufführung nöthig.

Dehnbarkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verſchiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zuſammenhang zu zerſtören. Das Gegentheil von Dehnbarkeit iſt Sprödigkeit. Unter allen Körpern iſt dieſe Eigenſchaft beſonders den Metallen eigen; doch beſitzen ſie dieſelbe in ſehr verſchiedenen Graden. Das Gold übertrifft alle andern. Ein Gran Gold läßt ſich in eine Länge von 500 Fuß ausdehnen. Außer den

Digitized by Google

Metallen sind auch viele weiche und flüssige Körper, z. B. manche Harze, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, insonderheit die Seidenraupen, ihre Fäden spinnen u. a. m., bis zu einem erstaunlichen Grade dehnbar. Viele Körper erhalten diese Eigenschaft erst, wenn sie erhitzt und flüssig gemacht werden, z. B. Siegellack und manche Harz und Gummi-Arten; auch ins besondere geschmolzenes und sehr erhitztes Glas. Aus diesem letztern kann man die feinsten Fäden spinnen, welche selbst nach dem Erharten und Erkalten die Sprödigkeit des Glases nicht haben, und sich daher biegen und wickeln lassen. In dem Kunstkabinet des hallischen Waisenhauses sieht man eine Perücke, deren Locken aus dergleichen Glasfäden bestehen.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, eine Formel, welche regierende Herren ihrem Titel beifügen, um dadurch ihre Landeshoheit anzuzeigen. Der Ausdruck ist aus einem Briefe des Apostels Paulus hergenommen, und wurde zuerst von den Geistlichen zu den Zeiten Constantins des Großen gebraucht. Zu den Zeiten der Carolinger nahmen ihn auch die weltlichen Fürsten an. Die hohen Geistlichen in der katholischen Kirche fügten noch einen Zusatz bei: von Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnaden.

Deich — band, — bandsgenossen, — bau, — buch, — geschworne, — graf, — last, — recht, — schau, — wesen. Deiche sind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberschwemmungen (des See- und Flußwassers) vorzubeugen. Mit ihnen sind immer Siehlen oder Schleusen verbunden, durch welche das Wasser, das sich an den Deichen stämmt, abgeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat seine besondern Rücksichten und Grundsätze. Da in Beziehung der Deiche viele wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen können, so gibt es auch ein besonderes Capitel des speciellen Rechts, welches das Deichrecht genannt wird, oder die Lehre von den rechtlichen Verhältnissen, welche in Hinsicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen desselben sind die Deichordnungen oder Deichgesetze der Länder, wo große Deiche angelegt sind. Auch findet man kein Land, in welchem das Deichwesen bedeutend ist, wo nicht Deichordnungen vorhanden wären. Ueber dieses Deichrecht gibt es viele Schriften, z. B. von Hunrichs Entwurf des jetzigen Deichrechts, Mellmanns Einleitung u. s. w. und Petiscus allgemeine Grundsätze u. s w. — Vergl. Penzler Lexicon über die Ausdrücke, die beim Deichwesen vorkommen. Die Hauptgrundsätze desselben sind: Jeder ist zur Erhaltung eines Deichs verbunden, dessen Grundstück durch die Ueberschwemmung eines austretenden Wassers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Personen besteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet sind), sobald eine Gesellschaft der Art existirt; und der Landesherr kann befehlen, daß sich eine solche Gesellschaft bilde. Die Deichlast (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenossen oder Deichbandsgenossen obliegt, ist eine Reallast, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die also der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Exemtion Statt findet. Grobe Nachlässigkeit in der Abtragung der Deichlast begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundstück, auf welchem die Deichlast haftet, nach einem gewissen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothhülfe

Digitized by Google

ein, welche darin besteht, daß alle fähige Bewohner eines Districts zur Hülfe aufgefodert werden können, damit das Wasser nicht durchbricht. Wenn durch eine außerordentliche Noth dem Eigenthümer des Grundstücks Schaden zugefügt wird, so liegt allen Mitgliedern eines Deichbands die Entschädigung ob. Die Vertheilung der Deichlast aber, welche große Schwierigkeiten hat, indem gewöhnlich nach dem Verhältnisse der Größe der Grundstücke der Schaden reparirt wird, geschieht entweder so, daß jedem Bandsgenossen ein bestimmter Deichantheil zur Erhaltung angewiesen, oder der Deichbau als gemeinschaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Wassers weiter landeinwärts angelegt wird, sind die Eigenthümer derjenigen Ländereien, die dadurch dem Wasser bloß gestellt werden, nicht berechtigt, Schadenersatz zu fordern, wohl aber diejenigen, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, sind besonders privilegirt, und werden immer in die erste Classe gesetzt. Streitigkeiten, die über diese bestehen, pflegen von einem privilegirten Gerichtsstande, dem Deichgrafen (obersten Aufseher und Richter in Sachen des Deichbaus) und seinen Geschwornen (Deichgeschwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden zu werden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit eine Untersuchung des Deichwesens (die Deichschau) angestellt. Ihre Schlüsse heißen die Deichwache, und die Beschreibung des ganzen Deichs und seiner Theile das Deichbuch.

Deidamea (Deidameia), des Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles während seines Aufenthalts auf Skyros den Pyrrhos und Onites zeugte.

Deïsmus oder Theïsmus ist das System, nach welchem Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil des Deïsmus ist der Atheismus oder die Gottesläugnung. Zuweilen indeß setzt man doch dem Deismus den Offenbarungsglauben entgegen, und versteht dann unter einem Deisten denjenigen, welcher zwar an das Daseyn und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft und seinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In diesem Sinne redet man z. B. von englischen Deisten, welche die Offenbarung bestreiten. Kant unterschied zwischen Deismus und Theismus so, daß der erstere zwar eine höchste und letzte Ursache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Wesen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daseyn eines lebendigen Gottes, einer Intelligenz, eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt sey, behaupte. Es ist indeß diese Unterscheidung ganz willkührlich, und daher auch nur von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deismus und Theismus schreiben. Das erste Wort ist aus dem Lateinischen, das zweite aus dem Griechischen entlehnt. N.

Deianira (Deïaneira), die Tochter des Oeneus, Königs von Calydonien in Aetolien, nach Andern des Dionyses und der Althäa, die nebst ihrer Schwester Gorgo allein ihre Gestalt behielt, als ihre übrigen Schwestern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt

wurden. Sie war dem Flußgott Achelous (Acheloos) verlobt. Darüber gerieth er in Kampf mit Herkules. Achelous aber unterlag, und die Jungfrau war der Preis des Siegers, der sie in sein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Evenus, dessen Fluthen angeschwollen waren, aufgehalten wurde. Während er noch bei sich rathschlagte, ob er umkehren solle, kam der Centaur Nessus, und erbot sich, die Deianira auf seinem Rücken über den Fluß zu tragen. Herkules, der es zufrieden war, ging zuerst über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, sah er, daß der Centaur, weit entfernt, sie über den Fluß zu tragen, vielmehr alles anwandte, sie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da schoß er alsbald im Zorn über diese Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lernäischen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Nessus, der seinen herannahenden Tod fühlte, gab der Deianira sein blutiges Gewand, mit der Bedeutung, „daß, wenn sie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieses das sicherste Mittel sey, ihn stets an sich zu fesseln.“ Leichtgläubig nahm Deianira das Geschenk mit dem Vorsatze an, es zu brauchen. Nach einiger Zeit, da sie erfahren hatte, daß Herkules in Euböa durch die Reize der Jole, Tochter des Euritos, gefesselt werde, sandte sie ihm das Gewand des Nessus durch einen jungen Sklaven, Namens Lychas, dem sie auftrug, ihrem Gatten die zärtlichsten und rührendsten Grüße zu sagen. Herkules, der die Absicht seiner Gattin nicht ahnete, nahm freudig das unselige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von solchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer schleuderte, wo er in einen Felsen verwandelt wurde. In dieser Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Oeta um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte sich darauf, und bat seinen Freund Philoktet ihn anzuzünden. Als Deianira den Tod des Herkules erfuhr, wurde sie von Reue und Schmerz gequält, daß sie sich selbst tödtete.

Déjeuné, Frühstück, Déjeuné à la fourchette, ein Frühstück mit Fleischgerichten, wobei man also die Gabel brauchen muß; daher diese Benennung. Es wird gewöhnlich gegen die Mittagszeit gehalten, und vertritt häufig die Stelle des Mittagsessens. Warme und kalte Speisen werden entweder in gleicher Zahl, oder mehr von den letztern, nach Gewohnheit oder Willkür, aufgesetzt. Wenn das Frühstück später am Tage und mit einer größern Anzahl Schüsseln gehalten wird, so wird es Déjeuné dinatoire genannt. Ist die Gesellschaft gemischt, und verbindet man damit die Freude des Tanzes (was oft zu den Badevergnügungen gehört), so ist es Déjeuné dansant. A.

Dejotarus, Tetrarch (oder Vierfürst) von Galatien, erhielt von dem römischen Senat den Königstitel über diese Provinz und Klein-Armenien, weil er den Römern in den asiatischen Kriegen wichtige Dienste leistete. Im bürgerlichen Kriege nahm er die Partei des Pompejus. Cäsar nahm ihm Klein-Armenien, nöthigte ihn, mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Man beschuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben Cäsars, weshalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäsars Ermordung kehrte er in seine Staaten zurück, und verband sich mit Brutus, dann mit Augustus. Er starb in einem hohen Alter, 30 J. v. Chr.

Delambre (Joan Baptiste Joseph, Chevalier de), ge-

Digitized by Google

boren zu Amiens den 19. Septbr. 1749, einer der größten Astronomen unserer Zeit, Schüler des berühmten Abbée Delille. Die Astronomie verdankt ihm die gelehrtesten Beobachtungen, folgenreichsten Erfahrungen und manche tiefgegründete Berichtigung früherer Theorien. Er ist Mitglied des Instituts, Schatzmeister der Universität und beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften, und erhielt vom König die Orden der Ehrenlegion und des heil. Michael. Seine höchstinteressanten und vorzüglichsten Werke sind: Tables de Jupiter et de Saturne, 1789, in 4to. — Méthodes analytiques, pou la détermination d'un arc du Méridien, précédées d'un mémoire sur le même sujet, par A. M. Legendre, 1799, 4to — Tables Trigonométriques décimales. — Mit Mechain: Bases du Système métrique décimal, ou Mesure de l'Arc du Méridien compris entre les paralléles de Dunkerque et Barcelone 1806 — 14. 3. Vol. in 4to. — Abrégé d'Astronomie. 1813. in 8vo. — L'Astronomie theorique et pratique. 1814. 3. Vol. in 4to. — Des Notes sur la Composition mathematique de Ptolémée, in der Uebersetzung des Halma. — Ihm dankt man seit 1793 den Beweis, daß die Refraction in den heißen Zonen dieselbe, wie in den gemäßigten ist, so wie die herrlichen neuen Mondstafeln.

Delaware, einer der größern Flüsse in Nordamerika, der seinen Namen von Lord Delaware erhalten hat, welcher sich unter Jacob I. als Gouverneur von Virginien große Verdienste um diese Colonie erworben hatte. Der Delaware hat viele Wasserfälle, und bildet bei seinem Ausflusse die Delaware-Bay, die drei Meilen lang und bei ihrem Ausgange drei Meilen breit ist. Von dem Flusse hat eine der nordamerikanischen Provinzen den Namen erhalten. Der jetzige Staat Delaware war vor der Revolution ein Theil von Pensylvanien, und ist der kleinste unter den 19 vereinigten Staaten; er enthält auf 95 Quadratmeilen 71,000 Einwohner. Der Hauptort ist Newcastle, von 250 Häusern und 1200 Einwohnern. Wilmington, von 620 Häusern und 5000 Einw., hat eine Akademie, verschiedene Manufacturen, und treibt starken Handel.

Delegat (delegatus), ein Abgeordneter, Abgesandter. Delegirt, abgeordnet. Delegation, die Abordnung, Beauftragung. In der Rechtssprache ist Delegation die Uebernahme der Schuldigkeit des Andern auf sich selbst, oder die Anweisung, die ein Schuldner seinem Gläubiger auf einen Dritten gibt. Derjenige, der seine Schuldigkeit dem Andern überträgt, heißt Delegant, und der, auf welchen die Anweisung geschieht, Delegat; der so angewiesene Berechtigte aber Delegator.

Delft, 1. eine Provinz und Stadt in Südholland. Letztere liegt an der Schie, nicht weit vom Haag, und hat ungefähr 5000 Einwohner. Sie soll schon 1075 durch Herzog Gottfried von Lothringen erbaut worden seyn und ist die Geburtsstadt des berühmten Hugo Groot (Grotius). Auch wird hier seit langer Zeit eine Art von Fayence gearbeitet, welche unter dem Namen Delfter Fayence bekannt ist. 2. Der Name einiger berühmten holländischen Maler, besonders Jacob (geb. 1619, gest. 1661) und Wilhelm Delft (um das Ende des 16ten Jahrhunderts) beide aus Delft gebürtig, beide Portraitmaler und Verwandte des berühmten Mirevelts.

Delia, s. Delos.

Delille (Jacques, auch Delisle de Lille) geb. im

Jahre 1732 zu Aigue-Perse, einer kleinen anmuthig gelegenen Stadt der Limagne, der berühmteste unter den französischen Lehrdichtern neuerer Zeit. Sein Name seit der Revolution war Montanier-Delille. Nicht bloß als Lieblingsdichter seiner Nation, sondern auch wegen seiner mit dem Grafen Choiseul-Gouffier gemachten Reise nach Constantinopel und Griechenland, und wegen der Liebenswürdigkeit seines Charakters ist Delille in und außer Frankreich berühmt. Er glich eben sowohl an Häßlichkeit als in der seltenen Verskunst Popen, den er sich auch in seinen Gedichten zum Muster genommen hatte. Er kam sehr jung nach Paris, um hier zu studiren, und zeichnete sich in dem Collegium von Lisieux durch seine früh entwickelten Talente, besonders seine Neigung zur Dichtkunst aus. Hierauf kam er an das Collegium von Amiens. Gresset hatte hier schon die Liebe zur Poesie geweckt, und hier war es auch, wo Delille seine metrische Uebersetzung der Georgika des Virgils anfing; ein kühnes Unternehmen, denn er mußte in der französischen Sprache nach Mitteln spähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Diese Uebersetzung, welche Delille schon in seinem 23sten Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufsehn in der gelehrten Welt. Sie erschien zuerst 1770. Die glänzende Quartausgabe von Didot hat diesem Künstler zuerst einen Namen gemacht. In derselben finden sich der discours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche sich der Verfasser auch unter den französischen Prosaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Männer von Verdiensten sahen mit Freuden einen jungen Dichter eine neue Bahn sich öffnen. Eifersüchtige feindeten ihn an, z. B. Clement, und schrieben gegen seinen Versuch. Aber das Verdienst siegte; Delille wurde nach Paris berufen, und anfangs zum Professor am Collegium de la Marche, später am Collège de France ernannt. Die Franzosen erkannten seiner Uebersetzung einen Platz unter ihren classischen Werken zu. Ueberhaupt war Virgil sein bewundertes Muster, den er noch über den Homer setzte, und dessen Schönheiten er in seinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit zu entwickeln wußte. Auch übersetzte er später dessen Aeneide (1805). In seinem 3-sten Jahre (1774) wurde er in die Akademie aufgenommen. Auf die Uebersetzung der Georgika folgte nach einem langen Zwischenraum sein eigenes Lehrgedicht: les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages (Paris 1782) in 4 Gesängen, wovon die beiden ersten den Boden und die zur Verschönerung dienenden Gehölze, der dritte die Anlegung der Rasenplätze, die Cultur der Blumen und die Benutzung der Gewässer, und der vierte die bildenden Künste betrifft, die zur Verschönerung eines Gartens wirken können. Hier zeigte sich zwar ein gleiches Talent, allein der Dichter hatte keinen Führer mehr. Man war mit den Gärten weniger zufrieden, als mit jener Uebersetzung des Virgilischen Gedichts. Doch glauben die meisten Kunstrichter, daß die Franzosen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichterischen Werthe besitzen. Delille war nicht eigentlicher Geistlicher, sondern nahm nur die untern Weihen an, um eine reiche Pfründe genießen zu können. Von dieser, von seinen Besoldungen als Professor im Collège de France und als Mitglied der französischen Akademie, so wie von den Interessen seines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm später nur noch 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinstitut durch seine

Digitized by Google

Wahl zum Mitgliede der dritten Classe erwies, verbat er anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Institut aber erklärte, es werde die ihm bestimmte Stelle stets für ihn offen lassen, und erst nach seinem Tode wieder besetzen. Späterhin, bei einer mehr befestigten Regierungsform, wurde er zum Mitgliede der zweiten Classe erwählt, und nahm die Stelle an. Es ist merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit schonte. Dieser Demagog wünschte die Hymnen, die bei der berüchtigten Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgesungen werden sollten, von Delille, der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu sehen. Der Dichter, der diese Aufforderung nicht ablehnen konnte, schrieb in 24 Stunden den Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame, der selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte und ungesungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er sich aus Paris, und hielt sich viele Monate lang in den Vogheſen auf, wo er seine Phantasie mit den ihn umgebenden großen Naturscenen beschäftigte, und bald über die Bestimmung des Menschen, bald über die Gesetze der Dichtkunst nachdachte. In den malerischen Umgebungen der Schweiz dichtete er seinen Homme des champs, ein Lehrgedicht in vier Gesängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen Géorgiques françaises, als Pendant der Georgika des Virgil, von welcher es gleichsam der zweite moralische Theil ist. Delille hat 20 Jahre an diesem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber im Jahr 1794, während der Schreckensperiode, und im Jahr 1795 in den Thälern des Wasgau's. Er vollendete es in Basel, wo es bei Decker prachtvoll erschien. Mehrere geben diesem Gedichte den Vorzug vor den Jardins. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf dasselbe gehabt, und in mehreren Stellen herrscht eine tiefe Melancholie und eine Empfindsamkeit, welche in den Jardins nicht sichtbar wird. Der Anblick der Leiden seines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: le Malheur et la Pitié en 4 chants (London 1803), durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemälde, und eine Fülle wohlklingender Sentenzen anziehend. Von Basel begab er sich nach London, wo er indessen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er sich (1802) mit Demoiselle Vaudchamps, die lange Zeit seine Reisegesellschafterin gewesen war, verheirathete. Hier beschloß er, seine vaterländische Sprache durch Miltons Meisterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meisten bewunderte. Man sieht es seiner Uebersetzung des verlornen Paradieses an, daß er sie mit Lust arbeitete. Vielleicht hat sich Delille unter allen seinen Arbeiten in dieser am meisten als Dichter gezeigt. Sie wurde in 15 Monaten vollendet, und kostete ihm eigentlich das Leben; denn die Anstrengung, mit welcher er sie zu beendigen bemüht war, gab Veranlassung zu dem ersten Anfalle von Schlagfluß, den er später erlitt. Als die politischen Stürme gebändigt waren, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch neue Erzeugnisse seines thätigen Geistes Bewunderung und Huldigung. So schrieb er sein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit so rauschendem Beifall aufgenommene Gedicht: la Conversation. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meister zu behandeln wußte. Was aber die Poesie anlangt, so gilt von diesem Werke im Ganzen wohl, was von seinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannichfaltigkeit der Anschauung, und daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchste Eleganz des Aus-

Digitized by Google

drucks, harmonischer Wohllaut und Fluß der Verse sind ihre höchsten Vorzüge, weshalb ihm auch einige deutsche Kritiker den Namen eines eleganten Verskünstlers vorzugsweise beigelegt haben, und Bouterwek nicht mit Unrecht sagt: „ein didaktisches Werk, wie der höchst elegante Landmann des Abbé Delille, kann sehr viel Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu seyn.“ Delille arbeitete alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, was er vollendet hatte, fester und sicherer auf, als in seiner Schreibtafel. So trug er sogar die 30,000 Verse seiner Uebersetzung der Aeneide in seinem Kopfe herum, wie ehemals Tasso. Indeß aber seine Geistesstraft zuzunehmen schien, nahm seine Körperkraft mit jedem Tage mehr ab; auch verlor er den Sinn des Gesichts. Er starb am 1. Mai 1813, an einem Tage, der sonst jedes Jahr durch die Wünsche seiner Familie und Freunde geweiht war. Er hat ein Gedicht mit sich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er besang darin das Alter und sein nahes Ende; weissagend pries er in wohllautenden Versen die Täuschungen der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Sein Tod ward allgemein betrauert, und das ihm zu Ehren veranstaltete feierliche Leichenbegängniß war ein sprechender Beweis, in welcher hohen Achtung Delille unter seinen Landsleuten gestanden hatte.

Delios (Delius), delisch, s. Delos.

Della Maria (Domenico), ein berühmter französischer Componist, stammte aus einer italienischen Familie, und war zu Marseille geboren. Von seiner zartesten Jugend auf überließ er sich seiner Neigung zur Musik, und schon in seinem achtzehnten Jahre componirte er eine große Oper, die in Marseille mit Beifall gegeben wurde. Erfreut über das Gelingen seines ersten Versuchs, ging er nach Italien, um sich dort zu vervollkommnen. Hier blieb er zehn Jahre, und genoß den Unterricht mehrere großen Meister, besonders des Paësiello. Er componirte sechs komische Opern, unter denen besonders H. Maestro di Capella, der er selbst den meisten Werth beilegte, mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1796 kam er nach Frankreich zurück, und begann auf dem Theater der komischen Oper mit einem Stücke, le Prisonnier, das seinen Ruf erhöhte, und auch in Deutschland unter dem Titel: der Gefangene, mit dem allgemeinsten Beifall auf die Bühne gebracht wurde. In allen seinen Werken findet man einen leichten und gefälligen Gesang, einen reinen und schönen Styl mit einer natürlichen und neuen Begleitung, die mit Wahrheit im Ausdruck verbunden ist. Um so mehr zu bedauern ist, daß dieser Künstler zu früh sein Leben endigte; er starb 1800 in einem Alter von 36 Jahren. Er besaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und spielte das Violoncell mit eben so viel Leichtigkeit als Anmuth. Außer dem Prisonnier erregte seine Opéra comique (das Singspiel) ebenfalls den größten Enthusiasmus, und fast alle Arien, Duo's und Ensembles derselben wurden Volksgesänge.

Delos, die mittelste der cykladischen Inseln im ägeischen Meere, durch die Sage berühmt als das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehemals nur ein nackter unfruchtbarer Fels, der im Meere umherschwamm und zufällig von den Wellen in die Mitte der cykladischen Inseln getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) geschworen, der flüchtigen Latona (s. d.

Digitized by Google

Art.) keine Ruheſtätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unſtät irrte daher die Unglückliche umher. Da erblickte ſie das ſchwimmende Eiland; dies, kein feſter Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen ſeyn. Latona ſchöpfte Hoffnung, und Delos bot ihr willig eine Freiſtätte an. Sie gelobte dafür mit einem Schwur, daß ein Tempel auf ſeinem felſichten Boden erbaut werden ſolle, zu dem alle Völker Geſchenke und Hecatomben bringen würden. Getroſt blieb ſie jetzt auf dem wüſten Felſen und gebar, von einem ſchattigen Baume geſchirmt, die Götterkinder, Apollon (der daher Delios, Delius) und Diana (die daher Delia genannt wird), welche auch hier vorzüglich verehrt wurden. Delos aber war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Gründfeſten der Erde ſtiegen Säulen empor, die es ſtützten, und der Ruhm der Inſel verbreitete ſich über den Erdkreis. Alſo die Sage. — Anfangs hatte die Inſel eigene Könige, die zugleich das prieſterliche Amt ausübten; in der Folge kam ſie unter die Herrſchaft Athens. Nichts wurde auf derſelben geduldet, was das Bild der Zerſtörung oder des Kriegs mit ſich führte. Die Todten wurden auf der nahen Inſel Rhenea begraben; eben dahin brachte man die ſchwangern Frauen. Nach der Zerſtörung Corinths flüchteten die reichſten Corinther hieher, und machten Delos zu einem blühenden Handelsſitz. Die größte Merkwürdigkeit der Inſel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der Tempel, von Cecrops Sohn, Eriſichthon, gegründet und von verſchiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verſchönert, war aus pariſchem Marmor erbaut und enthielt außer der ſchönen Bildſäule des Gottes einen Altar, der zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde. Von demſelben hat auch das ſogenannte deliſche Problem (deliſche Aufgabe) ſeinen Namen. Als einmal, wird erzählt, auf Delos die Peſt wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieſelbe befragten, erhielten ſie die Antwort: ſie ſollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel beſtand, noch einmal ſo groß machen. Dieſes nachher in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels verſuchten mehrere alte Philoſophen und Mathematiker auf verſchiedene Weiſe zu löſen. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichſten und zuverläſſigſten von allen. Sie wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll ſeine Orakelſprüche in Patara in Lycien. — Jetzt führt Delos den Namen Sedilli, iſt unbewohnt, und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt. Aber prächtige Ruinen ſind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi der Sitz des berühmteſten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis an der ſüdlichen Spitze des Parnaſſus, der ſich hier in zwei Bergenden ſchloß. Den Urſprung der Stadt, erzählt die Mythe alſo: Nachdem Apollo den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphine) getödtet und hier ſein Heiligthum zu gründen beſchloſſen hatte, erblickte er ein ſegelndes Handelsſchiff aus Creta. Sogleich ſprang er in Geſtalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher auch der delphiniſche), ſtürzte ſich in das Schiff der Cretenſer und zwang es, vor Pylos, wohin es beſtimmt war, vorbei und in den Hafen von Criſſa einzulaufen. Als die Cretenſer ans Land getreten waren, erſchien er ihnen plötzlich in herrlicher Jünglingsgeſtalt und verkündigte ihnen, daß ſie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, ſondern als Prieſter ihm in ſeinem Tempel dienen ſollten. Begeiſtert und mit Lobgeſängen folgten die Cretenſer

dem Gotte zu seinem Heiligthume am Felsenabhange des Parnassus. Aber sie erschraken sehr, als sie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen, und flehten den Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Bestimmung als seine Priester, und welche Vortheile sie dadurch erlangen würden. Da erbauten sie Delphi; anfangs aber hieß die Stadt Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelsprüche ertheilt wurden, war eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete, und von dem berauschenden Dunst, der ihm aus derselben entgegen kam, in prophetische Ekstase versetzt wurde. Seitdem stellte man über diese Höhle, welche man in den Tempel einschloß, den heiligen Tripos (Dreifuß), auf welchem die Priesterin, durch deren Mund Apollo reden sollte, Pythia genannt, die begeisternden Dünste, die aus der Tiefe aufstiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und verkündete; (daher das Sprichwort ex tripod., vom Dreifuße herabsprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Aussprüchen.) Wenn sie, nachdem sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen castalischen Quell gebadet hatte, sich mit Lorbeer bekränzt auf den mit Lorbeeren geschmückten Dreifuß niedergelassen, den dabei stehenden Lorbeerbaum geschüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegessen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Gesicht wechselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder und aus ihrem Munde tönten Klagegeschrei und langes Stöhnen. Dieser Zustand stieg bald bis zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem aufsteigenden Dunste fast erstickt, mußten die Priester die Ringende auf dem Sitze gewaltsam zurückhalten, worauf sie dann unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte abzustoßen, welche die Priester mit Sorgfalt auffaßten, ordneten, und schriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verse gebracht, aber als in spätern Zeiten das Ansehen der Orakel sank, begnügte man sich, sie in Prosa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch war es früherhin ein nützliches Institut in den Händen der Priester, die politischen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse Griechenlands zu leiten, zu stützen und zu erhalten, und stand lang in dem Rufe der Unfehlbarkeit. Denn die Dorer, die ersten Bewohner des Orts, die sich bald in alle Theile Griechenlands verbreiteten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnsitzen überall die unbegränzte Ehrfurcht für dieses Orakel, so daß es in kurzem das allgemeine Orakel für alle Hellenen ward. Anfangs war für das Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag bestimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen. Daher besaß der Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunstwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeschmückt. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde. Die Dichter erzählten, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, abgeschickt, welche hier zusammengekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Achilles, der hier von Oreste getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geschichte des trojanischen Krieges ausgemalte

Digitized by Google

Lesche. In der Ebene zwischen Delphi und Cirrha wurden anfangs alle neun Jahre, späterhin alle fünf Jahre im Monat Targelion die pythischen Spiele (s. d. A.) gefeiert; durch diese Nationalspiele und die Beschützung der Amphictyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz. Jetzt hat Delphi den Namen Castri und ist den Türken unterworfen.

Delphin (Delphinus delphis), der Name eines ganzen, aus vier verschiedenen Gattungen bestehenden Geschlechts von säugenden Seethieren, aber insbesondere einer Gattung aus diesem Geschlechte. Dieses Thier, welches schon die Alten kannten, nannten die Schiffer Tummler. Der Körper ist walzenförmig und der Kopf läuft spitzig zu. Aus der Luftröhre bläst der Delphin Wasser in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß. Die Haut ist glatt, oben schwarz und unten weiß. Ueber der Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält sich mehr in mildern Meeren auf. Im mittelländischen und schwarzen ist er nicht selten. Daß er auch die deutschen Küsten bisweilen besucht, ist gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhause zu Danzig, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung besteht in Fischen und andern Seethieren. Das Fleisch dieses Thieres ist schwarz und grobfaserig, aber dennoch genießbar, und kommt den Seefahrern gut zu Statten. Die griechischen und römischen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Gestalt. Auch seine Naturgeschichte wurde mit Mährchen reichlich ausgestattet. Man schrieb ihm ein mitleidiges Herz und eine besondere Neigung zur Musik zu, wie die Geschichte des Arion beweiset. In der Astronomie führt den Namen des Delphin ein Sternbild von zehn Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es sey derjenige Delphin, welcher die Amphitrite, die sich vor den Anträgen des Neptuns verborgen hatte, auskundschaftete und dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne versetzt. Ueberhaupt werden die Delphine als Diener und Boten des Neptuns betrachtet.

Delta ist ein Griechischer Buchstabe, unserm D entsprechend. Sein Zeichen ist Δ. Wegen seiner etwas ähnlichen Gestalt, welche durch den Nil gebildet wird, hieß auch der untere Theil von Aegypten bei den Griechen das Delta. Hier lag Sais, Pelusium, Alexandria. Doch unterschied man das große und das kleine Delta.

Delüc (J. A.), der berühmte Geologe, war im Jahr 1726 in Genf geboren. Er hat sein ganzes Leben mit geologischen Untersuchungen und Reisen, die vorzüglich seinem Studium gewidmet waren, zugebracht, und diese Wissenschaften mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert. Indessen haben seine Theorien und Hypothesen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat, auch große und bedeutende Gegner gefunden. Man hat von ihm zahlreiche, auch zum Theil ins Deutsche übersetzte Schriften. Er hat lange in England gelebt, und starb 1817 zu Windsor.

Demagog (griechisch, bed. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemischten Staatsverfassungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunst desselben benutzt, um dasselbe in seinen Beschlüssen und Unternehmungen zu leiten. Ein solcher war z. B. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einschmeichelnden Beredsamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Al-

ten dieses Ansehen und die schwankende Stelle eines Volksgünstlings. Man verbindet mit diesem Worte gewöhnlich nicht die beste Bedeutung, weil beinahe alle Demagogen der ältern und neuern Zeit das Interesse des Volks mehr verriethen, als beförderten, und am meisten nur auf ihren Nutzen bedacht waren. Die eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausschließend für wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von Orleans und Andere, haben dem Credit des Worts Demagog durch ihr schändliches Betragen den letzten Stoß gegeben.

Demarcationslinie (Begränzungslinie), eigentlich jede Linie, die zur Festsetzung einer Gränze, welche von fremden oder mit einander streitenden Mächten nicht überschritten werden soll, gezogen wird. Zufolge einer zwischen der französischen Republik und dem Könige von Preußen zu Basel am 17. Mai 1795 geschlossenen Convention wurde unter diesem Namen eine Neutralitätslinie festgesetzt, wodurch der Kriegsschauplatz vom nördlichen Deutschlande entfernt wurde. Ebenfalls war eine Demarcationslinie während des pleischwitzer Waffenstillstandes (1813) zwischen den französischen und alliirten russisch-preußischen Truppen festgesetzt.

Demerary, eine vormals holländische, jetzt englische Colonie am schiffbaren Flusse gleiches Namens in Guyana im südlichen Amerika. Die Fruchtbarkeit der Gegend lockte 1740 mehrere Holländer von Essequebo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. 1769 zählte man schon 130 Plantagen, und diese haben sich in der Folge noch vermehrt, so daß 1778 die Ausfuhr an Kaffee, Zucker und Baumwolle funfzehn Schiffsladungen betrug; es wurden nämlich 2000 Orhoft Zucker, 4 Millionen Pfund Kaffee und 230,000 Pfund Baumwolle ausgeführt, außerdem noch Cacao, Rum, Sirup u. s. w. Die Regierung besteht aus einem Director und einem aus den Bürgern der Colonie gewählten Rath, ist abhängig von Essequebo, und dieses von Surinam. 1797 begab sich diese Colonie unter den Schutz von Großbritannien, wurde durch den Frieden von Amiens zurückgegeben, im J. 1803 aber aufs neue ohne Widerstand weggenommen. Durch den Vertrag vom 19. August 1814 ist Demerary sammt Essequebo für immer an Großbritannien abgetreten worden.

Démeter, s. Ceres.

Demetrius, vorzüglich der Name mehrerer Könige von Macedonien und Syrien, unter welchen besonders wichtig ist: Demetrius I., mit dem Beinamen Poliorcetes (der Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus. Er führte viele Kriege, besonders mit dem Ptolemäus Lagi, mit ungleichem Erfolg. Er erschien vor Athen mit einer großen Flotte, verjagte den Demagogen Demetrius Phalereus, und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen den Seleucus, Cassander und Lysimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Ipsus 299 vor Chr. Geb. Hierauf flüchtete er sich nach Ephesus, von da nach Athen. Hier wurde er nicht eingelassen. Er ging daher nach Corinth, überzog von hier aus das thrazische Gebiet des Lysimachus, überbrachte seine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleucus nach Asien, und nahm unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleucus zerfiel. Er eroberte zwar Macedonien 298 vor Chr. Geb. und regierte 7 Jahre, aber durch seinen Despotismus verlor er den Thron wieder. Verlassen von seinen Soldaten und herumirrend ergab er sich endlich seinem Schwieger-

sohn; dieser hielt ihn im weitem Arrest zu Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er auch, 284 vor Chr. Geb., 54 Jahr alt starb. Noch ist vorzüglich merkwürdig der oben genannte Demetrius Phalereus (aus Phalerus), ein berühmter griechischer Redner, Schüler des Theophrast. Er wurde macedonischer Statthalter von Griechenland und Archont (309 vor Chr. Geb.), und verschönerte Athen durch prächtige Gebäude; die Dankbarkeit der Athenienser, welche er beherrschte, ließ ihm so viele Statuen, als Tage im Jahre, errichten. Aber der erweckte Neid verdammte ihn zum Tode und stürzte sie wieder um. Er flüchtete sich nach Aegypten an den Hof der Ptolemäer. Durch seine Fürsorge wurde die Bibliothek zu Alexandrien angelegt, auch, wie Einige sagen, die griechische Uebersetzung der Bibel veranstaltet. Die Schrift über die Elocution trägt wahrscheinlich nur seinen Namen. Er soll in die Ungnade des Ptolemäus gefallen und in den District Busiris verwiesen worden seyn, wo er sein Leben (247 vor Chr. Geb.) durch einen Schlangenbiß endigte.

Demidoff (Nicolaus Graf von) stammt aus der alten Familie der Demidoff, welcher in Siberien die Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte, und die erste Cultur in diesen Wüsten verbreitete. Graf Nicolaus ist 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaisers Alexanders, Commandeur des Johanniter-Ordens und Ehrenmitglied der Universität von Moskwa. Er trat früh in Militairdienste, zeichnete sich als Adjutant des Prinzen Potemkin im Türkenkriege aus, vermählte sich mit einer Gräfin Stroganoff und nahm den Abschied als Oberst. Warmer Freund der Naturkunde und der Künste, und voll Eifer, die Cultur in seinem Vaterlande mehr und mehr zu verbreiten, unternahm er eine lange Reise nach Deutschland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und sendete mehrere seiner Bergleute und Eisenwerker nach Steiermark, um selbst geübte Lehrer und Verbesserer zu bilden. Jedem Russen ist es nun erlaubt, in seinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er nicht lucrative Plane mittelst eines Monopols, sondern die reinste Absicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment, und führte dasselbe so lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete sich hierauf abermals den Studien und der Verbesserung seiner Fabriken. Da der Universität von Moskwa alle naturhistorischen Schätze verbrannt worden, schenkte er derselben sein ausnehmend reiches Kabinet, während er seine Gemäldegallerie und Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eisenblöcke an den berühmten 4 eisernen Brücken in Petersburg (1813) sind aus seinen Fabriken und beweisen, wie weit diese Arbeiten in Rußland durch seine Sorge gediehen sind.

Demiurg, 1. so viel als Demagog (s. d. Art.); 2. Werkmeister, Künstler. So wird vorzüglich von den Alten der Weltschöpfer genannt.

Demokratie ist diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst (d. h. sämmtliche Bürger zusammengenommen) die höchste Gewalt ausübt. Es könnte dieses geschehen unmittelbar von sämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieses ist die reine oder absolute Demokratie, welche in der Möglichkeit ein Unding ist und in ihrem Entstehen zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterschied der

Befehlenden und Gehorchenden ganz zusammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Repräsentanten (repräsentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrschende Form der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemessen. Ihre Vorzüge bestehen in der großen und aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß sie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die möglichste Gleichheit derselben, durch die möglichste Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung und durch die Publicität der letzten mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Gesetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habsucht, geht diese Form zu Grunde. Ihre Nachtheile sind dann zunächst Factionsgeist im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebner Gleichheit, Herrschaft der blinden, veränderlichen Volksgunst und des Neides über das Verdienst, und leidenschaftliche Zügellosigkeit in der Beherrschung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beschlüsse, daher Schwäche nach außen; so geht die Demokratie unaufhaltsam in Aristokratie oder Despotie unter, indem die Repräsentanten allmählig Aristokraten werden, oder ein einziger Ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit gediehen die Demokratien nicht.

Demokrit, berühmter Philosoph der atomistischen oder neuern eleatischen Schule, aus der im Alterthum berüchtigten Stadt Abdera gebürtig, lebte um die 72ste Olympiade (geb. gegen 494 vor Chr. Geb.). Xerxes, bei dem Demokrits Vater in Gunst stand, ließ, als er wieder nach Asien zurückging, einige Magier und Chaldäer bei ihm, welche den Jüngling in ihre Geheimnisse einweihten, und dadurch die erste Neigung zur Philosophie in ihm erweckten. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Aegypten, wo er die Geometrie studirte, und besuchte vielleicht noch einige andere Länder, um seine Kenntnisse von der Natur zu erweitern. Unter den griechischen Philosophen genoß er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt wurde. Aber aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entsagte er diesem Amte und zog sich in die Einsamkeit zurück, sich allein den philosophischen Studien zu widmen. Wir übergehen die vielen Mährchen, welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beständig über die Thorheiten der Menschen gelacht habe, weßhalb man ihn als Gegenstück des Heraklit angesehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darstellung seiner philosophischen Meinungen. In seinem Systeme hat er die mechanische Erklärungsart der Natur seines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entstehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer Körperchen (Atomen), die sich durch Figur, Lage und Ordnung von einander unterschieden, und durch ihre Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zusammengesetzt würden. So entstand das Universum durch Zufall, ohne Beihülfe einer ersten Ursache. Die Ewigkeit der Atomen (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit sich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorstellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weise. Wenn Körper auch unendlich theilbar sind, so muß man doch zugeben, daß die Theilung müsse wahrgenommen werden können. Nach geschehener Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im ersten Falle wäre

Digitized by Google

die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zusammensetzung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre nichts übrig, so müsse die Körperwelt auch nichts seyn; also müssen einfache Körper (Atomen) existiren. Aus seiner Behauptung von dem ewigen Wechsel des Scheidens und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahllose Welten gebe, welche bald entstanden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterschied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Bestandtheile, und ihre Verschiedenheit rührt bloß her von der Verschiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding besteht. Diese Verschiedenheit bei den Atomen ist unendlich, so wie ihre Anzahl, daher auch die Verschiedenheit der Dinge selbst unendlich groß ist. Alles Wirken und Leiden ist Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer besteht nach ihm aus thätigen leichten Kügelchen, und dehnt sich wie eine helle Einfassung um die Erde. Die Luft wird durch das beständige Aufsteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung gesetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in seinem Schooße gebildeten Gestirne mit sich fortführt. Unter seinen psychologischen Lehren verdienen folgende Erwähnung. Die Seele besteht, in sofern sie bewegende Kraft ist, aus Feueratomen; aber da sie auch die übrigen Elemente erkennt, und doch nur durch das ihm Gleiche Etwas erkannt werden kann, so muß sie auch aus den übrigen Elementen zusammengesetzt seyn. Das Gefühl ist der Grundsinn und unter allen der untrüglichste. Es nimmt die Dinge am meisten nach ihrer objectiven Beschaffenheit wahr; denn nur das kann objectiv wahr an den Dingen seyn, was den Atomen selbst zukommt, und dieß erfahren wir am sichersten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und sind also weniger zuverlässig. Die Aeußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verschiedene Zusammensetzung der Atomen in den Sinnorganen, theils durch die verschiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge ist, seiner Natur nach, aus Wasser geformt. Wenn wir sehen, so sondern sich von den äußern Körpern Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander, und verursacht ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die strömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verursachen das Gehör. Auf ähnliche Weise entstehen die Empfindungen des Geschmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenstände gelangen durch dasselbe zur Seele, und erwecken die Vorstellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorstellungen zur Seele gelangen, so hört die Thätigkeit derselben auf, wie im Schlafe. Träume erklärte er so: dem Wesen des Wassers und der Luft, und den elementarischen Bestandtheilen des Auges und Gehörs gemäß, dauern die Bewegungen dieser beiden Sinnorgane nach verschwundenem Eindrucke noch fort, und werden wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen. Die Sinnenkenntniß ist dunkel, trüglich und stellt bloß Bewegungen der äußern Körper dar; die subjectiven Affectionen sind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunfterkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverlässigkeit und Evidenz, ob sie gleich auch nicht ohne Zweifel ist. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnete Demokrit, da er sie auch aus Atomen zusammensetzte. Er

unterschied sie in zwei Theile: in den vernünftigen, der seinen Sitz in der Brust hat, und in den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt ist. Beide aber machen nur Ein Wesen aus. Sein practisches Princip ist Wohlseyn durch Gleichmuth. Von seinen physischen und astronomischen Ideen sind folgende zu merken. Sonne und Mond ließ er aus glatten Atomen bestehen, die in einem Wirbel herumgetrieben werden. Der Mond war ihm eine feurige Scheibe, übrigens der Erde ähnlich, mit Bergen und Thälern versehen und bewohnt. Die Milchstraße erklärte er für eine Menge kleiner Sterne. Die Ordnung der Sterne nach ihrer Höhe war folgende. Erst kamen die Fixsterne, dann die Planeten, dann die Sonne, dann der Morgenstern, dann der Mond. Alle Sterne bewegen sich von Abend gegen Morgen. Die Cometen sind nichts anders, als zwei Planeten, welche nahe bei einander stehen und daher ein einziger Stern zu seyn scheinen. Nach ihrer Trennung glänzen sie am Himmel noch fort und zeigen sich uns als bisher noch unbekannte Gestirne. Die Erde hatte wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit anfänglich eine schwankende Bewegung, bis sie mehr Dichtigkeit und Festigkeit bekam und nach und nach stille stand. Sie ist eine breite, in der Mitte hohle Scheibe und wird von der unter ihr eingeschlossenen Luft getragen. Weil aber diese gegen Mittag zu dünner ist, so hängt auch die Scheibe nach dieser Seite zu. Das Meer nimmt beständig ab und wird einmal ganz austrocknen. Der Mensch ist aus Wasser und Schlamm entstanden. Auch die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in sein System. Auch sie waren aus Atomen entstanden und vergänglich, wie alles Uebrige. Demokrit soll sehr viel geschrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gekommen ist. Er verdient unstreitig den ersten Platz unter den Naturforschern, welche die Wirkungen auf die Ursachen zurückgeführt haben. Er starb um 370 vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Nachfolger wurden von Epikur verdrängt.

Demonstration bedeutet in der Kriegssprache eine Bewegung gegen einen Ort, ein Manöver, welches man macht, um den Feind irre zu leiten und seinen wahren Plan zu verbergen. In der Philosophie nennt man Demonstration einen strengen oder eigentlich logischen Beweis, d. h. einen solchen, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andere, wie Kant, nennen nur den mathematischen Beweis also, d. i. die Bezeugung eines Urtheils aus der Anschauung, und nennen demonstriren, das Object einer Erkenntniß in der Anschauung nachweisen.

Demontiren kommt in mancherlei Sinnverwandtschaften vor. So heißt es, die Wälle und Brustwehren einer Verschanzung oder Festung zerschießen; das Geschütz durch Zerschießen der Lafetten und Räder unbrauchbar machen; auch, wenn man nach beendigtem Kriege die Kanonen, Bombenpöller auf den Wällen von den Lafetten und Schleifen abnimmt, heißt dies, das Geschütz demontiren. Im weitern Sinne heißt es auch, die Montur abnehmen, einem Reiter sein Pferd abnehmen, ihn absitzen lassen. Demontir-Batterien sind solche, deren eigentliche Bestimmung ist, die Brustwehren der Festungswerke herabzuwerfen und das feindliche Geschütz zu Grunde zu richten. Sie theilen sich ihrer Bestimmung nach in Ricochet-Batterien und in Demontir-Batterien mit voller Ladung. Letztere setzt man entweder schräg gegen die zu beschießende Face-en-écharpe, oder ihr gerade gegenüber; muß aber hier allezeit die Brustwehr

abkämmen (herabwerfen), und das Geschütz zu demontiren. Dies scheint zwar die Wirkung der Demontir-Batterien um etwas hinauszuschieben; wenn man jedoch bedenkt, daß zu dem Ricochetiren eines Wallganges eine über allen Vergleich größere Genauigkeit der Schüsse erfordert wird, so wird man gewiß in den meisten Fällen die geraden Schüsse den Ricochetschüssen vorziehen. Die Wirkung der Demontir-Batterien hängt vorzüglich von ihrer gehörigen Entfernung und von dem richtigen Gebrauche des Geschützes ab. Man wird nie auf ein sicheres Treffen rechnen können, wenn man sich über 6 bis 800 Schritte von dem zu beschießenden Gegenstande entfernt befindet; auch werden die Schüsse durch eine größere Entfernung einen Theil der Kraft verlieren, die ihnen unentbehrlich ist, um tief in die Erdbrustwehr einzudringen und diese um so eher herabzuwerfen. Man beschießt sie zu dem Ende Fuß für Fuß, indem man alles Geschütz auf einen Punkt richtet; denn nur durch die vereinigte Wirkung mehrerer Geschütze läßt sich etwas Entscheidendes ausrichten.

Demosthenes, der berühmteste Redner des Alterthums, stammte aus einer angesehenen Familie zu Athen. Er war im Jahr 375 vor Chr. zu Päanium, einem Flecken in Attica, geboren. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn seine Vormünder bringen wollten. Er aber führte, ob er gleich erst siebzehn Jahr alt war, selbst den Prozeß gegen sie, und gewann ihn glücklich. Die Beredtsamkeit und Philosophie zu studiren, besuchte er die Schule des Kallistratus, des Isäus, Isocrates und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hindernisse in den Weg gelegt. Er hatte nicht nur eine sehr schwache Brust, sondern konnte auch das R gar nicht aussprechen, welche Naturmängel er durch die höchsten Anstrengungen zu besiegen strebte. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauspielers Satyrus kleine Kiesel in den Mund nahm und so mehrere Verse hinter einander, selbst auf den beschwerlichsten und steilsten Wegen, laut declamirte. Um seine Stimme zu verstärken, ging er an den Meeresstrand zur Zeit, wo die Wogen in Aufruhr waren, und übte sich daselbst im starken Sprechen. Dann verschloß er sich ganze Monate in einem unterirdischen Gemach, und ließ sich den Kopf scheeren, um durchaus nicht ausgehen zu können. Hier, bei dem Scheine einer Lampe, schrieb er seine meisterhaften Reden, von denen seine Neider sagten, daß sie nach Oel röchen, welchen aber die Nachwelt den ersten Platz unter den Werken der Beredtsamkeit angewiesen hat; Reden, in denen er den thörichten Wünschen der Menge laut widersprach und die Athenienser wegen ihrer Fehler offen tadelte, und sie zu Muth, Ehrgefühl und Patriotismus entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte seinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er selbst beseelt war. Die erste dieser, unter dem Namen der Philippischen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp sich des Passes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, sogleich eine Flotte und eine Armee auszurüsten, den Krieg daselbst anzufangen, den Schauplatz desselben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entscheidenden Sieg zu enden. Die Athenienser gaben ihm zwar Beifall und billigten seine Plane, allein sie führten sie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens wohl kannte, rieth unabläßig zum Frieden. Demosthenes ging inzwischen zweimal als Gesandter an den Hof Philipps, ohne in seinen Unterhandlungen glücklich zu seyn. Jedesmal rieth er

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

bei seiner Rückkehr zum Kriege, und suchte nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich, als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis eingedrungen, und sich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksschluß, sogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüsten, das Heer nach Eleusis zu führen und Gesandte an alle Städte Griechenlands zu schicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war selbst unter den Gesandten und bewog die Thebaner, ein athenisches Heer in ihren Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, zeigte er in Böotien. Sein Eifer brachte eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zusammen; bei Chäronea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden besiegt. Demosthenes, der selber mitfocht, war unter den ersten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Aeschines, sein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deswegen anzugreifen. Dieser Streit zwischen beiden Rednern war der Gegenstand der Rede pro corona, welche Demosthenes Triumph war, und seinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demosthenes, daß Athen jetzt leichter seine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders schreckliche Rache an Theben setzte die Athenienser so in Schrecken, daß sie bald um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen, daß ihm Demosthenes und einige andere Redner ausgeliefert würden, abzustehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr, als die athenischen Heere. Für seine Bestechlichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er sie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Aegina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der Krieg mit Antipater seinen Anfang. Demosthenes zeigte sich wieder öffentlich, und suchte die kleinen griechischen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienser riefen ihn ehrenvoll zurück. Als aber der Krieg sich unglücklich wandte, und Antipater auf seine Auslieferung bestand, entfloh er aufs neue und nahm seine Zuflucht in den Tempel des Neptun auf der Insel Calaurea. Aber auch hier sah er sich nicht sicher und nahm Gift, das er immer bei sich trug. Er starb (315 vor Chr. Geb.) 62 Jahr alt. Sein Charakter ist durch Ehrgeiz und Habsucht befleckt. Cicero erklärte ihn für den vollkommensten aller Redner. Immer sprach er, wie es die Umstände, die Zeiten und die Zuhörer erforderten; bald war er sanft, bald heftig; bald erhaben; seine Action war seinen Worten angemessen und riß unwiderstehlich hin. Die griechische Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Ueberzeugungskraft, Scharfsinn und Feinheit in Auffindung und Aufstellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache übertraf er alle seine Vorgänger. Alles ist in seinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müssig; überall herrscht das schönste Ebenmaß. Nur dadurch ist der große Einfluß dieses Mannes auf seine Zeitgenossen zu erklären. Wir besitzen unter seinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und sechs Briefe, einige sind unächt. Die correcteste Ausgabe der Reden ist die Pariser vom Jahr 1572 in Fol., griechisch mit Ulpians Commentaren. Die erste Ausgabe sämmtlicher

Digitized by Google

Werke lieferte Hieronimus Wolf, gr. und lat. Basel. 1549, wiederholt 1592 und Frankfurt 1604 in Folio. Auch finden sich die Reden in Reiske's Ausgabe der griechischen Redner. Eine treffliche Uebersetzung der drei olynthischen Reden ins Deutsche führt den Titel: Demosthenes Staatsreden, übersetzt und mit vielen Anmerkungen von Fr. Jakobs. Lpz. 1805.

Demoustier (Charles-Albert), ein auch in Deutschland sehr bekannt gewordener franz. Dichter, war zu Villers-Cotterets den 11ten März 1760 geboren. Frühzeitig zeichnete er sich durch große Fortschritte in den Wissenschaften aus, und übte Anfangs mit Erfolg das Geschäft eines Advocaten, das er aber bald wieder aufgab, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er schrieb nun Schauspiele, Opern und Gedichte. Sie sind voller Witz, der freilich oft gesucht ist. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (auch ins Deutsche übersetzt von Moritz-Jänkendorf), für den oberflächlichen Dilettantismus berechnet, haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Affectation und das vorwerfen, was man im Französischen Style de madrigal nennt; allein sie sind mit so viel Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschrieben, daß sie doch eine höchst anziehende Lectüre gewähren. Von seinen Schauspielen sind le Conciliateur, les Femmes und le Tolérant diejenigen, welche sich auf dem Theater erhalten haben. Er starb den 2ten März 1801.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche Anfangs zehn Aß (daher der Name) betrug; nach unserm Gelde wird sie gewöhnlich auf 3 bis 5 sächs. Groschen gesetzt. Ein Goldden ar betrug an Werth ungefähr 6 Thl. Denaro ist eine italienische Kupfermünze (französisch Denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Dendriten sind baumartige Zeichnungen von verschiedener Gestalt, die man häufig auf Kalksteinen, größern und kleinern Mergelstücken ꝛc. findet, oder vielmehr diese mergelartigen Steine selbst. Für Abdrücke von wirklichen Gewächsen darf man diese Zeichnungen nicht halten; eher können es Naturspiele seyn; man glaubt aber auch, daß sie vom Verwittern herrühren, weil der Stein, auf dem sich die Zeichnungen befinden, wie zerfressen ist. Die meisten metallischen Niederschläge nehmen eine solche Bildung an. Bisweilen findet man Dendriten, an welchen die Zeichnungen von Bäumen oder Gebüschen wie von Bleiglanz eingelegt scheinen. Manche, z. B. die florentinischen, nehmen durch das Schleifen eine gute Politur an, und man kann daraus allerlei Kunstwerke, z. B. Dosen ꝛc. verfertigen.

Dendrometer, Baummesser. Der vornehmste Gebrauch dieses Werkzeugs besteht im Messen der Länge und Dicke eines Baums; er stehe senkrecht oder schief, auf einer horizontalen Fläche oder in irgend einer sonstigen Lage, seine Gestalt mag regelmäßig oder unregelmäßig seyn. Verschiedene Arten desselben beschreibt Busch in seinem Handbuche der Erfindungen, 3 Thle. II. Abtheil.

Denham (John), der erste irländische Dichter, dessen Name, nach Bouterwek, in der englischen Poesie vorkommt, und vorzüglich in der beschreibenden Poesie ausgezeichnet ist. Er war geb. zu Dublin 1615, studirte auf der Universität Oxford die Rechte, schrieb zuerst eine Abhandlung über das Spiel (Essay upon gaming), dem er doch selbst leidenschaftlich anhing, übersetzte dann das zweite Buch der Aeneide, und machte sich durch eine Schrift: der Sophi (the Sophi), bekannt. Am berühmtesten machte er sich aber durch sein (1643 herausgegebenes) Gedicht Cooper's hill (Coopershügel), wo-

durch die Vorliebe der Engländer für diese poetische Landschafts- und Naturmalerei vorzüglich begründet wurde. Es empfiehlt sich durch geistreiche Eleganz und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber übrigens alle Mängel der beschreibenden Poesie. Er wurde auch von dem königlichen Hofe zu mehreren Geschäften gebraucht, und seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart nach der Restauration durch Würden und Aemter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnsinn. Nach seiner Genesung sang er die unter seinen übrigen poetischen Producten am meisten ausgezeichnete Elegie auf Cowley's Tod, welche von Einigen für sein schönstes Gedicht gehalten wird. Seine Werke erschienen zu London 1684. 8. und 1704, auch in den Sammlungen von Johnson und Anderson. Er starb 1668, und wurde in der Westminsterabtei neben Chaucer, Spencer und Gawley begraben

Denina (Giacomo Carlo), berühmter Literator und Geschichtschreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften, und erhielt die Professur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrstuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Professor derselben sowohl an dem Collegium, als an der Universität ernannt. Er ließ hierauf nach und nach die drei ersten Bände seiner Geschichte der italienischen Revolutionen (Turin 1769, 3 Vol. 4. eine Universalgeschichte Italiens enthaltend) erscheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er sich seiner Gesundheitsumstände wegen nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt später einen dringenden Ruf nach Preußen, reisete in September 1782 nach Berlin ab, wurde dem Könige durch den Marquis Lucchesini vorgestellt, und mit einem Platze in der dasigen Akademie nebst 1200 Thalern Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über dessen Leben und Regierung er auch nachher schrieb, so wie er auch la Prusse litteraire sous Frédéric II. (3 Vol.) schrieb, sprach mehrere Male mit ihm über seine Werke. Im Jahr 1791 machte er eine Reise nach Piemont, und ließ bei seiner Rückkunft nach Berlin seine Reisebeschreibung unter dem Titel: Guide littéraire, drucken. Schon früher (Turin 1760) erschien sein für die Literaturgeschichte wichtiges Werk Discorso sopra le vicende della letteratura 8. (deutsch von Volkmann, 3 Thle. Leipzig; auch ins Franz. übersetzt). Ueberhaupt hat er bei seinem Aufenthalte in Berlin seine meisten Werke geschrieben, so z. B. auch seine Geschichte Piemonts und der übrigen sardinischen Staaten (deutsch von Straß. 2 Thle. Berlin 1800 u. f. f.), seine Staats- und Gelehrtengeschichte Griechenlands (a. d. Ital. von Dau. 2 Theile), und seine brandenburgischen Briefe a. d. Ital. von Rode. 2 Hefte. Berlin 1787 u. f. f.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität Turin. Ehe er dieses Amt antrat, erschien sein Werk: Clef des langue ou observations etc., das er dem ersten Consul Bonaparte zueignete; er erhielt von diesem einen schmeichelhaften Brief und eine goldene Dose, welche ihm durch den Marschall Duroc in Berlin zugestellt wurden. Dieser Gunstbezeugung folgte bald der Antrag der Stelle des kaiserlichen Bibliothekars, worauf Denina sich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erschien sein historisch-statistisches Gemälde von Oberitalien. Die gelehrte Welt verlor ihn am 6ten December 1813.

Digitized by Google

Denis, oder Denys (Abtei von St.), eine durch vielfache Erinnerungen merkwürdige Kirche. Der Heilige, dem sie geweiht ist und dessen Namen sie führt (Dionysius), ausgesandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, starb durch Henkers Hand am Ende des 3ten Jahrhunderts. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die grausame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte sich seinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Christin, und erbaute auf seinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6ten Jahrhundert zu einer der blühendsten Abteien erwuchs. Noch steht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der ältesten christlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildnissen der ältesten Heiligen und der fränkischen Könige; das Innere der Kirche war groß und reich durch Geschenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunst; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehreren Königen des ersten und zweiten und alle Regenten des dritten Geschlechts von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt sind allen Heiligen und Königen am Eingange mit kunstvoller Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerstörung, und die Gewölbe sind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgerissen. Gerade in dem Augenblicke, den 16. Oct. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer tobenden Berathschlagung ward beschlossen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die sich noch sehr gut erhalten hatten, und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuschmelzen, wie denn auch, was sonst noch von Blei an der Kirche war (das ganze Dach z. B.), abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen ward. Seit Napoleons Decret vom 20sten Februar 1806 war St. Denis wieder zum Begräbnißorte der französischen Regentenfamilie bestimmt, und auf mannichfaltige Art neu geordnet und ausgeschmückt worden, doch so, daß die Insignien der neuen Regentendynastie und das große, goldumstrahlte N auf dem marmornen Altargestelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in schwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu seiner und seiner Gemahlin Ruhestätte bestimmt. Viele neuere französische Dichter haben diesen interessanten Ort besungen, z. B. Michaud in seinem sehr gelesenen le printems d'un proscript, Delille an mehreren Orten seiner l'imagination; auch widmete der gefühlvolle Chateaubriand dieser unglücklichen Abtei in seinem Génie du Christianisme ein eigenes Capitel. Ludwig XVIII. hat die Spuren der Napoleonischen Periode auch zu St. Denis wieder verwischen, was von den Gebeinen seiner Vorfahren aufzufinden war, besonders die Ueberreste Ludwigs XVI. und seiner Familie in die alte Gruft der Könige beisetzen und in die von ihm neu dotirte Abtei regulirte Canonici einziehen lassen, denen die Obhut der Gräber anvertraut ist. Diese Canonici von St. Denis führen als die vornehmsten in Frankreich den Titel Domherren, und bilden einen Convent, dessen jedesmaliger Abt Bischof ist.

Digitized by Google

Denis (Michael), geboren am 27sten Sept. 1729 zu Schärding am Inn in Bayern, gest. am 29. Sept. 1809 zu Wien, ein zu seiner Zeit geschätzter Dichter und berühmter Literator. Er war erster Custos der kaiserl. Bibliothek mit dem Titel eines wirklichen kaiserl. königl. Hofraths, und Ordensglied der ehemaligen Gesellschaft Jesu. Die Bücherliebhaberei seines Vaters, der ein Rechtsgelehrter war, war auch auf ihn bald übergegangen, und er widmete sich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgestattet, den Wissenschaften in dem Jesuiter-Gymnasium zu Passau (1747.) Schon in seinem 18ten Jahre trat er in den Orden und arbeitete für denselben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung desselben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Theresianum in Wien für die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Bücherkunde angestellt; sodann erhielt er auch die Aufsicht über die dem Theresianum angehörige, nachher nach Lemberg geschaffte, Garellische Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beschrieb (Wien 1780. 4.). Seine Wirksamkeit nahm durch die Aufhebung dieser Akademie eine andere Richtung, indem ihn, der jetzt schon kaiserl. königl. Rath war, Joseph II. zum zweiten Custos der Hofbibliothek ernannte. Erster Bibliothekar ward er 1791. In dieser Laufbahn hat Denis unendlich viel zur Veredlung des Geschmacks und der Muttersprache in Oesterreich und dem catholischen Deutschland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz aller Schwierigkeiten, welche Hierarchie und Bigotterie ihm entgegensetzten, das Bessere aus dem damaligen ketzerischen Boden Deutschlands in den noch verdüsterten Himmelsstrichen seines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eigenen Bearbeitung Gegenstände, bei denen der Geist mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte gestatten mögen, sich bewegen konnte. Als Dichter hat er indeß nur einen geringen Werth; das beweisen seine poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756, die er in der Folge von 1760 an fortsetzte, und noch mehr sein keineswegs glücklicher Versuch, den Ossian in sogenannten Herametern zu übersetzen, so wie seine eigenen, im Geschmacke des Ossian gedichteten Lieder. Verdienstlicher ist, was er für Bibliographie, Literärgeschichte und Bücherkunde that. Hieher gehört seine Einleitung in die Bücherkunde, sein Grundriß der Bibliographie und der Literärgeschichte.

Denken, 1. in seiner weitesten Bedeutung wird a) dem Vorstellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann: eines Dinges als Gegenstandes sich bewußt seyn, oder b) Vorstellungen verbinden, besonders mit deutlichem Bewußtseyn, dann unterscheidet man aber das Denken 2. im engern Sinne von dem sinnlichen Vorstellen, d. i. von dem Anschauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantasie, und versteht unter dem Denken das selbstthätige, nicht unmittelbar von außen angeregte Vorstellen des Geistes, dessen Zweck die Wahrheit ist, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verstand im Gegensatz der Sinnlichkeit), das Vermögen der selbstthätigen, nicht sinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Aeußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterscheidet man 3. im noch engern Sinne das Denken — (auch das formale logische Denken genannt) — von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken) und das Denkvermögen in diesem Sinne, oder den Verstand, von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, und versteht unter Denken

Digitized by Google

das Bewußtseyn oder Vorstellen des Allgemeinen, oder das Vorstellen durch Begriffe, unter Verstand das Vermögen, durch Begriffe vorzustellen und Begriffe zu verbinden. Daher gehört zu dem Denken das Begreifen und Bilden der Begriffe (Denken und Verstand im engsten Sinne), das Urtheilen (und sein Vermögen die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logischen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorstellung in Begriffe, erfolgt nach gewissen, in der Vernunft enthaltenen Gesetzen, die wir Denkgesetze (logische Gesetze) nennen, von denen die höchsten (oder Grundsätze) in dem Grundsatze der Identität (s. d. Art.) oder des Widerspruchs — der Entgegensetzung, oder des ausschließenden Dritten (exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz bestehen, und die Vorzüge des Denkens sind hiernach Einheit, Bestimmtheit und Zusammenhang. Die Verstandeserkenntniß (logische Erkenntniß) wird, weil sie und ihre Ueberzeugung erst mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zusammenhalten der Vorstellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entspringt, auch die mittelbare oder discursive (im Gegensatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verstand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abstrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken ist so verschieden, als die geistige Bildung der Menschen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das Denken in abstracto, oder das eigentliche reine, unvermischte, gemeine und das methodische (logische Denken), d. h. das nach den logischen Gesetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem die Logik Anleitung gibt; ferner das Denken in abstracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenständen, welche unter den Begriff gehören, absieht (abstrahirt), und das Allgemeine und Nothwendige derselben in Begriffe faßt — dieses nennt man daher auch den wissenschaftlichen Verstandesgebrauch, weil es die Wissenschaft an sich mit dem Nothwendigen und Allgemeinen zu thun hat — und das Denken in concreto, d. h. der nur in einzelnen Fällen gemachte Gebrauch der Begriffe — der populäre oder gemeine Verstandesgebrauch, weil man absichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beispiele den Begriff zum Bewußtseyn bringt), oder unwillkührlich bei unausgebildetem Verstande also denkt. T.

Denkfreiheit ist das Recht, in Ansehung des Urtheils über Wahr und Falsch seinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen. Sie ist theils innerlich, theils äußerlich. Die innere Denkfreiheit ist durchaus unbeschränkt, nach dem Grundsatze: Gedanken sind zollfrei. Aber die äußere Denkfreiheit, oder das Recht, seine Gedanken laut werden zu lassen, ist nothwendig gewissen Schranken unterworfen. Denn man mag seine Gedanken mündlich (durch Sprechen — worauf die Sprechfreiheit sich bezieht) oder schriftlich (durch Schreiben — worauf die Schreibfreiheit sich bezieht) äußern, so ist es möglich, daß dadurch die Rechte eines Andern gekränkt werden (z. B. durch Verbreitung von Verleumdungen, die den guten Namen und den davon abhangenden Credit des Andern schmälern), oder daß dadurch der Staat selbst gefährdet werde (z. B. durch Reden und Schriften, welche öffentliche Sittenlosigkeit, Aufruhr und dergl. unter dem Volke verbreiten könnten). Es ist also wohl keinem

Zweifel unterworfen, daß nicht alles, was man denkt, auch gesagt und geschrieben werden darf. Aber die Gränzlinien zu ziehen, innerhalb deren die Sprech- und Schreibfreiheit, als äußere Denkfreiheit, sich bewegen soll, ist eine schwierige (vielleicht noch von keinem Staate gehörig aufgelöſete) Aufgabe für die Gesetzgebungspolitik. Denn da der menschliche Geist bei seinem Denken an den Gebrauch der Worte, als Gedankenzeichen, gebunden ist, so ist das Sprechen und Schreiben ein nothwendiges Entwickelungsmittel des Denkvermögens, und folglich auch ein unentbehrliches Bildungsmittel für den menschlichen Geist. Es ist also leicht möglich, selbst die innere Denkfreiheit, als das heiligste Kleinod des menschlichen Geistes, zu hemmen, indem man ihm durch ängstliche Beschränkung des freien Gebrauchs der Gedankenreihen einen Theil des nöthigen Stoffs zur Uebung des Denkvermögens entzieht. Es ist daher immer besser, die Gränzen der äußern Denkfreiheit etwas zu weit als zu eng zu ziehen. Denn der Schade, der etwa durch Mißbrauch der äußern Denkfreiheit entstehen könnte, wird in den meisten Fällen durch eben diese Denkfreiheit wieder gut gemacht, indem die Natur auch hier mit dem Gifte zugleich das Gegengift gegeben hat. Die Denkfreiheit des Einen wird nämlich durch die des Andern um so leichter gezügelt, je mehr der Andere das Recht auf seiner Seite hat und als Vertheidiger der guten Sache auftritt, und richtig sagte ein Weiser: ein Volk, dem nicht verstattet ist zu sagen, was es denkt, wird sich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es sagen darf. So wird die Kraft gelähmt und die Lüge zur Natur. D.

Denkmale (Monumente), werden bald im weitern, bald im engern Sinne genommen. Im weitern versteht man darunter alles das vorzüglich Gegenstände menschlicher Kunst), was als Zeichen der Vergangenheit oder Vorwelt gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Wenn dann von Denkmalen des Alterthums geredet wird, so können es schriftliche, artistische oder mechanische seyn; denn Homer's Gedichte sind für uns eben sowohl ein Denkmal ihrer Zeit, als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend sind diese Denkmale alle, in sofern jeder gebildete Mensch an dem Alterthume überhaupt ein bedeutendes Interesse nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung, dessen die Gegenwart sich erfreut, ist das Resultat der Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung der Geschlechter, die vor uns diesen Planeten bewohnten. Alles Werden ist an das Vergangene geknüpft; ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zusammen, und darum sind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten so ehrwürdig und heilig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir sehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfassungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engern Sinne befaßt man unter Denkmalen bloß die artistischen (Kunstdenkmale), unter denen sich aber ein merkwürdiger Unterschied findet. Einige haben bloß in so fern Werth, als sie Denkmale im eigentlichen Sinne sind, d. h. in so fern sie dienen, das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten zu erhalten; andere hingegen haben außer diesem noch einen eigentlichen innern Werth, indem sie ohne jede andere Hinsicht als Werke der schönen Kunst gefallen. Wer die Denkmale des Alterthums in der ersten Hinsicht studirt, heißt Antiquar, Alterthumsforscher; wer sie in der letzten Hinsicht studirt, Archäolog, Forscher der schönen Kunst des Alterthums. Die Kunstdenkmale des

Alterthums nennt man auch wohl Antiken, zählt aber dann den Apollo von Belvedere und die Gruppe des Laocoon eben sowohl unter die Kunstdenkmale, als des Titus Triumphbogen. In dem eigentlichsten oder engsten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunst, deren Bestimmung es ist, das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern, wobei man also das Vergangne denken soll. Von ihnen ist hier allein die Rede. Bald verzieren sie öffentliche Plätze, Gärten u. s. w., und diese sind meist Denkmale der Begebenheiten, Ehrendenkmale; bald sind sie Denkmale der Personen; sie stehen einsamer und anspruchloser an der stillen Stätte, wo wir die theuren Ueberreste geliebter Personen der Erde wiedergaben, Trauermonumente, Grabmäler. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom ersten rohen Versuche der Kunst bis zur reinsten Vollendung. Die ältesten, die wir kennen, sind die Obelisken und Pyramiden Aegyptens, und mit diesen vielleicht gleich die persischen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Persepolis bestaunen. Ehrfurcht gebieten diese Denkmale durch ihre ungeheure Größe und ihre erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht selbst von den Griechen nicht erreicht, denen aber auch hier der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Zahl der Ehrendenkmale größer, als in Griechenland, wo man den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen und andern verdienstvollen Männern welche errichtete, oft aber auch an Unwürdige schmeichelnd verschwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denksäulen. Auf dem Isthmus zu Corinth standen bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den isthmischen, in dem heiligen Haine Altis in Olympia die der Sieger in den olympischen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Oefters errichtete man aber auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinsicht auf Form, Schmuck und Pracht sehr verschieden waren. Unter ihnen zeichnen sich die choragischen Monumente in Athen aus, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die als Choragen in den theatralischen und musikalischen Spielen, welche in den Theatern und Odeen gehalten wurden, den Preis erhalten hatten. Bei diesen Spielen war es in Athen gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften der Stadt einen Choragus erwählte, der auf seine Unkosten die Aufsicht und Anordnung dieser Spiele übernahm. Jeder suchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeiniglich von der Hand großer Künstler, als Preis, welcher für sein ganzes Geschlecht ehrenvoll war. Dieser Preis wurde öffentlich aufgestellt, wozu entweder kleine Gebäude oder nur einzelne Säulen errichtet wurden, die den Dreifuß trugen und in Aufschriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Begreiflich, daß es solcher Monumente viele gab, und es war ihnen zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußstraße (Tripodes). Einige derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Das prächtigste von allen und mit dem meisten Schmuck versehene ist das choragische Monument des Lysikrates, gewöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt; nächst diesem das Monument des Thrasyllus und Thrasykles und einige Säulen. Die Römer, als sie mit den Griechen in der Kunst zu wetteifern suchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmalen nicht zurück. Eine Gattung derselben ist ihnen ganz eigen,

die Triumphbogen, von denen in einem eigenen Artikel gehandelt wird. Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erst späterhin als schöne Kunstwerke sich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle selbst, wo die Asche des Verstorbenen war, eigentliche Grabmale, oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Asche des Verstorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beiden Arten sah man welche in den Städten, in der Nähe derselben und an den Landstraßen hin, welche dadurch eine Zierde erhielten, die zugleich belehrend und unterhaltend war. Der rohe Stein verwandelte sich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem steinernen Grunde zwei kleine Säulen, bedeckte sie mit einem Giebel, verzierte den Raum dazwischen mit den Bildnissen des Verstorbenen, Inschriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man sah bald kleine Gebäude, die das Ansehen eines Tempels hatten, und stieg auch endlich hier zur höchsten Pracht. Das neue Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweisen, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr, als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit sich bringt, da jene durch Privat-, diese durch öffentliches Interesse errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptsächlich in den Hauptstädten, und viele derselben sind beschrieben und abgebildet in Sturms architektonischen Reiseanmerkungen. Eine ziemlich gute Compilation gab der Abbé de Lubersac in seinem Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples (Par. 1776. Fol.). Mehrere dieser Monumente Frankreichs hat Millin in seinen Antiquités nationales abbilden lassen. Frankreich ist jetzt wohl überhaupt das Land, wo die Künstler am meisten in dieser Art beschäftigt werden. Der Künstler hat dabei die Wahl unter den mannichfaltigsten Formen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privattugend; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen soll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkstein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel selbst vielen Spielraum hat, stehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künstler meist durch Uebermaß; sie überladen, und bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck schwächt, den sie doch verstärken wollten.

Denkmünzen, die Gewohnheit, Münzen zur Erinnerung an gewisse Begebenheiten und Ereignisse zu gebrauchen, ist eben so alt, als natürlich. Als Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unserer Zeit sind mehrere bei den verbündeten Heeren gestiftet worden. Zuerst verordnete Alexander, daß alle russische Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine silberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen sollten; der König von Preußen bestimmte unterm 24sten Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für diejenigen, welche während dieses Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten und tadellos gedient hätten; sie ist aus dem Metall eroberter Geschütze gegossen (wie solches die Randschrift besagt), hat auf der Vorderseite unter des Königs Namenszuge die Inschrift: Preußens tapfern Kriegern, und die Umschrift: Gott war mit uns, ihm sey die Ehre; die Rückseite enthält ein Kreuz, in welchem von Lorbeeren und Eichenblättern umgeben die Jahrszahl 1813, 1814, 1813/14 oder 1815

nach Maaßgabe der Theilnahme an einem dieser Feldzüge steht. Sie wird an einem orangen Bande mit schwarz und weißer Einfassung getragen. Oesterreich bestimmte für seine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall eroberter Geschütze gegossenes Denkzeichen in Kreuzform; diesem Beispiele folgten Baiern, die Herzöge von Sachsen, mehrere andere deutsche Fürsten und die Hanseestädte. Neuerlich ist noch in Preußen eine Denkmünze aus Gußeisen in ovaler Form für die dem Heere gefolgten Nicht-Combattanten bestimmt worden, welche, vom Staats-Canzler an, jeder erhält, welcher die Armee vermöge seines Berufs, aber nicht als fechtender Soldat, ins Feld begleitete. — Eine besondere Art der Denkmünzen sind Ehrenmedaillen. S. Medaillen und Münzkunde.

Denkschriften (Mémoires, pro memoria), sind 1. eine Art von Staatsschriften, und 2. eine Art historischer Schriften oder wissenschaftlicher Berichte. Von ihnen s. den Art. Mémoire.

Denkwürdigkeiten, Gegenstände der Geschichte, welche der Erinnerung und Aufbewahrung zu allgemeiner Betrachtung der Nachwelt vorzüglich werth sind. Zu ihnen gehören auch die Denkmale (s. d. Art.) und interessante Begebenheiten und Züge aus dem Leben der Völker und ausgezeichneter Menschen, deren erzählende Darstellung (s. Memoiren) auch oft mit dem Namen Denkwürdigkeiten bezeichnet werden. Zu den leztern gehören schon aus der classischen Literatur Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates und Cäsars Commentarien. Nichts verdient aber wirklich diesen Namen, was nicht mit dem äußern Leben und den Schicksalen der Menschheit und der Völker, oder mit dem innern eigenthümlichen Geiste derselben oder einer bestimmten Zeit in einem so unmittelbaren Zusammenhange steht, daß es selbige auf vorzügliche Weise zu bestimmen oder zu charakterisiren vermag.

Denner 1. (Balthasar), ein berühmter Maler, 1685 zu Hamburg geboren, gestorben zu Rostock 1749, war ein unübertroffener Meister in der Portraitmalerei. Alle Fürsten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um sich von ihm malen zu lassen. Kaiser Carl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von diesem Künstler für 5875 Fl., und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüssel hatte. Denner malte noch ein Seitenstück von diesem Gemälde für denselben Fürsten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk von ihm ist. 2. (Johann Christ.), Erfinder der Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb., kam in seinem achten Jahre mit seinen Aeltern nach Nürnberg, wo er auch blieb und sich mit Verfertigung von blasenden Instrumenten, besonders Flöten, beschäftigte. Die Clarinette erfand er durch Verbesserung der Schalmeie. Er starb 1707.

Dennewitz (Schlacht bei), 6. Sept. 1813. Was dem Marschall Oudinot bei Groß-Beeren (s. d. Art.) nicht gelungen war, sollte Ney vollziehen und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden schien nämlich die Absicht zu haben, den 4. Sept. von Rabenstein aus mit dem russisch-schwedischen Heere nach Roßlau zu marschiren, um hier über die Elbe zu gehen. Ney zog daher das französische Heer in den Verschanzungen bei Teuchel und Tragun, vorwärts Wittenberg, zusammen. Entweder wollte er den Kronprinzen angreifen, oder — was er aber zu verbergen suchte — selbst über Berlin herfallen. In dieser Absicht rückte am 4. Nachmittags ein Theil seines Heeres gegen Zahna vor. Hier stand der preußische Gen.

Maj. von Dobschütz. Dieser schlug mit Kosaken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage griff der Feind mit fünfmal stärkerer Macht Zahna und Seyda an. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußten, dort Dobschütz, hier das Corps des Generals von Tauenzien, nach Jüterbogk sich zurückziehen. Das feindliche Heer nahm jetzt seine Richtung gegen Jüterbogk; doch suchte Ney den Kronprinzen zu täuschen; und mehrere Berichte meldeten dem letztern, daß der Feind sich nach Torgau zöge. Der Kronprinz ließ sich aber nicht irre führen, sondern brach den 6. früh um 3 Uhr von Rabenstein auf, und ließ das Heer, nach einem Marsche von 2 Meilen, die Anhöhen von Lobessen besetzen, wo ihm General von Bülow, der das 3te preußische Armee-Corps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer auf Jüterbogk marschire. Sofort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die schwedische Armee marschirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Ihr folgten die Russen, deren Vorhut jedoch, unter Tschernitscheff und Woronzow, vor Wittenberg stehen blieb. Unterdessen hatte die Schlacht ihren Anfang genommen. Das 4te preußische Armeecorps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens suchte der Feind dasselbe aus seiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps seine Munition schon verschossen, kam Bülow heran. Seine Reiterei schlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölsdorf wankte der Sieg, bis Borstell die Franzosen aus dem Dorfe warf. So widerstanden im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen 80,000 Franzosen, Baiern, Würtembergern, Sachsen und Polen, die von Ney geführt, unter Oudinot, Bertrand, Regnier und Arrighi, mit 200 Kanonen auf ihre Stellung losstürmten. Jetzt rückte auch das russisch-schwedische Heer in Eilmärschen heran. Siebenzig russische und schwedische Bataillone bildeten, von 10,000 Mann Reiterei und 150 Kanonen unterstützt, mehrere Angriffssäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlauf 4000 Reiter unter Pahlen, nebst mehrern Batterien von Adlerkreuz und Cardell geführt, um einige Punkte zu schützen, gegen die der Feind seinen Hauptangriff richtete. Während sie den Feind aufhielten, rückten die Heersäulen unter Stedingk und Winzingerode vor. Dies entschied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein und brachte seine Züge in Unordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme nach Torgau sich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen gegen 5000 Gefangne, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9. Sept. die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Gesammtverlust der Franzosen über 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangne waren, 80 Kanonen und 400 Munitionswagen. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete, worunter 34 todte und 180 verwundete Officiere. Die Franzosen hatten vorzüglich die Sachsen, Würtemberger und Baiern ins Feuer getrieben. Den erstern schrieb Ney fälschlich den Verlust der Schlacht zu. Zum Heerführer der Würtemberger sagte der Chef des französischen Generalstabes: „Ihr müßt voran: denn es liegt uns daran, daß ihr alle todt geschlagen werdet, sonst werdet ihr ohnehin bald gegen uns fechten.“ Die baiersche Division aber war so zusammengeschmolzen, daß man aus dem Ueberreste nur eine Brigade bilden konnte. Nach diesem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch den General Thümen, Torgau durch den General

Unterhaltungsblatt für Freun

Nro 104 u. 105.*) Freitag

Biographische Skizze von Denon.

Wenn ein bedeutender Mann starb, fanden die Alten immer Erscheinungen am Himmel, die sie darauf auslegten. Denon's Tod ist durch kein besonderes Phänomen angedeutet worden, aber die Nachricht davon fiel wie ein kalter Nebel auf die literarische und wissenschaftliche Welt. Es gibt Menschen, die nie sterben sollten, so nützlich bringen sie ihre Tage zu, so ganz haben sie sich dem Vorsatz, stets Gutes zu thun, hingegeben. Von dieser seltnen Art Menschen war Denon. Geboren in einer kleinen Stadt Burgunds, aus einer angesehenen Familie, schon frühe bestimmt am Hofe zu glänzen, ward er zuerst Page, dann Kammerherr, hierauf Gesandtschaftssecretair. In letzter Eigenschaft begleitete er den Baron Talleyrand nach Neapel; als dieser seinen Bothschafter-Posten auf einige Zeit verließ, blieb Denon als Geschäftsträger zurück und zeigte bei verschiedenen Anlässen ein eben so überwiegendes Talent als tiefes Fassungsvermögen, versteckt unter unerschöpflichem Witz, so daß der geistreiche Hofmann dem verschlagenen Diplomaten die Bahn brach und zum Ziele half. Seine muntere Laune empfahl ihn allenthalben; da er aber das Lächerliche unter jedem Gewande aufzufinden wußte und nirgend schonte, so geschah es, daß Marie Caroline, Königin von Neapel, ihm ungnädig ward und er sich veranlaßt sah, seinen Aufenthalt in Venedig zu nehmen. Hier unter dem Namen Chevalier Denon bekannt geworden, führten ihn seine vortrefflichen Eigenschaften — Witz, Talent, feiner Gesellschaftston, gemüthliches Wesen, in seltnem Bund — bei der berühmten Madame Albrizzi ein, und er ward bald ihr erklärter Günstling, die Seele ihrer entzückenden Gesellschaftsparthien. Sie hat sein Bild mit den schmeichelnden Farben exaltirter italienischer Freundschaft entworfen. Denon hatte sich den schönen Künsten mit grenzenloser Leidenschaft gewidmet; seine Vormittage brachte er ausschließlich mit dem Studium derselben zu; vornemlich suchte er Meister im Zeichnen zu werden; gleichsam als habe er ein Vorgefühl gehabt, daß sein Geschick ihm einst vergönnen werde, dies Talent zu benutzen, um die Schätze des fernen Alterthums vor der zerstörenden Zeit und der barbarischen Hand der Unwissenheit zu retten, um

*) Zur Wiederherstellung der Ordnung, welche durch eine zwei-

viele Züge von Denon angewendet worden war. Theilnahme bei den ahrem und unverkennba- durch die Wüste. Diese seinen Anspruch auf ris hängt ein erschütt vernichtende Erfahrung ber, der vor Durst in die offenbar nach jener von war nach der Na denheit erlaubte ihm ation wurde Denon von Vorgang zu erzählen; telle bestätigt. Als aber hoffentlich das Bild sind die Kaiserrolle noch verschweige; wir wer hm, konnte Denon dem sehen, der des armen d warmen Dankgefühls hebt und der vertrock daher seine Anstellung Wassers einflößt, dien. Seitdem lebte er zu- übrig hatte. ger Muße. Seine Samm-

Denon kam mit der Woche offen, waren rück und bereitete n mde aus allen Ländern über die Reisen in Zeit ließ oft die Kunst- rend der Feldzüge der kommen waren, Gemälde dienst dieser großen Ä ten sieben Jahren seine Europa ist ihres Ru einem Werk über die Ge mit Recht sagen: We bis 400 Abbildungen ge so muß man gestehen, ihn, als es beinahe vol

Bonaparte belohn Gedanken der Heraus große Talente, inden 28. April, 74 Jahr al Museen ernannte. Glück munter. Sein Ver schlagen werden, dere beschützte das keimend nicht von Denon gutg er half mit Rath un daß die Sammlung d tende Künstler muntert schaft geprägten Meda n; Madame Jacquotot Welt an Schönheit üb rzellan von Niemand i als er zur Krönung rdankt ihm die Entwicke besuchte unter Denon Denon war so glückli Museum und die kai lieb gewann; sein To Gegenwart wurde da nden werden von Allen abgedruckt und ihm ur von seinen Kenntni seine Verwunderung, eines Charakters vernom gegen Denon, mit de ahl gehört die ganze g warum hast du es mir

B.

„Ich hätte nicht gewa ten, denn Sie erinn ch befunden haben, rzuthun, daß die

e in Frankfurt.

ng.)

ahre." — Pius VII. chuldigkeit und ich merhin das Buch.

Als nach der S andern rollte auf d der großen Armee auf aus unserer süßen N aus den eroberten K d uns an den Weg h erhielt Denon die Ob ht zu hoch auf den S dieses Werks. Die T nbach mit seinen Thü Muster genommen, ab d der Schiffbrücke mal der Bronze-Basrelie te freundlich vom Mai Schwierigkeiten und es artigen Punct bot d gab sich viele Mühe, er mit seinen zierlich bei alles Misfällige ve ier berührt der Fluß ihm; er hielt sich fü Weg und zeigt sich q Verfahrens. Ein wen e Offenbacher Wagen wiß unangenehm über ffbrücke herüber und d bald nachher fand, Mühe dem geval

Egypten
neuer B
Den
Feind je
als die
Grundsä
Democre
Partheie
dem Bei
hen. U
durchzuh
vollgülti
gnügte
ten; auc
kommen
engel zu
ängstlich
habe er
fürchten
fers, n
Kunst-
Wohnu
mals ge
störte, k
Denon,
diesem
Verkau
Unwisse
duen,
zu zieh
genständ
angekauf
berühmt
stigte il
ihm da
neuer
V
tion n
Schwe
er meh
zeichnet
den hä
sten E
Gleichr
gen Le
bares
thigen
malige R

Maj.
wiederl
griff de
Nach h
des Ge
feindlich
Ney d
dem letz
ließ sich
von Ra
2 Meil
Billow,
er werd
marschir
Flanke
schirte a
Russen,
vor Wit
Anfang
griff an.
ten Stell
tion scho
feindliche
Vorstell
ungleiche
temberger
not, Ber
Stellung
in Eilmä
bildeten,
mehrere A
ter unter
dell gefüh
nen Haup
ten die H
schied die
und bracht
Dahme na
Verwundet
fielen gege
Pulverwag
folgung vo
zosen über
Kanonen u
Todte und
ficiere. Di
und Baiern
den Verluf
sagte der
denn es lieg
werdet ihr
aber war so
eine Brigad
Wittenberg

Wobeser, und Magdeburg durch den General Puttlitz beobachten. Er selbst ging mit dem Heere bei Roßlau über die Elbe, und vereinigte sich im Anfange des Octobers bei Halle mit Blücher.

Denon (Vivant), ein berühmter französischer Archäolog unserer Zeit, und lange Aufseher über alle Kunstsammlungen in Paris. Er ergriff die Gelegenheit, die Denkmale Aegyptens kennen zu lernen, mit Eifer, und begleitete Bonaparte auf seiner Expedition nach Aegypten. Hier wurde er in seinen Untersuchungen und Excursen vorzüglich durch den edlen Kunstfreund, General Dessair, unterstützt, und benutzte jede Gelegenheit, unter dem Schutze der Division, welche in die Gegend von Cairo bestimmt war, seine Untersuchungen anzustellen. Die Resultate derselben, die er in seinem Prachtwerke: Voyages en Egypte (Paris 1800 u. 1807, gr. Fol.), welches er Napoleon dedicirte, niedergelegt hat, gehören zu den wenigen bleibenden und erfreulichen Folgen jener Expedition. Nachher begleitete Denon die franz. Heere auch in die eroberten Städte nach Deutschland, mit dem Auftrage, die Kunstgegenstände zu bestimmen und auszuwählen, welche in die prächtigen, mit Uebermuth angelegten Kunstsammlungen nach Paris wandern mußten, und überall hat er sich dieses Auftrages nicht ohne Geschicklichkeit und mit Kunst und Eifer, aber auch oft mit unedler Schonungslosigkeit entledigt. Nach der glorreichen zweiten Einnahme von Paris (im Jahr 1815) hatte Denon die tiefe Kränkung, diesen ganzen köstlichen Raub an die rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben oder von ihnen zurückgenommen zu sehen. Er legte sein Amt als Director des Museums nieder, das Quatremere de Quincy an seiner Statt erhielt. † 28 April 1825.

Departement. Dieses aus der französischen Sprache in den deutschen Sprachgebrauch übertragene Wort heißt eigentlich, die Vertheilung einer Sache auf Mehrere; so sagt man im Französischen: „le département des tailles, des quartiers etc.“ d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär ꝛc. Hiervon ist der zweite Begriff abgeleitet: Geschäftsbezirk, das Fach, die Behörde; hiernächst: der Landkreis, der Amtsbezirk (eine besondere Abtheilung des Landes). In diesem Sinne hat dieß Wort einen Hauptrang in der neuen Statistik erhalten, als die Revolution Frankreichs auch eine neue Territorial-Eintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige in Provinzen abgeschafft und eine neue in Departements eingeführt wurde, welche 1. auf die Menschenzahl, 2. auf den Flächeninhalt und 3. nach den directen Contributionen berechnet ward. Der Beschluß hierzu wurde am 4. Nov. 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyes entwarf den Plan dazu, mit der besondern Rücksicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiste der Immunitäten ꝛc. entgegengewirkt werden sollte. Anfangs ward das ganze Reich in 83 Departemente eingetheilt, welche in der Folge durch die allmälichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, im Frieden von 1814 aber wieder auf 83 beschränkt wurden. (S. d. Art. Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Man hat diese Art der Territorial-Eintheilung in andern Staaten, wie z. B. in Baiern, Würtemberg und Baden nachgeahmt.

Dephlogistisiren hieß in der Stahlischen Chemie, einen Körper seines Brennbaren (Phlogistons) entweder ganz oder zum Theil berauben. Die neuere Chemie hat mit dem Phlogiston auch diesen Ausdruck aufgegeben.

Digitized by Google

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, heißt in der Terminologie der Elementartaktik die Bewegung, wenn die Züge einer geschlossenen Colonne, welche sich wegen des mangelnden Zwischenraums nicht durch schräges Herausziehen in Linie formiren können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit dem zu erreichenden Alignement parallel laufen, dem ihnen in der Frontalstellung bestimmten Platze nähern und dann durch rechts- oder linksum in denselben rücken. Indeß wird dieser Begriff nicht überall so streng festgehalten, und man nennt wohl auch — wenn wir nicht irren, in der französischen Armee — Entwickelungen geöffneter Colonnen, welche durch schräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployements. — Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlinie und daher oft nach gelungenen Bajonett-Attaquen, stets aber im Sturmschritt angewendet; da die schnelle Bildung und Entwickelung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartaktik ist, so muß auch das Deployiren aus allen Arten von Colonnen fleißig geübt und mit Präcision ausgeführt werden. — Bei der preußischen Armee ward es im Jahr 1748 eingeführt.

Deponens heißt in der lateinischen Sprachlehre ein Verbum oder Zeitwort, das die Form eines leidenden (Passivi), aber die Bedeutung eines wirkenden Zeitworts (Activi) hat z. B. hortor, precor. — Deposition ist die verwahrliche Niederlegung einer Sache bei einem Andern. Die gerichtliche Deposition einer schuldigen Summe oder Sache geschieht vom Schuldner in der Absicht, sich von seiner Verbindlichkeit zu befreien, und findet Statt, wenn der Gläubiger die Annahme der Zahlung widerrechtlich verweigert, oder wenn man an ihn nicht zahlen darf, oder wenn man sich ein Recht, dem die wirkliche Zahlung nachtheilig seyn würde, erhalten will (wenn der Gläubiger, an den der Schuldner auch eine, aber noch nicht compensable, Forderung hat, der Flucht verdächtig ist), oder endlich, wenn dem Schuldner, indem er ein Recht gegen den Gläubiger verfolgt, eine Einrede der Schuldforderung gemacht wird, welche dem Betriebe seiner Angelegenheit entgegensteht. Unkörperliche Sachen können niemals deponirt werden, wohl aber unbewegliche, vermöge der Quasideposition, indem man die unbewegliche Sache verläßt und der Verwahrung des Richters übergibt. — Der eine Sache verwahrlich niederlegt, heißt Deponent oder Depositor; der, bei dem sie niedergelegt wird, Depositär, der darüber gegebene Empfangschein Depositenschein, das Buch, in welches die Depositen eingeschrieben werden, Depositenbuch.

Deportation war schon bei den Römern eine (zuerst von August eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde wüste Gegend, gewöhnlich auf eine Insel, geschafft, sein Vermögen confiscirt und er selbst des römischen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in seiner Willkühr stand, unterschied diese Strafe eben von andern Verbannungsarten. Es war also keine neue Erfindung, als bei der Revolution in Frankreich, an die Stelle des sogenannten großen Scheermessers, diese Strafe beliebt wurde, so sehr man auch über den eigentlichen Urheber derselben gestritten, und bald dem Boulay, bald dem Bischof von Autun, bald dem Talot dies Verdienst zugeschrieben hat. Man wählte diese Verweisungen in fremde Länder, um, dem Scheine nach, Blut zu schonen, und desto sicherer das Vermögen der Reichen an sich reißen zu können. Anfangs wurden die Verurtheilten nach Cayenne oder Port-Marat (Port Dauphin) auf der

maliae R bald nachher fand, [illegible] Mühe dem geval

Insel Madagaskar gebracht; allein in der Folge räumte man sie oft aus dem Wege, ehe sie noch den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Es waren in dem untern Schiffsboden Fallthüren angebracht, mittelst welcher die Unglücklichen plötzlich ins Meer gestürzt wurden. Gegen Ende der Robespierrischen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigsten. Auch nach Wiederherstellung der königlichen Würde in Frankreich ist die Deportation gewöhnlich, und es sind noch im Jahr 1816 verschiedene Staatsverbrecher dazu verurtheilt worden. Die Deportation ist eine infamirende Strafe, und härter als lebenslängliche Gefangenschaft auf einer Festung, denn sie hat den sogenannten bürgerlichen Tod zur Folge. Der Deportirte verliert den Besitz seines Eigenthums, kann keine bürgerliche Handlung mehr verrichten, und seine Erben treten in den Besitz seines Vermögens und aller seiner Rechte eben so ein, als wenn er wirklich gestorben wäre.

Deposito-Banken sind Bank-Anstalten, bei welchen Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt hinterlegt werden zur sichern Aufbewahrung und Erleichterung des Handels. Ueber die hinterlegten Summen werden entweder von der Bank Scheine ausgehändigt, welche im Verkehr als Münze umlaufen können, oder die Bank gibt dafür bloß Credit auf ihre Bücher. Im letztern und zwar gewöhnlichsten Falle führt die Deposito-Bank den Namen Giro-Bank (s. d. Art.). Die Münze, welche bei allen Geschäften der Anstalt zum Grunde gelegt wird, ist der Regel nach eine bloß eingebildete Münze, welche Bankgeld (richtiger Bankmünze) heißt, zum Unterschiede der wirklich umlaufenden Metallmünze oder des Curantgeldes. Diese Bankmünze ist auf den Weltwerth der edlen Metalle gestützt, daher haben die Veränderungen des Münzfußes darauf gar keinen Einfluß; steht dieselbe im Curs besser, als die umlaufende Münze, so beruht dies einzig darin, daß der Ausmünzungsfuß nicht mit dem Metallwerthe übereinstimmt. Die erste Bank-Anstalt dieser Art entstand zu Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor Entdeckung der Umfahrt um die südliche Spitze Afrika's; die zweite zu Amsterdam im Jahre 1609 nach dem Plane der venezianischen; die dritte zu Hamburg im Jahr 1619, und die vierte zu Genua. Nach diesen Mustern errichtete auch Friedrich der Große im Jahre 1765 eine ähnliche Anstalt in Berlin, und bestimmte für sie eine besondere eingebildete Münze. Ein Pfund Banco wurde zu einem Viertel Friedrichsd'or, 35 auf die Mark, zu 31 Karat 9 Gran fein bestimmt, und 131 1/4 Thl. preuß. Curant sollten 100 Pfd. Banco ausmachen. Die Deposito-Bank muß zwar jedesmal den Preis bestimmen, in dem sie die Münzmetalle annimmt, aber sie muß dann den Preis ihrer eigenen Münze, d. h. des Credits, den sie auf die hinterlegten Summen gibt, lediglich dem freien Verkehr überlassen; dieser Preis wird sich ohnehin stets nach dem Marktpreise der Münzmetalle richten. Ursprünglich war dies anders; die Curantmünze gab der Bankmünze ihren Preis, oder vielmehr Bankmünze und Curantmünze waren Eins. Die Abweichungen vom Metallweltwerthe in der Ausmünzung haben den gewöhnlichen höhern Werth der Bankmünzen geschaffen; es kann jedoch auch geschehen, daß die Curantmünze einen höhern Preis hat als die Bankmünze, welcher Fall z. B. leicht eintritt, wenn die Sicherheit der Bank gefährdet ist. Die Vortheile, welche Deposito-Banken einem Staate gewähren, sind hauptsächlich folgende: 1) die in den Gewölben der Bank niedergelegten Waarschaften sind weder dem natürlichen Verderben durch Ab-

nutzung, noch dem künstlichen durch Kipper und Wipper ausgesetzt, zugleich aber gegen Diebstahl, Feuersgefahr und sonstige Zufälle mehr gesichert, als in den Wohnungen der Bürger. 2) Sie erleichtern den Verkehr, denn sie vermindern die Fracht und alle mit dem Tausche der Münzen und Metalle verbundenen Beschwerden, Kosten und Gefahren. 3) Sie geben dem Handel eine bestimmte Richtung im Waarenpreise, und hindern allen Betrug, so wie jede Uebervortheilung in den Münzberechnungen. In der Bankmünze nämlich erhält man eine feste Weltmünze, die überall ohne Schwierigkeit zum Werth- und Preismaßstabe gebraucht werden kann, und die zugleich den Handel gegen die Gefahren sichert, in welche ihn Münzveränderungen oder willkührliche Bestimmungen des Nennpreises der Münzen bringen können. Ein Mark Banco z. B. bei der Hamburger Bank enthält heute noch eben so viel reines Silber, als vor hundert und mehrern Jahren, während welcher Zeit sich der Münzfuß der übrigen umlaufenden Münze in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger verschlechtert hat, daher solche gegenwärtig gegen die Bankmünze Agio gibt. Diese Festigkeit der Bankmünze erleichtert ausnehmend die Geschäfte des Großhändlers, welcher seine Rechnung nach derselben macht, und jede curante oder umlaufende Münze auf Bankmünze reducirt. 4) Sie sind das sicherste Mittel, ohne allen Zwang das nachtheilige Eindringen fremder schlechter Münzsorten in den innern Umlauf zu verhüten, und können vielmehr dem inländischen Kaufmanne noch Vortheil dabei gewähren; derselbe erhält nämlich dadurch Gelegenheit, fremde Münze in der Bank zu hinterlegen, sich für ihren Weltwerth einstweilen Credit zu verschaffen und den Zeitpunkt abzuwarten, wo er diese Münze wieder mit Vortheil abzusetzen im Stande ist; gerade dies hat dem Amsterdamer Handel beträchtlichen Gewinn verschafft. — Alle diese Vortheile vermag indessen eine Deposito-Bank nur so lange zu gewähren, als sie in ihrer Reinheit erhalten wird; sobald, wie es leider häufig der Fall gewesen, fremdartige Geschäfte, namentlich die Geschäfte einer Leih-, Disconto- oder Zettelbank, mit ihr verbunden werden, verwandelt sich plötzlich ihre Natur, und jene Vortheile müssen großentheils von selbst wegfallen.. K. M.

Depot, in der Militairsprache 1. eine Niederlage von Kriegsbedürfnissen (z. B. Waffen-, Munitions- und Proviantdepot); 2. von Mannschaften und Regimentern der in den Standquartieren derselben zurückbleibende, zur Ergänzung oder Einübung der Recruten bestimmte Theil.

Derwisch, Derwysch, Dervis (aus dem Persischen, wörtlich: arm) ist in der Türkei die Benennung gewisser nach Ordensregeln lebender Geistlichen. Sie sind bei den Mohamedanern eben das, was bei den Christen die Mönche, suchen ihren Ruhm in Fasten und in der Beobachtung strenger Gebräuche und gottesdienstlicher Handlungen, und stehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöstern zusammen, zum Theil einzeln. Aus ihnen, so wie aus den Imans und Emirs, ebenfalls gottesdienstlichen Personen, werden die Priester gewählt. Sie haben allenthalben, selbst bei den Tafeln der Vornehmsten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Hindu führen diese Mönche den Namen Fakir.

Desaix de Voygoux (Louis Charles Antoine), geb. d. 17. Aug. 1768 auf dem Schlosse Vegou bei Riom in einer adeligen Familie, trat 1784 in das Regiment Bretagne Infanterie als Unter-Lieutenant, und fing während des Feldzugs 1793 im Elsaß an, seine militärischen

Digitized by Google

Talente zu entwickeln. Er trug hauptsächlich im December zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welchem er stand, zuerst eindrang. Nach einigen andern Vortheilen am Rheine im Jahre 1794 ging er zur Nordarmee unter Pichegru, und diente einige Zeit bei derselben mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee zurückberufen, ward er 1796 unter Moreau angestellt, dessen Siege er theilte. Moreau vertraute ihm im November das Commando des Brückenkopfs von Kehl an, der gleich lebhaft angegriffen und gleich tapfer vertheidigt wurde. Als die Zurüstung gegen Aegypten gerichtet ward, begleitete Desair Bonaparten (1797), hatte gleich an den ersten Siegen Antheil und wurde hierauf zur Eroberung und zum Gouvernement von Ober-Aegypten befehligt, wo er ohne Unterlaß gegen Murat Bey zu fechten hatte, der trotz seiner Niederlagen nicht nachließ, seinen Sieger unaufhörlich zu beunruhigen. Bonaparte eilte nach Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El-Arisch mit den Türken und Engländern, welchen Desair unterzeichnet hatte, konnte auch er sich einschiffen und zurückkehren. Bei seiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonaparte als erster Consul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen sey; er eilte zu ihm und erhielt das Commando der Reserve. Ein Drittheil der französischen Armee stand außer dem Gefechte, als Desair's Corps zu Marengo ankam (14. Juni 1800). Er bildete sogleich die Schlachtordnung, wendete sich zur Rechten auf San Stefano und schnitt dadurch den linken österreichischen Flügel ab. In diesem entscheidenden Augenblick aber fiel er von einer Kanonenkugel tödlich getroffen. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daselbst einbalsamirt, und in das Hospital auf dem St. Bernhard, auf den höchsten bewohnten Gipfel der Welt, gebracht, wo seinem Andenken ein Monument errichtet ist. (S. Bernhardsberg.) Desair vereinigte mit seiner Tapferkeit die strengste Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit; diese Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans.

Descartes (René), lat. Renatus Cartesius, ein in der Geschichte der Philosophie Epoche machender Selbstdenker und Reformator der Philosophie, mit welchem man oft die neuere Philosophie anfängt, zugleich der erste und einzige streng-systematische Philosoph der Franzosen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, gest. zu Stockholm 1650. Schon auf der Jesuiterschule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Astronomie studirte, zeigte sich sein Scharfsinn. Seine Geburt sowohl als seine Neigung machten, daß er sich zum Militair begab; er diente als Volontair bei der Belagerung von Rochelle und in Holland unter dem Prinzen Moriz. Während er in Holland die Waffen trug, war einst an den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beecmann; er lächelte über den jungen Officier, und ward sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöset hatte. Descartes verließ das Militair (1624), und widmete sich ganz den Wissenschaften, vorzüglich der Philosophie und Mathematik. Nachdem er viel gelesen, ohne dadurch zu sichern Resultaten zu gelangen, ging er auf Reisen, um seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Allein auch seine Wanderungen gaben ihm wenig reinen Gewinn für feste Grundsätze; und er kehrte zurück mit dem kühnen

Vorsatze, alle Systeme zu vergessen, und sich selbst, einzig von seiner Denkkraft geleitet, ein System zu schaffen. Er begab sich daher nach Holland, wo er seine meisten Schriften (von 1629 — 1649) umarbeitete, viele Schüler an sich zog, und daher in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Sein System, welches sehr berühmt ward, ist zwar voller Seltsamkeiten, und auf keinen Fall geeignet, ihm eine Stelle unter den Philosophen vom ersten Range zu sichern; allein da doch durchgehends der Geist des Selbstdenkens darin herrscht, so hat es viel dazu beigetragen, diesen Geist auch in Andern zu erwecken. Auch hat es auf Jahrhunderte dem philosophischen Geiste eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden wenige, in England und Deutschland viele Anhänger gefunden. In diesem strengdogmatischen System ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im Denken fand. Von diesem erst schloß er auf die Existenz des denkenden Wesens, nach dem Hauptsatze seines Systems: „ich denke, also bin ich" (cogito, ergo sum). Diesen neuen Rationalismus bildete er im Gegensatz des Empirismus der Engländer, und der Aristotelisch-scholastischen Philosophie, welche er lebhaft bestritt, mit vielem Scharfsinn aus, und wendete die strengsystematische (mathematische) Methode mit vieler Consequenz auf denselben an. Durch ihn verbreitete sich auch unter den Neuern das Vorurtheil sehr, als beruhe das Wesen der Philosophie und ihre Gewißheit auf Definitionen, Beweisen, und ihrer schulgerechten Anordnung. Das denkende Wesen, oder die Seele, ist den Körpern, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, wesentlich entgegengesetzt, durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unsterblichkeit hervorgeht, und Freiheit, welche der Seele zukommt, weil sie sich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht alles deutlich, in vielem ist sie dem Zweifel unterworfen, und in so fern nur eine unvollkommene, endliche Substanz. Diese eigene Unvollkommenheit führt auf die Annahme eines vollkommensten Wesens, zu dessen Vollkommenheit auch die Existenz gehört. (Er bediente sich also hier des sogenannten ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes (s. dies. Art.), dessen sich, nur auf andere Weise, früher schon Anselm von Canterbury bedient hatte; — daher auch der cartesianische Beweis). Die Idee eines absolutvollkommenen Wesens, welche er für eine angeborne Idee hielt, stellte er nun an die Spitze seines Systems, und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Gott ist der Urheber und Erhalter des unendlichen Urwesens in der Bewegung. Seine Untersuchungen erstreckten sich aber nur auf die theoretische Philosophie, namentlich Logik und Metaphysik, welche nicht genau geschieden wurden. Für die obersten Probleme der letztern hielt er die Substantialität und Causalität. Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat er manche Verdienste. Noch größere erwarb er sich um Mathematik und Physik. er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, bestimmte sie genauer und wies ihnen ihre Stelle im System an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analysis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik sind von ihm außerordentlich erweitert und ihre Methode vereinfacht worden. Er war es, der dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibnitz und Newton in diesen Wissenschaften machten, vorbereitete, so wie er selbst durch seinen rechnenden Scharfsinn manche

glückliche Entdeckungen in diesen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Bestimmung und Erläuterung des wahren Gesetzes der Strahlenbrechung bei. In der Cosmophysik war er weniger glücklich. Hier stellte er die sonderbare Hypothese von den himmlischen Wirbeln (Cartesianische Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätherischer, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Astronomie wirkte er sehr zur Verbreitung des Copernicanischen Systems. Seine Werke sind mehrmals einzeln und zusammen herausgekommen (z. B. Amsterdam 1692. 9 Vol.) Sein Leben haben Baille und Tepelius beschrieben. Vergl. seine Briefe, Buhle's Geschichte der neuern Philosophie B. 5. S. 1 und die Lobschriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebst Leibnitz in seinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwickelung des Geistes und über die Philosophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geschrieben, im ersten Theile seiner Original-Ideen ꝛc. Descartes liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er sich bereden, nach Stockholm zur Königin Christina (1649) zu gehen, die seinen gelehrten Umgang und Unterricht wünschte. Er fand seinen Tod in Stockholm (1650). Sein Körper blieb bis 1666 daselbst, in welchem Jahre er nach Paris gebracht, und in der Kirche der heiligen Génévière-Dumont von neuem begraben wurde. Descartes hatte sich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter Francisca, welche im fünften Jahre in seinen Armen starb. Er war untröstlich über diesen Tod, und gestand, daß er nie einen größern Schmerz empfunden habe. T.

Descension s. Absteigung.

Deserteur, Desertion. Ersteren Namen führt der Soldat, welcher ohne Urlaub und Ordre heimlich sein Regiment verläßt, und sein Verbrechen wird Desertion genannt. Dieses Verbrechen, welches immer mit Verletzung des Soldateneides verbunden ist, wird durch Umstände (z. B. wenn der Soldat von seinem Posten desertirt, zum Feinde übergeht), vergrößert oder vermindert, und hiernach auch seine Bestrafung. Auch heißt Desertion die heimliche Entweichung eines Weibes von ihrem Manne oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angestellten Prozeß (Desertionsprozeß) bewirken kann. In der Rechtssprache wird oft auch die Versäumniß Desertion genannt, z. B. Desertion des Beweises.

Deseze (Raymond), der berühmte Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, stammt aus einer alten Familie ab, und ist der Sohn eines sehr berühmten Parlamentsadvocaten in Bourdeaux, in welcher Stadt er auch 1750 geboren worden. Früh schon widmete er sich mit Neigung der Advocatur, und entwickelte dabei ungewöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure wurde er dem Minister de Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Sein Ruhm als gewandter und wohlberedter Advocat war schon gegründet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit voraussahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der eigentlichen Schutzschrift blieben ihm nur vier volle Nächte; die Tage verstrichen unter den Untersuchungen der Actenstücke und den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen. Deseze lieferte aber dessen ungeachtet in seiner Vertheidigungsschrift, jedoch nur als Advocat, ein Meisterstück, da er doch mehr als

Staatsmann hätte reden sollen. Daß der Erfolg seinen Bemühungen nicht entsprechen würde, war übrigens vorauszusehen. Er überlebte die Schreckensregierung. Nach der Zurückkehr der Bourbons wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum ersten Präsidenten des Cassationshofes und zum Großschatzmeister der königl. Orden ernannt. Im Jahr 1815 folgte er dem Hofe nach Gent, und wurde nach seiner Zurückkunft Pair von Frankreich und an Ducis Stelle Mitglied der Akademie.

Desgenettes (R. Dufriche) stammt aus einer edeln Familie in der Bretagne und ist geboren 1762. Er widmete sich schon früh dem Studium der Arzneiwissenschaft, und trat 1796 unter Bonaparte's Armee in Italien zum ersten Male als gerühmter Arzt auf; zog auch mit ihm 1799 nach Aegypten, wo er sich durch seine Freimüthigkeit nicht weniger, als durch die rastlose Bemühung und Aufopferung für das Wohl der Soldaten, besonders beim Ausbruch der Pest in Syrien, auszeichnete, und sich den schändlichen Unmenschlichkeiten des Feldherrn gegen die Kranken von Jaffa kräftigst widersetzte. Nach Bonaparte's Flucht blieb er im innigsten Verhältniß beim General Kleber zurück, mußte aber nach dessen Ermordung Aegypten verlassen, und die Direction des Hospitium von Val de Grace übernehmen. 1805 wurde er nach Spanien gesendet, um die Natur des verheerenden gelben Fiebers zu studiren, und machte dann als Medecin en chef alle Feldzüge Napoleons mit, bis er 1812 zu Wilna gefangen wurde. Vom Kaiser Alexander frei gelassen, eilte er nach Dresden, schloß sich dort wieder an die Armee an, und blieb in Torgau, bis die Rückkehr des Königs ihn nach Paris rief, und ihn mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion schmückte. Wir verdanken ihm viele höchst interessante Werke.

Deshoulières (Antoinette), geborne Du Ligier de Lagarde, lebte zu Paris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Gestalt verband sie ein vorzügliches Talent zu leichten gefälligen Gedichten, das sie unter Leitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie verstand lateinisch, italienisch und spanisch, und beschäftigte sich in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie viele anhaltende Krankheiten erdulden mußte, mit der Philosophie. Voltaire urtheilte, daß sie unter allen französischen Dichterinnen die meiste Aufmerksamkeit verdiene. Verschiedene gelehrte Gesellschaften rechneten sichs zur Ehre, sie zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, so wie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz, der nur selten einer süßen Schwermuth wich, sie zur Zierde der besten damaligen Gesellschaften machten. Aus einer uns unbekannten Ursache wurde sie im Februar des Jahres 1657 zu Brüssel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Officier, der Mittel ausfindig gemacht hatte, sich in ihr Gefängniß zu schleichen, glücklich befreit. Ihre Werke sind nebst denen ihrer Tochter, die sich gleichfalls mit der Poesie beschäftigte, am vollständigsten zu Paris im Jahre 1753 in zwei Bänden in 12. und zu Brüssel 1740 in zwei Bänden in 8. unter dem Titel: Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières erschienen. Sie enthalten 1. Idyllen, die noch immer zu den bessern der Franzosen gehören. Die schönste derselben, les Moutons, ist beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des im Jahre 1580 verstorbenen und fast vergessenen Antoine de Cotel genommen, und ihr gehört dabei nur das Verdienst, manche alte Wendung und manchen obsoleten Ausdruck ver-

Digitized by Google

wischt zu haben. 2. Oden, sämmtlich höchst mittelmäßig. 3. Ein Trauerspiel, Genserich. Auch zu dieser Dichtungsart hatte unsere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, zu ihren Moutons zurückzukehren. 4. Einige poetische Briefe. 5. Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche treffliche und feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprichwörtern geworden sind. Z. B.

On commence par être dupe,
On finit par être fripon,

und Nul n'est content de sa fortune,
Nul mécontent de son esprit.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß König Friedrich II. eine wenig bekannte Auswahl von ihren und Chaulieu's Gedichten hat drucken lassen. Sie führt den Titel: Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu, Berlin bei G. J. Decker, 1777.

Desmologie, die Bänder- und Flechsenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d. Art.).

Desmoulins (L. Camille), einer der Ersten, welche sich in den noch schönen Tagen der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar machten, war 1762 geboren. Er ward mit Robespierre und mehreren andern jungen Leuten, die nachher in der Revolution auftraten, erzogen. Sein Aeußeres war unedel, seine Gesichtsfarbe schwarz, und in seinem Blicke lag etwas Unglückdeutendes. Vom Anfange der Revolution verband er sich mit seinem ehemaligen Freunde Robespierre. Die nächtlichen Zusammenkünfte, die er damals zu Mousseaux mit dem Herzog von Orleans hatte, lassen schließen, daß er Anfangs nichts als der Agent dieses Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Schauplatze seines Bürgerapostolats. Man sah ihn daselbst unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Bastille vorbereiteten. Nach diesem ersten Triumphe ließ er sich ferner angelegen seyn, den Volksgeist zu erhitzen, bald durch seine Rede, bald durch seine Schriften, und nahm den Titel: Generalprocurator der Laterne an. In der Folge war er einer der Begründer des Clubbs der Cordeliers, verband sich seitdem aufs innigste mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anstifter der Versammlung des Marsfeldes. Er nahm bei dem Aufstande vom 20sten Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, seine Stelle wieder, und hauptsächlich that er sich den 10ten August hervor. Um diese Zeit ward er Secretär des Justizministers Danton und organisirte mit ihm die Septemberscenen. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent vertheidigte er den 16ten December den Herzog von Orleans; den 16ten Januar 1793 votirte er Ludwigs XVI. Tod. Seine Anhänglichkeit an Danton ward die Ursach seines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Regierungsausschusses, näherte sich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterstützt von den Anführern der Cordeliers, wollte sich diesem Ausschusse entgegenstellen, und Camille erhielt den Auftrag, den Angriff in seinem Journale, der alte Cordelier, anzufangen. Er erklärte sich darin gegen das Schreckenssystem und wagte sogar das Wort Milde (clémence). Mit diesem Worte war sein Tod unterschrieben. St. Just, den Ca-

mille ebenfalls in seinem Journale persiflirt hatte, bewirkte, daß dieser in der Nacht vom 31sten Mai 1794 nebst denen, welche man seine Mitschuldigen nannte, eingezogen wurde. Den 4ten Juni wurde er vor das Revolutionstribunal gebracht und zum Tode verurtheilt: „weil er das Revolutionssystem beschimpft habe und die Monarchie wieder herzustellen Willens gewesen sey.“ Den 5ten wurde er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatze geführt, er sträubte sich aus allen Kräften, den Karren zu besteigen. Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine schöne, muthige, geistreiche Frau, verlangte sein Schicksal zu theilen. Robespierre ließ sie zehn Tage nach ihm aufs Blutgerüst bringen. Sie zeigte während ihres Prozesses eine bewundernswürdige Ruhe, und starb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desorganisiren, einen Organismus, eine bestehende Ordnung aufheben, zerstören, die Handlung Desorganisation. Ueber den Sinn dieser Worte beim Magnetisiren siehe Magnetismus.

Despotismus. Der Charakter des Despotismus besteht in der Regierungsweise, vermöge deren ein Einzelner seinen unmotivirten Willen den Andern als höchstes Gesetz aufstellt, und spricht sich vollkommen in dem lateinischen Verse aus: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas. Man versteht darunter im engern Sinne jene Art der Alleinherrschaft, welche die von der Natur gesetzten Gränzen der Staatsgewalt überschreitet. Der gerechte Regent gesteht ein, daß er für den Staat, nicht dieser für ihn da ist; der Despot hingegen bedient sich desselben als bloßen Mittels zur Erreichung seiner willkürlichen Zwecke. Ursprünglich brauchte man die Worte Despot und Despotie im guten Sinn von einer unumschränkten Monarchie.

Dessalines, s. Hayti.

Dessau (Anhalt), eins von den drei noch bestehenden anhaltischen Fürstenthümern, welches bei der letzten Theilung im J. 1603 an Johann Georg kam (s. Anhalt.). Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der zerbster Lande mitgerechnet, jetzt 17. Q. M. mit 54000 Einwohnern. Die Abgaben schätzt man auf 510000 Gulden. Außerdem besitzt der Herzog noch einige Marktflecken, Dörfer und Landgüter unter preußischer Hoheit, deren Ertrag man auf 200000 Gulden anschlägt Das Militär beträgt 800 Mann. Seit 1807 führen die Fürsten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog ist Leopold Friedrich, geb. den 1sten Oct. 1794, welcher 1817, seinem Großvater Leopold Friedrich Franz folgte. Ueber das Leben und die Verdienste dieses letztgenannten preiswürdigen Regenten sehe man den Art. Franz (Leopold Friedrich.)

Dessert — so nennt man die zum Schlusse eines Dejeuners, Diners oder Soupers gegebenen Confituren, Früchte ꝛc. — ist, wie die Girandole bei einem Feuerwerke, die brillante Partie eines Festins und soll die Gäste überraschen und hinreißen, soll auf den derben Sinnenkitzel Augen- und Seelengenüsse setzen. Die italienische Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wundersame Dessert auf der Hochzeittafel zu Canaan in dem bekannten Gemälde von Paul Veronese. Ein nicht weniger berühmtes Dessert zierte die königl. Hochzeitstafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Lescinsky 1725, und noch jetzt hat man in

Paris weiter als irgendwo auf künstliche Desserts raffinirt und die ältern Künstler, Desfreyes und Delorme, sind durch den Artisten Datfoy völlig verdunkelt. Seine Dessertaufsätze stellen die vollkommensten Modelle der Baukunst und Bildnerei dar, enthalten die gedachtesten mythologischen und historischen Gruppen, und besonders rühmt man die eleganten und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei mit allen pyrotechnischen Kunststücken anzubringen weiß. In einem Nu verwandelt sich der Aufsatz in ein Miniaturfeuerwerk, amabrosische Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird der feinste Stoff durch den ergossenen Feuerregen nicht im mindesten verletzt. Doch auch die Leckerei darf bei diesen Desserts nicht zu kurz kommen; die feinsten Früchte aller Zonen, die raffinirtesten Bäckereien, Compots und Gelées verschmelzen ihre Reize in Form und Wesen, um dem übervoll gekitzelten Gaumen noch ein Interesse abzugewinnen; denn jeder gute Esser hat seine Hauptrechnung mit dem Wirthe bei den Braten abgemacht, und was er nachher noch genießt, ist bloß ein gefälliges Compliment für den Wirth oder ein Vehikel für die Weinzunge, welche wohlpräparirt zu den Dessertweinen kommen muß. Denn oft, zumal bei deutschen und regelmäßig bei englischen Gastereien, verliert sich das Dessert in die Trinktafel, und wird gewöhnlich erst durch den Caffée auf der Serviette verdrängt. A.

Destilliren, Destillation ist eine chemische Operation, bei welcher man durch einen gewissen Grad der Wärme die flüchtigen Bestandtheile der Körper in verschlossenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufsteigen, sich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder verdichtet zum Vorschein kommen. Man scheidet durch die Destillation nicht nur gewisse Substanzen von einander, sondern vereinigt auch manche dadurch. Die Destillationen werden in nasse und trockene eingetheilt. Jene geschehen bei Körpern, die schon an sich flüssig sind; diese bei trockenen, deren Dämpfe erst durchs Abkühlen eine tropfbare Flüssigkeit geben. Die Geräthschaften, die zu Destillationen erfordert werden (Destillirapparat), wozu auch der **Destillirofen** gehört (s. Busch Handbuch der Erfindungen), heißen überhaupt **Brennzeug**. Sie sind von verschiedener Art. Greifen die zu behandelnden Substanzen die Metalle nicht an, und erfordern sie nur die Hitze des siedenden Wassers, so kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblase. Bei Substanzen, welche die Metalle angreifen, muß man sich gläserner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten (s. d. Art.) sind. Da die Feuerbeständigkeit und Flüchtigkeit der zusammengesetzten Körper sehr verschieden ist, so muß auch das Verfahren bei der Destillation verschieden seyn. Wenn die flüchtigen Bestandtheile der Körper, welche bei der Destillation aufsteigen, sich oben in Flüssigkeiten sammeln, so nennt man diese Operation im engern Sinne Destillation; können sie dieses aber nicht, d. i. sind sie ihrer Natur nach nur fähig, sich in festen Theilen zu sammeln, in welcher Gestalt man sie Blumen nennt, so heißt dies **Sublimation**, obgleich beides auf einerlei Grundsätzen beruht. Bei den flüchtigen gasartigen Substanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zustande, ohne sich weder in eine Flüssigkeit noch in feste Theile zu sammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufsteigen und also keine feuerbeständigen Theile mit sich fortführen sollen; so muß man die Destillation so regieren, daß die flüchtigen Theile nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Absonde-

rung und Trennung von den feuerbeständigen nöthig ist. Diese Vorsicht muß besonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Bestandtheile eines Körpers, der durch die Destillation zersetzt werden soll, kein großer Unterschied Statt findet. Ein sehr deutliches Beispiel hiervon geben alle feste ölige Materien, wenn man die Säure und das Oel, woraus sie bestehen, von einander scheiden will. Da diese Bestandtheile fast denselben Grad der Flüchtigkeit besitzen, so kann es nicht fehlen, daß sie zugleich und ohne sich von einander getrennt zu haben, in die Höhe steigen, so daß mithin der zusammengesetzte Körper, ohne zersetzt zu seyn, übergeht. Bei dem Destilliren hat man außerdem viel Vorsicht nöthig, da gläserne und irdene Gefäße leicht zerspringen, wenn sie zu schnell und zu stark erhitzt werden, und besonders, wenn die Dämpfe zu geschwind und in zu großer Menge aufsteigen, als daß sie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerspringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Oeffnung an, durch welche man im Nothfall die allzugroße Menge Dampf ausströmen lassen kann.

Destouches (Philippe Nericault), einer der ersten Lustspieldichter der Franzosen, geb. in Tours 1680, wurde in Paris erzogen, war Anfangs Volontair bei einem Infanterieregimente, verließ aber diesen Dienst und wendete sich an den Marquis von Puisieux, den Gesandten in der Schweiz, dessen Liebe er sich erwarb. In der Schweiz entwickelte er sein Talent für das Theater, und schrieb mehrere Schauspiele, die großen Beifall erhielten. Dieser und seine Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Diplomatik erwarben ihm die Gunst des Regenten, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesen bei seinen Geschäften zu unterstützen. Als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er sich verheirathete. Er entledigte sich seiner Geschäfte auf eine so ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweise seiner Zufriedenheit zu geben versprach, über die Frankreich erstaunen würde; aber da dieser Fürst starb, verlor er mit seinem Beschützer seine Hoffnungen und seine Belohnung. Er zog sich auf sein Landgut Fort-Oiseau bei Melun zurück und suchte durch Landbau, Studium der Philosophie und befreundeten Umgang mit den Musen den Eigensinn des Schicksals zu vergessen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Gesandten nach Petersburg senden, allein er schlug diesen Antrag aus. Er starb am 4ten Julius 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe seiner Werke auf Befehl Ludwigs XV. besorgte. Nach Moliere und Reynard gilt Destouches für den besten Lustspieldichter der Franzosen, und sein Lustspiel: le Glorieux, wird als eins der Hauptwerke der französischen Bühne betrachtet. Er ordnete fälschlich den komischen Effect dem moralischen unter, und daher gehören seine Stücke mehr zu der Zwittergattung der Schauspiele, welche das sogenannte weinerliche Lustspiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte sich in der feinsten Charakterzeichnung, einer leichten Erfindung, angenehmem Witz, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anständigkeit seines Dialogs.

Detachement, eine von dem Hauptcorps abgesendete Truppenabtheilung, die, wenn sie vielleicht einige tausend Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. — Detachirte Werke, vorgerückte Werke, so viel als Außenwerke, dehors, sind die Werke einer Festung, welche außerhalb derselben liegen und die Annäherung

Digitized by Google

an die Festung erschweren; diese sind die Ravelins, Contregarden, Lunetten u. s. w. und an den alten Festungen die Horn- und Kronwerke, Tenaillen u. dergl., mit einem Worte, alle, die sich jenseit des Hauptgrabens einer Festung befinden. (S. Außenwerke.)

Detail nennt man die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die kleinen und genauern Umstände einer Sache. Daher: ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umstände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannssprache der Handel en gros entgegengesetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausschnitthändler). In der Kunst einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künstler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derselben angibt, er kann aber auch nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flechsen im Einzelnen bestimmter ausführen. Hier ists ein wichtiger Punkt, zu untersuchen, wie weit man in dieser Ausführung gehen dürfe, ohne die Darstellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunstwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Denner übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite ist es den Undulisten angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachlässigt. Bisweilen mag das der Fall gewesen seyn, er ist es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geschmack und Kunst ausgedrückt, als in irgend einem Werke der neueren Plastik. Im allgemeinen kann man sagen, der Künstler solle darnach streben, die Wahrheit als schönen Schein darzustellen, und dazu ist ihm nichts behülflicher, als die Gegenstände so zu bilden, wie sie aus mäßiger Entfernung sich als Ganzes darstellen. Wie in den bildenden Künsten, so in der Poesie. Wer das Detail ganz vernachlässigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzusehr ins Detail geht, und überall dieses recht geflissentlich ausmalt, verliert sich leicht ins Breite, und wird schwerlich einen rechten Totaleindruck hervorbringen, weil das Ensemble fehlt, welches man dem Detail entgegensetzt. S. Ensemble.

dd.

Determiniren oder bestimmen, begränzen (daher determinirt, bestimmt, fest, entschlossen. Ein Begriff wird bestimmt, begränzt durch Hinzufügung eines oder mehrerer Merkmale, oder Verbindungen mit andern Begriffen, in welcher aber kein Widerspruch Statt finden muß. Logisch bestimmt wird ein Begriff schon, indem ihm, nach dem Gesetze der Ausschließung oder Bestimmung von contradictorisch zwei entgegengesetzten Merkmalen eins beigelegt wird. Diese Bestimmung eines Begriffs nennt man in der Logik Determination, und sie steht der Analyse oder Abstraction, bei welcher man von den besondern zu allgemeinern Begriffen fortgeht, und aus zusammengesetzten einfachere Begriffe bildet, entgegen. Es entstehen aber durch das Bestimmen eines allgemeinen Begriffs lauter niedere Begriffe dadurch, daß man an dem Leitfaden der Categorien bei denselben die Frage der Quantität, Qualität, Relation und Modalität aufwirft und Acht gibt, wie die Erfahrung darauf antwortet.

Determinismus, in der Metaphysik und Moral diejenige Ansicht, nach welcher alles, was geschieht, mithin auch jede menschliche Handlung, durch die äußere Nothwendigkeit des Causalzusammenhangs aller Dinge vollkommen bestimmt ist. Wer dieser die Freiheit aufhebenden Bestimmungslehre huldigt, heißt Determinist.

Detmold, s. Lippe.

Deukalion, Stammvater der Hellenen und Vater des Hellen, Sohn des Prometheus und der Pandora, führte aus Asien eine Colonie nach Griechenland und ließ sich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder; von hier aus machte er in der Folge einen Einfall in Thessalien, woraus er die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Ueberschwemmung (Deukalionische Fluth) im 16ten Jahrh. v. Chr. erlitt, welche durch den Fluß Peneus entstand und welche die Fabel also erzählt: Als Jupiter das menschliche Geschlecht durch Wasser zu vertilgen beschlossen hatte, und alle Regen die fürchterlichsten Ueberschwemmungen verursachten, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnassus. Nach Abfluß des Wassers fragten sie das Orakel der Themis, wie sie die Erde wieder bevölkern sollten. Dies gab zur Antwort: sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Diesen dunkeln Ausspruch deuteten sie also, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebeine aber die Steine seyen. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Uebrigens werden mehrere Umstände von den alten Schriftstellern über diese Ueberschwemmung erzählt, die genau mit denjenigen übereintreffen welche die heiligen Bücher von Noah anführen. (S. Sündfluth.)

Deutsche Baukunst, s. Baukunst (Geschichte der).

Deutscher Bund, s. d. folg. Art. Deutschland, u. Reich (deutsches).

Deutsche Bundesversammlung, deutscher Bundestag. Nach Art. 9. der B. A. (s. Deutschland) sollte der deutsche Bundestag schon den 1. Sept. 1815 zu Frankfurt am Main eröffnet werden, allein der Krieg mit Napoleon und die Ausgleichung der verschiedenen Landesansprüche waren Ursache, daß die in Frankfurt a. M. versammelten Bundesgesandten erst im Oct. 1816 die zur Vorbereitung des Bundestages nothwendigen Berathungen beginnen konnten. Den 4. Nov. wurde die siebente und letzte gehalten, in welcher man sich vorläufig über die Bundestagsordnung und über die Verhältnisse des Bundestages zu der freien Stadt Frankfurt vereinigte. Hierauf ward den 5. Nov. d. J., in der Wohnung der kais. österreich. Präsidialgesandtschaft, im Taxischen Palaste, der Bundestag eröffnet. Die Rede des den Vorsitz führenden österreich. Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, so wie die des niederländ. Gesandten, des als Schriftsteller rühmlich bekannten Freiherrn von Gagern u. a. m. entsprachen den Ansichten und Erwartungen der Nation. Unser Volk hat jetzt einen jener großen Augenblicke erlebt, wo, nach Schillers Wort, eine Frage frei steht an das Schicksal. Noch hat bis jetzt (Januar 1819.) von der Bundesversammlung des Wichtigen mehr vorbereitet als ausgeführt werden können; wir können daher hier nur den Standpunkt des Bundestages in der Geschichte des europäischen Staatenlebens, und die Aufgabe seines Strebens historisch andeuten. Die Deutschen fühlen sich wieder, nach zweihundertjähriger Zerreißung, als eine Nation, und beginnen ein neues politisches Gesammtleben. Der Bundestag muß die Seele dieses Gefühls, der Lichtpunkt der Nationalhoffnungen und das Herz des neuerweckten deutschen Volksgemüths seyn. Seine Aufgabe ist unendlich groß. Er soll die verschiedenen Staa-

ten, welche den deutschen Bund bilden, zu Einem politischen Ganzen vereinigen, auf daß der deutsche Reichsbund, wie ihn Heeren zu nennen vorgeschlagen hat, in der Mitte von Europa die Würde eines Centralstaats und einer, jedem Eroberer oder nach Uebergewicht strebenden Herrscher stets furchtbaren, Friedensmacht behaupte. Diese äußere Haltung kann nur aus seiner innern Kraft hervorgehn; letztere beruht aber einzig auf der Einheit zwischen Regierung und Volk, sowohl in den einzelnen deutschen Staaten, als in ihrem Gesammtleben auf dem Bundestage. Die Bundesacte hat die Mittel, zu dieser National-Einheit zu gelangen, vorgezeichnet, und der erste Vortrag der Präsidialgesandtschaft hat die Wirksamkeit des deutschen Staatenbundes nach ihren zwei Hauptrichtungen so bestimmt: die eine sey Gleichheit der im deutschen Bunde verbrüderten deutschen Fürsten und freien Städte; die andre sey Befestigung eines, sämmtliche souveräne Staaten wohlthätig umfassenden, Nationalbandes. Daß die meisten Bundesgesandten in gleichem Geiste denken, beweisen ihre urkundlichen Erklärungen. So sprach der österreichische am 5. Nov. ganz im Sinne des deutschen Volks: „ließen sich Nationen so wie Staaten erlöschen, auch dieses wäre der Deutschen Verhängniß gewesen!“ — „Das politische Band unseres Volks konnte aufgelöst werden; allein die Nationalehre wurde gerettet durch die in der Zeit unserer politischen Erniedrigung so hoch gestiegene geistige Cultur der Deutschen.“ — Diese Nationalehre brachte jene Eintracht hervor, welche allein den Sieg erkämpfte, der endlich die vieljährige Schmach von uns nahm, und das Nationalband von Neuem knüpfte, welches uns frei gemacht und die Schatten so vieler Krieger versöhnt hat, die für die Befreiung Deutschlands und Europa's gefallen waren. So erscheine das Vaterland der Deutschen wieder als „ein Ganzes, als eine politische Einheit; wieder als Macht in der Reihe der Völker!“ — Doch soll die Einheit nicht jene Mannichfaltigkeit der politischen und bürgerlichen Formen aufheben, durch welche Deutschland von jeher vor andern Ländern ausgezeichnet, in seiner geistigen Ausbildung so weit fortgeschritten ist; vielmehr macht der den Deutschen eigne Culturzustand jene Mannichfaltigkeit nothwendig, auf der zuletzt das vielfach kräftige Leben der Nation mit beruht. In diesem Sinne erklärte der Präsidialgesandte: „Das Glück der Deutschen soll allein der Richtpunkt für die gewissenhafte Treue seyn, mit welcher der Kaiser von Oesterreich seinen Verpflichtungen beim deutschen Bundestage nachkommen wird. Er hat nicht im Auge, weder irgend eine Ländervergrößerung auf deutschem Gebiet, noch irgend eine willkührliche Ausdehnung seines Ansehns im deutschen Bundesrathe; denn er sieht sich nur als ein Mitglied desselben an, auf dem Fuße einer vollkommnen Gleichheit mit den übrigen.“ — Das Vertrauen Aller auf gegenseitige Redlichkeit aber bezeugte der Freiherr von Gagern. „Der deutsche Bund, — sagte er, Montesquieu's Einwürfen gegen solche Staatenbündnisse begegnend, — hat kein Macedonien zu fürchten, wie im Alterthum der griechische. Denn zum Unterschiede von Griechenland steht Deutschland unter der Garantie des civilisirten Europa, so wie das civilisirte Europa und Ordnung und Recht unter der unsrigen stehn.“ — Wohin aber die innere Ausbildung des deutschen Bundes streben müsse, deutete er mit den gewichtigen Worten an: „Die deutsche Nation erwartet von dem deutschen Nationalbande: Schutz von

oben, Kraft nach Außen und Gerechtigkeit im Innern.“ Zugleich gedachte der edle Wortführer unserer Nation dankbar des Andreas Hofer, „dessen und der Seinigen Beginnen auf unser politisches Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit so bedeutenden Einfluß gehabt hat.“ — Als nun in solchem Geiste sämmtliche Gesandte am Tage der Eröffnung des Bundestages erklärt hatten, dem Gesammtwohle der deutschen Bundesstaaten und dem Wohl und der Größe der deutschen Nation das ernstlichste vereinte Bemühen zu widmen, so erfolgte die Auswechselung der Ratificationsurkunden der Bundesacte und der Vollmachten der Bundesgesandten. — Seitdem wurden, der am 30. Oct. beschlossenen, einstweiligen Anordnung des Geschäftsganges gemäß, die Sitzungen, gewöhnlich Montags und Donnerstags von 10 bis 1 Uhr, im Taxischen Palaste gehalten. Häufen sich die Geschäfte, so sagt der Präsident außerordentliche Sitzungen an, doch nennt sein Umschreiben nur dann den Gegenstand der Berathschlagungen, wenn ein Beschluß gefaßt werden soll, zu welchem die Bundesacte Einmüthigkeit verlangt. Die Sitzungen sind entweder ordentliche oder vertrauliche. Letztere beabsichtigen vorläufige Erklärungen und gegenseitige Mittheilungen, ohne daß sie urkundlich niedergeschrieben werden, noch amtliche Gültigkeit oder Einfluß auf das Abstimmen in den ordentlichen Sitzungen haben. Die Beschaffenheit der Gegenstände entscheidet, ob sie in der Versammlung der 17, oder in der allgemeinen Versammlung berathen werden sollen. Die drei Hauptpunkte bei jeder Verhandlung: der Antrag, die Erörterung und die endliche Abstimmung werden in drei Sitzungen vertheilt, wozu den Umständen nach eine vierte zur Schlußziehung kommt. Anträge von Außen: „An die hohe deutsche Bundesversammlung“ die nach dem Vorschlage eines Gesandten der freien Städte nur in deutscher Sprache angenommen werden, kommen innerhalb 3 Wochen nach ihrer Eingabe zur Berathung. Für die Instructionseinholung wird in der Regel ein Zeitraum von 6 — 8 Wochen bestimmt. Die Beschlüsse auf Eingaben von Außen werden von der Präsidialkanzlei ausgefertigt. In der dritten Sitzung am 14. Nov. wurde auf den Antrag des Freiherrn von Gagern die Publicität der Verhandlungen der Bundesversammlung durch den Druck als Regel angenommen, so daß jedesmal besonders bestimmt werden muß, was sich dazu nicht eignet. Zu einem gültigen Beschlusse in Dingen, welche die praktische Wirksamkeit des Bundes für die Rechte des Volks betreffen, ist in der Regel eine Mehrheit von 9 Stimmen in der Versammlung der 17, und in der vollen Versammlung von 69 Stimmen, eine Mehrheit von wenigstens 46 erforderlich. Der Rang der 17 ist Art. 4., der Rang in p'eno ist Art. 6. der Bundesacte bestimmt. Einstimmigkeit wird in beiden Versammlungen zu solchen Beschlüssen erfordert, welche die Verfassung des Bundestages, die Rechte der Mitglieder oder Religionssachen betreffen. Bisher bestand der Bundestag aus 20 Gesandten, welche die 58 stimmenführenden Repräsentanten der Gesammtangelegenheiten Deutschlands sind. Jene 20 Staatsmänner legen 69 Stimmen in voller und nur 17 in der engern Versammlung ab, weil in letzterer mehrere Fürsten so wie die 4 Städte, nur Eine Gesammtstimme haben. Seit aber, d. 7. Juli 1817, der nunmehr souveräne Landgraf von Hessen-Homburg mit einer Virilstimme in den deutschen Bund aufgenommen worden ist, zählt der Bundestag 70 Stimmen und 39

Digitized by Google

Stimmende. Von diesen 70 haben die 5 Könige und der Kaiser zusammen 24 Stimmen; es kann daher, wenn sie einstimmig sind, sich nie ohne sie eine Mehrheit in der Plenarversammlung bilden; ein Umstand, der in der engern wegfällt. In jener können also die Könige stets ein Veto ausüben. — Was die Arbeiten des Bundestages betrifft, so sind in dem ersten Vortrage der österreichischen vorsitzenden Gesandtschaft folgende Berathungspunkte enthalten: 1) die Entwerfung einer Bundestagsordnung; 2) die vollkommnere organische Gesetzgebung des deutschen Bundes in Hinsicht seiner auswärtigen, militärischen und innern Verhältnisse. In dieser Hinsicht ist der Schluß der Eröffnungsrede des vorsitzenden Gesandten merkwürdig. „Die Zeit, sagt er, die Cultur der Menschheit kennt keinen absoluten Gränzpunkt: so wollen auch wir das Gebäude unseres deutschen Bundes für heilig, aber nie für geschlossen und ganz vollendet halten.“ — Dem zufolge ist bereits Dänemark für das seit dem Abschlusse der Bundesacte erworbene Herzogthum Sachsen-Lauenburg dem deutschen Bunde beigetreten. Die Nation darf von dieser Ausbildung der Bundesformen um so mehr erwarten, da Deutschland von fremden Mächten ungehindert an seiner Verfassung und Einrichtung arbeiten kann. Der russische Monarch hat ausdrücklich erklärt, daß er sich in die innern Angelegenheiten nicht mischen werde. Heeren (in s. Schrift: Der deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem europ. Staatensystem. Gött. 1816.) zeigt, daß es für die Feststellung der äußern Verhältnisse, welche durch Art. 10. der Bundesacte der Bundesversammlung vorzugsweise zur Pflicht gemacht wird, nur eine feste Basis gebe: „Die Heiligkeit des als rechtmäßig anerkannten Besitzes.“ Uebrigens entwickelt er auch die Gründe, warum es wünschenswerth sey, daß sich die Königreiche Dänemark, Preußen und die Niederlande, so wie die Eidgenossenschaft dem deutschen Bunde anschließen möchten. In Ansehung der äußern Verhältnisse hat sich die Bundesversammlung durch amtliche Schreiben an die europäischen Mächte im J. 1817 in die Reihe derselben eingeführt, und ist von denselben als europäische Macht förmlich anerkannt worden. Seit 1817 besteht ein Ausschuß, um die Flaggen deutscher Staaten gegen die Seeräuberei der Barbaresken sicher zu stellen. Im J. 1818. wurde die Ausgleichung der Länderansprüche (z. B. Baierns an Baden) an eine besondere Territorialcommission der vier Hauptmächte England, Rußland, Preußen und Oesterreich gewiesen. — Die Ausbildung der innern Verhältnisse kann nicht auf einmal erfolgen; denn sie steht unter dem Einflusse von Zeit und Umständen. Heeren äußert die Hoffnung, daß sich der deutsche Staatenbund in einen deutschen Reichsbund und wahren Bundesstaat umbilden werde, obgleich die vorsitzende Gesandtschaft den deutschen Bund ausdrücklich einen Staatenbund — der also kein Bundesstaat sey — genannt hat. Man vergl. d. Art. Föderativsystem. Erhalten die Mediatisirten, wie sie hoffen, Curiatstimmen bei dem Bundestage, so würden diese mehr zu dem Begriffe eines Bundesstaates, als eines Staatenbundes passen. — S. Fries: Vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung. Heidelberg 1816. — Unter den Gegenständen, welche die Ausbildung der innern Verhältnisse in Hinsicht auf die Befestigung des Nationalbandes betreffen, nennt der erste Präsidialvortrag folgende: a) die Feststellung einer landständischen Verfassung in den Bundesstaaten, wobei zuförderst die Grundsätze aufgestellt werden sollen, welche in dieser

Hinsicht als gleichförmig anzunehmen seyen, dann aber die individuellen Bestimmungen, welche nach örtlichen und Personalverhältnissen den einzelnen deutschen Bundesstaaten zum wechselseitigen, nie trennbaren Nutzen der Fürsten und Völker vorbehalten bleiben müssen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat das für seinen Staat gegebene landständische Grundgesetz vom 5. Mai 1816 dem Bundestage vorgelegt, und der Bund dessen Gewährleistung übernommen. Das Fürstenth. Schwarzburg Rudolstadt erhielt d. 8. Jan. 1816 eine landschaftliche Verfassung. In der freien Stadt Frankfurt beschworen Senat und Bürgerschaft ihr neues Verfassungsgesetz den 18ten October. 1816. Im Königr. Hannover ward d. 5. Oct. 1816 der allgem. Landtag wieder eröffnet; desgleichen im Königr. Sachsen im Oct. 1817, und im Herzogth. Sachsen-Gotha in demselben Jahre. In Würtemberg geschah dies d. 3. März 1817. In Tyrol ward die ständische Verfassung d. 24. März 1817 wieder hergestellt. Weil aber in Deutschland überhaupt der 13. A. der B. A. noch immer nicht nach gleichförmigen Grundsätzen seine Vollziehung erhalten hat, ward im J. 1818 dem Bundestage deshalb eine Bittschrift von mehrern deutschen Staatsbürgern überreicht, und Preußen bewirkte den Schluß, daß binnen Jahresfrist jeder Bundesstaat dem Bundestage anzeigen solle, was er zur Vollziehung des 13. Art. gethan habe. Hierauf gaben noch im J. 1818 der König von Baiern, der Herzog von Hildburghausen, der Großherz. v. Baden, der Fürst v. Lichtenstein und im J. 1819 der Großherzog v. Hessen ihren Staaten Verfassungsgesetze und Volksvertreter. b) Die Vollziehung des 12. Art. der B. A., welcher die Anordnung der Justizpflege in den kleinern deutschen Gebieten betrifft. — c) Nach Art. 18. der B. A. die Begründung eines wahren deutschen Bürgerrechts für alle Deutsche, nebst der Feststellung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse aller christlichen Confessionen und der Bekenner des jüdischen Glaubens. d) Gemeinnützige Anordnungen, um nach Art. 19. die Bundesstaaten in Hinsicht des Handels und Verkehrs, so wie der Schifffahrt, einander zu befreunden. Um e) nach Art. 14. 15. 17. die aus dem alten Rechtszustande in den neuen übergegangenen gültigen Ansprüche gerecht zu beseitigen, sind bereits über die Auszahlung der Pensionen und über die Unterhaltung der Geistlichkeit in den überrheinischen Provinzen Beschlüsse gefaßt worden; doch hat die Vermittelung des Bundestages in der Sache der kurhessischen Domänenkäufer bis jetzt wenig ausgerichtet. Die Abzugsfreiheit in allen deutschen Staaten ward d. 1. Juli 1817 gesetzlich erklärt. Man beschäftigte sich mit der Abhülfe der Auswanderungsnoth; auch ward ein Ausschuß ernannt, um nach Art. 11. der B. A. die Competenz des Bundestages bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, welche durch Ausschüsse vermittelt oder durch eine Austrägalinstanz (s. d. A.) richterlich entschieden werden sollen, näher zu bestimmen. Die weise und standhafte Ausführung dieser hochwichtigen Sache, womit aber auch die Aufstellung einer vollstreckenden Gewalt des deutschen Bundes wesentlich zusammenhängt, verspricht der deutschen Nation einen dauerhaften Rechtszustand. Andere Fragen z. B. über die Freiheit des Getreideverkehrs, über das Bürgerrecht der Juden, über die gleichförmige repräsentative Verfassung, über die Mediatisirten, über Preßfreiheit und Bücher-Nachdruck (s. d. Art.) über die hessischen Domänenkäufer ꝛc. ꝛc. sind noch immer unentschieden. Denn die Gesandten auf dem Bundestage müssen bei jedem Schritte, den

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

sie thun, von ihren Höfen besondere Instructionen einholen. Im April 1819 kam man jedoch mit der Feststellung der militärischen Organisation der Bundesstaaten-Contingente zu Stande. (s. d. Art. Reichsarmee.) Hoffentlich wird Deutschland künftig nicht mehr die Wahlstatt europäischer Kriege seyn. Und so gehe der fromme Traum in Erfüllung: daß auf dem deutschen Bundestage das Herz von Europa sich endlich erwärmt habe für die Idee des ewigen Friedens! K.

Deutsche Industrie und Kunst. Mit Recht nennt der Dichter das deutsche Land „an Kunst und edeln Sitten reich.“ Denn seit der Deutsche an festere Wohnsitze gewöhnt war, zeigte er großen Erfindungsgeist, Eifer und Fleiß in der Betreibung der Künste. Natürlich aber entwickelten sich zuerst die Künste des äußern Bedürfnisses, in dem Schooße der Städte, in den Händen des sich hier ausbildenden Bürgerstandes. (S. Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft und Fischer Geschichte des deutschen Handels.) Handwerker, Künste und Manufacturen wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So wurde seit dem 13ten Jahrhundert die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunst in Deutschland eifrig betrieben, besonders in den kunstreichen Städten Augsburg und Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14ten Jahrhundert), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüsteten, wurden vom Kaiser Maximilian in den Grafenstand und zu den bedeutendsten Aemtern erhoben. Ihr Reichthum begünstigte wiederum die Künste und Gewerbe. Ulrich Stromer Rathsherr in Nürnberg, soll gegen das J. 1390 daselbst die erste Papiermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutschland waren in dieser mittlern Zeit Braunschweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendsten Fabrikstädte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeichnete sich der Deutsche aus. Das zu große Ansehen der Handwerker in mehreren deutschen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutschen Kaisern und von einzelnen Fürsten aufgehoben wurden. Aber sie wurden immer wieder hergestellt. Der Bergbau fing in Deutschland seit Entdeckung der goslarischen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, besonders in Niedersachsen, entstand; s. Gmelin Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues. Durch den nördlichen und sächsischen Handel wurden Wisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt, im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rheine blühten Cöln, Mainz, Speier, Straßburg zuerst auf. Aber Handel und Industrie wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unsicherheit der Straßen und ihre schlechte Beschaffenheit erschwert. Daher die Bündnisse der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutsche Hanse. (s. d. Art.) Auch viel mechanische, vorzüglich mathematische und musikalische Instrumente verfertigten und erfanden die Deutschen z. B. Peter Hele Otto Guerike, v. Kempelen, Reichenbach. Mit nicht weniger Glück wurden die schönen Künste von den Deutschen betrieben, und unter diesen vorzüglich Poesie und Musik (s. deutsche Poesie und deutsche Musik). Die bildenden Künste, die Baukunst ausgenommen (s. d. Art. Baukunst), wurden wegen Mangels an Oeffentlichkeit und Gelegenheit, sich zu zeigen, weniger begünstigt. Die Plastik wurde mehr als Verzierungskunst betrieben. In Deutschland wurden in ihr Producte höchster Kunstfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr symbolisch bedeutsam, als von anmuthiger Form. Auch erzeugte

Deutschland viele trefflichen Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Elisabethkirche zu Marburg) bekannt sind. Dieser vervollkommnete auch die Formschneidekunst oder Holzschneidekunst (s. d. Art.), welche seit Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Deutschland entstanden war, und die (auch deutsche) Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitete. Auch die Erfindung der Kupferstecherkunst (und zwar der Arbeit mit dem Grabstichel) schreibt man einem Gold- und Silberschmidt in Ober-Deutschland (Nürnberg oder Augsburg), welcher vor 1460 lebte, u (s. Kupferstecherkunst und Steinschneidekunst), die der Aetzkunst (die Arbeit mit der Radirnadel) einem andern deutschen Künstler (Einige sagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519). Doch lieferte auch die Bildhauerkunst einige bedeutende Werke und Bildhauer, s. den Art. Bildhauer der Deutschen. Von der deutschen Malerei s. deutsche Schule, von der deutschen Schauspielkunst s. d. Art. deutsches Theater. Die Mimik wurde in den letztern Zeiten auch in ihrer Selbstständigkeit, z. B. von Madame Hendel-Schütz, Schröder, von Seckendorf u. A. geübt (s. Attitüden). Eben so erhob sich die Declamation der Deutschen, vorzüglich als lyrische Declamation, seit Anfang dieses Jahrhunderts zur Selbstständigkeit (s. Declamation).

Deutsche Kirche s. Deutschland, Concordat.

Deutsche Literatur und Wissenschaft. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutschen gar keine Literatur, sondern wären höchstens auf dem Punkt, eine zu bekommen. Allein er schloß den Begriff der Literatur in die französischen Gränzen ein, und von derselben die Gelehrten und wissenschaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wust, ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist; wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Besseren sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geistesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter bestimmte Gestaltung der Poesie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verschiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre; dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutschen eine von den hauptschreibenden Mächten Europa's sind." Da nun in diesen Worten die Einheit oder Verbindung der schriftlichen Werke der Deutschen zu einem Ganzen durch Nationalität geläugnet wird, so hängt die Beantwortung der Frage, „ob die Deutschen in diesem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die sich zu einer Art von System untereinander vervollständigen, und worin eine Nation die hervorstechenden Anschauungen der Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, von der oft aufgeworfenen Frage ab, haben die Deutschen einen Nationalcharakter?" Denn der Zusatz, daß diese Schriften sich der Nation „für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewähren müssen, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt," wird durch

Digitized by Google

die Culturstufen und Schicksale, welche eine Nation durchläuft, gar sehr beschränkt, und man dürfte so auch nicht einmal von einer französischen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu läugnen scheint, sondern nur vielleicht von einer französischen Literatur des Siècle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegels über die Deutschen, in welcher er sie mit den Römern vergleicht. Was sie, sagt er, von den Römern besonders unterscheidet, ist die größere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht bloß ein Wort und eine Regel, sondern angeborenes Gefühl. Zu groß gesinnt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, schlug derselbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünstig war, und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieser ursprünglichen Freiheit des deutschen Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation ist, erscheint sie auch in guten Zeiten ursprünglicher und dauerhafter romantisch, als selbst die orientalische Mährchenwelt. Ihre Begeisterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloser, nicht so einseitig und zerstörend, wie der Enthusiasmus jener bewunderungswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch schneller und allgemeiner entzündeten, als selbst die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr ist, als die Gerechtigkeit des Gesetzes und Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschütterliche Treue und Herzlichkeit (und wir setzen hinzu Tiefe) der Gesinnung ist der tiefste, und hoffentlich nie ganz zu vertilgende Zug des deutschen Charakters. Schon diese Züge, welche auch in den schriftlichen Geistesproducten der Deutschen sich zeigen müssen, und welche nachzuweisen sehr leicht seyn würde, mußten die deutsche Literatur zu einem Ganzen verbinden, und vor andern bezeichnen, wenn auch schon die Geisteswerke der Deutschen aus den verschiedenen Perioden ihrer Cultur sich so unähnlich scheinen, als oft die Literatur verschiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitssinn, welcher der freien Ausbildung der Individuen und Stände so günstig war, entwickelten sich auch jene Vielseitigkeit der deutschen Literatur und jene Universalität, mit welcher sie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu dem ihrigen machte und sich in der Geschichte, Wissenschaft und Kritik einen universellen Standpunkt erwarb. Wo aber Freiheit ist, da sucht sie sich nach allen Seiten des menschlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher wie die deutsche, in allen Fächern des menschlichen Wissens mit gleichem Ernste und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine so verschiedenartige Ansichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Systeme) aufgestellt als die deutsche, keine überhaupt eine so systematische Geistescultur gezeigt, und die systematischen Anforderungen in jedem Zweige des Wissens so geltend gemacht als diese. Ist dies keine Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur? Ja, wenn auch dieser Freiheitssinn gar oft in Willkür, Zügellosigkeit und in der Literatur in Schreibsucht, Nachahmungslust, Verworrenheit, Paradoxie, Formlosigkeit und Verkehrtheit ausgeartet ist; so war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einseitigkeit und sclavische Auctoritätenfurcht vor den Fehlern unsrer Literatur gesichert, und deshalb von nationalerm Gepräge; wie überall mit der Bestimmtheit auch Beschränktheit verbunden ist. Viele Nationen konnten nicht fehlen wie wir. Ja, wenn ferner der speculirende,

durch keine Form zu fesselnde Sinn der Deutschen, der das Leben und seine Zustände nicht verlassen kann, ohne sie auch begriffen zu haben, die Gründlichkeit derselben in jeder Wissenschaft weit mehr begünstigte, als ihre Poesie und Kunst; so dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: besitzen nicht die Deutschen poetische Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation so gefunden ward, und die den gleißnerischen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichsten Producte der Literatur (denn jede Literatur hat eine Fluth des Schlechten, welche sich allmälig verläuft), die deutsche Literatur doch selbst keine Originalität und Selbstständigkeit habe, so bedenke man nur, mit welcher eigenthümlichen Energie dieselbe nach vielen verderblichen und zerstörenden Kriegen, die immer im Herzen Europa's wütheten und den Frieden der Cultur oft abbrachen, sich mehrmals verjüngte und immer in anderer Gestalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfassung Deutschlands, von außen weniger begünstigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts eine solche Höhe erreichte, daß man mit demselben Journale, welches die entgegengesetzte Behauptung A. W. Schlegels mittheilte (Europa 1. Bd. 1. St.) sagen kann, „die wichtigsten literärischen Erscheinungen, sowohl im Fache der Wissenschaft als der Poesie, machen jetzt in Deutschland ein so vielfach in einander greifendes, zusammenstimmendes und zugleich weit umfassendes Ganzes aus, daß man nicht nur in den modernen Zeiten, sondern selbst im Alterthume vergeblich sich nach einem Beispiele umsehen würde, von einer ähnlichen rastlosen Thätigkeit und universellen Wechselwirkung aller der Künste und Wissenschaften, deren einziges oder vorzügliches Augenmerk es ist, den Menschen seiner göttlichen Natur und Bestimmung näher zu führen oder würdiger zu machen.“ Uebrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schicksalen und Thaten eines Volks ab, in ihr spiegelt sich gleichsam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichsam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Gestalt des Volks, unter dem sie entstanden; und auch in dieser Hinsicht muß die deutsche Literatur ein Ganzes bilden, wie schwer es auch immer seyn mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unübersehliche Gewebe zusammenhängt. Die Literatur aber theilt sich in die poetische und prosaische; von jener werden wir unter dem Artikel: deutsche Poesie, noch besonders handeln. Hier geben wir eine gedrängte Uebersicht des Ganzen der deutschen Literatur. Da eine Literatur schon einen hohen Grad von Cultur voraussetzt, so ist es begreiflich, warum wir vor Carls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutschen Literatur suchen dürfen. Erst nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältnisse der deutschen Stämme fester; sie erlangten einen festern Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche sich mit ihnen vermischten, theilten ihnen von ihrer Cultur mit, Gesetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen (der Burgunder, Alemannen, Baiern, Friesen, Sachsen) zu den ersten Urkunden deutscher Cultur gehören. Das Christenthum verbreitete sich vorzüglich durch Bonifacius im 8ten Jahrhundert immer weiter. Die ersten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Cultur unter den Deutschen waren Geistliche; sie fingen zuerst an, die noch rohe Sprache zu schreiben, und wählten dazu das ihnen geläufige lateinische Alphabet. So ist des Bischofs Ulphilas Ueber-

Digitized by Google

setzung der vier Evangelisten in das verwandte Mösogothische (um 360) das älteste schriftliche Denkmal jener Zeit. Die Franken, welche sich in Gallien niederließen, bildeten sich zuerst aus, und hatten schon im sechsten Jahrhundert Schulen, in welchen sich ihre Geistlichen bildeten, und die nachher auch auf die übrigen deutschen Stämme übergingen. Allein diese Bildung beschränkte sich meistens selbst nur auf Lesen, Schreiben und ein wenig schlechtes Latein. Indessen ist es bemerkenswerth, daß nur die deutsche Sprache den Anfang einer geschriebenen Prosa vor Carls des Großen Zeiten aufweisen kann, und unter allen neueuropäischen Sprachen zuerst zur Schriftsprache ausgebildet worden ist. (Man vergl. Kochs Compendium der deutschen Literaturgeschichte. 1. Bd. 2te Ausg. S. 27 u. ff.) Die ältesten schriftlichen Sprachdenkmale sind aber größtentheils nur Uebersetzungen aus der lateinischen Sprache, welche dadurch, daß sie gleichsam das Organ der Religion und noch viele spätere Jahrhunderte von den Geistlichen, die allein das Bedürfniß eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweise geschrieben wurde, zwar die Cultur der Landessprachen hemmte, aber auch den Stamm einer freien Cultur so lange aufbewahrte, bis die deutsche Schriftsprache nach erlangter vielseitigerer Cultur der Deutschen sich aus eigener Kraft entwickelte; die alten herrlichen Liedersagen aber, aus welchen das Nibelungenlied erwachsen ist, waren vor Carl noch nicht gesammelt, sondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Mithin gab es vor diesem noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Die erste Periode der deutschen Literatur aber beginnt mit Carl dem Großen und Otfried, und kann mit der Zeit der schwäbischen Kaiser oder der Minnesänger geschlossen werden. Sie umfaßt also nach Koch den Zeitraum von 768 bis 1137. Carl der Große ließ viele Kloster chulen, Fulda, Corvey ꝛc. errichten, aus welchen die damals berühmtesten Gelehrten und tauglichsten Geschäftsmänner hervorgingen; er war für die allg.m inere Verbreitung der Cultur bemüht, und wollte in dieser Absicht besonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen seines weiten Reichs bekommen sollten. Er stiftete auf Alcuinus Rath eine Art gelehrter Gesellschaft an seinem Hofe, an welcher er selbst Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutschen Sprache, besonders Gesetze und Lieder, sammeln, in der deutschen Sprache predigen, und einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateinischen übersetzen. (S. d. Art. deutsche Sprache.) Nur wurden seine Absichten unter seinen Nachfolgern nicht mit seinem Geiste ausgeführt. Doch war die Trennung Deutschlands von dem fränkischen Reiche der selbstständigen Entwickelung der deutschen Sprache und Cultur sehr vortheilhaft. Die größten Fortschritte in der Cultur machten die Deutschen unter den sächsischen Königen (von 919 an), besonders unter den drei Ottonen und unter den fränkischen Kaisern (von 1024). Im 10ten Jahrhundert zeichneten sich mehrere Stifts- und Klosterschulen in Deutschland aus, welche mit Bibliotheken ausgestattet wurden. In diese Periode fallen die Chronikenschriftsteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Polyhistoren und philosophischen Schriftsteller Alcuin und Rhabanus Maurus (776 bis 856), und vorzüglich die, welche in deutscher Sprache schrieben, Otfried von Weißenburg, dessen metrische Bearbeitung der Evangelien, in ihrer Treue und Kürze bewundernswürdig, als eigentlicher Anfang der deutschen Literatur gelten kann (s. d. Art. Otfried), Notker, Willeram und Andere, deren Schrif-

ten bei Koch 1. Bd. S. 25 bis 33 verzeichnet sind. II. Eine neue Periode beginnt von den schwäbischen Kaisern (1138) bis zur Reformation (Anfang des 16ten Jahrhunderts). Vielleicht noch zweckmäßiger, als nach dieser gewöhnlichen Abtheilung, würde man die zweite Periode von den Minnesängern bis zum Wiederaufblühen der Wissenschaften zu Ende des 15ten Jahrhunderts festsetzen. Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Clima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Deutschen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterwesen verfeinert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt, und da die Sprache immer mehr der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Deutschland allmählig zum Besitze alles dessen gelangt, was zum Anfang einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemanien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreiteten sich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutschlands. Dieses ist die Periode der Minnesänger (schwäbischen Dichter) und der ihnen folgenden Meistersänger, unter welchen die Poesie wiederum sank. Die deutsche romantische Poesie, kräftig und wohltönend, beginnt die eigentliche Nationalliteratur. Daneben zeigte sich bei den Deutschen eine besondere Liebe für ihre Nationalinstitute und Sitten, dadurch, daß deutsche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Gesetze seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts niedergeschrieben und gesammelt wurden. Hierher gehört der Schachsenspiegel (zwischen 1215 und 1218 durch Epko von Repgow gesammelt) und der Schwabenspiegel (s. beide Art.). Vom 11ten Jahrhunderte an wurde auch das römische Recht von Deutschen bearbeitet und leider auch auf deutsche Institute angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeschichte von den Deutschen mit redlicher Treue und religiösem Sinn bearbeitet. Hierher gehört des Bischofs Otto von Freisingen Weltgeschichte (in 8 Bdn. 1146) und seine Geschichte Friedrichs I. (in 2 Bdn. bis 1157); die Werke von Heinrich von Herford (starb 1370), Gobelinus Persona (1420) u. m. A., in lateinischer Sprache, und die Chroniken des Jac. von Königshofen, Johann Rothe, u. A. deutsch abgefaßt. Die Philosophie wurde nun eifriger studirt, indem vorher nur philosophische Werke der Alten und der Araber übersetzt und abgeschrieben worden waren; sie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundsätze gebraucht, aber auch von diesen beherrscht. Unter den scholastischen Philosophen zeichnen sich mehrere Deutsche seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (starb 1280), welcher in Paris und mehreren deutschen Städten Philosophie trieb und lehrte, wie auch große Forschungen in der Naturwissenschaft anstellte. Als theologischer deutscher Schriftsteller ist der Mystiker Joh. Tauler (starb 1361) wichtig. Auch wurde zu Ende dieses Zeitraums die Mathematik, Astronomie und

Digitized by Google

Mechanik von Deutschland aus fleißig theoretisch und practisch bearbeitet; daher mehrere der wichtigsten Erfindungen. Was aber bisher die deutsche prosaische Literatur sehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern und daher Kostbarkeit derselben, beschränkte Schulanstalten, die Befehdungen des Faustrechts und endlich die Abhängigkeit der Wissenschaften von den Mönchen und Geistlichen, in deren Händen sie blieben. Seit dem 14ten Jahrhunderte aber wirkten die überall neugestifteten höhern Lehrinstitute (s. d. Artikel Universitäten), und seit dem 15ten die Erfindung der Buchdruckerkunst so mächtig zu einer neuen Bildung hin, daß man selbst von ihnen neue Epochen der Literatur datiren muß. Erst durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie sie Deutschland vor allen übrigen Völkern sich erworben hat, und welche nur auf möglichst leichtem und allseitigem Umtausch der Ansichten und Kenntnisse beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieser neuen Bildung der Untergang des griechischen Reichs (1453), dessen Gelehrte nach Italien entflohen, und von hieraus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrsamkeit ausstreuten. Der freie Geist aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Universitäten aufregte, bewirkte und begünstigte die großen Bestrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche schon früher durch Verbreitung der sogenannten Humanioren die höhere Cultur förderten, gehört vorzüglich ein Rudolph Agricola (1442 — 1485), Lehrer an der Universität zu Heidelberg, Conrad Celtes (1459 — 1508), der erste gekrönte deutsche Dichter in Wien, der Polyhistor Johann Trithemius (1462 — 1516), vorzüglich aber Reuchlin, Professor in Tübingen (1454 — 1522) und Ulrich v. Hutten (starb 1523), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich war auch die Aufhebung des Faustrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künste und Wissenschaften, so wie die Gründung einer festern Reichsverfassung, und ein hoher Grad von Wohlstand sehr förderlich für die aufblühende freiere Cultur. III. Die Periode der neuern Literatur geht von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Man kann diesen Zeitraum füglich in folgende Unterabtheilungen eintheilen. 1. Von der Reformation bis zum Anfang des 30jährigen Krieges (1618). 2. Vom 30jährigen Kriege bis zum Ende des 7jährigen Krieges (1763). 3. Von da bis auf unsere Zeiten. — Von dem durch Wohlstand blühenden Churſachsen ging die große Revolution aus, welche alle geistigen Kräfte in freie Bewegung setzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derselben ermunterten zu gelehrter Ausbildung und übten die Geisteskraft ihrer Vertheidiger. Zu Luther dem ächten deutschen Manne, der die Freiheit des Geistes von willkührlichen Satzungen mit kräftiger deutscher Zunge predigte, und die Urkunden des Christenthums so meisterhaft in deutsche Sprache übertrug, daß man ihn von jeher mit Recht den Stifter der deutschen Prosa genannt hat (obgleich auch die deutschen Uebersetzungen der Classiker zur Bildung der Prosa beitrugen), verband sich der milde und gelehrte Schüler Reuchlins, Melanchthon; und wie jener öffentlich und mehr nach außen, so wirkte dieser mehr im Stillen durch Verbesserung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß zu einer freiern Bildung. Die protestantischen Fürsten, besonders die Churfürsten und Herzöge von Sachsen, unterstützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranstalten, besonders Schulen, welche auf

die Universitäten vorbereiteten (seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts), und Bibliotheken. Während in dem catholischen Deutschland die gelehrte Cultur durch kirchliche Vorurtheile, besonders mit Hülfe der Jesuiten, gehemmt wurde, boten sich Theologie und Philologie in den protestantischen Ländern, namentlich in Sachsen und seinem damaligen gelehrten Mittelpunkte, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegriff der protestantischen Kirche fester wurde, gerieth das philologische Studium (seit dem 17ten Jahrhundert) wieder in Verfall, und eine scholastische Polemik und polemische Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theosophie und Mystik in einen wohlthätigen Gegensatz trat. Früher hatte Melanchthon durch seine brauchbaren philosophischen Lehrbücher die barbarische Schulphilosophie zu ersetzen gesucht. Jetzt aber kam sie durch das Aufsehen, welches Peter Ramus erregte, wieder in Aufnahme. Die Mystiker aber schlossen sich theils an die Cabbala, auf welche der treffliche Reuchlin bei seiner Bearbeitung der hebräischen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Astronomie, welche damals fast nur Alchymie und Astrologie waren, an; an ihrer Spitze den berühmten Paracelsus, Val. Weigel, Jac. Böhme u. A. In den Naturwissenschaften thaten sich die Deutschen seit dem 16ten Jahrhundert hervor. Hier sind unter den ersten der große Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Conrad Geßner (seit 1542), der Vater der Naturgeschichte zu nennen. Die Chemie brachte der genannte Theophrastus Paracelsus (seit 1526) in eine bessere Form, und wandte sie glücklich auf Medicin an, erfand mehrere chemische Arzneien, die Mercurialpräparate und Opiate. Auch gewann die Heilkunst einige Fortschritte, so wie auch die Mathematik und Mechanik. Dürer schrieb sogar ein mathematisches Werk (über die Perspective) in deutscher Sprache. In der Astronomie ragten schon Nic. Copernicus und Tycho de Brahe, später Kepler hervor. Die Jurisprudenz wurde nur in der Methode, das römische Recht vorzutragen, verändert, und mit dem protestantischen Kirchenrechte vermehrt. Uebrigens wurde der Anfang eines deutschen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrerer Reichsgesetze seit dem 16ten Jahrhundert gemacht. Das Civilrecht fing mit mehreren Gesetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geschichte wurde weniger gebildet. Nur Carions deutsch geschriebene Chronik (1532) erregte ein allgemeines Interesse an dieser Wissenschaft, und wurde sogar in verschiedene Sprachen übersetzt; noch größeres Sleidans in lateinischer Sprache geschriebene Universalhistorie. Mehr wurde die Specialgeschichte cultivirt. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln, sondern auch die ausländische Geschichte zu cultiviren, und die magdeburgischen Centuriatoren schrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literärgeschichte begann mit Conrad Geßner; und schon im Jahr 1564 erschien ein Bücherverzeichniß von der Frankfurter Buchhändlermesse. Auch zwischen den Gelehrten selbst waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Gesellschaften und Correspondenz. 2. Der dreißigjährige Krieg drohte alle Cultur zu vernichten; indeß wurde dieser abwechselnd in verschiedenen Gegenden Deutschlands geführt, und es blieb daher den Gelehrten, obgleich sehr bedrückt, oftmals unterbrochen und ohne alle öffentliche Unterstützung, doch die Möglichkeit, in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen in der Literatur ihren Trost zu suchen. Ja, die

Digitized by Google

Bearbeitung der deutschen Sprache und Poesie erreichte sogar während desselben durch die sogenannten schlesischen Dichter, Mart. Opitz (1597—1639) ꝛc., Flemming, seine Zeitgenossen Adam Olearius Weckherlin, und durch die Stiftung mehrerer deutschen Gesellschaften (z. B. die fruchtbringende oder der Palmeriden, die Schwangesellschaft ꝛc.), einen neuen Flor. Höchst wohlthätig wirkte auf das erschöpfte Deutschland der westphälische Friede (1648), welcher der deutschen Verfassung eine festere Gestalt gab, und in dieser lag selbst wiederum ein Grund der deutschen Cultur. In den verschiedenen, besonders protestantischen, Territorien wurde durch Fürsten, die in der Sorge für Cultur und literarische Bildung wetteiferten, ein freies Studium und eine Denk- und Preßfreiheit begünstigt, welche wir in diesem Grade fast bei keiner andern Nation finden; keine Hauptstadt erhob sich zum Tribunal der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geistesfreiheit in dem aufblühenden preußischen Staate Schutz und Begünstigung. Man begann über einzelne Wissenschaften, z. B. Geschichte, Rechtswissenschaft, zu philosophiren, und dieses zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, so wie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. Pufendorf sind große Namen, welche hieher gehören, so wie Otto Guerike an der Spitze der deutschen Physiker glänzt. In der Theologie herrschte der crasseste Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutschen Literatur blieb immer dieses, daß auch in diesem Zeitraume die deutsche Prosa noch keine Selbstständigkeit erhielt. Zwar empfand man schon das Bedürfniß einer deutschen Sprachlehre (deutsche Sprache), und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Joh. Dan. Morhof (starb 1691) gehört, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutsche Sprache seit Chr. Thomasius zu wissenschaftlichen Vorträgen gebraucht. Allein immer blieb die deutsche Sprache mit fremden, vorzüglich lateinischen und französischen Wörtern geschmacklos vermischt. Mit dem Wachsthum des politischen Einflusses von Frankreich wuchs auch diese Sprachvermengung und die Nachahmungssucht in der deutschen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den Deutschen auftratt, Leibnitz (1646—1716) wollte seine originellen Ideen lieber in der französischen als in seiner Muttersprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Christian von Wolfs, welcher dieselben auch in deutscher Sprache faßte und ihr durch diesen philosophischen Gebrauch eine systematische Bestimmtheit mitzutheilen bemüht war. Diese Philosophie wurde von zahllosen Anhängern bearbeitet, von andern, z. B. Crusius, geprüft und so das Denken und Schreiben in deutscher Sprache ungemein gefördert. Von hieraus verbreitete sich Aufklärung (die wissenschaftliche deutsche Literatur) und systematisches Streben in alle Wissenschaften. Die Philologie, Jurisprudenz und Geschichte wurden systematischer behandelt. Die vermittelst Leibnitz gestiftete Akademie der Wissenschaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematischen und Naturwissenschaften. Ueberall gründeten sich literarische Gesellschaften und Vereine, und die goldene Zeit von Deutschland bis auf den siebenjährigen Krieg begünstigte den Buchhandel und die critischen Institute bis zur Lesesucht. Die systematische Ausartung wurde bald durch Liebhaberei für schöne Literatur verdrängt, durch welche die Deutschen, was ihnen noch fehlte, Rein-

Digitized by Google

heit und Geschmack in ihrer Muttersprache, nachholen zu wollen schienen. Hiezu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, und Gottsched, (1700 – 1766), der Sprachreiniger, der aber den süßlichen französischen Modegeschmack und die genielos zahme Poesie und Prosa einzuführen strebte. Glücklich arbeitete seiner Schule (die leipziger genannt) die zürchische unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Hagedorn, Gellert, J. E. Schlegel gaben der Muttersprache Leichtigkeit und Eleganz. Von einer andern Seite wurde die deutsche Kraft auf das classische Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Mat. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Ernesti, Christ u. A.) besonders seit der Stiftung der Universität Göttingen hingeleitet. Diese Bestrebungen reiften in dem dritten Zeitraume dieser Periode durch Lessing, Klopstock, Winkelmann, Heyne, Forster, Heinse, Hippel, die Stolberge, Claudius, Gerstenberg, Klinger, Thümmel, Moriz, Lichtenberg, Paul Richter, Herder, Wieland, Voß, Schiller und Göthe, Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Ersterer trat, mit Witz und Scharfsinn reich ausgerüstet, als Gegner des französischen Modegeschmacks und Stifter einer geistreichen Kritik und Prosa kräftig auf. Mit Recht sagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung), sein Geist, sein dialectischer Scharfsinn und polemischer Witz, seine ganze literarische Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungswürdiges Beispiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zustand der Literatur dauert. Winkelmanns Enthusiasmus für das Alterthum und die Kunst, in einem unsterblichen Werke dargestellt, als eine gewaltige Masse erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armseligkeit der damaligen literarischen Welt hingestellt, ist die Grundlage des Besten und Edelsten unter uns geworden. Klopstock hat in einer kraftvoll originellen Sprache gedichtet, und der Sprache den höchsten Schwung gegeben. Hiezu wirkte auch der Einfluß der englischen Literatur auf Deutschland, namentlich die Uebersetzung des Riesengeistes Shakespeare. Während Untersuchungen über die Sprache durch Adelung, Voß u. A. angestellt wurden, übte sich dieselbe in allen Gattungen der Wissenschaften und Poesie. Kritische Institute bemühten sich, das ungeheure Ganze der überströmenden deutschen Literatur zusammenzuhalten und in Uebersicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienste der Deutschen um eine gründliche Theologie (seit Michaelis und Ernesti, Mosheim, dann Reinhard, Schleiermacher, de Wette, Marheineke ꝛc.) und Philosophie (besonders Metaphysik) s. deutsche Philosophie), zu welcher F. H. Jacobi, Kant, Fichte, Schelling u. A. durch originelle Ansichten wirkten, der Philologie (man denke eines Heyne, Wolf, Hermann u. A.) Geschichtforschung (Joh. Müller, Woltmann, Schröckh, Schmidt, Eichhorn, Zschocke, Dohm, Hormayer, Niebuhr, Luden ꝛc.), Mythologie Creuzer, Kanne, Görres) und Kritik, der umfassendsten, welche je ein Volk gehabt, in der Geschichte der Literatur unauslöschlich seyn. Unzählig sind die originellen Geister, welche Deutschland in dieser Periode erzeugt hat; kein Volk kann deren so viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein so umfassendes Ganze ausgemacht, als bei den Deutschen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß sie über den Inhalt zu oft die Form vernachlässige und zu Extremen schnell übergehe. Weniger als der

Digitized by Google

Vorwurf der Schwerfälligkeit, Paradoxie, Vielschreiberei und Nachahmungssucht trifft der Vorwurf des Mangels an Phantasie. Nur daß die Gründlichkeit und Tiefe des deutschen Gemüths sich mit jener oberflächlichen und gefälligen Lebhaftigkeit der Franzosen kaum verträgt. Ueberhaupt aber ist bei den Deutschen das Wissen herrschend über die Darstellungskraft, und hat auch die Art der Aufklärung und Toleranz bewirkt, welche zur Irreligiosität führte. Ueberall endlich ist in Deutschland, selbst unter den niedrigsten Ständen, ein Grad wissenschaftlicher Cultur verbreitet worden, welcher dem Handeln des Volks, dem die Freiheit nach außen wiedergegeben worden ist, einen erhabenen Charakter aufprägen wird, so wie anderntheils zu hoffen ist, daß ein kräftiges Handeln, zu welchem das deutsche Volk durch die Revolution der Zeit genöthigt worden ist, das Wissen desselben kräftigen, die Speculationen desselben lebendig und anwendbar machen, die Religion wiederum erheben, von frömmelndem Formalismus reinigen und die Literatur mit frischer Kraft durchdringen werde. Wir verweisen übrigens die Leser dieser Uebersicht auf das interessante Werk der Frau von Staël über Deutschland, und auf das Urtheil eines Engländers über die deutsche Literatur in dem 52sten Stücke der Edinburger Review's, J. 1817 (deutsch in der Isis 1817), um zwei eigenthümliche Ansichten der Fremden von unserer Literatur kennen zu lernen.

Deutsche Malerei. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheins und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutschen Völker. Sinn für Kunst wurde hier zuerst durch sie geweckt. Die byzantinische Malerschule herrschte in allen ihren Verzweigungen auch am Rhein wie über dem ganzen Westen. Ihre orientalisch-düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhunderte; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plastik eilte auch in Deutschland der Malerei voraus, doch diese folgte fromm und emsig nach. Die Kennzeichen der Gemälde aus jener frühsten Zeit sind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, dessen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemustert war, und durch braune Umrisse und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt schien; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umrisse. Betrachten wir die verschiedenen deutschen Lande in dieser frühern Zeit, so war es in Oesterreich besonders der Abt Reginbald, der das Kloster zu Mure im Jahr 900 stiftete und die Liebe für Kunst weckte. Ihm folgten dort der heil. Thiemo zu Salzburg, und besonders Gisela, Königin von Ungarn und Gemahlin des heil. Stephanus, hierin, Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantinischen Kaiser schon kostbare Kunstgeschenke. Kaiser Carl IV. rief besonders viele geschickte Maler nach Böhmen, wo sich schon im Jahr 1348 eine Malerzunft bildete. Die schlesischen und mährischen Fürsten lebten in freundschaftlicher Verbindung mit den griechischen Kaisern. Der heil. Methodius, der im Jahr 863 als Missionär zu den Slaven geschickt wurde, wird als ein geübter Maler gepriesen, der seine Kunst zur Unterstützung des Bekehrungsgeschäftes gebrauchte. Die ersten schlesischen Bischöfe waren Italiener, welche die frommen Gemälde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Elisabethskirche und der Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch höchst merkwürdige uralte solche Gemälde. Das berühmteste Monument dieser Art ist aber die gemalte Hedwigstafel in der Kirche zu St.

Bernhardin in Breslau; auf dieser Tafel sind in 32 Vierecken lauter verschiedene Begebenheiten aus dem Leben der heil. Hedwig dargestellt. Im Jahr 1450 fing schon eine bedeutende Malerschule in Breslau an zu blühen, früher also noch als die nürnberger. In Baiern suchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die christliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte sich die Einführung der Malerkunst an die des Christenthums. In den Benedictinerklöstern wurden die Künste am eifrigsten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der letztere ein Mönch von St. Emmeran war, wurden als die größten baierischen Künstler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernsee zeichnet sich besonders durch seine herrlichen Glasmalereien aus. Als Maler des 15ten Jahrhunderts in Baiern wurden Gleißmyller, Maier, Mächselkircher, Füterer und Zawerhack gerühmt. In Franken finden wir die ersten Spuren der Kunst zu den Zeiten des heil. Bruno, der im Jahr 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiser Heinrich und seine Gemahlin, die heil. Kunigunde, beschützten hier die Künste sehr. In dem Kloster Heilsbronn findet man noch mehrere Gemälde aus den Zeiten des heil. Otto, Bischofs zu Bamberg, der 1139 starb. Nürnberg müssen wir besonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühsam-künstliche Bildschnitzerei sowohl als die Malerei sehr früh schon zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Malereien in der Marienkirche und in der St. Sebaldskirche daselbst sind merkwürdig. Zu den frühesten nürnbergischen Malern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wolgemuth. Es gab überdem viele treffliche Glas- und Miniaturmaler daselbst. In Schwaben wurde zuerst das Kloster Hirschau durch viele Kunstschätze berühmt. Sehr viele Klöster und Kirchen gaben der Kunst Gelegenheit, sich hier zu entfalten, so wie auch viele Handschriften hier mit köstlichen Miniaturen geschmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es schon früh kunstgeschickte Meister. Am Oberrhein wurde durch Carl den Großen der Sitz aller Cultur errichtet. Mainz, Trier, und ganz besonders Cöln waren die ersten Kunstsitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode vom Jahr 1153 bis 1350 für deutsche Kunst so wie für Poesie und Sprache entscheidend war. Damals blühte in Cöln die älteste deutsche Malerschule, welche die spätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und stiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meisten ihrer Gemälde sind auf Holz gemalt, welches erst mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinewand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen war. Die Farbenpracht erhielt sich darauf im wundersamsten Glanze. Das berühmteste Kunstwerk jener Zeit ist das herrliche Altargemälde im Dom zu Cöln, von welchem man nicht einmal bestimmt den Maler kennt; man schreibt es bald einem Wilhelm von Cöln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraff, Boisserée, Fochem und Bettendorf enthalten die köstlichsten Gemälde jener Kunstperiode. Friedrich Schlegel machte zuerst darauf aufmerksam. In Frankfurt zeichneten sich besonders die trefflichen Glasmaler aus. Auch blühte in gedachter Kunstperiode der dichtungsreichste der altdeutschen Meister, Hemmelink, dessen Werke voll Kühnheit und Gluth sind. In Hessen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erste

Digitized by Google

Beschützer der Kunst. Die alte Elisabethenkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmale uralter Kunst. In Sachsen beschützte Heinrich I. am frühesten die Künste. Nicht allein in Kirchen und Klöstern, sondern auch in zierlichen Handschriften und auf den in Nonnenklöstern gestickten Meßgewändern und Altarvehängen muß man die Kunstgebilde jener frühern Zeiten suchen. In Niedersachsen und Westphalen lebten zuerst ausgezeichnete Künstler in den Abteien Corvey, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es ist unglaublich, wie viele Kunstdenkmale aus dieser frühesten Zeit noch überall in Deutschland existiren; sie wurden sonst zu wenig beachtet, und in neuester Zeit werden sie überschätzt. Die fromme Gemüthlichkeit, die stille Einfalt dieser Werke soll geliebt und bewundert, aber nur nicht von Kunstjüngern nachgeahmt werden. Diese werden uns leicht alle Mängel der richtigen Verhältnisse, der Haltung, Perspective und Anatomie wiedergeben, ohne von dem innern Sinne durchdrungen zu seyn! — Eine zweite wichtige Kunstperiode war die Zeit für Deutschland, wo der tiefsinnige Albrecht Dürer, den selbst Raphael hochschätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der sich zuerst in Wolgemuths Schule und dann durch eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb sich schon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutschen Perugino nennen; seine Werke haben große Aehnlichkeit mit denen dieses Meisters, und beide standen auch im freundschaftlichen Briefwechsel. Lucas Cranach, geb. 1470, gest. 1553, stand von früher Jugend an im Dienste des sächsischen Churfürsten Friedrichs des Weisen, mit dem er 1493 nach Palästina zog; er genoß später die ausgezeichnete Freundschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen, den er sogar fünf Jahre lang ins Gefängniß begleitete. Seine Gemälde gewannen besonderes Interesse durch die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, die er darin anbrachte. Er hat viel Wahrheit und eine zarte Behandlung des Pinsels, aber seine Arbeiten sind äußerst hart, trocken und flach. Viele geschickte Maler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetste darunter war Hans Holbein, geb. 1495, gest. 1554. Diesen kann man wohl den deutschen Leonardo da Vinci nennen. Er arbeitete mehrere Jahre in England; fast alle Gallerien besitzen treffliche Werke von ihm; zu den berühmtesten gehören seine Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Meyer in der Dresdner Gallerie und sein Todtentanz. Ferner müssen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penz, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schooreel, Lucas von Leyden, Hemskerk, Füßli, Joan von Mabuse, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Christoph Schwarz, Rottenhammer, und besonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichsten Künstler der deutschen Schule im 16ten Jahrhundert nennen. Die mehresten waren auch Kupferstecher. Ihre Ideen waren oft sehr poetisch, bisweilen zu tiefsinnig allegorisirend. So fleißig ihre Ausführung war, so fehlte ihnen meist höherer Schönheitssinn, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkührliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge, und Gefühl für edle reine Idealform. Im 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts war die Kunst in Deutschland ganz gesunken. Mengs weckte zuerst wieder ein reineres Streben, er und Winkelmann sind die wahren Wiederhersteller der Kunst. Sein strenger Ernst wurde von seinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die

Digitized by Google

meisten neigten sich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen gefälligen Compositionen; wir nennen hier besonders Maron, Unterberger, Oeser und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tischbein aus Hessen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und sich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigsten neuern Künstlern. Sein Geschmack ist rein, sein Styl edel, seine Phantasie ungemein schöpferisch und dichterisch; er weiß in seinen geistvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Physiognomie zu geben. Seine Umrisse zu den Homerischen Gedichten sind berühmt. Füger stiftete eine treffliche Malerschule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitssinn und ächter Idealstyl zeichnen ihn besonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopstocks Messias sind berühmt. Hetsch in Stuttgart ist nicht allein selbst sehr geschickter Künstler, sondern er bildet auch manches jugendliche Talent. Wächter daselbst zeichnet sich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob ist grandios gedacht und ausgeführt; man könnte ihn den deutschen Garofalo nennen. Gerhard von Kügelgen, Professor an der dresdner Kunstakademie, gehört zu den sinnigsten und ausgezeichnetsten deutschen Künstlern. Seine Ideen sind außerordentlich schön und tief durchdacht; seine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italienischen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits sind eben so treffend wahr, als seine historischen Gemälde bedeutend und vollendet. Professor Hartmann in Dresden ist einer der wissenschaftlichsten jetzigen Künstler. Sein Aeneas, sein Hektor ꝛc. sind eben so trefflich in Zeichnung und Composition, als sein Eros und Anteros, sein Erlkönig ꝛc. dichterisch schön sind. Seine neuern Werke (mehrere Gesichte aus der Offenbarung) sind geistvoll und kühn, ahmen aber dem Michel-Angelo Buonarotti fast zu sehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben sprechende Wahrheit. Professor Matthäi zeichnet sich in Portraits aus, besonders in männlichen Köpfen, und hat schon in mehreren Altarblättern bewiesen, welch ein braver Zeichner und wie erfahren in allen technischen Theilen der Kunst er ist. Professor Rösler hat sich neuerlich in mehreren Gemälden aus der sächsischen Geschichte als einen denkenden und auf dem richtigsten Wege fortschreitenden Künstler gezeigt. Prof. Seydelmann steht einzig in seiner Geschicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verstorbene Graff gehörte zu den trefflichsten Portraitmalern. Prof. Weitsch in Berlin ist sehr geschickt in Behandlung sowohl, als Erfindung. Hummel und Nahl in Cassel verdienen die ehrenvollste Erwähnung. Retzsch in Dresden ist geistvoller Erfinder kleiner romantischer Scenen. Seine Skizzen sind schön. Vogel war der lieblichste Kindermaler; er hatte sehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, der gegenwärtig in Rom lebt, ist ausgezeichneter Portraitmaler; er gibt sich jetzt aber auch leider dem Streben nach altdeutscher Manier, welches so viele der genialsten jungen deutschen Künstler in Italien von dem wahren Wege der Natur und ächter Kunst lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachlässigung der Perspektive verführt. Die erste Richtung bekam dieser neu-alterthümelnde Kunstgeschmack durch die mystische Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftsteller. Göthe spricht in seinem zweiten Hefte über Kunst und Alterthum sehr gewichtige Worte dagegen, möchten sie offnen Eingang finden! Die Brüder Riepenhausen aus Göttingen, die

Digitized by Google

seit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten sich sonst sehr zu dieser Parthei, doch kehrten sie dem bessern Wege der Raphaelischen Schule seit mehrern Jahren wieder zu. Overbeck, Cornelius, Schadow der jüngere, Julius Schnorr, sind lauter höchst talentvolle, tieffühlende junge Künstler, die jetzt in Rom jenen Weg oder vielmehr Abweg befolgen. Möge der geschickte Rähe sich davon frei erhalten. Mit unendlich zarter Phantasie begabt war der frühverstorbene Runge, dessen liebliche Hieroglyphen, Arabesken wahre Dichtungen sind. Im Landschaftsfach zeichnen sich die deutschen Künstler Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Veith, Zingg besonders aus. Ein neues Fach schuf sich der geniale Friedrich in Dresden, welcher mystisch-religiöse Bedeutung in die Landschaftsmalerei zu legen weiß. Auch er verschmäht oft alle Kunstregeln, doch hat er den großen Vorzug, nur seiner oft düstern, aber stets erhabenen Phantasie zu folgen, und nicht altdeutsche Meister nachzuahmen, So bleibt ihm die interessanteste Eigenthümlichkeit. — Unter den Kupferstechern verdienen Chodowiecky, Müller, der Vater, in Stuttgart, und der leider so früh verstorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der Sixtinischen Madonna nach Raphael vollendete, Bause, Haldenwang, Jury, Darmstedt, Seyfert, Böhm, Bolt, Schwerdtgeburth und manche Andere sehr ehrenvolle Auszeichnung. Sehr geübte Zeichner sind Ramberg und Kolbe; ersterer hat eben so viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichsten Kunstsitze in Deutschland sind: Dresden, München, Wien und Berlin; an diesen vier Orten sind auch sehr bedeutende, Maleracademien. Um ausführlichere Kunde über deutsche Malerkunst zu bekommen, sind „Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden", „Göthe's Hefte über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayngegenden" und die Schilderungen der Boisserée'schen Sammlung altdeutscher Gemälde, sonst in Heidelberg jetzt in Stuttgart, ganz vorzüglich nachzulesen.

Deutsches Meer, gewöhnlich Nordsee genannt, ist das Meer zwischen Großbrittanien, Holland, Deutschland, Norwegen und Dänemark. Den Namen Nordsee hat es wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland erhalten. Seinen Flächeninhalt schätzt man auf 10,000 Q. M. Es hat Ebbe und Fluth, welche sich am stärksten an den Küsten von Holland und England zeigen, weil es hier am meisten eingeengt ist. Das Wasser ist salziger als das Wasser der Ostsee, und zeigt häufig den Glanz, über dessen Ursachen der Art. Mollusken nachzusehen ist.

Deutsche Musik. Von jeher äußerten die Deutschen große Fähigkeit und Neigung zum Gesange. Wie wild und roh auch ihre kriegerischen Gesänge seyn mochten, so fand sie doch Tacitus werth, als etwas Eigenthümliches an ihnen angeführt zu werden. Auch bei ihrem Götzendienste scheinen sie sich blasender Instrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der christlichen Religion vermehrte sich ihre Neigung zur Tonkunst; der lateinische Gesang wurde bei ihrem Gottesdienste eingeführt, und sie waren bald wegen ihres Gesanges und ihrer Geschicklichkeit im Spiel der Blasinstrumente (besonders der Zinken, Posaunen, Waldhörner und Trompeten) unter den Christen berühmt. Gesang und Unterricht im Gebrauche dieser Instrumente gehörte zu dem Schulunterrichte in dem Mittelalter, und wurde in

den Klöstern getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rabanus, soll den harmonischen Gesang in Deutschland verbessert haben. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmisation wurde von Bischöfen (im 17ten Jahrh.) eingeführt. Seit dieser Erfindung schritt die Musik rasch vorwärts. Franko von Cöln erfand in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts den Mensuralgesang. Seit dem 12ten Jahrhundert wurde die Musik durch die Minnesänger und späterhin durch die Meistersänger ausgeübt. Im 14ten und 15ten Jahrhundert wurde die Harmonie besonders in Frankreich und England gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienst viel beitrug. Doch finden wir auch in dem 15ten Jahrhundert fleißige und berühmte Contrapunktisten unter den Deutschen, z. B. Jacob Obrecht, Johann Bonadies ꝛc. An den Domkirchen wurden Cantoreien und mehrere Singschulen errichtet. Die Einführung der Figuralmusik zu Anfange des 16ten Jahrh. zog auch eine Verbesserung und größere Verbreitung der musikalischen Instrumente nach sich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutscher Künstler, das Pedalclavier. Die Verbreitung der Tonkunst wurde nun auch durch die Buchdruckerkunst befördert. Luther stellte den einfachen Kirchengesang wieder her, erwarb sich große Verdienste um den einstimmigen Choralgesang, und begünstigte die Musikanstalten in den Städten, besonders auf Schulen (die Stadtzinkenisten und das Thurmblasen kamen auf). Durch einige Volkslieder haben sich sehr gemüthliche Melodien aus dieser und der Zeit der Meistersänger erhalten. Auch scheint die Entstehung des deutschen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutschen Lustigkeit trägt, in diese, oder vielleicht schon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem 30jährigen Kriege wurde die Musik besonders von dem kaiserlichen Hofe zu Wien, von den Churfürsten von Baiern und von den Bischöfen begünstigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Instrumentisten zu geistlichem und weltlichem Gebrauche. Der Churfürst von Baiern hatte den berühmten Rolandus Lassus (Orlando Lasso) zum Capellmeister. Aber der 30jährige Krieg zerstörte viele herrliche Keime dieser Kunst. Jetzt wurde vorzüglich der eigentliche deutsche Marsch, welcher den gemessenen, aber kräftigen Gang der Deutschen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunst nach dem 30jährigen Kriege wieder auf, besonders an dem Hofe des Kaisers Maximilian und seiner Nachfolger. Hier bildete sich, vorzüglich durch Instrumentalmusik, seit dem 18ten Jahrhundert der Cammer- und Consertstyl, obgleich der Kirchenstyl noch die Oberhand behielt. Carl VI. hatte das größte bekannte Orchester. Fuchs und Caldara waren seine Capellmeister. Die deutsche Musik trat hier zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit auf, und hat sich seitdem von der italienischen immer unabhängiger gemacht. Gründlichkeit ohne Pedanterei, sagt Schubert (in seiner Aesthetik der Tonkunst), immer lachendes Colorit, großes Verständniß der Blasinstrumente sind der Charakter der sich hier bildenden wiener Schule. Noch höher stieg die Musik unter Maria Theresia, deren musikalischer Lehrmeister Wagenseil war. Und so wurde namentlich in Oesterreich die glänzende Periode der deutschen Tonkunst vorbereitet, welche Gluck, Mozart und Haydn herbeiführten. In Oesterreich hat sich noch jetzt die Musik in der größten Ausbildung erhalten, wie die Zahl ausgezeichneter Tonsetzer und Instrumentalisten, die dort leben oder ihre Bil-

Digitized by Google

dung erhielten, bezeugt z. B. Weigl, Abr. Stadler, Gyrowetz, Wranitzky, Seyfried und mehrere unten angeführte, wozu auch die Fertigung vortrefflicher musikalischer Instrumente viel beiträgt. In Sachsen blühte ebenfalls schon früh der Gesang; die Italiener nannten jeden Deutschen Sassone. In Dresden bildete sich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Hasse, Sebastian Bach, Händel, Homilius, Hiller, Raumann, Schweitzer, Benda, Wolf und Andere machten den sächsischen Namen in der Tonkunst groß. Die Schule der Tonkünstler in Berlin wurde vorzüglich durch Friedrich den Großen gestiftet. Graun (ein Sachse) wurde sein Capellmeister. Große Instrumentisten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermusik. Auch gingen aus dieser Schule große Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger hervor. Hier lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponist. Ihnen folgten ein Fasch, Reichardt, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutschen Tonkunst sind. Auch in Baiern und an den übrigen deutschen Höfen, z. B. Braunschweig und in den blühenden Handelsstädten, wurde überall die Tonkunst geliebt und beschützt. Tonsetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr, Poißl, gehören zu den ersten in Deutschland. Durch den Theaterstyl wurde die Musik zu dem höchsten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterstyl und die Concertmusik sich ausbildete, wurde der Kirchenstyl immer galanter, und mit dem Theaterstyl vermischt; man sah sich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenstücken zurückzukehren. Die deutsche Musik, die in großen tiefen Harmonien den romantischen Charakter der Tonkunst vorzüglich entwickelt hat, scheint am Ende des 18ten Jahrhunderts ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieser Musik etwas Gleiches an die Seite stellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Instrumentation und Fülle der Melodie setzten Italiener und Franzosen in Staunen. Unter den deutschen Sängern dürfen wir eine Mara, Schick, Häser, Fischer, Grünbaum, Milderhauptmann, Schmalz, Seidler, Wranitzky, Becker, Gervais ꝛc., einen Weixelbaum, Wildt, Gerstäcker, Bader, Moltke ꝛc. (Tenoristen), einen Fischer, Maurer, Strohmeyer ꝛc. nennen. Unter den Instrumentisten aber stellten die Deutschen ihre größten Meister auf, z. B, Beethoven, Hummel, Dussek, Wölfl, Eberl, Maria von Weber, Moscheles, Ries, Neukann, Spohr, Fränzel, Seidel, Möser, Kiesewetter, Hermstädt, Thurner, Dreßler, Fürstenau, Bohrer, Schunk (Waldhornist), die Romberge und viele Andere. In den letzten Jahren artete der Geschmack der Gebildetern in harmonische Ueberladung, welche den Gesang unterdrückt, Bizarrerie und Streben nach Originalität, vorzüglich seit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeschmack, der sich an einförmiger und unkräftiger Liedelei, vorzüglich durch die beliebte Guitarre befördert, einige Zeit ergötzte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechanische Seiltänzerei.

Deutsche Philosophie. Diese konnte nicht eher auftreten, als bis die deutsche Prosa einen gewissen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutschen ihre philosophischen Werke noch vorzugsweise in lateinischer Sprache schrieben, schlossen sie sich an die herrschende Philosophie, z. B. der Scholastiker, an, oder bestritten

dieselbe seit dem 15ten Jahrhundert, und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, durch ihre humanistische Kenntniß bessere philosophische Ansichten, geschöpft aus den reinen Quellen des classischen Alterthums (s. d. Art. deutsche Literatur). Die eigentlich deutsche Philosophie charakterisirt sich durch das rastlose Streben nach Systemen und Ableitung wissenschaftlicher Sätze von einfachen und möglichst umfassenden Principien und ihre cosmopolitische Richtung. Sie beginnt mit Leibnitz, geb. 1646 (s. d. Art.), dessen Ansichten Chr. Wolf zum größten Theil aufnahm, und in systemathischer Methode in Umlauf brachte (seit 1709). Leibnitzens Lehre von den angebornen Ideen, seine Monadologie und Theodicee, sein Bestreben nach einem höchsten Princip gab allen denkenden Köpfen seiner Zeit zu thun. Wolf stellte schon die philosophischen Wissenschaften in einem deutlichen encyclopädischen Zusammenhange auf; allein der Hauptfehler seiner Philosophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweisen (in der demonstrativen Methode) beschlossen glaubte. Seine unzähligen Schüler bildeten diesen Formalismus bis zum Ekel aus. Er fand an Chr. A. Crusius (seit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter seinen Anhängern aber finden sich mehrere Philosophen, welche einzelne Wissenschaften, besonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. J. H. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (s. d. Art.) u. A. Darauf bildete sich von 1760 — 1870 ein Eklekticismus in der Philosophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geistes zu einem Grundcharakter der neuen Philosophie erhob, bald den psychologischen Forschungen eines Locke. Durch Hume angeregt, suchte endlich der scharfsinnige Denker Immanuel Kant (seit 1780), mit welchem die neueste Philosophie (die zweite Periode der eigentlich deutschen Philosophie) beginnt, die Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker fest zu bestimmen und zu zeigen, daß die bisherige Methaphysik eine unhaltbare Wissenschaft sey. Dagegen machte er die Vorstellungen von Zeit und Raum, Ursache, Wirkung u. a. zu bloßen Verstandesobjecten, welche auf die Ideen von Gott keine Anwendung gestatten. Was aber die theoretische Kraft nicht leiste, leiste die practische, was sie aussage, sey das Gewissese. Obwohl nun der Gegensatz des Denkens und Seyns durch diese Lehre erst recht grell hervorgehoben wurde, so weckte doch diese Kritik den Geist eines freieren Philosophirens unter den Deutschen. Der kühne, kräftige Denker Fichte sah, wie diese Philosophie auf halbem Wege zu dem Idealismus stehen blieb, und stellte mit der strengsten Consequenz ein System des Idealismus auf, in welchem er aus einem Princip, dem Ich alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten suchte, — die Wissenschaftslehre. Diesem kühnen Unternehmen stellte sich die nicht aufzuhebende Natur und das originelle System Schellings entgegen (von Einigen die Identitätsphilosophie genannt), welches das Absolute an seine Spitze stellte, in welchem das Ideale und Reale eins, und von welchem dem Menschen, ein Wissen möglich sey. (Daher ist ihm die Philosophie auch Wissenschaft des Absoluten.) Dieses sind die Hauptsysteme der neuern Philosophie. Uebrigens zeigten sich nicht nur als Gegner der einzelnen derselben, sondern auch als Anhänger und Ausbildner derselben mehrere wackere Denker (z. B. Fries und Krug in Beziehung auf den Kriticismus Kants, Schulze, Reinhold u. A.); Andere trugen, aufgeregt durch den philosophirenden

Digitized by Google

Geist ihrer großen Zeitgenossen, ihre mehr oder weniger eigenthümlichen Ansichten vor, z. B. Bardili, Bouterwek, Hegel, Joh. Jac. Wagner, Salat. Diesen Systemen, wie überhaupt der systematischen Speculation, trat entgegen Fr. Heinr. Jakobi, Fr. Köppen, Weiller, Eschenmayer, welche an die Stelle des unmittelbaren Wissens den Glauben setzen. So scheint nach dem heißen Kampfe der Ansichten die Philosophie sich mit der Religion versöhnen zu wollen, ohne daß beide ihr eigenthümliches Gebiet verlieren. Viele haben den Wechsel der Systeme unter den Deutschen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber ist es, daß über die Wahrheit einer Ansicht nur dann vollkommen geurtheilt, und selbst der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn sie sich in Form des consequenten Systems dargelegt hat; und dies war das Bestreben der gründlichen Deutschen. Je mehrere und verschiedenere Systeme dann auftreten, desto umfassender wird die Einsicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte also der Deutsche von seinen Systemen erhalten! Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philosophischen Disciplinen (vorzüglich die Aesthetik), sondern alle Wissenschaft überhaupt durch diesen philosophischen Geist eine höhere Gestalt gewonnen haben, und von keiner andern Nation so sehr als ein einziges organisches Ganzes nach ihrer innern Verbindung und Verwandtschaft dargestellt worden sind, als von den Deutschen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenstand der Menschheit bei ihnen ohne wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist, — wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrschenden Systeme auf dieselben zu lächerlichen Paradoxien, Ausschweifungen und geschmackloser Pedanterei verleiten mußte, — endlich um eben deswillen keine neuere Nation einen solchen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung in Europa gehabt hat, als die Deutschen; weshalb wir sie mit Robertson mit Recht die Großhändler in der Gelehrsamkeit nennen mögen.

Deutsche Poesie. Auch in ihr offenbart sich der Charakter der Deutschen (s. deutsche Literatur), vorzüglich durch geistvolle Gemüthlichkeit in einer volltönenden, bildsamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entstehung fällt in Zeiten, wo die übrigen neueren Sprachen entweder noch gar nicht existirten, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Sie entstand aber, wie überall, viel früher als die Prosa. Man nimmt zweckmäßig drei Hauptperioden in der Geschichte der uns bekannten deutschen Poesie an; von welcher die erste mit der Einführung des Christenthums in Deutschland beginnt, und die Poesie des Mittelalters begreift; denn von den frühern Gesängen der Barden (s. d. Art.), von welchen Carl der Große eine Sammlung veranstaltet haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Gedichte, welche wir aus dem Mittelalter erhalten haben, zerfallen in zwei Hauptreihen: 1. die, welche einheimische Sagen und Dichtungen darstellen, 2. die, welche andern Fabelkreisen angehören. Die ersteren sind der Grundlage nach weit älter; wiewohl wir die frühere Behandlung derselben Stoffe nicht mehr haben. Ueberhaupt scheint Deutschland reich an poetischen Sagen gewesen zu seyn, aus denen sich eine Art von nationalem Epos bildete. Unter diesen, wie überhaupt unter allen deutschen Gedichten des Mittelalters (die beiden ältesten Gedichte aus dem 8ten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet sind kürzlich (Cassel 1812) durch die Gebrü-

der Grimm herausgegeben worden; die übrigen Gedichte aus dem fränkischen Zeitalter, wo der fränkische Dialect herrschend war, sind, wenige ausgenommen, nur ängstliche Uebersetzungen der Geistlichen), ragt das Originalepos der Nibelungen (zu Ende des 12ten oder zu Anfange des 13ten Jahrhunderts zum letzten Male bearbeitet) hervor, und ist mit Recht dem Homerischen Epos in Hinsicht auf nationale Eigenthümlichkeit an die Seite zu stellen (s. Lied der Nibelungen). Ferner gehört hieher die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen das Heldenbuch erhalten hat. In beiden ist national-deutsche Poesie. Zu den fremden Dichtungen gehören die aus der alten Mythologie und Geschichte umgestalteten vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, von Carl dem Großen und seinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Greal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kamen. Die ersteren waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälschen Dichtungen hingegen fanden, wie es scheint, an den Höfen größere Gunst, wo die Vorliebe für das Ausländische schon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländische nicht immer von so edelm Gehalte war. So volksmäßig als die einheimischen Sagen konnten sie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Hofsitten und des gebildetsten Ritterthums abgesehen war, dann wegen eines gewissen fremden Gepräges, das überall durchschimmert. Diese romantische Poesie, welche die Deutschen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den schwäbischen Kaisern, und wurde durch die sogenannten Minnesänger oder schwäbischen Dichter ausgebildet, (obgleich sie weder alle Schwaben noch lediglich Sänger der Liebe waren). Alle Umstände vereinigten sich in diesem Zeitalter, die Poesie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Industrie hatte Deutschland beträchtlich gewonnen, Fürsten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer, die Reichsstädte sammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geist. Der Provenzalen romantische Schwärmerei fand leichter Eingang in deutsche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundschaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantischen Geist nach Deutschland zu verpflanzen. Die Poesie, welche jenen Geist aussprach, begünstigt von den schwäbischen Kaisern, wurde ein Lieblingsstudium der höhern Stände. Die Minnesänger zerstreuten sich durch ganz Deutschland, und dichteten nicht nur lyrische Gesänge, welche sich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten*), sondern auch mehrere größere und kleinere romantisch-epische Gedichte. Sie sind größtentheils der provenzalischen Poesie der Troubadours, z. B. die Romane vom Lancelot, Parcival, Tristan ꝛc. frei

*) Auch hier springt die Eigenthümlichkeit deutscher Poesie in die Augen. Bei einem Volke, wie die Deutschen waren, sagt Bouterwek (Gesch. der Poesie und Beredsamkeit 9ter B.), konnte die Poesie der Liebe leicht etwas werden, was sie im classischen Alterthume nie gewesen war. Es läßt sich auch nicht wohl bezweifeln, daß diese Art von Poesie, die sich erst mit dem Ritterthum und in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutschen ausgegangen ist, die ihre angestammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des südlichen Europa's hinübertrugen. Doch hat keine von den neuern Nationen die romantische Poesie der Liebe mit solcher Religiosität behandelt, wie die Deutschen noch in den neuesten Zeiten.

Digitized by Google

nachgebildet. Doch gibt es auch in diesem Zeitraume schon mehrere Uebersetzungen der Alten, z. B. der Virgilischen Aeneis von Heinrich von Veldeck, des Ovid von Albrecht von Halberstadt, rhythmische Bibelübersetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (nach 1250), Uebersetzungen französischer Ritterromane, Iwain von Hartmann von Aue u. A. (S. übrigens die Art. Minnesinger, und Roman). In diese Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantische und komische Erzählungen und Legenden, seit kurzem von Müller, v. d. Hagen, Büsching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, — die meisten dieser poetischen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet von den spätern Romanen auch der unreguirte Reim — ferner, was die lyrischen Gedichte anlangt, die Minnelieder, von denen die Manessische Sammlung (von 140 Minnesingern von Bodmer herausgegeben, Zürich 1758, 4. 2 Bände), und die Tieksche Bearbeitung bekannt ist; so wie die vielen von Gräter, Wackherlin, Hagen, Büsching, Docen, Hoffstäter und Bennecken bekannt gemachten. Auch gibt es didaktische und satirische Gedichte dieser Zeit voll kräftiger Züge und kerngesundem eindringenden Verstand, unter welchen sich Fabeln, S. Boners Edelstein (herausgegeben v. Bodmer 1757 und Eschenburg 1810) und Sprachreime (Priameln späterhin genannt; s. Wackherlins Beiträge u. s. w.) auszeichnen. Seit Ende des 13ten, mehr aber noch vom Anfange des 14ten Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutschland) verschwand allmählig die romantische Poesie der Minnesinger in Deutschland von den Höfen und Burgen; die Poesie wandelte sich in Reime, und den Minnesingern folgte zu einer Zeit, wo in Deutschland Alles in Orden und Zünfte zusammentrat, die Zunft der Meistersänger (s. d. Art.), in deren meist nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unserer romantischen Poesie verhallte. Aber die Poesie verbreitete sich auch durch diese unter das Volk, und ihr ganzes Institut trug viel zur Ausbildung der niedern Stände bei. Das Zeitalter der Meistersänger setzen einige von 1317 bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fest. (Ueber den eigentlichen Unterschied der Minnesänger und Meistersänger s. Docens und Grimms Abhandlungen und ihre Recensionen, vergl. Bouterwek in dem angeführten Werke S. 212 und 271 u. ff.) Vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singschulen. Die ausgezeichnetsten unter ihnen sind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Allmar (Bearbeiter der epischen Fabel, Reineke der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs, und Hans Schnepper, genannt Rosenblüt. Auch gehören in diese Zeit der Satiriker Sebastian Brand (1458 — 1520), über dessen Satire, das Narrenschiff, von Geiler von Keysersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; späterhin Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere satirische Schriften, die Narrenbeschwörung, die Schelmenzunft ꝛc. Johann Fischart (s. d. Art.) aus Mainz, und Georg Rollenhagen (1542 — 1609) durch seinen Froschmäusler bekannt. Ueberhaupt offenbart sich in dem Zeitalter der Meistersänger eine überschwenglich komische und satirische Laune, wie sie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutschen zu finden ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und — Derbheit, welche den Deutschen angehörte. In diese Periode gehören die originellen Anfänge der dramatischen Literatur der Deutschen (seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts), wel-

che wir der Schule der Meistersänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mysterien, Dramatisirungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans Folz, ein Barbier, und Rosenblüt, ein Wappenmaler u. A. führten die Fastnachtsspiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, sondern in ganz Deutschland durch ihren kecken und lebendigen Witz vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu setzen, nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Volksdramen, wie z. B. Faust, blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu seyn durch die im 14ten Jahrhundert sich ausbildenden deutschen Volkslieder, welche sich durch ihre Mannichfaltigkeit im Stoffe, — indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen und Situationen des damaligen Lebens beziehen, — ferner durch ihren sinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch, wie auch andere lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476), nicht immer Product der Meistersänger. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war das Singen und Musiciren dem deutschen Volke Bedürfniß geworden. Dies erzeugte eine in allen Classen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen handwerksmäßigen Meistergesang gewissermaßen verdrängte. Im 17ten Jahrhunderte schadete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Ruin des Wohlstandes. In diesem Zeitraume (15 und 16tes Jahrhundert) fangen auch die epischen Gedichte an, allegorisch und historisch zu werden, z. B. Melchior Pfinzings Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größern romantischen Gedichten hatten sich früher schon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgesondert. Aus den ersteren entstanden die deutschen Volksbücher: die Melusine, Magalone und viele andere, welche bis auf unsere Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen sind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenspiegel. Groß wie ein Heros steht der kräftige Luther in diesem Zeitraume als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantische verschwand, und mit ihr beginnt 11) die neuere Poesie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutscher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, starb 1639) mit der sogenannten schlesischen Dichterschule steht. Die Zeit des Epos war dahin, und selbst das Nationalepos der Deutschen ziemlich vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatze entwickelte; sonach war der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach classischen Mustern, oder solchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabsank, und die Gallomanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigt. In diesem Zeitabschnitte finden wir mehrere Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, als deutsche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetisches Talent an diese, wie ein Jac. Balde (1605 — 1662). Dazu kam, daß der Geist des Alterthums noch nicht all-

seitig gefaßt war, daß die wichtigsten politischen und religiösen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit von der Poesie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutsche Poesie und Literatur am Ende dieses Zeitabschnitts von ihrem hohen Bestreben zurückgesunken war. Auch Opitz ahmte die Werke der Alten nach (er übersetzte auch des Sophokles Antigone in deutsche Verse, und bediente sich glücklich der metrischen Formen der südlichen Poesie), aber sein poetisches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche desselben die deutsche Poesie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einseitigen moralischen Tendenzen frei sprechen; aber seine religiöse Kraft ist erhebend und stärkend. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflichste. Zu seinen geistreichsten Nachfolgern, worunter viele religiöse Liederdichter bekannt sind, gehören A. Tscherning (1611 — 1659), P. Gerhard (1606 — 1676), F. v. Logau (1616 — 1664), A. Gryphius (1616 — 1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Ariost und Tasso übersetzte), und sein Freund Jul. Wilh. Zinkgraf (1591 — 1635). Nicht zu dieser schlesischen Schule gehören Georg Rudolph Weckherlin (geb. zu Stutgart 1587), ein Mann von großer poetischer Phantasie; der berühmte Paul Flemming (1606 — 1640), der durch poetische Kraft und Kühnheit Opitz noch hinter sich läßt, und als eine seltene Erscheinung dieses Zeitraums da steht; sein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Persischen übersetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Rist (1607 — 1667), der originelle Georg Phil. Harsdörffer, Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, die pegnitzische Schäfergesellschaft, welche 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach existirt, u. a., deren Daseyn das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Affectation aus. Mit dem Verlust der politischen Bedeutung Deutschlands, welche seit dem 30jährigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht niedersank, sank auch die deutsche Poesie wieder herab. Man strebte, die deutsche Poesie nun durch affectirte Nachahmung der Ausländer auszubilden, dies geschah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618 — 1679), einen witzigen, aber gemüthlosen Dichter, der den Geschmack des Marino und Aehnlicher in die deutsche Literatur einzuführen suchte. Er ward von seinen Zeitgenossen angestaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwülstigen Bilderborgen und Haschen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und die Stelle der Empfindung sollte eine unerträgliche, süßliche Empfindelei vertreten. In diesen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Casp. von Lohenstein (1635 — 1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalität in Behandlung seiner Muttersprache bei aller Ueberladung, Schwulst, rednerischen Antithesensucht und Sophistik nicht absprechen. Hätte es zu seiner Zeit in Deutschland eine Bühne gegeben, so wäre wahrscheinlich auch sein dramatisches Talent auf einem richtigern Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thusnelde, auf patriotische Ideen aufgebaut, vereinigt die seltenste Kraft und die kräftigsten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer verfielen in Bombast, Schwulst und klägliche Empfindelei, z. B. Heinrich Anselm von Ziegler

ler (1663 — 1697), Verfasser der asiatischen Banise, Barthold Feind u. A. Das vorzüglichste, was in diesem Zeitraum die Poesie hervorbrachte, waren noch die geistlichen Lieder, welche wir mehreren der oben angeführten Dichter verdanken. Diese Gestalt oder Ungestalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Einige, wie Wernike, bekämpften diese Schwulst durch Witz. Statt dieser sehen wir nun eine wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der einseitigen Richtung, welche die Verstandescultur der Deutschen in diesem Zeitraume nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Kanitz (1654 — 1699), Neukirch, Günther, Besser ꝛc. Geschmack finden konnte. Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedigende der bisherigen Poesie durch einen mit grober Heftigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwischen Gottsched, welcher nebst seinem zahlreichen Anhange den durch französische Poesie verwässerten Geschmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (der auch späterhin einige unglückliche poetische Versuche machte), und Breitinger, welche Opitz und seine Nachfolger lobpriesen. Zwischen dieser und der folgenden Periode aber, und gleichsam als Vorläufer des Bessern verdienen genannt zu werden: Joh. Elias Schlegel (geb. 1718), durch einige dramatische Versuche, Albrecht von Haller (1708 — 1777), durch seine Oden und Lieder, Hagedorn, der treffliche Gleim (1719 — 1803), Kleist (1715 — 1759), Ch. Fürchteg. Gellert durch seine naiven Fabeln und populären Lieder berühmt, und sein Freund Christian Felix Weiße, wegen seiner ersten deutschen Operetten, Lustspiele und Lieder geachtet. Schon wurde die Nachahmung französischer Muster durch die Nachbildung und das Studium der den Deutschen verwandteren classischen Werke der Britten (seit 1750) sehr beschränkt. Lessing (1729 — 1781) hat hier ein noch größeres Verdienst als Nemler (1725 — 1798); seine Kritik beförderte einen feineren Geschmack, und eine reinere Anerkennung und Würdigung dieser Dichter, so wie der Classiker aller Nationen, und gab der deutschen Poesie einen festern Standpunkt (s. d. Art. Lessing und deutsches Theater). Mit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts beginnt nun die neueste Poesie und Literatur mit Klopstock, der die Sprache zu höherem Fluge gebrauchte und beseelte; hohen Vaterlandssinn, religiösen Schwung und erhabenes Freundschaftsgefühl athmen alle seine Gedichte. Staunend blickten seine Zeitgenossen zu dem kühnen Deutschen hinauf, der nicht nachahmte, aber durch das Anschauen des classischen Alterthums begeistert, in hohen Weisen Gefühl verkündete und zum Erhabenen strebte. Seit Klopstock diesen Ton anschlug, erhob sich die deutsche Poesie mit neuer Regsamkeit; keine Gegend derselben blieb unbevölkert und man braucht nur die herrlichen Namen: Bürger, Hölty, Gerstenberg, Stollberg, Voß, Wieland, Herder, Schiller, Tiek und Göthe zu nennen, um den Deutschen mit Stolz an die Blüthe seiner poetischen Literatur zu erinnern, mit deren Vielseitigkeit sich kaum eine andere Nation messen darf. In dieser Periode der neuesten deutschen Poesie, die wir selbst erlebt haben, wurde vorzüglich das lyrische Gedicht (Salis, Matthison, Tiedge, Kind, Kuhn, A. Schreiber, Theod. Körner, und den genialen Rückert (Freimund Reimer, Maporn Schefendorf, G. F. Wetzel, Uhland, Hebel ꝛc.) das Drama (s. deutsches Theater) und der Roman (s. d. Art.) mit dem umfassenden Geist der neuen Bildung aufgefaßt und ausgebildet. Aber

der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung, während ein anderes Reich sich im Kampfe erhob, und die lange vorbereiteten politischen Revolutionen erschütterten die Gemüther. In dieser Erschütterung suchte der Deutsche überall nach einem Stütz- und Anhaltspunkte, und die Phantasie, die ihn über die öde Wirklichkeit erhob, suchte denselben bald in der geistvollern Nachahmung der alten Griechen und Römer (Schlegel, Apel), bald in der Welt der südlichen Romantik und ihren wohltönenden Klängen (Isidorus-Orientalis, W. v Schütz), bald, und vorzüglich seit den letztern Jahren, in der Erinnerung der alten deutschen Vorzeit und ihrer Poesie — denn kann der Edle seines würdigen Ursprungs wohl vergessen? (Wir erinnern nur an den ächt-deutschen de la Motte Fouqué.) Andre bauen sich kühn ihre eigene humoristische Welt, in welcher die Fäden jeder ursprünglich deutschen Bestrebung wie in einem kunstvollen Labyrinthe zusammenlaufen (J. Paul Richter, Hoffmann, v. Arnim ꝛc.) — und jetzt fragt ein jeder Gebildeter; was wird nun kommen? Wer aber der deutschen Nation Kraft und Charakter kennt, der glaubt mit Zuversicht, daß das Streben der gegenwärtigen Zeit und der bestandene Kampf der Völker um eine würdige Existenz, in welchem Deutschland eine Hauptrolle spielte, die Blüthen einer neueren und kräftigern Poesie, welche sich schon im Keime zeigt, reifen und ans Licht der Sonne treiben wird. Nicht ohne einen bleibenden Nachklang mag das Große und Gewaltige vorübergehen. T.

Deutsche Prosa. Zu dem, was wir in dem Artikel deutsche Literatur von dieser gesagt haben, fügen wir noch folgendes hinzu. Die deutsche Prosa wurde durch Herrschaft der fremden, d. i. der lateinischen und der romanischen, Sprachen lange Zeit von derjenigen Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, welche jede Sprache erst als Schriftsprache erhält. Die ersten Beiträge zur Bildung derselben finden wir in den Uebersetzungen (vom 11ten Jahrhundert an). Ein freieres Feld eröffnete sich ihr, seitdem man deutsch predigte (denn die Kanzelberedsamkeit ist fast der einzige Zweig der öffentlichen Beredsamkeit bei den Neuern) und polemisirte*), später als man die Wissenschaften in deutscher Sprache bearbeitete und vortrug (seit Thomasius 1694). Darum ist auch der didaktische Vortrag der herrschende in der deutschen Prosa geblieben. Diesem zunächst ist der historische und erzählende am meisten von den Deutschen ausgebildet worden. Es genügt hier nur noch, die wichtigsten und geistvollsten der neuern Prosaiker der Deutschen, deren Werke classisch genannt werden können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuen deutschen Prosa: Lessing, der große Theolog Lor. Mosheim, Vater der neuern deutschen Kanzelberedsamkeit (geb. 1694, st. 1755), und seine Nachfolger, Jerusalem, Andr. Cramer, Spalding, Zollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanstein, Nibbeck, Stolz, Löffler, Schleiermacher, Niemeyer, Ammon, Marezoll, Schatter, Veillodter, Harms, Dräseke, Krummacher, Schuderoff; ferner ein Winkelmann (st. 1768), Justus Möser (st. 1794), Helf. Pet. Sturz (st. 1779), Dusch, Joh. Casp. Lavater (1801), M. Heinse, Georg Forster (s. d. Art.), Lichtenberg, von Zimmermann, Engel (st. 1802), Moriz, Sulzer (st. 1779), Thom. Abbt (st. 1776), Garve (st. 1798),

*) Es ist bemerkenswerth, daß mehrere deutsche Prediger zugleich Satiriker waren z. B. Geyler von Kaisersberg, Murner ꝛc. (s. d. Art. deutsche Poesie).

Moses Mendelssohn (st. 1763), Musäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, von Thümmel, Klinger, J. P. Miller, Kotzebue (s. d. Roman), die Gebr. Schlegel, besonders A. W. Schlegel, in der Gesch. Spittler, Heeren, Eichhorn, Joh. Müller, Joh. R. Voigt, Posselt, Schiller, Woltmann, Plank: in dem philosophischen Vortrag Kant, Heidenreich, Fichte (Reden an die deutsche Nation, Muster kräftiger Beredsamkeit), Schelling (z. B. Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst), Fried. Heinr. Jacobi, Steffens (über die gegenwärtige Zeit), der wahrhaft populäre Matth. Claudius, Voß, E. M. Arndt, Görres u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Niemeyer, Jacobs, Delbrück, ja selbst in der Bearbeitung specieller wissenschaftlicher Gegenstände, Feuerbach, Zachariä; in der Schilderung der Natur: von Humboldt, und im Kleinen, Matthison.

Deutscher Orden, s. deutsche Ritter.

Deutsches Recht (jus germanicum). Wir verstehen unter deutschem Recht in weitem Sinn den Inbegriff der auf positiven Gesetzen und auf Gewohnheiten der Völker deutscher Abkunft beruhenden Rechtsgrundsätze, mögen jene Gesetze und Gewohnheiten auch zu einer Zeit statt gefunden haben, wo diese Völker sich nicht innerhalb der Gränzen des nachherigen deutschen Reichs aufhielten. In dieser Bedeutung gehören dazu die Gesetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Baiern Friesen, Sachsen, Angeln, Burgunder, Gothen, Longobarden, so wie die Capitularien der fränkischen Könige. Im engern Sinne aber versteht man darunter nur diejenigen Rechte, welche innerhalb der Gränzen des deutschen Reichs entstanden sind, und wenigstens für gewisse Zeiten und Orte gegolten haben. Man unterscheidet ein deutsches Staats- und ein deutsches Privatrecht. Letzteres zerfällt wieder in das gemeine und besondere, je nach dem es für alle oder nur gewisse deutsche Länder, für alle oder nur gewisse Personen oder Stände, für alle oder nur gewisse Rechtsgeschäfte gültig gewesen. Der Zeit nach kann man ein altes, mittleres und neues deutsches Recht unterscheiden. Das alte deutsche Recht ist dasjenige, welches bis zum Erlöschen der Carolinger galt. Die Quelle desselben sind die oben erwähnten ältesten deutschen Gesetze und die Geschichte. Das darauf folgende mittlere deutsche Recht floß ursprünglich aus alten deutschen Gewohnheiten, welche in den Schöppenstühlen (besonders zu Soest, Halle, Cöln, Lübeck, Magdeburg) sich weiter ausbildeten und seit dem 13ten Jahrhundert in mehrere Sammlungen gebracht wurden, von denen der Sachsen- und der Schwabenspiegel (s. beide Art.) das größte Ansehn erlangten. Doch dienen sie alle, so wie die in einzelnen deutschen Ländern und Städten unter öffentlicher Autorität eingeführten Landrechte (z. B. das jülichische, österreichische, friesische, emsiger, femarnsche, baierische, ditmarsische) und alten Stadtrechte (z. B. das soestische, strasburgische, stadische, lübeckische) nebst den Weisthümern d. h. den im Mittelalter zwischen Landesherrn und Gemeinden über Gegenstände des öffentlichen und Privatrechts geschlossenen Verträge, als historische Erkenntnißquelle des mittlern deutschen Rechts, dessen noch jetzt fortdauernder unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit nicht präsumirt wird. Das neuere deutsche Recht endlich beruht theils ebenfalls auf Gewohnheitsrechten, theils auf allgemeinen deutschen Reichsgesetzen, als da sind die Reichsabschiede und Reichsschlüsse, besonders der Landfrieden, die Kammergerichtsordnung, die Notariats-

Digitized by Google

ordnung, die Reichspolizeiordnungen, der westphälische Friede, die Wahlcapitulation u. s. w. theils auf den Gesetzen einzelner Länder, Städte und Gemeinheiten. Zwar haben Eckhard, Hufeland und Andre überhaupt das Daseyn eines gemeinen deutschen Privatrechts geleugnet; aber Selchow, Pütter und Runde haben diese Meinung mit siegenden Gründen bestritten. Denn wenn auch seit der Zeit, wo fremde Rechte die mittlern deutschen Rechtsgewohnheiten dergestalt verdrängten, daß ihre Gültigkeit nicht mehr vorausgesetzt wurde, sondern sie vielmehr nur als allgemeingültige Abweichungen von den fremden Privatrechten anzusehen waren, kein die wissenschaftlichen Gränzen des Privatrechts ausfüllendes gemeines deutsches Recht vorhanden war, so kann doch auch einer Sammlung solcher Abweichungen dieser Name beigelegt werden, und selbst nach Auflösung des ehemaligen deutschen Reichsverbandes ist die fortwährende Gültigkeit dieses Rechts allenthalben zu vermuthen, wo nicht schon früher oder seitdem besondere Gesetze es aufgehoben haben. Unter den zahlreichen Schriftstellern über das deutsche Privatrecht nennen wir nur Runde und dessen Commentator Danz. Das vernemlich durch Pütter und Leist systematisch bearbeitete deutsche Staatsrecht hat mit Aufhebung des deutschen Reichs seine unmittelbare praktische Anwendbarkeit verloren; das vornehmlich von Moser bearbeitete Territorial-Staatsrecht der einzelnen deutschen Länder aber die vielfachsten Abänderungen erlitten. Das vermeintliche Staatsrecht des rheinischen Bundes, welches Zachariä wissenschaftlich behandelt hat, ist mit diesem Bunde erloschen.

Deutsche Ritter, auch deutsche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande gestiftet, und, weil nur Deutsche von gutem Adel darein aufgenommen werden konnten, der Deutsche genannt. Der ursprüngliche Zweck desselben war, die christliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchsten Gipfel seiner Macht hatte er am Anfange des 15ten Jahrhunderts erreicht, wo er sich von der Oder bis zum finnländischen Meerbusen erstreckte, und seine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verschwendung und Zwiespalt allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung bestand in einem schwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz an silbernem Bande getragen wurde. Der Hochmeister (Deutschmeister, Großmeister), d. i. das Oberhaupt dieses Ordens, wohnte Anfangs zu Jerusalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um das Jahr 1229 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die christliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeister seinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war so drückend, daß sich Vorder-Preußen schon im 15ten Jahrhunderte an Polen ergab. Auch für Hinter-Preußen mußte der Orden die polnische Lehnsherrschaft anerkennen, und als er sich derselben zu entziehen suchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher sich damit endigte, daß er auch Hinter-Preußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Her-

zogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz zu Mergentheim, und war ein geistlicher Fürst. Die Besitzungen dieses Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denn ein Landcommenthur vorstand, lagen in verschiedenen Ländern zerstreut. Durch den preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiser von Oesterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des Deutschen Ordens. In Folge des wiener Friedens von 1809 wurde der deutsche Orden und mit ihm das Hoch- und Deutschmeisterthum völlig aufgehoben, und die Güter desselben sind den Fürsten anheim gefallen, in deren Landen sie sich befanden. Mergentheim wurde dem Königreiche Würtemberg einverleibt.

Deutsche Sprache ist ein Zweig der alten germanischen Sprache, von welcher es drei Hauptarten gibt: die nordische, teutsche oder deutsche, nach Einigen von Deute, Diete, d. i. Volk, Leute, nach Andern von den Teuten oder Teutonen, und die mösische. Zu der Nordischen gehört 1. die scandinavische, a) schwedische (die ältere schwedische heißt sweo-gothisch), b) die dänische, und 2. die isländische. Zu der deutschen gehört 1. die fränkische, alemannische oder theotische von welcher a) das Schwäbische des Mittelalters, b.) das jetzige Hochdeutsche und c) das sogenannte Cimbrische, stammen; 2. die sassische, sächsische Sprache, von welcher a) die angelsächsische (davon die englische), b) die niedersächsische Sprache, plattdeutsche und holländische, stammen. Von der mösischen oder mösogothischen stammt die Sprache der Uhlanen in der Crim. Die eigentlich deutsche (teutsche) Sprache zerfällt also schon im grauen Alterthum in zwei Urdialecte, die sich wieder in mehrere Provinzialdialecte auflösen, welche durch mancherlei Modificationen in einander übergehen. So sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und grammatischen Formen dieser Dialecte von einander abweichen; so haben doch im Ganzen alle dieselben Wörter und folgen derselben Grammatik. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weitern Zusatz von der deutschen Sprache redet, bloß an das Hochdeutsche, die allgemeine Sprache der Literatur und höheren Stände *). Ueber den Ursprung der deutschen Sprache weiß man nichts Zuverlässiges. Einige wollen

*) Bei Adelung ist Hochdeutsch die bloße obersächsische Mundart; am besten versteht man aber darunter die geläuterte Sprache der Hochdeutschen, wie sie nach Luther und Opitz die vorzüglichsten Schriftsteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch sie auch Eingang in die feinen Gesellschaften aller Gegenden fand, wo man deutsch redet. Man setze also dem Niederdeutschen nicht das Hochdeutsche, sondern, wie es bereits 1701 der wackere Bödiker gethan hat: dem Oberdeutschen entgegen. Dieser treffliche Grammatiker sagt §. 76. seiner neuvermehrten Grundsätze der deutschen Sprache: „Ich theile die deutsche Sprache innerhalb Deutschlands ab, 1. in die niedersächsische, 2. obersächsische und 3. hochdeutsche. Zum Niedersachsen, was die Sprache belangt, gehören die Brandenburger, Anhalter, Harzländer, Braunschweiger, Lüneburger, Westphäler, Nieder-Rheinländer, Jülicher, Clever, Friesen, Oldenburger, Bremer, Nieder-Elber, Holsteiner, Mecklenburger, Pommern, Preußen, Liefl-, Curländer, Esthen. Zu den Oberländern werden gerechnet die Obersachsen, Meißner, Lausnitzer, Schlesier, Mährer, Oesterreicher, deutsche Ungarn und Siebenbürger, Tyroler, Steyrer, Kärnther, Bayern, Schwaben, Schweizer, Elsasser, Oberrheinländer, Franken, Hessen, Vogtländer, Thüringer, deutsche Böhmen.

sie aus der indischen, Andere aus der persischen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinschaftlichen Ursprung mit der griechischen, ja Morhof leitet sogar die griechische Sprache aus der ältesten deutschen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der deutschen.) „Die Untersuchung der beiden Sprachen," sagt Voß, „ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kindheit der teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgriechischen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begeisternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geschichte zeigt uns in diesem thrakischen, oder, wie man später es nannte, scythischen Nordlande ein deutsches Geschlecht, Gothen am schwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Aehnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit, zur höchsten Ausbildung, die nördliche sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermischten, kraftvollen, und aus innerem Trieb sich bildenden und veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechischen wetteifern darf." Daß die deutsche Sprache eine unvermischte Stammsprache sey, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentlichen Vermischung mit andern entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und nach Adelungs Bemerkung auch aus der, ihr besonders eigenen, Eigenschaft, daß in jedem Worte die Stammsylbe allemal den Hauptton hat, die Nebensylben aber entweder ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dieser ältesten Periode unserer Sprache nur wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meist Eigennamen; jedoch auch dies Wenige schon reicht hin, uns zu überzeugen, daß sie schon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt besteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. Daß dies eine sehr rauhe Art müsse gewesen seyn, erhellt aus den Zeugnissen anderer Nationen. Mela sagt, daß ein römischer Mund diese Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius versicherte, der Klang derselben errege Schauer. Wahrscheinlich bestanden sie aus gehäuften harten Consonanten, starken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Uebrigens läßt sich schließen, daß sie reich war in Bezeichnung sinnlicher, arm in Bezeichnung nichtsinnlicher Gegenstände, in deren Gebiet sich der Sohn des Waldes wohl nicht verstiegen hatte. Wie es dabey um die Barden gestanden habe, die man in diese Periode setzt, das ist eine Frage, auf deren Beantwortung wir um so weniger einzugehn brauchen, je problematischer es ist, ob die Barden den Germanen überhaupt angehören. Gesetzt, sie hatten welche, so hatten sie aber doch keine Schrift und Literatur. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechselten, Gothen, die sich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnsitz in Mösien, der heutigen Walachei, Möso-Gothen hießen, zeigt sich davon, wahrscheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erste Spur um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Ulfilas, ein vornehmer Gothe, auf dessen Veranlassung seine Landsleute die christliche

Die hochdeutsche Sprache ist keine Mundart eines einzigen Volks der Deutschen, sondern aus allen durch den Fleiß der Gelehrten zu solcher Zierde erwachsen und in ganz Deutschland üblich."

Religion annahmen, suchte gegen 360 die Schreibkunst einzuführen, und übersetzte, da er Bischof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangelisten und ein Stück des Briefs an die Römer sind davon auf uns gekommen (s. Ulfilas), und wir finden in jener Sprache eine Art von Hochdeutsch mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thrazischen Wörtern gemischt, in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Dialecten überhaupt nicht wesentlich verschieden. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas ist der dem griechischen ähnliche Dualis. Wie die Sprache sich vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon die Zahlwörter ains, twai, thrins u. s. w. Auch findet man mehrere angelsächsische, noch im Englischen vorhandene Wörter, das Hochdeutsche aber, als die eigentliche Basis, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen deutschen Literatur, und somit auch der schönern Sprachbildung, bricht jedoch erst im 8ten Jahrhundert, mit der Zeit Carl des Großen, an. Was bis auf diese Zeit spärlich von Schriftstellerey erschien (s. Kochs Compend. der deutschen Lit. Gesch. I., 18 bis 20), waren meist Uebersetzungen aus dem Kirchenlatein, die sich ihren Originalen so sclavisch anschmiegten, daß sie nicht nur die lateinischen Constructionen, sondern sogar die Beugung der Wörter nachformten. Die Mundart, in welche sie übersetzten, war die oberdeutsche, aber nach der rohen Aussprache des Volks geschrieben. Doch fallen auch in diese Zeit die Liedersagen, durch welche die Sprache schon eine poetische Bildung erhielt. Mit Carl beginnt die sogenannte fränkische Periode (von 768 bis 1137), in welcher des Guten viel geleistet wurde, da Carl nicht bloß durch Eroberungen und Staatskunst, sondern auch durch das, was er für Cultur that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutsche Namen bei, ja fing selbst eine deutsche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poesie und Wissenschaft zu befördern. Indeß waren die Fortschritte doch nur langsam, und zeigten sich erst unter seinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht sagt Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Aussprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Wesen der deutschen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hier stehen: Kescrip, Geschreib; Keschrifti, Schrift; Scap, Scaf, Schaf; erkipit, ergibt; chaldan, halten; Unchuschida, Unkeuschheit; aikan, eigen; piscauuohe, beschauen; scuunto, schauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer Declination: Weg, Weges, Wege, Weg; Pluralis; Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. Eben so variiren die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort Haben, ist noch gänzlich unbekannt. Nur allmähligen Fortschritt machte die Bildung der Sprache auch unter den sächsischen Königen (912 bis 1024), unter denen die Nonne Roswitha (Fräulein Helena von Rossow), Notker Labeo u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit kein so hervorstechendes Genie war, daß es für die übrigen gesetzgebend geworden wäre, so kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an den Schriftstellern dieser Zeit Mangel an Gleichförmigkeit in Ansehung der Beugungen und Endungen der Wörter. Eben so ging es unter den fränkischen Kaisern (1024 bis 1136), in welcher Zeit Willeriam oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im J. 1075 verstorbenen Erzbischof zu Cöln Anno sich auszeichnen. Besonders dies letzte Gedicht verkündigt in

Poesie und Sprache die Nähe eines schönern Zeitalters für beide, welches unter den schwäbischen Kaisern aus dem hohenstaufischen Stammhause aufblühte, und die schwäbische Periode der Minnesänger umfaßt. Merkwürdig ist die Veränderung, die durch dieselbe in der Sprache erfolgte, indem der fränkische Dialect, der bis daher geherrscht hatte, von dem alemannischen oder schwäbischen verdrängt wurde. Das neue schwäbische Deutsch nahm die unvollkommne Cultur des fränkischen leicht in sich auf, und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebene poetische Denkmäler dieser Zeit machen anschaulich, wie das Fränkische nicht auf einmal, sondern nur unvermerkt nach und nach schwäbischer wurde. Die breiten Diphthongen der schwäbischen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen scheint. Eine Menge schallender Selbstlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat sie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipsen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und setzt mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eins zusammen. Die Schwierigkeit bei ihrem Lesen entsteht in der Menge Wörter, die untergegangen, oder solcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich von der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zusammensetzung. Mehrere poetische Uebersetzungen trugen zur Vervollkommnung des deutschen Ausdrucks ebenfalls das ihrige bei. Nach und nach verlor der schwäbische Dialect sein Ansehn in Deutschland, und beinahe alle deutsche Dialecte traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meistersänger begünstigte die freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachsens gemüthvollen Darstellungen keineswegs verkennend, muß man doch sagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen wesentlichen Gewinn zog, denn weder der Reichthum, noch der Nachdruck der Sprache wurden befördert; höchstens gewann durch diese Sängerschule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies sollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward die Bibel zu lesen, da man, um predigen und Prozesse zu führen, seine Kraft einer fremden Sprache weihte, verwilderte mehr und mehr die so bildsame Muttersprache. Diese Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß sagt, voll des begeisternden Entschlusses, daß sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen sollte, die neu verdeutschte Bibel in jeder Ausgabe, die Psalmen wohl sieben Mal von 1518 bis 1545, sorgfältig besserte, und aus dem Gemeinern zum Edleren, als zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredsamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutsche Sprache zur Gesetz-, Geschäfts- und später auch zur wissenschaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachlässigung die fortbildenden Väter: zuerst der männliche Opitz, der den Musen des Alterthums und der Fremde reineren Gesang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenstein, der in seinem Arminius und Thusnelda einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der gesellige Hagedorn, der die in Studirstuben etwas ersteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen verstand. Seit Ende des 17ten Jahrhunderts wurde durch Einfluß der französischen Sprache und Herrschaft die deutsche verdorben. Die Sprachmengerei stieg auf den höchsten Gipfel in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, und die

französische Sprache wurde herrschend. (Vergl. Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem Rastadter Frieden, dargestellt von Radloff. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottsched und seine wässerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutschen Sprache gestifteten, Orden, geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Gesellschaft der Pegnitzschäfer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Gesellschaft u. a.), zeigte mindestens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Producte der Gottschedischen Schule vor sich gehabt, so ließe sich die Verachtung, die ein deutscher König der deutschen Sprache in einer französischen Schrift widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erschien zu einer Zeit, der nicht nur Besseres bereits vorhergegangen war, sondern in welcher auch Klopstock, Lessing, Wieland, Engel u. A. durch Veredelung des poetischen und prosaischen Ausdrucks den Deutschen den Rang eines wohlredenden Volkes unbestreitbar erworben hatten. Schon als jene Schrift (de la littérature allemande. Berl. 1780.) erschien, zeigte besonders Wezel mit siegenden Gründen (über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen. Leipzig 1781), daß wir, weit entfernt, uns schämen zu müssen, vielmehr zu gerechtem Stolze berechtigt seyen. Wie viel aber gewann nicht unsere Sprache seitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Lese jeder Deutsche, der seinem Vaterlande noch nicht ganz entartet ist, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlagen zur Poesie. 2 Bde. Leipzig 1806. Dreierlei ist es besonders, was den Geist der deutschen Sprache charakterisirt: ihre Bildsamkeit, in der ihr beiwohnenden unerschöpflichen Kraft bestehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungssylben, so wie durch Wortzusammensetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter übersteigt auch die reichste der noch lebenden Sprachen, und mehrt sich bei der Freiheit unserer Dichter und Prosaiker fast täglich; endlich ihre Universalität, d. h. das Vermögen, den Geist aller gebildeten Sprachen zu umfassen und das Beste jeder sich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte so wie bei uns Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakespeare's, Calderons Schauspiele wie Schlegel, Voß und Gries, Ariosto's, Tasso's Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Versuche, ausländische Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen seyn, für das, wessen unsere Sprache fähig ist, beweisen sie doch. Und wie viel mehr würden sie noch leisten können, wenn wir nicht einseitig uns zu sehr beschränkt hätten? Es ist in der That ein großer Verlust, daß das sogenannte Hochdeutsche allein Schriftsprache geworden ist und das Niederdeutsche so sehr verdränat hat. Wer weiß aber, wozu die Versuche von Voß in plattdeutschen Idyllen, Hebels alemannische Gedichte, Grübels Gedichte in nürnberger Mundart u. a. m. uns noch führen. Gewiß ist, daß Adelung sehr Unrecht hatte, alle, die deutsch lernen wollten, bloß nach Meißen zu schicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unserer Sprache umfassen soll, muß alle Mundarten berücksichtigen, und nächst den Idiotiken auch die Glossarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexicalischer Hinsicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stosch und Eberhard geleistet haben, es sind treffliche Vorarbeiten. Die erste deutsche Sprachlehre schrieb im 16ten Jahrhunderte Valentin Ickelsamer unter

dem Titel: Teutsche Grammatica, darauß einer von ihm selbs mag lesen lernen. Die neuern vorzüglichsten Sprachlehren sind von Adelung, Heynatz, Moritz, Roth, Hünerkoch, Reinbeck und Heinsius. Durch Werke, wie Klopstocks grammatische Gespräche, die Schriften von Radlof, Voß Zeitmessung und ähnliche kann unsere so bildsame Sprache nur noch gewinnen. d.

Deutsches Theater. Man kann von diesem nicht sprechen, ohne die dramatische Poesie der Deutschen und ihre Schauspielkunst zugleich zu berücksichtigen, in sofern wir nämlich unter Theater das Ganze dramatischer Darstellungen unter den Deutschen begreifen. Wie sich aber Alles aus einem roheren Zustande allmählig entwickelt, so bildete sich auch das deutsche Theater nur allmählig aus und fängt mit marionettenartigen Schaudarstellungen aus dem Stegreife, Puppenspielen, ohne theatralische Vorrichtung, an. Vielleicht gehen diese bis ins 13te Jahrhundert hinauf. Die Carnevalsmummereien gaben von selbst dazu Veranlassung. Biblische Geschichten, dramatisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die ersten Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Rosenplüet (die ersten Fastnachtsspiele, welche gedruckt wurden), im 16ten von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayrer (s. deutsche Poesie) gedichtet, und wahrscheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Fastnachtsspielern (etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger), vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen ohne Dach mochte dem angemessen seyn. Die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu seyn. Mimische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im 17ten Jahrhundert machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Uebersetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauspielern einen etwas regelmäßigen Zusammenhang. Nach Martin Opitz (s. d. Art.), der auch der italienischen Oper einige Singspiele nachbildete, wurden die sogenannten Singkomödien und singende Possenspiele häufiger. Im Anfange dieses Jahrhunderts finden wir schon Schauspielergesellschaften unter Anführung von Principalen, welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht und das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche; und diese Schauspielergesellschaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Uebersetzungen des Guarini kamen nun die sogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutschland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, gest. 1664), der um die Mitte dieses Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienst. Lohensteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombast eben so wenig für das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die marktschreierisch sogenannten Haupt-

Digitized by Google

und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen französischer und spanischer Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausstafirt und eben so, mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterstaat, wobei ein Paar schwarzsammtne Hosen dem Schauspieler ein unentbehrliches Requisit war, aufgeführt, im Ganzen schlechte Nachahmungen der gebildetern französischen Bühne. Iffland schildert die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater ꝛc. auf d. J. 1807). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er, sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menschen; und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc. In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courtsen, späterhin Pickelhering, vorkommen, so wenig konnten die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langweiligen Lustbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Uebersetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft unter einem gewissen Magister Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molieres Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. Die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verirrungen der Dichter, theils wie sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger; die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer! In den ersten 30 Jahren des 18ten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern (wie sie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander schrieb), nebst den extemporirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutschen wandernden Theatern herrschend. In Wien, wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei des drolligen baierischen und salzburgischen Dialects, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Neuber, geb. Weissenborn, welche zugleich Principalin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und (mittelmäßige) Uebersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte zuerst der Professor Gottsched in Leipzig großen Einfluß. Dieser veranlaßte sie vorzüglich seine und seiner Freunde französische Uebersetzungen, so wie sein Machwerk, den sterbenden Cato, zu spielen, und gab sich überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrschenden krampfhaften Schwulst die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalschauspiel konnte bei so gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede seyn. Auch die Spuren ächtkomischer Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst

Digitized by Google

gern ausgetilgt, wenn dieser nicht dem pedantischen Ernst zum Trotz in immer neuen Gestalten wieder entstanden wäre, und selbst späterhin (wie an Justus Möser) manchen geistvollen Apologeten gefunden hätte. Zwar traten auch einige geistvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in seinem Hermann und mehrern Lustspielen, Gellert, Cronegk, Krüger, Ramenus, doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen Geschmacke los, so z. B. Gellert in seinen Schauspielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauspiele und ihre Darstellungen. Größere Verdienste um die dramatische und theatralische Kunst der Deutschen hatte Lessing, sowohl durch seine dramaturgische Kritik als durch seine eignen dramatischen Werke. Er suchte die sogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterstücke, stürzte das Ansehen des französischen Geschmacks und seiner Anbeter, und leitete die Aufmerksamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauspiel, und mit ihm die Forderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging so weit, auch die Versification der Dramen abschaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampson wurde hierin Vorbild. Bedeutender ist sein Originallustspiel Minna von Barnhelm, und Emilie Galotti führte zum Bessern der Tragödie. Natürlich fand dieser Geist viel Nachahmer und das bürgerliche Familiengemälde, und das rührende Lustspiel war bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Jünger, Hube, Schröder, Großmann, Babo, Hagemeister, arbeiteten für dasselbe). Dennoch bewirkte dieses eine vortheilhafte Veränderung in der Schauspielkunst. „Die Erscheinung bürgerlicher Trauerspiele," sagt Iffland (in dem angeführten Aufsatze, „wie Miß Sara Sampson, der Hausvater von Diderot u. A., setzten den Staatsactionenverein zuerst in Verlegenheit mit sich selbst. Hier waren Menschen geschildert und die Schauspieler bemerkten mit Erstaunen, daß diese als Menschen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Versuche, die Schwulst mit der Menschennatur zu vereinen, scheiterten. Zudem erschienen einige Schauspieler und Schauspielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geselligen Lebens in diesen neuen Schauspielen auf die Bühne brachten." — Man verlangte keine Drahtpuppen mehr, viele Heldenspieler wurden zu Briefträgern. In dieser Periode finden wir einen Eckhof (st. 1774), „der erste, welcher der deutschen Schauspielerkunst Bedeutung, Werth, Ansehn und Namen erworben hat," in Anstandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Lessings Emilia) und feinkomischen Charakteren ausgezeichnet; Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauspielergesellschaften wurden besser, Leseproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Gesellschaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komische herrschend blieb, Berlin, Leipzig, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramaturgisirte. Seit die Deutschen anfingen, die englischen Dichter genauer kennen zu lernen, besonders auch durch Wieland, hatten auch diese einen großen Einfluß auf die Bildung des deutschen Theaters. „Schröder (s. d. Art.), selbst Lustspieldichter, begann in dem Gebiete idealischer Darstellungen eine neue Periode, indem er Shakespeare freilich die mangelhaften Bearbeitungen, zuerst auf die Bühne brachte. Noch müssen wir unter den bessern Dichtern, welche damals für das deutsche Theater arbeiteten, Leisewitz, Gerstenberg (Ugolino,

kaum darstellbar), Hippel (Verf. mehrerer Lustspiele) und Bock erwähnen. Klopstocks Werke blieben unaufführbar und hatten keinen Einfluß auf das deutsche Theater. Gotter und Bretzner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erscheinung auf der deutschen Bühne (seit 1752) war die komische Operette, aus welcher hernach die neuere deutsche Oper entstanden ist (die ältere sogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Felix Weiße, und sie pflanzte sich durch die Compositionen von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben ihnen bestanden noch Intermezzo's, aber die extemporirten Komödien hörten seit 1770 auf. — Das bürgerliche Trauerspiel artete bald in das weinerliche aus. In dieser Periode der Empfindelei, sagt Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewinselt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, schmachtend, sah gen Himmel, rang sich in eine Attitüde und hatte gespielt, wenn man viel geweint hatte. Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (in seinem Clavigo, Stella), Schiller (in seiner Cabale und Liebe), trugen diesem Geschmack ihren Tribut ab, aber sie erhoben sich kräftig aus dieser Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeistert durch den Riesengeist des großen Britten, in einem ächt nationalen Schauspiele, Götz von Berlichingen, die engen Gränzen der bisherigen Bühne durchbrechend (seit 1773), einen neuen Flug nahm, und jenem Geschmack selbst kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden sich Nachahmer, durch welche die deutsche Bühne auf einige Zeit in ein neues Extrem verfiel. Das deutsche Theater wurde mit neuen Ritterschauspielen überschwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts historisch ist, als die Namen und andere Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutsch als vermeintlich die Rohheit, sonst die Gesinnungen eben so modern als gemein. Sie begünstigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch merklich der tragischen Schauspielkunst großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darstellung ausschließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwertes ꝛc. soute die Kraft personificiren; die Herren betrugen sich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausschleudern soll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte. Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geist der ächten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauspielkunst in eine höhere Sphäre. (Man gedenke eines Flecks, einer Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutschen Theaters.) Ihren idealen Darstellungen strebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, historischen und romantischen Stoffs, nach. Indessen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterschied zwischen dramatischen und theatralischen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutschen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und persönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darstellungskunst, namentlich von dem kunstliebenden Weimar aus, bedeutende Fortschritte. Die hier sich bildende Schauspielerschule zeichnet sich im höhern Style durch ihre Kunst, ein poetisches Ganzes zu bilden, aus. Ihr gegenüber steht die berliner Schule, an deren Spitze der deutsche Roscius, Iffland, stand und an welche sich die leipziger Bühne früherhin durch Opitz, Christ, Schubert, Ochsenheimer, Mad.

Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich anschloß. Das Hauptstreben ist hier auf individuelle bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meister so einzig war; und diesem Streben ganz angemessen ist die Sphäre der Familiengemälde und sogenannten Charakterstücke, welche Iffland in seinen monotonen Dramen mehr für den Schauspieler als für ein poetisches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entstandene Schule bildete den Conversationston zur höchsten Feinheit aus. In einer Größe stand Madame Bethmann hier. In der Mitte beider Gattungen stehen die Kotzebueschen Schauspiele, deren höchster Zweck Neuheit und Ueberraschung, Mannichfaltigkeit und Rührung ist, und die daher bei dem großen Haufen der Schauspieler die meisten Freunde fanden. Indessen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht absprechen; Erfordernisse, welche man an den leblosen und charakterlosen Werken derer, welche oft mit höherem Geschmack, aber nach ästhetischen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne gegeben werden, sind außer den genannten: Klinger und Werner (selten) A. Müllner, Oehlenschläger, Fr. von Kleist, Fouqué (beide selten), Theod. Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigentesch, Stoll, Contessa, Castelli, Wolf, Frau von Weissenthurn, Vogel, Jul. von Voß, Holbein, Schink ꝛc. Von bedeutenden Schauspielern wissen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder ebendaselbst ꝛc. zu nennen. Wir verweisen unsere Leser übrigens auch auf die eben erschienene Geschichte des leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieses, sondern auch die wichtigsten Phänomene der deutschen Bühne überhaupt gewürdigt worden sind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutschen Musik emporwuchs, erreichte zwar in poetischer Hinsicht ihre Ausbildung nicht; doch fand sie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantischen und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauspiel davon. Pantomimen und Ballets hoben sich vorzüglich durch Italiener und Franzosen. Die politischen Revolutionen der letztern Jahre erschütterten das deutsche Theater sehr, das gegenwärtig sich großentheils auf Wiederholung des Alten beschränken muß, und die in der letzten Zeit erschienenen meisterhaften Uebersetzungen der Spanier und Engländer mehr beachten sollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutschen und mehrere geistvolle Directoren, die dem Geschmack des Publicums eine bestimmte Richtung gäben, fehlen noch. dd.

Deutschland. Wir setzen hier die in dem Art. Germanien abgebrochne Geschichtserzählung fort und verweisen wegen des Geographischen und Statistischen auf den nächsten Art. — Die große Völkerwanderung hatte begonnen, eine Nation drängte die andere vor sich hin, und die Hauptresultate davon waren die Vernichtung des abendländischen Reichs durch den deutschen Odoacer, der sich zum König von Italien aufschwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und Errichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutschland, wo die Sachsen, Friesen, Thüringer und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfassung und einen obersten Herrscher bekommen sollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erste König von Frankreich, bekannte sich zur christlichen Religion, und nannte sich: „den allerchristlichsten und erstgebornen Sohn der Kirche" (496). Mit ihm begann die Reihe der merovingischen Kö-

nige, von denen der letzte (754) ins Kloster geschickt wurde. Die Carolinger bestiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten Deutschen, unter denen die Sachsen die gefährlichsten Feinde Frankenlands waren. Da unternahm es der König dieses Landes, Carl der Große (768 — 814), diesen beständigen Kampfen ein Ende zu machen, die rohen Völker zur Annahme des Christenthums zu nöthigen und sie in Ein politisches Ganzes unter seinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerstand; doch Wittekind der Große, der Sachsen Herzog, unterwarf sich ihm endlich, ließ sich, um das Blut seiner Sachsen zu schonen, das Carl nicht ohne Grausamkeit in Strömen vergoß, mit seinem Heere taufen, und die große fränkische Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutschland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Doch die französische Provinz Deutschland erhob sich zu einem selbstständigen Reiche, als nach Carls, des ersten occidentalischen Kaisers (nach Augustulus Sturz), Tode seine Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbschaft theilten. So ward Ludwig (der Deutsche) durch den Tractat von Verdun der erste König der Deutschen (843 bis 876). Damals hatte Deutschland den Rhein auf einer Seite zur Gränze, und besaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer; die übrigen Gränzen waren fast die nämlichen, die es noch jetzt sind; seine innere Verfassung, fränkischen Ursprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entstanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanstalten gegen die Einfälle der Normänner und Slaven, besonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln Trier, Achen, Utrecht, Metz, Straßburg, Basel und mehrere Ortschaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbschaft seines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig starb 878, und nun theilten seine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der jüngere und Carl der Dicke, sich in seine Hinterlassenschaft. Deutschland hatte nun bis 887 mit Frankreich wieder einerlei Regenten. Unter dem letzten derselben, Carl dem Dicken, war seines Großvaters mächtiges Reich fast in den ehemaligen Gränzen wieder hergestellt; doch des großen Carls Geist, der allein diese Masse, aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, zusammenzuhalten vermochte, war längst entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung seiner Völker so gesunken, daß die Deutschen ihn 887 der Regierung für verlustig erklärten, und seinen Neffen, Arnulph von Kärnthen, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehrern harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen die er die Ungarn, die seit 889 am Fuße der Carpathen als nomadisches Volk sich niedergelassen hatten, herbeirief, erwarb er sich die Kaiserkrone 896 durch die Besiegung des Herzogs Berengar von Friaul. Drei Jahre darauf, 899, starb Arnulph, und Ludwig das Kind, sein Sohn, ward im sechsten Jahre seines Alters König von Deutschland. Als seine Regierung eigentlich beginnen sollte, starb er (911), und mit ihm erlosch das Geschlecht der Carolinger in Deutschland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, die Königswürde seines hohen Alters wegen ausschlug, ward auf seinen Rath Conrad I., Herzog von Franken, deutscher König. Und so behauptete Deutschland sich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutsche Kaiserkrone nach der Errichtung des rheinischen Bundes niederlegte, und der deutsche Reichsverband für aufgelöst erklärt wurde. Von Conrad I. an bis jetzt läßt sich die Geschichte Deutschlands

Digitized by Google

(zur leichtern Uebersicht am schicklichsten) in sieben Hauptperioden eintheilen, nämlich: I. Bis zu Rudolph von Habsburg. II. Bis zu Maximilian dem Ersten. III. Bis zum westphälischen Frieden. IV. Bis zum Reichskriege gegen die Republik Frankreich 1792. V. Bis zur Auflösung des deutschen Reichsverbands. VI. Von Errichtung des rheinischen Bundes. VII. Von seiner Auflösung an. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke diese Zeiträume, welche 970 Jahre umfassen, so sehen wir Deutschland erst lange noch im Zustande des immerwährenden Schwankens, seine Verfassung in der Gewalt der Willkür, seine Könige mehr und minder, nach dem Maaße eigner Intelligenz und physischer Kraft, in den Händen der sich erhebenden usurpirenden geistlichen und weltlichen Großen des Landes, geistige Cultur noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über selbst noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Feudalismus und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporstrebende Hierarchie, bis mit Conrads II. (1024) freiem Blick auch ein Lichtstrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsverfassung ordnete er genau durch eine neue Constitution, und stellte dem wilden Faustrechte durch die Sanction des Gottesfriedens den ersten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reichs Umfang. Hatte sein Nachfolger, Heinrich III., die Hoffahrt des päpstlichen Stuhles durch Absetzung drei auf einander folgender Päpste gedemüthigt, so gewann dagegen das System der Hierarchie, das so einflußreich auf Deutschland war, unter Heinrich IV. (und Papst Gregor VII.) um so mehr Festigkeit, als dieser Kaiser zu schwach war, der Aufstellung des Dogma, daß alle weltliche Macht der geistlichen Macht und dem römischen Stuhle unterworfen sey, und den für die Rechte des kaiserlichen Thrones so unendlich nachtheiligen Einflüssen desselben zu widerstehen. So sollte also der Thron Deutschlands päpstliches Lehen, der Papst oberster Richter des Kaisers und Vicarius des Reichs seyn. Gregors endliche Absetzung war nur Strafe für seine Person; die von ihm ausgesprochenen Grundsätze hatten schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, und als eine Folge davon muß man es betrachten, wenn Deutschlands Edle in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte — nach Palästina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge zum Wesentlichsten im Gange der Culturgeschichte Deutschlands, wie überhaupt Europens. Der Deutsche lernte die wirkliche Welt außer seinen Gränzen kennen, und Vieles war dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entstanden bei dieser Veranlassung zu Bündnissen auf Blut und Tod die ersten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutschen Ritter, deren Wirksamkeit nicht ohne Einfluß in die nächstfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunst sich entwickelte, und es würden die Minnesänger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Besitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältnisse, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Cultur stand der Handel, der jetzt anfing, die Producte des asiatischen Bodens und Kunstfleißes auch nach Deutschland zu bringen. Doch die mangelhafte Verfassung des Reichs stand dem Allen noch zu sehr im Wege,

und da die Kaiser immer, entweder mit mächtigen Vasallen oder äußern Feinden zu sehr beschäftigt waren, als daß sie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, so schloß man Privatvereine zur Selbsthülfe und Sicherstellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entstand unter Kaiser Friedrichs I. (Rothbart) Regierung die Hansa, in deren Constitution man die ersten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigstens etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beschränkte, hatte thun wollen, den der vierte seiner Nachfolger, Friedrich II. (der zuerst auch sich König von Jerusalem nannte), noch mehr befestigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Besitzungen sanctionirte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abwesend seyn würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichsständischen Rathsversammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den Ständen nachgeahmt, indem sie die Syndici der Städte, die Vorsteher der Klöster und die innerhalb ihrer Besitzungen befindlichen Gutsbesitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinsamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Land- und Ausschußtage sich allmählig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthätig auf ganz Deutschland, nur war er zu sehr in Italien beschäftigt, wo der Papst ihm eine starke Opposition entgegenwarf, und vorzüglich wurde alles Gute, von seiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahllosen und mächtigen Feinde gestört, welche seine Familie, die Hohenstaufen, hatte. Hierin lag der Grund zu dem großen Zwischenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250) eintrat. Sein Sohn, Conrad IV., schon 123 zum Könige gewählt, hatte mit den vom Papste ihm entgegengesetzten Gegenkönigen, Wilhelm von Brabant, Alphons von Castilien und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und mit seiner persönlichen Erhaltung so viel zu thun, daß er es geschehen lassen mußte, daß in dem anarchischen Zustande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Gesetze verhöhnt, und die Gräuel des wieder einreißenden Faustrechts mit vorheriger Schamlosigkeit selbst von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheine usurpirte ihre Unmittelbarkeit, und Schwaben und Franken hatten keine Herren. Und so ging Alles, was Friedrich I. für Verfassung, für Künste und Wissenschaften, die er durch Lehrer aus allen Gegenden cultiviren ließ, gethan hatte, fast gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenstaufen, Conradin von Schwaben, ward durch Carl von Anjou auf dem Schaffot geopfert, und die Bessern und Gedrückten blickten mit sorgenvollem Herzen umher, nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden. Da führte das Schicksal Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutschlands Thron, und die kräftige Hand dieses großen Fürsten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubschlösser wurden zerstört, das Faustrecht fast gänzlich abgeschafft und das Interesse der gegen die kaiserliche Macht immerfort anstrebenden großen Fürsten durch Verheirathungen mit weiser Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Oesterreich, Steiermark und Krain eroberte er von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynastie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Oesterreichs Throne herrscht. Er starb 1291. Albrechts von Oesterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung ward wichtig

Digitized by Google

durch die während derselben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von Luxemburg) erhob sich der berühmte Streit zwischen den Guelfen und Ghibellinen, als fortgesetzter Kampf der hohenstaufischen Erben gegen den Papst. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Gesetzmäßigkeit in Deutschland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, sah das arme verlassene Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern, an seiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung sich bekämpften. Ludwig siegte, erhielt auch die Kaiserkrone vom Papste, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutschland mit dem Interdict belegte. Da schlossen sechs Churfürsten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpstliche Einmischung in die Königswahl; jeder Fürst der die Stimmenmehrheit künftig für sich haben würde, sollte ohne Widerspruch König seyn. Carl IV., König von Böhmen, Heinrichs VII. Enkel, schon bei Ludwigs Leben zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der sich ihm entgegenstellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, gestorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels und gab dem Reiche ein organisches Gesetz in der goldnen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausschließliche Wahlrecht der sieben Churfürsten, zu Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, die Primogenitur in den Churländern, die Untheilbarkeit derselben, das pfälzische und sächsische Vicariat, das den Churfürsten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung festsetzte, auch die Aufhebung des Faustrechts gebot. Jetzt schlugen neue Funken für Deutschlands wissenschaftliche Cultur und Geistesfreiheit; die Universität Prag ward gestiftet, wohin aus England durch Wicleffs Schüler der Geist des Widerspruchs gegen die Mißbräuche der päpstlichen Hierarchie kam. Doch die den Deutschen ursprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert sich Recht zu schaffen und erfahrne Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weise Sprüche, selbst zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel, der seinem Vater Carl nicht ähnlich war, erhob das Faustrecht aufs neue sein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (sein eigner Bruder) und Jobst von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergestellt. Sigismund blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum seiner Regierung umfaßt das Concilium zu Costnitz, den Prozeß und die Hinrichtung des edlen Huß, der Wicleffs Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Hussitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane schwanger, dem Faustrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine bestimmte Territorial-Eintheilung des Reichs in sechs Kreise einzuführen, starb sein Nachfolger, Albrecht II. von Oesterreich, zu früh für Aller Hoffnungen und Wünsche. Noch wichtiger sollte Friedrichs III. Regierung werden, zwar nicht durch ihn, den schwachen, kurzsichtigen Monarchen, aber durch die Aufnahme der Wissenschaften, durch Stiftung mehrerer Universitäten, durch die Entdeckung Amerika's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutschland, frische Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In desto größerem Widerspruche standen damit das noch immer waltende Faustrecht und die Willkür der Großen, die sich unter andern in dem mächtigen Bunde

Digitized by Google

der schwäbischen Städte aussprach, wenn auch der Drang der Umstände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth, daß ein Fürst von Muth, Kraft und Einsichten Deutschlands Thron bestieg. Dieser war Friedrichs Sohn, Maximilian I. Den vorherrschenden dringenden Wunsch aller Stände, besonders der arg bedrückten Städte, ewige Vernichtung des Faustrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht organisirt und eine Kammergerichtsordnung publicirt, ein Reichsregiment und Reichshofrath constituirt, und Deutschland erst in sechs Kreise, nämlich: den baierischen, schwäbischen, fränkischen, oberrheinischen, niederrheinischen, westphälischen und niedersächsischen, eingetheilt, wozu in der Folge noch der österreichische und burgundische, der churrheinische und obersächsische Kreis kamen, so daß ihre Anzahl auf zehn stieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerst den Titel erwählter römischer Kaiser annahm, ja er hatte sogar den Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; nur der Cardinäle schnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Justizwesen erhielt festere und bestimmtere Formen und einen neuen Gang durch die organisirten Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Postwesen (1516) eingerichtet. Das Kriegswesen erhielt eine neue Organisation, die Truppen wurden in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militärische Würden geordnet und das grobe Geschütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation (1517) auf der kurz vorher (1502) gestifteten Universität Wittenberg beschließt die Reihe der so höchst wichtigen und für Deutschland so unendlich folgereichen Ereignisse unter Maximilians Regierung, der am 12. Januar 1519 starb. Seinem Nachfolger, Carl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgesetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte; doch der ihm angeborne despotische Charakter verletzte sie fast bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luthers Reformationswerk machte reißende Fortschritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Hessen und des Churfürsten von Sachsen Bündniß zum Besten der Reformation wirkte für das Gelingen derselben; die feierliche Protestation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, der Bund der evangelischen Fürsten, geschlossen zu Schmalkalden (1531), hatte den ersten Religionsfrieden zur Folge; doch brach der schmalkaldische Krieg aus. Die wittenbergische Capitulation entschied über das Schicksal des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, die ernestinisch-sächsische Linie verlor die Churwürde, das Interim gestattete den Protestanten nur den Kelch im Abendmahle und die Priesterehe, bis endlich im Vertrage zu Passau (am 31. Juli 1552) Carl V., durch des Churfürsten Moriz Verein mit Frankreich und den Gliedern des schmalkaldischen Bundes gezwungen, den Protestanten völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Catholiken zusicherte, und auf die Basis dieses Vertrags der gänzliche Religionsfriede zu Augsburg abgeschlossen wurde. In Hinsicht auf Deutschlands innere Verfassung ernannte Carl schon auf seinem ersten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Gesetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt

Digitized by Google

gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte, das in der Folge oft bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Carl, in dessen weitläufigen Staaten die Sonne nicht unterging, resignirte endlich, der Last des Thrones müde, und starb 1558 in einem spanischen Kloster. Mit Ferdinands I. (Carls Sohn) Thronbesteigung ward die Wahlcapitulation revidirt, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentinische Concilium (1545 eröffnet) beschlossen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwischen den Catholiken und Protestanten befestigt, welche die augsburgische Confession, diese Trophäe des glorreichsten Sieges über Hierarchie und Aberglauben, als Unterpfand ihrer Glaubenssicherheit besaßen. Der päpstliche Stuhl bot Alles auf, um nur einen festen Punkt in Deutschland sich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüssel und Cöln, und dann in der Verbreitung des schon 1540 gestifteten Ordens der Jesuiten, welche er gleichsam als geistliche Soldaten gegen den Protestantismus gebrauchte. Ferdinand erließ auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Protestanten, die Widersprüche zwischen Melanchthon und Calvin, die Erscheinung der Formula Concordiae, durch welche die Trennung der Reformation von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die grumbachischen Händel. Unter seinem Sohne, Rudolph II., ward allmählig der schreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet: die Utraquisten in Böhmen erhielten in dem sogenannten Majestätsbriefe die freie Religionsübung, die Universität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, und kurz darauf, unter Matthias, greift man schon zu den Waffen. Ferdinand II., ein fanatischer Catholik, war ganz dazu geschaffen, den glühenden Funken zur verwüstenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen seinen Schrecken, das Blut der Union fließt in Strömen, Tilly und Wallenstein übertreffen sich gegenseitig in wüthenden Schlachten, die Union scheint verloren, das Restitutionsedict, das die protestantischen Unterthanen catholischer Fürsten zum Catholicismus zurückführen soll, wird schon hier und da mit Gewalt vollzogen, Ferdinand glaubte am Ziele zu seyn, als Gustav Adolph von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache und Rettung erschien. Nach seinem Tode trat Frankreich gegen Oesterreich auf, der große Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, ergriff die Sache der Protestanten als seine eigene, Banner und Torstenson, Wrangel und Turenne erkämpften sich Ruhm, und der westphälische Friede (1648) gab dem erschütterten Continente nach dreißig schrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor Brandenburg sich einmischte, hatte Ferdinand II. seinem Sohne, Ferdinand III., durch seinen Tod Platz gemacht, und dieser mußte nun, als der von Frankreich und Schweden Besiegte, dem Gesetze dieses Friedens sich unterwerfen, welcher, außerdem daß völlige Gleichheit und Gewissensfreiheit der Catholiken und Protestanten, mit Einschluß der Reformirten, und freie Religionsübung stipulirt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaiern wurde die achte Churwürde errichtet, und jeder interessirte Theil erhielt seine Entschädigungen. Unter die großen Folgen dieses Frie-

Digitized by Google

dens, welcher Deutschlands Verfassung besonders durch scharfe Abscheidung in den Verhältnissen der allgemeinen Reichsverwaltung consolidirte und mit allem Recht ein Actenstück des europäischen Völkerrechts genannt werden kann, der die politische und militärische Macht verhältnißmäßig vertheilte, gehörte auch die Einschränkung des hanseatischen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung stehender Heere und ein ausgebildeteres Besteuerungssystem. So gedieh denn die schon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. den deutschen Kaiserthron bestieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an permanent wurde. So friedlich Leopold gesinnt war, so sah er sich doch in mehrere Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; das Ende des spanischen Successionskrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Churwürde. Unterdessen hatte Preußen sich zum Königreich erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutschlands. Leopolds Bruder, Kaiser Joseph I., setzte den spanischen Krieg fort, und sprach über die Churfürsten von Baiern und Cöln die Acht aus, da sie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet schnell, an den Blattern, starb Joseph im 33sten Jahre seines Lebens, und sein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Kaiserwürde. Der bald erfolgende utrechter und der auf seine Basis abgeschlossene Friede zu Rastadt und Baden (1714) machte Carls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der spanischen Krone mit der deutschen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der pragmatischen Sanction, dieses berühmten österreichischen Hausgesetzes zur Bestimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polnischen Königswahl (1735) günstig für Sachsen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Oesterreich sich zu Abtretungen verstehen mußte. Mit Carls VI. Tode (1740) erlosch der Mannsstamm der habsburgischen Dynastie, und seine Tochter, Maria Theresia, übernahm die Regierung der Erbstaaten. Aber Churfürst Carl Albrecht von Baiern trat gegen sie als Prätendent des österreichischen Erbes, und 1742 unter dem Namen Carl VII. als deutscher Kaiser auf. Der daraus entstandene achtjährige österreichische Successionskrieg ward nach Carls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füßen (1745) glücklich für Maria Theresia geendigt, welche unterdessen auch die beiden schlesischen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15. Septbr. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutschen Kaiser gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutschland verderblichen siebenjährigen Krieg. Franz I. großer Sohn, Joseph II., folgte seinem Vater in der Kaiserwürde (1765). Seine ersten Arbeiten waren eine Revision des Justizwesens und des Kammergerichts; diesem folgten die Aufhebung des Jesuiterordens (1773) in seinen Staaten, nach dem von andern europäischen Mächten schon früher gegebnen Beispiele. Die Aufhebung der überflüssigen Klöster, das Toleranzedict vom 15. Oct. 1781, die erweiterte Preßfreiheit gehören unter die schönsten Diamanten in Josephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneute Türkenkrieg beunruhigten den edlen Kaiser gegen das Ende seiner Regierung noch sehr, und er starb (am 20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., welcher nach geschehener Revision und Abänderung der Wahlcapitulation zum Kaiser gewählt wurde, schloß auf Preußens Dazwischentreten mit der Pforte

Digitized by Google

Friede. Schon im ersten Jahre seiner Regierung thürmte jenseit des Rheins sich das Gewitter auf, das Deutschland den Untergang drohte. Die französische Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen vereinigten sich zu Pillnitz am 25. Aug. 1791 zur Aufrechthaltung der Integrität und der Verfassung des deutschen Reichs, und zur Unterstützung der königlichen Rechte in Frankreich. Da starb plötzlich Leopold (am 1. März 1792), und sein Sohn, Franz II., trat in seinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem die französische Nationalversammlung Oesterreich den Krieg erklärt hatte, beschloß auch das deutsche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald aber schlossen Preußen und mehrere deutsche Fürsten Separatfrieden mit der neuen Republik, und zwischen Oesterreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. Mit dem deutschen Reiche wurde der Friede zu Rastadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieser Verhandlung brach der Krieg aufs neue aus. Der Friede von Lüneville (am 9. Febr. 1801) bestimmte den Rhein zur Gränze Frankreichs und Deutschlands, welches dadurch über 1200 Quadratmeilen Land und fast vier Millionen Menschen verlor. Es hatte nun gegen Frankreich die Gränze wieder, die es unter Ludwig dem Deutschen (843) gehabt hatte. Oesterreichs Beherrscher constituirte ein erbliches Kaiserthum Oesterreich, während Frankreichs erster Consul, Bonaparte, als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Bald traten Oesterreich und Rußland vereint wieder gegen den aufstrebenden Nachbar auf, und der Friede von Preßburg (am 26. Dec. 1805) endigte diesen Krieg, an welchem drei Stände des deutschen Reichs, Baiern, Wirtemberg und Baden, als Alliirte Frankreichs, Theil genommen. Im folgenden Jahre sagten sechszehn deutsche Fürsten sich vom Reichsverbande los, errichteten einen Verein, dessen Constitutionsacte in Paris am 12. Juli 1806 entworfen, am 19. Juli zu St. Cloud ratificirt, und durch den französischen Geschäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsversammlung am 1. Aug. publicirt wurde. Sie unterwarfen sich durch diese Acte dem französischen Kaiser, als ihrem Protector, und nannte ihren Verein den Rheinbund. Dieser entscheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er diesen Fürstenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des preßburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längst aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hannovers Vereinigung mit Preußen sey ein Churfürstenthum aufgehoben worden, und ein nordischer König (Schweden) habe eine Reichsprovinz seinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne also die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr an, dagegen aber die volle unumschränkte Souverainität eines jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältnisse treten, wie mit den übrigen unabhängigen Fürsten Europa's.“ Als Folge dieser Erklärung erschien vom Kaiser Franz am 6. Aug. die Abdications-Urkunde, worin er auf die deutsche Kaiserkrone verzichtete, die Reichsregierung niederlegte und seine deutschen Erbstaaten von dem deutschen Reichskörper für getrennt erklärte, zugleich aber die Reichsdienerschaft den ehemaligen Ständen des aufgelöseten Reichs empfahl. Und hier ist das Ende der deutschen Reichsgeschichte, und der Beginn der Geschichte des rheinischen Bundes (S. Rheinbund.) Noch war das erste Jahr des Bundes nicht

verflossen, als seine Contingente mit Frankreich vereint, an der Saale, der Elbe, Oder und Weichsel schluzen. Als der Friede von Tilsit geschlossen war, sah der Bund durch den Beitritt von elf Fürstenhäusern aus dem nördlichen Deutschland sich erweitert. Alte Fürstenhäuser wurden verdrängt, und ein französischer Thron ward in Deutschland errichtet. Vier Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andere Fürsten waren nun von dem neu gewobenen Bande umschlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordwestliche Bestandtheile aber, so wie die Hansestädte, Hamburg, Bremen und Lübeck wurden mit Frankreich vereinigt. Im Jahre 1812 unternahm Napoleon seinen verderblichen Zug nach Rußland, und auf seinen Ruf schlossen sich die zahlreichen Contingente der Souveraine des Rheinbundes an sein Heer an. Aber nicht mit Lust folgten die Deutschen seinen Fahnen. Denn die Fürsten und die Völker waren damals längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nur Organe in der Hand des Welttyrannen seyen, um seinen ehrgeizigen Planen zu dienen, und daß unter seinem Joche Recht, Freiheit und Wohlstand, die man immer schmerzhafter vermißte, nicht mehr zu hoffen seyen. Indeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutsche fanden ihr Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Russen verfolgten ihre Vortheile bis auf die deutsche Gränze; Preußen verband sich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa; zugleich schlossen einige Stände des Nordens sich an sie an; Lübeck und Hamburg standen, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutschland waren alle Gemüther bewegt, von dem getrosten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen sey. Noch zuversichtlicher ward dieser Glaube, als auch Oesterreich dem Bunde gegen den mit unbeugsamer Verstockung auf seinen Ansprüchen bestehenden Tyrannen beitrat. Bald nahmen die Kriegsereignisse, bei dem einstimmigen Sinne der Verbündeten, und bei dem edeln Enthusiasmus, der ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchst günstigen Charakter an, und nun warf auch Baiern das Joch ab, und verband sich durch den Vertrag vom 3. Oct. 1813, seine Macht mit der der Verbündeten zu vereinigen. Zehn Tage später vernichtete die Schlacht von Leipzig die französische Herrschaft in Deutschland; durch sie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern. Es trat am 2. Nov. auch der König von Wirtemberg und nach ihm die übrigen Souveraine des Südens der großen Coalition bei. Durch das Treffen bei Hanau (30. Oct.) war die fliehende französische Armee über den Rhein zurückgeworfen worden. Alles nahm von nun an in Deutschland eine neue Gestalt an. Einige Festungen ausgenommen, war allenthalben die französische Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Westphalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Ueberall kamen die durch französische Gewalt vertriebenen Fürsten in die Länder zurück, mit Jubel und Herzlichkeit empfangen von ihren Unterthanen. In ganz Deutschland wurden unermeßliche Rüstungen zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff alles zu den Waffen, um für die von jedermänniglich als heilig erkannte Sache zu streiten. Nie war vielleicht seit den Zeiten der Kreuzzüge die gesammte deutsche Nation so mächtig von einer begeisternden Idee ergriffen, als in diesen Tagen; nie sah man eine so reine und rührende Harmonie unter den Fürsten und ihren Völkern. Die Heere der Sieger gingen an dem ersten Tage des folgenden Jah-

Digitized by Google

res über den Rhein. Bald ward alles Land das die Franzosen seit 1793 von Deutschland abgerissen hatten, wieder erobert. und die großen Resultate, die aus dem Feldzuge in Frankreich sich ergaben, bestätigten den Besitz der Eroberung. Am 30. Mai ward der Friede zu Paris geschlossen. Vermöge desselben gab Frankreich, mit Ausnahme von Mömpelgard und einigen kleinern Districten, die sämmtlichen deutschen Eroberungen zurück; ein großer Theil derselben aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundische Kreis, sammt dem Hochstifte Lüttich, die Bestimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verstärken. In Ansehung der innern Angelegenheiten Deutschlands verfügte der Friede, daß die deutschen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter sich verknüpft seyn sollten; welche Verfügung durch den Wiener Congreß, der am 1. Nov. 1814 eröffnet wurde, ihre Vollziehung erhielt; indem man auf demselben nicht nur über die neuen veränderten Territorialverhältnisse in Deutschland übereinkam, sondern auch die Grundlagen des Staatsrechts der deutschen Föderation bestimmte. Die letzten sind in der am 9. Juni 1815 unterzeichneten Bundesacte ausgesprochen. Vermöge derselben vereinigten sich folgende souveraine Fürsten und freie Städte, nämlich Oesterreich, Preußen (diese beiden für ihre vormals zu deutschen Reiche gehörigen Besitzungen) Sachsen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Großherzog von Hessen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Weimar, S. Gotha, S. Coburg, S. Meinungen, S. Hildburghausen, Mecklenburg-Strelitz, Holstein-Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, beide Linien von Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Frankfurt, Bremen, und Hamburg — zu einem beständigen Bunde, welche der „deutsche Bund“ heißt, und dessen Zweck in der Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten besteht. Alle Bundesglieder haben gleiche Rechte; die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesversammlung besorgt, in der Oesterreich präsidirt, und die ihren Sitz in Frankfurt hat. Die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung ist in der Acte als das erste Geschäft der Bundesversammlung bestimmt. (S. deutsche Bundesversammlung u. Reich', deutsches.). — Durch diese Verfügungen hörte also Deutschland auf, als ein selbstständiges, einen festen Charakter von Einheit behauptendes Reich zu bestehen, und verwandelte sich in einem Staatenverein, unter dessen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Subordination, sondern bloß das der Coordination Statt findet, wie letzteres der Fall bereits in dem Systeme des rheinischen Bundes gewesen war. Diese Ersetzung der alten Reichsverfassung durch einen nur in föderativer Form zusammenhängenden Organismus, die Maximen, welche bei Aufnahme der Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundsätze, welche die Bundesacte über die innern Verhältnisse der deutschen Staaten aussprach, täuschten viele zuversichtliche Hoffnungen, und erregten allenthalben nicht geringes Mißfallen. Indessen hinderten unerwartete Ereignisse die Vollzie-

hung dessen, was zu Wien war beschlossen worden. Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg. Seine Erfolge aber waren für die Verbündeten unerwartet schnell und glücklich. Der Vertrag vom 20. Nov. gab Deutschland die Parcellen wieder, die im vorigen Frieden noch vorenthalten worden waren; es wurde sogar an Landau und seinen Umgebungen eine bedeutende Eroberung gemacht; nur Mömpelgard verblieb unter französischer Herrschaft. Die wirkliche Eröffnung des Bundestags selbst, ward durch die verschiedenen u. schwierigen Teritorialausgleichungen bis zum 5 Nov. 1816 verzögert. Man sehe d. Art. Deutsche Bundesversammlung, und vergl. auch über die neuere Geschichte Deutschlands den Art Russisch-deutscher Krieg von 1812 — 1815. und über die ehemalige Reichsverfassung d. Art. Reich (deutsches), und die folgenden Art.

Deutschland, in geographischer und statistischer Hinsicht. — Deutschland, in Osten von den preußischen Provinzen Westpreußen und Posen, dem Königreich Polen, dem Freistaat Krakau und den östreichischen Königreichen Galizien, Ungarn und Croatien, in Süden von dem adriatischen Meer, dem lombardisch-venetianischen Königreich und Helvetien, in Westen von Frankreich und dem Königreiche der Niederlande, endlich in Norden von der Nordsee, dem Königreich Dänemark und der Ostsee begränzt, erstreckt sich vom 23 bis 37 Grad der Länge und vom 45 bis 55 Grad nördlicher Breite und hat einen Flächeninhalt von 11600 Q. M. Es wird von 500 Flüssen durchströmt, unter welchen 60 schiffbare sind. Die wichtigsten sind die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder. (S. die besondern Art.) Unter den Seen sind die wichtigsten der Bodensee, der Chimsee, der cirknitzer See, der Traunsee, der Wurmsee, der mannsfelder salzige und süße See, der Dummersee u. s. w. Der Boden ist sehr verschieden, im südlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord und Ostsee hat Deutschland einen starken und weit von Süden her sich erstreckenden Abhang und muß beständig, besonders im Nordwest, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Der westliche Theil hat seine eigne Abdachung theils von den Vogesen, theils von den höchsten Schweizeralpen, theils vom Fichtelgebirge her den Rhein, die Maas, den Main und die Weser hinunter. In Nordosten folgt die Abdachung von Süden nach Norden dem Laufe der Elbe und Oder, und in Südosten von Westen nach Osten dem Laufe der Donau und ihrer Nebenflüsse. Den südlichsten Zug der deutschen Gebirge machen von Westen gegen Osten die tyroler Alpen, an welche die allgauer Alpen sich anschließen; südlicher folgen die karnischen und julischen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutschlands läuft in einer Schlangenlinie von Osten nach Westen. Sie fängt bei den Karpathen mit den Sudeten an, von welchen das Riesengebirge zwischen Schlesien und Böhmen ausläuft; südwestlich ist das mährische Gebirge, nordwestlich der Böhmerwald. Von letztern zieht sich nordöstlich das sächsische Erzgebirge, nordwestlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordwestlich der Thüringerwald zusammenhängt. Das nördlichste Gebirge Deutschlands ist der Harz. Westlich von ihm ziehen sich über die Weser die Wesergebirge, welche bei Minden die westphälische Pforte bilden. Von diesem Gebirge laufen südlich die sauerländischen Gebirge, der Weserwald und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald südwestlich erstreckt sich das

Digitized by Google

Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher sich bis an den Rhein zieht. Vom Röhngebirge südlich läuft der Spessart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher sich bis an den Oberrhein erstreckt und östlich mit der rauhen Alp in Verbindung steht und sich den allgauer Alpen nähert. Jenseit des Rheins ist der Donnersberg und Hunnsrück, welche mit den Vogesen zusammenhängen, nebst einem Theile der Ardennen. Die größte Ebene ist in der Mitte von Baiern; in Norddeutschland gibt es viele sandige dürre Heidegegenden und Moore, und in mehrere Streifen nur längs der großen Flüsse fruchtbares Land. Im Ganzen aber ist der Boden fruchtbar. Das Clima ist gemäßigt und gesund, im Norden feuchter und rauher, im Süden trockner und milder. — Man schätzt die Einwohnerzahl auf 29,300,000 Seelen, welche in 2526 Städten, 2202 Marktflecken, 101,472 Dörfern und 70,000 Weilern und einzelne Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verschiedenen Völkerschaften, nemlich den Deutschen und Slaven. Hierzu kommen noch Juden (300,000, nach Andern 500,000), Italiener in Illyrien und Tyrol (127,000) und Franzosen (70,000). Hinsichtlich der Religion rechnet man über 15 Mill. Catholiken, 12 Mill. Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 2,500 Menoniten, 14,000 Griechen u. s. w. An Producten ist Deutschland ein reiches Land. Es gibt in vielen Gegenden treffliches Rindvieh; in Holstein, Mecklenburg u. s. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht ist durch spanische Schafe sehr veredelt worden. Westphalen und Baiern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Ueberdies sind aus dem Thierreich zu nennen Ziegen, Esel, zahmes und wildes Federvieh, als Hasel-, Schnee-, Auer-, Birk-, Rephühner, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fische und Krebse, Wildpret, auch in einigen südlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchse, Gemsen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutschland alle Arten Getreide in hinreichender Menge und selbst zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im südlichen und Buchweizen im nördlichen Theile (doch ist der Landbau nicht in allen Gegenden gleichblühend) ferner Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Rübsaamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obst, und im Süden auch gute Kastanien, Mandeln und viele Pfirsichen und Aprikosen. Der Weinbau ist am Rhein in Franken, an der Mosel und dem Neckar, auch im Oesterreichischen und zum Theil in Böhmen und Sachsen sehr beträchtlich. Die Waldungen bestehen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. s. w. Die Producte des Mineralreichs sind etwas Gold (in einigen Flüssen Goldsand) ziemlich viel Silber (besonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark), Queckſilber (in Idria und Zweibrükken), Zinn (in Böhmen und Sachsen) Blei, Kupfer, Eisen, Galmei, Wasserblei, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaster, Gyps, Asbest, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimssteine, Traß, Jaspis, Chalcedon, Serpentinsteine, Basalt, Granit Porphyr, viele Arten von Edelsteinen, Ocker, Thon, die feinste Porzellanerde, Walkenerde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinsalz und mannichfache Mineralwasser. Die wichtigsten Gegenstände des deutschen Kunstfleißes sind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollenwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porcellan, Fayence, Gold- und Silber-, Eisen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, musikalische und andere Instrumente, Uhren, Holzwa-

ren, ferner Vitriöl, Alaun, Zucker, Taback, Bier, Branntwein, Liqueure u. s. w. Der Handel ist in vielen Gegenden sehr blühend und wird zu Lande und zur See geführt. Ausfuhrartikel sind Holz, Getreide (für 10 Mill. Thaler), Wein, Leinwand (sonst für mehr als 50 Mill. Thaler), Leingarn, Eisen-, Stahl-, und nürnberger Waaren, Porzellan, Queckſilber, Glas, Spiegel, Vieh, Obst, Wolle, Salz, Mineralien, geräuchertes und gesalznes Fleisch, irdne Geschirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. s. w. Eingeführt dagegen wird Wein, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Kaffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollne, baumwollne und seidne Zeuge, Mode- und Galanteriewaaren u. s. w. Die vornehmsten Seehandelsplätze sind an der Nordsee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Ostsee: Lübeck, Rostock, Stettin; am adriatischen Meere Triest. Zu den wichtigsten Landhandelsstädten gehören in Norddeutschland: Leipzig, Braunschweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. Oder und Breslau; in Süddeutschland Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. — Die Staaten, aus welchen Deutschland gegenwärtig besteht, sind in vorhergehenden Art. aufgeführt. Sie sind außerdem in einzelnen Artikeln abgehandelt. Ueber die Verfassung sehe man gleichfalls den vorhergehenden Art. und den Artikel: **Deutsche Bundesversammlung**.

Devalvation der Münze nennt man die Herabsetzung zu hoch ausgeprägter Münzen auf ihren wahren und eigentlichen Werth, wodurch sie also einen geringern Zahlwerth erhalten, als das Gepräge besagt; oft auch Herabsetzung überhaupt oder die Setzung außer Cours. Jedem Staate steht es frei, Schrot und Korn seiner Münze und den äußern Zahlwerth derselben zu bestimmen; er kann also Schrot und Korn in ein Mißverhältniß zu dem Zahlwerthe bringen, aber nur innerhalb der Gränzen seines Gebiets kann er den Cours gebieten. Der fremde Staat, welcher durch Einführung von Geld, welches gegen das seine geringhaltiger wäre, im Handel offenbar verlieren würde, wenn er es nach dem äußern Zahlwerthe nehmen sollte, kann daher entweder solches Geld ganz verbieten, oder nach erfolgter Prüfung des Gehalts den Zahlwerth desselben herabsetzen. In Deutschland ist der Conventionsfuß der Maßstab. S. **Münzfuß**. dd.

Devise. Die Devisen, welche wir hier meinen, sind Wahlsprüche, meist sinnbildlich ausgedrückt und dargestellt. Aus den Sinnbildern, denen man nachher zur größern Deutlichkeit eine Aufschrift beifügte, sind sie hervorgegangen, und bestehen auch aus zwei Theilen, einer sinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten passenden Wahlspruch, den man die Seele der Devise nennt. Wenn Marmontel sagt, sie seyen eine Erfindung der Chevalerie, so hat er schwerlich daran gedacht, daß in des Aeschylus Tragödie: die sieben Helden vor Theben, alle diese Helden mit Devisen auf ihren Schilden erscheinen. Zur Zeit der Chevalerie war es freilich Sitte, daß alle Ritter so auftraten; auf allen Wappenschilden waren welche, und auf allen Turnieren erschienen sie, so daß der Graf Thesoro wohl Recht hatte, sie die Philosophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien sich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume selbst, und manche Devise auf einem Schilde war sogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Festen aller Art sah man sie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht selten sprach sich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Devise einer

jungen Wittwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufschrift die Worte gewählt hatte: Was können Erd und Himmel mir noch nehmen! Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16ten Jahrhundert vorzüglich in Italien im Gebrauche. Von Paulus Jovius sagt man, daß er 1580 die Kunst der Devisen einer Theorie unterworfen. Diese Theorie kann sehr kurz seyn: der Körper der Devise sey einfach, bestimmt, spreche sich selbst aus (denn er soll Sinnbild seyn), edel, der Phantasie gefällig, die Seele passe zu dem Körper, die Inschrift sey kurz, gedrängt, sinnreich und angemessen. — Noch wird das Wort Devise jetzt häufig im Geschäftsstyl der Banquiers und Kaufleute bei Wechselgeschäften gebraucht, um damit eine gewisse Gattung Papiere (Wechsel) anzudeuten; z. B. von allen Cursen ist bloß die Devise Augsburg k. Sicht, oder die Devise London 2. Mt. dato gesucht. dd.

Devolution (Abwälzung) heißt in der Rechtssprache die Vererbung auf einen Andern oder der Heimfall. Unter dem Devolutionsrechte versteht man 1. insbesondere ein Recht, vermöge dessen nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen an die Kinder fällt, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält. 2. Das Recht, vermöge dessen das Patronatsrecht, eine erledigte (besonders geistliche) Stelle zu besetzen, wegen Vernachlässigung oder Versäumniß nach einer gewissen Frist für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Behörde (Bischof, Landesfürst oder sein Consistorium) zurückfällt. — Devolutionsmittel sind solche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. Devolviren, abwälzen, auf einen Andern bringen.

Dey heißt in den nordafrikanischen Republiken, Algier und Tripolis, der oberste Befehlshaber, welcher von der Versammlung der höchsten Kriegsbehörden erwählt wird, und mit fast unumschränkter Macht herrscht. In Tunis führt er den Namen Bey.

Diaconus, Diacon, eigentlich Diener, besonders Kirchendiener. Gemeiniglich heißt der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche Diaconus. In diesem Falle heißt der erste Hülfsprediger Archidiaconus. Das Diaconat ist die Stelle, die er verwaltet. Diaconisse, in den catholischen Klöstern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu besorgen hat. In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin bestand, daß sie andere, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leisteten, in den Versammlungen den Frauen ihren Platz anwiesen u. dgl. m. Diaconicon heißt in der griechischen Kirche die Collecte, die der Diaconus singt, auch das Buch, worin dessen Verrichtungen stehen.

Diadem, eine Stirnbinde, die, nach Einigen, Bacchus erfunden haben soll, um das Kopfweh, die Folgen der Trunkenheit, zu lindern (vielmehr wohl hatte er sie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde. Das Bacchische Diadem, das man oft an antiken Darstellungen, zumal des indischen Bacchus, sieht, und das auch Kredemnon heißt, bestand aus einer, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Auseinander gefaltet bildete es einen wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. i. Schleier. Nachher

wurde es noch mehreren Gottheiten außer dem Bacchus und den Personen in dessen Gefolge zugegeben, und kam von diesen auf die Könige. In den ältesten Zeiten war es sehr schmal; Alexander der Große nahm das breite Diadem der Persischen Könige an, dessen Enden auf die Schultern herabfielen, und seine Nachfolger behielten dieses Zeichen der königlichen Würde bei. Auf den Münzen sieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt ist. Die ersten römischen Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen. Constantin der Große war der erste, der sich desselben wieder bediente und es noch mehr ausschmückte. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert, wodurch es einige Aehnlichkeit mit einem türkischen Bunde erhielt, mit dem man es sonst nicht verwechseln darf. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfputz der Damen so.

Diagnosis, Diagnose, in der Heilkunst, ist die Angabe der wesentlichen Zufälle einer Krankheit, wodurch sie von andern unterschieden ist. Diagnostik ist demnach die Kunst, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden und jede richtig zu bestimmen. Diagnostisch, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich, ein diagnostischer Umstand, d. h. ein solcher, aus welchem sich die Natur oder der Sitz der Krankheit genau erkennen läßt.

Diagonal-Linie, Diagonale, heißt diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigten mehr als dreiseitigen Figur zwei nicht zunächst liegende Winkelpunkte verbindet. Eine jede geradlinige Figur wird durch Diagonalen in so viele Dreiecke getheilt, als sie Seiten weniger zwei hat.

Diakustik, die Lehre vom Widerschalle der Klänge, oder die Kunst, dieselbe anzuwenden.

Dialect oder Mundart, d. h. die Art, wie eine und dieselbe Sprache in verschiedenen Gegenden gesprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialecte einer Sprache bestehen theils in der Aussprache, theils in gewissen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachsen, den Schwaben, den Baiern augenblicklich an seiner Aussprache und an einzelnen, jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten. — Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Hochdeutsch fodert, ist ein Dialect, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauspielers verräth, ein großer Fehler; die Fertigkeit hingegen, willkürlich einen bestimmten Dialect zu sprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauspieler, da es Rollen, besonders komische, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialect beruht, z. B. Judenrollen (s. Jüdeln), Rollen in wienerischer, berliner, schwäbischer, nürnberger Mundart. Die letztgenannte besonders hat einen eigenen ästhetischen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit und daher bisweilen der Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von Grübel (s. d. Art.), die eigens in diesem Dialect geschrieben sind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müssen. Eben so sind die Lokalpossen auf den Nebentheatern in Wien meist im wienerischen Dialecte abgefaßt, mit welchem sie den besten Theil ihrer komischen Kraft verlieren würden. Wo der Dialect solcher Rollen oder Declamationsstücke nicht heimisch ist, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geschickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutsch in soweit anzunähern wisse, daß er den Zuhörern verständlich bleibt; eine Geschicklichkeit, welche besonders dem geschätzten Declamator Solbrig eigen, und deren Mangel den wiener Komikern, wenn sie auf

andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich ist. Vom Dialect zu unterscheiden ist der Jargon, d. h. die manchen Personen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene (corrumpirte) Sprache, welche besonders die etymologische Gestalt der Wörter verstümmelt. S. d. bes. Art. A. Mnr.

Dialectik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von διαλεγεσθαι, sprechen), weil das Denken sich durch die Sprache darstellt, und in diesem Gebrauche zuerst beobachtet und geregelt wird, wie überhaupt der Geist von dem Besondern und Concreten zum Allgemeinen fortschreitet. Die Logik (s. d. Art.) war also früherhin, diesem Namen zufolge, Sprechkunst, Disputirkunst. Als die Logik eine wissenschaftlichere Form annahm, wurde die Dialectik zu einem Theile der Logik, und als angewandter Theil der Logik, der Analytik entgegengesetzt, insbesondere derjenige Theil der Logik, welcher der Disputirkunst zum Grunde liegt. Jetzt versteht man darunter bloß die Disputirkunst, bei welcher man den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüssen, auch durch Scheingründe und Scheinschlüsse, zu überwältigen sucht. In der Kantischen Philosophie wird die logische, die transcendentale und die natürliche Dialectik unterschieden. Unter der ersten versteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logischen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein transscendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und sie unsern Neigungen möglichst angemessen zu machen. Daher Dialectiker, ein Lehrer der Dialectik, oder wer die Kunst des logischen Disputirens besitzt; und dialectisch, was sich auf die Kunst bezieht (z. B. dialectische Künste); insbesondere was durch künstliche Schlüsse täuscht.

Diallele, eine Art verdeckten Trugschlusses, oder ein sogenannter Cirkel im Demonstriren, in welchem der zu beweisende Satz zugleich als ein Beweisgrund vorausgesetzt wird. z. B. die Höllenstrafen sind ewig, weil die Verschuldungen des Sünders ewig sind (indem er einen ewigen Gott dadurch beleidigt); und die Verschuldungen sind ewig; weil die Höllenstrafen ewig sind. (S. Cirkel.)

Dialog ist 1. Gespräch, d. i. mündliche Unterredung zwischen mehreren Personen; 2. die Gesprächsform oder der fingirte Dialog; daher dialogisiren, etwas in die Gesprächsform einkleiden. Die Philosophen der Alten, besonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geistes, diese Form, bedienten sich ihrer zur Mittheilung ihrer Untersuchungen über wissenschaftliche Gegenstände, und stellten entgegengesetzte Ansichten gleichsam personificirt und in lebendiger Zusammenwirkung mit hohem Kunstsinn dar. Man erinnere sich der philosophischen Dialogen des Platon, welche gleichsam philosophische Dramen sind. Der sogenannte Socratische Dialog ist ein in Fragen und Antworten dergestalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieser Dialog setzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt und des Befragten insbesondere voraus (s. Catechetik). Uebrigens gilt von dem philosophischen Dialog mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit besonderer Hinsicht auf den Zweck des philosophischen Vortrags, Wahrheit in Begrif-

fen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, spaterhin Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Schelling haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komischen und satirischen Dialog ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (de vera sapientia), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen, nach Sarasin und Malebranche, Fenelon; Fontenelle und St. Mard ahmten den Lucian nach. Unter den Engländern ahmten Ge. Berkely und Rich. Hurd den Plato, Jac. Harris die Manier des Cicero nach. Werden die Worte durch Entschlüsse zur That, so daß das Gespräch durchaus Handlung bewirkt, so entsteht das Dramatische, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrscht. Man sieht leicht, wie die Kunst dazu kam, manches in der Form des Gesprächs darzustellen. Bei diesen Darstellungen ist sie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede sey (wofern dies nicht absichtlich nachgeahmt wird), sondern von Unterredungen Gebildeter, und daß also Verständlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgesetzt werden, versteht sich von selbst. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke nicht gesucht und die Verbindung derselben nicht studirt seyn müssen, indem Alles den Schein des augenblicklichen Entstehens haben soll, obschon der Dialog der Kunst allerdings gefeilter und strenger seyn wird, als der Dialog des Lebens. Der Dialog der Kunst soll seinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlungen) in einer ästhetischen Form darstellen, d. h. alles Einzelne soll auf eine wohlgefällige Weise sich an einander reihen und zu einem schönen Ganzen verknüpfen. Sind es Wahrheiten, so sollen diese allmählig entwickelt und von ihrer ersten Dämmerung in der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; sind es Handlungen, so sollen sie aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entschluß allmählig reifen und in That übergehen. Dort, wie hier, ist beständig innere Handlung, wenn gleich nicht immer äußere Begebenheit. Diese innere Handlung wird lebhafter 1. durch die Natur des Gegenstandes, denn nur ein wenigstens zweiseitiger Gegenstand eignet sich für dialogische Behandlung, und 2. durch den Widerstreit in den Ansichten der Unterredenden, welche wechselseitig streben, die obwaltende Disharmonie in Harmonie aufzulösen. Damit wir aber an diesem Widerstreite den vollen Antheil nehmen; so muß in dem Dialog als Werk der Kunst 1. jede Person desselben ihren bestimmten, von den übrigen Personen unterschiedenen Charakter in Hinsicht auf das Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen haben, und 2. dieser Charakter durch das Ganze der Darstellung gehalten seyn. Wo wir nicht mehrere redende Personen unterscheiden können, da können wir auch die Rede nicht für ein wirkliches Gespräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedankenfolge in dem Dialog verschieden seyn müsse von der Gedankenfolge der einzelnen Meditation, denn hier wird sie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe bestimmt, sie hat ihre Ursachen zugleich in den Reden der übrigen Personen, mit denen sie in jedem Augenblick in Wechselwirkung steht. Sie soll sich aber dennoch so natürlich aneinander fügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menschlichen Geistes und Herzens, nach den Gesetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, in der Situation und dem Charakter der Personen gemäß erscheint. Welch ein Reichthum von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandtheit des Witzes

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

hiezu erfodert werden, springt in die Augen. Zu einem Ganzen verkettet sich das Einzelne, wenn alles, was gesagt wird, vollständig durch das Vorhergehende vorbereitet ist. Im Drama wird der Dialog im engern Sinne dem Monolog (Selbstgespräch) entgegengesetzt; im Singspiele den Singstücken, und bedeutet die Redepartien. (S. Drama.) dd.

Diamant oder Demant, der kostbarste, feurigste und härteste von allen Edelsteinen. Die gewöhnlichen Gestalten, in welchen die natürlichen Diamanten gefunden werden, sind runde und stumpfeckige Körner, seltner doppelt vierseitige Pyramiden, oder rundliche zwölfseitige Crystallen, welche niedrige sechsseitige Säulen, an den Enden mit drei Flächen zugespitzt, zu seyn scheinen. Roh sind die Diamanten mit einer erdigen Rinde überzogen, welche jedoch an denjenigen abgerieben ist, die man im Sande der Flüsse findet. Die polirte Oberfläche und den herrlichen Glanz erhalten sie durchs Schleifen. Die gewöhnliche Farbe eines rohen Diamanten ist blaßgrau, welches sich nicht selten ins Gelbe zieht. Manche sehen auch citronengelb, wenige rosenroth aus, und noch seltner sind die blauen und grünen. Die schönsten sind ohne Flecken und einfarbig. Der Bruch ist blättrig. An Härte übertrifft dieser Stein alle bekannten Körper, und der härteste Stahl kann seine Oberfläche nicht ritzen. Wegen der großen Dichtigkeit bricht er die Lichtstrahlen sehr stark, und wirft daher einen starken vielfarbigen Glanz von sich, besonders wenn man ihm durchs Schleifen viele Flächen gegeben hat. Der unübertreffliche Glanz hat vorzüglich seinen Werth bestimmt. Reine Diamanten sind geschliffen so durchsichtig, wie das klarste Wasser und eigentlich farblos. Die meisten gefärbten Diamanten spielen ins Gelbliche und Röthliche, und zwar von den schwächsten Nüancen bis zu einem sehr hohen Gelb und Roth. Die ungefärbten werden am höchsten geachtet. Die orientalischen oder asiatischen Diamanten sind die schönsten, und die berühmtesten Diamantengruben finden sich in Visapur, in Golconda und Decan, auch gibt es einige auf Borneo. Die amerikanischen Diamanten, welche in Menge in Brasilien gefunden werden, haben die Güte der orientalischen bei weitem nicht. Die europäischen sind von noch geringerem Werthe. Deutschland erzeugt diese Steine in Sachsen, Böhmen und andern Provinzen. Man findet sie sowohl in Felsen als Flüssen, in die sie durch die Gewalt des Bergwassers gekommen sind. Der Werth eines Diamanten beruht nicht bloß auf seiner Farbe, Reinheit und Größe, sondern auch auf seiner Form und der sonstigen Beschaffenheit. Ein sicherer Maßstab allgemeiner Schätzung läßt sich schwerlich angeben, da jeder Juwelirer seine eigne Methode hat, nach der er den Werth eines Steins bestimmt. Der Diamant läßt sich nur mit seinem eigenen Staube schleifen und poliren, den man Diamantbrot oder Diamantboord nennt und von den schlechtesten Steinen, also von den grauen, schwärzlichen und überhaupt von den trüben nimmt, welche härter sind als die übrigen. Die vorzüglichsten Diamantenschleifer befinden sich in Amsterdam. Die geschliffenen Steine theilt man in vier Sorten, nämlich in Tafelsteine (Dünnsteine), Dicksteine womit sonst der Brillant geschliffen wurde, Rosensteine (oder Rosetten) und in Brillanten. Tafelsteine sind oben und unten platt, und haben nur an den Seiten eine Reihe Facetten, daher sie auch von geringerem Werthe als die andern sind. Eine Rosette ist unten platt und ohne Facetten, oben aber erhoben mit einigen

Reihen Facetten sternförmig geschliffen. Der Brillant ist unten und oben erhoben und mit Facetten geschliffen. Diese sind die kostbarsten nicht nur der Arbeit wegen, sondern weil dazu nur wenige Steine dienen. Halbe Brillanten oder Brillants sind solche, deren unterer Theil aus Crystall oder einem andern Steine besteht, welcher an den Diamanten mit Mastix befestigt ist. Unkundige können damit leicht betrogen werden, weil man die Zusammensetzung nicht bemerkt, wenn sie gefaßt sind. Ehe der Diamant so nach seinen Bestandtheilen untersucht war, wie er es jetzt ist, rechneten ihn die Naturforscher zu den Quarzen, und hielten ihn für den reinsten unter den Kieseln. Wenn auch gleich der Großherzog Cosmus III. von Toscana am Ende des vorigen Jahrhunderts Diamanten durch Brennspiegel, und nachher Kaiser Franz I. durch bloßes Ofenfeuer verbrennen ließ, so schienen diese Versuche doch nicht wichtig genug, um diesen Edelsteinen eine andere Stelle unter den Mineralien anzuweisen. Erst durch die im Jahr 1768 von d'Arcet bekannt gemachten Versuche, wodurch sich ergeben hat, daß zwei Diamanten, in porzellanenen Tiegeln dem Feuer ausgesetzt, wie Wassertropfen verschwanden, ward man aufmerksamer auf die wahre Natur dieses wunderbaren Minerals. Man stellte nun noch mehrere Versuche an, und fand sogar, daß der Diamant beim Glühen unter der Muffel mit einer Flamme umgeben war, und nach und nach verflog. Alle diese Versuche führten dahin, daß der Diamant von den Steinen und Erden verschieden sey, und zu den brennlichen Materialien gehöre, worunter er ein eigenes Geschlecht ausmacht. Uebrigens wird der Diamant weder vom Wasser, noch vom Weingeist, noch von öligen Flüssigkeiten, noch von den ätzenden Alkalien oder von den stärksten Säuren angegriffen, selbst die Flußspathsäure nicht ausgenommen. Die Anhänger der neuern Chemie rechnen ihn zu den einfachsten Substanzen, und halten ihn für ganz reinen, auf eine wunderbare Weise verdichteten Kohlenstoff. Außer zu kostbaren Zierrathen dienen auch die kleinsten Spitzen desselben, um Glas damit zu schneiden. Die größten und prächtigsten Diamanten, welche man jetzt kennt, sind 1. der des Großmoguls, 279 Karat am Gewicht und über 11 Mill. Livres an Werth. 2. Zwei in Frankreich, wovon der eine, der Regent genannt, 6 Mill. werth seyn soll. 3. Der in Rußland, welchen Catharina II. mit 2,250,000 Livres und 100,000 Livres Leibrenten bezahlte, 179 Karat wiegend, und von der Größe eines Taubeneis.

Diámeter, Durchmesser eines Kreises, ist diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt desselben von einem Punkte des Umkreises bis zum andern gezogen wird, und somit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt, auch die größte Sehne ist. Der Halbmesser ist die Hälfte dieser Durchschnittslinie, und daher das Stück zwischen dem Mittelpunkte des Kreises und dessen Umfange. Diametralisch, diametral, gerade durch, geradezu.

Diana, bei den Griechen Artemis, eine Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsschwester des Apollo (s. Delos). Als sie noch Kind war, erzählt Callimachus in seinem Hymnus, bat sie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig Jungfrau zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhaßt gemacht. Zugleich bat sie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amnische Nymphen schenken, und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als sie bat. Er schenkte

ihr so Städte zu ihrem ausschließlichen Dienste und viele andere, wo sie gemeinschaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden sollte. Nun begab sich Diana auf den waldigen Leukus in Creta und von da zum Ocean, wo sie sich eine zahlreiche Begleitung neunjähriger Nymphen auswählte. Dann ging sie zu den Cyklopen auf der Insel Lipara, und verlangte von ihnen einen cydonischen Bogen und Köcher und Pfeile. Diese erfüllten den Befehl der Göttin, und bewaffnet erschien sie jetzt in dem arkadischen Gebiete des Pan, der sie mit schönen Jagdhunden beschenkte. Mit diesen fing sie am Fuße des Berges Parrhasius vier schöne Hirsche mit goldenem Geweih, spannte sie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerst auf den thrazischen Hämus. Auf dem Olymp in Mysien spaltete sie eine Fackel von einem Baume, und zündete sie an Jupiters Blitzen an. Wenn sie mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnsitze der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Merkur und Apollo entgegen; ersterer nahm ihr die Waffen, letzterer das Wildpret ab. Die amnischen Nymphen spannten die Hirsche vom Wagen, ließen sie auf den Wiesen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Wasser zu trinken. Dann trat Diana in den Göttersaal und setzte sich neben Apollo. Wie dieser den Wagen der Sonne, so lenkt sie den Wagen des Mondes. Amor und Venus versuchen umsonst, sie zu besiegen; nur Jagd, Musik und Tanz ergötzen sie. Ohne Schonung bestrafte sie die Jungfrauen, die das ihr geleistete Gelübde der Keuschheit verletzten; aber noch härter strafte sie den, der die Heiligkeit ihrer eigenen Keuschheit zu beleidigen wagte. Aktäon, des Cadmus Enkel, der sie im Bade belauschte, ward von ihr in einen Hirsch verwandelt und von seinen eignen Hunden zerrissen. Dennoch glückte es endlich dem schönen Jäger Endymion, sie die Macht der Liebe empfinden zu lassen. Wenn sie des Nachts als Luna leuchtete, und den schönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde schlummern sah, senkte sie sich aus der Höhe darnieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Hasses gegen die Liebe, war sie dennoch die Helferin der Kreisenden, welche in den Wehen der Geburt sie anriefen. Dagegen war sie auch, wie Apollo, die Göttin des Todes. Das weibliche Geschlecht ist das Ziel ihrer Geschosse, womit sie die Alten und Lebenssatten sanft erlegt, auf daß sie dem aufblühenden Geschlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete sie, wie Apollo, durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte sie ohne Barmherzigkeit. So tödtete sie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora sich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil diese sich über die Latona erhob u. s. w. Im trojanischen Kriege half sie wie Apollo, den Trojanern; und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies sie sich als Heldin. Der Dienst der Diana war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher eben sowohl Nachtgöttin, zusammenfallend mit Hecate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt so mit Eileithyia zusammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemisien waren ein ihr (besonders zu Delphi) gefeiertes Fest. Anfänglich bildete man sie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ihr berühmtester Tempel war zu Ephesus (s. d. Art.) und wurde unter die Wunder-

Digitized by Google

werke der Welt gezählt. Man verehrt sie hier als Symbol der fruchtbringenden Natur, und bildete sie mit vielen Brüsten ab, die mit Binden umwunden waren.

Dianenbaum oder Silberbaum, eine gewächsförmige Zusammenfügung von Silbertheilchen, welche vorher in Salpeterfäure aufgelöset wurden. Dianenbaum wurde er genannt, weil das Silber in der Chemie mit dem Zeichen des Mondes (Luna oder Diana) belegt wird. Es gibt mehrere Methoden, den Dianenbaum durch chemische Operationen darzustellen. Eine der kürzesten ist folgende: Man bereite ein kaltes Amalgama aus vier Quentchen Silberfeilstaub oder Silberblättchen und zwei Quentchen Quecksilber, löse dieses Amalgama in vier Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem und mäßig starkem Salpetergeiste auf; verdünne die Auflösung ungefähr mit 1 1/2 Pfund destillirten Wassers, schüttele die Mischung und bewahre sie in einer zugestopften Flasche auf. Beim Gebrauch nimmt man davon eine Unze, gießt sie in eine Phiole oder in einen Becher, setzt einer Erbse groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das so weich wie Butter ist, hinzu, und läßt das Gefäß ruhig stehen. Nicht lange, so sieht man aus der Kugel des Amalgama kleine Fäden aufsteigen, welche sich schnell vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden, und die Gestalt kleiner Gesträuche annehmen. Diese Erscheinung gründet sich auf verschiedene wesentliche Eigenschaften der Substanzen, die man dazu nimmt. Da das Quecksilber mit der Salpeterfäure näher verwandt ist, als das Silber, so nöthigt es jenes Metall, sich von dieser Säure zu scheiden und sich niederzuschlagen. Daß bei diesem Niederschlagen die Farbe des Silbers, seine natürliche Gestalt und der metallische Glanz wieder erscheint, rührt daher, weil das Silber von der Salpeterfäure mittelst einer metallischen Substanz geschieden wird. Es scheint dies überhaupt mit allen Metallen zu geschehen, so oft sie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden; da sie hingegen allezeit in der Gestalt eines Kalkes oder eines erdigen oder salzartigen Niederschlages ohne alles metallische Ansehen erscheinen, wenn sie durch irgend ein anderes Mittel niedergeschlagen wurden. Die besondere Stellung der Silbertheile im Versuche mit dem Dianenbaum muß ohne Zweifel der Wirkung der anziehenden Kraft, oder der Verwandtschaft zugeschrieben werden, welche die gleichartigen Theile, oder die Grundmassen einer und derselben, oder zweier ähnlichen Substanzen unter einander haben. Vermöge des Bestrebens, welches die Silbertheilchen selbst gegen einander haben, geschieht es, daß diejenigen, welche sich in der Folge von der Salpeterfäure trennen, sich auch hernach lieber an einander als irgendwo anders ansetzen. Uebrigens ist der Dianenbaum der älteste Beweis für die Crystallisirung eines Metalls durch Quecksilber. Damit der Versuch mit dem Dianenbaume gelinge, muß man dahin sehen, daß das Silber, die Salpeterfäure und das Wasser rein sind; denn die fremdartigen Theile könnten wenigstens zum Theile das Silber niederschlagen, welches doch im gegenwärtigen Falle allein durch das Quecksilber geschehen darf. Die Silberauflösung muß ferner stark mit Wasser verdünnt seyn, weil der Niederschlag sonst zu schnell und in zu großer Menge geschehen und nicht die regelmäßige Figur bilden würde. Endlich muß die Säure, ehe sie verdünnt wird, völlig mit Silber gesättigt seyn, weil der Niederschlag sonst nicht eher erfolgt, als bis sich der noch freie Theil der Säure ebenfalls gesättigt hat.

Diaphanometer, ein physikalisches Instrument, welches das

zu dient, die Größe der Ausdünstungen in einem begränzten Theile der uns umgebenden Luft zu messen.

Diasyrmus, eine redekünstlerische Figur, welche darin besteht, daß die Verkleinerung eines Gegenstandes übertrieben wird. Er ist Gegensatz der Hyperbel (s. d. Art.), welche in's Große übertreibt; sein Zweck und seine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zusammen; denn hier, wie dort, ist es darauf abgesehen, diejenige Anschaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterschiedes zwischen den beiden Gliedern des Gleichnisses oder Verhältnisses zu steigern.

Diät, die Lebensordnung in Speise und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. s. w., oder die Gesundheitspflege. Diätetik ist die Gesundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Gesundheit erhalten soll. Ein diätetisches Verhalten ist ein der Gesundheitspflege gemäßes. Diätetische Regeln sind Gesundheitsregeln. (Vergl. Makrobiotik.)

Diatonisch nennt man eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortschreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter diatonische Scale. (S. Ton, Tonleiter.) dd.

Diaz. Unter diesem Namen sind zwei Seefahrer berühmt: 1. Michael Diaz, ein Arragonier, Gefährte des Christoph Columbus, entdeckte 1496 die Goldminen von St. Christoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Isabella (nachher St. Domingo) bei. Er starb 1512. 2. Bartholomäus, ein Portugiese. Er wurde 1486 von seiner Regierung (unter Johann II.) ausgesendet, um einen neuen Weg nach Ostindien zu suchen. Er segelte muthig nach Süden, entdeckte über 200 Meilen neues Land, und fand glücklich die südliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien seiner Soldaten und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Lissabon. Diaz nannte die südliche Spitze von Afrika Vorgebirge der Angst, aber sein König, Johann II., gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden sey.

Dibdin. I. (Charles), geb. 1748, berühmter englischer Theaterunternehmer, Theaterdichter, Componist und Schauspieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das Theater und ward auch schon Componist. Er gefiel außerordentlich; er erwarb sich Freunde und Unterstützung, und für ihn wurde bald das unter dem Namen Circus bekannte Theater erbaut. Er war hier der Schöpfer einer neuen Gattung von Unterhaltung, die aus Musik, Gesängen und öffentlichen Declamationen bestand, und die er alle und allein selbst dichtete, componirte, sang und darstellte. Zwanzig Jahre lang gelang es ihm, sich beim Publikum in dieser Gattung zu erhalten. Durch die unendliche Mannichfaltigkeit und Derbheit in seinen patriotischen Gesängen, durch die glückliche Benutzung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken und ihn in dem langen und schweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laune zu erhalten und ihn für Land- und Seedienst geneigt zu machen, hatte er in den letzten zwanzigjährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die untern Volksklassen, so daß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung für eigne Rechnung ihm mißlang, eine Pension von 200 Pf. St. bewilligte. Man hat von ihm eine Menge Theaterstücke, Romane, Gesänge und sonstiger Schriften. Sein Sohn, Charles Dibdin jun., ist Miteigenthümer an dem londoner Theater, unter

dem Namen Sadlers wells bekannt, für welches er zahllose kleine Stücke und Gelegenheitsgesänge gedichtet und geschrieben hat. Sein zweiter Sohn, Thomas Dibdin, ist ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. H. (Thomas Feognall) einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Er ist Geistlicher, Mitglied der Gesellschaft der Alterthümer zu London und Bibliothekar des Grafen Spencer, und hat als solcher eine der reichsten, kostbarsten und erlesensten Privatbibliotheken unter sich. Man hat über die Bibliographie und Bibliomanie von ihm mehrere sehr wichtige und geschätzte Werke, von denen wir die bedeutendsten hier anführen wollen, da sie in Deutschland noch nicht sehr bekannt sind: Specimen of a biographical Dictionary, 1808. — Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Roman Classics, 1808. 3d edit. — Specimen Bibliothecae Britannicae, 1808 (hievon sind bloß 40 Stück gedruckt). — The Bibliomania, a prose epistle, 1812. 2d edit. — Typographical Antiquities, in 4to. 1810. — Ein in seiner Art einziges Werk ist seine Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive Catalogue of the books printed in the fifteenth century, and of many valuable first editions in the Library of George John Earl Spencer, 3 Voll. imperial 8vo. 1814. Sein neuestes, für Bibliographie ebenfalls höchst interessantes Werk ist sein Biographical Decameron, or ten days pleasant Discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography. Lond. 1817, 3. Vol. gr. 8vo. Es ist mit einer Menge der trefflichsten Holzschnitte und Kupferstiche geziert und eins der vollendetsten Meisterwerke der Buchdruckerkunst. Seine 1797 herausgegebenen Gedichte sind selten geworden, weil der Verfasser sich alle Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten. — Das Wichtigste aus den oben genannten kostbaren Werken wird in dem bibliographischen Lexicon, welches der Bibliothekssecretär M. Ebert in Dresden für den Verlag des Herausgebers vom Conversations-Lexicon bearbeitet, benutzt und bekannt gemacht werden.

Dichten heißt, durch sinnliche Anschauungen (Bilder) vorstellen, und wird dem Denken im engern Sinne, als dem Vorstellen durch Begriffe, entgegengesetzt. Im vorzüglichen Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunst angewendet wird, heißt es, Ideen in entsprechenden Bildern fassen, oder in einem harmonischen Ganzen sinnlicher Anschauungen versinnlichen, wodurch das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. Ausdenken, Ersinnen solcher Gegenstände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet sind, verschieden ist. Das Vermögen, zu dichten im obigen Sinne, beruht hauptsächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantasie. Im engsten Sinne heißt dichten, jene ideale Bildungen der Phantasie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darstellen, und die Kunst dieser Darstellung insbesondere Dichtkunst; ein Product dieser Art ein Gedicht; besondere Classen derselben Dichtungsarten. (S. Poesie.) T.

Dichtigkeit (Densität). Die Erfahrung lehrt, daß die kleinsten Bestandtheile (man denke sie sich als körperliche Punkte) der verschiedenen Körper bald mehr bald weniger eng vereinigt sind. Dies nennt man die verschiedene Dichtigkeit der Körper. Ganz dicht würde ein Körper genannt werden können, dessen Zusammenfügung gar keine Zwischenräume darböte; dergleichen Körper giebt es aber, wie man sich durch Versuche überzeugt hat, in der uns bekann-

Digitized by Google

ten Natur nicht. Der Begriff ist also ein relativer und um die Dichtigkeit eines Körpers zu bestimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und diesen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwasser, oder auch destillirtes, von allen fremden Beimischungen befreites Wasser, bei gleichem Wärmegrad eine stets gleiche Dichtigkeit behält, so nimmt man dieses gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundsätzen aus: 1. Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten sich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Massen, für welche man das Gewicht der Körper setzt, weil man kein anderes Mittel hat, die Quantität der in einem bestimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2. Haben die Körper gleiche Massen, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie die Räume die sie einnehmen. Man denke sich jetzt einen Körper, der, bei einem Gewichte von 4 Pf. einen Raum von nur 2 ', und einen andern Körper der bei einem Gewichte von nur 2 Pf. gleichwohl einen Raum von 4 Cubikfuß einnimmt, so wird, wie man durch bloßes Nachdenken findet, die Dichtigkeit des ersteren viermal größer als des letztern seyn, ein Resultat welches man allgemein so ausdrückt: die Dichtigkeiten zweier Körper verhalten sich wie die Quotienten der Gewichte dieser Körper, durch die Räume, die sie einnehmen (hier also = 4/2 : 2/4 = 2 : 1/2 = 1 : 1/4).

Dichtkunst, s. Poesie.

Dictator, die höchste obrigkeitliche Person in dem republikanischen Rom, welche nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Energie der vollziehenden Gewalt erfoderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war unumschränkt, sowohl in der Staatsverwaltung, als bei der Armee, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach seiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur sechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt nach Beendigung ihres Geschäfts noch vor diesem Zeitraume nieder. Nur wenige Beispiele finden sich von einem längern Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäsar. Alle obrigkeitlichen Aemter, die an den eigentlichen Staatsgeschäften Antheil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators sogleich auf, die Volkstribunen allein ausgenommen. Die Consuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen und in seiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Autorität; dagegen hatte dieser sowohl in- als außerhalb der Stadt 24 Lictoren mit Fasces und Beilen zu seiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beschränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkührlich verwenden, nicht Italien verlassen und in der Stadt kein Pferd besteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung seines Amts zur Rechenschaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magistraten, durch die Stimmen des Volks entschieden, sondern einer der Consuln ernannte ihn auf Befehl des Senats aus Willkühr. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkühr einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren wurden in der Folge noch zu gewissen feierlichen Geschäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Consuln anzustellen, um Feiertage anzuordnen u. dgl. m. In einer abgeleiteten spätern Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Mensch genannt, der auf seinen bloßen Machtspruch Glauben, Beistimmung oder Gehorsam verlangt; daher dictatorisch, gebieterisch, machthaberisch, d. i. ein dictatorischer Ausspruch, der

ohne Grund und Beweis auf die bloße Auctorität jemandes angenommen werden soll, Machtspruch.

Dictatur, 1. Amt und Würde des Dictators; 2. diejenige Förmlichkeit beim ehemaligen Reichstage, vermöge welcher dasjenige kund gemacht ward, was gesetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, und ein Stück der Reichsacten oder selbst ein Gegenstand der öffentlichen Berathschlagung werden sollte. Sie bestand darin, daß von Churmainz, mittelst des Reichserbmarschallamts, jeder Comitialgesandtschaft angesagt ward, ihre Kanzelisten zur gesetzten Stunde und benannten Orts der Dictatur halber sich einfinden zu lassen, und alsdann der Secretär des Directoriums jedem Kanzelisten die gemeinte Schrift, unter der Aufschrift: Dictatum etc., entweder in die Feder dictirte, oder gedruckt übergab.

Dickstein, s. Diamant.

Diction, Styl — mit welchem sie oft zusammenfällt. Im engern Sinne jedoch beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engern Sinn aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung. T.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswissenschaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geistige Kraft des Menschen zur Freiheit und möglichsten Vollkommenheit entwickeln soll. An sie schließt sich an die Methodik, welche von der Anwendung und Beschaffenheit des Unterrichts als Erziehungsmittels oder dem zweckmäßigsten Verfahren bei demselben, nach Verschiedenheit der Lehrgegenstände und Subjecte, handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieser Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunst, genannt. T.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalien hießen bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauspiels selbst, bald schriftliche Aufsätze, worin Nachrichten gegeben wurden von Verfassern und dem Inhalt der Schauspiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorstellung, ob sie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob sie von den Dichtern, denen sie zugeschrieben werden, wirklich seyen u. s. w. Viele alte Schriftsteller haben dergleichen geschrieben, und es scheint, daß sie nicht bloße Theateranzeigen, sondern auch dramatische Kritik enthalten haben, Zergliederung des Plans, Entwickelung der Schönheiten und Fehler. S. d. Art. Dramaturgie. dd.

Diderot (Dénys), wurde 1713 zu Langres, in Champagne, geboren. Die Jesuiten, in deren Schule er erzogen worden war, wollten ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen; aber sein Vater bestimmte ihn zum Rechtsgelehrten, und übergab ihn der Leitung eines pariser Anwalts. Der Jüngling fühlte indessen zu keiner Facultätswissenschaft Beruf in sich, und beschäftigte sich lieber mit belletristischer Lectüre. Selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er suchte Hülfsquellen in seinen Talenten und fand sie. Er legte sich mit Eifer auf Mathematik, Physik, speculative Philosophie und schöne Wissenschaften, und machte sich bald unter den schönen Geistern der Hauptstadt einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine Pensées philosophiques, 1746, eine gegen die christliche Religion gerichtete Broschüre, die viel Leser fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ sie 1746 durch den Scharfrichter verbrennen. Zu gleicher Zeit gab er mit Eidous und Toussaint ein Diction-

naire universel de Médecine in sechs Bänden in Fol. heraus. Der Beifall, mit welchem dieses Werk, so mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädisches Lexicon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu und vereinigte sich zur Ausführung desselben mit vielen namhaften Gelehrten, unter andern mit Daubenton, Rousseau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, besonders aber mit d'Alembert, der nächst ihm den größten Antheil an dieser weitumfassenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel, und füllte als Redacteur auch in andern Fächern manche von seinen Gehülfen gelassene Lücke aus. Der Gewinn der zwanzigjährigen Anstrengung, die ihm diese mühsame Arbeit kostete, war bei seiner wenig geordneten Haushaltung so unbedeutend, daß er sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Nießbrauch derselben auf Lebenszeit. Während er mit der Redaction der Encyclopädie beschäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derselben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er verschiedene Werke anderer Art heraus, als den sinnreichen, aber lasciven Roman: les Bijoux indiscrets, und die wegen ihrer populären Charakteristik beliebten Lustspiele: le Fils naturel und le Père de famille. Beide Dramen sind unter dem Titel: Théâtre de Diderot, oft gedruckt und mit einem Aufsatz über dramatische Kunst begleitet, der viele scharfsinnige Bemerkungen enthält. Diderot starb 1784. Ueber seinen Charakter ist man nicht einig. Seine Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennützigen, biedern Mann; dagegen ihm seine Feinde Hinterlist und Eigennutz zur Last legen. Gegen das Ende seines Lebens gab er manche Blöße durch den Streit, in den er sich mit Rousseau, von welchem er sich gelästert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieser Verdacht war, zeigt der zweite Theil der Confessions, in welchem er auf das ehrenvollste erwähnt wird. Aus seinem Nachlaß sind nach seinem Tode einige vortreffliche Werke erschienen. Dahin gehört sein Essai sur la peinture, von Cramer ins Deutsche übersetzt; ferner ein schon im Jahre 1772 geschriebener Dithyramb: Abdication d'un roi de la fève, welche äußerst demokratische Gesinnungen verräth; und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: la Religieuse, Paris 1796, und Jacques le fataliste et son maitre, ebendaselbst. Von dem letztern Roman besaß der Prinz Heinrich eine Abschrift und überschickte sie zum Abdruck nach Frankreich; in Deutschland hatte man bereits vorher eine Uebersetzung. Von Diderot wurde zuerst gesagt, was man nachher oft wiederholt hat; daß er schöne Seiten, aber kein gutes Buch habe schreiben können. Seine naturalistischen Ansichten und seine auf fragmentarische Psychologie gegründete klare Moral, so wie überhaupt sein lebhafter, encyclopädischer Geist empfahlen seine philosophischen Schriften bei seinen Zeitgenossen und Landsleuten sehr. In der Poetik und Poesie verbreitete er die Tendenz des moralisch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerspiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatorischen Vortrage hat man Dunkelheit vorgeworfen. Wir schließen diesen Artikel mit Marmontel's Charakteristik: „Wer

Diderot," sagt er, "nur aus seinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein System über die Kunst, gut zu schreiben, verdarb seine herrliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und er wurde das leicht, und wenn dann von der Quelle weg der Reichthum seiner Gedanken gleich einem Strome dahin floß, er seine Theorien vergaß und sich den Eindrücken des Augenblicks hingab; dann war er einzig und hinreißend. Diderot, einer der aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigsten. Seine Beredtsamkeit der Empfindung hatte einen ganz eigenthümlichen Reiz in allem, was Herzensgüte betraf (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'eloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier). Seine ganze Seele lag in seinen herrlichen Augen, auf seinen Lippen; und nie prägte sich auf einer Physiognomie Reinheit des Herzens so aus, wie auf der seinigen."

Dido, die berühmte Erbauerin von Carthago, war nach Einigen eine Tochter des Agenor (Belus), nach Andere des Tyriers Carchedon, nach dem auch Carthago genannt worden seyn soll. Noch Andere nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Die Geschichte ihrer Flucht von dort wird so erzählt. Ihr Vater hatte sie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichsten Phönicier, der zugleich Priester des Herkules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um so mehr durch seine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare selbst vollbracht hatte, um sich seiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erschien im Traume der Geist ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo seine Schätze befindlich waren, die Pygmalion vergebens gesucht hatte. Dem gemäß ging sie mit allen Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem sie zuvor auf Cypern eine Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren sie zur Stiftung einer neuen Pflanzstadt bedurfte. Sie landeten auf der afrikanischen Küste, nicht weit von Utika, einer tyrischen Pflanzstadt, deren Einwohner sie aufs beste empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo sie gelandet sey, sich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingebornen ein Stück Landes (vergl. Carthago), und erbaute erst die Festung Byrsa, und später Carthago, welches bald zu einem ansehnlichen Orte aufblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürst, Jarbas, veranlaßt, der Dido seine Hand anzubieten, und da sie diesem Antrage eben so wenig willfahren wollte, als ausweichen konnte, opferte sie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil gibt die Untreue des Aeneas als die Ursache ihres Todes an; allein seine ganze Erzählung von dem Zusammentreffen des Aeneas und der Dido ist Erdichtung, da beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot (François Ambroise), geboren 1750 zu Paris, einer von denjenigen Männern, welche sich um die Buchdruckerkunst große Verdienste erworben haben. Der Sohn eines geschickten und kenntnißvollen Buchdruckers, erbte er von seinem Vater Liebe und Enthusiasmus für seine Kunst. Bei näherer Betrachtung eines der Baskervilleschen Meisterstücke entstand bei ihm der Vorsatz, wo möglich, den englischen Künstler noch zu übertreffen. Die Verbesserungen der französischen Lettern, mittelst des von ihm erfundenen Typometers, durch welche er sie in das angenehmste Verhältniß zu einander brachte, und die Vervollkommnung der Papierfabrikation waren seine Hauptaugenmerke; besonders war dieß der Fall mit dem Velinpapier,

Digitized by Google

welches von ihm herrühren soll, und auf welches er schon 1781 druckte. Er verbesserte auch die Stege, vervollkommnete den Mechanismus der Pressen ꝛc. Uebrigens sind seine schönen und höchst correcten Ausgaben, auch die, welche er auf Befehl Ludwigs XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte, hinlänglich bekannt. Er starb am 11. Juli 1804 mit dem Ruhm eines braven Mannes und trefflichen Vaters: Zwei Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunst, und sie sind die berühmtesten Buchdrucker Frankreichs geworden. Sie vervollkommneten die Stereotypen (s. d. Art. Buchdruckerkunst), ihres Vaters Erfindung. Beide sind zu Buchdruckern des Königs, und überdies jener der Pairskammer, dieser der Akademie ernannt worden. Auch empfing Pierre, der unter der kaiserlichen Regierung Mitglied des Ordens der Reunion gewesen, 1817 vom Könige den St. Michaelsorden. Sie gehören zu den geschicktesten Buchdruckern unserer Zeit und haben auch als Schriftsteller beide sich bekannt gemacht. Auch der Bruder von Ambroise, Pierre François Didot, geb. 1732, gest. 1795, war als Buchdrucker und Buchhändler berühmt und dessen Sohn Henri hat eine Art der Schriftgießerei erfunden, welche er Polyamatype nennt, und mittelst welcher er den Guß einer Schrift, der auf die gewöhnliche Weise zwei bis drei Monate erfordert, in acht bis zehn Tagen und zugleich um 15 p. C. wohlfeiler zu Stande bringt. (Der Moniteur vom 28. Nov. 1816. gibt darüber nähere Auskunft.)

Didotische Lettern, lateinische Druckschriften oder Buchstaben von schönem runden und gefälligen Schnitte nach ihrem Erfinder Firmin Didot benannt; sie werden auch in Deutschland sehr vollkommen nachgeahmt. Ihr Charakter neigt sich zum Kupferstich hin, da die ältern Lettern mehr dem Holzschnitt ähnlich sind.

Didymäus (eigentlich Zwilling), ein Beiname des Apollo, entweder weil er Zwillingsbruder mit der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menschen verlieh. Apollo hatte unter diesem Beinamen einen der größten und berühmtesten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Milesiern.

Diebs-Inseln, s. Ladronen.

Diebstahl, vom Raube unterschieden, ist die heimliche und wider Wissen und Willen ihres Besitzers geschehene Entwendung einer fremden beweglichen Sache aus dessen Gewahrsam, in der Absicht, sich damit zu bereichern. Dem Diebstahle wird gleich geachtet, wenn jemand einem Andern durch betrügerische Vorspiegelung eines für ihn vortheilhaften Zwecks diesen Besitz entzieht, oder wenn jemand gefundne Sachen, deren Eigenthümer bekannt worden ist, nicht herausgibt. Bei Bestrafung des Diebstahls kommt es auch auf Werth und Wichtigkeit der Dinge und auf andere Umstände (z. B. in welchem Verhältniß der Dieb zu dem Bestohlenen steht, ob der Dieb bewaffnet war u. s. w.) an. Der Diebstahl setzt übrigens stets ein Eigenthum, Begriffe von Eigenthum und ein fremdes Recht darauf voraus, welches man kennt, aber absichtlich nicht achtet.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dieten, Tagegelder (von dies), werden die Gelder genannt, welche Beamte auf Amtsreisen und während ihres Aufenthalts an einem fremden Orte zum Ersatz der Zehrungskosten erhalten.

Dietrich (Joh. Wilh. Ernst), der sich aus Sonderbarkeit öfters auch Dieterici schrieb, königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Hofmaler, Professor bei der Akademie der Künste zu Dresden, Di-

rector der Malerschule bei der Porzellanfabrik zu Meißen, Mitglied der Akademien zu Augsburg und Bologna, einer der berühmtesten deutschen Maler des verflossenen Jahrhunderts, wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Maler bekannt, war daselbst Hofmaler, und unterrichtete seinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in seiner Kunst. Wie viel sich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländischem Geschmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königlichen Kupferstich-Cabinet zu Dresden unter seinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Damit er seine Anlagen noch mehr ausbildete, schickte ihn sein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In seinem achtzehnten Jahre wurde er dem König August II. vorgestellt, und da er, nach dessen Angabe, ein Dianenbad von neun Figuren in Gegenwart des Königs und seines Gefolges binnen zwei Stunden im Entwurfe verfertigte, erhielt er vom König eine Besoldung. Nach dessen Tode fand er einen Beschützer an dem Grafen Brühl, durch dessen Unterstützung der Künstler in den Stand gesetzt ward, die Gallerie zu Salzdahlen und die wichtigsten Cabinete Hollands und Italiens zu besuchen, und seine Kunstkenntniß immer mehr zu erweitern. Er besaß eine unglaubliche Geschicklichkeit im Copiren, und copirte mit gleichem Glück Gemälde von Rafael und Mieris, Correggio und Ostade. Als Nachahmer wählte er sich vornehmlich Rembrandt, (die Mondenscheine von) van der Neer, Everdingen, Berghem und Claude Lorrain zu Vorbildern. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung stehen, sondern erwarb sich auch durch eigenthümliche Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in historischen Stücken vermochte, zeigen seine biblischen Geschichten sowohl in Gemälden als radirten Blättern; unter seinen Bauernstücken zeichnen sich die Musiciens ambulans aus. In diesen allen erkennt man jedoch Rembrandts Geschmack, so wie in seinen Gesellschaftsstücken Watteau; eigenthümlich zeigt er sich hingegen in der Landschaftsmalerei, in welcher er mit dem größten Ruhm arbeitete. Mannichfaltigkeit und Reichthum der Composition, Geschmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, schöner durchsichtiger Baumschlag, wirksame Reflexlichter, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth sind seine Vorzüge. Die Erfindung ist jedoch nicht der beste Theil seiner Bilder, und seine ungemeine Fertigkeit der Hand ließ ihn bisweilen nahe an die Gränze der Manier streifen. Seine besten Werke (er hat sehr viele geliefert) verfertigte er von den Jahren 1730 bis 1760, nach welcher Zeit man eine Abnahme spürt. Doch hörte sein eiserner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens siech und untüchtig für die Kunst. Er starb 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde sind beinahe durch ganz Europa zerstreut. Die dresdner Gallerie besitzt deren 34, seine Handzeichnungen befinden sich theils im dortigen Kupferstich-Cabinet, theils in Privatsammlungen. Seine radirten Blätter sind in zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erste sehr selten ist, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meisten Platten ausgeschliffen sind. Die zweite, aus 34 Platten bestehend, erschien nach seinem Tode. Zingg hat sich viel Verdienste um sie erworben. dd.

Diffamationsklage (von Diffamation, und dieses von diffamiren, ein Gerücht verbreiten, in üblen Ruf bringen, — daher auch diffamatorische Schrift, Schmähschrift), die Klage

wider eine Person, die über den Kläger ein nachtheiliges Gerücht verbreitet hat.

Differenzial-Rechnung, s. Infinitesimal-Rechnung.

Diffession (von diffitiren), in der Rechtssprache die Handlung, wodurch Jemand ein gegen ihn producirtes Instrument für falsch und untergeschoben erklärt; daher der Diffessionseid, oder der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde dem Inhalte und der Unterschrift nach abschwört. (Vergl. d. Art. Recognosciren.)

Digesta, s. Civilrecht und Pandecten.

Digestion, die Verdauung. (S. d. Art.) Digestiv, Verdauungsmittel. Digestor papinianus, der Papinianische Topf. (S. d. Art. Papin.)

Dignitarien (franz. dignitaires), von Dignitas, Dignität, Würde, Grad, Würdenträger; besonders diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden; daher Großdignitarien (grands dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und der Grand-Maître des cérémonies, mit letztern Namen benannt.

Dijambus, s. Rhythmus.

Dijon, ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Burgund am Fluß Ouche, jetzt die Hauptstadt im Departement der Côte d'Or. Sie ist groß, wohlgebaut, befestigt und enthält mit ihren drei Vorstädten ungefähr 25,000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines Bischofs, zu dessen Kirchsprengel jetzt die Departements der Côte d'Or und der Ober-Marne gehören, und der unter dem Erzbischof von Besançon steht. Es gab hier ehemals reiche Klöster, vorzüglich eine weibliche Cisterzienser-Abtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das alte, aber weitläufige und gut gebaute Residenzschloß der alten Herzoge von Burgund aus. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzeugen, vorzüglich Senf und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Akademie der Wissenschaften, jetzt Gesellschaft der Literatur, Künste und Wissenschaften zu Dijon ist 1725 errichtet und 1740 von dem Könige bestätigt worden. Außerdem hat sie eine Akademie von drei Fakultäten, eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden, ein Museum und andere wissenschaftliche Anstalten. Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnois. In dem Pfarrdorfe Fontaine le Dijon, eine Stunde von der Stadt, ist der heilige Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dike, s. Asträa und Horen.

Dilemma, Dilemm, ist in der Logik ein verfänglicher Schluß, in welchem der zu widerlegende Satz zur Voraussetzung erhoben wird, aus welchem man zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppelschluß) oder mehrere (Polylemma Vielschluß) falsche und ungereimte Folgen ableitet, um seine Wahrheit dadurch selbst zu widerlegen. Der Satz z. B., Gott kann sich in seinen Entschließungen ändern, wird durch ein Dilemma so widerlegt: Wenn Gott seine

Entschließungen änderte, so hätte er entweder nicht alles von Ewigkeit her überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkühr. Nun aber ist alles dreies ungereimt (hier müssen die Gründe hinzugefügt werden), folglich ist es falsch, daß Gott in seinen Entschließungen veränderlich sey.

Dilettant wird nach einem italienischen Ausdrucke der Liebhaber von Kunst und Wissenschaft, und sein Vergnügen an diesen Gegenständen, so wie seine Beschäftigung damit, Dilettantismus genannt. Letzterer ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, obgleich er diese oft an Wärme übertrifft. Denn auch die Liebhaberei ist verschiedener Art, und es gibt geistvolle und geistlose.

Diligence, nennt man wohleingerichtete und bedeckte Postwagen, welche Passagiere schnell von einem Ort zum andern bringen. Nach den englischen und französischen sind die baierischen und würtenbergischen die vorzüglichsten.

Dimension, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten. In dieser Bedeutung wird dieses Wort auch in der Baukunst genommen, wo man unter Dimensionen eines Gebäudes das Maß seiner Länge, Höhe und Breite versteht. In den zeichnenden Künsten versteht man darunter die verhältnißmäßig richtige, abgemessene Größe der nachgebildeten Gegenstände durch Beobachtung der Proportionen und Perspective. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ohne genaue Beobachtung der Dimensionen das Werk der bildenden Kunst allen Schein der Wahrheit verlieren muß. S. Proportion und Perspective. dd.

Diminuendo, abgekürzt Dim. Dieser italienische Ausdruck zeigt in der Tonkunst an, daß die Stärke der Töne nach und nach abnehmen soll.

Diner, das Mittagsmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden und Tafelceremonien (je später desto vornehmer und großstädtischer), zerfällt nach der Tabulatur in drei Hauptgänge mit beliebigen Einschiebseln: Suppe und Vorgerichte, Fisch und Braten, Dessert. In diesen drei Etagen wohnt die Kunst des Geschmacks, und weiß jede mit den raffinirtesten Genüssen auszufüllen, ja die Gourmands alter und neuer Zeit haben diese Kunst in ein System gebracht. Sie unterscheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speisen mehr im dunklern oder helleren Colorit erscheinen, und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunst. Ein Diner muß sich eröffnen mit einer heißen Suppe, denn der Gaumen eines Gourmands muß hart wie Mosaik und feuerfest wie der unverbrennliche Spanier seyn, und diese Suppe wird am füglichsten nach der Manier der Demoiselle Emilie Contat, berühmten pariser Schauspielerin, servirt, so daß die ins Tafelzimmer eintretenden Gäste jeder auf seinem Couvert die rauchende Suppe vorfindet. Dann folgt (der köstliche Effect des Caviars ist nicht überall anerkannt) der Coup d'après, d. h. ein Spitzglas feiner adstringirender Weine, Madera, Portwein ꝛc. (nur diese und die feinen Dessert-Weine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tischwein aber mit Wasser zu vermischen), um die durch die Suppe erschlafften Verdauungsfibern zu stärken und mit gehöriger Kraft eine tüchtige Portion Rindfleisch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüse erleichtern diese Arbeit und sind der Mörtel des Grundsteins, auf welchen alle nachfolgenden hohen und

Digitized by Google

höchsten Genüsse gesetzt werden. Dann kommen kleine reitzendere Zwischen- und Voressen, und hieran ordnen sich die Fische, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen ꝛc., alles verdrängt. — Hier muß der Koch seine Talente glänzen lassen, und der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleisch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verwesung ihm vor die Zähne rücke. Hier ist die Hauptarbeit des guten Essers gethan und bloß zum Amusement, und um dem Wirth ein Compliment zu machen, schifft er (die beste Gondel ist eine Pastete) auf Cremen und Gelée in das Lustgefilde des Desserts hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt seines Regiments mit Batterien von schwerem Caliber verkündet, strenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käse (le biscuit des ivrognes) sind, wenn das Gebäude der Tafellust bis zum höchsten Gipfel errichtet ist, die Schlußziegel auf dem Forste des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabsäumen, die Vollendung seines Baues mit einer Tasse Kaffee auf der Serviette zu feiern, welche, frei vom Impost der Surrogate, der Vermählung mit einer Dosis reizenden Liqueurs würdig ist. Ein solches schulgerechtes Diner hat außer seinen natürlichen Folgen noch manche andere. Der begnügte Gast hat die Pflicht, binnen den nächsten acht Tagen dem Wirth einen Besuch, die sogenannte Visite de digestion, zur schuldigen Danksagung zu machen, und will er bald wieder geladen seyn, binnen vierzehn Tagen den Besuch zu wiederholen. Dieses nennen die Pariser Visite d'appétit. Ferner muß er seinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiederung der angethanen Ehre seinen Verhältnissen nicht zusagt, sein Möglichstes für die Unterhaltung bei Tafel durch Anekdoten, witzige Einfälle ꝛc. thut (in der pariser Sprache payer en monnoie de singe), in jedem Falle aber unter acht Tagen nicht über den Wirth medisirt. Die Feinheit der französischen Küche verdient ihre Wechselwirkung auf den feinen Ton vollkommen, der sich in unzähligen Tafelregeln ausspricht und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. Diner par coeur nennen die Franzosen, wenn man mit einem fehlgeschlagenen Versuche oder sonst die Zeit des Mittagsmahls versäumt hat, und nun den Appetit mit einem Gerichte frischen Obstes stillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne besondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen veranlaßt wird, oder veranlaßt.

Ding, alles, was für sich bestehend existirt oder **gedacht** werden kann. In letzterer Hinsicht gibt es auch **Gedankendinge**, wozu auch die Verneinungen der Gegenstände, selbst das **Nichts** gehört. In ersterer Hinsicht wird das Ding entweder gleichbedeutend mit Substanz, den Accidenzen (Eigenschaften der Gegenstände) oder gleichbedeutend mit den Erscheinungen (phaenomenis), dem **Ding an sich** (noumenon), dem nicht sinnlich erscheinenden, nur dem Verstande sich ankündigenden (intelligibeln) Wesen der Dinge entgegengesetzt, von welchem **Kant** ein Wissen für unmöglich hielt. — In der ältern deutschen Sprache hieß Ding ein **Gericht**, gerichtliche Versammlung: daher soll kommen der **Dinstag**, d. i. Gerichtstag, **dingpflichtig**, d. i. vor Gericht zu erscheinen schuldig; **Dingsmänner**, d. i. Schöppen u. s. w.

Dingliches Recht, s. **Sachenrecht**.

Dinte (gemeine). Dieses Schreibmaterial kann man von man-

cherlei Farben bereiten, doch ist die schwarze Dinte die gebräuchlichste. Mehrere Chemiker haben sich bemüht, ihre Bereitung zu vervollkommnen. Viel hat ein Engländer Lewis geleistet, und er gibt folgende Vorschrift: In drei Nößeln weißen Weins oder auch Weinessigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vitriol eine halbe Stunde lang kochen, setzt dann 1 1/2 Unze arabisches Gummi hinzu, und gießt die ganze Mischung, wenn das Gummi gehörig aufgelöst ist, durch ein Haarsieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zusammensetzung: 4 Unzen Galläpfel, 2 1/2 Unze bis zur Weiße calcinirtes schwefelsaures Eisen und 2 Pinten Wasser läßt man 24 Stunden lang in der Kälte infundiren, thut 10 Quentchen arabisches Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offnen, oder bloß mit Papier leicht verstopften Flasche. Ein anderes Recept ist folgendes: Man nehme ein Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabisches Gummi, eben so viel Eisenvitriol und 4 Pinten Bier oder Wasser. Die Galläpfel werden zerstoßen und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß stehen; hierauf setzt man das gröblich zerstoßne Gummi hinzu und läßt es auflösen; nachdem thut man den Vitriol zur Masse, der diese sogleich schwarz färbt, und seihet sie endlich durch ein Haarsieb. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des besten Fernambukholzes wird mit 2 Loth gestoßenen Alauns und eben so viel Weinsteinrahm in einem Maß Wasser bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabisches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöset. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgestumpfte und mit Gummi versetzte Indigoauflösungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünspan, destillirt mit Weinessig und etwas Gummi vermischt. Safran, Alaun und Gummiwasser geben eine Gelbe.

Dinten (sympathetische). Hierunter versteht man Flüssigkeiten ohne alle, oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen sich eine unsichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewisse (jeder Art von sympathetischer Dinte eigene) Mittel sichtbar machen kann. Schon Ovid ertheilt den unter strenger Aufsicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber schreiben möchten, den Rath, die Schrift mit frischer Milch aufzutragen, und wann sie getrocknet ist, Kohlenstaub oder Ruß darüber zu streuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und bessere Dinten dieser Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Wasser auflöset, und etwas Alaun dazu setzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eisenniederschlag nicht niederfällt, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entstehen pflegt; so kann man mit dieser Auflösung eine unsichtbare Schrift aufsetzen, die sehr schwarz erscheint, wenn man sie mit einem gut gesättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen schwarzen Dinte eine sympathetische verfertigen. Zu diesem Zwecke benimmt man ihr durch beigemischte Salpetersäure die Farbe. Die Schrift die man damit aufträgt, kommt zum Vorschein, wenn man sie mit aufgelösetem flüssigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unsichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung sichtbar ist, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, und zieht daraus vermittelst der Digestion in Königswasser das aus, was die Säure davon auflösen kann, d. h. die metallische Erde des Kobalts, welche bei der Verglasung das Blau gibt; dann verdünnt man diese Auflösung mit etwas Wasser, damit sie

Digitized by Google

nicht durch das Papier schlage. Die Schrift von dieser Dinte ist unsichtbar, erscheint aber schön grünblau, wenn man sie auf einen gewissen Grad erhitzt. Sobald sie wieder erkaltet, verschwindet sie gänzlich, und so kann man sie durch wechselsweise Erhitzung und Erkältung bald sichtbar, bald unsichtbar machen. Nur muß man sich hüten, sie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig ist, weil sie sonst immer sichtbar bleibt. Mit dieser sympathetischen Dinte kann man Landschaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die sich, wenn man will, in Frühlingslandschaften verwandeln müssen, sobald man sie einem gehörigen Grade von Wärme aussetzt. Man hat diesen Einfall schon auf Feuerschirmen ausgeführt.

Dio Cassius, zu Nicäa in Bithynien um das Jahr 155 nach Christus geboren; von andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römische Bürgerrecht bekommen, viele Ehrenämter in Rom bekleidet und sich lange daselbst aufgehalten hat. Er beschrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollständig, das übrige im Auszuge des Xipholinos besitzen, die römische Geschichte von Aeneas Ankunft in Italien bis 228 nach Chr. Geb., und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienst, die Begebenheiten gut chronologisch geordnet, und sofern er sie selbst erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt sich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, abergläubisch und schmeichelnd; sein rhetorischer Styl ist der Geschichte nicht angemessen. Herausgegeb. von Trimarus, Hamburg (750 — 752) übers. v. Wagner und Penzel.

Dio Chrysostomus, ein stoischer Philosoph aus Bithynien, im 1sten Jahrh. n. Chr. Er stand als Redner bei den Kaisern Nerva und Trajan in besonderm Ansehn. Noch haben wir 80 Reden von ihm, die unter andern Reiske herausgegeben, Leipzig 784.

Diöces (Dioikésis, Diöcesis), heißt bei den Römern seit der Zeit Constantins des Großen eine gewisse Anzahl von Provinzen, welche unter einem Präfecten standen; in der Kirchenverfassung der Christen aber ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs unterworfen war. Nachher hat man auch einen bischöflichen Kirchsprengel, und bei den Protestanten die Summe der Pfarreien, welche unter der Inspection eines Superintendenten stehen, Diöces oder Kirchsprengel genannt. Auch diese Einrichtung schreibt sich aus der Zeit Constantins (dem 4ten Jahrhundert nach Christus), des römischen Kaisers her, der die christliche Religion zur Staatsreligion machte. d.J.

Diodorus, aus Agyrium in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und Augusk. Um seiner Geschichte die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiste er einen großen Theil von Europa und Asien. Sehr zu bedauern ist es, daß der größte Theil dieser seiner Geschichte, die er historische Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatische Behandlung mit der rhetorischen nach dem Muster des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen ist. Sie bestand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde. Wir haben von den 20 ersten Büchern nur die fünf ersten und zehn letzten, von den 20 letzten aber nichts übrig behalten. Die besten Ausgaben sind von Wesseling und Eichstädt. Mit Heyne's Commentar, Zweibrücken und Straßburg

(795 — 807, in 11 Bänden). Verdeutscht von Stroth und Kalkwasser.

Diogenes Laërtius (von Laerte in Cilicien), um das J. 250 nach Chr. Geb., sammelte mit Fleiß, aber ohne Kritik und philosophischen Geist mancherlei Data über das Leben und die Meinungen berühmter Philosophen. Für die Geschichte der Philosophie ist diese Sammlung (in 10 Büchern) unentbehrlich, nur muß sie mit Vorsicht gebraucht werden. Am ausführlichsten ist Epikurs Leben (in dem ganzen 10ten Buche) erzählt, dessen Anhänger er zu seyn scheint. Hauptausgabe von Longolius, Wien u. Leipzig (759). Deutsch von J. F. und Ph. L. Snell (806)

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, im 4ten Jahrhund. vor Chr. Geb., der berühmteste unter den cynischen Philosophen. (S. Cyniker.) Da er mit seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus seinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antisthenes, ihn zu seinem Schüler anzunehmen. Erst nachdem dieser den Dringenden abzuweisen selbst mit Schlägen vergeblich gesucht hatte, ward ihm seine Bitte gewährt. Diogenes widmete sich ganz dem Unterrichte seines Lehrers, dessen Grundsätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieser, alles philosophische Wissen und eiferte gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit; sondern er trieb zugleich die eigene Anwendung seiner moralischen Lehren bis aufs Aeusserste. Antisthenes finsterer Ernst mißfiel; Diogenes hingegen verstand mit Heiterkeit und Witz seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geschickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu seyn, so wenig er auch in der That besserte. Zugleich wußte er seinen Grundsatz, alles Entbehrlichen sich zu entäußern, auf die ungezwungenste Art anzuwenden. Er lehrte, der Weise müsse, um glücklich zu seyn, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; zu dem Ende müsse er Reichthum, Ansehen, Ehre, gesellschaftliche Convenienz, die Künste und Wissenschaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er selbst wollte seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend seyn. Daher unterzog er sich den härtesten Prüfungen, und riß sich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den schlechtesten Speisen, befliß sich selbst bei Mahlzeiten, wo der größte Ueberfluß herrschte, der strengsten Enthaltsamkeit, und streckte seine Hand auch wohl zu einem Almosen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, in Athen einher; des Nachts sperrte er sich in eine Tonne. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigungen des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Wasser schöpfen sah. Nie schonte er die Thorheiten der Menschen; laut und unerbittlich sprach er gegen alle Laster und Mißbräuche, und bediente sich dabei der Satire und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk, und selbst die Gebildeten, hörten ihn gern, und versuchten ihren Witz an ihm; merkten sie aber seine Ueberlegenheit, so gingen sie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Fassung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es ist daher nicht glaublich, daß er sich der Aus-

Digitized by Google

schweifungen schuldig gemacht habe, welche seine Feinde ihm Schuld gaben. Sein unanständiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch sind viele Anekdoten von diesem Sonderling erdichtet, und selbst sein Aufenthalt in der Tonne zweifelhaft. Auf einer Reise nach der Insel Aegina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sclave nach Creta an den Corinther Xeniades verkauft. Dieser ließ ihn frei und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Sein neues Geschäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Corinth, im Winter zu Athen. Am erstern Orte war es, wo Alexander, der mit seinem Gefolge zur Staatsversammlung ging, ihn an der Landstraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler seiner nicht zu achten schien, sich in ein Gespräch mit ihm einließ und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts," antwortete der Philosoph, „als daß du mir aus der Sonne gehst." Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu seyn." — Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er suche, antwortete er: „Ich suche Menschen." Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte. Daher sagte er einst: „Menschen habe ich nirgend gesehen, aber doch Kinder zu Lacedämon." — Welches ist, fragte man ihn einst, das gefährlichste Thier? — „Unter den wilden Thieren," antwortete er, „ist es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler." Er starb, vor Chr. Geb. 324, in einem hohen Alter. Als er die Annäherung seines Todes merkte, setzte er sich an der Straße nach Olympia nieder, wo er vor den Augen der herbeiströmenden Menge mit ächt philosophischer Ruhe starb.

Diokletian (C. Valerius), mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Geburt, ward 284 nach Chr. Geb. von der Armee zum römischen Imperator erklärt. Er war gegen die Feinde glücklich, schlug den Carinus in Mösien (285), besiegte die Alemannen und machte sich durch seine Güte sehr beliebt. Doch nöthigten ihn die neuen Empörungen und Angriffe auf das römische Reich, sich Mitregenten zu wählen, nämlich den (Maurel. Valerius) Maximilianus (286), einen herrschsüchtigen, rohen und grausamen Krieger, der, während Diokletian im Morgenlande gegen die Perser glücklich war, und dann in Deutschland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien siegte; später (292) auch den C. Galerius, so wie Maximilian den Constantinus (Chlorus) zum Cäsar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange Diokletian wirkte, der auch Aegypten wieder einnahm, dauerte die Uebereinstimmung: allein dieser resignirte (305) zu Nikomedien auf die Kaiserwürde — in demselben Jahre auch Maximilian zu Mailand. — Diokletian zog sich nach Salona in Dalmatien zurück, vergnügte sich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungestörter Ruhe bis 313. Er hatte die unumschränkte Herrschaft gegründet, welche die Constantinische Familie nun befestigte.

Diomedes, des Tydeus und der Deïpyle Sohn, und König von Argos. Er verlor seinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben, und befand sich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen, er mit den übri-

gen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Argiver, Tyrinther und mehrere andere Völkerschaften befehligte. Verwegener Muth machte ihn zu einem der ersten Helden; nach Nestors Zeugniß übertraf er darin alle seine Altersgenossen. Von Pallas beschirmt, focht er nicht nur mit den tapfersten Feinden, viele derselben erlegend, sondern wagte sich selbst in den Kampf mit den Unsterblichen. Als Venus ihrem Sohne Aeneas gegen ihn zu Hülfe kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde ihr den Aeneas entrissen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber selbst gegen diesen drang er drei Mal kampflustig an, bis die drohenden Worte des furchtbaren Gottes ihn zurückschreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er sich jetzt gegen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib, und zwang ihn, nach dem Olymp zurückzukehren. — Auf gleiche Weise that er sich in der Rathsversammlung hervor. Er widersprach kühn Agamemnons Vorschlag, Troja unverrichteter Sache zu verlassen, und hintertrieb ihn; auch blieb er bei seiner Meinung, als Achill die angebotne Aussöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Rhesus erbeutete, erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden konnte. Auch holte er mit Ulysses die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen Pfeile des Hercules und den Philoktet von Lemnos herbei, und befand sich mit in dem hölzernen Pferde, durch welches endlich die Einnahme Troja's gelang. Zwar kam er glücklich in seine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Diese hatte der Gemahlin des Abwesenden, Aegialea, eine strafbare Leidenschaft gegen den Kometes eingeflößt, und Diomedes mußte bei seiner Rückkunft versprechen, Argos zu verlassen und bei Todesstrafe nie zurückzukehren. Er schiffte hierauf mit seinen treuesten Freunden nach Italien; doch wird von seinem Aufenthalte daselbst viel Widersprechendes gefabelt. Bald soll er hier in hohem Alter verstorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch bloß auf den nach ihm benannten Inseln verschwunden seyn. Ihm wurde nach seinem Tode göttliche Ehre erwiesen.

Dion, ein berühmter Syrakusaner, der sich in der Geschichte dieses Staats einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyse, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Als er aber versuchen wollte, die tyrannischen Grundsätze des jüngern Dionysius durch die Lehren der Philosophie zu verdrängen, gelang es seinen Feinden, ihn bei diesem verdächtig zu machen und seine Verbannung zu bewirken. Dion begab sich nach Griechenland, wo er durch seine schöne Gestalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens, sich so zahlreiche Anhänger verschaffte, daß er beschloß, Gewalt gegen einen Fürsten zu gebrauchen, der sanftern Lehren sein Ohr verschlossen habe, und sein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende schiffte er sich mit 800 muthvollen Kriegern ein, landete auf Sicilien und eilte, da Dionysius vor wenigen Tagen nach Italien gereiset war, nach Syrakus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte einige vergebliche Versuche, sein Ansehn wieder herzustellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entsagen, und sich mit seinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch Dion, gegen den seine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen. Als sich jedoch neue Unordnungen entspannen, rief man ihn

Digitized by Google

zurück, und er war eben beschäftigt, die republikanische Regierung wieder herzustellen, als ihn 354 Jahre vor Chr. Geb. sein verrätherischer Freund, Calippus aus Athen, ermordete. So starb dieser Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerschütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war sein innigster Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Dionäa, Venus-Fliegenfalle, Dionaea muscipula. Diese merkwürdige Pflanze wächst in feuchten und schattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Aehnlichkeit mit unserm rundblättrigen Sonnenthau (Drosera rotundifolia). Setzt sich ein Insekt, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblatts, so klappt sogleich der lappige Rand desselben zusammen und fängt das Insekt, wie in einer Falle. Die Randborsten verschließen das Blatt von der Seite und die Nebenborsten von vorn, so daß das gefangene Insekt gar keinen Ausgang wieder findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, so muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Insekt todt ist, und also durch seine Bewegung die Theile des Blatts nicht mehr reitzt, öffnet sich dieses und läßt das Insekt fallen. Die Insekten scheinen übrigens durch den süßlichen Saft der Blätter, der aus ihren Drüsen schwitzt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat diese Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter des Venus, daher Dionäa, Beiname der letztern, auch letztere selbst.

Dionysien so viel wie Bacchanalien, von Dionysos oder Bacchus (s. d. Art.).

Dionysius von Halicarnaß in Karien, geb. vor Chr. Geb. 55, kam als ein gelehrter Kunstrichter und Lehrer der Beredsamkeit etwa 30 Jahre vor Chr. nach Rom, und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine römische Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis auf den Anfang des Polybius erzählt. Wir besitzen davon die elf ersten Bücher, und von den übrigen einige Fragmente. Sie sind nach Hudson von Reiske herausgegeben worden (Lpz. 1770 — 1774). Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrtesten Römern und die Benutzung der ältern Annalisten machen ihn für den kritischen Geschichtsforscher sehr wichtig, wiewohl seine theoretische Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der römischen Sagengeschichte gehabt hat. Auch als ästhetischer Schriftsteller hat Dionysius einigen Werth, nur verdienen die hieher gehörigen Werke eine kritische Sichtung. So gehört die Ars rhetorica nur zum Theil dem Dionysius, und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3ten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Dionysius der Aeltere, schwang sich aus gemeinem Stande zum Feldherrn und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrscher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die syrakusanischen Feldherrn der Verrätherei an; Dionysius unterstützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen selbst er sich befand. Bald aber wußte er auch diese verdächtig zu machen und sich zum Oberfeldherrn ernennen zu lassen. In diesem Posten ward es ihm nicht schwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen sich der Festung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er sich

im 25sten Jahre seines Alters zum Könige erklärte. Um seine Macht noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, dessen Geschlecht in Syrakus das vornehmste war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt und verschiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, so daß er sich auch andere Städte der Insel unterwarf, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm Anfangs günstig war, wandte sich bald zu seinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Carthagern große Verwüstungen anrichtete. Dionysius, der zu derselben Zeit eine Verstärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthlosigkeit der Feinde, griff sie zu Wasser und zu Lande an, und trug einen vollständigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf seinen Feldzügen in Unter-Italien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe, und beschäftigte sich mit der Dichtkunst, in der er durch seine werthlosen Producte nicht minder glänzen wollte. Er wagte es sogar, bei den olympischen Spielen um den Preis zu ringen, und schickte zu dem Ende eine feierliche Gesandtschaft und eine Menge der besten Declamatoren dahin, die seine Gedichte vorlesen sollten, aber mit aller Kunst nicht verhindern konnten, daß nicht die Zelte des Dionysius vom Volke niedergerissen und geplündert wurden. Noch schimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von ihm abgeschickte Gesandtschaft aufgenommen. Er wurde darüber fast rasend. Dennoch wollte er seinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorlesung seiner Verse zu peinigen. Endlich fing er aus Mißmuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um sie ganz aus Sicilien zu vertreiben; er konnte aber diese Absicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen Frieden schließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen eines seiner Trauerspiele gekrönt zu sehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit so unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Aerzte aber gaben ihm auf Anstiften seines Sohnes statt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So starb er nach einer 25jährigen Regierung. Ihm folgte sein ältester Sohn, der unter dem Namen, Dionysius der Jüngere, bekannt ist. Um ihn von den Ausschweifungen, denen er sich ergab, abzuziehen, machte ihn Dion (s. d. Art.) auf die Lehren des Plato aufmerksam, und stellte ihm vor, daß dieser große Philosoph allein ihn die wahre Kunst zu regieren, worauf sein und seiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionys den Plato an seinen Hof. Dieser folgte seinen dringenden Einladungen, und wußte den Tyrannen wirklich zur Tugend und zu den Wissenschaften zu leiten, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andere Gestalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte seine Verbannung. Vergebens suchte Plato seine Zurückberufung zu bewirken, und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys anderweitig beschäftigte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er sich, Dion's Zurückberufung zu bewirken; aber vergeblich. Er drang daher auf seine Entlassung. Dionys wußte ihn dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine scheinbare Aussöhnung mit Dion vorschlug, vermöge

Digitized by Google

welcher dieser sein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber versprechen sollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieses Versprechen erfüllte er nicht, und Plato verließ ihn, nachdem er mehrere bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erschien Dion mit einem Heere und bemächtigte sich der Stadt Syrakus, in die Dionysius erst nach Dion's Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grausamer und unmenschlicher gemacht. Die Vornehmsten flüchteten vor seinen Bedrückungen. Inzwischen fingen die Carthaginenser einen neuen Krieg mit Syrakus an, und verbanden sich heimlich mit dem Icetas, dessen Absicht war, sich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verstellte sich dieser und billigte sogar die Maßregel, bei Corinth Hülfe zu suchen. Diese wurde ihnen versprochen, und Timoleon sollte mit einer Flotte nach Syrakus abgehen, um sowohl die Feinde als den Tyrannen zu vertreiben. Dies führte er glücklich aus. Dionys, der sich ihm ergeben hatte, wurde nach Corinth gebracht, wo er sein Brod kümmerlich mit Unterricht erwarb, und in der Verachtung starb, die er durch seine Zügellosigkeit sich zugezogen hatte.

Dionysos (Dionysus), s. Bacchus.

Diophantus von Alexandrien, der Verfasser des ältesten, auf uns gekommenen Werks über die Algebra, nicht aber der Erfinder dieser Wissenschaft. Die Zeit, wann er gelebt hat, läßt sich nicht bestimmen. Einige setzen ihn in die Mitte des 2ten, Andere des 4ten Jahrhunderts nach Chr. Leider sind uns von seinen dreizehn Büchern von der Rechenkunst nur die sechs ersten erhalten. Die besten Ausgaben sind erschienen Paris 1621 und Toulouse 1670, in Fol.

Dioptер, 1. die Schauritzen eines Astrolabiums oder anderen Meßinstruments, auch die mit Löchern oder Litzen versehenen, auf einem Lineale senkrecht errichteten Metallplatten selbst; 2. ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik heißt die Lehre von den gebrochenen Lichtstrahlen, oder von den Gesetzen, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtstrahlen, bevor sie das Auge erreichen, durch verschiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erst noch durch das, vors Auge gehaltene Glas des Fernrohrs gehen. Die Dioptrik macht also einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerst die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen überhaupt, und bestimmt hiernächst die Wege, welche dieselben nehmen, wenn sie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenschaften der Linsengläser, die Beschaffenheit der Strahlenbrechung im menschlichen Auge, die Erscheinung des Sehens durch Linsengläser, und die Zusammensetzung derselben, folglich die Theorie der Fernrohre, Vergrößerungsgläser ꝛc. her. Die Alten kannten diese Wissenschaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch sie, oder vielmehr durch Hülfe der Gläser, die sie bilden lehrte, sind dem menschlichen Auge Gegenstände erreichbar geworden, von denen man bis dahin nichts ahnete. Keppler, Willebrord, Snellius zu Leiden, Carteſius, Newton u. a. erweiterten nicht nur diese Wissenschaft, sondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieselbe. In unsern Zeiten hat vorzüglich Dollond, durch seine wichtigen Erfindungen die Dioptrik ungemein bereichert. Kästner lieferte zuerst eine vollständige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. Dioptriſch, was dieser Wissenschaft angemessen ist, oder sich darauf bezieht (vergl. Berchung der Lichtſtrahlen, Fernrohr, Linſengläſer.)

Digitized by Google

Dioscorides (Pedanius), geb. zu Anazarbus (Cäsarea Augusta) in Cilicien gegen den Anfang der christl. Zeitrechnung, ein griechischer Arzt, der uns ein sehr berühmtes Werk über die Materia medica in fünf Büchern hinterlassen hat. Es ist besonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meisten Heilmittel, von denen der Verf. spricht, aus dem Pflanzenreiche genommen sind. Außerdem werden ihm noch zwei andere Werke zugeschrieben, von denen das eine, unter dem Titel Alexipharmaca, mit der genannten Materia medica als die drei letzten Bücher derselben verbunden worden. Es handelt von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Tittel: Euporista, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beste Ausgabe des Dioscorides ist von Sarracenus, Frankf. 1598, Fol.

Dioscuren, Castor und Pollux, die beiden Zwillingssöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer (s. Castor und Pollux).

Diphthong, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zusammengesetzten Vocalen, Selbstlautern, besteht, oder eine Verbindung zweier verschiedenen, mit einer Mundöffnung ausgesprochenen, Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai; nicht aber ä, ö, ü, welche man sonst fälschlich für Diphthongen hielt, weil man besonders wegen der unschicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß sie aus a und e, o und e, u und e oder i hervorgegangen seyen.

Diplom (von διπλοω, ich lege zwiefach zusammen), eigentlich ein Doppelbrief, d. h. ein Brief, der nur einmal zusammengelegt ist, und dadurch in zwei Hälften getheilt wird. Man versteht aber allemal unter Diplom, eine mit Unterschrift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden ertheilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder bestätigt wird. So auch Doctordiplom, Magisterdiplom u. dgl. m. Diplomatarium ist eine Sammlung von Abschriften alter Originalurkunden.

Diplomatie, hat man in neuern Zeiten die Wissenschaft und die Kunst der gesandtschaftlichen, besonders schriftlichen (daher der Name) Unterhandlungen der Staaten, und mithin sowohl den, welcher diese Wissenschaft theoretisch treibt, als den Staatsmann, der diese Kunst besitzt und ausübt, einen Diplomatiker, im neuern Sinne des Worts genannt (s. Diplomatik). Die Diplomatie ist eine sehr zusammengesetzte Wissenschaft; denn die Gesandtschaftswissenschaft und Gesandtschaftskunst (so kann man die Diplomatie im Allgemeinen nennen), welche als ein Zweig der Staatswissenschaften (oder der Politik im weitern Sinne) anzusehen ist, bezieht sich auf die Kenntniß der politischen Verhältnisse, der individuellen Interessen und Rechte der Staaten unter einander. Jene nun, die Gesandtschaftswissenschaft, lehrt, wie ein Gesandter in seinen Verhältnissen durch mündliche und schriftliche Unterhandlungen vorzüglich zur Erreichung der Zwecke des Staats, von welchem er gesendet, bei dem beschickten Staate wirken soll. Sie muß daher 1. mit den durch Erfahrung gegebnen Verhältnissen der Gesandten und der Gesandtschaftspersonen bekannt machen; 2. die bestehenden, vorzüglich auswärtigen, Verhältnisse, Interessen und Rechte der Staaten kennen lehren; 3. zu mündlichen und schriftlichen Verhandlungen Anleitung geben. Aber alles dieses setzt zum Verständniß mehrere Wissenschaften voraus, deren mehr oder weniger jeder Staatsmann bedarf; da-

Digitized by Google

her man auch die diplomatischen Wissenschaften, oder die Wissenschaften des (wahren) Diplomatikers, von der Diplomatie unterscheiden muß. Zu jenen gehört nothwendig die allgemeine Staatslehre (Politik im weitern Sinne) und insbesondere, a) das Staats- und Völkerrecht, weil das Gesandtschaftsverhältniß ein staats- und völkerrechtliches Verhältniß ist, und der Gesandte im Namen des Staats, dessen Wesen, höchsten Zweck und Würde er überhaupt kennen muß, mit Staaten unterhandelt; und b) die Politik im engern Sinne oder die äußere Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von practischen, aus der Erfahrung und Geschichte abstrahirten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks, in so weit er durch das gegenseitige Verhalten anderer Staaten zu dem eignen bedingt ist, am sichersten und seiner Würde angemessensten wirke. Denn der letzte Zweck des Staatsmannes, der die äußern Verhältnisse eines Staats besorgt, und zugleich das Ideal desselben ist: den allgemeinen und ewigen Zweck der Staaten, angewendet auf die bestimmte Individualität desjenigen, welchem er dient, in allen gegebenen Verhältnissen desselben zu andern Staaten durch Weisheit und Recht zu behaupten, und mithin die Selbstständigkeit und das Wohl desselben, als eines Gliedes der großen Familie der Menschheit, in seinen Verhandlungen thätig zu befördern. Nächst den angeführten allgemeinern oder philosophischen Wissenschaften erfodert insbesondere die Kunde der gegenwärtige Verhältnisse der Staaten, welche den Zweck seiner Wirksamkeit modificiren, die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (positiven) Völker- und Gesandtschaftsrechts, des positiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zustandes überhaupt (Statistik), und, weil die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, der Geschichte, und vorzüglich ihrer Hülfswissenschaft, der Diplomatik (s. d. folg. Art.); letzterer auch, um an Beispielen die Regeln und Bedingungen der schriftlichen Verhandlungskunst in Beziehung auf auswärtige Verhältnisse und Angelegenheiten nach Materie und Form kennen zu lehren. Daß die Diplomatie als Kunst, wenn sie auf solchen Ansichten beruht, auf solche Kenntnisse gebaut, mit Redlichkeit und Wahrheit des Charakters verbunden ist, und einen Geist findet, der mit klarem, schnellem Blick, mit umfassender Thätigkeit und tiefer Menschenkenntniß, die durch Verstellung, Betrug und falsche Künste aller Art verwickelten, durch Irrthum, Vorurtheil und Leidenschaft getrübten Verhältnisse in ihrem wahren Lichte auffaßt und darstellt, und die gegenwärtigen mit derselben Leichtigkeit zum wahren Wohl der Staaten anordnet, als er künftige im Geiste sich entwickeln sieht, ja selbst denen, welche nicht vorher bestimmbar sind, mit Ruhe, Besonnenheit und Festigkeit des reinen Willens begegnet, — daß eine solche Kunst, sagen wir, wenn sie endlich durch Liebenswürdigkeit der Person und ihres Betragens, durch Feinheit, edlen Anstand, Gefälligkeit und Gewandtheit, so wie durch andere günstige äußere Verhältnisse an Wirksamkeit gewinnt, eine für das Glück der Menschheit äußerst wichtige und wohlthätige Kunst sey, ist aus dem Gesagten über allen Zweifel gewiß, wenn man bedenkt, wie sehr das innere Wohl der Staaten durch ihr äußeres Verhältniß bestimmt wird. T

Diplomatik, oder Urkundenlehre, ist die Wissenschaft von den schriftlichen Aufsätzen, welche über Rechte und Thatsachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt sind, und den spätern Zeiten zum völligen Beweise dienen. Sie macht sonach einen Theil der

historischen Quellenkunde aus. Nach den drei Hauptabschnitten der allgemeinen Geschichte müßte es nun eigentlich eine alte, mittlere und neue Diplomatik geben, zumal da es wirklich fast von der Zeit an, als Buchstabenschrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Aegypter, Phönizier, Babylonier, Perser, Hebräer, Griechen und Römer, jedes civilisirte Volk der alten Welt schrieb Urkunden, bewahrte dieselben in Archiven, und machte von ihnen historischen, juridischen und politischen Gebrauch. Gleichwohl datirt man die Diplomatik nicht so weit zurück, indem man weniger auf das Wesen als die Form, weniger auf den Inhalt als die Materie sah. Weil man bis jetzt noch kein auf Pergament oder ägyptisches Papier geschriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5te Jahrhundert nach Christus hinausreichte, so hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, mit welchem die Diplomatik beginnet. Man hört daher höchstens von einer ältern und neuern Diplomatik sprechen: und wenn man nach jener und dieser genauer fragt, so sehen sie einander so unähnlich, daß man kaum begreift, wie man so verschiedene Dinge mit einem und demselben Namen habe bezeichnen kön:. Unter der ältern Diplomatik verstand man die Wissenschaft oder Fertigkeit, die Schrift aller Urkunden und Bücher lesen, erklären, nach dieser Schrift und andern Eigenschaften über ihr wahres Alter urtheilen und sie anwenden zu können; unter der neuern hingegen, welche man auch Diplomatie (s. d. Art.) nannte, die Wissenschaft oder Kunst, öffentliche Geschäfte, welche mit der Feder geführt werden müssen, mit Geschicklichkeit zu betreiben, auch die Wissenschaft der äußern Verhältnisse der Staaten überhaupt, in sofern sie auf öffentlichen Urkunden und schriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik scheint demnach bloß dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geschäftsmanne anzugehören. Jenem heißt diplomatisch, was sich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, besonders öffentlichen, beruht; diesem, was sich auf die Verhandlung der vornehmsten Geschäfte im Staate, oder wenigstens einen Theil derselben bezieht, ferner, was zur Gesandtschaft oder zum Amte und Geschäftskreise des Gesandten gehört. So fand zwischen dem, was man Diplomatik auf Universitäten nannte, und dem, was dem Staatsmanne so hieß, kaum eine andere Aehnlichkeit Statt, als daß in beiden alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswissenschaften, die mit jener eigentlich nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere sey die eigentliche Diplomatik. Dieses Verfahren hat unstreitig seinen Grund in der Entstehung der Diplomatik, deren erste wissenschaftliche Begründung, durch deutsche Territorialprozesse veranlaßt, in die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts fällt. Unter die Ersten, durch welche wenigstens die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft fühlbar gemacht wurde, gehören Zyllesius, Benj. Leuber und Conring. Während der Streitigkeiten, an denen diese und Andere Antheil nahmen, entstand der erste, freilich nur noch rohe, Versuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpische Jesuit P. Dom. Papebruch war (1675). Er, nebst P. Gfr. Henschen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil sie strenge waren, beschuldigte man ihn der Absicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmsten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet dies nun schwerlich seine Absicht gewesen, so wurde doch

Digitized by Google

ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforschen, und so erschien das erste ausführliche und tiefer begründete Werk von Joh. Mabillon: de re diplomatica libri VI. 1681 (Suppl. 1704). In allen Landen gewann die neue Wissenschaft, obschon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erschienen, zeichnete sich zugleich das Chronicon Gottwicense (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern Kennzeichen der Diplome zuerst ausgeführt wurde. Nach diesem erschienen mehrere Compendien, und endlich das große Hauptwerk für diese Wissenschaft von Toustain und Tassin, zweien Ordensbrüdern Mabillons, der Nouveau Traité de Diplomatique (6 Bde. 4. Mit 100 Kupf.), 1750—1765; übersetzt von Adelung (Erf. 1769. 9. Bde. 4.), während fast um dieselbe Zeit Joh. Heymann von Teutschenbrunn in seinen sehr schätzbaren Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum (Nürnberg 1745—1749) der Urheber der practischen Bearbeitung ward, und die Benennung der Diplomatik für politische, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. In völlig systematischer Form aber brachte diese Wissenschaft der zweite Reformator derselben, J. Go. Gatterer, der sie in drei verschiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatische Theorie auf drei Hauptwissenschaften: 1. Schriftkunde (Graphik), 2. Zeichenkunde (Semiotik), 3. Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen oder keinen Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mereau. Nach diesen allen erschien ein dritter Reformator, K. Traug. Glb. Schönemann, welcher zuerst die Diplomatik mit einem freiern Blicke ansah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entstehung dieser Wissenschaft noch sichtbar. Da sie von Streitigkeiten über Territorial-Gerechtsame ausgegangen war, so mußte die Aufmerksamkeit der Forscher vornehmlich auf die Gattung von Urkunden gerichtet seyn, welche vor andern zur Schlichtung solcher Streitigkeiten dienen, also auf Urkunden aus jener Zeit, in welcher die Verfassungen der neueuropäischen Staaten und deren Verhältnisse sich constituirten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin Uebereinkunft mehrerer Parteien, nicht geschehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zustand, rechtmäßiger Besitzstand und Anerkennung der Heiligkeit desselben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrschenden Häuser unter sich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen schlossen, und unter diesen vornehmlich die mit dem Adel und der Geistlichkeit, welche beide große Vorrechte genossen, bis späterhin, als eine Frucht der entstandenen Städte, ein freier Bürgerstand sich bildete und seine Privilegien heischte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eifersucht die erhaltenen Gerechtsame bewachte, begreiflich aber auch, daß Mancher, mit Umgehung des Rechts, dieselben zu erweitern und Andere in den ihrigen zu beeinträchtigen suchte. Ein Mittel dazu war die Abfassung falscher und die Verfälschung ächter Urkunden. Besonders im elften und den nächstfolgenden Jahrhunderten wurden viele falsche Urkunden gemacht, viele ächte verfälscht um entweder Ansprüche darauf zu gründen, oder begründete Ansprüche zu vernichten. Begreiflicher Weise war nun unter solchen Umständen nichts von größerer Wichtigkeit, als eine möglichst sichere Kritik dieser Urkunden. Sie war es denn auch, worauf man vorzüglich bedacht war, und daher jenes Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art, jene bloße Rücksicht auf die Form der Urkunden aus dem

Mittelalter. Die ersten Forscher in diplomatischen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeners. Die folgenden Diplomatiker aber gingen nun ebenfalls bloß diesen Weg, und blieben hierbei stehen, als ob sie die Diplomatik vollständig hätten. Um aber vollständig zu heißen, und das ganz zu leisten, was man von ihr erwarten kann, durfte sie sich weder bloß mit Exegetik und Kritik der Diplome befassen, noch auf einen Zeitraum beschränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da doch der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht an der bloß äußern Form derselben haften, unbekümmert um den Geist. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatik, als die bisherige, scheint folgende. Die Diplomatik wird betrachtet als eine historische Wissenschaft von den schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen, Beglaubigungs- und Bestätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derselben in einem rechtlichen Zustande der Staaten unter sich und in sich, von der Zeit an, wo die ersten Keime zu einem europäischen Staatensystem und rechtlicher Verfassung der Staaten sich entwickelten, bis auf unsere Zeit. Sie würden zerfallen 1. in die allgemeine, und 2. in die specielle Diplomatik. Die allgemeine handelt von den Urkunden überhaupt nach deren Aeußerem und Innerem, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verschiedenen Beschaffenheit in verschiedenen Perioden und Aufbewahrung, dem Archivwesen. Die specielle Diplomatik zerfällt in die staats- und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts- und Privatdiplomatik. Auf diese Weise umfaßt sie alle wahrhaft wichtigen Verhältnisse eines rechtlichen Zustandes des öffentlichen und Privatlebens; auf diese Weise zeigt sich aber auch, wie die neuere Diplomatik mit der ältern durch mehr als den bloßen Namen oder den Gebrauch der Feder zusammenhängt, wie aber auch diese neuere von noch weiterm Umfange seyn müsse, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beschränkte sich nämlich auf die sogenannte Gesandtschafts-Praxis, die Geschäfte des Corps diplomatique; allein diese macht offenbar nur wieder einen Theil derselben aus. Da sich die Staatspraxis nämlich in die einheimische und auswärtige verzweigt, so wird es auch eben so viele Arten urkundlicher Staatsschriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimischen Staatsschriften (acta publica) im weitern Sinne, kann man die publicistischen, die auswärtigen diplomatische in engerer Bedeutung nennen. Zu den ersten gehören Kanzellei- und Cabinetsschreiben, Circularschreiben, Declarationen, Decrete, Signaturen, Rescripte, Vollmachten, Manifeste, Deductionen, Patente, Renunciationen, Cessionen, Acceptationen, Protestationen, Cartelle, Waffenstillstands-Urkunden, Ausschlüsse u. a. m.; zu den zweiten gehören Creditive, Staatsvollmachten, Instructionen, Relationen, Depeschen, Schreiben in Chiffern u. s. w. Diesen muß man nun noch in kirchen- und privatrechtlichen Verhältnissen die urkundlichen Ausfertigungen und andere Schriften hinzufügen, und dann erst ist der Umfang der Diplomatik genau bestimmt. Als Hülfswissenschaften der ältern Diplomatik muß man übrigens allerdings noch hinzufügen eine diplomatische Graphik, Sprach- und Auslegungskunde und Kritik. Ueber den Werth und die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft etwas hinzuzufügen, dürfte wohl unnöthig seyn. Der ächte historische Forscher weiß, welche Dienste ihm die mancherlei Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leisten, und weiß, was Leibnitz darüber Gediegenes in seiner Vorrede zum Codex juris

Digitized by Google

gentium diplomaticus gesagt hat; eine gute Benutzung von Martens trefflichen Urkunden-Verzeichnissen wird diese Wichtigkeit noch mehr außer Zweifel setzen, und selbst dem Laien wird sie in die Augen springen, wenn wir erst mehrere so interessante Schriften besitzen, wie Flassans Histoire diplomatique de la France. (S. Flassan.) dd.

Diplomatisches Corps, die Gesammtheit der Gesandten an einem Hofe, weil dieselben sich ausschließlich mit der Diplomatik beschäftigen; diplomatisch, auch urkundlich, s. Diplom.

Dipodie oder Syzygie, in der Metrik ein Abschnitt des Metrums, welcher eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Joh. Konr.), ein Schwärmer, geboren zu Frauenstein bei Darmstadt den 10. Aug. 1693, studirte zu Gießen Theologie, dann aber Medicin, weil er die Fesseln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verschiedenen Gegenden von Deutschland und Holland umher, hielt zu Straßburg Vorlesungen, und ging, weil er nirgends Ruhe fand, nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß gegen die Geistlichkeit so zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen gesetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er sich nach Schweden, und setzte sich daselbst durch glückliche Curen in solches Ansehen, daß ihn der König in einer schweren Krankheit zu sich nach Stockholm berief. Auf dringendes Anhalten der Geistlichkeit aber mußte er das Reich als ein Religionsspötter verlassen, ging dann nach Berleberg, und starb 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein. In seinen frühern Jahren erschienen seine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theosophie, wozu ihn das fleißige Lesen des Jacob Böhme gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer, der die Unstatthaftigkeit mancher Dogmen des theologischen Systems seiner Zeit glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntnisse hatte. Er soll der Erfinder des Berliner Blau's gewesen seyn, wenigstens die Zusammensetzung desselben theoretisch gekannt haben; auch hat er zwei sehr wichtige Heilmittel erfunden. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen Christianus Democritus heraus.

Diptychon, Diptychum, ein griechisches Wort, welches etymologisch dasselbe bedeutet, was Diploma, ein zwiefach Zusammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer schriftlichen Aufsätze auch die, daß sie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Täfelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit einem Gelenke (Charniere) oder mit durchgezogenen Riegelchen befestigten, um sie bequemer tragen zu können, oder aus einer Hand in die andere gehen zu lassen. Diese heißen ursprünglich Diplomata oder Diptycha. Jene und diese Benennung erhielten in neuerer Zeit andere Bedeutungen. Die Diptycha wurden wichtig in der christlichen Kirchenverfassung, wo man deren drei Arten hatte: der Bischöfe, der Lebenden und der Verstorbenen. Die ersten enthielten Namen und Leben verdienter Bischöfe; beide wurden an Feiertagen verlesen, und dies gab Veranlassung zum Canonisiren. In den Diptychen der Lebenden standen die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpste, Patriarchen, Bischöfe und anderer Geistlichen, Kaiser, Könige, Fürsten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verstorbenen waren die in dem Herrn Verstorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete ge-

dacht ward. Außerdem findet man noch Diptycha mit den Namen Getaufter. dd.

Directe Abgaben. Diese Benennung kommt zuerst in den Schriften der Physiokraten oder Oekonomisten vor. Dem Systeme dieser staatswirthschaftlichen Schule zu Folge nämlich wirft der Grund und Boden allein ein reines Einkommen ab, und eben darum darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom reinen Ertrage des Bodens, Statt finden; diese Abgabe nun nannte jene Schule Impôt direct. In der Folge ist zwar der Ausdruck beibehalten, aber andere Begriffe sind damit verbunden worden; man versteht darunter gegenwärtig gewöhnlich die Abgaben, welche unmittelbar, d. h. geradezu von den Besteuerten bezahlt werden müssen und ihnen vermuthlich, wenigstens größtentheils, zur Last fallen. In diesem Sinne rechnet man in Frankreich zu den directen Abgaben 1) die Grundsteuer, 2) die Personen- und Mobiliarsteuer, 3) die Thüren- und Fenstersteuer, 4) die Patent- oder Gewerbsteuer. — Richtiger aber und zugleich wissenschaftlicher ist es, wenn man unter directen Abgaben alle diejenigen versteht, welche unmittelbar auf die verschiedenen Quellen des Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und den Capitalgewinnst, gelegt sind. KM.

Directorium, die oberste Leitung eines Geschäfts in einem gesellschaftlichen Verein und der Ausschuß oder die Personen, welchen dieselbe übertragen ist. So führte diesen Namen ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der dritten Constitution die vollziehende Gewalt in Frankreich übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo diese einen herrschenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland u. s. w. nachgeahmt wurde. Die beiden gesetzgebenden Räthe erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab, und wurde durch ein neues ersetzt. Ein Mitglied hatte auf drei Monate, unter dem Titel des Präsidenten den Vorsitz, und fertigte die Staatsschriften unter seinem Namen aus. Zahlreiche Ehrenwachen, prunkvolle Staatskleidungen, und Ueberfluß an allem, was den äußeren Glanz befördern kann, verschafften diesem Vollziehungsrathe in den Augen des Volks ein noch größeres Ansehen, als ihm seine sehr ausgedehnte Gewalt schon an sich gewährte. Er wachte über die Vollziehung der Gesetze, verfügte über die bewaffnete Macht, sorgte für die innere und äußere Sicherheit des Staats, unterhandelte mit den auswärtigen Mächten, ernannte und nahm Gesandte an, und verwaltete überhaupt alles, was die Constitution von 1791 der königlichen Gewalt übertragen hatte. Die sieben Staatsminister standen unmittelbar unter ihm, und er hatte freie Gewalt, sie ab- und einzusetzen. Kein Bürger konnte übrigens Anspruch auf eine Stelle im Directorium machen, wenn er nicht vorher ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers oder Minister gewesen war. Durch die Revolution vom 18ten Brumaire wurde diese Autorität, wie die ganze damit in Verbindung stehende französische Constitution vom Jahr drei, aufgehoben.

Dis, s. D.

Dis, s. Pluto.

Discant, s. Sopran.

Discant-Schlüssel, s. Schlüssel.

Disciplin, 1. der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einschränkung gesetzwidriger Neigungen und Begierden besteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle spielt, und 2. die Zucht selbst

daher disciplíniren, zur Zucht und Ordnung gewöhnen, und disciplinirt. In der Sprache der Andächtigen wurde sonst das Geißeln und die Geißel selbst, als ein Mittel der Frömmigkeit, Disciplin genannt. In den positiven Religionen wird die Disciplin der Doctrin, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denselben entgegengesetzt, und begreift die sogenannte Kirchenzucht, die Aufsicht über die Kirchenglieder in Beziehung auf gottesdienstliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieser Beziehung. In dem wissenschaftlichen Gebiete nennt man so jedes besondere Fach, oder eine besondere Wissenschaft.

Discontiren, abrechnen, abziehen, d. h. einen Wechsel, der erst nach einer gewissen Zeit zahlbar ist, sogleich, wenn er vorgezeigt wird, mit einem gewissen verhältnißmäßigen Abzuge baar auszahlen und solchergestalt an sich kaufen; oder auch einen solchen gegen baare Bezahlung mit Verlust einiger Procente an einen Andern abtreten. Das Wort wird in beiderlei Sinne gebraucht. Disconto ist der Abzug gewisser Procente von einem vor der Verfallzeit baar bezahlten Wechsel. Man sagt z. B., der Disconto ist gestiegen oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches sich nach der größern oder geringern Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Disconto wird der Tag, wo der Disconto vom Mäkler abgeschlossen wird, als der erste Tag, und an Orten, wo Respecttage bei den Wechselzahlungen Statt finden, die Mitte derselben als der letzte Tag angenommen. Der Discontant pflegt mehr auf den Acceptanten als die Indossanten oder Aussteller des Wechsels zu sehen, und überhaupt gibt es darin, wie bei Waaren, Prima-, Secunda- und Tertia-Papier, d. h. der Disconto richtet sich nach der auf dem Wechselplatze angenommenen Meinung von der Solidität des Acceptanten der zu discontirenden Wechsel. So wird auf demselben Platz und zur selbigen Zeit der eine Wechsel auf A. mit 3 p. C., der auf B. mit 4 p. C., der auf C. mit 5 p. C. und der auf D. mit 6 und mehr p. C. discontirt. Beim Wechsel-Disconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsstädten, die Banken haben, welche sich mit Discontiren beschäftigen z. B. in London und Paris, hat man zwar einen festgesetzten Disconto, 5 oder 6 p. C., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügenden Acceptationen kleiner Häuser, und es ist die Regel bei ihnen, daß die zu discontirenden Wechsel drei Giri bekannter und solider Häuser haben müssen. In manchen Plätzen, wie z. B. sonst in Amsterdam, erlaubt es die strenge kaufmännische Ehre nicht, discontiren zu lassen, sondern der Kaufmann ist verpflichtet, sein Papier (Acc.-Wechsel) bis zur Verfallzeit im Portefeuille zu behalten. Disconto-Casse (Caisse d'Escompte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris im J. 1776 von einer Gesellschaft von Privatpersonen mit einem Capitale von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Während der Revolution wurde sie aufgehoben. Statt derselben wurde in neuern Zeiten die Banque de France angelegt.

Disconto-Banken sind Kreditinstitute, bei welchen der Betrag von Forderungen, die erst späterhin fällig werden, schon gegenwärtig zu erheben ist, gegen Abtretung der Forderung und Vergütung eines Zinses, welcher Disconto heißt, für den geleisteten Vorschuß. Dergleichen Banken sind dem Tauschverkehr ausnehmend nützlich, in-

dem der Verkäufer der Forderung dadurch Kapital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen. Das Disconto-Geschäft ist eine Leih-Operation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discontaten gewährt *). Die Fortdauer einer solchen Anstalt beruht übrigens lediglich auf der Vorsicht, Klugheit, Redlichkeit und Einsicht ihrer Verwaltung. K. M.

Discordia, s. Eris.

Discortionsgelder, dasjenige Quantum, welches sich eigennützige Gläubiger bei Ausleihung ihrer Capitale noch über die landesüblichen Zinsen geben, oder gleich Anfangs mit verschreiben lassen, oder gar gleich am Darlehn abziehen.

Discretionstage, im Wechselrechte, sind Nachsichts- oder Fristtage, welche nach der Verfallzeit des Wechsels zugestanden werden. Sie sind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amsterdam z. B. gibt deren sechs, Hamburg elf, Leipzig keinen. Man nennt sie noch gewöhnlicher Respecttage. Es wird gewöhnlich als ein Zeichen von Insolidität betrachtet, wenn der Acceptant die Respecttage sämmtlich benutzt, und es ist Sitte, daß der acceptirte Wechsel gleich bei der ersten Präsentation bezahlt wird.

Discursiv wird in der Philosophie dem Intuitiven entgegengesetzt, und bedeutet das, was sich auf Begriffe und ihre Vergleichung bezieht. So nennen wir daher discursive Erkenntniß denjenigen Theil unserer Erkenntniß, dessen wir uns erst durch Zusammensetzung der Merkmale zu Begriffen und Urtheilen und Vergleichung derselben, mithin mittelbar bewußt werden, und in der Sprache durch Worte bezeichnen; intuitive oder anschauliche Erkenntniß ist aber diejenige, deren wir uns durch bloßes Hinsehen, oder durch Anschauung unmittelbar bewußt werden. T.

Discus war bei den Griechen und Römern eine steinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befestigte Wurfscheibe. Das Discuswerfen gehörte zu den gymnastischen Uebungen, und es wurde in den olympischen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perseus soll ihn erfunden haben und Apoll tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hostien bei der Consecration liegen, Discus genannt. Desgleichen auch der mittelste Theil einer Blüthe.

Disjunction, disjunctiv. Disjunction heißt in der Logik das Verhältniß entgegengesetzter, sich ausschließender Begriffe in Beziehung auf einen dritten Gedanken, in dessen Sphäre sie sich theilen; und jene Begriffe heißen dann disjunctive (geschiedene) Begriffe, disjuncta, Eintheilungsglieder, Trennungsstücke; sie sind verschiedene Begriffe, welche nicht zugleich Merkmale eines dritten Begriffs seyn können, sondern werden nur so von ihm ausgesagt, daß entweder

*) Gemeiniglich verlangt die Disconto-Bank bei zu discontirenden Wechseln drei Giri von bedeutenden Handlungshäusern, deren Credit ohne Flecken ist, und sehen die Vorsteher den Inhabern der Wechsel keine Rede darüber, wenn sie aus irgend einem Grunde den Disconto ablehnen. Die pariser und die londner Bank machen die größten Disconto-Geschäfte und ihre Aktien gewinnen bei ihrer trefflichen Verwaltung gegen 55 1/3 p. C. Disconto-Banken sind den Privatdiscontanten vorzuziehn, da diese von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehn suchen, jene aber in ihrem gemessenen Gange fortschreiten.

Digitized by Google

das eine, oder das andere ihnen zukommt. Sie sind Merkmale, durch welche sich die unter einer Gattung stehenden Arten unterscheiden, und haben den Gattungsbegriff, unter welchem sie stehen und dessen Arten sie ausmachen, als Merkmal gemein. Ein disjunctives Urtheil ist ein solches, in welchem dieses Verhältniß der Begriffe und Merkmale ausgesetzt wird, z. B. das Metall ist entweder Gold, oder Silber, oder Kupfer u. s. w.

Disparat nennt man in der Logik solche Begriffe, welche zwar von einander verschieden, aber mit einander einstimmig sind, und einem dritten Begriffe zugleich als Merkmale beigelegt werden können, mithin sich nicht ausschließen. Einige gebrauchen jedoch diesen Ausdruck mit dem Disjunctiven gleichbedeutend. T.

Dispensation ist Freisprechung von einer Verbindlichkeit, besonders die Verfügung des Gesetzgebers, durch welche er eine einzelne Person für einen einzelnen Fall von einem bestehenden Gesetze ausnimmt, so daß das Gegentheil ungestraft geschehen darf. Dahin gehören die Ehedispensationen u. dergl.

Dispensatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin alle Arzneimittel angegeben sind, welche in der Apotheke vorräthig gehalten werden sollen, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeschrieben wird. Fast jedes Land und viele große Städte haben ihre eigenen Dispensatorien, wonach die Apotheker sich zu richten verbunden sind; da die Güte und Kraft der Arzneimittel von ihrer richtigen und gleichmäßigen Zubereitung abhängt.

Dispondäus, s. Rhythmus.

Disputation ist ein von Zweien oder Mehrern zugleich mündlich angestellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von dem zu behaupten sucht, was die andere (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Letzterer hat die Behauptung seiner Meinung zur Absicht; Ersterer die Widerlegung derselben durch Vertheidigung der seinigen. Der Hauptzweck eines solchen Wettstreits sollte immer nur seyn, durch methodische Aufstellung der Beweise und Gegenbeweise, Wahrheit und damit Einstimmigkeit der Meinungen hervorzuführen; der Nebenzweck, die Uebung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Disputirens stellt die angewandte Logik auf. Inauguraldisputation ist eine solche, die zur Erlangung einer akademischen Würde gehalten wird. Auch wird die beim Disputiren zum Grunde gelegte Streitschrift Disputation genannt.

Dissenters (wörtlich: Widersprechende, Andersdenkende), heißen in Großbrittannien alle diejenigen, welche der bischöflichen Kirche nicht zugethan sind, aber geduldet werden. Schon unter der Regierung Heinrichs VIII. und Eduards VI., der Zeitgenossen Luthers und Calvins, fing die Reformation an, sich in England zu verbreiten, und Calvins Lehre fand vor allen andern Eingang. Die Verfolgungen der Königin Maria konnten ihren Fortgang nicht hindern; und mit schnellen Schritten rückte sie unter der aufgeklärten und selbst protestantisch-gesinnten Elisabeth fort, als eine Maxime der Regenten Englands, im sechszehnten Jahrhunderte, die Protestanten unter sich entzweite. Heinrich VIII. und dessen Nachfolger betrachteten sich nämlich statt des Papstes als oberste Herrscher in geistlichen Dingen; sie ließen zwar den Erzbischöfen und Bischöfen ihre Würden, doch so, daß diese nicht dem Papste, sondern ihnen unterworfen waren. Viele behaupteten dagegen, daß die erste Kirche

nicht unter Bischöfen, sondern unter Aeltesten oder Presbytern, d. h. Priestern ohne bischöfliche Gewalt, gestanden, und unterwarfen sich bloß den von ihnen erwählten Aeltesten. Es erhoben sich daher zwei Religionsparteien: die bischöfliche Kirche oder die Episcopalen, und die Presbyterianer, die man auch, weil sie mit dem von der Krone genehmigten System nicht übereinstimmten, Nonconformisten, und weil sie die reine Lehre herzustellen bemüht waren, Puritaner nannte. Der erste dieser Namen ist besonders in Schottland gebräuchlich; der letzte war es ehedem in England. Wiewohl die Puritaner in England wenig Eingang fanden (in Schottland fanden sie desto mehr), so wurden sie doch erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter Jacob I., und besonders unter Carl I., gedrückt; Carl machte sie zu seinen heftigsten Feinden, und sie trugen das meiste zu seiner Entthronung und Hinrichtung bei. Mit ihm stürzte die bischöfliche Kirche, und die Puritaner triumphirten. Aus ihnen entstand nun eine neue Secte, die sich aber nachher größtentheils mit ihnen wieder vereinigte, die Independenten, welche annahmen, daß jede einzelne Kirche einer Provinz von allen andern unabhängig sey, und ihre eigene Liturgie haben könne. Nach Cromwells Tode unter Carl II. und Jacob II. wurde die bischöfliche Kirche wieder herrschend, man kränkte die Andersdenkenden auf alle Art; und obgleich unter Wilhelm III. und seinen neuesten Nachfolgern Grausamkeiten und heftige Bedrückungen aufgehört haben, so bildeten doch die Presbyterianer nur in Schottland die herrschende Kirche. In England aber und Irland herrschen die Freunde des Episcopalsystems, und die sehr zahlreichen irischen Catholiken wurden von jeher durch die daselbst wohnenden bischöflich Gesinnten zu gefährlichen Unruhen gereizt. Außer diesen Parteien, die sich alle mehr oder weniger von der Lehre der Reformirten entfernt haben, und denen vermöge einer Parlamentsacte Duldung zugesichert worden ist, gibt es noch viele Lutheraner, Socinianer, Quäker, Wiedertäufer u. s. w., die gleichfalls geduldet werden. Alle diese bisher aufgeführten Religionssecten heißen nun Dissenters. Unter ihnen sind die aufgeklärtesten Köpfe; und sie schließen sich, weil der König das Oberhaupt der bischöflichen Kirche ist, gewöhnlich an die Opposition an. Ueberhaupt herrscht in Großbrittannien, ungeachtet großer Gewissensfreiheit, dennoch viele religiöse Uneinigkeit; und Religionszwiespalt trennt nicht nur oft die Staatsbürger, sondern bewirkt auch auf der andern Seite eine große Gleichgültigkeit gegen alle Religion, und eine der Moralität schädliche Freidenkerei, die sich bis auf die untersten Volksclassen erstreckt. (Vergl. den Art. Anglicanische Kirche.)

Dissidenten heißen die Polen alle, die der herrschenden (catholischen) Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben; also Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausschluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Name Dissidenten kam im vorigen Jahrhunderte (1736) auf. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Augusts Regierung (1548 bis 1572) so sehr ausgebreitet, daß sehr viele vom Volke, und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutherisch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder zu einer auch für politische Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 157

vom Könige beschwornen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Catholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleich gesetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältnisse beider Religionen nicht bestimmt festzusetzen, und veranlaßte dadurch die blutigsten Zwiste. Ihre nachher mehrmals bestätigten Rechte wurden ihnen nach und nach entzogen, besonders 1717 und 1718 unter Augusts II. Regierung, wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren sie einige Jahre später (1735) unter August III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde sogar noch ein altes Gesetz wiederholt, vermöge dessen jeder König catholisch seyn mußte. Die Dissidenten benutzten die Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowsky zur Ausführung ihrer Beschwerden, und wurden, als sie solche auf dem Reichstage 1766 anbrachten, von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an, und brachte 1767 einen Tractat zu Stande, durch den sie der katholischen Partei gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, so ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Dissidenten im J. 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Die Schicksale Polens in den neuesten Zeiten haben in Rücksicht der Religion nichts Wesentliches geändert.

Dissonanz oder Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung an sich betrachtet dem Ohre widrig ist; dann der Ton oder das Intervall selbst, welches diese Wirkung hervorbringt. Siehe Intervall und Accord.

Distanz, die Weite oder Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzesten Linie zwischen ihnen gemessen wird. Hierbei bedient man sich gewisser gegebenen Mittel, so z. B. um die Distanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu bestimmen, benutzte man seit dem achtzehnten Jahrhundert den Vorübergang der Venus vor der Sonne. Der Distanzenmesser ist ein mathematisches Instrument, durch welches man eine Distanz gleich vom Standorte aus bestimmen kann.

Distichon, d. h. eine Doppelreihe, oder ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar. So z. B. Schillers Distichon auf das Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Da sich der Erguß der Empfindung in dem fortströmenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei fast gleichen Einschnitten versehenen Pentameter sehr lebendig abschildern; so ist dies Versmaß ohne Zweifel die passendste Form für die Elegie (s. Elegie), und wurde daher auch das elegische Versmaß genannt. Zugleich aber ist das Distichon mit seinem strömenden Hexameter und hemmenden Pentameter zur lieblichen Einfassung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen gemacht. Dies ist denn auch die natürliche Ursache, warum der Grieche seine sentimentalen, satirischen und didaktischen Epigramme fast ausschließlich in diese Form goß, und der Deutsche, wenn er diese Gattung nicht reimen will, folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des weisen Griechen. Die Nationen, welche dies

Digitized by Google

Versmaß nicht haben, nennen wohl auch jedes kleine Gedicht in zwei Versen ein Distichon.

Distoniren oder detoniren, vom Tone abweichen, heißt in der Tonkunst: einen bestimmten anzugebenden Ton zu hoch oder zu tief angeben, besonders im Singen, unrein singen.

Distribution, die Vertheilung oder Austheilung. In der Rechtssprache ist der Distributionsbescheid oder die Distributionssentenz das oberrichterliche Urtel, wie die Concursgüter des Schuldners unter die Gläubiger nach ihrer Stellung (Location) vertheilt werden sollen. (S. Falliment).

Dithyrambus, ein Beiname des Bacchus, den er hatte, weil er zwei Mal geboren war, ein Mal von seiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte seines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehrere Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an seinen Festen gesungen. Da man diese Feste in allem Unsinn feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der zu diesem Gottesdienst gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raserei athmete. Daher die Wörter in demselben auf eine fast unauflösliche Art verwickelt, kühn und verwegen zusammengesetzt sind. Je mehr scheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, desto dithyrambisch wahrer. Nach der wilden phrygischen Tonart ward er gesungen. Arion aus Methymna, auf der Insel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerst Lasos aus Hermione ein. Dann bezeichnet auch ein dithyrambisches Gedicht ein lyrisches Gedicht von wilder, stürmender Begeisterung, wie viele Oden des Pindar, und Schillers Lied an die Freude. dd.

Ditters von Dittersdorf (Carl), einer der beliebtesten Theatercomponisten unserer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der musikalischen Declamation und Behandlung seiner Texte, selbst Dichter, und vielleicht der erste komische Theatercomponist unter den Deutschen. Er war 1739 zu Wien geboren, und zeigte sich schon als Knabe von 12 Jahren als Virtuos auf der Violine. Der berühmte Hornist Huboczek empfahl ihn dem Fürsten von Hildburghausen so dringend, daß dieser den kaum zwölfjährigen Künstler unter seine Pagen aufnahm und ihm den sorgfältigsten musikalischen Unterricht geben ließ. Lange zierte er den Hof seines Wohlthäters. Die Freundschaft, in die er hier mit Metastasio getreten war, wurde Ursache, daß er zum Hoftheater nach Wien ging. Er begleitete Gluck nach Italien und trat nach seiner Rückkehr in die Dienste des Bischofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Instrumentalmusik gesetzt; auf Metastasio's Antrieb componirte er jetzt vier Oratorien desselben, die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Bischof errichtet hatte. Er war jetzt dreißig Jahre alt, als er eine Reise durch Deutschland machte und einige Monate bei dem Fürst-Bischof von Breslau verweilte. Dieser nahm ihn in seine Dienste und ernannte ihn 1770 zum Forstmeister und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwaldau. Zugleich verschaffte er ihm ein kaiserliches Adelsdiplom, vermöge dessen er seinem Namen Ditters den Namen von Dittersdorf hinzufügte. Unter seinen theatralischen Compositionen, deren es sehr viele gibt, erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erste, welche nach Art der italienischen mit langen Finale's versehen ist, und welche er 1786 aufs Wiener Theater

brachte, ferner Hieronymus Knicker und das rothe Käppchen, den größten und ausgezeichnetsten Beifall. Sogar die Italiener haben seiner deutschen Musik italienischen Text untergelegt, und seine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt. Er starb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Pension zur Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen auf der Herrschaft des Freiherrn Ignaz von Stillfried, am 31. Oct. 1799. Seine Selbstbiographie, zum Besten seiner hinterlassenen Familie, Leipzig 1801 erschienen, gibt interessante Aufschlüsse über Dittersdorf selbst und mehrere Componisten.

Divan, Diwan, 1. das höchste Staatscollegium bei den Türken, das sich wöchentlich an bestimmten Tagen versammelt, und gegenwärtig aus 12 Personen besteht, wobei der Großvesier und der Mufti den Vorsitz haben. Der große Divan wird allemal Dienstags von dem Großherrn selbst gehalten. Außerdem ist noch einem jeden Pascha ein Divan zur Seite gesetzt; 2. nennt man in der Türkei Divan ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüste, welches man in allen Sälen der Paläste und den Zimmern der Privatpersonen findet. Dieses Gerüste ist mit einer kostbaren Tapete bedeckt, nebst vielen gestickten Kissen, welche an die Wand gelehnt sind. Auf diesem Divan ruht der Herr des Hauses und nimmt die Besuche an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Divan genannt; 3. nennen die Araber, Perser und Türken auch eine vollständige Sammlung gewisser lyrischer Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 16 Couplets lange) Gedicht durchgeführt ist, Divan. Vollständig aber ist eine solche Sammlung nach ihren Forderungen, wenn sie eben so viel Abschnitte hat, als ihr Alphabet Buchstaben, und in jedem Abschnitt sich wenigstens ein Gedicht befindet, dessen Reimwort mit dem zu diesem Abschnitt gehörigen Buchstaben endigt, wobei jedoch einige Buchstaben ausgenommen sind, weil mit diesen zu wenige oder gar keine Worte endigen.

Diversion, in der Kriegssprache, ein Ablenkungsangriff, um die Absicht des Feindes auf einen gewissen Punkt zu vereiteln, oder seine Aufmerksamkeit auf einen andern hinzuziehn, und ihn zur Theilung seiner Macht zu nöthigen; daher Diversion, ein Querstrich.

Divertissement, ital. Divertimento, ein sonst sehr gewöhnliches Instrumental Tonstück, aus einigen wenig ausgeführten, mit Tanzmelodien abwechselnden Sätzen bestehend, gewöhnlich von keinem bestimmten Charakter, sondern nur zur Ergötzung für das Ohr. In Frankreich versteht man unter Divertissement auch die Tänze und Gesänge, welche gewöhnlich zwischen den Acten der Opern und Schauspiele angebracht wurden. Da sie mit der Haupthandlung in keiner Verbindung standen, so waren sie ein wahrer Uebelstand, und konnten den Gebildeten nur schlecht divertiren. dd.

Dividende, derjenige Antheil, welchen ein Actionist bei einer Handlungscompagnie von seiner Actie erhält. In der Rechenkunst die Zahl, welche durch eine andere, den Divisor, getheilt (dividirt) werden soll.

Divination, s. Ahnung. Oft nennt man jedoch auch eine scharfsinnige Vermuthung so, und Divinationsvermögen sowohl die Gabe, verborgene oder zukünftige Dinge nach Gefühl und Einwirkung unbekannter Ursachen (in sofern Ahnungsvermögen), als

die Fertigkeit, sie nach scharfsinniger Vermuthung und Vergleichung gegebener Umstände zu bestimmen.

Division, eine besonders größere, Truppenabtheilung. Im Felde machen gewöhnlich zwei Brigaden (oder 10 bis 12 Bataillons) Infanterie, oder 2 bis 3 Brigaden (oder 18 bis 30 Escadrons) Cavallerie eine Division aus, welche Eintheilung auch bei uns in Friedenszeiten besteht. Der General, welcher solche befehligt, der nächste nach dem Feldherrn des Corps heißt Divisions-General. Gewöhnlich nennt man auch das Zusammenstoßen von zwei Compagnien oder Escadrons eine Division. Auch die zwei Flüge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarsch, zum Deployiren, werden Division genannt. Feuert ein Bataillon nach seinen Divisions-Abtheilungen zu je zwei Compagnien, so sagt man, es feuert divisionsweise. Die Division einer Flotte ist die unter einem eigenen Commandanten stehende Abtheilung derselben. In der Arithmetik heißt Division die Rechnungsart, eine Zahl oder überhaupt Größe zu finden, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Divisor in dem Dividendus enthalten ist. Ferner heißt Divisio in der Logik die logische Eintheilung (s. d. Art.)

Dobberan, ein Schloß und Flecken mit einem Amte, eine Stunde von der Ostsee, im Herzogthum Meklenburg-Schwerin. In der Kirche daselbst sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Meklenburg und anderer Personen zu sehen. Eine Viertelmeile davon ist der sogenannte heilige Damm, der sich weit an der Ostsee hinzieht, und ein hoher Wall von künstlich gebildeten und wunderbar gefärbten Steinen ist. Das Meer soll diese Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Cisterzienserkloster ist jetzt ein fürstliches Jagdschloß, und von den Einkünften desselben ziehen die Professoren des benachbarten Rostock einen Theil ihrer Besoldungen. Das hiesige, eine Stunde von Dobberan entfernte Seebad, ist die älteste deutsche Seebade-Anstalt. Sie ward auf Befehl des Herzogs von Meklenburg-Schwerin, durch die Bemühungen des Dr. Vogel, im Jahr 1795 angelegt. Nahe an der Ostsee-Küste liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus, das vortrefflich eingerichtet ist. Das Seewasser wird mittelst Pumpen und Röhren in das Badehaus gebracht. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch sind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelst Badekarren mit 4 Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerem Raume der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Wasser hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen ist das Ufer durch eine Mauer geschützt. Ein hohes, schattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ruhen und zur Abkühlung bestimmt, mit einer schönen Aussicht auf die weite See, steht am Ufer. Nach dem Bade bietet ein hochstämmiger Wald sich dar, in dessen Spaziergängen man sich bis zur Erwärmung bewegt. Für Arme ist seit 1811 ein Haus errichtet, in dessen 6 Zimmern 12 Kranke wohnen können, welche die Bäder ganz frei erhalten. Die Temperatur der Ostsee ist 59 bis 61 Grad Fahrenheit. Nach Link enthält 1 Pfd. Ostseewasser: Gips 2 Gran, Bittersalz 2/3 Gran, Kochsalz 83 Gran, salzsaure Bittererde 32 1/3 Gran, salzsauren Kalk 2 Gran. Man bezahlt für ein warmes Bad mit Cabinet 24 Schill. Da nur wenige Kurgäste im Badehause wohnen können, so nehmen alle Andere ihre Wohnung in Dobberan, wo man sehr gutes Unterkommen findet. Für die Verschönerung von Dobberan ist vom Groß-

Digitized by Google

Herzog viel gethan worden. Der Kamp, ein großer Platz, enthält angenehme, schattenreiche Partieen. Das große Logirhaus, das vorzüglich zu Wohnungen für Kurgäste bestimmt ist, enthält einen Saal für Spiel und Conversation. Alle rauschenden Vergnügungen sind in das nahgelegene neue Gebäude verwiesen. Mitten auf dem Kampe steht ein Boutiken-Gebäude, dessen Mitte, ein Musiktempel, zu vormittägigen Concerts dient. Auch ein seit 1805 erbautes Schauspielhaus hat Dobberan. Gelegenheit zu nähern oder fernern Ausflügen ist hier genug: der nahe Park mit seinem Wasserbecken; der Jungfernberg mit seinen Anlagen, an dessen Fuße Dobberan liegt, und welcher eine entzückende Aussicht auf die stets mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Rostock gewährt; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofer Mühle ꝛc. Entferntere sehenswerthe Orte sind: Dietrichshagen mit seinem Berge, dem höchsten Meklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Meklenburgs, die Ostsee mit mehrern Inseln, bis Holstein überschaut; Warnemünde; der koventer Landsee, wo man sich mit der Schwanenjagd belustigen kann, u. dgl. m.

Docke (Dockforme), heißt 1. in der Schiffsbaukunst entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine besondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsschiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daselbst aufgehoben, ausgebessert und calfatert, oder neu erbaut werden. In diesen Dockenbehältern sind gemeiniglich große Schleusen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwasser von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Ist die Arbeit geendigt, und soll das Schiff ablaufen, so werden die Schleusen geöffnet, das Wasser dringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüste) befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke ist auch ihre Anlage. Entweder sind sie trocken und erhalten erst durch die Schleusen Wasser (la forme); oder sie sind an sich voll Wasser (le bassin): oder sie werden nur durch die Fluth gewässert (le chantier). 2. In der Baukunst heißen Docken kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zusammen ein Geländer (Dockengeländer oder Balustrade) ausmachen.

Doctorwürde. Der ganz natürliche Name eines Doctors kam mit der Entstehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerst auf der hohen Schule der Rechtsgelehrsamkeit zu Bologna zwischen 1128 und 1137 öffentliche Auctorität, wo der berühmte Irnerius (Werner) schon seit 1128 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiser bestätigt wurde. Dieser soll den Kaiser Lothar II., dessen Kanzler er war, bewogen haben, die Doctorpromotion (die mit angestellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der Juristenfacultät kam dieses Institut zu der theologischen und man gibt an, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Bischof von Paris wurde, zuerst die theologische Doctorwürde ertheilt habe. Im Jahr 1329 wurde Wilh. Gordenio vom Collegio zu Asti zuerst zum Doctor Artium et Medicinae promovirt. Zu den Philosophen kam diese Würde sonderbarer Weise zuletzt, weil sie sich später zu einer besondern Facultät verbanden. Doch behielten sie gewöhnlicher den Magistertitel. Die Doctorpromotionen sind feierlich und öffentlich oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Die Rangordnung ist: Doctor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Philoso-

phie. Außerdem werden zu Oxford und Cambridge auch Doctoren der Musik gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford diesen Ehrentitel. Auch Romberg hat ihn kürzlich erhalten.

Doctrin, die Lehre, den Unterricht in einer Wissenschaft, unterscheidet man von der Scienz, von dem Wissen und der Wissenschaft an sich. Oft wird auch Doctrin und Disciplin gleichbedeutend gebraucht und bedeutet einen besondern Theil einer Wissenschaft, oder eine einzelne Wissenschaft.

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deucalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der ältesten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben dessen Tempel der heilige Hain war, in welchem sich die prophetische Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe seiner Tochter Theba zwei Tauben geschenkt, welche die Gabe zu sprechen hatten. Diese seyen eines Tages von Theben in Aegypten ausgeflogen; die eine sey nach Libyen gekommen, und habe daselbst das Orakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andere aber nach Epirus, wo sie sich auf einen Eichbaum niedergelassen und mit deutlicher Stimme zu den Einwohnern die Worte gesprochen: Errichtet hier an dieser Stelle ein Orakel zu Jupiters Ehren. — Die weissagenden Priesterinnen gaben die Aussprüche auf verschiedene Art. Bisweilen stellten sie sich nahe an den prophetischen Baum und gaben auf das Gesäusel der Blätter Acht; oder sie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entspringende Quelle, und horchten auf das Geräusch des aufsprudelnden Wassers. Auch weissagten sie aus dem Geräusch, das durch das Zusammenschlagen mehrerer um den Tempel hängender Kupferbecken entstand u. s. w.

Doge, der Name des Oberhaupts in den beiden ehemaligen italienischen Freistaaten Venedig und Genua. Er ward aus dem Adel, in dessen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er seine Würde lebenslang, in Genua nur zwei Jahre. Seine Macht war jedoch sehr eingeschränkt. S. Genua und Venedig.

Dogma, 1. ein synthetischer Satz in der Philosophie, der die Gewißheit in sich selbst seinem Inhalte nach trägt. Die Kantische Philosophie läugnet dieselben, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2. ein Glaubenssatz, eine Glaubenslehre in der Religion; daher dogmatisch, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik ist die wissenschaftliche oder systematische Darstellung der christlichen Glaubenslehren (Dogmen). Das Geschäft dieser Wissenschaft besteht darin, daß sie die in den heiligen Büchern einzeln und zerstreut vorgetragenen religiösen Ideen sammelt, entwickelt, beweiset und zu einem Ganzen verbindet. Wer diese wichtige und schwere philosophische Wissenschaft mit Erfolg behandeln will, muß eben sowohl der Auslegungskunst, als auch der Philosophie kundig seyn. Den ersten Versuch, die christliche Glaubenslehre vollständig und zusammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhunderte, welchem dann Aur. Augustinus im vierten, Isidorus Hispalensis im sechsten und Johannes von Damascus (s. d. Art.) im achten Jahrhunderte nachfolgten. Die Scholastiker im Mittelalter stellten zwar viele scharfsinnige Untersuchungen über Gegenstände der christlichen Glaubenslehre an; verfielen aber auch auf viele spitzfündige Fragen und überluden diese Wissenschaft mit unnützen Subtilitäten. Daher die ungünstige Nebenbedeutung des Dogmatischen. Unter den Protestanten schrieb zuerst Melanchthon ein mit Recht noch geschätztes Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre. Seit der

Zeit des vorigen Jahrhunderts besonders ward diese Wissenschaft von den protestantischen Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatismus, auch Dogmaticismus, dogmatische Methode, heißt 1. das streng wissenschaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geschieht, wo die Grundsätze evidente Wahrheiten sind, von Grundsätzen und Definitionen ausgeht, und aus diesen durch Beweise die Lehrsätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Besondern fortschreitet (daher auch das progressive oder synthetische Verfahren). Es ist dieses Verfahren nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundsätze schon gewiß ist (daher auch mathemati che Methode), oder sie auf gesetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene oder in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntnisse die größte Befriedigung. In wiefern nun philosophische Principien dieselbe Evidenz, wie die mathematischen Grundsätze, nicht haben, und man sie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Principien ausdrücklich oder stillschweigend voraussetzt, um aus ihnen alle philosophischen Wahrheiten in folgerechter Ordnung abzuleiten, in sofern heißt 2. Dogmatismus oder dogmatische Methode in der Philosophie der Form nach diejenige, welche etwas als gewiß hinstellt oder voraussetzt (behauptet), worauf sie ihr ganzes System baut; besonders in sofern diese Voraussetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angenommen ist, oder der Materie nach diejenige Ansicht, welche die Möglichkeit einer systematischen Erkenntniß des Wesens der Dinge (die objective Realität unsrer Erkenntniß und das Daseyn objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der Dogmatiker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philosophie befolgt, glaubt mithin, daß es philosophische Sätze gebe, denen an sich objective Gültigkeit zukomme (s. Dogma), und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Ableitung eine Einsicht in das Wissen aller Dinge entwickeln könne. Hierdurch bekommt der Ausdruck Dogmatiker und dogmatisch noch eine doppelte Nebenbedeutung, so daß man unter jenem einen Lehrer versteht, der theils gewisse Grundlehren als untrüglich und apodictisch gewiß, (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatischen das, was mit apodictischer Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils den Dogmatiker den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen, als den Formen des Verstandes, und mithin zu der Consequenz der Systeme ein unbegränztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne schon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgesetzte allgemeine Princip, eine lebendige Einsicht in die Natur der Dinge erworben werden; und dogmatisch, was ein solches System betrifft. Dem Dogmatismus in der Philosophie, welcher überhaupt oder aus willkürlichen und ungeprüften Grundsätzen eine Ansicht über das Wesen der Dinge systematisch zu entwickeln sucht, und dasselbe a priori zu erkennen glaubt, ist entgegengesetzt theils der Skepticismus (s. d. Art.), welcher die objective Gewißheit menschlicher Erkenntniß sammt dem Besitz objectiver Kriterien der Wahrheit überhaupt und mithin auch die Realität der philosophischen Systeme läugnet oder bezweifelt, theils der Kriticismus (oder die kritische Methode), welcher von einer Prüfung der geistigen Vermögen und Aufsuchung der Principien zu dem dadurch Begründeten fortgeht, oder wie der

Kantische (mit welchem er nicht zu verwechseln ist) behauptet, daß der Mensch nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich zu erkennen vermöge, mithin seine Erkenntniß bloß subjective Gültigkeit habe, über das Wesen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts bestimmen könne. T.

Dohm (Christian Wilhelm von). Dieser durch Grundsätze, Geist und Verdienst ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte wurde geboren zu Lemgo am 11. Dec. 1751. Sein Vater war hier lutherischer Prediger, und sein späterer Lehrer, der Rector Mensching, war es, der ihm vorzüglich Liebe zur alten Literatur einflößte; auch las er fleißig die brittischen Classiker. Dies und der Eindruck, den die Werke der damals aufblühenden schönen Literatur der Deutschen auf ihn machten, gaben seiner vorherrschenden Neigung zur Geschichte eine höhere Richtung, wobei ihn sein vorzüglich gutes Gedächtniß unterstützte. Von Michael 1769 studirte er in Leipzig Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie, Geschichte und alte Literatur. Außer Gellert und Ernesti wirkte am meisten auf seine Bildung Garve ein. Böhme war sein Lehrer im Staatsrecht und in der Reichsgeschichte. Seinen Plan, sich in Göttingen zum Lehrer im historisch-publicistischen Fache zu bilden, störte im Mai 1773 ein Ruf nach Berlin, wo er Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruders des Königs, wurde. Allein diese Stelle war seinen Studien hinderlich; er legte sie daher nach 6 Monaten nieder, blieb jedoch in Berlin, wo ihn Büsching zu literarischen Unternehmungen aufmunterte, unter welchen seine Uebersetzung von Ives's Reisen nach Indien und Persien, nebst Zusätzen von ihm, die wichtigste war. Ostern 1774 ging er nach Göttingen, wo er außer Pütter's, Böhmer's, Gatterer's, Schlözer's und Heyne's Unterricht, vorzüglich die Bibliothek benutzte. Hier schrieb er seine Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien (Leipzig, I. 1776). Er konnte sie nicht fortsetzen, da er den im Oct. 1776 von Schlieffen erhaltenen Ruf als Professor an das Carolinum zu Cassel annahm. Er lehrte mit Beifall bei dem Cadetten-Corps, und gab hier mit Voje das deutsche Museum heraus. Die Geschichte des östlichen Asiens war sein Hauptstudium, und es erschien von ihm, aus den noch aufgefundenen Original-Handschriften, des aus Lemgo gebürtigen Kaempfer Reise nach Japan. Im Nov. 1777 trug ihm der preußische Staatsminister von der Schulenburg die Stelle eines Hofmeisters bei dem zweiten Prinzen des damaligen Kronprinzen an. Dohm ging nach Berlin, und wurde dem großen Friedrich vorgestellt; allein er lehnte jenen Antrag ab, und bat um eine Anstellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. Auf die Empfehlung des Ministers von Herzberg wurde er im Nov. 1779 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und geheimen Sekretärs, auch Archivars, angestellt. Hier arbeitete er in deutschen Reichssachen; auch hatte er einen Theil des Haus- und Staatsarchivs unter seiner Aufsicht. Wie er sich hier im Umgange mit Herzberg auf demselben Wege, den dieser selbst gegangen war, zum Geschäftsmanne gebildet, bekennt der edle Dohm selbst in der Vorrede des 1sten Bandes seiner Denkwürdigkeiten. Außer den laufenden Geschäften lernte er die Begebenheiten der Vorzeit mit urkundlicher Gründlichkeit kennen. Insbesondre nahm er an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oesterreichs Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche

Digitized by Google

Fürstenbund gebildet wurde. Herzberg hatte nämlich ein neues politisches System für Preußen zu gründen gesucht, nach welchem die deutsche Freiheit und Verfassung an Preußen einen kräftigen Beschützer finden, Deutschlands und Preußens Interesse aber innigst mit einander verwebt seyn sollten. In dieser Zeit gab Dohm, außer seiner Geschichte des baierschen Erbfolgestreits (Frankf. u. Leipzig 1779. 4.), zwei Staatsschriften heraus, über die Danziger Irrungen und über den Fürstenbund. Auch erschien im Jahr 1781 sein berühmtes Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden, wozu ihn Mendelsohn veranlaßt hatte. Es traf gleichzeitig mit Kaiser Josephs II. Reformen in der Behandlung der Juden zusammen, ohne daß diese den Verfasser auf die Idee seines Buchs gebracht hatten. 1783 erschien ein 2ter Theil, Dohm besaß fortwährend das Vertrauen Herzberg's; der König ertheilte ihm 1783 den Charakter eines geheimen Raths und ernannte ihn 1786 zum clevesschen Directorialgesandten im westphälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister an dem kurcölnischen Hofe. Kurz vorher hatte Dohm einen vortheilhaften und seiner Neigung zum literarischen Leben entsprechenden Ruf nach Magdeburg, auf Herzberg's Verlangen, abgelehnt. Er nahm den Gesandtschaftsposten nur ungern an. Die Geschäfte waren zu überhäuft; besonders machten seine Lage, nach Friedrich's Tode und Herzberg's Abgang aus dem Ministerium, die aachner und noch mehr die lütticher Commission höchst unangenehm. Das Reichskammergericht hatte dem Kreisdirectorium die Beilegung der Unruhen in der Reichsstadt Aachen und die Reform der Verfassung derselben aufgetragen. Dohm entwarf eine verbesserte Constitution; aber in dem Augenblicke ihrer Einführung (1792) wurde Aachen durch die französischen Waffen vom deutschen Reiche getrennt. Einen ähnlichen Auftrag hatte der Aufstand eines Theils des lütticher Volks gegen seinen Fürstbischof (1789) veranlaßt. Aber der preußische Hof zerfiel über dessen Vollziehung mit den beiden andern kreisausschreibenden Fürsten, und zuletzt fast mit dem ganzen Reiche. In Lüttich entstand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oesterreichs bewaffneter Zutritt zu Gunsten des Fürstbischofs endigte (1791). Des Herrn von Dohm (Friedrich Wilhelm II. hatte ihn beim Antritt seiner Regierung in den Adelstand erhoben) Bemühungen, das Beste des Landes durch eine die Rechte des Fürsten und der Stände wohl vereinende Verfassung zu begründen, so wie des preußischen Hofes Benehmen, wurden erst in der Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. Uebrigens konnte Dohm auf seinem Posten die Revolution in Holland (1787), so wie die Unruhen in den österreichischen Niederlanden (1789), genau beobachten. Im Jahr 1791 machte er zur Herstellung seiner Gesundheit eine Reise in die Schweiz. Der Krieg mit Frankreich brach jetzt aus (1792), und die Geschäfte wurden sehr verwickelt. Der Kreistag — nach mehr als 50 Jahren der erste! — ging bei der Annäherung des Feindes auseinander. Auch Herr von Dohm mußte aus Cöln flüchten, im Dec. 1792 und im Oct. 1794. Außer dem von den Franzosen nicht besetzten Theile des westphälischen Kreises umfaßte sein Posten jetzt auch den niedersächsischen Kreis. Als Preußen nach dem basler Frieden, zur Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aus preußischen, hannöverschen und braunschweigischen Truppen unter dem Herzoge von Braunschweig aufstellte, wurde ihm die Direction des für jenen Zweck nach Hildesheim [illegible]

und 1797 berufenen Convents der niedersächsischen, eines Theils der westphälischen und anderer Reichsstände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. Nov. 1799) ernannte ihn der jetzt regierende König zu seinem Gesandten bei dem Friedenscongreß zu Rastadt, neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jacobi. Als im April 1799 der Congreß durch den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier französischen Gesandten zerrissen wurde, entwarf der Herr von Dohm im Namen des ganzen diplomatischen Corps einen authentischen Bericht über diese Gräuelthat. Er kehrte hierauf zu den Geschäften des Neutralitätssystems im nördlichen Deutschland zurück. Nach dem lüneviller Frieden im Jahr 1801 gab ihm die Entschädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länderverlust Beschäftigung, und bei der Besitznahme der Preußen zugetheilten Lande wurde ihm die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar übertragen. Hierauf ernannte ihn der König 1804, mit Beibehaltung des Directorialgesandtschaftspostens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, zum Präsidenten der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld-Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer. Er blieb auf diesem Posten, wie der König allen Staatsdienern ausdrücklich befohlen, als Preußen im Jahr 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten und die Provinz Erfurt-Eichsfeld vom Feinde besetzt war, um zur Linderung des harten Schicksals der Unterthanen so viel beizutragen, als möglich war. Er begab sich daher im December 1806 mit einer ständischen Deputation nach Warschau, wo er Napoleon vorgestellt wurde. Es gelang ihm, die Zersplitterung des Landes unter zwei französische Gouverneurs abzuwenden. Hierauf aber durch den tilsiter Frieden 1807 vom preußischen Staate getrennt, und durch seine Besitzungen an das neue Königreich Westphalen gebunden, mußte er wider Willen in demselben bleiben. Auf Befehl des franz. Generalintendanten reiste er an der Spitze einer Deputation der Landstände und Verwaltungsbehörden im Sept. 1807 nach Paris, wo ihn der Fürst Primas dem neuen König von Westphalen bekannt machte. Nach seiner Rückkehr ward er im Dec. 1807 in den Staatsrath mitberufen. Allein schon im Februar 1808 ernannte ihn der König zu seinem Gesandten am dresdner Hofe. So wenig das diplomatische Leben seiner Neigung entsprach, daher er sich Anfangs weigerte, diese Stelle anzunehmen, so angenehm wurde ihm dieser Posten, der ihn überdies noch in der Entfernung von allem hielt, was in Cassel vorging. Seine wichtigste Unterhandlung war die eines Handelstractats. Dieser war bereits von Sachsen genehmigt; auch in Cassel war man mit jedem Punkte einverstanden, verschob aber doch die Ratification des Ganzen. Endlich bewog den Herrn von Dohm im April 1810 eine gefährliche Brustentzündung, seine Entlassung zu suchen. Er erhielt die Erlaubniß, auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen zu wohnen, bis er in den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebt er in Ruhe den Wissenschaften und vorzüglich seinem Geschichtbuche. Dieses Werk, das eine Bereicherung der historischen Literatur ist, würde allein den Namen des Verfassers der Achtung der Nachwelt übergeben, wenn ihm nicht sein ganzes Leben schon dieselbe zusicherte. Es erschien unter dem Titel: Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778 bis 1806. Lemgo und Hannover I. 1814, II. 1815, III. 1817. (bis zum Tode Friedrich des Großen). Außer vielen Aufschlüssen, welche dieses Werk über

mehrere der wichtigsten Personen und Begebenheiten aus der Zeit seit 1778, nach Quellen und eigner Beobachtung oder Theilnahme, mit sicherer Kritik gibt, wird es auch noch seines Geistes und seiner klaren Entwickelung wegen von den Zeitgenossen geachtet. Liebe des Rechts und unparteiische Würdigung menschlicher Handlungen bezeichnen die Seele desselben. K.

Dolce (Lodovico), geb. zu Venedig im J. 1508 in einer der ältesten Familien dieser Republik. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sein Leben den Studien, deren Ausbeute er in einer Menge von Werken niedergelegt hat. Er war, wie Tiraboschi sagt, Geschichtschreiber, Redner, Grammatiker, Rhetor, Philosoph, tragischer, komischer, epischer, lyrischer (auch satirischer) Dichter, Herausgeber, Uebersetzer, Sammler; kurz, er schrieb in allen Gattungen, glänzte aber in keiner. Er starb zu Venedig 1566 (nach Apostolo Zeno 1569). Haym's Bibliothek führt über siebzig Werke von ihm auf, bei denen wir jedoch hier nicht verweilen können.

Dolce (Carlo), Andere nennen ihn Carlino Dolce, ein berühmter Mahler der florentinischen Schule, geb. zu Florenz 1616 und daselbst gest. 1686. Er war ein Schüler des Jacopo Vigniali, und seine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausspruch, den Charakter an sich, den sein Name bezeichnet. Sie bestehen meistens aus halben Figuren von Madonnen und andern Heiligen beiderlei Geschlechts, die voll bezaubernder Andacht und Sanftheit sind. Ja, man hat ihm sogar charakterlose Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er sich der holländischen Manier. Doch hat er sich besonders in seinen Madonnen häufig wiederholt; auch schimmert in seinen Bildern jene Furchtsamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis an seinen Tod beherrschte. Seine Werke sind in ganz Europa verbreitet; seine Meisterstücke in seiner Vaterstadt. Zu seinen Hauptstücken gehören drei in der dresdner Gallerie befindliche: 1. die Cäcilia oder die Orgelspielerin; 2. der sehr bekannte und in Kupferstich tausendmal nachgeahmte Christus, der das Brot und den Kelch segnet; 3. Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befindliche Christus am Oelberge.

Döll, Professor der Bildhauerkunst in Gotha, einer der geschicktesten Bildhauer Deutschlands. Der letztverstorbene Herzog Ernst von Gotha unterstützte den jungen Döll, daß er mehrere Jahre hindurch in Italien, und besonders in Rom, sich der Kunst widmen konnte. Der bekannte Antiquar Reifenstein leitete seine Studien in Jena, und Winckelmann schätzte ihn. Sein erstes Werk von Bedeutung war Winckelmanns Monument, das die Ehre erhielt, im Pantheon aufgestellt zu werden. Nach seiner Zurückkunft nach Gotha wurde ihm die Aufsicht über die herzogliche Kunstkammer und die Gallerie der Abgüsse von Antiken übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenschule. Er hat viele Werke für andre Provinzen Deutschlands geliefert; die bedeutendsten darunter sind: die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Lessings Denkmal zu Hannover, und Kepplers Denkmal zu Regensburg. Aus allen seinen Arbeiten leuchtet die Bekanntschaft mit den alten classischen Werken der Kunst hervor. Er starb zu Gotha am 30. März 1816.

Dollar ist eine englische Münze, und besonders in den vereinigten nordamerikanischen Staaten gewöhnlich, und gilt ungefähr so viel als unser Speciesthaler, in englischer Münze vier Schilling sechs Pence; zehn Dollar machen 1 Adler (Eagle,) die nordamericanische Goldmünze.

Dollond (John), ein Engländer, welcher sich durch diejenige Verbesserung der Fernrohre berühmt gemacht hat, von welcher schon im Art. Achromatisch die Rede gewesen ist. Er machte diese Erfindung geleitet durch einen Wink des berühmten Euler im J. 1756. Auch erfand er Fernrohre mit sechs Augengläsern, wodurch die Fehler vermindert werden, die von der Kugelgestalt des Glases herrühren. Man nennt daher auch ein solches Fernrohr einen Dollond. Er starb 1761.

Dolmetscher, die siebenzig, s. Septuaginta.

Dolomieu, ein berühmter Geolog und Mineralog, geboren zu Dolomieu in Dauphiné 1750. Er ward schon als Kind in den Maltheserorden aufgenommen, und trat mit dem achtzehnten Jahre sein Noviciat an. Aber auf dem ersten Kreuzzuge im mittelländischen Meere gerieth er mit einem Officier seiner Galeere in Streit und tödtete ihn. Das Gericht in Maltha verurtheilte ihn, das Kleid zu verlieren, aber der Großmeister begnadigte ihn hinsichtlich seiner Jugend. Erst nach vielen Bemühungen gab der Papst die dazu erforderliche Einwilligung. Darüber hatte Dolomieu neun Monate im Gefängniß zubringen müssen und sich hier die Zeit durch Arbeit verkürzt. Er fand besonders Geschmack an der Physik, und setzte dieses Studium zu Metz, wohin er als Carabinierofficier in Garnison kam, fort. Der Herzog de la Rochefaucault, von gleichen Neigungen beseelt, lernte ihn hier kennen und bewirkte, daß die Akademie der Wissenschaften Dolomieu zu ihrem Correspondenten ernannte. Dieser, um sich ganz seinem Studium zu widmen, nahm seinen Abschied und kehrte nach Maltha zurück, von wo er 1777 im Gefolge des Bailli de Rohan nach Portugal ging. Er erforschte dieses Land mit großem Fleiß. Im J. 1781 besuchte er Sicilien und die umliegenden Inseln, Neapel und den Vesuv, bereiste 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüstete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die er bei seiner Rückkehr dem Großmeister machte, und die dem dabei betheiligten Hofe von Neapel verrathen wurden, hatten zur Folge, daß ihm dies Königreich verboten ward, und daß er in Maltha selbst viel Unannehmlichkeiten erfuhr. Indessen besuchte und durchforschte er Italien, und selbst Tyrol und Graubünden. Die Gebirge und ihre Bestandtheile waren der Hauptgegenstand seiner Untersuchungen. Nur um seine Sammlungen von Maltha abzuholen, ging er dahin zurück und kam im Mai 1791 nach Frankreich, wo er sich auf das Landgut seines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Freundes, des Herzogs de la Rochefaucault, Roche-Gyon zurückzog. Nach dem 9. Thermidor begann er aufs Neue seine geologischen Reisen durch Frankreich, stets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. Im J. 1796 ward er zum Ingenieur und Professor, und bei Errichtung des Instituts zu dessen Mitglied ernannt. Er gab in beiden Eigenschaften verschiedene Schriften, die Theorie der Erde und die Natur der Mineralien betreffend, heraus.

Digitized by Google

Mit Feuer ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die Expedition nach Aegypten darbot, dieses Land zu besuchen. Allein schon die Besetzung von Maltha auf dem Wege dahin verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald sah er sich durch die Lage, in welche die Armee in Aegypten gerieth, in Unthätigkeit versetzt. Er schiffte sich endlich im März 1799 nach Europa ein; aber unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, so daß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die gesammte Mannschaft als Kriegsgefangene, und als man endlich ihre Freilassung beschlossen hatte, erkannte man Dolomieu und behielt ihn zurück. Ein und zwanzig Monate mußte er in einem ungesunden Gefängnisse schmachten und die schändlichsten Mißhandlungen und schmerzlichsten Entbehrungen erdulden. Man versagte ihm selbst Bücher und Schreibmaterialien. Aber seine Geistesstärke hielt ihn aufrecht. Zwei oder drei Bücher, die er der Aufmerksamkeit seiner Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an ihren Rand mit einem Holzstift und Lampenruß seine mineralogisch philosophische Abhandlung und einige andere Memoiren niederzuschreiben. Nachdem er in Folge des am 16. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossenen Friedens seine Freiheit wiedererlangt hatte, bestieg er den durch Daubentons Tod erledigten Lehrstuhl der Mineralogie an dem Museum der Naturgeschichte. Aber seine durch die lange Gefangenschaft untergrabene Gesundheit ward durch eine Reise, welche er im Herbst 1801 in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné machte, erschöpft, und er starb im Nov. desselben Jahrs. — Dolomieu war für die Geologie geboren. Mit der größten Leidenschaft für die Wissenschaft verband er alle dazu erforderlichen physischen und moralischen Eigenschaften. Es ist daher sehr zu bedauren, daß er seine Ansichten und Beobachtungen nicht in ein Ganzes hat zusammenfassen können. Aber auch schon seine einzelnen Werke und Denkschriften, deren Aufzählung nicht hierher gehört, sind von Wichtigkeit für die Wissenschaft, namentlich seine Voyage aux iles de Lipari, sein Mémoire sur le tremblement de terre de la Calabre, sein Mémoire sur les iles Ponces et Catalogue raisonné des produits de l'Etna u. s. w.

Dom ist eigentlich ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (eine Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geschlossener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptsächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche zu Constantinopel, St. Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Pisa, Santa Maria de' Fiori zu Florenz und St. Peter zu Rom, das Muster für alle späteren): so nannte man eine Kirche mit einem so gewölbten Dache ebenfalls Dom, und später gab man auch andern Kirchen, hauptsächlich aber den Kathedralen oder Stiftskirchen diesen Namen. Der Dom hat einen von dem griechischen und römischen Tempel ganz verschiedenen Charakter; er erhebt sich als Symbol des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen selbst, zu welchem kaum die Ahnung sich hinwagen darf (s. Baukunst (Geschäfte der)). Die Ableitung des Namens von dem griechischen Worte δομα, d. i. Dach, ist daher wahrscheinlicher, als eine andere von dem altdeutschen Worte dammen, richten, Urtheil sprechen (wovon verdammen), welche freilich auf die Kathedralen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Ober-Tribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Ueber den Dom zu Cöln, das schönste und erhabenste Denkmal dieser Art in Deutschland po-

ben wir von den Gebrüdern Boisserée (s. d. Art.) ein vortreffliches Werk erhalten. dd.

Domainen sind derjenige Theil des National-Grundvermögens, welcher der Staatsregierung zur Bestreitung des Staatsaufwandes von der Nation abgetreten oder überlassen worden. Man macht gewöhnlich einen Unterschied zwischen den Domainen, welche dem Regenten als solchem zugehören und denen, welche er als Privatmann besitzt; jene heißen, je nachdem das Einkommen derselben entweder zu allgemeinen Staatsbedürfnissen oder zur Hofhaltung bestimmt ist, im ersten Falle Staatsdomainen im engern Sinne, im andern Kammergüter: diese heißen, je nachdem sie Privateigenthum entweder der Person des Regenten oder seiner Familie sind, im ersten Falle Chatoulgüter, im letzten Patrimonial- oder Stammgüter, bisweilen auch Kron-Domainen. Ein großer Theil der Domainen wurde von der Regierung bei der ersten Besitznahme des Landes erworben, nachher aber sind dieselben von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adlicher Lehngüter, Secularisationen, Schenkungen und Erbschaft vermehrt worden. Ihre Benutzung geschieht entweder mittelst Verwaltung oder Verpachtung. Im ersten Fall wird durch einen besoldeten herrschaftlichen Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; diese Benutzungsart ist in der Regel die schlechtere, weil es gewöhnlich so äußerst schwierig ist, das Interesse der Regierung mit dem Interesse der Verwalter übereinstimmend zu machen; ihr vorzuziehen ist daher die Verpachtung; diese ist entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kürzere oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortschritte der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundstücke; Vererbpachtung vereinigt am sichersten das Interesse der Regierung mit dem Interesse des Erbpächters und mit der steigenden Cultur des Bodens. Der erste zu setzende jährliche Erbpachtcanon kann in Metallmünze oder in Naturalien bestehen; im ersten Falle ist er den Preisschwankungen, welchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgesetzt sind, unterworfen. Auf welcherlei Weise indessen immer die im Besitz der Regierung befindlichen Grundstücke benutzt werden mögen, höchst selten gewähren sie einen so ansehnlichen Wirthschafts-Ertrag wie Privatländereien, daher scheint es der öffentlichen Casse sowol, als dem Nationalreichthum am zuträglichsten zu seyn, dergleichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgestellte Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Domainen schreibt sich von der Zeit und der Verfassung her, da die Regenten noch keine Abgaben, Anfangs Beden genannt, von ihren Unterthanen erheben durften, sondern von ihren eigenen Gütern lebten, die Beamten Landbesitz als Besoldung empfingen und sämmtliche Kriegsbedürfnisse durch Naturalleistungen bestritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja sogar die Pflicht, seinen Staat so reich und glücklich zu machen, als er kann. Dient nun hierzu die allmählige Umwandlung und Aufhebung der Domainen als Mittel, so mag dieselbe ohne Bedenken Statt finden. Würden die aus dem Verkaufe solcher Grundstücke gelöseten Summen zur Abtragung oder Verminderung der Staatsschulden benutzt, so würde ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewiesenen Staatseinkünfte frei gemacht, und dadurch dem Staate ein größeres Einkommen verschafft werden, als die Domainen-Grundstücke selbst je-

Digitized by Google

mals zu verschaffen im Stande wären. Und zu diesem Einkommen würde nach Verlauf weniger Jahre noch ein zweites kommen; die Cultur nämlich der in Privateigenthum verwandelten Domainen müßte gar bald sich heben, und mit der Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens müßte auch die Bevölkerung des Landes zunehmen; vergrößerte sich aber die Volksmenge, das National-Einkommen und der allgemeine Waarenverbrauch, so müßte nothwendig auch der Ertrag der Consumtionssteuer beträchtlicher werden. — In der neuesten Zeit sind fast alle Staaten zur Veräußerung ihrer Domainen geschritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesschuld verwendet worden, hat die öffentliche Casse sowohl als der Nationalreichthum durch diese Maßregel gewonnen. K. M.

Domainen-Verkauf im vormal. Königreiche Westphalen. Da die gewöhnlichen Einkünfte dieses Staats zu den großen Ausgaben, die ihm die beständigen Kriege Napoleons verursachten, nicht hinreichten, so schlug der Finanzminister des Königs Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu veräußern. Der westphälische Staatsrath billigte dieses auch von andern Regierungen in ähnlichen Nothfällen angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer ersparte und zugleich den Cours der (größtentheils von den früheren Regierungen ausgestellten) Staatsschuldscheine, in denen ein Theil des Kaufschillings erlegt werden konnte, verbesserte. Zugleich ging man dabei von dem Grundsatze aus, daß Domainen im Besitze von Privatpersonen besser verwaltet würden, als im Besitze des Staats. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen aber erklärten die Regierungen von Hannover, Braunschweig, und Kurhessen (letztere den 14 Jan. 1814) alle diese Domainen-Veräußerungen für ungültig, während die preußische Regierung dieselben bestätigte. Diese hatte nämlich das Königreich Westphalen anerkannt; die Häuser Hannover, Braunschweig und Kurhessen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die westphälische Regierung als staatsrechtlich vorhanden angesehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der von der usurpatorischen Regierung veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und lästiger Weise erworbenen Eigenthums ohne die mindeste Entschädigung gewaltsam entsetzt. Zwar forderte der Freih. v. Stein, als General-Administrator der von den Franzosen wiedereroberten deutschen Provinzen, an den sich jene Domainenkäufer, besonders die kurhessischen, gewandt hatten, den Kurfürsten von Hessen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun suchten die Domainenkäufer bei dem Congresse zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber, um die Wiedereinsetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derselbe von dem königl. preuß. Congreßgesandten, Freih. v. Humboldt, schriftlich §. 8. Jun. 1815, die offizielle Nachricht: „Daß in der von dem Congreß noch zu unterschreibenden Acte die Rechte seiner Committenten wahrgenommen worden seyen,“ so wie von dem kaiserl. österr. Congreßgesandten, Freih. v. Wessenberg, die offizielle schriftliche Eröffnung vom 19. Jun. 1815: „Daß der Kurfürst von Hessen die Verbindlichkeit habe, die Domainenkäufe anzuerkennen.“ Allein dessenungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Bestimmung über die Angelegenheiten des aufgelöseten westphälischen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der kurhess. Regierung waren vergeblich, und

auf ihre Bittschrift vom 12. Febr. 1816, daß der Kurfürst die Sache der Beurtheilung der obersten Landescollegien unterwerfen möchte, erfolgte d. 27. Febr. der Bescheid: das Gesuch finde keine Statt. Dasselbe wurde auf die Schrift vom 8. Apr., worin sie um gerichtl. Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Besitzstandes baten, erwiedert. Eben so erfolglos war die Verwendung der kurhessischen Landstände zu Gunsten der Käufer bei dem Kurfürsten. Der preuß. Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, und der österr. Gesandte am casseler Hofe, Graf von Buol-Schauenstein, verwiesen darauf die Käufer an die Entscheidung des Bundestages; doch wandten sie sich, auf des letztern Rath, noch einmal mit der Bitte um Schutz an die kurfürstl. Regierung in Cassel. Allein sie erhielten keine Antwort. Nun sandten sie ihren B. vollmächtigten an den Bundestag. Auf dessen Vorstellung setzte die Bundesversammlung d. 27. März 1817, indem sie ihre Competenz in dieser Angelegenheit aussprach, durch den kurhess. Gesandten den Kurfürsten von ihrer Ansicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplikanten zur Ausführung ihrer Einrede der versionis in rem der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer kurhess. Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwiesen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Kurfürsten in der am 5. Mai 1817 zu Protocoll gegebenen Note, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ sie den Domainenkäufern den Beweis der versionis in rem offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine in ähnlichem Tone geschriebene „Antwort auf die Aeußerungen des H. v. Lepel in Betreff der westphäl. Domainenkäufer“ (Frankf. 1817) in Druck, so wie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte und die Fürsten des deutschen Bundes“ (Germanien 1817) und eine Spolienklage gegen den Kurfürsten: „Dringendes und rechtlich begründetes Restitutionsgesuch der westphäl. Domainenkäufer“ (Frankf. 1817). Diese Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Gesuch, daß er vorläufig über die Rückgabe des Spoliums erkenne, nach Vollendung der organischen Bundesgesetze aber definitiv in Ansehung des Rechts selbst einen Beschluß fasse. Die meisten Gesandten waren von ihren Höfen instruirt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigste mitzuwirken, und der preuß. gab d. 17. Jul. 1817 zu Gunsten derselben eine nachdrückliche Erklärung zu Protocoll. Hierauf erstattete der Referent, der herz. oldenburg. schwarzburg. u. anhalt. Gesandte von Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten, da den Domainenkäufern der Beweis der versionis in rem offen stehe, so seyen sie mit ihrem Restitutionsgesuche ab- und auf die Ausführung ihrer Einrede zu verweisen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die österr. Bundesgesandtschaft erklärte ausdrücklich, daß die Zuversicht, daß eine solche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, sie bisher abgehalten habe, auf eine weitere Einschreitung des Bundestages in dieser Angelegenheit anzutragen. Außer dem kurhessischen Gesandten weigerte sich bloß der Großherzogl. badensche, in dieser Sache zu stimmen, „so lange nämlich,“ war seine Erklärung, „die Hauptfrage noch nicht entschieden sey, wiefern die im tilsiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene westphäl. Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesstaaten Staatsverträge geschlossen, mit dem Prädikate einer usurpatorischen und deren Folgen belegt werden könne?“ —

Digitized by Google

Nunmehr führte der Bevollmächtigte der Domainenkäufer die Sache auf dem vom Kurfürsten angebotenen Wege Rechtens vor den inländischen Gerichten durch alle Instanzen; allein das Oberappellationsgericht zu Cassel entschied d. 31. Jan. 1818 gegen ihn, und zwar auf den Grund der kurfürstl. Cabinetsverordn. vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverain in der Eigenschaft des höchsten Gesetzgebers selbst ausgeflossenen Gesetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesversammlung zurück, und übergab derselben, d. 14. Febr. 1818, eine gedruckte Bittschrift worin er sie ersuchte, entweder eine Commission niederzusetzen zur Aufstellung von Grundsätzen über die Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöseten Königreichs Westphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäischen Friedensstiftern und Gesetzgebern, die das westphäl. Gebiet erobert und einen Theil desselben an den Kurf. von Hessen wieder abgetreten haben, die Festsetzung der Grundsätze zu veranlassen, nach welchen die auf den aufgelöseten westphäl. Staat sich beziehenden Gegenstände zu entscheiden seyen. — So stand noch im Sommer 1818 eine Sache, welche, wenn man das Land Hessen als ein Privateigenthum seines Regenten und die vormalige westphäl. Regierung als eine usurpatorisch-militärische ansieht, und dabei auf den 16. Art. des pariser Friedens v. 30. Mai 1814 keine Rücksicht nimmt, nach dem Aufsatze im deutschen Beobachter, N. 629, 1818, gegen die Domainenkäufer entschieden werden müßte. Der Verf. des Aufsatzes meint nämlich, das regierende Geschlecht und das Volk seyen Eins, welche mit einander unter einer rechtmäßigen Ehe (Gesetz) leben, die weder einseitig könne gebrochen noch aufgehoben werden. Nun sey Kurhessen von einer fremden Militär-Regierung besetzt worden, ohne daß das regierende Haus das Land an dieselbe abgetreten, noch sie anerkannt habe; folglich sey der alte Regent, nachdem das Franzosenthum sich verlaufen — denn Hessen sey nicht erobert (?) worden — in seinen nur unterbrochenen, nie aufgegebenen, Besitz zurückgetreten, und als souverainer Gesetzgeber könne er über den innern Zustand seines Landes entscheiden, ohne daß ein andrer Staat das Recht habe, ihm darein zu reden; und es gebe bei Beurtheilung der Acte der Militär-Regierung keinen andern leitenden Gesichtspunkt, als den der politischen Klugheit. Da nun die Militair-Regierung in Westphalen nur kurze Zeit gedauert habe, so seyen ihre Acten so wenig in das bürgerliche Leben eingedrungen, daß man die meisten ohne Nachtheil für die Gesellschaft verwerfen könne. Dies habe der Kurfürst kraft seiner souverainen Gewalt in Ansehung der Domainenkäufer gethan, und die hessischen Gerichte seyen gehalten, nach diesem Gesetze zu sprechen, ohne irgend eine Dazwischenkunft einer andern Macht. — Dagegen führen die Domainenkäufer wohl nicht ohne Grund an: 1) Die westphäl. Regierung sey durch den Frieden von Tilsit gestiftet und von allen Mächten des Continents, die Deutschland von den Franzosen befreit hätten, anerkannt worden, folglich eine staatsrechtlich begründete Regierung gewesen; auch sey ihr von den Unterthanen feierlich gehuldigt worden; 2) der Kurfürst habe seine Staaten von denselben Mächten zurückerhalten, welche das Königreich Westphalen als rechtmäßig anerkannt hätten; 3) nach der Staatspraxis seyen deutsche Staaten aufgelöset worden, ohne Einwilligung der Souverains, z. B. das Fürstenthum Isenburg, wovon einen Theil sogar der Kurfürst von Hessen selbst seinen Staaten einverleibt habe; 4) in andern Staaten, welche in Ansehung der Nicht-

abtretung mit Kurhessen in gleicher Kategorie sich befänden, wie Frankreich, Neapel, der Kirchenstaat, Polen, Holland, sey die Rechtsgültigkeit der unter der Zwischenregierung Statt gehabten Domainenveräußerungen vollkommen anerkannt worden. Hierzu komme noch: 5) daß das eingezahlte Kaufgeld größtentheils zum Nutzen des Landes verwendet und ein Theil der alten Landesschuld damit getilgt worden sey; 6) daß der Kurfürst für den Verlust der veräußerten Domainen durch neue Domänen entschädigt worden sey, welche unter der westphälischen Regierung dem Staatseigenthume zugewachsen. Endlich setze der 16. Artikel des pariser Friedens vom 30 Mai 1814 ausdrücklich fest: es solle allen Staatsbürgern in den abgetretenen und restituirten Ländern der ungestörte Besitz ihres in der verflossenen Periode erworbenen Eigenthums zugesichert werden, dergestalt, daß unter keinem Vorwande Reactionen in dieser Hinsicht gestattet seyn sollen. — Ist dieser Artikel auf das ehemalige Königreich Westphalen anwendbar, so scheint die Gültigkeit der annullirten Domänenkäufe keinem Zweifel zu unterliegen, auch wenn die Monarchen, welche den Zustand von Europa und Deutschland — ohne Zuziehung des Kurf. von Hessen — geordnet haben, die ehemalige westphäl. Regierung — was jedoch kaum zu denken ist — nicht als staatsrechtlich vorhanden gewesen ansehen sollten. K.

Domcapitel, s. Stift. — Domherren werden die Chorherren an einer Domkirche, oft aber auch die Stiftsherren an einer Collegiatkirche genannt; ihr Dechant, Dombechant; Domvicar diejenige Person, welche statt der abwesenden Domherren ihren kirchlichen Dienst verrichtet. (vergl. den. Art. Stift.)

Domenichino, s. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte, und in den beiden letzten Ländern hat noch, das Domicil besondere Rechte und wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil arretirt werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen Nichtbewohner desselben darin zu arretiren, wenn es kein öffentliches Haus war). Dann der Aufenthaltsort: im engern Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen, wo man sich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachsene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Aeltern wohnhaft sind, d. h. sie gehören dahin, sind daselbst einheimisch, wenn sie auch, wie z. B. dienende Personen, an einem andern Orte sich aufhalten. In der Rechtssprache ist domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengesetzt ist. Forum domicilii ist der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimisch ist, im Gegensatz des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. Domicilirte Wechsel sind solche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Aussteller wohnt, kein Wechselplatz ist, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechselplatzes angewiesen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechsels haben könnte. Z. B. A. in London trassirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechsel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechsel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und

Digitized by Google

der Inhaber wendet sich bei Verfallzeit anstatt an Z. in Lüneburg an W. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlösung versehen ist. Daher haben domicilirte Wechsel auch einen geringern Cours, als direct gezogene.

Dominante, herrschende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher sich die Modulation befindet, weil sie in der Grundstimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart selbst. Um sie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden ist, zu unterscheiden, nennt man sie auch die tonische Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangstufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Domingo (St.), s. Hayti.

Dominicaner werden die Predigermönche (Praedicatores) nach ihrem Stifter Dominicus (s. d. folg. Art.) genannt. Bei ihrer Entstehung, welche 1215 zu Toulouse erfolgte, waren sie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Augustinus mit der Bestimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Diese Regel und Bestimmung behielten sie bei, als sie 1219 die der Carthäusertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen sie Jacobins, weil ihr erstes Kloster zu Paris in der Jacobsstraße war. Die schon 1206 vom h. Dominicus gestifteten und seit 1218, wo er auch ein Nonnenkloster zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten Dominicanerinnen folgen derselben Regel, nur sind sie auch zur Arbeitsamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen seines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die Ritterschaft Christi, ursprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegerischen Bekämpfung der Ketzer, der sich nach dem Tode des Stifters in den sogenannten Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geschlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Diese Tertiarier haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Fasten und Gebete die Zusicherung großer geistlicher Vortheile; übrigens bleiben sie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten sich, besonders in Italien, zum Klosterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. Catharina von Siena die berühmteste war. Um sich der Ausbreitung und Befestigung des catholischen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erste Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenser war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Privilegien eines Bettelordens, welche ihren schnellen Anwuchs ungemein begünstigten. In allen christlichen Ländern siedelten sie sich an und bemächtigten sich der Gewissen. Nicht nur Europa, auch die Küstenländer von Asien, Afrika und Amerika erfüllten sie mit ihren Klöstern und Glaubensboten. Ihre strengmonarchische Verfassung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem mächtigen Ganzen unter einem General verband, sicherte ihre Dauer und den Zusammenhang ihrer glücklichen Bestrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten sie sich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung sehr vernachlässigte Predigen und durch ihre Missionen gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquisition, die ihnen in Spanien, Portu-

Digitized by Google

gal und Italien ausschließend übertragen wurde, furchtbar und durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aquinum, wichtig und um die Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient. Nachdem sie 1425 die mit ihrem ursprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armuth streitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten sie sich vom Betteln und beschäftigten sich im ruhigen Genusse reichlicher Pfründen, stolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer und der Andacht den Rosenkranz, der ihnen reichliche Zinsen trug. Seit ihrer Entstehung hatten sie an den Franciskanern gefährliche Nebenbuhler gehabt, und besonders über die von diesen vertheidigte Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jgfr. Maria Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung sich in den Feindseligkeiten der Thomisten und Scotisten (s. d. Art.) auf die neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren bis in das 16. Jahrh., wo sie allmählig durch die Jesuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt und auf ihren ursprünglichen Beruf zurückgewiesen wurden. Neues Gewicht erhielten sie durch das Recht der Büchercensur, die 1620 dem Magister des h. Palastes zu Rom, der stets ein Dominicaner ist, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Missionen in Amerika und Ostindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondere Congregationen getheilt waren. Zu den letztern gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marseille, die le Quieu 1636 mit verschärfter Regel stiftete, und schwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen sonst durchaus weiß mit schwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika, da anderwärts die neue Zeit auch ihm den Untergang gebracht hat. In Italien hat er jedoch Hoffnung, sich wieder zu erheben. Soll er durch einzelne Züge charakterisirt werden, so denkt gewiß jeder Menschenfreund an den vortrefflichen las Casas (s. d. Art.), der ein Dominicaner war; der Geschichtskundige kann aber auch nicht vergessen, daß in den empörenden Auftritten des sogenannten Bernischen Trauerspiels (einer schändlichen Visionsgeschichte, die zu Gunsten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen Layenbruder Jetzer zu Bern veranstaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen spielten, und vier derselben als Betrüger und Mörder 1509 verbrannt werden mußten, und daß kein Orden gieriger nach dem Blute der Ketzer gelechzt hat, als dieser von Amtswegen. E.

Dominicus de Guzman, ein spanischer Edelmann, geboren 1170 zu Calarveio in Alt-Castilien, legte sich in seiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wissenschaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osma in Castilien. Er wurde nebst Andern von dem Papste Innocenz III. gebraucht, um die Ketzer, besonders die Albigenser in Frankreich, auszuforschen, zu bestreiten und zu bestrafen. Hieraus entstand das Inquisitionsgericht, welches den Dominicanern in der Folge übergeben wurde, und Dominicus wird als der erste General-Inquisitor angesehen. Durch die Stiftung des Ordens der Dominicaner (s. d. Art.) hat er seinen Namen ver-

Digitized by Google

ewigt. Da er den Mitgliedern dieses Ordens eine gewisse Anzahl Paternoster und Ave Maria vorschrieb, die sie täglich beten sollten, so glaubt man, daß er den Rosenkranz zuerst eingeführt habe. Dominicus starb zu Bologna den 6. Aug. 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen versetzt. In der vor seiner Heiligsprechung angestellten Untersuchung wurde erwiesen, daß er durch seine Predigten und Wunderwerke mehr als hunderttausend Seelen zum wahren Glauben bekehret habe.

Dominiren wird in der Kriegssprache von einem über eine ganze Gegend oder einen bestimmten Gegenstand erhobenen Orte gesagt, z. B. die Festung dominirt (beherrscht) die Stadt, die Festung kann die Stadt bestreichen.

Dominium, die Herrschaft, insbesondere die Gutsherrschaft, desgl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtssprache ist dominium directum das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegensatz des dominium utile oder Nutzeigenthums, d. i. ein solches, dessen Inhaber die Nutzungen eines Grundstücks genießt, aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietär) ist und über ihn verfügen kann; dominium liberum, ein freies, unbeschränktes Eigenthum; dominium publicum, das landesherrliche Eigenthum.

Domino, ehedem eine Tracht der Geistlichen im Winter, die nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Gesicht vor der Witterung schützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, bestehend in einem langen seidnen Mantel mit weiten Aermeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), ein Sohn des Vespasian und Bruder des Titus, einer der abscheulichsten Tyrannen, welche das römische Reich je beherrschten, geboren im Jahr 51 nach christlicher Zeitrechnung, ergab sich schon in seiner Jugend mit Vernachlässigung aller Geistesbildung den schändlichsten Lastern. Unthätigkeit, Wollust, Argwohn, Tücke und Hang zur Grausamkeit machten ihn Allen verhaßt, und schon zitterte Rom, als nach seines Bruders Titus Tode er das Diadem erhielt (im Jahr 81). Allein er täuschte anfänglich das Volk durch häufige Wohlthaten, treffliche Gesetze und scheinbare Gerechtigkeitsliebe, so daß die Furcht verschwand. Doch bald ergab er sich wieder den ehemaligen Ausschweifungen, und sein Hang zur Grausamkeit äußerte sich auf das schrecklichste. Den ersten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderische Hinrichtung seines Vetters Flavius Sabinus, der nicht das geringste Verbrechen begangen hatte. Eben so eitel als grausam unternahm er, während sein tapferer Feldherr Agricola siegreich in Britannien gegen die Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte schnell zurück, ohne etwas gegen sie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutsche gekleideter Sclaven zu Rom im Thriumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege seine Eifersucht reizte, rief er ihn zurück und setzte diesen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu lassen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er sich allen Ausschweifungen der Wollust und dem niedrigsten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnsinnigen Einfall, sich göttlich verehren zu lassen, ließ sich nicht anders als Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu seyn. Unter seinem zwölften Consulate wurden die capitolinischen Spiele zu Rom eingeführt. In demselben Jahre fing auch der blutige und gefährliche

Krieg mit den Daciern an, der mit abwechselndem Glück geführt wurde und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend stieg indeß immer höher; niemand war seines Vermögens und seines Lebens sicher. Mit welcher Lust Domitian die Grausamkeit übte, beweiset jenes berüchtigte Gastmahl, das er anstellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu setzen. Sie wurden in einem schwarzen Saale versammelt, wo für jeden ein Sarg mit seinem Namen stand; darauf öffneten sich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, schwarz gefärbter Personen, mit bloßen Schwerdtern und brennenden Fackeln traten herein und umtanzten die Erschrockenen, bis der Kaiser sich an ihrer Todesangst genugsam geweidet hatte und sie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich schwebte, vermehrte seine Grausamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erschien. Ein Zufall führte seiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebst vielen neuen Schlachtopfern, sie selbst und die beiden Anführer der prätorianischen Cohorte verzeichnet waren. Diese Entdeckung bewog sie, sich gegen ihn zu verschwören, und ihn in seinem Zimmer (im Jahr 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Don (bei den Griechen und Römern Tanais), der Gränzfluß zwischen Europa und Asien in Rußland, der bei Tula aus dem Johannissee kommt, und nach einem mehr als 200 Meilen langen Lauf und nach vielen Krümmungen sich in drei Armen in das asowische Meer ergießt. Er ist sehr fischreich, hat aber ein trübes, kalkichtes, ungesundes Wasser, und ist wegen der vielen Sandbänke nicht immer schiffbar. **Donische Kosaken**, s. **Kosaken**.

Donatisten hießen die Anhänger des **Donatus**, eines numidischen Bischofs, der wegen seiner 311 bei einer streitigen Bischofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren d. h. solche Kleriker, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit seinen Freunden aus der Gemeinschaft der römischen Kirche trat, und eine eigne Secte stiftete, welche gefallne Christen, wenn sie auch schon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Diese Schismatiker herrschten in den christlichen Provinzen von Nordafrica und zählten im Jahre 330 schon 172 Bischöfe ihres Bekenntnisses. Noch erhöht wurde ihre hierarchische Strenge durch die Beobachtung des novatianischen Grundsatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszustoßen und die vollkommmenste Unbescholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geist nicht in ihr herrschen könne; eine Behauptung, welche später in das catholische Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten sich die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bauern, die um 348 unter dem Namen der **Circumcellionen** das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiserliche Heer angriffen und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verheerten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigst gesucht, und sie ließen sich von den Catholischen freiwillig umbringen. Doch ihren Untergang fand diese im 4ten und 5ten Jahrhundert blühende Secte erst, als

die Provinzen, die sie erfüllte, von den Saracenen der Christenheit entrissen wurden. E.

Donatus (Aelius), ein berühmter römischer Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf Terenzische Lustspiele), lebte im vierten Jahrhunderte. Er schrieb eine lateinische Grammatik unter dem Titel: de barbarismo und de octo partibus orationis, welche im Mittelalter bei dem lateinischen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und sich in großem Ansehen erhielt, bis sie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eines der ersten Bücher, welche Guttenberg druckte. Donat nennt man daher im Scherz wol auch noch jetzt jede lateinische Sprachlehre für Schulen, und Donatschnitzer, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, der größte Fluß Deutschlands und einer der größten in Europa. Sie entspringt aus drei Quellen, der Brega, Brigach, nicht weit vom Schwarzwalde, und einer kleinen namenlosen, die auf dem Schloßhofe zu Donaueschingen quillt. Oberhalb Ulm wird sie schiffbar und durchströmt in gerader Richtung gegen Osten Schwaben, Baiern, Oesterreich, Ungarn und die Türkei. Auf ihrem Wege (welcher nach Büsching 700, nach Andern aber nur 400 Meilen betragen soll) nimmt sie 60 schiffbare und über 100 geringere Flüsse auf, und stürzt sich endlich an der bessarabischen Küste in sechs Armen mit einer solchen Gewalt in das schwarze Meer, daß sich noch mehrere Meilen weit ihr Strom im Meere auszeichnet. Die vielen in ihr befindlichen Klippen und das Reißende ihres Wassers machen die Schifffahrt auf ihr an vielen Punkten gefährlich. Der Hausen, der größte Flußfisch, wird in der Donau gefangen. Die Donau hat besonders auch in der Geschichte eine große Wichtigkeit erhalten. Die Römer kannten sie unter dem Namen Danubius, und von Wien an unter dem Namen Ister, den sie von den Griechen entlehnt hatten, welche diesen Fluß vom Pontus Euxinus (schwarzen Meer) an aufwärts besser kannten, so wie die Römer von der Rheinseite Germaniens her, wo sie auch durch Tiberius Zug gegen die Vindelicier am Bodensee der Donau eigentliche Quellen entdeckten. An ihren Ufern bestanden die Römer harte Kämpfe mit den germanischen Völkerschaften. In der mittleren und neuern Geschichte sind von Rudolphs des Habsburgers zwischen der Donau und March erfochtenem Siege über König Ottocar von Böhmen an, bis auf die neuesten Schlachten von Aspern, Rustschuck und Silistria viele glänzende Waffenthaten an ihren Ufern vollbracht worden.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, ist eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen von ihren Ständen zu fordern oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet besonders in solchen Ländern Statt, wo der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neuen Abgaben auflegen darf; z. B. diejenigen französischen Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte in den österreichischen Niederlanden zu geschehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stifts Heiligenkreuz in Nieder-Oesterreich 1680, erhielt seine erste Bildung in der Kunst von Johann Giuliani,

Digitized by Google

einem Bildhauer, der sich in dem erwähnten Stifte aufhielt. Donners Werke prangen als Meisterstücke in mehreren Kirchen und Palästen Oesterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildsäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien sind und die Statue Carls VI. zu Breitenfurt. Er starb in Wien 1740.

Donner. Dieser mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall ist eine electrische Erscheinung, die mit dem knisternden Laute des Funkens bei electrischen Versuchen verglichen werden kann. Man hielt sonst den Donner bloß für eine Wirkung der Erschütterung der Luft. Doch läßt sich dieses Phänomen nicht völlig daraus erklären, und man müßte sich unter dem Blitze eine schreckliche Feuermasse vorstellen, wenn sie durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes so volltönenden Lautes des Donners hinreichend seyn sollte. Nach der Erklärung de Lucs entsteht er durch die explodirende Ausdehnung der Luft, indem sich die electrische Materie, welche plötzlich in großem Ueberflusse gebildet worden ist, durch den Druck zersetzt, ihr Licht entläßt, und dadurch die Erscheinung des Blitzes hervorbringt, das Rollen hingegen ist Folge einer stufenweisen, oder in verschiedenen einzelnen Massen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entstandenen Wasserdampfs. In die leeren Räume, welche diese Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein und bringt einen Schall hervor, in welchem sich ein anhaltendes Rollen mit schwächern oder stärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunstmassen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und grössere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entstandene Wasser fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern französischen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entstehung einer grossen Wolke her. Girtanner stützt diese Behauptung auf die Betrachtung, daß sich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortdauert und die Donnerschläge auf einander folgen, entstehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebst dem Regen so lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem sich das Wassergas in der Atmosphäre durch plötzliche Erkältung in Wasser verwandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entsteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenschichten drängen sich herbei, und indem sie auf einander fallen, entsteht das Geräusch. Dieselbe Erscheinung erfolgt im Kleinen, wenn man ein Etui aufmacht, dessen Deckel gut anpaßt. Eine Peitsche knallt, weil ihre schnell zurückgezogene Spitze, welche platt und löffelförmig ist, eine gewisse Quantität Luft mit sich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entsteht, in welchen sich die umgebende Luft mit Gewalt eindrängt und dadurch das Klatschen verursacht. Der Schall des Donners ist verschieden nach der Beschaffenheit der Oberfläche und der umgebenden Körper. Donnerbüchse, der sonstige Name des Schießgewehrs. Donnerhaus, ein zur electrischen Geräthschaft gehörendes Modell eines Hauses, durch welches man das Einschlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. Donnerkeil nennt man gewisse kegelförmig zugespitzte Steine, von denen der Aberglaube sonst wähnte, daß sie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche solche Steine sind Versteine-

Digitized by Google

rungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Pfeile oder einem Finger auch Pfeilsteine und Fingersteine genannt werden. Andere sind steinerne Streitärte, deren man sich in alten Zeiten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnersteine, Alpsteine, Alpschosse, Luchssteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Hexenfinger, Storchsteine, Rabensteine, Stahlsteine genannt. — Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wol auch Donnerkeil. Oft führt diesen Donnerkeil auch der Adler, Jupiters Vogel. Donnermaschine, eine von Michel in Paris erfundene Maschine, womit man den Donner täuschend nachahmen kann; dann ein Instrument zu ähnlichem Gebrauche auf den Theatern.

Don Quixote, s. Cervantes

Doppelflinte und Doppelbüchse sind bekanntlich Gewehre mit zwei Läufen neben oder über einander, die durch zwei besondere Schlösser abgefeuert werden. Letztere werden in der österreichischen Armee auch Doppelstutzen genannt, und dienen zur Bewaffnung der Scharfschützen. Sie bestehen aus einem gezogenen und einem glatten Lauf, die über einander liegen und hinten in der Kolbe beweglich sind, so daß man den loszuschießenden Lauf heraufdrehen kann; das linke Schloß hat wegen seiner Stellung eine andere, jedoch nicht beträchtlich von dem rechten abweichende Structur. Jeder Lauf schießt ein Loth Blei. Noch eine andere Art Doppelbüchsen führen die tyroler Gemsenschützen: sie besteht aus einem einzigen sehr starken Büchsenlauf, mit zwei Schlössern neben einander. Hier wird auf die gepflasterte Kugel des hintern Schusses die zweite Pulverladung geschüttet, und auf diese noch eine Kugel geladen. — Das vorderste Schloß correspondirt mit der zweiten Ladung, der die dahinter befindliche Kugel zum Anstützungspunkt und gleichsam zur Schwanzschraube dient. Unmittelbar nach dem Abfeuern des ersten Schusses verschließt eine Klappe das Zündloch des vordern Schlosses, so daß der zweite nunmehr ohne Gefahr und ohne Veränderung des Abkommens geschehen kann.

Doppelhaken gehören zu den ältesten Feuergewehren. Sie waren Anfangs vier Fuß lang, schossen 4 bis 8 Loth Blei und lagen beim Abfeuern auf einem kleinen Gestell, das wie eine Gabel oder Dreifuß gestaltet war. Späterhin im sechszehnten Jahrhunderte belegte man ein metallenes Geschütz mit diesem Namen (Musqueton), das bei 38 Calibern Länge zehn Loth Eisen oder vierzehn Loth Blei schoß und 2 1/2 Centner wog. Seine Schußweite war mit der höchsten Elevation 1440 Schritte. Gegenwärtig bedient man sich beider Gattungen nur im Fall der Noth in Festungen und von den Wällen der Außenwerke.

Doppelschlag (franz le doublé), eine der vorzüglichsten Manieren oder Verzierungen des musikalischen Vortrags, welche darin besteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demselben schnell anschlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anschlägt. Dieses ist dann der einfache Doppelschlag, bestehend aus vier Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit S, wenn man von der niedern anfängt, mit ∽ bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelschlag, im ersteren der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber sowohl über

als zwischen zwei Noten gesetzt und ausgeführt. Der zusammengesetzte Doppelschlag entsteht durch Verbindung dieser Figur mit andern Noten. Hieher gehört der sogenannte prallende, der geschleifte und der geschnellte Doppelschlag.

Dorat (Claude-Joseph), französischer Dichter, wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernstern Studien behagten ihm nicht. Da ihm der Militärstand, in welchen er als Mousquetaire trat, eben so wenig gefiel und ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig machte, so überließ er sich ganz seinem Hange zur Poesie. Zu seinen frühsten Producten gehören seine Trauerspiele und Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, insonderheit durch die letztern, einerntete, so war er doch für diese Dichtungsarten, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geist erfordern, wenig geeignet. Dagegen sind ihm seine Erzählungen, Lieder und poetischen Episteln am besten geglückt und er gehört in diesen Fächern zu den fruchtbarsten und beliebtesten französischen Dichtern. Er starb zu Paris 1780. Seine sämmtlichen Werke sind in zwanzig Bänden in 8. zu Paris erschienen; eine Auswahl derselben enthalten seine Oeuvres choisies, die 1786 in drei Bänden in 12. herausgekommen sind. Die vorzüglichsten darunter sind 1. ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen: la Déclamation, worin vom Trauerspiel, Lustspiel, der Oper und dem theatralischen Tanz gehandelt wird. 2. Verschiedene Heroiden, unter welchen sich Héro à Léandre und Abailard à Heloise am meisten auszeichnen. 3. Dreizehn Lust- und Trauerspiele. Unter jenen werden la Feinte par amour und le Célibataire und unter den letztern Regulus am meisten geschätzt. 4. Poetische Briefe, welche ganz in der, dieser Dichtungsart eigenthümlichen, gefälligen und leichten Manier geschrieben sind. 5. Erzählungen und Fabeln. Dorat las, was damals wie jetzt in Paris selten war, die deutschen Dichter. Er hatte selbst eine Idée de la poësie Allemande geschrieben. Auch war er mehrere Jahre Redacteur des Journal des Dames.

Dordrecht oder Dortrecht, eine große und reiche, Handelsstadt in Südholland an der Maas. Sie hat das vortheilhafte Recht, daß alle auf dem Rhein und der Maas ankommenden Schiffe daselbst ausladen und den Zoll entrichten müssen, so wie auch die Stapelgerechtigkeit von den Rheinweinen. Auch treiben die Einwohner, deren Anzahl sich auf 20,000 beläuft, mit Wein, Getraide und Holz starken Handel. Im Jahr 1618 und 1619 ward hier die unter dem Namen der dordrechtschen Synode (synodus Dordracena) bekannt gewordene Kirchenversammlung gehalten, in welcher die Lehrsätze der Arminianer oder Remonstranten verworfen und die belgische Confession nebst dem heidelbergischen Catechismus bestätigt wurden. Ihre Schlüsse wurden als ein Kirchengesetz der holländischen reformirten Kirche angenommen.

Doria, der Name einer der ältesten und mächtigsten Familien von Genua. Die Jahrbücher dieser Republik reichen nicht über das J. 1100 hinaus, aber zu dieser Zeit finden wir die Doria schon in den ersten Aemtern an der Spitze des Staats. Vier Doria erwarben sich bis ins vierzehnte Jahrhundert als Admirale Ruhm und Verdienste. Aber der berühmteste des ganzen Geschlechts war Andrea Doria, geboren zu Oneglia im J. 1468. Er zeichnete sich schon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corsicaner

heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der französischen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von französischer Seite ging er zu der spanisch-österreichischen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des französischen Waffenglücks in Italien. Allein das Schicksal hatte ihn nicht bloß zu einem großen Seehelden, sondern auch zum Befreier seines Vaterlandes bestimmt. Genua hatte zwar seit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfassung war so zerrüttet, und der Parteikampf so heftig, daß der Staat oft genöthigt war, fremden Schutz zu suchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrschaft ausartete. So war Genua bald unter mailändischem oder österreichischem, bald unter französischem Joche. Jetzt (1528) als letzterer Staat Genua besaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzosen ohne Schwertstreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem freigewordenen Staate eine verbesserte Verfassung. Bloß 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchsten Würden, und wurden alle Jahre gewählt. Das Directorium führte aber der Doge und dessen Räthe, welche beide nach zwei Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch diese Einrichtung den Bedrückungen und den Uebeln des Aristokratismus nur wenig ab, und viele seiner Stiftungen mußten durch ein Grundgesetz von 1576 abgeändert werden, auf welches sich die nachherige Verfassung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Dogen auf Lebenszeit erhielt, so ging er doch wieder in Seedienste bei Carl V., stritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corsaren, und starb endlich 1560 in einem Alter von fast 95 Jahren. So vortrefflich und edel auch der Charakter dieses unvergeßlichen Mannes war, und so sehr ihn die Genueser verehrten, so wenig konnte er den Neid vieler Großen von sich entfernen; ja es entstanden verschiedene Verschwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichste war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Dorien, Doris, 1. ein kleines Land auf der karischen Küste von Kleinasien, wohin die von den Athenienſern gedrängten Dorier (s. d. Art.) ihre Zuflucht nahmen; 2. ein kleiner Staat in Griechenland, der von den Doriern bewohnt wurde, ehe sie mit den Herakliden vereint in den Peloponnes einfielen. Von seinen vier Städten, Pindus, Erineus, Cytinium und Borum hieß es auch Tetrapolis Der Pindus, Oeta und Parnaß umgaben es.

Doris, s. Nereus.

Dorisch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört oder von einer bei diesem Stamme gewöhnlichen Beschaffenheit ist. Die Dorier aber waren einer der vier Hauptäste des griechischen Stammes, und sollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens haben. Sie wohnten erst in Estiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der Gesetzgeber Minos von ihnen stammte, legten am Fuß des Oeta, zwischen Thessalien, Aetolien, Lokris und Phokis die dorischen Viersläde (Dorika Tetrapolis) an, und drangen später mit den Herakliden in den Peloponnes, wo sie in Sparta herrschten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinasien. Alle vier Hauptstädte des griechischen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfassung scharf von einander geschieden, besonders aber waren

die Dorier der Gegensatz der Jonier. In dem Dorischen blieb immer das Alterthümliche, und mit diesem etwas zwar Festes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der dorische Dialect war hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weshalb er bei feierlichen Gesängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgesängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretische und spartanische Gesetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte sich um vieles strenger als die mildere athenische Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leichte geschürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beide hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorstechend zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken, schmucklosen dorischen und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. S. Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Musik der Alten eine dorische Tonart, s. Ton, Tonart. dd.

Dörnberg oder Dorrenberg (Baron von), aus einer alten Familie Hessens abstammend, war unter der westphälischen Regierung Oberster der Jäger von der Garde des Hieronymus. Empört durch den Druck seines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen, und nahm an den geheimen Einverständnissen Theil, die in dieser Absicht durch ganz Deutschland unterhalten wurden. Die Strenge der Polizei und der Militärcommissionen hielt indeß die Mißvergnügten im Zaum. Als aber der im Jahr 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnungen wieder belebte, erfolgte am 21. April in dem Dorfe Walhausen ein förmlicher Aufstand. Die Bewohner rotteten sich bewaffnet zusammen und zogen die Sturmglocke. Hieronymus schickte den Obersten Dörnberg gegen sie ab. Dieser aber faßte, in der Meinung, daß er seine Truppe leicht überreden werde, die Sache der Franzosen zu verlassen, den kühnen Plan Hieronymus selbst gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten sich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Cassel zurück. Dörnberg, dem kaum einige hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn beordert wurden, nicht widerstehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das von dem Herzog von Braunschweig geworbene Corps trat. Während man ihn in Cassel als Hochverräther zum Tode verurtheilt hatte, nahm er an den Unternehmungen dieses Corps Theil, folgte dem Herzog auf seinem Zuge zur Meeresküste und schiffte sich mit ihm nach England ein. Im J. 1812 diente er unter dem russischen Heere im Corps des Grafen Wittgenstein, vernichtete 1813 das Morandsche Corps bei Lüneburg und stand dann vor Thionville. Gegenwärtig ist er hannöverischer Gesandter in Petersburg.

Dörpt oder Dorpat, eine russische Kreisstadt in dem jetzigen Gouvernement Riga, sonst Herzogthum Liefland, am Fluß Embach gelegen, von ungefähr 4000 Einwohnern und 534 Häusern, bekannt durch die neuerlich hier wieder angelegte Universität. Zwar wurde schon 1632 eine Universität hier von Gustav Adolph, König von Schweden gestiftet, welcher 1625 diese Stadt von Polen erobert hatte: allein 1695 nach Pernau verlegt, ging sie in der Folge ganz ein. Am 7. Febr. 1803 wurde sie durch eine Ukase Kaiser Alexanders wieder hergestellt, und zwar besonders für die Provinzen Liefs- und Estland, Finnland und Curland, und mit 126,000 Rubeln jährlicher Ein-

Digitized by Google

künfte ausgestattet. Die Zahl der Studirenden beträgt ungefähr 150. Uebrigens war die Stadt ehedem in sehr blühendem Zustande, und sogar im 13ten Jahrhunderte eine Mitgenossin des Hansebundes.

Dortmund an der Emscher, vormals eine freie Reichs- und Hansestadt im westphälischen Kreise, jetzt zur preußischen Provinz Westphalen gehörig, und die bedeutendste Stadt in der Grafschaft Mark, mit 5 bis 6000 Einwohnern. Sie ward im Jahr 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt gestiftet. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiserburg Munda, in der auch der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, einst hauſ'te, welchen Carl der Große 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt soll Carl den obersten Stuhl des westphälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben. Im Jahr 808 fing er den Dom Panthaleons zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiserlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. im Jahr 1180 hier einen Reichstag hielt, saß er selbst zur Fehme beim Hauptstuhle zum Spiegel am Rathhause als Stuhlherr zu Gerichte; noch im Jahr 1377 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Dorpat (Neu-Dortmund) in Liefland, eine von Dortmund ausgegangene Colonie, empfing 1275 von der Mutterstadt seine Gesetze. Eine merkwürdige, ein und zwanzig monatliche Belagerung von 48 Landesherrn hielt Dortmund in den Jahren 1387 und 88 aus und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt stiegen immer höher. Im sechzehnten Jahrhundert hatte Dortmund gegen 60 Thürme, 4 Bastionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10000 Häuser und gegen 50000 Einwohner, und besaß seit 1543 eins der drei Archigymnasien Westphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Zeit der Hanse. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Aber von dieser Höhe sank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmählige Auflösung der Hanse, die Religionskriege im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich zu unterwerfen, als Hauptursachen beitrugen. — In der neueren Zeit war Dortmund 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt, dann wurde es der Hauptort des bergischen Departements der Ruhr, und hierauf an Preußen gegeben.

Dosso Dossi, ein berühmter Maler von Ferrara, sehr geehrt von dem Herzog Alphons, und von Arioſt in seinem Orlando verewigt, dessen Bild er dagegen meisterhaft malte. Seine Manier näherte sich dem Tizian, mit welchem er auch gemeinschaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzoglichen Schlosses malte. Seine dortigen Bilder stellen Bacchanale mit verschiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er den Rafael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen zeichnet sich der Disput der vier Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung mit eigner Kraft des Colorits, der ganz im Titianischen Style ist, als ein Meisterwerk aus. Seine Brüder sind weniger berühmt. Er war geb. 1479, und starb 1560.

Dotationen Napoleons, sind oder waren vielmehr Schen-

lungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen als Antheil an der Kriegsbeute seinen Feldherren und Dienstmannen überließ; ähnlich dem Antheil am Raube, welchen die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vasallen) nach Vertheilung des eroberten Landes zuwarfen. Diese Dotationen, welche bisweilen mit einem Adelstitel verbunden waren, hatten sowohl in Hinsicht des Besitzes als der Vererbung die Natur von Majoraten. Zu ihrer Errichtung gab es eine besondere, mit den Intendanzen der außerordentlichen Domainen verbundene Staatsbehörde, unter dem Namen des Conseil du sceau des titres. Dieses sah darauf, daß Alle, welche von dem Kaiser Dotationen in fremden Ländern erhalten hatten, diese Güter verkauften, und zwar die erste Hälfte binnen der ersten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, so daß in einer Frist von vierzig Jahren alle diese Güter veräußert und entweder in Renten oder in Domainen im Innern des Reichs verwandelt seyn mußten. Solchen Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler Brevets der Investitur ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen drei Monaten nach dem Tode des Donatairs bei dem Conseil um ein Bestätigungsbrevet anhalten. Auch konnten von dieser Behörde mehrere Dotationen desselben Besitzers in eine Masse zusammengeworfen oder durch sein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn sie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um sie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogs-Titel zu erheben. Wurde der General-Procurator des Conseils von der Erlöschung der männlichen Descendenz des Titulars eines Majorats, dessen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiser herrührte, benachrichtigt, so mußte er davon dem Intendanten der kaiserlichen außerordentlichen Domaine, oder dem Intendanten der kaiserlichen Privatdomaine Anzeige machen, je nachdem die Güter von jener oder dieser Domaine hergekommen; worauf die Intendanten sogleich Besitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu sichern. Ein Decret vom 15. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem französischen Kaiserstaate gehörigen Ländern, wo der Kaiser solche Dotationen zu Majoraten erhoben hatte, besondere Beamten: Agens conservateurs, welche vorzüglich dahin sehen mußten, daß der Titular die Majoratsgüter gut verwaltete; und daß sie, wenn sich der Heimfall ereignete, in ihrer Integrität und ungesäumt wieder mit der französischen Krone vereinigt wurden. Es ist übrigens bekannt, wie sehr diese Güter ausgepreßt, und wie viele Summen durch ihre Veräußerung aus den auf solche Art von Napoleons Finanzkunst decimirten Ländern nach Frankreich gezogen wurden. Man denke an die beträchtlichen Dotationen, welche Napoleons Feldherren in dem Herzogthum Warschau, in dem Königreich Westphalen, im Großherzogthum Berg, in Italien, Holland u. s. w. erhielten; und an die Mittel, welche die neuen Besitzer anwandten, um sie so schnell als möglich recht theuer zu verkaufen. Nicht selten mußte der Landesherr die Güter mit niedergeschlagenen Hölzern u. s. w. für den Preis, den der mächtige Donatair forderte, an sich kaufen. Schwerlich hatte je ein römischer Proconsul seine Provinz so systematisch bis auf den Grund und Boden ausgedrückt.

Douane, Douaniers, werden in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuser an den Gränzen, und die französischen Zoll- oder Mauthbeamten genannt. Während der Kriege Frankreichs mit England in dem langen Zeitraum von 1795 bis 1814, und insbesondere nach der

Organisation des berüchtigten Continental-Systems spielten die französischen Douaniers eine bedeutende Rolle, und hatten selbst eine politische Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden zu 6 Mann getheilt, hatten eine förmliche militairische Organisation, und waren scharf bewaffnet. So bewachten sie in drei Linien die ungeheuren französischen Gränzen und die vielen dem französischen Reiche einverleibten deutschen, holländischen und italienischen Provinzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht bloß die englischen, sondern fast alle außer dem französischen Reiche erzeugten oder verfertigten Waaren gehörten. Außerdem erhoben sie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man im J. 1812 auf 80,000 an, und die Kosten dieser Douanen-Verwaltung betrugen schon 1809 gegen 50 Millionen Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das französische Zollwesen ausgeführt wurde; die Störungen, die es in fast alle Lebensverhältnisse, besonders in den neuen Provinzen brachte; die Plackereien, welche sie sich gegen Reisende erlaubten, hatte besonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider sie aufgeregt und der Volksingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche im Jahr 1813 in Deutschland und Holland gegen die Franzosen Statt fanden, zuerst diese Menschenklasse und die Zollhäuser selbst, welche in Hamburg und Amsterdam gleich zu Anfang niedergerissen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunstausdruck beim französischen Theater, der den **Stellvertreter** eines für ein gewisses Fach angenommenen Schauspielers bezeichnet. Man versteht aber darunter keinen **zweiten** Schauspieler. Diese heißen bei ihnen second sujet oder acteur pour les seconds rôles. **Lafon** ist z. B. jetzt der Double von **Talma**, aber kein second sujet, d. h. wenn **Talma** spielt, spielt **Lafon** nicht; aber Talma gehören alle ersten Rollen seines Fachs, und **Lafon** übernimmt nur dann dieselben Rollen, wenn Talma abwesend, oder krank ist, oder aus andern speciellen Ursachen.

Doublir- oder **Duplirschritt**, der Doppelschritt oder Geschwindschritt beim Marschiren der Soldaten. Er ist wesentlich zu Stürmen, Angriffen, oder zur schnellen Entwickelung einer Colonne durch Deployirung oder Masse-Aufmarsch bestimmt, und besteht darin, daß der Tact viel geschwinder als bei dem ordinären Schritte ist, indem im Doublirschritt 120 Schritte in einer Minute gemacht werden müssen. Gewinnung des Terrains und entschlossenes Vortreten sind die Seele dieses Schrittes.

Douche-Bäder, Tropf- oder Gießbäder, sind verschiedener Art und bestehen hauptsächlich in der Hinleitung eines starken und heftig andringenden Wasserstrahls oder von einer beträchtlichen Höhe herabfallender Tropfen auf einen Theil des Körpers. Sie haben den Zweck, gewissen örtlichen Krankheiten entgegenzuwirken, und scheinen mehr durch den heftigen Reiz des mit mechanischer Gewalt einwirkenden Wassers als durch dessen Beschaffenheit zu wirken.

Dover, eine kleine englische Seestadt in der Grafschaft Kent, mit einem berühmten Hafen, wohin die Paketboote von Calais aus Frankreich nach England abgehen. S. **Calais**

Dow, auch Douw geschrieben (Gerard), geboren zu London 1613, Sohn eines Glasers und Malers. Er machte als Schüler des großen **Rembrand** unter diesem Meister bedeutende Fortschritte in der schönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber

Digitized by Google

übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres sehen, als seine kleinen Gemälde, die er sich nach Verhältniß der darauf verwandten Zeit bezahlen ließ. Sie waren so niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen mußte, um die Arbeit darin genau zu erkennen: aber so zart auch seine Figuren waren, so waren sie doch voll Leben und Ausdruck, mit frischem, kräftigen Colorit. Sein Name war sprichwörtlich geworden; wollte man die Vollkommenheit eines Werkes bezeichnen, so sagte man: „es ist vollendet wie ein Gerard Dow.“ Auch die fast unsichtbaren Details in der Natur übersah er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der sinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu reduciren, indem man zwischen sich und das Original einen durch Seidenfäden in Vierecke eingetheilten Rahmen stellt und nunmehr die Partien des Gemäldes in eben so viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Um seinen Farben mehr Glanz zu verschaffen, rieb er sie auf Crystall ab und machte sich seinen Pinsel selbst. Gerard Dow starb um das Jahr 1680 und hinterließ ein großes Vermögen, denn seine Werke wurden zu hohen Preisen bezahlt, wie sie noch jetzt zu den theuersten der niederländischen Schule gehören. Im Jahr 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländische Museum mit 17,000 Gulden bezahlt und in der Auction von Peter de Smith in Amsterdam, die im Jahr 1810 Statt hatte, gingen die Gerard Dows mit am theuersten weg. 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Metzü, Schalken und Mieris, sind ihres Meisters würdig. Treffliche Meister, als Wille, Frigl ꝛc. haben nach ihm gestochen.

Doyen (Gabriel François), ein verdienstvoller französischer Maler, geboren zu Paris im J. 1726. Er zeigte schon früh viel Geschmack am Zeichnen und wurde in die Schule des Malers Vanloo aufgenommen, ehe er noch das zwölfte Jahr erreicht hatte. Ausgestattet mit viel Erfindungsgeist übte er sich frühzeitig in der Composition, und gewann in einem Alter von zwanzig Jahren den großen Preis in der Malerei. Von diesem Augenblicke an bildete sich zwischen Lehrer und Schüler eine Verbindung und Zuneigung, die durch Dankbarkeit und Freundschaft erhöht wurde. Im J. 1748 ging Doyen nach Rom. Die Werke des Hannibal Carracci schienen ganz vorzüglich seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ganze Tage lang zeichnete und malte er in der Gallerie Farnese nach den schönen Frescogemälden dieses großen Meisters. Ein Bewunderer des Pietro di Cortona hatte er die vielleicht einzige Geduld, auf einer Leinwand von 6 — 7 Fuß Höhe den Plafond der berühmten Gallerie des Palastes Barberini mit allen Einfassungen, Verzierungen und Stukkaturfiguren abzubilden. Alle Maler, die sich durch einen großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet hatten, wie Giulio Romano, Polydor und Michael Angelo wurden nach und nach die Gegenstände seines Studiums und seiner Begeisterung. Von Rom ging er nach Neapel, wo die Werke von Solimene gleichfalls seine Aufmerksamkeit fesselten. Dann besuchte er Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück, wo er einige Zeit verweilte. Er blieb in Paris lange Zeit ohne Beschäftigung. Wenig geschmeidig von Natur, und ungeschickt durch Intrigue zu erhalten, was er nur seinem Werthe verdanken wollte, schloß er sich ganz in seiner Werkstatt ein, um sich der Kunst ausschließend hinzugeben. Er wählte zum Gegenstande eines Gemäldes

Digitized by Google

den Tod der Virginia. Zwei ganze Jahre brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung desselben zu. Der Erfolg war aber auch vollständig; es verschaffte Doyen die Aufnahme in die Malerakademie im Jahr 1758. Das Gemälde la Peste des ardents für die Kirche von St. Roch erhöhte noch seinen Ruf. Um tiefer die Schönheiten zu durchdringen, welche er in dieses Gemälde übertragen wollte, untersuchte er die Meisterstücke der flamändischen Schule. Um seinem Werke aber mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hospitäler, und beobachtete die Charaktere und Gesichtszüge der Kranken und Sterbenden. Man findet in dieser großen und reichen Composition schöne Charakterköpfe, wohl gruppirte und tief gedachte Gestalten; der Ausdruck des Schmerzes ist mit großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben sind lebhaft und kräftig; der Anblick der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüstungen der Pest, welche vorzugsweise gegen fleisch- und kleiderlose Körper zu wüthen scheint, drückt einen großen Gedanken aus. Dieses Bild, welches man für Doyen's Meisterwerk hält, schmückt jetzt die Parochialkirche von St. Roch. Vanloo's Tod, der um diese Zeit erfolgte, verschaffte Doyen die Ehre, zu Ausmalung der Kapelle des heil. Gregors bei den Invaliden gewählt zu werden. Doyen fühlte die Schwierigkeit in Oel auf steinerne Wände zu malen, welche der Winterfeuchtigkeit inwendig ausgesetzt waren und die Frischheit der Farben nicht wohl erhalten konnten. Er that Alles, um diese Hindernisse zu überwinden, allein das große Werk hätte ihm fast das Leben gekostet. Er hatte das Unglück, von einem Gerüste durch eine offen gelassene Spalte zu fallen; seine Schüler hielten ihn für todt, auch hatte er viele Wunden und Quetschungen und mußte das Bett mehrere Monate hüten; allein kaum fühlte er sich hergestellt, als er seine Arbeit mit erneuertem Eifer begann. Er mußte nun, nebst andern Künstlern, Gemälde für den Hof verfertigen. Doyen wurde der Triumph der Tethys über die Gewässer zu Theil. Sein Gemälde wurde um so vorzüglicher gefunden, je weniger die Grazien, womit es der Maler zu verschönern gewußt, etwas von der Affektation und dem schlechten Geschmacke zeigten, der damals Mode war. Das große Gemälde, der Tod des heiligen Ludwig, das er für den Altar der Kapelle der Militär-Schule malte, ist auch eine seiner schönsten Arbeiten, vorzüglich in Hinsicht der trefflichen Anordnung. Im Anfange der Revolution ging er auf Verlangen der Kaiserin nach Rußland. Er erhielt eine Pension von 1200 Rubeln nebst freier Wohnung, und wurde sogleich zum Professor bei der Malerakademie zu Petersburg nebst einem mit dieser Stelle verbundenen besondern Gehalte bestimmt. Katharina trug ihm auf, ihre Paläste zu verschönern. Nach ihrem Tode erhielt er von Paul I. gleiche Beweise der Gunst. Er erhielt den Auftrag, verschiedene Plafonds zu malen, unter andern die des großen sogenannten Georgensaales, ferner des kaiserl. Schlafgemachs, der Bibliothek der Eremitage und einer der Gallerien von Paulowsky. Doyen liebte diese Art von Malerei ganz vorzüglich, weil sie sehr für seinen kühnen und feurigen Pinsel paßte. Mit fruchtbarer Erfindungskraft begabt, blieb er auch nicht fremd in andern Gattungen der Malerei; so hat er Einiges im Geschmack von Benedetto und andern frühern Malern geliefert. Er starb zu Petersburg den 5. Juni 1806.

Drache, 1. ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel. die Fabel sagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Aepfel

Digitized by Google

der Hesperiden bewacht und welchen Herkules getödtet habe, an den Himmel versetzt: 2. Der fabelhafte Drache. Von diesem berüchtigten Ungeheuer geht die Fabel fast so weit hinauf, als die Geschichte reicht. Man schildert seine Gestalt so schrecklich als möglich, und gab ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannten Länder, insonderheit aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auch 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach Aelian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach diesen Beschreibungen nicht, sondern wie Schlangen bewegte er sich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und, nach Vielen, der Hals mit einer Mähne geziert. Uebrigens widersprechen sich diese Erzählungen fast alle, und nur darin stimmen sie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, besonders ein sehr scharfes Gesicht habe. Ihm wird eine solche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung bestand im Blute und Fleische von allerlei Thieren; auch fraß er verschiedene Früchte. Das Sonderbarste ist, daß dessen ungeachtet dieses furchtbare Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftsteller mancherlei zu erzählen wissen. Diesen Fabeln scheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrscheinlich ist dieses kein anderes, als die große Abgottsschlange (Boa constrictor), die in Indien und Afrika lebt, und 30 bis 40 Fuß lang wird. Der Drache des Mittelalters ist ein von diesem verschiedenes Geschöpf der Einbildung. Man schreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenschwanz und einen ungeheuren Rachen zu, aus welchem Feuerflammen strömten. In den Ritterzeiten spielte dieser Drache eine Hauptrolle, und gehörte zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Helden zu besiegen hatten. Diese Sagen wurden wahrscheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nil-Crocodil, die ohne Zweifel durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene und falsche Beschreibungen unserer größten inländischen Schlangen veranlaßt. 3. Der electrische Drache. Das Spielwerk der Knaben, welches sie einen Drachen nennen, hat Anlaß zu einer höchst wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente sich im Jahr 1752 desselben zuerst als eines Leiters, um vermittelst desselben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Electricität des Gewitters zu beweisen. Der Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Knaben spielen, und auf demselben war eine metallene Spitze befestigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren untersten Enden ein Schlüssel hing, in die Höhe steigen. Um die Schnur, ohne die electrische Materie abzuleiten, anfassen zu können, war unten eine seidne Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft schwebte, wurde die electrische Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüssel geleitet, so daß man an demselben eine Verstärkungsflasche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckungen erfahren zu haben, stellte de Romus in Frankreich ein Jahr später ähnliche Versuche an, und brachte mit seiner weit größern Geräthschaft eine so beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electrischen Drachen bloß als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu untersuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch sie die

Digitized by Google

tägliche Luftelectricität zu beobachten. Hierzu nimmt man am schicklichsten die papiernen Drachen, vier Fuß lang und etwas über zwei Fuß breit. Einen solchen Drachen überzieht man unten mit Firniß, oder tränkt ihn mit gesottenem Leinöl, damit er vom Regen nicht verderben werde. Die Schnur, worauf das meiste ankommt, muß ein guter Leiter seyn. Cavallo fand einen unächten, mit dünnem Bindfaden zusammengedrehten Goldfaden am tauglichsten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe steigen, zieht die Schnur desselben durchs Fenster in ein Zimmer, bindet eine starke seidene Schnur daran, und befestigt das Ende desselben an einen schweren Tisch, auf welchen ein kleiner isolirter Conductor gestellt und mit der seidenen Schnur vermittelst eines Drahtes verbunden wird. Auf einem gläsernen, mit Siegellack überzogenen Stative stellt man ein Electrometer so neben den Conductor, daß es denselben berührt. Dieses Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu solchen Untersuchungen und Beobachtungen sind kleine aerostatische Maschinen, die man statt der Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umständen, dem Winde ꝛc. aufsteigen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze ungefähr 5 Gr. 4 4/5 Pf. betragend; hundert machen eine Mine; 2. ein Gewicht, ungefähr ein Quentchen 11 1/5 holländische Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht (s. d. Art.)

Draco, ein berühmter Archont und Gesetzgeber der Athenienser kurz nach Entstehung ihres Freistaats, etwas über 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und fast beispiellose Strenge seiner Gesetze sehr merkwürdig. Das geringste Verbrechen, z. B. Fruchtdiebstahl, ja sogar Müssiggang, bestrafte er eben sowohl mit dem Tode, als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man sagte daher, daß seine Gesetze mit Blut geschrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß diese Härte die Vollstreckung derselben, vorzüglich bei weichender Rohheit und zunehmender Cultur seines Volks, hinderte und sie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Gesetze abzufassen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß Draco bei seiner Erscheinung in dem Theater der Insel Aegina, wohin er seine Gesetze gebracht haben soll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erstickt sey. Auch sey er unter diesem Theater begraben worden.

Dragge, s. Dregg.

Dragoman heißt im Orient, besonders am türkischen Hofe, ein Dollmetscher. Der Dragoman der Pforte, der in Diensten des Hofs steht, und durch welchen der Großsulton die Eröffnungen der christlichen Gesandten empfängt, ist jederzeit ein Christ von griechischer Nation, und gelangt öfters zu der Stelle eines Fürsten der Moldau und Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter Cavallerie, zuerst bei den Franzosen gewöhnlich, deren eigentliche Bestimmung es ist, sowohl in als außer der Linie, geschlossen oder einzeln, zu Pferde, oder wo es nöthig, auch zu Fuß zu fechten (reitende Infanterie). Hiernach sind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerer Race. In frühern Zeiten nannte man sie Arquebusierreiter oder Reiterschützen. Den Namen Dragons erhielten sie wahrscheinlich durch Vergleichung mit Drachen. Da sie fast nirgends mehr zum Infanteriedienst gebraucht werden, so sind sie jetzt eigentlich eine Gat-

Digitized by Google

tung Cavallerie, bei der man die für die Husaren zu schweren und die Cuirassiere zu leichten Pferde braucht. Von ihnen kommen die Dragonaden (Dragonerbekehrungen) her, d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden sollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. schickte nämlich in dieser Absicht (1684) Dragoner in die Cevennen, um durch sie die Hugonotten zu züchtigen.

Draht, Drahtzieherkunst. Die Kunst, aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Draht nennt, ist sehr alt. Aber der Draht wurde damals geschmiedet. Kleidungsstücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdraht, und Tressen waren in dem griechischen und römischen Alterthume etwas nicht ungewöhnliches. Drahtschmiede, die den Draht mit dem Hammer strecken oder verlängern, gab es schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts in Nürnberg. Die eigentliche Drahtzieherkunst aber, oder die Kunst, den Draht so lang und dünn als möglich, wie auch in beständig gleicher Rundung und Dicke auszudehnen, soll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwischen 1360 und 1400 erfunden worden seyn, dessen Erfindung durch seinen Sohn, der sich, um seines Vaters Hitze zu entgehen, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Ersterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegossene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern und kleinern trichterförmigen Löchern versehen sind, durch welche die Zainen, d. i. lange, dünne und runde Stänglein von Metall, vermittelst eines Räderwerks und einer Zange, erst durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die schwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdrahts wurde wahrscheinlich zuletzt erfunden; die gröbere Arbeit war wohl schon von Rudolph, auch in Augsburg, bekannt. Der große Drahtzug, welcher vom Wasser getrieben wird, ist wahrscheinlich zu Nürnberg schon vor 1400 erfunden worden. Das Drahtzieherhandwerk existirte schon 1370 zu Nürnberg, so daß man von Gold, Silber, Kupfer und Messing Draht gezogen, nur daß die damaligen Fabrikanten den Draht nicht anders als grob und massiv zu ziehen wußten. Ihn geschmeidig und so dünn zu ziehen, daß er hätte gesponnen oder zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, verstand man damals noch nicht, bis Andreas Schulz 1545 die Kunst des Gold- und Silberdrahtziehens nach Augsburg, und im J. 1570 ein Franzose, Antoine Fournier, die Kunst des feinen Drahtziehens zuerst nach Nürnberg brachte und den Drahtzug verbesserte. Indeß hat erst 1592 Friedrich Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdraht in der vollkommenen Eigenschaft, wie er zum Spinnen nnd Wirken gebraucht werden kann, gearbeitet; er brachte seine Fabrikanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magistrat zu Nürnberg für seine feineren Arbeiten, später (1608) auch von Kaiser Rudolph II. für die kupferne versilberte und vergoldete oder lionische Drahtarbeit ein Privilegium, welches nachher verlängert wurde. Auch die Kunst, den Draht zu platten, d. i. Lahn daraus zu machen, welches geschieht, indem der Draht durch zwei genau an einander schließende Walzen hindurchgelassen wird, war früh in Nürnberg bekannt. Die Franzosen schreiben die Kunst, den Eisendraht (fein) zu ziehen, ihrem Landsmanne Richard Archal zu, von welchem er auch in der französischen Sprache den Namen hat. Auch hält Herr von Murr die Vergoldung des Silberdrahts für eine im 15ten Jahrhundert gemachte französische

Digitized by Google

Erfindung. In England wurde noch um 1565 aller Draht durch bloße Händearbeit verfertigt; die erſte Drahtzieherei ſoll gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts von Ausländern, die erſte Eiſendrahtmühle von Gottfried Vor, einem Deutſchen, ſchon 1500 in England angelegt worden ſeyn. Die bedeutendſten Drahtziehereien in Deutſchland befinden ſich in Altena in der (preuß.) Grafſchaft Mark (Provinz Weſtphalen), Iſerlohn und den benachbarten Orten.

Draiſſine, eine vom Forſtmeiſter Hrn. v. Drais zu Manheim im J. 1817 erfundene Fahrmaſchine; daher der Name Draiſſine. Dieſe Maſchine beſteht aus zwei hinter einander ſtehenden Rädern, welche ein Geſtell mit einander verbindet, auf deſſen obern Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt in einer Höhe von ohngefähr 3/4 Elle ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor dieſem gehet von dem vordern Rade ein mit einem Querſtabe verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengeſtellen, beweglich iſt, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draiſſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſchiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maſchine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal dieſe beiden Haupterforderniſſe ſich zu eigen gemacht hat, ſoll in einer Stunde bequem eine deutſche Meile (jedoch auf gutem ebnen Wege) zurücklegen können. Der Erfinder verfügte ſich 1818 mit ſeiner Maſchine nach Paris, wo er damit großen Beifall einärndtete. Die Franzoſen nannten ſie Velocipède. In England hat ihr Verbeſſerer, Knight, ein Patent darüber erhalten.

Drake (Francis). Dieſer große engliſche Seemann wurde geboren zu Taviſtock in Devonſhire im J. 1545. Sein Vater übergab ihn, damit er das Gewerbe eines Seemanns erlernen möchte, dem Patron einer Barke, welche längs der Küſte fuhr und zuweilen Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Drake gewann die Liebe ſeines Herrn in dem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter von ihm, Sir John Hawkins, intereſſirte ſich ſehr für ihn, und ließ ihm ordentlichen Unterricht ertheilen. Im 18ten Jahre wurden Drake'n einzelne Geſchäfte auf einem Schiffe anvertraut, welches nach Biscaya Handel trieb; im 20ſten machte er eine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und im 22ſten erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs und benahm ſich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Crux zu beſtehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor dabei auch alles, was er beſaß. Er faßte nun einen ſolchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er dieſe Abſicht in England merken laſſen, als ſich eine Menge Abentheurer an ihn anſchloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Weſtindien, vermied jedoch noch mit den Spaniern zuſammenzutreffen; der Erfolg ſeiner Reiſe war indeß der, daß er nicht nur die Schiffseigenthümer vollkommen befriedigte, ſondern auch einen ſolchen Ruf erwarb, daß er ſeinen bedeutendern Plan ausführen konnte. Im J. 1572 lief er mit zwei Schiffen aus, wovon das eine von ſeinem Bruder befehligt wurde, und griff die Städte Nombre de Dios und Venta-Cruz, auf der öſtlichen Küſte der Erdenge von Panama gelegen, an, nahm ſie mit Sturm und machte dabei eine

ansehnliche Beute. Nach der Rückkehr von dieser Unternehmung machte er von den dabei erworbenen Reichthümern einen edlen Gebrauch, indem er drei große Fregatten auf seine Kosten ausrüstete, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Esser, des Bruders des durch sein Unglück allgemein bekannten Esser, diente. Beim Tode dieses seines Beschützers kehrte er nach England zurück. Sir Christoph Hatton, Vicekammerherr und Rath der Königin Elisabeth, stellte ihn dieser Fürstin vor, der Drake seinen Plan vorlegte, durch die Magellanische Meerenge in die Südsee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für diesen Zweck auszurüsten. Drake ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die magellanische Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu steuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bay, wo er ankerte, den Namen Parting of friends (Trennung der Freunde) bei, weil er, als er sie verließ, von einem seiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windstöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand sich nun zwischen den Inseln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden westlich von Amerika bemerkt haben, von denen aber Fleurieu bewiesen, daß sie eins sind mit den zahlreichen, noch jetzt wenig bekannten Inseln, welche den südwestlichen Theil des Archipels des Feuerlandes ausmachen, und gezeigt, daß Drake damals das Cap Horn gesehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben sollen. Den 20. Nov. kam Drake im Angesicht der Insel Mocha südlich von Chili an, wo er einen Sammelplatz für seine Flotte bestimmt hatte. Da er keines seiner Schiffe eintreffen sah, setzte er seinen Lauf nach Norden fort, längs der Küsten von Chili und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da seine Mannschaft einigermaßen beutesatt war, folgte er der Küste von Nordamerika bis zum 48sten Grade nördlicher Breite, weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in seiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38sten Gr. zurückzugehen, gab er dem Platze, wo er seine Schiffe ausbesserte, den Namen Neu-England, und nahm Besitz davon im Namen der Königin Elisabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er seinen Lauf nach den Molucken. Den 13. Oct. traf er auf Inseln, bewohnt von den wildesten Menschen, die er noch gesehen hatte, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Fast wäre er bei Celebes untergegangen. Bei seiner Abreise von Sumatra wollte er nach Malacca gehen, allein Umstände zwangen ihn, nach England zurückzukehren. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, speisete bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. Im J. 1585 beunruhigte Drake die Spanier von Neuem auf den Inseln des Cap Verd und in Ostindien. Zwei Jahre nachher befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um sich dem Angriffe der spanischen Flotte entgegenzustellen. Eine reich beladene Gallione ergab sich ihm auf die bloße Nennung seines Namens, und bei der

Digitized by Google

Verfolgung des geschlagenen Feindes zeichnete sich Drake abermals sehr aus. Im folgenden Jahr erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte. Allein dieses Unternehmen scheiterte wegen des Mißverständnisses zwischen Drake und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; Drake und Hawkins schlugen der Elisabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien vor, welche alle vorhergehenden verdunkeln sollte. Sie wollten sogar einen Theil der Kosten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, den Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Absegeln vom Fort von Porto Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake saß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die spanischen Schiffe vor Porto Rico mit Ungestüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf segelte er nach dem festen Lande, nahm und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Expedition gegen Panama gesandt hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber so mißmuthig, daß er in ein schleichendes Fieber verfiel, welches seinem Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen seines Vermögens muß erwähnt werden, die Erbauung einer Wasserleitung von 20 engl. Meilen, die er im J. 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Wasser zu versorgen. Eine der in der Folge so wichtigen Früchte seiner Reise war die, daß er den Erdäpfelbau in Europa veranlaßte; denn er brachte diese Frucht zuerst mit. Die erste Beschreibung dieser Reise wurde verfaßt von Franz Pretty, der unter Drake diente. Sie erschien unter dem Titel: The famous Voyage of Sir Francis Drake into the south See and hence about the whole globe of the Earth, London 1600 in 12mo. Später ist die Unternehmung öfter beschrieben worden.

Drakenborch (Arnold), ein berühmter holländischer Philolog. Er war 1684 zu Utrecht geboren, besuchte die Gymnasien seiner Vaterstadt und zu Lingen, begann 1699 zu Utrecht seine akademischen Studien, welche der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet waren, und ward 1707 Doctor der Rechte. Nachdem er noch ein Jahr in Leiden studirt und eine Reise nach Frankreich gemacht hatte, erhielt er bei seiner Rückkehr nach Utrecht 1716 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit am dasigen Gymnasium, welche sein ehemaliger Lehrer, Peter Burmann, bekleidet hatte, und im J. 1740 auch das Bibliothecariat. In diesen Aemtern und Würden starb er 1747. Außer einer Abhandlung de praefectis urbi (Utrecht 1700. 4. und Bayreuth, mit dem Leben des Verfassers von Kapp 1787, 8. wiederum herausgegeben) und einigen andern, lieferte er Ausgaben des Livius (Leiden 1738—46. 7 Bde. in 4.) und Silius Italicus (Utrecht 1717), welche von Seiten der sorgfältigsten und genauesten Kritik und der tiefsten Sprachkunde, weniger von Seiten des Geschmacks, allgemeines Lob erhalten haben. A—s.

Drama, dramatisch, Dramolet. Das griechische Wort Drama bedeutet Handlung; gewöhnlich aber nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauspiel. Sehen wir, ob die Entwickelung des Begriffs Handlung hiezu wohl einen rechtfertigenden Grund an die Hand gebe. Handlungen sind freie Kraftäußerungen vernünftiger und sinnlich begehrender Wesen, um durch Anwendung der gehörigen Mit-

tel einen Zweck zu erreichen. Will man sie darstellen, so kann es nur geschehen durch Entwickelung der Motive und der Reihe von Veränderungen, welche zwischen dem Moment des Entschlusses und dem Moment der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Momente der Entwickelung durch die ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und sie darstellt, wie sie sich selbst aus einander erzeugen, entsteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige selbst ist. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer successiven Entwickelung mit ihren Motiven und Veränderungen von dem Moment des Entschlusses bis zur Erreichung des Zweckes als gegenwärtig sich ereignend dar, oder einen Gegenstand überhaupt in seiner unmittelbaren Entwickelung und Wirkung; so ist eine solche Darstellung dramatisch, gleichviel, in welcher Form man dargestellt habe. Göthe's Werther ist ein wirkliches Drama, und jede Darstellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortschreiten begriffen ist, ist dramatisch; und welcher Dichter ist wohl überall, auch außer der Sphäre des Schauspiels, dramatischer als Göthe! Nur muß man freilich nicht meinen, nur da sey Handlung, wo, wie Lessing sich ausdrückt, der Frosch sich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherspringt. Nicht jede Handlung äußert sich auch in einem äußern Ereignisse, denn das Handeln geht von innen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die herausgehenden Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzustandes sind. Hier treten sie freilich nicht so laut hervor, als wo sich auch die äußern Zustände verändern, und wo die bewirkten Erscheinungen äußere Ereignisse sind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig sich ereignend dargestellt werden, so kann es nicht anders geschehen, als durch die handelnden Personen selbst, oder Repräsentanten derselben, welche ihren Willen, ihre Gesinnungen und Zustände durch Rede offenbaren, und gleichsam selbst schildern. Daher die dialogische Form, wodurch jedoch allein noch kein Drama entsteht, wie Manche geglaubt haben, weil der bloße Dialog, wenn er z. B. untersuchend ist, etwas Retardirendes haben kann, da hingegen bei Darstellung einer Handlung ein beständiges Vorwärtsstreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang Statt finden muß. Wo dieses daher sich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatisch, wie z. B. die meisten platonischen oder Klingers dialogisches Meisterstück, der Weltmann und der Dichter. Bei Darstellung einer Handlung bilden sich Gedanken durch Entschlüsse zu Thaten aus; die Entschlüsse setzen Situationen, wodurch sie bewirkt werden, voraus, diese machen auf den Erfolg, und mehrere Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtsstrebende, lebendig sich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der so große Reiz der dramatischen Poesie. „Sie weckt," sagt A. W Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben selbst ist. Wir sehen handeln, und zwar den höchsten Gegenstand menschlicher Thätigkeit, den Menschen. Wir sehen Menschen in freundlichem oder feindlichem Verkehr als verständige und sittliche Wesen durch ihre Meinungen, Gesinnungen und Leidenschaften auf einander einwirken, und ihre Verhältnisse gegenseitig entscheidend bestimmen." Wir sehen handeln, denn es ist nach dem Obigen offenbar, daß in der Darstellung einer Handlung

Digitized by Google

durch Gespräche die Anforderung des Theaters als der vollständigsten Vergegenwärtigung liege, und deshalb nun ist Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauspiel, welches durch seinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich ist. Wollen wir nun aber Drama im engern Sinne bestimmt erklären, so werden wir sagen, es sey poetische Darstellung einer menschlichen Handlung als gegenwärtig sich ereignend, — mithin der Dialog der handelnden Personen selbst, welche zur vollkommensten Vergegenwärtigung von andern Personen repräsentirt werden soll im — Schauspiel. Es scheint bestimmt, auf der Bühne vorgestellt zu werden. Alle Anforderungen, die sich an ein solches Werk der Poesie machen lassen, können aus dieser Erklärung abgeleitet werden. Indessen haben uns die neuen Dichter gelehrt, ein dramatisches und theatralisches Gedicht zu unterscheiden, so daß man, wo man auf das erste Beiwort stößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausschließen und glauben möchte, das Product sey nicht für die theatralische Vorstellung geeignet. Es fragt sich, in wiefern ist ein dramatisches Product nicht zur theatralischen Darstellung geeignet, und wie verhält sich dieses zu einem dramatischen und poetischen Werke überhaupt? Wir versparen aber diese umständliche Erörterung auf den Artikel Schauspiel, welchem der Artikel Handlung zur Einleitung dienen wird. Kleine Dramen mit wenigerer Verwickelung nennt man Dramolets. dd.

Dramaturgie nennt man die Wissenschaft, welche die Regeln der Kunst enthält, ein Drama zu dichten (versteht sich, so weit sich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt) und auf der Bühne darzustellen. Sie umfaßt also eigentlich die ganze Poetik des Drama und die ganze Schauspielkunst. In diesem Umfange besitzen wir aber noch kein Werk unter diesem Titel, und diejenigen, welche wir unter diesem Titel besitzen, heißen richtiger Didaskalien. Der Erste, der ein solches Werk herausgab, war Lessing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne im J. 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch seine Einsicht die dramatische und theatralische Kunst Deutschlands zu fördern. Daß und wie er dies gethan, ist uns allen noch in dankbarer Erinnerung. Er brach in seiner hamburgischen Dramaturgie die Bahn zur tiefern dramatischen Kritik, erlöfete uns von den Geschmacksfesseln der Franzosen, öffnete den wahren Sinn für die Muster der Alten und Shakespeare's, und legte einen Schatz der reichhaltigsten Bemerkungen über theatralische Kunst darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauspieler war die Ursache, warum er über theatralische Kunst bald schwieg; seine Betrachtungen über das Feuer des Schauspielers und über die Kunst, Sentenzen zu recitiren, zeigen, wie viel wir dadurch verloren haben. Das Dramaturgische Etwas, welches Bode und Claudius 1774 zu Hamburg herausgaben, reicht zwar eben so wenig, als Schinks dramaturgische Blätter an Lessing's Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Ein Meisterwerk gab uns die neuere Zeit in A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (Heidelb. 1809).

Draper (Elisabeth), s. Sterne.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologischer Hinsicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künsten 1. im weitern Sinne, jede Anordnung oder Darstellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen, welche zum Putz oder zur Verzierung eines Gegenstandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Ver-

Digitized by Google

schönerung eines Locals. Diese Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannichfaltigen Faltenwurf (charakterisirende Draperie, d. i. Nachahmung der verschiedenen Stoffe); und 2. im engern Sinne, vorzüglich in der Mahlerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren solche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapiren. Ein kunstmäßig schönes Gewand ist eine der schwersten Aufgaben der Kunst, die nur wenige Bildhauer und Mahler glücklich gelöst haben. Was dazu erfordert werde, darüber s. Gewand. dd.

Drebbel (Cornelius), ein berühmter Physiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland 1572. Obwohl dem Stande nach ein bloßer Landmann, besaß er doch viel Beobachtungsgeist und ein Vermögen, das ihn bei seinen mechanischen und optischen Versuchen hinlänglich unterstützte. In kurzem wurde er so bekannt, daß ihm der deutsche Kaiser, Ferdinand II., den Unterricht seiner Prinzen übertrug, und ihn zum kaiserlichen Rathe ernannte. In den böhmischen Unruhen 1620 nahmen ihn die Truppen des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubten ihn seines ganzen Vermögens; doch ward er auf die hohe Fürbitte wieder frei gegeben und an den Hof des Königs Jacob I. von England, welcher des Churfürsten Schwiegervater war und im Umgange mit Gelehrten sich sehr gefiel, geschickt. Seit dieser Zeit lebte er in steter Beschäftigung mit seiner Wissenschaft zu London, wo er im Jahre 1634 starb. Die Nachrichten, welche seine Zeitgenossen von seinen Versuchen geben, sind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverlässig (so soll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Wasser auf der Themse zwei Meilen weit, von Westminster bis Greenwich, fuhr), theils gränzen sie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maschinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich gewesen sey, hervorgebracht habe u. s. w.). Gewiß ist es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntnisse besaß, und mehrere mathematische Instrumente erfand, unter andern das zusammengesetzte Mikroskop, (ein Mittelding zwischen Teleskop und Mikroskop, gewissermaßen ein Megaloskop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Hallay, Fahrenheit und Reaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleskops, welches ihm Einige ebenfalls beilegen, ist wahrscheinlich früher, und dem Zacharias Janson um 1590 zuzuschreiben. Von Schriften hat er hinterlassen: Tracta us de natura elementorum et quinta essentia, von Johann Ernst Burggrav herausgegeben zu Leiden 1608. 8. und mehrmals (deutsch, Hamburg 1619. 8. Leipzig 1725; holländisch, Rotterdam 1702), Epistola de machina astronomica perpetuo mobili, von Joach. Morsius herausgegeben zu Leiden 1620. Ein deutscher Brief an Kaiser Rudolph II., in welchem er ein Instrument beschreibt, welches er Machinam Musicam perpetuo mobilem nannte, in Harsdörffers deliciis physicomathemat. T. II. p. A . . . . s.

Drechseln, Drechslerkunst, ist die Kunst, härteren Körpern von verschiedener Materie, als z. B. Holz, Knochen Horn, Elfenbein und Metallen, verschiedene, vorzüglich runde Figuren und künstliche Gestalten auf der Dreh- oder Drechselbank vermöge mancherlei Dreheisen zu ertheilen. Der Name aber kommt von Drehen, indem hierbei der bearbeitete Körper zwischen den Spitzen der Reifstöcke vermöge einer Schnur den Dreheisen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche Passigdrehen oder Kunstdrehen genannt wird, bei welchem,

Digitized by Google

vermittelst einer besonders dazu eingerichteten Drehbank, die abzudrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, sondern auch zugleich hin und her geschoben wird, wodurch nicht bloß Kreislinien, sondern auch verschiedene ovale, eckige und andere Formen entstehen. Das Drechseln auf der Drechselbank ist eine sehr alte Beschäftigung. Zuerst drechselte man wahrscheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erst später an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch ist das Drechseln auf der Drechselbank schon von Alters her als eine der Gesundheit heilsame und sehr angenehme Beschäftigung selbst von Fürsten und großen Männern, so wie vorzüglich von denjenigen, welche durch geistige Anstrengung oder sitzende Lebensart geschwächt worden sind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechselbank ist in der neuern Zeit vielfältig verbessert worden. Etwa seit 1780 ist die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche.

Dregg, eine Art Schiffanker mit vier Haken und an einem Taue befestigt, welche man in den Grund wirft, um etwas verloren gegangenes, z. B. eine Tonne, eine Kiste, wieder aufzubringen.

Dreidecker werden Schiffe genannt, welche drei Verdecke haben und drei Reihen Kanonen über einander führen. Sie gehören zu den Linienschiffen vom ersten Range.

Dreieck, Triangel (Triangulum), wird in der Geometrie diejenige geschlossene Figur genannt, die aus drei Linien gebildet wird; sind diese Linien gerade, so geben sie ein geradliniges Dreieck, sind sie gebogen, ein krummliniges, (worunter jedoch fast immer nur ein sphärisches, d. h. ein, auf der Oberfläche einer Kugel, durch Bogen größter Kreise derselben, gebildetes verstanden wird), sind sie aus beiden vermischt, ein gemischtliniges. Man betrachtet dann noch besonders die Dreiecke in Hinsicht ihrer Seiten, ob diese von gleicher Länge sind (gleichseitiges Dreieck), oder nur zwei von einerlei Länge (gleichschenkliches Dreieck), oder alle Seiten ungleiche Länge haben (ungleichseitiges Dreieck). In Hinsicht der Winkel gibt es rechtwinkliche Dreiecke, die einen rechten Winkel haben, stumpfwinkliche Dreiecke, die einen stumpfen Winkel haben, und spitzwinkliche Dreiecke, die drei spitzige Winkel haben.

Dreieinigkeit, in der christlichen Glaubenslehre die Eigenschaft des göttlichen Wesens, nach welcher es zwar nur ein einziges Wesen seyn, aber aus drei Personen bestehen soll. Dieser Ausdruck wurde erst im 4ten Jahrhundert nach Chr. Geb. in die christliche Glaubenslehre aufgenommen. Vergl. den Art. Antitrinitarier.

Dreiklang, Trias, eigentlich jeder aus drei verschiedenen Intervallen bestehende Accord, dann und im engern Sinne der vollkommen consonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommensten Consonanzen (1, 3, 5.) besteht; daher auch harmonischer Dreiklang genannt. Im vierstimmigen Satze wird die 5 und 8 verdoppelt. Er ist 1. groß oder hart (Duraccord), 2. klein oder weich (Mollaccord). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die dissonirenden. Hierher gehört 1. der verminderte; und zwar a) der sogenannte weichverminderte (bestehend aus 1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falscher Quinte), b) der hartverminderte (bestehend aus 1, 3* und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, cis, f) und 2. der sogenannte über-

mäßige Dreiklang, aus 1, 3* und 5*, Grundton, großer Terz und großer Quinte bestehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Ursachen dieses Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch (von 1618 bis 1649) Deutschland verwüstete und in eine allgemeine Verwirrung zu stürzen drohte, liegen in der Reformation des 16ten Jahrhunderts und in dem unbestimmten Religionsfrieden zu Augsburg von 1555. Schon lange hatten sich die Catholischen und Protestanten in Deutschland mit gleich starker Eifersucht beobachtet, und nur die gegenseitige Furcht hatte bisher den Ausbruch der Feindseligkeiten zurückgehalten. Durch die 1610 geschlossene Union der protestantischen Fürsten, welcher von catholischer Seite die sogenannte Ligue entgegengesetzt wurde, erhielt das unter der Asche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen auffloderte. Hier war es, wo die evangelische Lehre, die sich nach und nach selbst in den österreichischen Erbstaaten ausgebreitet hatte, durch den von Rudolph II. endlich (1609) erzwungenen Majestätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt hatte. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, gestattet. In einer kleinen Stadt, Klostergrab, welche unter dem Erzbischof in Prag, und in Braunau, das unter dem Abte dieses Klosters stand, erbauten darauf, unter der Regierung des Kaisers Matthias, die protestantischen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf kaiserlichen Befehl ward die in Klostergrab erbaute niedergerissen, die in Braunau gesperrt. Die Protestanten, welche sich deshalb an den Kaiser wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wisse von dieser Antwort nichts, sie sey in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räthe auf dem königlichen Schlosse in Prag versammelt waren, drangen Abgeordnete der protestantischen Landstände bewaffnet in den Saal und verlangten zu wissen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfassung des kaiserlichen Schreibens habe. Da nun zwei den Protestanten ohnehin verhaßte Räthe harte Antwort gaben, wurden sie ergriffen und in den Schloßgraben hinabgeworfen, fielen aber zum Glück auf einen Kehrichthaufen und kamen so ziemlich unbeschädigt davon. Die Protestanten bemächtigten sich hierauf des Schlosses, verjagten die Jesuiten, welche von den böhmischen Ständen als Urheber der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, vorzüglich von dem ehrgeizigen Grafen von Thurn aufgewiegelt, zu den Waffen. Die Union sandte den Protestanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen von Mannsfeld. Der Kaiser ließ sein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter diesen Unruhen starb Matthias (10. März 1619). Die Böhmen erklärten seinen Nachfolger in der österreichischen Monarchie, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römischen Kaiser erwählt worden war, und als ein Feind der Protestanten gefürchtet wurde, der böhmischen Krone verlustig, und übertrugen dieselbe dem (reformirten) Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., der sie auch nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen seiner ehrgeizigen Gemahlin, annahm. Aber schon im folgenden Jahre endigte der große Sieg der liguistischen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (den 8. Nov. 1620.), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmischen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der dasigen Protestanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und sein Untergang war bei der, wegen Bestürzung bereits aufgelösten Union unvermeidlich.

Digitized by Google

Die Pfalz wurde sonach von baierschen und spanischen Truppen überschwemmt, und obgleich zwei tapfere Männer, Graf Peter Ernst von Mannsfeld und Herzog Christian von Braunschweig, mit ihren von Raub und Plünderung sich nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten, dennoch durch das große kaiserliche Heer bald erobert. Allein die Uebertragung der pfälzischen Churwürde an den den Kaiser unterstützenden Herzog Maximilian von Baiern (1623), wodurch die catholische Partei in dem Churfürstenrathe das Uebergewicht erlangte, und die Fortschritte des baierschen Generals Tilly an den Gränzen des niedersächsischen Kreises (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde stand, mit dem kaiserl. Heere drohend stehen blieb, protestantische Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andere Gewaltthätigkeiten verübte) erweckten endlich die protestantischen Fürsten dieses Kreises aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holstein, Christian VI., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiserliche Macht durch das von Wallenstein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigene Kosten angeworbene Heer, das seine Spuren mit den schrecklichsten Verwüstungen bezeichnete, ansehnlich verstärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geschlagen, und in dem schimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Versprechen genöthigt worden war, sich nie wieder in deutsche Reichssachen zu mischen, war der Kaiser mehr als je in Deutschland Sieger, und die Sache der Protestanten in der äußersten Gefahr. Ein Beweis davon war das berüchtigte Restitutionsedict von 1629, nach welchem alle seit dem Religionsfrieden 1555 von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter wieder herausgegeben, und die von ihnen besetzten unmittelbaren Stifter an die Catholischen abgetreten werden sollten. Aber jetzt erschien Gustav Adolph, König von Schweden, in dessen rettenden Schutz sich schon 1628 das von Wallenstein mit 100,000 Mann belagerte Stralsund begeben hatte, und bei welchem nun die bestürzten Protestanten Hülfe suchten. Von dem Kaiser auf mancherlei Weise beleidiget, und von heißer Liebe zu seiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24. Juni in Pommern mit einem Heere von 30,000 Mann. Allenthalben trieb er die Kaiserlichen vor sich her, und nachdem er sich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutschen Fürsten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, ein größeres Ansehn verschafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (den 7. Sept. 1631) aufgerieben hatte, eilte er siegreich in das innere Deutschland bis an den Rhein, und von da nach Baiern bis an die Gränzen von Oesterreich. Durch diese raschen Fortschritte des nordischen Königs, durch die Siege seiner Feldherren und Bundesgenossen in Niedersachsen und Westphalen, und durch das Eindringen der Sachsen in Böhmen gerieth der Kaiser und die Ligue der catholischen Fürsten in das größte Gedränge; doch konnte Gustav Adolph Magdeburgs Eroberung und Zerstörung (1631) durch Tilly nicht verhindern. Letzterer wurde, nachdem er nach Sachsen vorgedrungen war, das dem Restitutionsedicte nicht Folge leisten wollte, und sich deshalb nun mit Schweden verbunden hatte, den 7. Sept. 1631 von dem Könige in die Flucht geschlagen. Nun befreite Gustav Adolph die Protestanten in Franken von dem kaiserl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Baiern vor

Digitized by Google

Zu gleicher Zeit hatte der Churfürst von Sachsen einen Einfall in Böhmen gemacht und Prag erobert. Der Kaiser fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly war in Baiern gefallen. So standen die Sachen der Protestanten in Deutschland. Als aber Wallenstein, der 1630 auf dringendes Verlangen der zu Regensburg versammelten Reichsstände wegen seiner Erpressungen und Plünderungen mit seinen Truppen entlassen worden war, und dessen unbeugsamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands demüthige Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbeschränktem Ansehen wieder auf dem Schauplatze erschien, sah sich Gustav Adolph genöthigt, Baiern zu verlassen, um sich mit diesem großen Gegner zu messen. Schon bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander; aber, wiewol Wallenstein auf seinem Zuge dahin bei einer Heerschau die stolzen Worte gesprochen, daß sich in dreien Tagen zeigen werde, wer Herr der Welt seyn sollte; so fand er es doch nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Gustav Adolph ihm anbot, sondern blieb unbeweglich in seinem verschanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erst bei Lützen kam es zu einer mörderischen Schlacht (den 6. Nov. 1632), in welcher der König mit seinem Leben einen nicht ganz entschiedenen Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den schlimmsten Folgen für die Protestanten gewesen seyn, wofern nicht sein großer Kanzler, Oxenstierna, durch kluge Unterhandlungen ein neues Bündniß unter den deutschen Fürsten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn den schwedischen Waffen fast in ganz Deutschland die Oberhand verschafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenstein's, der 1634, nachdem er sich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiser ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sachen. Denn da zufolge derselben nicht nur der Churfürst von Sachsen in dem prager Frieden 1635 die Partei der Protestanten verließ, und sich sogar mit dem Kaiser gegen die Schweden verband (bei welcher Gelegenheit Sachsen zur Entschädigung die Lausitz erhielt), sondern auch noch mehrere Reichsstände diesem Frieden beitraten, so konnten die Schweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Durch den siegreichen Feldzug Bernhards von Weimar, welcher 1639 in dem Laufe seiner Siege starb, und durch die glücklichen Unternehmungen Banners, der 1638 selbst in Böhmen eingedrungen war, erhoben sie sich bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die aber schon im J. 1640 zu wanken anfing, bis Torstenson, der mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit von einem Ende Deutschlands zu dem andern flog, hier die österreichische Monarchie erschütterte und dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des schwedischen Namens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten wußte. Erst nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar hatte Frankreich einen ernstlichen Antheil an diesem Kriege genommen, und wiewol es anfangs nicht viel ausgerichtet, selbst bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, so erfochten doch nachher Turenne und Condé glänzende Siege über die kaiserlichen und baierischen Truppen. So wurde endlich Ferdinand III. (denn Ferdinand II. war bereits 1637 gestorben) zu dem Frieden genöthigt, der nach siebenjährigen Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück in Westphalen den 24. Oct. 1648 unterzeichnet wurde und unter dem Namen des westphälischen oder münsterschen bekannt ist (s. westphälischer Friede und Deutsch-

land). Dieser Friede, dessen Garantie von Schweden und Frankreich übernommen wurde, gab den deutschen Protestanten beinahe gleiche Rechte mit den Catholischen, auch behielten sie, was sie von Kirchengütern vor dem Jahre 1624 gehabt hatten. Frankreich erhielt das Elsaß nebst den Bisthümern Metz, Toul, Verdun, und Schweden die Herzogthümer Bremen, Verden, einen Theil von Pommern und Wismar. Noch wurden in diesem Frieden der schweizerische Bund und die vereinigten Niederlande als Republiken anerkannt. Eine gute Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben wir von Schiller, die zuerst in dem historischen Calender für Damen 1791 — 1793 und später sowohl einzeln als in seinen sämmtlichen Werken erschienen ist. Woltmanns Geschichte des westphälischen Friedens ist als eine Fortsetzung davon zu betrachten. Auch Lorenz Westenrieder hat ihn in dem münchner histor. Calender 1804 bis 1806 in größerer Kürze beschrieben. Nach diesem Kriege, der mit furchtbarer Schnelligkeit und zerstörend sich von einem Ende Deutschlands bis zu dem entgegengesetzten verbreitete, und durch ungeheure Grausamkeiten ausgezeichnet ist, war Deutschland bis auf fast vier Millionen entvölkert, durch Feuer, Brand und Pest überall schrecklich verödet und zerrüttet worden. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeitern brachten große Theurung hervor; nur langsam konnte sich Deutschland von diesen schweren Wunden erholen. Die Kriegskunst hatte allein gewonnen, vorzüglich durch Gustav Adolph, der in der Taktik Epoche machte, und die leichten Gewehre einführte, auch den ersten Artilleriezug bei seiner Armee hatte.

Dreistimmig nennt man den musikalischen Satz (d. i. die Art und Weise zu componiren), oder ein Tonstück für drei verschiedene Stimmen, es mag für Sänger (Terzett), oder für Instrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, sondern nur zur Uebung im Setzen bestimmt seyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, besteht die Partitur aus drei Systemen. Was das Verhältniß der drei Stimmen betrifft, so besteht der dreistimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundstimme. Von diesen ist entweder 1. die letztere, oder beide letztere nur begleitend, die erstere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2. alle die Stimmen sind abwechselnd, nur mehr oder minder concertirend (oder Hauptstimmen). Im letztern Falle heißt das Tonstück, wenn es für Instrumente gesetzt ist, Trio im strengsten Sinne. Ueber die Zahl der Instrumente ist durch jene Benennung nichts bestimmt. Es kann von drei oder zwei Instrumenten, ja selbst von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierstücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Besetzung der Stimmen an dem Wesen des dreistimmigen Satzes nichts. Da auch musikalische Partien zusammengesetzt seyn, d. i. mehrere Stimmen in sich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierstücken), so enthält das dreistimmige Tonstück nicht immer dreistimmigen Satz. Auch hat letzterer seine besondern Regeln, da in einem Accorde von Einer oder mehreren Dissonanzen hier jederzeit Intervalle weggelassen werden müssen, und es sich also fragt, welche in gegebenen Fällen in Rücksicht auf die nächste Tonfolge weggelassen werden können, und welche Intervalle wesentlich sind, oder nicht.

Dreizack, das Zeichen der Meeresherrschaft Neptuns, von den Telchinen geschmiedet. S. Neptun.

Dreschen, Dreschmaschine. Um den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülsen zu sondern, hat man

Digitized by Google

von den ältesten Zeiten her verschiedene Veranstaltungen getroffen, worin die verschiedenen Arten zu dreschen bestehen. Für die älteste hält man die durch Thiere, namentlich Pferde und Ochsen, welche man über das Getraide trieb, damit sie die Körner mit den Füßen austraten. Spätere Erfindung war schon das Dreschen, bei welchem besondere Maschinen angewendet wurden. Hieher gehört die Dreschwalze (tribula oder tribulum), der Dreschschlitten (traha), und der Dreschwagen (dieser kommt schon in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochsen oder Pferden gezogen wurden. Späterhin kam das eigentliche Dreschen, d. i. das Dreschen mit dem Dreschflegel auf der Scheuntenne, auf, und ist die gewöhnliche Art zu dreschen geblieben. Doch hat man niemals unterlassen, auf Mittel zu denken, um beim Dreschen den Aufwand an menschlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit so viel als möglich zu ersparen, und die Körner so rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, und zu diesem Behufe auch die eigentlichen Dreschmaschinen, welche durch Stoß auf die Aehren wirken und eine auf jene Zwecke besonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten sie das Dreschen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getraide herrollen, oder durch Dreschflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menschen untergelegt, oder die Dreschtenne bewegt sich zugleich mit der arbeitenden Maschine und treibt die Garben unter die Dreschflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt sie wegen der Aehnlichkeit ihrer Bewegung auch Dreschmühlen. Seit dem 17ten Jahrhundert bestrebte man sich vorzüglich, sie immer mehr zu vervollkommnen und in der neuesten Landwirthschaft giebt es dafür vielerlei mehr oder weniger brauchbare Angaben und Vorrichtungen.

Dresden. Diese schöne Stadt, ein Lieblingsaufenthalt vieler Fremden, die Residenz des Königs von Sachsen, liegt im meißnischen Kreise, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neustadt von einander theilt, während die berühmte 552 Schritt lange steinerne Brücke beide Städte vereinigt. Dresden besteht aus der Residenz, oder dem eigentlichen Dresden (sonst Neu-Dresden), aus der Neustadt (seit 1732 so genannt, und seit August II. schön angebaut, sonst Alt-Dresden), und aus der Friedrichstadt (ehemals Ostra, seit 1670 angelegt). Die Volksmenge von Dresden hat in den letzten Jahren von beinahe 60,000 bis auf 40,000 sich vermindert. Sehenswürdig sind die Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhöhten Randwegen von Plattsteinen für die Fußgänger, und steinernen Rundbänken, die 1736 in Neustadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Augusts II. zu Pferde; die catholische Kirche, mit einer Orgel von Silbermann und mehreren Gemälden, u. a. am hohen Altar die Himmelfahrt Christi von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau von Georg Bähr (1726 bis 1745) 300,000 Thaler gekostet; die seit 1725 angelegte Ritterakademie; die berühmte Gemäldegallerie (von der, so wie von Dresdens Kunstsammlungen überhaupt ein eigner Art. handelt), die 1763 erweiterte Akademie der bildenden Künste, von welcher ein Zweig in Leipzig sich befindet, und welche den 3. Aug. ihre Arbeiten ausstellt; das grüne Gewölbe, in welchem vorzüglich der in seiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig sind; die königliche Bibliothek, welche die berühmten gräflich Bü-

Digitized by Google

nauischen und Brühlischen Büchersammlungen umfaßt, und das Antikenkabinet, beide, nebst der Porzellansammlung mit Böttchers ersten Versuchen, im japanischen Palais; die Gallerie der Mengsischen Abgüsse (nebst den Antiken unter Böttiger's Oberaufsicht; das Naturaliencabinet; die Kunst- und Rüstkammer; endlich der große Garten (seit 1814 schöner hergestellt, und durch die vom Herrn von Carlowitz angelegte pomologische Pflanzschule bereichert), der Brühl'sche Wallgarten mit den Doubletten der Bildergallerie und einem vom Fürsten Repnin gebauten Freisaale, für den Lustwandler einer der schönsten Augenpunkte; der Palaisgarten in Neustadt, der Garten des Prinzen Anton und der des Prinzen Maximilian in Friedrichsstadt. Um Dresden sind der plauische Grund und das seifersdorfer Thal, welche Becker beschrieben hat, jedem Naturfreunde bekannt, so wie in der Nachbarschaft das königl. Lustschloß Pillnitz (s. d. Art.), die Festung Königstein, der zu einer Irren-Heilanstalt eingerichtete Sonnenstein, und die durch die kesselsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Kesselsdorf. Einen Wegweiser in einem Umkreise von 10 Meilen um Dresden enthält der 2. Theil von Professor Hasse's Beschreibung Dresdens und der umliegenden Gegend. 2. Theil 2. A. mit 1. Karte. Der siebenjährige Krieg brachte den Flor der Stadt sehr herunter; durch das neuntägige Bombardement im Juli 1760, wo Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurde die Kreuzkirche nebst 416 Häusern in den Grund geschossen. Ueberhaupt ist Dresden den Zerstörungen des Kriegs oft ausgesetzt gewesen; und die Wichtigkeit dieses Elbpasses hat zur Anlegung eines festen Platzes wahrscheinlich schon im 9ten Jahrhundert Gelegenheit gegeben. S. über die frühere Geschichte Weck's Beschreibung von Dresden und Hasche's diplomatische Geschichte von Dresden 1816. 3 Theile. Die Oesterreicher besetzten die Stadt im Jahr 1809, ohne ihr zu schaden. Hierauf ließ Napoleon die Festungswerke abtragen. Sein Marschall Davoust ließ, ohne Noth, 19. März 1813, einen Pfeiler und zwei Bogen der Brücke sprengen, die das russische Gouvernement 1814 wieder aufbaute. Am verderblichsten wurde für Stadt und Gegend der Feldzug im Jahr 1813. (S. d. folg Art.) Die von Napoleon vor dem schwarzen Thore angelegte kaiserliche Sternschanze flog den 27. Juni 1814 in die Luft, wodurch die Neustadt sehr beschädigt wurde. Nach neunjährigen Kriegs- und andern Drangsalen (von 1806 — 1815) zogen endlich, zugleich mit dem von seinen Sachsen treuersehnten König Friedrich August, den 7. Juni 1815, die Künste des Friedens und des Fleißes in das von Herder als das deutsche Florenz gepriesene Dresden wieder ein. Seitdem sind an die Stelle der ehemaligen Festungswerke schöne Garten- und Baumpflanzungen getreten. Noch zeichnet sich die Stadt durch mehrere gut eingerichtete Unterrichtsanstalten aus. Der künftige Staatsdiener, der Künstler, der Wundarzt und der Krieger finden hier einen seltenen Verein von Lehrmitteln aller Art. Auch blühen hier mehr als anderswo verschiedene Gewerbzweige, z. B. die Fabrik von Stroharbeiten, die weitverbreiteten Drechslerwaaren u. s. w. Außer den Beschreibungen dieser Stadt von Hasche, Daßdorf, Hasse und Lindau, findet man die wichtigsten Antiken abgebildet im Recueil des marbres antiques 1733, in Lipsius's Beschreibung und in Beckers Augusteum. Von der Gemäldegallerie erschien 1817 ein neues Verzeichniß. Auch die bei Rittner erschienenen Kunstblätter (Ansichten von Dresden und dessen Umgebungen), so wie die bei Morasch (Skerl) herausgekommenen colorirten Abbildungen sind dem Reisenden zu empfehlen.

Digitized by Google

Dresden im Jahr 1813. Der Wendepunkt des Kampfes um die Herrschaft von Deutschland und mittelst dieser von Europa, den Napoleon im Jahr 1813 mit dem Norden und zuletzt auch mit Oesterreich ausfocht, war Dresden. Eine Residenz bietet allemal viel Streitmittel dar, sey es auch nur, um die politischen Kräfte eines Staats fester zusammenzuhalten. Hier war der durch die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon schon behauptete Elbstrom ein Grund mehr, um mit seiner ganzen Armée (à cheval, rittlings) bei Dresden sich aufzustellen. Er hatte meisterhaft in seine Berechnungen Pirna, den Lilienstein, den Königstein und Stolpen gezogen, so daß die Gegend einem großen verschanzten Heerlager glich, aus dessen Schooße Schlachtsäulen gegen Prag, Berlin und Breslau gleich furchtbar sich hinwälzen konnten. Wir beschränken uns hier auf die wichtigsten Ereignisse. — Der König von Sachsen hatte seine Residenz den 25. Febr. 1813 verlassen, und sich nach Plauen im Voigtlande begeben. Den 7. März zog Regnier mit seiner aus Franzosen und Sachsen bestehenden, höchstens 3500 Mann starken Heerabtheilung, auf dem Rückmarsche aus Polen, von den leichten Truppen der Russen gedrängt, in Dresden ein; zugleich ließ er die Meißner Brücke von 1400 Baiern unter dem General von Rechberg besetzen. Bald darauf, den 12., rückte der Marschall Davoust mit 12,000 Mann und 20 Kanonen von Meißen, wo er die Brücke, einen kunstvollen Bau, hatte abbrennen lassen, nach Dresden vor. Regnier übergab seine Heerabtheilung dem General Dürütte, und verließ die Stadt, wo Davoust den Oberbefehl übernahm. Vor der Neustadt hatten bereits kleine Scharmützel mit Kosaken Statt gefunden. Der Marschall ließ daher am. 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke sprengen; eine, wie selbst Franzosen gestanden, ganz unnöthige Zerstörung. Er zog hierauf mit seinen Truppen ab, und ließ Dürütte mit 3000 Franzosen zurück. Die Neustadt ward gesperrt, aber schon den 22. einer Kosakenabtheilung unter dem Obersten Davidoff übergeben. Vier Tage darauf setzten einige hundert Kosaken unterhalb Meißen und bei Pirna über die Elbe. Dürütte verließ sogleich Dresden und das linke Elbufer, und denselben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heerabtheilung unter Winzingerode in die Neustadt ein. Die Russen schlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt. Auf Winzingerode folgte Blücher, dessen Heer bis zum 16. April durch Dresden über die Elbe ging. An die Preußen schloß sich das zweite russische Heer unter Miloradowitsch an. Der König von Sachsen hatte unterdessen (30. März) in Regensburg seinen Aufenthalt genommen, von wo er den 27. Apr. in Prag eingetroffen war. Dagegen hielten in Dresden am 24. Apr. ihren Einzug der Kaiser Alexander und der König von Preußen. Ihnen folgte ein Heereszug von 16,000 Mann. Die Monarchen begaben sich hierauf am 30. zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon (2. Mai) bei Lützen (s. d. Art.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3. Abends nach Dresden zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Schaaren über Dresden und Meißen auf das rechte Elbufer. Den 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das französische Heer unter dem Kaiser Napoleon in Dresden einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häusern gefeuert. Der hartnäckigste Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzosen vergebens eine Floßbrücke schlagen wollten. Doch schon den 10. früh zogen sich die Verbündeten

Digitized by Google

nach Bautzen zurück, und die Franzosen rückten ihnen auf dem Fuße nach. Diese Märsche waren dem Lande äußerst verderblich. Die Russen nahmen alle Lebensmittel mit sich fort, und die Franzosen plünderten. Auch brannten die letztern mehrere ausgeplünderte Dörfer nieder und die Stadt Bischoffswerda. Seitdem lastete die Verpflegung des großen französischen Heeres ununterbrochen auf der Stadt und der erschöpften Gegend. Dresden war der Hauptplatz für die großen Feldspitäler, und für die unter dem Generalintendanten Dümas stehende Heerverpflegung und Verwaltung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzosen, den 12. Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachsen. Nach dem Plane des Generals Rogniat befestigten jetzt die Franzosen die Neustadt mit eben so viel Kunst als Thätigkeit. In Dresden blieb, nachdem der Kaiser den 18. Mai auf der Straße nach Bautzen abgereist war, als Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in Sachsen der Divisionsgeneral Dürosnel. Der Preis der Lebensmittel stieg schon damals, bei dem ungeheuern Bedarf, täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurschen und Hochkirch 19., 20. und 21. Mai) mußten in Dresden über 20,000 Verwundete mit allem Nöthigen versorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden bei den Bürgern einquartirt, so daß die ganze Stadt, die viele Wochen lang ein Pferdestall gewesen, jetzt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauses darbot. Die Spitalgreuel selbst, welche das Maß menschlichen Elends über alle Begriffe steigerten, haben die deutschen Blätter vom Jahr 1814 erzählt. Die Noth stieg noch höher während des zehnwöchentlichen Waffenstillstandes. Die kostbare Verpflegung der kaiserlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem stets gegen 30,000 Mann in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meisten Hausbesitzer, obgleich der Glanz des kaiserlichen Heerlagers, wohin auch ein Theil der Französischen Bühne versetzt war, viel Schimmer über das Ganze, und der Zufluß von Menschen viel Geld unter der Classe der Handwerker und Krämer verbreiteten. Während der Waffenruhe wurde rastlos an der Befestigung von Dresden und an dem verschanzten Lager am Fuße des Lilienstein gearbeitet. Hier konnten 60,000 Mann sich aufstellen. Zwei Brücken setzten das Lager mit der Feste Königstein in Verbindung. Eine für Geschütz fahrbare Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenstein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schlesien vorrückenden Heere über Stolpen herzustellen. Die Werke am rechten Stromufer um die Neustadt, unter welchen die Kaiserschanze mit einem bombenfesten Blockhause vor dem schwarzen Thore (die den 27 Juni 1814 in die Luft flog) das stärkste und kunstreichste war, deckten die Berliner, Warschauer und Bautzner Straßen. Auch um die Vorstädte der Altstadt wurde eine ausgedehnte Verschanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereich der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen in dieser Zeit aus dem Feldlager Alexanders nach Dresden, wo jener vom 26. bis 30. Juni verweilte, dieser aber Dresden den 14. August verließ, nachdem Napoleon die Verbündeten in Prag mit einem Friedenscongresse hingehalten hatte. Endlich brach der vielfach vorbereitete Krieg den 17. Aug. aufs Neue los, und Dresden war der Mittelpunkt der Bewegungen des französischen Heers. Napoleon ging den 15. August über Bautzen nach Schlesien, und Vandamme, der mit 40,000 Mann von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17. bis 19. auf das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhmische Gränze

Digitized by Google

auf Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der Verbündeten unter dem Fürsten von Schwarzenberg in vier Abtheilungen aus den böhmischen Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Wittgenstein warfen den Marschall St. Cyr, welcher mit 20,000 Mann jene Pässe bewachte, aus den festen Stellungen bei Gießhübel und Pirna. Er verlegte deßhalb den 22. August sein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Dieser schnelle Rückzug und die Nachricht von Napoleons Vordringen gegen Blücher veranlaßten den Heerführer der Verbündeten, statt auf Leipzig vorzudringen, Dresden zu überfallen. Der Angriff auf diese Stadt war weder Moreau's Entwurf, noch wurde er von ihm gut geheißen. Während also an der schlesischen Gränze Blücher mit einem schwächern Heere den Kaiser Napoleon beschäftigen sollte (s. Katzbach), warf sich die Hauptmacht der Verbündeten auf die große Verbindungsstraße der Franzosen in Sachsen, und man beschloß, da die Umstände günstig schienen, Dresden wegzunehmen, als den Schlüssel der französischen Stellung in Sachsen. Die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist drangen auf der Pirnaischen Straße gegen Dresden vor; die Oesterreicher aber in dem längsten Bogen auf der Straße von Commotau. Eilboten riefen sogleich den Kaiser Napoleon nach Dresden zurück. Den 24. August traf bereits der König von Neapel ein. Den 25. umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weißeritz, und den 26. früh wurden die Franzosen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Aber erst an diesem Tage war das verbündete Heer ganz vor Dresden vereinigt, und mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharant aufgestellten Abtheilung unter Klenau gegen 120,000 Mann stark. Seine Stellung war vortheilhaft. Kaiser Alexander hatte sein Hauptquartier in Nöthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuer begann den 26. mit Tagesanbruch; ein rascher Sturmangriff hätte entschieden; aber der linke Flügel, welcher die schwächste Seite der Stadt, die fast gar nicht vertheidigte Friedrichsstadt, einschließen sollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Dieser nothwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdessen war Napoleon mit dem Kerne seines Heeres den 23. Aug. in Eilmärschen von dem Bober über Görlitz nach Dresden aufgebrochen. Den 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile seiner Leibgarden in die Stadt, nachdem er schon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Vandamme gegen Pirna hin entsandt, und das Schlachtfeld von den Höhen der Bautzner Straße übersehen hatte. Ununterbrochen wälzte sich jetzt von Mittag bis Abends um 7 Uhr eine Masse von mehr als 60,000 Mann von der Bautzner Straße herab in die Stadt, um hier sogleich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld zu eilen oder vielmehr von Gensdarmen getrieben zu werden. Denn gegen 4 Uhr Nachmittags, als schon sämmtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Maubourg über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen unter einem furchtbaren Geschützdonner vor die Stadt. Fünf starke sich gegenseitig vertheidigende Schanzen deckten die feste Linie, welche Dresden vom Ziegelschlage östlich an der Elbe bis vor dem Freiberger Schlage an der Freiberger Heerstraße und dem Weißeritzflusse umgab. Die heftigsten Angriffe hatten vor dem Ziegelschlage bei Blasewitz, und bei den Schanzen an den Straßen nach Räcknitz und Plauen Statt. Die Preußen fochten mit herrlichem Muthe im großen Garten, und drängten die jungen Garden bis an die Mauern des Anton'schen Gartens;

Digitized by Google

allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte diese wieder in den Kampf sich stürzen. Zugleich ward die Stadt mit Haubitzgranaten beschossen, von welchen manche in den Vorstädten zündeten, und einige bis auf den Brühl'schen Gartenwall flogen, so daß mehrere Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die Pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberger Schlage war von den Oesterreichern genommen, und das noch stärkere Werk vor dem Moczinski'schen Garten von einem Ungarschen Regimente erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalt stürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Moczinski's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 100,000 Mann vertheidigte und so klug befestigte Stadt zu erobern; sie zogen sich daher bei Anbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Unterdessen zogen unaufhörlich Kriegsvölker und Geschütz über die Brücke, und am Morgen des 27. Aug. rückten die Heermassen unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie. Um 6 Uhr begann die Schlacht. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zschernitz und Räcknitz an; gegen 10 Uhr wandten sich die Anstrengungen der Franzosen gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand. Doch beschoß der Feind fortwährend, obwohl schwach, das Mitteltreffen; und hier war es, wo eine Stückkugel aus einer französischen Feldbatterie gegen Mittag Moreau in der Nähe Alexanders tödtlich verwundete. (S. Moreau.) Die entscheidende Unternehmung war gegen den linken Flügel gerichtet, welcher sich von Töltschen an der westlichen Thalwand des Plauenschen Grundes bis gegen Gorbitz, an der Heerstraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgestellten Truppen waren zum Theil neu geworben und schlecht gerüstet, dabei durch die härtesten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entmuthigt. Da sie nun durch das tiefe Weißeritzthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeschnitten und selbst nicht stark genug waren, um mehrere wichtige Punkte, wo von der Freiberger Heerstraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, so gelang es dem König von Neapel, mit der Heermasse unter Victor und der französisch-sächsischen Reiterei unter Latour-Maubourg, den linken Flügel der Verbündeten völlig zu umgehen, indem er gegen Mittag aus dem Engpasse von Cotta und dem Zschonengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach tapfrer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weißeritzthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Oesterreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugsstraße weggedrängt. Da sie nun den richtigen Weg in den Plauenschen Grund hinab, um auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verfehlten, so wurde der größte Theil, über 10,000 Mann, nebst dem F. M. L. Mesko, gefangen. Unterdessen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug beschlossen. Dieser erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Marienburg nach. So endigte sich der zu spät unternommene und zu wenig vorbereitete

nete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 30,000 Mann verloren. Die Gefangenen, über 15,000 Mann, meistens Oesterreicher, die man in die protestantischen Kirchen eingesperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt so gut als möglich verpflegt; doch kamen mehrere vor Erschöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzosen belief sich an diesen beiden blutigen Tagen auf mehr als 10,000 Mann. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, läßt sich aber nicht genau angeben. Es befanden sich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. — Napoleons Glücksstern ging unter seit dem 27. Aug. Die Boten von Oudinots Niederlage bei Großbeeren (s. d. Art.), von Macdonalds Niederlage an der Katzbach (s. d. Art.) und von Vandamme's Niederlage bei Culm (s. d. Art.), zerstörten Bonaparte's stolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag seine Triumphe zu feiern. Von nun an begannen die Hin- und Herzüge der französischen Kriegsmacht, die immer schwerer auf Dresden, ihren Stützpunkt, drückten, und die Umgegend gänzlich verheerten. Die Franzosen legten drei neue Schanzen vor der Altstadt an; auch sollte Meißen ein neues Außenwerk von Dresden bilden, und das französische Heer schien in diesem verschanzten Lager den andringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Unterdessen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs Neue vor, und russische und preußische Schaaren streiften auf den Lausitzer Straßen bis in die Nähe von Dresden und Großenhayn. Napoleon trieb jene zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei Dennewitz (s. d. Art.) am 6. Sept. und Blücher's Vordringen am 10. gegen Herrnhut nöthigten den französischen Kaiser, von der böhmischen Gränze nach Dresden d. 12. Sept. zurück zu gehen, und auf das rechte Elbufer sich zu wenden. Diese Heerzüge machten das Land zur Wüste. Von den zu funfzig bis hundert Mann in kleinen Hütten zusammengedrängten Franzosen wurden selbst die Gräber aufgewühlt, die Leichen geplündert und die Särge zu Wachfeuern verbraucht, Mit dem Mangel nahm die Zuchtlosigkeit immer mehr überhand. Am 14. brach Napoleon wieder gegen die böhmische Gränze auf, und drang am 16. bis Culm vor; allein seine Garden wurden mit Verlust zurückgeworfen, und er kehrte d. 21. nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen seine frühere Zusage, den Sonnenstein befestigen, und die Irren in der daselbst befindlichen Heilanstalt wurden schonungslos fortgejagt. Die Oesterreicher besetzten dagegen den 17. Freiberg; Streifschaaren von der Armee des Kronprinzen von Schweden drangen bis Leipzig vor, und Blücher vereinigte sich mit Bubna. Napoleon drängte zwar die Preußen nach Bautzen zurück, war aber schon den 24. wieder in Dresden. Er ließ jetzt das rechte Elbufer gänzlich ausleeren und zog bis zum 4. Oct. seine Truppen auf das linke. In Dresden lagen am 27. über 30,000 Mann. Den 28. und 29. griffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meißen an, doch ohne Erfolg. Nun zogen Napoleons Schaaren über Freiberg gegen Chemnitz, und über Rossen gegen Leipzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich entschied Blüchers unerwarteter Uebergang über die Elbe bei Wartenburg am 5. Oct. Napoleons Abzug aus Dresden. Er verließ diese Stadt den 7. Oct. früh. Ihm folgte der König von Sachsen. (S. Leipziger Schlacht.) In und um Dresden blieb eine Heeresmacht von etwa 30,000 Mann zurück, unter St. Cyr und dem Grafen von der Lobau. Die Franzosen mußten an demselben Tage Pirna verlassen, wo sie nur noch

Digitized by Google

den Sonnenstein besetzt hielten. Dem Königstein bewilligten die Verbündeten die Neutralität. Hierauf erstürmte Bubna am 8. den Brückenkopf bei Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in acht großen Schanzen bestehenden Außenwerke der Neustadt von der Bautzner Straße her an. Zugleich näherten sich die Russen 16,000 Mann stark, unter Tolstoi, Iwanoff und Markoff, bis zum 12. Oct. Dresden, damit sich hinter ihnen Bennigsens Heer unbemerkt über Rossen nach Leipzig zöge. St. Cyr griff hierauf am 17. den General Tolstoi auf den Höhen von Räcknitz und Zschernitz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zogen sich die Russen mit einem Verluste von 6 Feldstücken und einigen hundert Mann an Gefangenen, auf Dohna zurück: aber schon am 20. drängten sie den Marschall wieder nach Dresden hin, das nunmehr auf beiden Ufern eingeschlossen war, da der österreichische General von Chasteler mit 10,000 Mann, und Klenau mit einer großen Truppenzahl von Leipzig her zu Tolstoi gestoßen waren, auch der russische Oberste Busmann Meißen am 23. besetzt hatte, während der Fürst von Wied-Runkel auf der Großenhayner Straße gegen die Neustadt vorrückte. Unterdessen hatten die Franzosen ihr Ausleerungssystem nach allen Richtungen hin auf die wildeste Art vollzogen. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnitten war, riß jetzt der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen, besonders an Salz, Brot, Fleisch, Holz, Gemüse und Arzeneien, immer drückender ein. Der am 28. Oct. an die Bewohner erlassene Befehl, sich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu versehen, war daher unausführbar. Gleichwol setzte St. Cyr alles zur hartnäckigsten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeschütz von Theresienstadt herkommen ließen. Die Straßen in den Vorstädten wurden, wie einst in Saragossa, durch Verhacke, Pfahlwerk und Querwälle befestigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuser verwandelt. Die meisten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, wie mehrere Mühlen, unter andern die königliche Spiegel-Schleifmühle mit trefflichem Maschinenwerke, wurden zum Theil ohne Nutzen und Zweck niedergerissen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Besatzung durchaus auf ihre Verschanzungen beschränkt. Jetzt wollte St. Cyr sich durch das Belagerungsheer auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er forderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6., unter Lobau, 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei, nebst 200 Wagen mit französischem Eigenthum, aus der Neustadt auf die Straße nach Großenhayn; allein sie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürsten von Wied-Runkel mit einem Verluste von 890 M. zurückgeschlagen, und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Jetzt ließ Graf Dümas die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anstalten wegnehmen; aber die Mühlen standen still, und viele Brunnen versiegten, weil das Wasser abgeschnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäusern wurden täglich über 200 Todte getragen, und in der Stadt starben wöchentlich 2 — 300 M. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das österreichische Lager schicken, welche eine Capitulation einleiteten, die St. Cyr den 11. mit Klenau zu Herzogswalde abschloß, nach welcher die Besatzung vom 12. bis 16. Nov. frei abzog, aber die Waffen strecken mußte, zusammen 1759 Offiziere

und 27,714 Gemeine. Ueber 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Gesammtwerth der eroberten Kriegsbedürfnisse wurde auf 5 Millionen Thaler geschätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürsten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die schon abgezogene Besatzung wurde kriegsgefangen. Vom 17. Nov. an führte der russische General Gourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine starke russische Besatzung, und wurde der Sitz der russischen Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin. Ueber die Geschichte dieser achtmonatlichen Leiden, deren Folgen noch nicht ganz verschwunden sind, sehe man die Darstellung der Ereignisse in Dresden im J. 1813. Dresden 1816.

Dresdens Kunstsammlungen. Das liebliche Dresden im reizenden Elbthal ist längst als deutsches Florenz anerkannt; es hatte in den kunstliebenden Augusten einen Cosmus und Lorenzo, und Herders freundlicher Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt;
„Stille gesichert sey Dresden-Olympia uns!"

wurde selbst in den neuern harten Kriegesstürmen erhört. Eine rettende Aegide schien bei allen Schicksalswendungen über Dresdens herrlichen Kunstschätzen zu schweben, sie blieben unangetastet, stillgesichert, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig schien. Nirgends könnten sie aber auch passender und schöner bewahrt werden als in diesem glücklichen Mittelpunkt zwischen Süd- und Nord-Deutschland. Um eine Uebersicht dieser berühmten Kunstsammlungen zu geben, denen wir glaubten einen eignen Art. widmen zu dürfen, wollen wir mit der reichsten derselben: der Gemäldegallerie anfangen. Schon die frühern Fürsten des sächsischen Hauses zeichneten sich durch Kunstliebe aus. Herzog Georg, der Gönner und Freund Lukas Kranachs, des Altvaters sächsischer Kunst, sammelte schon Gemählde. Moritz, der erste Kurfürst Albertinischer Linie, stellte diese Sammlung in der Kunstkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmahler Kilian Fabrizius thätig sammeln. Unter August II. König von Pohlen, wurde die Sammlung ansehnlich vermehrt und kam aus dem ehemaligen Riesensaal in das zweite Stockwerk des Schlosses; ihren Glanz und ihre herrlichsten Schätze aber verdankt sie August III. der die Gemählde-sammlung von Modena für 1,200,000 Thaler erwarb, und in Italien und andern Ländern klassische Meisterwerke kaufte, besonders aber dadurch, daß er für 17,000 Dukaten eines der allervorzüglichsten Werke Raphaels, seine Himmelskönigin, kaufte, die Dresdner Sammlung krönte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufstellung der Gemählde eingerichtet, und seit 1747 befindet sich die Sammlung hier. Das Ganze besteht aus drei Abtheilungen: a) die äußere Gallerie. b) die innere Gallerie: c) das Pastell-Kabinet. Die äußere Gallerie besteht aus Werken niederländischer, holländischer, deutscher, französischer und einiger italienischer Meister, sie enthält 1011 Gemälde; so vollzählig wurde sie erst seit 1816, wo viele treffliche kleine Gemählde niederländischer Meister dazu kamen, welche seit dem Tode Augusts II., dessen Zimmer sie schmückten, immer eingepackt geblieben waren; jetzt bekamen sie die Stelle größerer aber minder bedeutender Bilder der Gallerie. Seitdem wurden auch alle Abtheilungen an den Gallerie-wänden und Fensterpfeilern bezeichnet, und es erschien ein neues Sach- und Ortsverzeichniß der Gemählde. Seit Paris die erbeuteten

Digitized by Google

Kunstschätze zurückgab, ist die Dresdner Sammlung die reichste, besonders in der italienischen Schule. Unter den niederländischen Werken finden wir über 30 Gemälde von Rubens, worunter: die Löwenjagd; Neptun, den stürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild seiner beiden Söhne; Proserpina's Raub; Clelia, aus dem Etrusker-Lager fliehend; Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satiriskenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Von Van Dyk sind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildnisse König Karls I. von England und dessen Gemahlin Henriette, so wie seiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Danae besonders bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrands zeichnet sich das Bildniß seiner Tochter, das seiner Mutter, das Fest des Ahasverus, und sein Bild von sich und seiner Frau, besonders aus. Von dessen Schüler Ferdinand Bol ist: die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief besonders merkwürdig. Treffliche Gemälde von Adrian von Ostade sind hier, z. B. das eigne Bild des Künstlers vor der Staffelei, eine holländische Bauernschenke ꝛc. Von Gerhard Dow bewundert man besonders den betenden Einsiedler, und zwei Bildnisse von ihm selbst, einmal zeichnend und einmal die Violine spielend. Von Franz van Mieris ist der Kesselflicker, und sein eignes Bildniß, so wie von Casper Netscher die Darstellung der Frau von Montespan und mehrerer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigsten Ausführung. Von David Teniers sprechen mehrere große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck sehr an. Von Philipp Wouvermann sind sehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt, und mehrere Reitergefechte besonders bewundert. Eine ganze Reihe der schönsten Werke des Adrian van der Werf sind hier, worunter die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, seine eigne Familiengruppe und eine Verkündigung vorzüglich zu bemerken: Viele Bilder von Terburg, van der Helst, Poelemburg, Albert van Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nikolaus Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huysum, Denner, Seybold, Wynants ꝛc. sind wahre Zierden der Gallerie, doch ganz vorzüglich schön sind die herrlichen Landschaften von Ruysdael: seine Jagd, sein Kirchhof, sein Kloster, sein Wasserfall, sein Bergschloß und seine Waldgegenden sind von außerordentlicher Wahrheit und dabei höchst dichterisch angeordnet; einige schöne Stücke vom Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erschreckend ꝛc. sind nicht zu übersehen, so wenig wie die herrlichen perspectivischen Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutschen Schule ist die Sammlung nicht besonders reich, doch eines ist hier, welches die Perle der vollständigsten Sammlung dieser Art seyn würde, nämlich das himmlische Mutter-Gottes-Bild von Holbein, vor dem die Familie des Bürgermeisters Meyer aus Basel knieend und betend vorgestellt ist. Außerdem sind mehrere vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer hier, nämlich: die Kreuztragung, die sterbende Maria, der betende Greis ꝛc. Auch von Johann von Eyck und Lukas von Leyden kann man hier Werke finden. Von den Werken der französischen Schule sind besonders zu erwähnen: zwei vortreffliche große Landschaften von Claude Lorrain, mehrere schöne Gemälde

von Nikolaus Poussin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weisen, die Aussetzung des Moses in dem Nil, das Reich der Flora; von Le Brün: eine heilige Familie „le Silence;" und von Moucheron mehrere gute Arbeiten. Von neuern deutschen Meistern bemerken wir hier viele köstliche Arbeiten von Dietrich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, und eine liebliche Kindergruppe von Vogel, dem anmuthigen Darsteller zarter Kindheit. Unter den Gemälden der italienischen Schule in der äußern Gallerie sind besonders merkwürdig: Johannes der Täufer von Batoni, eine treffliche Nachbildung von Raphaels heiliger Cäcilia von Giulio Romano, und die heilige Nacht von Rotari. Jetzt wenden wir uns zur innern Gallerie und zuerst zur höchsten Zierde derselben: Raphaels Madonna, mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, aus des Künstlers schönster Zeit, 3—4 Jahre vor seinem Tode gemalt, und ursprünglich für das Kloster der Benediktinermönche vom heiligen Sixtus zu Piacenza bestimmt, das höchste Ideal aller Madonnen. Höchst interessant ist es, in der D. Gall. die herrlichsten Werke Correggio's aus seinen drei verschiedenen Manieren studiren zu können. In keiner Gallerie kann man diesen hohen Künstler besser kennen lernen, als hier. Die großen Werke seiner ersten Manier sind überaus selten, die Madonna des heiligen Franziskus ist ein himmlisches Gemälde aus dieser Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Raphaels Werken wetteifert; aus seiner zweiten Periode ist die weltberühmte heilige Nacht, dies wundervoll schöne Weihnachtsbild, dessen Hauptgedanke gewiß das Höchste ist, was neuere christliche Kunst hervorbrachte, und dessen Ausführung an Vollendung und Zauber in dem Helldunkel alles übertrifft, was irgend ein Künstler jemals leistete; außerdem ist noch die Madonna des heiligen Georgs aus dieser zweiten Periode, ein Bild voll Farbenpracht und Lichtesklarheit. Aus der dritten, vollendetsten Periode Correggio's ist seine Madonna des heiligen Sebastian, seine herrliche kleine Magdalena, diese ächte Perle im Gebiet der Kunst, und das Bildniß seines Arztes. Raphaels geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in seiner heiligen Familie, Maria mit dem Wasserbecken, dem großen Meister glücklich nach. Von Andrea del Sarto sind mehrere herrliche Werke da, besonders Abrahams Opfer, und die Verlobung der heiligen Katharina mit dem Jesuskind. Von Leonardo da Vinci ist das wundersam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand hier. Von Bartolomeo Bagnacavallo ist ein herrliches Altarblatt im grandiosen Styl: die auf Wolken thronende Maria mit dem Jesuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche stehen. Die vier Kirchenväter von Dosso Dossi, und seine allegorische Gestalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug von Benvenuto Garofalo und seine, das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Christus von Giovanni Bellino, gehören zu den herrlichsten Werken des ernsten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francesco Francia's allegorisches Gemälde, die Religion vorstellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weisen, zu uns herüber. Die venetianische Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizians, besonders seine lebenathmende Venus, seinen Christus mit dem Zinsgroschen, seine heilige Familie, vom Herzog Alphons von Ferrara

Digitized by Google

verehrt, und mehrere Bildnisse; durch Palma vecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jesuskinde, und seine drei Schwestern; durch Tintoretto's Parnaß und sein Concert; durch Paul Veroneſe's Kreuztragung, seine Jünger zu Emaus, seine Hochzeit zu Kanaan, seine Kreuzigung und seine Familie Concina vor der heiligen Jungfrau. Von den Meistern der reichen lombardischen Schule besitzt diese Gallerie die vortrefflichsten Werke, worunter besonders Hannibal Caracci's emporstrebender Genius des Ruhms (Opera dell' elemosina), seine Madonna des heiligen Matthäus, und sein Christuskopf; Guido Reni's zwei rührend-schöne duldende Erlöserköpfe mit der Dornenkrone, seine Erscheinung des auferstandenen Heilandes, seine Venus; Lodovico Caracci's herrliche kleine Madonna, welche die Leidensinstrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, seine Venus von scherzenden pfeilprüfenden Amorinen umgeben, seine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, sein Besuch der Elisabeth bei Marien, sich als solche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefste Eigenthümlichkeit dieser unsterblichen Meister kennen lernt. Als wahre Zierden der Gallerie und auserwählt gelungene Werke muß man noch erwähnen: die himmlisch-schöne, zart ausgeführte heilige Cäcilia von Carlo Dolce, sein das Brot segnender Heiland: die reizende Magdalena in Lebensgröße von Battoni: die ausdrucksvolle büßende Magdalena von Franceschini; Loth mit seinen Töchtern, ein höchst effektvolles Gemählde von Guercino da Cento; die heilige Nacht von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten von Francesco Trevisani; die Madonna mit dem Jesuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander von Francesco Mola; die Madonna della Rosa von Parmegiano; die heilige Familie von Giulio Procaccini; und Joseph mit Potiphars Weib von Carlo Cignani. Die innere Gallerie enthält 348 Gemählde. Ungern vermißt man in dieser so reichen Sammlung Dominichino's Werke; von diesem Meister ist kein einziges Gemählde hier. In dem Pastellcabinet sind noch über 160 Gemählde. Der Amor mit dem Pfeil von Raphael Mengs ist das Kleinod dieses Cabinets; es sind noch mehrere von diesem Künstler gemahlte Portraits hier zu bemerken, besonders sein eignes und die seiner Schwestern; von einer derselben, Theresia Mengs, sind schöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Chocolatenmädchen von Liotard ist bekannt; von der Pastellmahlerin Rosalba Carriera sind fast alle übrigen Portraits in diesem Cabinet. Die Gemählde-Gallerie steht unter der Aufsicht des Oberkammerherrn. Vom Anfang des Maies an, bis Ende Septembers, ist es den Künstlern erlaubt, von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 6 Uhr Nachmittags hier zu arbeiten. Der Inspector, Herr Demiani, und der Unterinspector, Herr Schweigart, zeigen in diesen Stunden, und nach vorgängiger Meldung auch außer dieser Zeit, Fremden die Sammlung, und mit wahrer Gefälligkeit wird stets in den Stunden, wo die Gallerie geöffnet ist, auswärtigen und einheimischen Kunstfreunden der Genuß dieser Schätze gestattet. — Tapeten nach Raphaels Zeichnungen. Diese sechs, achtehalb Ellen hohen, Tapeten sind sehr sehenswürdig. Sie werden im japanischen Palast verwahrt, und von dem Hrn. Inspector Schulz, Aufseher der Porzellansammlung, gezeigt. Casanova gab Veranlassung zur Entdeckung dieser seltenen

Kunstdenkmale, als er in seinen Vorlesungen die Vermuthung des Cardinals Albani, daß sich Tapeten nach Raphaels Zeichnungen, Geschenke Leo's X., in Dresden befinden müßten, mittheilte. Der kunstliebende Freiherr von Racknitz, damaliger Hausmarschall, forschte nach, und fand endlich 6 Tapeten, theils noch gut bewahrt, theils unscheinbar, bis auf eine, die verloren gegangen war. Die unkenntlich gewordenen Tapeten wurden sorgfältig gereinigt. Von 12 in Wolle gewirkten Tapeten, die Papst Leo X. in Arras verfertigen ließ, 7 nach Raphael's, die übrigen nach seiner Schüler Zeichnungen, wurden 7 nach Dresden und 5 nach Wien geschickt. Raphael's Originalzeichnungen auf Papier kamen nach England, wo sie jetzt in Windsor, früher in Hamptoncourt, sich befinden. Die auf den in Dresden befindlichen Tapeten dargestellten Gegenstände sind: 1) Die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunstvolle Gruppirung; 2) Paulus in Athen predigend, eine herrliche Gestalt; 3) das Opfer zu Lystra, eine schöne Gruppe: 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap. Gesch. Cap. 3.); 5) Christus, als er zu Petrus sagt: „weide meine Schafe"; 6) der wunderbare Fischzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenstand der verlornen siebenten Tapete. Raphael's Geist ist überall sichtbar, obgleich einzelne Theile, durch die Schuld der Werkmeister in Arras, mißlungen sind. — Der Gemählde saal auf dem Brühlischen Garten. Dieser wird auch oft der Doublettensaal genannt; er war in frühern Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künstler bestimmt. Seit den unlängst erfolgten Veränderungen in der Gemählde gallerie erhielt diese Sammlung einen ansehnlichen Zuwachs von Bildern niederländischer und französischer Meister, so wie von einigen Gemählden des Grafen Rotari, welche dort nicht mehr Platz fanden, so daß sie jetzt ungefähr 250 Gemählde enthält. Besonders merkwürdig sind die vielen großen Landschaften und Prospecte von dem Meister in der Perspective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der seit 1764 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele sächsische Gegenden, z. B. Königstein und Sonnenstein, ein Bergaufzug im Plauischen Grunde und mehrere innere Ansichten von Dresden, welche die ehemalige Gestalt verschiedener Gebäude und Stadttheile zeigen, sind von diesem Künstler mit treffender Wahrheit dargestellt. Auch sieht man hier mehrere Ansichten sächsischer Gegenden, z. B. des Oybin, des Liliensteines ꝛc. von dem ehemaligen Hofmahler Alexander Thiele. — Das Augusteum oder die königliche Antikensammlung. Ueber diese treffliche Sammlung, welche in den einfach-schönen und hohen Sälen des japanischen Palais würdig aufgestellt ist, und die gewiß jedem, der sie unter der sinnigen Leitung des kenntnißreichsten Archäologen, des vielverdienten Hofraths Böttiger, sahe, unvergeßlich blieb, gibt es ein schönes Prachtwerk: „das Augusteum, von Becker herausgegeben," welches treue Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken enthält. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts kaufte Kurfürst August einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte sie mit andern Alterthümern, und so bildete sich der Anfang dieser herrlichen Sammlung, die jetzt die erste in Deutschland ist. August II. nahm um das Jahr 1720 jene Antiken aus der Kunstkammer, und durch die Erwerbung der kostbaren Sammlung des Fürsten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Al-

Digitized by Google

bani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reisende della Valle aus Aegypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen von Wackerbarth in Italien gesammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Augusteums. Sein Nachfolger, der kunstliebende August III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Skulpturarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die 3 unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6000 Thlr. von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde besonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er sie aus den engen Pavillons im großen Garten entkerkerte, und sie 1785 im Erdgeschosse des japanischen Palastes aufstellen ließ. Leider sah der damalige Aufseher nur auf Symmetrie, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßigste mit dem Vortrefflichsten in diesen 10 Sälen zusammen (der 11te und 12te Saal enthalten bloß neue Bildwerke.) Der Raum verbietet uns hier mehr als eine gedrängte Uebersicht der Merkwürdigkeiten dieser Alterthümer zu geben. Zu den ältesten Bildwerken gehören drei Löwen von ägyptischem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunstschatzes hüten, der dritte und schönste sich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Isisbild mit dem Nilschlüssel. Vier Mumien, von denen besonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig sind. Dazu ist ein ächt-ägyptischer Sarkophag aus Sykomorus. Alle diese Alterthümer, so wie mehrere Marmorsarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, schöne Mosaiken, campanische Gefäße und slavische Alterthümer, sind in dem letzten Saale aufgestellt, in welchem das vor ungefähr 60 Jahren in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet ist. Zu den köstlichsten Denkmalen des ältesten griechischen Styls gehört die dreiseitige Candelaberbasis mit dem darauf vorgestellten Dreifußraub und seiner Wiedereinweihung. Sie ist wahrscheinlich aus Delphi: der Marmor ist parisch, und diese Basis gehört zu den ächtesten und seltensten Kunstwerken aus der Periode vor Phidias. Aus derselben Zeit ist der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße schlecht ergänzt sind. An ihrem Peplus ist der Gigantenkampf en Relief vorgestellt. Wichtige Denkmale des hohen und schönen Styls (von Phidias bis Prariteles) sind: ein gut erhaltener kolossaler Minerven-Sturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine sitzende kolossale Heroinenfigur von hoher Schönheit, die wahrscheinlich eine Niobe ist; ein sterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wundervoll-schön vereint sind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Dolorosa schon das Vorbild einer christlichen Mater Dolorosa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls in Lysipps und seiner Nachfolger Kunstschulen gehören folgende Werke an: zwei athenische Kanephoren, leider ungeschickt ergänzt; eine schöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht so gut erhalten wie die mediceische, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendeter. Ein Bacchischer Genius, das entzückendste Kunstwerk dieser Art; man sieht hier das Urbild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieser Satyrisk, dessen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Rosenschimmer ewiger Jugend übergossen sind, ist der ächte Akratos, der Mundschenk des Bacchus. Zwei schöne Amorge-

bilde im Uebergang zum Knabenalter, das lieblichste Eroskö pfchen; eine herrliche Gruppe von Amor und Psyche, die in den antiken Theilen selbst dem kapitolinischen Gegenbilde nicht nachsteht. Viele schöne jugendliche Athleten, hierunter aber vor allen der herrliche Athletentronk, ehedem als Merkur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag seiner Ergänzung entlastet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eines der trefflichsten alten Kunstwerke, dem Kenner wegen des herrlich überkleideten Muskelspieles gleich nach dem Fechter des Agasias den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunstepoche des griechischen Strebens unter den Römern gehören in dem sogenannten Gladiatorensaale vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße, in vorgebogener Stellung, voll gediegener Lebenskraft; ein kolossaler Antinous-Bacchus und ein treffliches Antinous-Brustst ück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunstschätzen selbst der reichsten Sammlungen, gleichsam einen eigenen Zauberkreis der Kunst bildend, stehen im Herculanischen Saale die drei herrlichen Frauenstatuen, deren edler Ausdruck und unaussprechlich schöne Draperien sie zu wahren Kunstidealen erheben; man nannte sie sonst fälschlich Vestalinnen; die größere ist eine Matrone, die zweite eine Jungfrau, und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, sind sie berühmt; sie gehören zu den ersten 1706 entdeckten Spuren der verschütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büsten, so wie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken sind mehrere Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu übersehen. Höchst interessant sind die Vorlesungen, welche während des Sommers zweimal wöchentlich vom Hofrath Böttiger hier vor einem erlesenen Kreise von Künstlern und Fremden gehalten werden. — Die Sammlung Mengsischer Gipsabgüsse. Der sächsische Künstler Raphael Mengs, welcher einer der ersten war, die in der aufblühenden Kunstperiode der neuesten Zeit Sinn und Gefühl für die hohe reine Schönheit der Antiken hatten, ließ unter seiner besondern Aufsicht in Rom und andern Städten Italiens Gipsabgüsse von allen merkwürdigen alten Kunstdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der strengsten Genauigkeit und Sorgfalt. Ein Exemplar dieser herrlichen, mit seinem Kunstsinn gefertigten Abgüsse kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler des Königs Carls III. war, und die Kunstakademie im Escurial einrichtete. Das zweite vollständigere und für die Kunstgeschichte wichtigere aber behielt der Künstler selbst, von dessen Schwester, Mad. Maron, der König Friedrich August es kaufte. Im Jahre 1792 wurden diese trefflichen Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und schön verzierten Halle im Erdgeschoß des ehemaligen Stallgebäudes, unter der Gemäldegallerie, eben so prachtvoll als zweckmäßig aufgestellt, und Kunstfreunden sowohl als studirenden Künstlern geöffnet. Alle die wichtigsten Denkmale antiker Kunst findet man hier vereint. Junge Künstler studiren hier vom Anfang des Mai's bis zu Ende Septembers. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufseher, Hrn. Hofr. Böttiger, oder dem Inspector Matthäi gezeigt, auf besondere Erlaubniß auch wohl bei Fackelbeleuchtung. — Das Kupferstichcabinet. In einem Pavillon des Zwingergebäudes ist die treffliche und reiche Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen, deren Besuch jedem Kunstfreunde zu empfehlen ist. Diese Sammlung wurde unter August II.

Digitized by Google

durch den Hofrath Hencher angelegt, unter seinem Nachfolger und dem jetzigen König bedeutend erweitert, und wird fortdauernd mit den neuesten Kunsterzeugnissen vermehrt und in den ältern Werken ergänzt. Die Sammlung, welche aus 200,000 Blättern besteht, enthält die seltensten Kupferstiche und Handzeichnungen der größten Meister aus allen Schulen. Das Ganze ist in 12 Klassen getheilt, welche wieder artistisch-historisch geordnet sind. Künstler können während des Sommers das Cabinet Dienstags und Freitags von 9 bis 12 Uhr Vormittags benutzen. — Die Porzellan-Sammlung. In 18 Gemächern des Erdgeschosses im japanischen Pallaste wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunstfreund merkwürdige, Sammlung von sinesischem, japanischem, ostindischem und meißnischem Porzellan aufbewahrt. Der Werth dieser Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von 5 Foliobänden füllt, wird auf mehrere Millionen geschätzt, und die Sammlung von asiatischem Porzellan ist jetzt einzig in Europa. Unter dem ostindischen sieht man mehrere große Vasen und viele Stücke von dem uralten Schlangenporzellan, das sich durch sonderbare Formen, Farbenpracht und Gemälde indischer Sitten und Trachten auszeichnet. Das sinesische und japanische Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele sehr alte Vasen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ꝛc. Die Majolica-Gefäße im 9ten Zimmer sind als Seltenheiten sehenswerth. Das Interessanteste aber ist die reiche Sammlung von sächsischem Porzellan, worin man die Fortschritte von den ersten merkwürdigen Versuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. Hier sieht man die ersten Proben von Böttcher's Erfindung, die bekanntlich in Dresden gemacht wurde: braunes und rothes jaspisartiges Porzellan, worauf das schwarze, zum Theil glasirte und mit Gold bemalte, und endlich das weiße folgte, das Böttcher 1709 in seiner Werkstatt auf der Jungfrau-Bastei auf dem Brühlischen Garten erfand. Noch findet man einige andere Merkwürdigkeiten in diesen Zimmern, z. B. eine Sammlung von ungefähr 300 großen und kleinen sinesischen Speckstein-figuren, 7 sinesische Schirme mit bunten Farben, und 3 große Tafeln von Speckstein, wovon 2 Mosaikbilder von einem italienischen Künstler enthalten. Ferner sind hier noch mehrere schöngearbeitete indische Decken von Vogelfedern und einige Mosaiktafeln sehenswerth. — Das Münzcabinet. Diese Sammlung befindet sich gleichfalls in einem schönverzierten Saale im Erdgeschosse des japanischen Palastes. Sie war schon unter Johann Georg II. bedeutend, wurde unter den beiden Augusten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige früher schon durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie der Reineckischen und Birkhahnischen von Münzen des Mittelalters, des Madai'schen aus 9000 Stück bestehenden Groschencabinets, der von Teubernschen Sammlung sächsischer Münzen, und neuerlich des Baumgartenischen Ducatencabinets ansehnlich bereichert. Sämmtliche Münzen sind jetzt in 35 Schränke vertheilt. Die Sammlung von griechischen und römischen Münzen ist zwar nicht sehr zahlreich, aber doch bedeutend durch manches seltene Stück. Die Zahl der neuern Münzen und Medaillen von allen Staaten ist sehr ansehnlich; am reichsten aber ist das Cabinet von sächsischen Münzen in Gold und Silber. Auch besitzt das Cabinet eine Sammlung von Gemmen. Der verdienstvolle Numismatiker Lipsius ist der jetzige Aufseher und Ordner dieser Sammlung. — Die Kunstkammer. Kurfürst August gründete diese

Sammlung, die sich seit dem J. 1730 im Zwingergebäude befindet, wo sie eine Gallerie und 3 Zimmer einnimmt, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufsehers des mathematischen Salons steht. Die Gemächer sind mit vielen Gemälden auf Holz, Leinwand, Pergament und Marmor, mit lebensgroßen Bildnissen sächsischer Fürsten, mit seltenen Spiegeln, mit europäischen Fürstenwappen auf Glas gemalt, mit Vasen und Pokalen, Statuen berühmter Künstler aus Gips und Metall geziert. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, sind folgende die merkwürdigsten: Christi Geburt, in Alabaster von Sebast. Walther; ein metallnes Crucifix von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von Kaufungen von dem Köhler festgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl; der heil. Hieronymus von Alb. Dürer; mehrere Gemälde von Lucas Kranach. Auch einiges zur Kunde der Sitten fremder Völker, z. B. ein isländisches Opferhorn, Arbeiten aus Japan, tartarische und indische Geräthe ꝛc. In dem zur Kunstkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtners große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterschied eben so vieler Oerter zeigt; zwei Inklinir-Uhren; viele künstliche Uhrwerke, z. B. eine kriechende Kreuzspinne, 2 Schiffe, die Kriegsmusik hören lassen, ein Elephant mit einem Mohren, der einen Pfeil abschießt ꝛc. — Die Modellkammer. Diese Sammlung, welche Kurfürst Johann Georg IV. anlegte, befindet sich in einem Theile des Zwingergebäudes, wo der Aufseher (jetzt Kunsttischler Milde) sie zeigt. In neuern Zeiten hat die Sammlung, außer verschiedenen Arbeiten des verstorbenen Modellmeisters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maschinen zur Wasser-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunst ist nicht unbedeutend. Gärtners Werke sind besonders sehenswerth, unter andern seine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwischenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man auch die sehr sehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. Für Fremde, welche Dresdens Merkwürdigkeiten wollen kennen lernen, ist die überaus reiche und schöne königl. Bibliothek, der seltene Schatz des grünen Gewölbes, das Naturalien- und Mineralien-Cabinet, die Rüstkammer, der mathematische Salon, die Gewehrgallerie und das Museum für Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, welches der Buchhändler Hilscher in einem Pavillon des Brühlischen Gartens eröffnete, sehr sehenswerth; doch da diese Sammlungen nicht in das Gebiet der Kunst gehören, so erwähnen wir sie hier nicht näher. Sehr interessant ist es, die Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künstler zu besuchen; in den Werkstätten der Professoren Hartmann, Matthäi, von Kügelgen, Seydelmann, Rößler, Klengel und Pochmann, der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzsch, der Bildhauer Kühn und Pettrich, der Steinschneider Höckner und Tettelbach, der Blumenmaler Friedrich und Tettelbach, der Kupferstecher Darnstedt, Seyfert, Gottschick, Günther, Schulze, Stölzel, der Architekten Heine, Thormeyer, Schuricht, wird man in dem Jedem eignen Fache interessante Arbeiten finden. Die schönsten musikalischen Spieluhren findet man bei dem kunstreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, des Belloneon's und Automelodion's sowohl, als des künstlichen Trompeters; er er-

Digitized by Google

warb sich auf seinen Reisen durch Holland, Frankreich und Deutschland allgemeinen Ruhm. (Mehreren der hier genannten neuern Künstler haben wir besondere Art. gewidmet.) Mm.

Dreyer (Joh. Matthias), ein zu seiner Zeit bekannter deutscher Schöngeist, nicht ohne Witz und satirische Einfälle, aber ohne poetisches Genie, Religiösität und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meist obscöne Sammlung gereimter Gesundheiten unter dem Titel: Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli, Hamb. 1763, wurde gleich bei ihrer Erscheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daselbst von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchlosigkeiten geeifert hatten. Sie ist daher sehr selten geworden. Man schreibt ihm mehrere satirische Stücke zu. Er war zu Hamburg 1716 geboren, und starb daselbst 1769.

Driburg, ein Städtchen in Westphalen, 5 Meilen von Paderborn, 4 Meilen von Pyrmont, mit einem Gesundbrunnen, der eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist. Das Wasser ist salinisch-martialisch, klar, von scharfem, stechendem, säuerlich-eisenhaftem Geschmack, und hat in 1 Pfd. zu 16 U. glaubrisches Wundersalz 11 17/25 Gr., Bittersalz 2 17/20 Gr., Selenit 10 17/25 Gr., kochsalzsaure Bittererde 23/100 Gr., kochsalzsaure Kalkerde 3/50 Gr., Kochsalz 95/100 Gr., luftsaure Bittererde 6/25 Gr., luftf. Kalkerde 6 89/100 Gr., luftsaure Alaunerde 1/20 Gr., luftf. Eisen 1 33/100 Gr., Harzstoff 13/100 Gr., Luftsäure 28 Kubikzoll. Es wird mit Nutzen gebraucht bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Coliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausschläge ꝛc. Das Badehaus ist ein großes Gebäude, in dessen obern Stockwerken die Badegäste wohnen. Hier ist zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Wasser in 7 sehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunst- und Qualmbäder haben. Für das Vergnügen ist durch Musik, Tanz, Spiel ꝛc. gesorgt; und herrliche Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend zu einem Garten.

Driller, oder Drillhäuschen, nennt man in unterschiedlichen Provinzen Deutschlands eine Maschine, welche dazu dient, geringere Vergehungen in der bürgerlichen Gesellschaft öffentlich durch das Hohngelächter der Zuschauer zu züchtigen. Sie hat die Gestalt eines runden Vogelkäfigs, worin ein Mensch aufgerichtet stehen und von Jedermann gesehen werden kann; durch den runden Boden und Deckel läuft eine Spindel, vermittelst welcher man diesen Käfig mit dem darin befindlichen Menschen auf eine lächerliche Weise im Kreise herumdrehen (drillen) kann; daher auch die sprichwörtliche Redensart, Jemanden drillen, auf eine lächerliche Weise plagen, necken. Drilling ist ein Triebrad an den Mühlen.

Droits réunis; s. Vereinigte Gefälle.

Drontheim, s. Norwegen.

Drosometer, der Thaumesser, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaues zu messen. Es besteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimmt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht so leicht bethaut wird.

Drost ist in gewissen Gegenden Deutschlands, besonders in

Westphalen, am Niederrheine und in den Niederlanden, eine obrigkeitliche Person auf dem Lande, und ungefähr so viel, als in Obersachsen ein Amtshauptmann. Ist er Vorgesetzter einer ganzen Gegend oder Provinz, so heißt er Landdrost, so viel als etwa in vorgedachten Gegenden Landhauptmann, oder auch ein Landvogt.

Drottingholm oder Drontningholm, das prächtigste königliche Lustschloß in Schweden, nach dem Modell von Versailles, auf einer Insel Lovö, eine Meile von Stockholm, erbaut. Es findet sich darin eines der schönsten und vollständigsten Naturaliencabinette in Europa, eine bedeutende Gemäldegallerie und herrliche Anlagen.

Drouais (Jean Germain), ein junger talentvoller französischer Maler, und der größte, der aus Davids Schule hervorgegangen. Die Sehnsucht, in Rom die schönen Denkmale der Kunst zu studiren, trieb ihn (1785) zur Concurrenz um den großen Preis, der in einem vierjährigen Pensionat besteht, doch seine eigene Unzufriedenheit mit seiner Arbeit machte, daß er sie zerriß und den Preis einem Andern überließ. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücken des Gemäldes sah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?“ „Vollkommen,“ versicherte David. „Wohl! so habe ich ja den Preis,“ rufte Drouais entzückt; „dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher ist, als mir; im nächsten Jahre hoffe ich ihn durch ein besseres Werk zu verdienen.“ Und beim nächsten Male (1784) stand Drouais wieder in den Schranken. Die Cananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht seines ununterbrochenen Studiums und zugleich der Abdruck seiner innigsten Empfindungen. Oeffentlich gekrönt ward er fast im Triumphe von seinen Mitschülern zu seinem Lehrer geführt. Diesen begleitete er nun als Pensionär nach Rom, wo er die größten Meister studirte und copirte. Sein sterbender Gladiator (1785) und vorzüglich sein 1785 vollendeter Marius zu Minturnä erwarb bei der Ausstellung in Paris ihm und Davids Schule neue Triumphe. Nun entwarf er seinen Philoctet auf Lemnos, und im Rausche seines errungenen Ruhmes, eben beschäftigt mit einem Bilde des C. Gracchus, endete im noch nicht vollendeten 25sten Jahre (er war 1763 zu Paris geboren) ein hitziges Fieber sein idealisches Leben. Seine Nebenbuhler und seine Freunde vereinigten sich, ihm in der Marienkirche (in der Via lata) ein Denkmal zu setzen.

Drouet (J. B.), Postmeister zu St. Menehould, geb. 1763. Er war es, der Ludwig XVI. auf seiner Flucht durch St. Menehould erkannt hatte, ihm auf einem Nebenwege zuvoreilte, und ihn zu Varennes arretieren ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Deputirter des Marne-Departements in den Convent aufgenommen, wo er Ludwig XVI. Tod votirte. Man schickte ihn im September 1793 zur Nordarmee. Im October desselben Jahres in Maubeuge von der Armee des Prinzen Coburg eingeschlossen, versuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beschleunigen, wurde aber aufgefangen und nach Spielberg in Mähren geführt. Den 6. Juli. 1794 sprang er von dem Fenster seines Gefängnisses herab, um zu entfliehen; brach aber ein Bein und wurde wieder zurückgebracht. Im November 1795 wurde er mit Camus, Beurnonville und Andern zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt, und nahm hierauf seinen Platz im Rathe der Fünfhundert wieder ein. Das Mäßigungssystem, welches damals in Frank-

Digitized by Google

reich herrschte, mißfiel ihm; er trat mit Baboeuf in Verbindung, und wurde einer der Rädelsführer der Jacobinerverschwörung, welche dieser organisirte. In Gemäßheit dessen ward er (11. Mai 1796) arretirt und in die Abtei in Verwahrung gebracht; er entwich und flüchtete sich in die Schweiz. Da der hohe Gerichtshof ihn aber wegen der Baboeufschen Angelegenheit frei sprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er wurde nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht und war zuletzt Unterpräfect zu St. Menehould. Er war es, der im März 1814 Napoleon, welcher im Begriff stand, nach dem Gefecht von Arcis wieder auf Paris zu ziehen und dieses zum Stützpunkte seiner Operationen zu machen, die halbwahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Besatzungen der lothringischen Festungen sich vereinigten, um dem alliirten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieser Provinz ein ernstlicher Krieg von Parteigängern organisirt wäre, um das Vorhaben der Besatzungen zu unterstützen. Diese Nachricht erfüllte Napoleon mit kühnen Hoffnungen, und bewog ihn, nicht auf Paris zurückzugehen. Die Alliirten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schicksal entschied sich hier ohne weitern Waffenkampf mit ihm selbst. So war es Drouet, der zu zwei höchst wichtigen Ereignissen entscheidend mitwirkte, von denen das eine die Bourbons vom Throne stürzte, das andere sie wieder darauf erhob. Im J. 1816 mußte er als Regicide Frankreich verlassen.

Drouot, Artilleriegeneral unter Napoleon und, während dessen Exils auf Elba, Gouverneur dieser Insel, ist so sehr in die letzte Geschichte seines Meisters verflochten, daß wir ihm hier eine kleine Stelle nicht versagen können. Drouot ist 1774 in Nancy geboren. Ehe er sich in die Artillerieschule nach Metz begeben wollte, bestand er zu Chalons die gewöhnliche vorher erforderliche Prüfung. — In dieser überraschte er La Place, welcher der Examinator war, durch seine Antworten und seine Kenntnisse in dem Grade, daß er auf der Stelle, kaum 16 Jahr alt, zum Officier bei der Artillerie ernannt wurde. Er machte nun alle Feldzüge in der Revolution und unter Napoleon mit, zeigte sich allenthalben als einen Militär von den größten Talenten und dem beharrlichsten Muthe. Insbesondere zeichnete er sich in den Schlachten von Wagram, Mosaisk, und am 2. Mai 1813 bei Lützen aus. Nach Napoleons erster Resignation hatte er Freundschaft genug für seinen Herrn, ihm in die Verbannung nach Elba zu folgen. Er wurde Gouverneur der Insel und lebte den Wissenschaften. Bei Napoleons Rückkehr begleitete er ihn und landete am 1. März 1815 bei Cannes. In den Tagen von Ligny und Waterloo befehligte er die Artillerie und that, wie auch die Feinde gestanden, mit dieser furchtbaren Waffe Wunder der Tapferkeit. Er war nach der Catastrophe von Waterloo sehr thätig, die zerstreuten französischen Truppen wieder zu sammeln; vom provisorischen Gouvernement wurde ihm das Commando über die Garden übertragen, und er behielt dasselbe bis zur Auflösung der ganzen Armee hinter der Loire. Er war einer der Generale, über die in Gemäßheit der königl. Ordonnanz vom 24. Jul. 1815 ein Kriegsgericht gehalten werden sollte. In Folge derselben stellte er sich selbst vor Gericht, wurde aber einstimmig losgesprochen. Gegenwärtig ist er nicht angestellt, und beschäftigt sich in seiner Vaterstadt mit wissenschaftlichen Arbeiten, die auf die Artillerie Bezug haben.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berüh-

Digitized by Google

renden Körper, der dieser Bewegung entgegensteht. Dieser letzte Körper heißt der widerstrebende oder das Hinderniß. Da auch dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, so muß auch in dem widerstehenden Körper eine Kraft seyn, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieses ist die Kraft des Zusammenhanges der undurchdringlichen Theile des widerstehenden Körpers untereinander selbst und mit andern unbeweglichen Körpern. Ist dieser Zusammenhang zu schwach, um dem Drucke zu widerstehen, so zerbricht der widerstrebende Körper, oder wird von dem beweglichen losgerissen. Die bekanntesten Kräfte, aus welchen der Druck entstehen kann, sind 1. die Kräfte der menschlichen und thierischen Körper; 2. die Schwere der Körper, welche nach einer bestimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3. die Elasticität oder Federkraft der Körper, z. B. eingeschlossene Luft drückt, indem sie sich durch einen weitern Raum auszudehnen sucht, gegen die Wände des Gefäßes, das sie umschließt; 4. auch bei andern Naturerscheinungen, welche sonst mit Bewegung begleitet sind, entsteht Druck gegen das, was diese Bewegung hindert. So kann aus der magnetischen und electrischen Anziehung Druck entstehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumessen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So sagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariser Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft eben so stark gedrückt, als sie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden seyn, wenn sie die Unterlage desselben wäre. Uebrigens pflanzt sich der Druck von einem Theile des Hindernisses zum andern fort, und zwar bei festen Körpern bloß nach solchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks selbst parallel laufen. Sonst unterscheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erstere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers seyn soll.

Drucken, einem Körper (besonders der Oberfläche desselben) die Figuren einer ausgeschnittenen Form mittelst der Presse und gewisser aufgetragenen Farben mittheilen, so z. B. beim Buchdrucken (s. **Buchdruckerei**), Kupferdrucken und Kattundrucken. Vorzugsweise gebraucht man die Worte **drucken**, **Druck** (das Drucken, oder der Abdruck eines Buchs, z. B. ein Bodonischer Druck) und **Druckerei** (die Buchdruckerkunst oder eine Officin) vom **Bücherdruck**; auch dem **Strich** entgegengesetzt.

Drucker nennt man in der Malerei die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewisse Stellen stärker und in das Auge springender zu machen. Das Anbringen derselben gründet sich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenstand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Körper auf Flächen darzustellen hat, so sieht man, wie wichtig für sie wohlangebrachte Drucker sind. Nicht aber bloß die gehörige Rundung, sondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt; denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendsten Theile eines Gegenstandes am meisten. Der Maler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmassen, Uebergänge und Halbschatten geltend, und bringt durch sie Haltung in sein Gemälde. Ein eigener Kunstausdruck ist noch das **Blicken** und **Drücken**, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man **blickt** ein fertiges **Gemälde auf**, indem man die Lichter mit einigen Pinselstößen von ei-

ner noch glänzenderen Farbe erhöht, wodurch diese Partien sich noch mehr hervorheben. dd.

Druckfreiheit ist das Recht, seine Gedanken durch Druckschriften bekannt zu machen. Sie ist also eine bloße Art der Denkfreiheit, in sofern diese eine äußere ist (s. Denkfreiheit), mithin einerlei mit der Schreibfreiheit; denn es ist an und für sich betrachtet gleichgültig, ob man seine Gedanken selbst durch Handschrift oder durch Druckschrift bekannt macht und verbreitet. Da indessen eine Handschrift durch den Druck bedeutend und schnell vervielfältigt wird, auch diese Vervielfältigung mittelst neuer Auflagen ins Unendliche fortgehen kann, so kann auf der einen Seite die Druckfreiheit noch weniger unbeschränkt seyn, als die Schreibfreiheit; auf der andern aber wird eine weise Regierung bei Beschränkung der Druckfreiheit um so mehr Vorsicht und Schonung anwenden müssen, damit sie sich nicht durch harte Censurmaßregeln selbst an der Nachwelt versündige. (Vergl. die Art. Censur, Denkfreiheit, Preßfreiheit und viele and.) D.

Druckwerk. Hierunter versteht man eine Maschine, welche vermittelst des Drucks das Wasser in die Höhe treibt. Sie besteht aus einer Pumpe, in welcher das in den Stiefel hineingetretene Wasser durch die Gewalt des Kolbens in andere mit dem Stiefel seitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Wasserpumpe, bei welcher der Stiefel unter dem Wasser steht, und der Kolben nicht saugt, sondern nur hebt, ist ein Druckwerk. Der Druck des Wassers treibt hier das Wasser ohne Beihülfe der Luft durch das im Boden des Stiefels befindliche Ventil, welches sich gleichfalls durch den Druck des Wassers nach oben öffnet, in die Höhe. Man bedient sich der Druckwerke auf verschiedene Art, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken zu mancherlei einfachen und zusammengesetzten Maschinen, um das Wasser aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So sind die Feuerspritzen nichts anders, als Druckwerke, und zwar meist doppelte (S. Pumpe.)

Druiden hiesen die Priester der Celten oder Galen. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Caste aus und standen gleich diesen in dem größten Ansehen, indem sie zugleich die Gelehrten und Philosophen dieser Völker waren, und selbst auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäsar liefert uns die meisten Nachrichten von ihren Lehrsätzen und Amtsgeschäften. Nach ihm besorgten sie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundsätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, saßen in bestimmten Zeiten des Jahres zu Gericht, und bestimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer sich ihren Entscheidungen widersetzen wollte, gegen den verhängten sie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienste ausgeschlossen ward. Selbst über ein ganzes Volk konnten sie diese Acht aussprechen. Ueberhaupt hatte ihre Macht keine Gränzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchsten Obrigkeiten, und diese durften nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Beistimmung unternehmen. Von allen Lasten und Abgaben waren sie befreit. Der Unterricht sowohl in religiösen als in andern Kenntnissen, die Kriegskunst allein ausgenommen, war ausschließlich in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündlich in Versen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtniß fort. Nach Cäsar glaubten sie die Unsterblichkeit der Seele und die Wanderung derselben in andere Kör-

per. Außerdem gaben ſie Unterricht über die Natur und Bewegung der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtrologie, Zauberei und Wahrſagerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Beſonders merkwürdig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel, welche ſie als das Heiligſte in der Natur und als eine Univerſalmedicin anſahen, ſo wie ſie überhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben ſollen. Was die äußere Verfaſſung der Druiden betrifft, ſo hatten ſie ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich behielt.

Druſe, in der Mineralogie, ein Stück Geſtein, welches auf der Oberfläche in Geſtalt kleiner Cryſtallen oder Blättchen angeſchoſſen iſt. Eine Quarzdruſe, wenn das Geſtein aus Quarz beſteht; Spathdruſe, wenn es Spath iſt, und Erzdruſe, wenn es mit Erz vermiſcht iſt.

Druſen, eine Völkerſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und Antilibanon, welche einen Diſtrict von ungefähr 65 Quadratmeilen bewohnt, und aus 160,000 Einwohnern beſteht, worunter 40,000 waffenfähige Männer ſind. Ihre angebliche Abſtammung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in jene Gegenden gekommen, iſt eine Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts fing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſonders auch wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machen. Dieſe iſt aber weiter nichts, als ein Gemiſch der ſadducäiſchen, ſamaritaniſchen und mohammedaniſchen Religionsſecten. Die Druſen hatten zeither unter mehreren Sheiks oder Herren geſtanden; Ibrahim aber wollte ſie unter einem Oberhaupt wiſſen. Dadurch bekam dieſer Befehlshaber die ganze Macht ſeiner Nation in die Hände, und ward auf dieſe Art den Türken gefährlich, ſo daß die Druſen in den erſten Jahren des 17ten Jahrhunderts unter dem berühmten Emir Fakreddin (gewöhnlich Fakkardin) den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichten; allein dieſer wurde 1631 zu Conſtantinopel ſtrangulirt und obgleich man ihnen andere Fürſten gab, ſo kamen ſie doch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhm. Zwar machten ſie im Jahr 1773 noch einen Verſuch, in Vereinigung mit den Ruſſen ſich loszumachen; allein ſie mußten bald wieder in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie ſtehen jetzt unter Emirn (Fürſten), und dieſe wieder unter einem Groß-Emir, ſind der Pforte zinsbar, aber faſt ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt man ſie in zwei Gattungen: in Weiſe (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt, ſondern beſuchen chriſtliche und mohammedaniſche Kirchen, haben aber eigne Symbole und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am meiſten.

Drüſen, im thieriſchen und menſchlichen Körper, ſind weiche, lockere Theile, von glatter, ovaler oder länglicher Form und verſchiedener Größe. Sie bilden zwei Claſſen, die abſondernden (zuſammengehäuften), welche aus einer Menge kleiner, rundlicher Körner zuſammengeſetzt ſind, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen,

Digitized by Google

oder aus einer Verwickelung von zarten Aederchen gebildet werden, und eine besondere Flüssigkeit absondern, welche sich in mehreren Kanälen und zuletzt in einem Ausführungscanal sammlet und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hierher gehören die Speichseldrüsen im Munde, die große Magenspeicheldrüse (pankreas), die Brustdrüse, die Schleimdrüsen in der Luftröhre u. s. w. Die andere Classe besteht aus den Lymphdrüsen (zusammengewikkelten Drüsen), welche aus einer Verwickelung einsaugender Adern (Lymphgefäße) bestehen, deren allezeit mehrere kleinere in eine solche rundliche Drüse ein-, wenigere aber und größere aus ihr herausgehen, welche dann wieder zu den nächsten größern Drüsen hingehen, und zuletzt in den Brustgang (ductus thoracicus) sich endigen. Diese Drüsen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüssigkeiten zu veredeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. Assimilation). Hierher gehören die Gekrösdrüsen, die Leisten-Achsel-Halsdrüsen und v. a. m. In der Pflanzenlehre ist die Drüse (glandula), ein runder Körper an den Pflanzen auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleische, der zur Ausdünstung und Absonderung dient. 2. Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder gelbliche zähe Flüssigkeit aus der Nase und dem Munde läuft. Dabei sind die Drüsen an den Kinnbacken geschwollen, und es zeigen sich Beulen. Man sagt dann von der Drüse oder mit der Drüse (Druse) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüse ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüse ist diejenige, bei welcher sich der Ausfluß aus der Nase am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falsche Drüse verwandelt sich gewöhnlich in den Rotz.

Drusus, 1. Marcus Livius, Sohn des Marcus Drusus, der im Jahr Roms 631 zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun war, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin und Mutter des Cato von Utika war. Von Jugend auf unruhig und thätig, zeigte er sich im reifern Alter als einen Mann von Geist und großer Kraft, und besaß dabei eine hinreißende Beredsamkeit; aber er beachtete im Feuer seiner Thätigkeit zu wenig die Verhältnisse des Lebens und die gesetzlichen Formen des Staats; und das Gefühl seines Werthes, so wie seine ausschweifende Freigebigkeit verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten oder seiner nicht würdigen Handlungen. Zu seiner Zeit war Rom durch den Streit zwischen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche vorzüglich seit der Zeit der Gracchen auf das höchste gestiegen war, erregte die Eifersucht des Senats, der für sein altes, fast verlornes Ansehen eifrig kämpfte. Nachdem er das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußersten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenossen der Römer durch Versprechung des Bürgerrechts auf die Seite des Senats zu bringen gesucht hatte, trat er, im Vertrauen auf diesen Beistand, als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auf. In dieser Absicht schlug er vor, die erledigten Senatorenstellen mit Rittern zu besetzen, und diesen neuen Magistratspersonen das Recht der gerichtlichen Untersuchungen, welches seit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugestehen, so wie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerstande von beiden Seiten setzte er diesen Vorschlag auch durch. Allein theils die Eifersucht, mit welcher

noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu rasche und an Gewaltthätigkeit gränzende Art, auf welche Drusus die Vereinigung herbeigeführt hatte, erbitterte die Gemüther und brachte sie gegen ihn auf. Als er daher, seinem frühern Versprechen getreu, darauf antrug, den Bundesgenossen für ihre dem Senat geleisteten Dienste das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieses der Senat mit solchem Nachdruck, daß Drusus nichts bewirken konnte, und als er einst von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizustehen, begleitet aus der Volksversammlung in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieselbe von unbekannter Hand (wahrscheinlich durch einen vom Senat gedungenen Mörder) erstochen. Nach wenigen Stunden verschied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?" Sein Tod (ums Jahr Roms 661) brachte den schon lang gährenden Bundesgenossenkrieg zum Ausbruch. 2. Nero Claudius, ein Sohn des Tiberius Nero und der Livia (welche in der Folge die Gattin des Kaisers August wurde), und Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius. Als er Quästor war, wurde er mit seinem Bruder im Jahre 13 vor Christus zu einem Feldzuge gegen die Rhätier ausgeschickt, den er auch glücklich vollendete. Von hier ging er nach Gallien, und dämpfte den Aufstand, welcher in einigen Provinzen ausgebrochen war, schlug die Deutschen, welche jenseits des Rheins wohnten, ging über diesen Fluß, besiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Friesen den Römern zinsbar. Er war der erste römische Feldherr, der sich auf den nördlichen Ocean wagte. Als er nach diesen Feldzügen im Jahr 11 vor Christus wieder nach Rom kam, wurde er Prätor, kehrte aber schon im Frühjahre wieder nach Deutschland zurück, überwand mehrere Völker bis an die Weser, und legte mehrere Festungen an. Deshalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinern Triumphs (der Ovation) zugestanden und er zum Proconsul ernannt; auch legte ihm die Armee den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch August zu bestätigen nicht für gut fand. Im Jahr 9 vor Chr. ward er Consul, kehrte bald aufs neue nach Deutschland zurück, und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über diesen Fluß zu setzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen sey, ließ er daselbst Siegszeichen aufrichten. Auf seinem Rückzuge nach dem Rhein starb er aber (nach Einiger Nachricht an den Folgen eines Sturzes vom Pferde) noch in demselben Jahre, und im dreißigsten seines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yssel verbindet, war sein Werk, und auch der Ort Drusenheim im Elsaß, wo er einige Zeit sein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von seiner Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germanicus (der seinem Vater an Tapferkeit glich) und Claudius, welcher in der Folge Kaiser wurde. Rom verlor an dem Drusus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältnissen gleich brauchbaren Mann, und einen seiner redlichsten und edelsten Bürger.

Dryaden, in der Mythologie der arkadischen Griechen, Waldnymphen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Doch machen Einige den Unterschied, daß Dryaden überhaupt Waldnymphen, die Hamadryaden aber solche seyn sollen, welche als Beschützerinnen besondrer Bäume mit ihnen lebten und stürben. (S. Hamadryaden.)

Digitized by Google

Dryden (John), Esq., einer der fruchtbarsten englischen Dichter, mehr durch seinen correcten, gewandten und geschmackvollen Styl als durch poetische Kraft und Originalität berühmt, und das Muster vieler spätern englischen Dichter. Ein gesunder Verstand äußert sich bei ihm in einer gebildeten Sprache und Versification ohne Glanz und Fülle der Phantasie. Vieles hat er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er schon auf der Schule zu Westminster trieb. Dryden wurde 1631 zu Auldwinkle, einem Flecken in Northamptonshire, geboren. Er besuchte die Westminsterschule und die Universität Cambridge, wo er 1655 den Grad eines Baccalaur annahm. Sein erster Versuch: Heroic stanzas, zum Lobe Cromwells, erschien 1658 nach des Protectors Tode. Die Restauration der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den sie auf die Herzen der mehresten Britten äußerte, denn er schrieb bald darauf: Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty King Charles II. Im Jahr 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erstes Stück, the wild Galland, eine Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indessen nicht ab, noch 27 andere, theils Trauerspiele, theils Lustspiele, theils sogenannte Tragikomödien, theils Opern zu liefern. Man hält seine dramatischen Producte für die schlechtesten seiner Werke, weil sie zu sehr in dem ungeläuterten Geschmack des damaligen Publicums geschrieben sind. 1667 wurde sein Annus mirabilis gedruckt, ein historisches Gedicht, das nach D. Johnsons Urtheil zu seinen gefeiltesten Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung besaß. Um diese Zeit schrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den englischen Uebersetzungen dieser Schriftsteller vorgedruckt sind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Posten eines Poet-laureat, oder Hofdichters. Um jene Zeit erschien sein eleganter und lehrreicher Dialog: Essay on dramatic Poetry, der erste Versuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieser, wie überhaupt seine Abhandlungen und Vorreden in Prosa, sehr correct und geistvoll geschrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der englischen Kritik erworben. Er gewann ein so großes Ansehen, daß ihn die damaligen dramatischen Dichter, z. B. Lee, für den Richter der Bühne erkannten, und sich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke schreiben ließen. 1681 machte er seine merkwürdige Satire: Absalon and Ahitophel, bekannt. Sie ist gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet, und persiflirt viele der angesehensten Personen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jacobs II. Thronbesteigung trat er, weniger aus Ueberzeugung, als aus Politik, zur catholischen Kirche über, wofür ihn der König zu seinem Historiographen ernannte. Aus Eifer für seine neue Religion, und zu seiner Vertheidigung, machte er jetzt seine verrufene Fabel: the Hind and the Panther, bekannt, worin er die römische Kirche unter dem Bilde einer milchweißen Hirschkuh ihre Gerechtsame gegen die protestantische, welche als ein Panther vorgestellt wird, vertheidigen läßt. Die von Jacob II. herbeigeführten goldenen Zeiten der catholischen Kirche gingen bald vorüber. Unser Dichter büßte den Lorbeer ein; worauf er zur Schriftstellerei, als einem bloßen Erwerbsmittel, seine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an rüstiger als sonst, und zuweilen etwas fabrikmäßig, wie ein von Johnson angeführter und auch in der neuen Ausgabe der prosaischen Schriften Drydens ab-

Digitized by Google

gedruckter Contract beweiset, in welchem er sich anheischig macht, dem Buchhändler Johnson 10,000 Verse für 250 Guineen zu liefern. Indessen tragen doch alle seine spätern Producte das Gepräge seines großen Talents an sich. 1693 erschien sein Persius und Juvenal. 1697 gab er seinen Virgil heraus, der zu den meisterhaftesten Uebersetzungen gehört, die irgend eine neuere Nation aufweisen kann. Sein letztes Werk waren seine aus Homer, Ovid, Boccaz und Chaucer entlehnten, und theils übersetzten, theils modernisirten Fables ancient and modern, translated into verses with original poems. In dieser Sammlung steht seine gepriesene Ode: Alexander's feast, or the power of music, in honour of St. Cecilia's day, die von Händel 1725 vortrefflich componirt ist, und Pope's und Congreve's ähnliche Arbeiten weit hinter sich zurücklässt. Ramler hat sie 1770 übersetzt; auch hat man eine wohlgerathene Nachbildung derselben von Koregarten. Ueberhaupt sind seine lyrischen und satirischen Gedichte unstreitig die ausgezeichnetsten in der englischen Literatur dieser Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen sang. Dryden starb den 1. Mai 1701, und wurde in der Westminsterabtei zwischen Chaucer und Cowley beigesetzt. Auf seinem Monumente steht nichts als der Name Dryden.

Dschagatai, die freie Tatarei, welche das Truchmenenland, den Staat Chiwa, den thaschkenter Staat nebst Turkhestan, das Land der Karakalpaken, das Land der freien Kirgisen und die große Bucharei enthält. Seine Größe wird auf 50,000 Q. M. geschätzt.

Dschingis-Chan (auch Genghischan, Gingischan, Gengiscan, Djenguys-Khan u. s. w.). Dieser berühmte Eroberer war der Sohn eines mogolischen Hordenanführers mit Namen Yezonkai oder Yyzonkai, der zwar über 30 bis 40 Familien gebot, jedoch den Tartarchans oder Kins, die damals die östliche Tartarei und den ganzen nördlichen Theil von China beherrschten, Tribut zahlte. Dschingis-Chan wurde geboren im J. 559 der Hegira, oder 1163 — 64 nach Chr. Geb., und erhielt den Namen Temudjyn. Die früh entwickelten kriegerischen Anlagen und Talente des Jünglings waren von seinem Lehrer, Carachar, so gut ausgebildet worden, daß er im dreizehnten Jahre schon im Stande war, die Zügel der kleinen Herrschaft zu ergreifen, welche ihm nach dem Tode des Vaters, durch das Recht der Erstgeburt, gebührten. Die Oberhäupter der Stämme und Familien, welche dem jungen Khan unterworfen waren, glaubten, es würde ihnen leicht seyn, denselben zu verdrängen oder sich seiner Herrschaft zu entziehen. Sogleich aber führte er in Person 30,000 Mann gegen diese Aufrührer, und obgleich der Sieg in der ersten Schlacht unentschieden blieb, kehrte Temudjyn doch bald zurück und errang im zweiten Angriffe einen vollständigen Sieg. Nach dem Treffen theilte er unter die Officiere und Soldaten Belohnungen aus, wohin auch die Gefangenen gehörten, die als Sklaven behandelt wurden. Mehrere durch Rang und Einfluß besonders Ausgezeichnete aber wurden auf Befehl des Siegers in 70 Kessel mit siedendem Wasser geworfen; ein würdiges Vorspiel der zahllosen Gräuelthaten, wodurch er Asien bald in Schrecken setzen sollte. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte sich nunmehr wider ihn. Er aber fand einen mächtigen Beschützer in dem Großchan der keraitischen Mogolen, Namens Oung, der ihm sogar seine eigene Tochter zur Ehe gab. Dadurch ward ein Krieg mit einem

Digitized by Google

zurückgesetzten Nebenbuhler veranlaßt. Man traf zusammen, und es sollte eine große Schlacht geliefert werden am Fuße der Altaigebirge, als der Schwiegervater erschreckt durch die drohenden Gefahren sich eiligst in der Nacht zurückzog. Dschingis-Chan bemerkte jedoch in Zeiten den Abfall, und verschanzte sich sogleich zwischen Onon und Tula, von wo aus er den karaitischen Truppen Hülfe senden konnte, welche der Rache der Feinde preisgegeben waren. Diese Handlung des Edelmuths stellte den Frieden zwischen Schwiegervater und Eydam wieder her, der aber nicht von langer Dauer war. Im Jahre 1202 bekriegten sie einander förmlich, und nachdem Oung-Khan in einem Treffen mehr als 40,000 Mann verloren hatte, mußte er die Flucht ergreifen, auf der er auch das Leben verlor. Der Sieger fand jedoch einen neuen, furchtbaren Gegner in der Person Tayanks, des Oberhauptes der naimanschen Tartaren. An den Ufern des Altai traf man zusammen, Tayank wurde schon im Anfange des Gefechts verwundet, und starb auf der Flucht, nachdem er alle seine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niederhauen sehen. Dieses merkwürdige Gefecht sicherte dem Sieger die Oberherrschaft über einen großen Theil der Mongoley, und den Besitz der Hauptstadt Cara-Corom. Im Frühling des folgenden Jahres hielt er eine Art von Reichstag in Bloun Youldouk, seinem Geburtslande, wo sich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horden einfanden; diese Abgeordneten setzten ihm die Krone auf, und proclamirten ihn als Khacan oder Groß-chan im Angesichte des ganzen Heeres. Zugleich prophezeite ihm ein frommer Chaman, den die Mongolen sehr verehrten, daß er über die ganze Erde herrschen werde, und befahl ihm, sich fortan nicht mehr Temudjyn, sondern Dschingis-Chan zu nennen. In derselben Versammlung machte Dschingis-Chan auch ein bürgerliches und militairisches Gesetzbuch bekannt, das noch jetzt in Asien unter dem Namen: Yza Dschingis-Chany bekannt ist. Dieses Gesetzbuch ist auf den entschiedensten Monotheismus gegründet. denn Dschingis bekannte sich zu keiner bestimmten Religion; er gab keiner auch nur den entferntesten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Verdienst, ohne Unterschied des Glaubens, waren an seinem Hofe willkommen. Dschingis-Chan ließ auch viele oiguriſche, tibetanische, persische und arabische Bücher ins Mogolische übersetzen, ein Beispiel, welches von mehrern seiner Nachfolger nachgeahmt wurde, wodurch die Mogolen unter den gebildeten Nationen Asiens einen nicht unbedeutenden Rang gewannen. Durch die Prophezeiung bei Dschingis-Chans Krönung war der Geist der Truppen so angefeuert worden, daß er sie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. Das schöne und große Land der Oiguren im Mittelpunkte der Tartarei hatte längst seine Begierde gereizt. Dieses mehr durch literarische Bildung als kriegerische Talente sich auszeichnende Volk war leicht unterworfen, und durch diese Eroberung wurde Dschingis-Chan Herr des größten Theiles der Tartarei. Kurz darauf ergaben sich seiner Herrschaft mehrere tartarische Volksstämme, und im Jahr 1209 überstieg er die große Mauer, und sandte Truppen nach Leaotong, und Petscheli. Die Eroberung von China beschäftigte die Mogolen über drei Jahre lang; die Hauptstadt, damals Yen-king, jetzt Peking genannt, wurde im Jahr 1215 mit Sturm genommen und geplündert. Der Brand dauerte einen Monat. Die Ermordung von Gesandten, die Dschingis-Chan an den König von Kharizme gesandt hatte, lieh ihm

den längst gesuchten Vorwand gegen Turkestan loszubrechen. Er that es im Jahre 1218 mit einem Heere von 700,000 Mann. Das erste Zusammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentschieden. Dschingis-Chans Söhne zeigten sich durch Unerschrockenheit des Vaters würdig. Die Khorizmier verloren 160,000 Mann. Im J. 1219 drangen die Mogolen immer weiter. Den meisten Widerstand leisteten die beiden großen Städte Bokhara und Samarcand. Sie wurden erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200,000 Menschen kamen dabei um. Zu bedauern ist hier die Zerstörung der köstlichen Bibliotheken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Asien durch ihre gelehrten Anstalten berühmt war. Sieben Jahre hintereinander war Dschingis-Chan nur mit Morden, Plündern, Unterjochen beschäftigt, und dehnte seine Herrschaft bis an die Ufer des Borysthenes aus, wo auch der Großherzog von Kiow und der Herzog von Tchernikow gefangen wurden. In China hatte er einstmals alle Landbewohner wollen umbringen lassen, um die bestellten Fluren in Viehweiden zu verwandeln, und weniger Menschen ernähren zu müssen, die nicht zum Kriege taugten. Allein einer seiner Räthe, Tletchusay widersetzte sich muthig dieser Maßregel. Dieses bestimmte den Eroberer einige Zeit nach Cara-Coram, seiner eigentlichen Hauptstadt, zurückzukehren. Hier kam ihm seine Familie bis an die Ufer des Flusses Tula entgegen, und empfing ihn mit ausgezeichneten Freudensbezeigungen. Er zeigte sich nicht ohne Gefühl dafür. Von seinen zahlreichen Enkeln ließ er zwei nach einem von ihm selbst entworfenen Plane erziehen. Im Jahre 1225, wo er bereits älter als 60 Jahre war, zog er noch in Person an der Spitze aller seiner Heere gegen den König von Tangut, der zwei Feinden der Mogolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte, und sie durchaus nicht ausliefern wollte. Die Mogolen zogen durch die große Wüste von Kobi im Winter 1220 und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo ihnen ein Heer von 500,000 Mann sich entgegen warf. Auf einem von dem Caramoran gebildeten gefrornen See lieferte Dschingis-Chan dem Feinde eine große Schlacht, worin dieser gänzlich geschlagen wurde und über 300,000 Mann verlor. Einige Zeit verweilte der Sieger in den neueroberten Provinzen, von wo aus er zwei seiner Söhne abschickte, um die Eroberung des nördlichen China zu vollenden. Indessen wurde die Belagerung der Hauptstadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgesetzt. Die Stadt erlag endlich und hatte mit andern gleiches Schicksal. Alles wurde mit Feuer und Schwert verheert. Allein die Gründung einer mogolischen Dynastie in China war dem Enkel Dschingis-Chans erst aufbehalten. Bei diesem letzten Unternehmen fühlte Dschingis-Chan die Annäherung seines Todes. Er berief seine Kinder zusammen, empfahl ihnen Eintracht, und gab ihnen die weisesten Rathschläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ, und die ein Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge ausmachten. Er starb umgeben von den Seinigen im Schooße des Sieges den 24. August 1227 im 66sten Jahre seines Alters, und dem 22sten seiner Regierung. Das Daseyn dieses Eroberers hatte dem Menschengeschlechte wenigstens fünf bis sechs Millionen Individuen jedes Alters und Geschlechts gekostet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunst, kostbaren Manuscripten, die sich in den Städten Balk, Bokhara, Samarcand, Peking und anderen befanden,

Digitized by Google

vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er gestorben war, unter einem Baum begraben, der sich durch seine ungeheuern Aeste auszeichnete. Er hatte sich diesen Ort selbst zum Begräbnißplatze gewählt. Ehe er starb, theilte er seine Staaten unter die 4 Prinzen, die er von der ersten seiner vier rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer Theil seiner Staaten ging aber auf Kublai über, den man als den Stifter der mogolischen Dynastie in China zu betrachten pflegt.

Dualismus, Dualist. 1. Die philosophische Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als ursprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, nämlich des Idealen und Realen (oder des Wissens und Seyns), oder der materiellen und der denkenden Substanz, gründet und zurückführt, heißt der Dualismus. Sie kann dogmatisch, kritisch oder skeptisch seyn. Im engern Sinne beschränkt man den Dualismus auf die Annahme zweier verschiedenen Principien im Menschen; dieses ist der (metaphysisch) psychologische Dualismus. Wer dieser Ansicht zugethan ist, heißt Dualist. Wer insbesondere die Verschiedenheit und den Gegensatz beider Principien (auch selbst Dualismus genannt) nur annimmt, in sofern er dem Bewußtseyn erscheint, heißt empirischer, wer diesen Gegensatz auch außer unserm Bewußtseyn für wirklich hält, transscendentaler Dualist. Dem Dualismus steht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus ist. Der Dualismus war schon vor Christi Geburt in den Religionen des Orients herrschend. 2. In der Theologie heißt Dualismus die Lehre derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zusprechen.

Dublin, die Hauptstadt des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bai und vom Listy durchströmt, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, und über welchen sieben Brücken führen, worunter die Esser-, die Königin- und die Carlislebrücke die vorzüglichsten sind, hat 15,600 Häuser und 180,000 Einwohner. Eine schöne Allee (Circular Road) umgibt die ganze Stadt, welche fast zirkelförmig gebaut ist. Dem größern Theil nach gehört Dublin zu den schönern Städten Europens, indem man breite regelmäßige, vortrefflich gepflasterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe zierlich gebaute Häuser und schöne Plätze darin antrifft. Unter den Letztern zeichnet sich vorzüglich des Heiligen Stephans Grün (St. Stephens Green) aus, ein großer viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildsäule Georgs II. geziert ist. Hingegen die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, ist mit hüttenähnlichen Häusern angefüllt, und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die schönsten Gebäude der Stadt sind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Palast des Herzogs von Leinster; das Dreifaltigkeitskollegium, das einzige Kollegium der dasigen Universität, ein schönes oder eigentlich mehrere Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen und eine Bibliothek, Museum, anatomisches Theater ꝛc. sich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus, das schönste im ganzen brittischen Reiche; die prächtige Börse und die von Quadersteinen

Digitized by Google

erbauten großen Kasernen, welche 6000 Mann fassen können. Außer der Universität findet man hier eine königliche Akademie der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues und andere wissenschaftliche Anstalten. Sehr zahlreich sind auch die milden Stiftungen. Manufacturen hat zwar die Stadt viele, aber wenige sind, die ihr Geschäft ins Große treiben. Die vornehmsten bestehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Whiskybrennereien. Ausgebreiteter und wichtiger ist der Handel, indem Dublin der Mittelpunkt des ganzen irländischen Handels ist. Der Hafen vor der Bucht von Dublin wird durch einen mit großen Kosten aus Granitsteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieses Steindammes befindet sich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Kanal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der durch die Provinz Leinster geführt ist, und sich mit dem Shannon vereinigt. Zu den Spaziergängen um die Stadt gehört der Phönixpark, eine Anlage von großem Umfange.

Dublone, auch Doppia, eine spanische Goldmünze, die ungefähr einen Louisd'or gilt.

Dubois (Guillaume). Dieser durch alle Eigenschaften eines unternehmenden Intriguants ausgezeichnete Mann, der als erster und unumschränkt herrschender Minister des Herzogs von Orleans, während dieser Regent von Frankreich war, und als Cardinal der römischen Kirche starb, nachdem er ganz Europa durch die seltene Kunst unglaublicher Schlauheit in Erstaunen gesetzt hatte, war der Sohn eines Apothekers in einem kleinen Städtchen der Provinz Limousin und den 6. Sept. 1656 geboren. In einem Alter von zwölf Jahren kam er nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St. Michel studirt hatte, die Stelle eines Hauslehrers in verschiednen Häusern. Durch seine Verbindungen wurde er mit dem Unterhofmeister des Herzogs von Chartres, dem Herrn von St. Laurent bekannt. Als dieser schwach zu werden anfing, ließ er sich von Dubois unterstützen, und dieser wußte sich bald die ganze Zuneigung seines Zöglings zu erwerben. Er wurde nach St. Laurents Tode an dessen Stelle gewählt. Von nun an spielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines Gelegenheitmachers für die Ausschweifungen des jungen Herzogs. Ludwig XIV. wünschte diesen seinen Neffen mit seiner legitimirten Tochter dem Frl. de Blois zu vermählen. Monsieur, Ludwigs Bruder, war gewonnen, aber dessen Gemahlin zu stolz zur Einwilligung in diese Ehe. Dubois sollte sie und den jungen Prinzen für Ludwigs Plan gewinnen. Es gelang seiner Schlauheit, und sein Lohn war die Abtei St. Just in der Picardie. Dies der erste Schritt auf der Bahn seiner unersättlichen Ehrsucht. Ludwig, der seine Talente bei jener Gelegenheit kennen gelernt hatte, erlaubte ihm sich nach London zum französischen Gesandten, dem Herrn von Tallard zu begeben. Hier nannte er sich Chevalier Dubois, und wußte sich durch Saint-Evremont einige vorzügliche Bekanntschaften zu verschaffen. Besonders schloß er sich an den Lord Stanhope an, dessen Freundschaft in der Folge die Quelle seines fernern Glückes wurde. Beim Gesandten konnte er sich nicht behaupten. Er kehrte nach Frankreich zurück und wurde bald unter dem bescheidenen Titel eines Secretairs der geheime Rath des Herzogs von Orleans und höchste Vorsteher des herzoglichen Hauses. Er kämpfte hier glücklich

Digitized by Google

mit vielen Hindernissen und Feinden. Im J. 1715 übernahm der Herzog die Regentschaft, und jetzt wagte Dubois die ausschweifendsten Hoffnungen zu nähren. Aller Gegenwirkungen der einflußreichsten Personen ungeachtet erhielt er vom Herzoge die Ernennung zum Staatsrathe. Da die Intriguen des spanischen Hofes, den damals der Cardinal Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten und dieser auf mächtige Verbündete bedacht war, richtete Dubois seine Blicke auf England, und erbot sich zu geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm seine Bekanntschaft mit Lord Stanhope. Er wußte Georg's I. Abneigung gegen die Person des Regenten zu überwinden, und brachte die dreifache Alliance von 1717 zwischen Frankreich England und Holland zu Stande. Man hat behauptet, Dubois habe sich zu dieser Zeit an England verkauft gehabt, es ist aber unerwiesen. Ja er mußte selbst erkaufen, um zum Ziele zu kommen. Als Lohn erhielt Dubois vom Regenten die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und in diesem Posten wußte er sich das Vertrauen seines Herrn im höchsten Grade zu verdienen. Jetzt strebte der Minister auch nach den höchsten Würden der Kirche. Das Erzbisthum von Cambray wurde erledigt und Dubois wagte es den Regenten darum zu bitten, ob er gleich noch nicht einmal Priester war. Der Regent erstaunte über diese Freiheit, allein als der König von England sich selbst für Dubois verwandte, erreichte dieser seinen Wunsch, und erhielt an einem Morgen alle Weihen der Kirche in der Kapelle von Triel bei Poissy. Wenige Tage darauf wurde er mit ungewöhnlichem Pompe, in Gegenwart des Regenten und aller Großen des Reichs, in der Kirche von Val de Grace zum Erzbischof geweiht. Jetzt fehlte ihm noch der Cardinalshut. Auch diesen wußte er durch die schlauesten Mittel zu erreichen, und nun ließ er sich den 20. Aug. 1722 zum Premierminister erklären. Seine Macht hatte keine Grenzen mehr, selbst der Regent mußte ihr weichen. Indessen fühlte sich der allmächtige Minister doch oft sehr unglücklich und wünschte im Unmuth, daß er noch mit 400 Livres in einem Dachstübchen leben könnte. Seine grenzenlosen Ausschweifungen führten ihn früh an den Rand des Grabes. Er konnte kaum noch gehen und in den Wagen steigen, und doch setzte er sich einst, um der militairischen Ehrenbezeugung zu genießen, bei einer Revüe zu Pferde; allein hier zog er sich einen innern Schaden zu, der eine Operation nöthig machte, woran er den 10. Aug. 1723 starb. Der Duc de St. Simon hat folgendes Bild von ihm entworfen, dessen Treue seine Zeitgenossen verbürgen: Dubois war ein kleiner, magerer, schmaler Mann mit einer Luchsmiene. Alle Laster, Treulosigkeit, Geitz, Wollust, Ehrsucht, die niedrigste Schmeichelei, stritten sich in ihm um die Oberherrschaft. Er log so, daß er selbst noch läugnete, wenn man ihn auf der That ertappt hatte. Trotz einem erkünstelten Stottern, woran er sich gewöhnt hatte, um sich Zeit zu lassen, Andere zu durchschauen, würde seine belehrende, geschmückte, angenehme Unterhaltung ihn sehr beliebt gemacht haben, wenn dies alles nicht verdunkelt worden wäre durch einen Dunst von Falschheit, der aus allen seinen Poren hervordrang und seiner Heiterkeit das Erfreuende benahm. Uebrigens arbeitete er, seines großen Hanges zu geheimen Ausschweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein Vermögen war ungeheuer, und seine Einkünfte beliefen sich in die Millionen. Sein Andenken war verhaßt und verspottet. Seine Grabschrift selbst ist eine

Digitized by Google

Satire, denn, nach Aufzählung aller seiner Aemter und Würden, heißt es: Solidiora et stabiliora bona, viator, mortuo precare!

Dubos, eigentlich Du Bos (Jean Baptiste), einer der ersten französischen Aesthetiker, welcher die Theorie der Künste unter den Franzosen durch seine Vergleichung der Poesie und Malerei (Réflexions sur la poésie et sur la peinture, Paris 1719, 6te Ausg. 1755 in 3 Bänden, übersetzt von Funk 1769 und mehrmals; die beiden ersten Theile auch Copenhagen, 1760. 8.; der dritte, welcher eine Digression über die theatralischen Vorstellungen der Alten enthält, von Lessing übersetzt in seiner theatr. Bibliothek 3. St.) bereicherte. Er war geboren zu Beauvais 1670, studirte hier und zu Paris, wurde 1695 in dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Minister Torcy angestellt, welcher ihm die Besorgung wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, England und Holland übertrug. Auf diesen Reisen sammelte er vorzüglich seine Erfahrungen über die Künste, welche er in jenem Werke aufstellte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er ein Canonicat, eine Pension und 1722 die Stelle eines beständigen Secretairs der französischen Akademie. Aber auch als Geschichtschreiber hat er sich durch seine Histoire de la ligue de Cambrai (Paris 1721 2 Vol. 12.) und seine Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules. (Amst. 1745. 2 Vol. 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftsteller, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Er starb zu Paris 1742.

Ducange, s. Dufresne.

Ducaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutschland eine Goldmünze, welche sonst in gutem Gelde 2. Rthlr. 18 bis 20 Gr., jetzt aber gewöhnlich 3 Thlr. und einige Groschen darüber gilt. In Italien und Spanien gibt es silberne Ducaten von geringerem Werth von 1 Rthlr. 1 bis 10 Gr. In der Schweiz werden die Ducaten Schildfranken genannt. Die holländischen Ducaten, die in großer Menge ausgeprägt werden, sind die üblichsten im Handel, und fast in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden und besonders in Rußland pflegten sonst alle Waaren und Geldgeschäfte in holländischen Ducaten regulirt zu werden. Die Exportation von holländischen Ducaten ist daher für Holland ein sehr wichtiger Handelszweig. Den Ursprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennatischen Duca (Fürsten) im sechsten Jahrhundert ab, oder von der Umschrift der venetianischen Ducaten: Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus.

Ducaton, 1. eine holländische Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefähr 6 Thlr.; und eine Silbermünze, ungefähr 1. Thlr. 17 Gr.; die erstere ist eine Nationalmünze, die nur im Lande circulirt, die Silberducatons aber werden vorzüglich im Handel in Ostindien gebraucht; 2. eine französische Silbermünze (einen halben Ducaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), so viel als einen Laubthaler; daher auch der verstümmelte Name dicke Tonne; 3. eine (mailändische) Münze von ohngefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne, oder Du Chesne (André), lateinisch Chesnius, Duchenius, Quercotanus, ein berühmter französischer Geschichtsforscher und Sammler, welchen man wohl den Vater der Geschichte Frankreichs genannt hat. Er ward geb. 1584 zu Isle Buchard in Touraine, studirte zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen

und Historiographen ernannt, und starb 1640. Vorzüglich wichtig ist seine große Sammlung französischer Geschichtschreiber (Historiae Francorum scriptores, 5 B. Fol., denen sein Sohn François Duchesne den 4ten und 5ten aus seines Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortsetzung die französischen Regierungen in neuern Zeiten mehrmals aufgefordert haben; seine Scriptores rerum Normannicarum ab a. 838 — 1220; und seine vielen genealogischen Werke, durch welche er die Geschichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl seiner Schriften ist überhaupt sehr groß, einige gab sein Sohn nach seinem Tode heraus. Mehr als hundert Folianten soll er noch in Handschrift hinterlassen haben.

Duchesnoy (Demoiselle), die erste tragische Schauspielerin des Théatre-français in Paris, ist 1786 bei Valenciennes geboren, und ward in ihrem dritten Jahre zu einer Schwester nach Paris gethan, die ihr eine, der Wohlhabenheit, in welcher sie lebte, angemessene Erziehung gab. Früh zeigte sich der Dem. Duchesnoy Liebe zur Kunst. Trotz den Mißbilligungen ihrer Schwester, waren Corneille, Racine, Voltaire ihre steten Begleiter; man sah sie oft in Declamations- und Attitüdenübungen begriffen, und bald bildete sie ihr ausgezeichnetes Talent unter Legouvé's geschickter Leitung völlig aus. Im Sept. 1803 betrat sie zum ersten Male als Phädra die Bühne, und erhielt die Bewunderung des Publicums. Ihr Ruf war bald gegründet. Sie hat eine Nebenbuhlerin des allgemeinen Beifalls an der Dem. Georges, die ihr an Schönheit überlegen ist und an Kunstfertigkeit sehr nahe kömmt. Kenner weisen jedoch in der tragischen Darstellung (sie spielt nur Liebhaberinnen und Heldinnen, die sogenannten Princesses im Trauerspiel, nie Rollen im Lustspiel) ihr unbedingt den ersten Platz an. Ihre vortheilhafte Gestalt, der Zauber ihres Organs und das Abgerundete, Geregelte und stets den eigenthümlichen Geist, den der Dichter in die Rolle gelegt, lebendig Offenbarende ihrer Erscheinung verwischt die wenigen sogenannten Manieren, die ihr ankleben, und von denen kein dramatischer Künstler frei ist, und bringt ihre Darstellung der Vollkommenheit nahe.

Duchoborzy, s. Griechische Kirche.

Dücis (Jean François), ein ausgezeichneter neuerer dramatischer Dichter der Franzosen, war 1733 in Versailles geboren. Er begann seine theatralische Laufbahn mit einem Trauerspiel Amelise, das aber durchaus mißfiel. Er war überhaupt mit ganz eigenen Arbeiten nicht glücklich, wogegen ihm die Bearbeitungen, besonders Shakespear'scher Stücke, für die franz. Bühne sehr wohl gelangen. Dücis war es, der gewissermaßen Shakespeare auf der französischen Bühne einheimisch machte. Er bearbeitete Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo und Julie, und noch einige andere Stücke Shakespeare's, die aber weniger Glück machten. Von seinen eigenen Arbeiten ist nur Abufar auf dem Repertoire geblieben. 1778 wurde er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann war er als Secretär bei dem jetzigen König von Frankreich, Ludwig XVIII., angestellt. Er blieb diesem unter allen Verhältnissen treu ergeben und lehnte die 40,000 Livres jährlich eintragende Stelle eines französischen Senators unter Bonaparte ab, und zwar zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. versüßte sein Alter. Höchst entzückt aber war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige seiner eignen Verse recitirte. „Ich bin

Digitized by Google

glücklicher, sagte er, als Boileau und Racine; sie recitirten ihre Verse Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen." Er starb den 31. März 1816.

Duclos (Charles Pineau), ein berühmter französischer Schriftsteller, wurde 1704 zu Dinant geboren. Er erhielt zu Paris eine gute Erziehung, und machte frühzeitig seine gelehrten Kenntnisse geltend. 1739 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und 1748 Mitglied und bald darauf beständiger Secretär der französischen Akademie. Ob er sich gleich häuslich zu Paris niedergelassen hatte, so wählte ihn doch seine Vaterstadt 1744 aus Achtung zu ihrem Maire. Noch größere Ehre widerfuhr ihm im Jahr 1755. Die Stände von Bretagne erhielten nämlich zur Belohnung des Eifers, den sie für das Wohl des Königreichs bezeigt hatten, den Befehl, diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, die sich der königlichen Gnade am würdigsten gemacht hätten. Duclos wurde einstimmig unter diese Zahl gerechnet, und in den Adelstand erhoben. Nicht lange vor seinem Tode wurde er an Voltaire's Stelle zum Historiographen von Frankreich ernannt. Er starb zu Paris 1772. Duclos ist als Romanendichter, Charakteristiker, Memoirenschreiber und Grammatiker rühmlich bekannt. Zu seinen besten Romanen gehören die Confessions du Comte de B*4 (1741. 12.), und zu den besten Memoiren seine Mémoires sur les moeurs du XVIIIme siècle (1751. 12.). Dies Werk enthält feine und treffende Bemerkungen, besonders über das weibliche Geschlecht und über die Liebe. Hieran schließen sich seine Considérations sur les moeurs de ce siècle (1749. 12.) in der Manier der Caractères de Bruyère, voll geistreicher treffender Charakterzeichnung und tiefer Menschenkenntniß. Auch seine Histoire de Louis XI. ist ein schätzbares Werk. Den größten historischen Werth haben seine Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et XV. Dies Werk arbeitete Duclos als Historiographe de France aus. Es erschien erst 1791 (in 2. Vol. 8. verdeutscht von L. F. Huber, Berlin 1791). Endlich hat er sich auch in seinen Remarques sur la grammaire générale de Portroval (1754. 12.) als Sprachforscher ausgezeichnet. Seine Werke hat Desessart gesammelt: Oeuvres complètes de Duclos, Paris 1800. 10 Vol. 8. Der letzte enthält ein Fragment einer Selbstbiographie. In den 1818 erschienenen interessanten Mémoires de Mad. d'Epinay lernt man Duclos Charakter von einer nicht günstigen Seite kennen.

Du-Deffand (Marie de Vichy Gamrond, Marquise.), geb. 1697 aus einer edlen Familie in Bourgogne, ward in einem Kloster zu Paris erzogen, und entwickelte schon in zarter Jugend die liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften, die ihr einen Namen gemacht haben. Ihre Aeltern verheiratheten sie 1718 an den Marquis Du-Deffand; doch war diese Ehe nur von kurzer Dauer. Als der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Livres verschaffte, ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden. Man beschuldigte sie einer Theilnahme an den Galanterien des damaligen französischen Hofes, und daß sie einige Zeit lang der Gegenstand der Leidenschaft des Regenten, Herzogs von Orleans, gewesen sey. Doch entschuldiget man sie auf der andern Seite, und bewundert, daß sie bei solcher Jugend, mitten im Strome der ausgelassensten Vergnügungen,

Digitized by Google

rings umgeben von den verführerischsten Beispielen der größten Sittenlosigkeit, aus diesem Sturme aller Leidenschaften doch die Liebe zur Offenheit und Wahrheit gerettet hat, und das lebhafte Gefühl ihrer eigenen Fehler und Schwächen. Und aus demselben Gesichtspunkte betrachtet man auch ihr vertrauliches Verhältniß mit dem Präsidenten Henault, das bis zu dessen Tod (1770) währte. An dem glänzenden Hofe der geistreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam sie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiselle Delaunay und Madame de Staal in nahe Berührung. Doch fortgerissen von den Reizen der Hauptstadt, gab sie Sceaux wieder auf, und suchte sich hier durch den Umgang mit den größten und ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes, die sie in ihrem Hause versammelte, zu entschädigen. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Bouillers, Pont-de-Vesle, Henault, die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog von Choiseul, der Marquis Beauveau, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und Andere mehr bildeten den Cirkel, in dessen Mitte die Marquise Du-Deffand durch Anmuth und Verstand entzückte. Doch es überfiel sie ein großes Uebel. Sie ward blind. Durch dies Unglück litt indeß der Leibreiz ihrer schönen Züge nicht, und sie war schon alt, als man sie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Während ihrer Blindheit erweiterte sich der Kreis ihrer Freunde um sie her; im Jahre 1765 machte Horace Walpole ihre Bekanntschaft. Es kann nichts reizenderes geben, als ihre Briefe an diesen Freund, die Ergüsse ihrer stilleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinasse und gegen d'Alembert. Mit der Lespinasse schloß sie einen schönen Bund der Freundschaft; sie machte ihr den Antrag, obwohl sie ihr an Jahren sehr ungleich war, als Gesellschafterin bei ihr zu leben und beide bezogen die Gemeinde des heiligen Joseph, von der berühmten Montespan gestiftet; nach einem zehnjährigen Zusammenseyn (1764) trennten sie sich aus einer Art geistigen Eifersucht, nach Marmontel auf eine nicht ganz freundschaftliche Weise. Unter den interessantesten Verhältnissen, in steter Verbindung mit den merkwürdigsten Menschen ihrer Zeit und in ununterbrochener Correspondenz mit den Entfernten verflossen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 30 Jahre, bis im 84sten ihres Lebens ein sanfter kampfloser Tod sie der Erde entrückte (24. September 1780). Sie ward nach ihrem Wunsche in der Kirche St. Sulpice ohne alle Feierlichkeiten begraben. Was Personen in ihrer Lage oft werden, bigott, war sie nie, und sie würde noch glücklicher gewesen seyn, wenn sie religiöser Gefühle fähig gewesen wäre, aber schon in ihrem sechszehnten Jahre, als Pensionärin im Kloster, äußerte sie Zweifel gegen das System der Religion, in der sie erzogen ward, welches schon damals ihre Aeltern sehr beunruhigte; sie sandten den berühmten Massillon zu ihr, um sie zu bekehren. „Aber (schreibt Walpole) der Prälat erstaunte mehr über ihren Verstand und ihre Schönheit, als über ihre Ketzerei.“ Die Memoiren der Madame Necker enthalten sehr anziehende Anecdoten und Bemerkungen von und über die Du-Deffand. Ihre Briefe, Gedichte, Epigrammen und andere Kleinigkeiten sind in verschiedenen Ausgaben gesammelt. Ihre Briefe an Walpole sind im Jahr 1812 in vier Bänden zu Paris erschienen.

Digitized by Google

Duenna heißt in Spanien eine Matrone oder bejahrte Dame, welche über junge Frauenzimmer die Aufsicht führt und ihnen zur Gesellschafterin und Begleiterin dient.

Duell, s. Zweikampf.

Duero oder Douro (sonst Durius), einer der Hauptströme in Spanien, entspringt auf der Gränze von Aragonien auf dem Gebirge Zubeda in Alt-Castilien, nicht weit von der alten Stadt Numantia; er trennt Castilien von Leon und Asturien, und Gallizien von Portugal. Sein Lauf erstreckt sich auf 120 Meilen; er fließt durch Leon und Portugal, nimmt auf seinem Laufe viele Flüsse in sich auf, und ergießt sich nicht weit von der portugiesischen Stadt Porto in das atlantische Meer.

Duett, ein Tonstück (eigentlich ein kleines), welches zwei verschiedene Hauptstimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder eine, oder auch mehrere begleitende Baß- und Mittelstimmen haben. Im erstern Falle ist zugleich der Satz ein zweistimmiger Satz. Ist das Tonstück ein Instrumentalstück, so nennt man dasselbe insbesondere ein Duo, es mag eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung haben oder nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. s. w. ein Tonstück mit zwei Hauptsingpartien. Das Duett ist concertirend, wenn der Hauptgesang in den Stimmen abwechselt, so daß die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbesondere des zweistimmigen Satzes, so wie der Regeln des doppelten Contrapunktes um so unentbehrlicher ist, da bei zwei Stimmen jede falsche Gegeneinanderstellung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieselbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedeckt werden kann. Der Vortrag des Duetts ist nicht minder delicat, und setzt voraus, daß sich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, sich gegenseitig nach einander richten, damit die vollkommenste Einheit, welche nur möglich ist, harmonisch versinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne, 1. (Charles) Herr von Cange, daher auch oft Ducange genannt, ein berühmter französischer Literator, und um die Geschichte des Mittelalters, namentlich aber um die Geschichte seines Vaterlandes, so wie um die byzantinische Geschichte, vorzüglich durch die Herausgabe und Erläuterung mehrerer byzantinischen Historiker sehr verdient. Er wurde 1610 auf einem Landgute bei Amiens geboren, und stammte aus vornehmer Familie. Den Wissenschaften widmete er sich in dem Jesuitercollegio daselbst, nachmals zu Orleans und zu Paris. An letzterem Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeister zu Amiens, von wo ihn eine Pest 1668 wiederum nach Paris vertrieb. Hier widmete er sich ganz der Literatur und gab seine großen Werke, namentlich seine Glossarien für die mittlere und neuere Gräcität und Latinität, seine Historia Byzantina illustrata (1680 Paris), die Annalen des Zonaras, seine Numismatik des Mittelalters und viele andere bedeutende Werke heraus. Er starb 1688. Sein Leben hat Renaudot beschrieben. 2. Abraham Alexis Quinault, einer der größten französischen Schauspieler, debutirte noch sehr jung als Arzt in der Electra des Crebillon (1772). Von Natur herrlich ausgestattet, vervollkommnete er sein Talent in der Schule Ponteuils und stellte den nach des großen Baron Abgang verfallenen Geschmack in der Declamation wieder her.

Digitized by Google

Dufresny (Charles Reviere), geb. zu Paris 1648. Er war ein Urenkel der unter dem Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Heinrichs IV. auf sich gezogen hatte. Ohne je studirt zu haben, vereinigte er mit vielem Geschmack für die Künste ausgezeichnete Talente, besonders für Musik und Zeichnen. Unübertrefflich war er in der Kunst, Gärten anzulegen. Dies verschaffte ihm die Anstellung als Aufseher der königlichen Gärten und das Privilegium zu einer Spiegelglas-Manufactur. Der unbeschreiblich verschwenderische Dufresny trat dies Amt für eine mittelmäßige Summe an einen andern ab, und verkaufte zu gleicher Zeit eine von Ludwig XIV. ihm lebenslänglich ausgesetzte Rente von 3000 Liv. Dufresny verließ jedoch den Hof, nachdem er alle seine Chargen verkauft hatte. Er konnte sich dem Zwange zu Versailles nicht unterwerfen, denn er liebte die Ungebundenheit in dem Grade, daß er stets vier Zimmer auf einmal inne hatte, damit, suchte man ihn in dem einen, er sich in ein anderes flüchten konnte. In Paris arbeitete er im Verein mit Regnard für das Theater, und man kann ihm große Menschen- und Sittenkenntniß, Feinheit und Anstand nicht absprechen; nur erreichte er nicht die Heiterkeit und Lebendigkeit des Vortrags, und die Stärke im Komischen, wie Andere seiner Zeit. Doch gehören seine Lustspiele zu den vorzüglichen Conversationsstücken der Franzosen, und zeichnen sich durch die Kunst aus, das Lächerliche der Charaktere, auch wo es im Leben nicht auffällt und bemerkt wird, hervorzuheben. Im Jahr 1710 erhielt Dufresny das Privilegium über den galanten Merkur. Seine Werke sind in sechs Bänden zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thln. 12.) erschienen und gewähren eine aufheiternde Lectüre. Er war zweimal verheirathet. Uebrigens hatte Dufresny ein ungeheures Glück in allen Verlegenheiten. Als er zuletzt ohne alle Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten (Herzog von Orleans) eine Bittschrift und Law mußte ihm auf des Prinzen Befehl 200,000 Franken zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, das unter dem Namen: „das Haus des Plinius" bekannt ist. Er starb zu Paris den 6. Oct. 1724.

Dugazon, Schauspieler beim Théâtre françois in Paris, dessen Andenken gleich dem von Baron, Préville, Le Kain lange fortleben wird. Préville, der größte Komiker, den die französische Bühne gekannt hat, glänzte noch in seiner ganzen Glorie, als Dugazon 1772 angenommen wurde, ihn zu doubliren (s. Double). Dieser war aber mehr für das Niedrigkomische geeignet, als für das Höhere, in welchem Préville einer der größten Meister war. Dugazon hatte zugleich viel Talent zum Improvisiren, und er gebrauchte und mißbrauchte dasselbe auf der Bühne bis zur höchsten Kühnheit und Unverschämtheit. Man hat eine ganze Sammlung seiner Witzworte. Beim Ausbruch der Revolution schloß er sich, sehr im Gegensatz mit seinen Cameraden, die fast sämmtlich royalistisch gesinnt waren, deßhalb auch alle eingesperrt wurden und auf dem Punkt standen, in Masse guillotinirt zu werden, an die Anarchisten an, ward Santerre's Adjutant, und machte alle Ausschweifungen dieser Zeit mit. Späterhin mußte er beim Publicum sehr dafür büßen und starb endlich 1809 in einem hohen Alter. Er hat auch eine Anzahl kleiner Theaterstücke geschrieben, die sich aber sämmtlich nicht auf der Bühne erhalten haben.

Dughet (Guaspre), ein berühmter Maler, ein Schüler Pouss-

Digitized by Google

sins, der sein Schwager war. Er war 1613 zu Rom geboren, und seinen landschaftlichen Darstellungen lagen meistens Ansichten von Rom oder den umliegenden Gegenden zum Grunde, auch wußte er sie sehr passend und bedeutsam zu staffiren. In dieser Gattung aber war er so groß, daß er nebst den gleichzeitigen Salvator Rosa und Claude Gelée (oder Lorrain) zu dem Triumvirat der größten Landschaftsmaler gerechnet wird. Er starb 1675.

Duguay-Trouin (René), einer der größten und berühmtesten Seemänner seines Zeitalters. Er war geboren im J. 1673 zu St. Malo als der Sohn eines reichen Kaufmanns und geschickten Seemanns. Sein Vater wollte ihn zum Geistlichen bilden, sah sich aber genöthigt, diesen Vorsatz, der des Sohnes Neigung entgegen war, aufzugeben. Frankreich, England und Holland waren eben im Krieg begriffen, und da Duguay's Familie ein Fahrzeug von 18 Kanonen ausrüstete, machte er auf demselben im J. 1689 seinen ersten Seezug. Sein dabei bewiesener Muth bewog seine Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von vierzehn Kanonen anzuvertrauen. An die Küsten von Irland verschlagen, benutzte er diesen Zufall, nahm ein Schloß ein und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, zwei Schiffe. Einst ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Liebe einer Engländerin; sie verschaffte ihm die Freiheit und Frankreich erhielt einen Helden zurück. Kurz nach seiner Rückkehr machte er abermals einen Kreuzzug nach den englischen Küsten und nahm zwei Kriegsschiffe. Jetzt in seinem 21sten Jahre erregte er die Aufmerksamkeit des Gouvernements. Ludwig XIV. sendete ihm einen Degen. Er verfolgte seine betretene Bahn; englische und holländische Schiffe an den irländischen und spanischen Küsten wurden seine Beute. Im Jahr 1696 eroberte er einen großen Theil einer unter Wassenäer ausgelaufenen holländischen Flotte. Er befestigte sich immer mehr in der Gunst des Königs. Als er einst bei dem Bericht über ein Gefecht erzählte, daß er das Schiff „der Ruhm" befehligt habe, ihm zu folgen, antwortete Ludwig XIV.: „er wird Euch treu seyn!" Im Jahr 1697 kam er zur königlichen Marine mit dem Titel eines Capitains. Im spanischen Kriege zeichnete er sich aufs neue so aus, daß ihn der König in den Adelstand erhob, „denn er habe (so hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahrteischiffe und 20 Kriegsschiffe erobert." Durch die Wegnahme von Rio-Janeiro im J. 1711 brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Er war der Mann der Nation geworden. Unter Ludwig XV. leistete er seinem Vaterlande sehr wichtige Dienste in der Levante und im ganzen mittelländischen Meere. Nach so vielen Triumphen erreichte ihn der Tod zu Paris den 27. Sept. 1736. Seine Memoiren erschienen zu Paris 1740 in vier Bänden.

Duhamel du Monceau (Henri-Louis), wurde im J. 1700 zu Paris geboren. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Schrift über den Safranbau auf, die ihm auch eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften verschaffte. Mehrere Gegenstände der Naturwissenschaften zogen nach und nach seine Aufmerksamkeit an. Zuerst das Propfen der Bäume, dann der Wachsthum des Holzes, so wie der Pflanzen außerhalb der Erde im Wasser; das Mutterkorn, die Witterungskunde u. s. w. Zur Geschichte der Künste und Handwerke trug er vieles bei, schrieb Elemente

Digitized by Google

der Schiffsbaukunst (1757); Ueber den Fischfang im Meere und in Flüssen. Allein der vornehmste Gegenstand seines Forschens und Wirkens wurde der Landbau, und er schrieb darüber in 6 Bänden (1751—60) einen vollständigen Cursus. Dann wandte er sich den Forschungen über die Bäume und Gesträuche zu. Er zeigte seinem Vaterlande zuerst den Reichthum, den es in seinen Bäumen und Gesträuchen besitze, und welche fremde es außer den einheimischen mit Vortheil anpflanzen könne. Sein Werk über diesen Gegenstand ist eines seiner trefflichsten. In seinen weitern literarischen Arbeiten können wir ihm nicht folgen. Er war General-Inspector der Marine, und starb zu Paris im Jahr 1782. Jaquin hat ihm unter dem Namen: Hamelia eine der Pflanzengattungen geweiht, die er nach Amerika versetzt hat.

Dujardin (Carl), ein holländischer Maler, geb. 1640 zu Amsterdam. Er war ein Schüler von Berghem und unübertrefflich in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden. Früh ging er nach Italien. Hier ward er Mitglied des akademischen lustigen Vereins zu Rom, in welchem er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Arbeiten fanden großen Beifall. Dennoch verließ er Rom, um in sein Vaterland zurückzukehren. Unterwegs machte er zu Lyon bedeutende Schulden, aus denen er sich dadurch zog, daß er seine reiche, aber schon bejahrte Wirthin heirathete. Er ging mit ihr nach Amsterdam, wo ihm seine Gemälde ebenfalls theuer bezahlt wurden. Dennoch verließ er, wahrscheinlich aus Abneigung gegen seine Frau, auch diese Stadt wieder, und begab sich nach Rom, wo er seine alten Freunde und Bewunderer fand und wieder in großem Aufwand lebte. Von da ging er nach Venedig, und starb hier 1678 in der Blüthe des Lebens. Seine Gemälde haben Geist, Harmonie, und sein Colorit den Ton seines Lehrers. Sie wurden theuer bezahlt, z. B. sein Gemälde der Charlatane mit 18,300 Livres. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 52 Blättern, die er mit eben so viel Geist als Leichtigkeit geätzt hat; doch sind seine Stücke eben so schwer zu erhalten, als sie gesucht werden.

Duisburg, eine nicht unbedeutende Handelsstadt, 1/4 Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein, im ehemaligen Herzogthum Cleve, nachher im Großherzogthum Berg, jetzt unter preußischer Hoheit, Provinz Cleve-Berg, hat gegen 700 Häuser und etwa gegen 5000 Einwohner. Das Hauptgeschäft dieser zum Handel wohlgelegenen Stadt war Zwischenhandel mit Specerei- und Material- oder sogenannten Colonialwaaren, und sie zählte gegen dreißig Großhändler, von denen einige, wie das Böningersche Haus, Geschäfte von großem Umfang machten. Auch die Spedition zwischen Frankreich und Holland, Frankreich und der Schweiz war sehr beträchtlich. Duisburg hielt vier Beurt- oder Wechselschiffe, die wöchentlich nach Holland abgingen oder ankamen. Außerdem gibt es mehrere Tuch- und andere Fabriken. Die Universität ist aufgehoben. Im benachbarten duisburger Walde gibt es an 500 wilde Pferde, ein sehr guter Schlag, die dressirt besonders geschätzt werden.

Duker (Carl Andreas), ein ausgezeichneter Philolog des achtzehnten Jahrhunderts, war 1670 zu Unna in der Grafschaft Mark geboren. Nachdem er den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Hamm genossen, besuchte er die Universität Franeker, wo Perizonius sein Lehrer war. Ungefähr dreißig Jahre alt ward er Lehrer der Geschichte und Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Herborn und im

Digitized by Google

Jahr 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte sich zuerst bekannt durch einen Brief über den Fluß Dares, der auszugsweise 1711 in dem Vibius Sequester von Hesselius erschien. In demselben Jahre gab er seine Opuscula varia de latinitate Jurisconsultorum veterum heraus (zweite vermehrte Auflage 1761). Perizonius vertraute ihm bei seinem Tode eine Arbeit an, die er über den Pomponius Mela begonnen hatte, mit dem Auftrag, sie zu beendigen, und herauszugeben. Verschiedne Hindernisse aber ließen Duker die Absicht seines Lehrers nicht ganz erfüllen; er konnte den Commentar nicht beendigen, und gab ihn so, wie er ihn gefunden, im 7ten und 8ten Bande der Miscellaneae observationes. Als Burmann an Perizonius Stelle nach Leiden ging, theilte man den von diesem bisher eingenommenen Lehrstuhl der Geschichte und Beredsamkeit zwischen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete seine Vorlesungen 1716 mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatikalischen Auslegung der griechischen und lateinischen Schriftsteller, welche man in Kapp's Sammlung ausgewählter Reden findet. Nach achtzehn Jahren legte Duker seiner Gesundheit wegen sein Amt nieder, begab sich nach Meyderich und starb dort im Jahr 1752. Sein Ruhm als gelehrter und gründlicher Philolog beruht vornehmlich auf seinen Ausgaben des Florus (zweite Ausgabe 1744) und Thucydides. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborchs Livius, Oudendorps Sueton, Burmanns Servius u. s. w.

Duldung (Toleranz), ist die thätige Anerkennung der Freiheit, die Jedermann hat, in Ansehung des Glaubens oder seines Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Diese Duldung ist Pflicht, weil die Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein geselliges Verhältniß der Menschen verlierbares Recht der Menschheit ist. Sie muß aber, wenn sie rechter Art seyn soll, aus Achtung gegen die Würde des Menschen, als eines vernünftigen und freien Wesens entspringen, nicht aber aus Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, Gute und Schöne. Es kann daher mit jener ächten Duldung sehr wohl bestehen, wenn man den Irrthum mündlich und schriftlich durch Gründe bestreitet und die Bosheit durch gesetzliche Mittel bekämpft, damit sich Irrthum und Bosheit nicht gleich ansteckenden Krankheiten immer weiter verbreiten. **Duldungsgesetze** oder **Toleranzedicte** können nur äußere Verträglichkeit zwischen Menschen von verschiedenem Glauben erzwingen. Die Tugend der **Duldsamkeit** aber muß aus dem Herzen oder der innern Gesinnung hervorgehen.

Dülon, der blinde Flötenspieler, zu Oranienburg an der Havel geboren. Schon in der ersten Woche seines Lebens verlor er durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht; dennoch entwickelte er sein musikalisches Talent so schnell und glücklich, daß er schon im dreizehnten Jahre, unter Begleitung seines Vaters, auf seinen Reisen sich in den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Clavier trug er Seb. Bach's Fugen mit Präcision und ohne Anstoß vor; ja er componirte selbst, indem er, ohne ein Instrument zu gebrauchen, alles mit der außerordentlichsten Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange des Jahrs 1796 den blinden Virtuosen ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, so daß derselbe die tastbaren Lettern lesen, sie componiren, und sogar von Andern gesetzte Zahlen angeben und Rechenexempel machen konnte. Eine Lebensbeschreibung dieses

Digitized by Google

Künstlers ist in zwei Bänden, von ihm selbst bearbeitet, und herausgegeben von Wieland, Zürch 1807 und 8 erschienen.

Dult, s. Indult; dann auch ein Jahrmarkt, Messe, besonders in katholischen Städten (z. B. in München). Die Ablasse wurden an gewissen feierlichen Tagen (z. B. Kirchweihe) häufig ertheilt, und weil zu diesem Behufe viele Menschen zusammen kamen, so entstanden dabei Jahrmärkte.

Dumas (Matthieu), ein durch seine Schriften so wie durch seine Thaten berühmter französischer Oberoffizier, diente als Oberster im Amerikanischen Freiheitskriege. Zu Anfange der Revolution kam er unter Lafayette zur pariser Nationalgarde. Im Jahr 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen Oesterreich zu verhindern. Während des ganzen Revolutionär Gouvernements verschwand er. Im September 1795 kam er in den Rath der Alten. Den 28. Juli 1797 sprach er nachdrücklich gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptstadt berief, und wurde den 5. Sept. von dem siegenden Triumvirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete aus Paris und ging nach Deutschland. Im Jahr 1799 gab er zu Hamburg ein Journal unter dem Titel: Précis des événemens m. it. heraus, das seine tiefen Kenntnisse in der Kriegskunst bestätigte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 begab er sich in das Lager von Dijon, ward Chef des Generalstabs der zweiten Reservearmee, und wohnte in dieser Eigenschaft dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Er war es, der im Aug. 1802 den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vorlegte. Seit diesem Zeitpunkte wurde er zum Divisionsgeneral erhoben, dann zum Chef des Generalstabes. Zu Ende 1805 kam er zur großen Armee in Deutschland, bei welcher er auch im Jahre 1809 wieder im Generalstabe diente. 1812 begleitete er Napoleon in den Feldzug gegen Rußland, und wurde zuletzt als Generalintendant der französischen Armee bei der Uebergabe von Dresden kriegsgefangen. In der neuesten Zeit hat er angefangen seine Précis des événemens fortzusetzen, und es sind davon bis jetzt zu Paris 1816 2 Bände mit einem Atlas von 22 Charten erschienen. Sie enthalten den Feldzug von 1800.

Dumesnil (Marie), eine berühmte französische Schauspielerin, geb. zu Paris 1711. Im Jahr 1737 debütirte sie daselbst als Clytämnestra in der Iphigenia. Ihr Aeußeres unterstützte sie wenig, aber die Wärme und Wahrheit ihres Spiels riß unwiderstehlich hin. Unübertrefflich war sie in den Rollen empörter, verzweifelnder Mütter. Als Clytemnästra, Agrippina, Merope, Cleopatra setzte sie in Erstaunen: als sie einst im 5ten Acte der Cleopatra, im Momente der höchsten Wuth, ausrief:

„je maudirais les Dieux s'ils me rendoient le jour!“

versetzte ihr ein hinter ihr stehender Soldat einen Faustschlag in den Rücken mit den Worten: „Va, chienne, à tous les diables.“ Zwar hatte ihre Stimme bei aller Stärke keine Geschmeidigkeit, ihre Bewegungen keine vollendete Grazie, aber die unnachahmliche Wahrheit in ihren Darstellungen, welche vergessen ließ, daß sie nur Schauspielerin sey, bedeckte alle ihre Mängel. Sie zog sich 1775 von der Bühne zurück und starb 1803 in ihrem 91sten Jahre. 1806 erschien ein Band ihrer Memoiren. Sie war im Leben eine ewige Nebenbuhlerin der noch berühmteren Clairon, und beschäftigte sich auch in diesen Memoiren damit, die von derselben herausgegebenen Memoiren zu berichtigen.

Digitized by Google

Dumouriez (C. F.), geboren zu Cambray den 26. Jan. 1739, stammt aus einer Parlamentsfamilie der Provence. Er kam 1757 zur Armee in Deutschland unter dem Marschall Estrées, und wurde dabei zum Kriegskommissär ernannt. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escar Cavallerie. Den Tag vor der Schlacht von Klosterkam verwundet, gerieth er in Gefangenschaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsstelle, wurde 1763 verabschiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben. Er ging nach Italien, bot den Genuesern und darauf Paoli seine Dienste an, und begab sich, da beide Theile sein Anerbieten ablehnten, auf seine eigne Rechnung nach Corsika; kam dann nach Frankreich zurück, legte Plane vor, wie man sich dieser Insel bemächtigen sollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, besuchte die portugiesischen Gränzen, und ließ 1766 ein Werk unter dem Titel erscheinen: Versuch über Portugal. 1768, als man sich zur Eroberung von Corsika entschlossen hatte, brachte er es endlich dahin, als Generalquartiermeister bei der kleinen Armee, welche man dahin gehen ließ, angestellt zu werden. Er ward hierauf Oberst, und veruneinigte sich mehrere Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. Als die französische Regierung sich 1770 in die polnischen Angelegenheiten mischen wollte, gab sie ihm den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den russischen Hof zu intriguiren. Er wohnte dem Feldzuge 1771 gegen die Russen bei, und kam nach Frankreich zurück. Im J. 1773 schickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg; weil er aber die erhaltenen Vorschriften überschritten hatte, wurde er arretirt und in die Bastille gesetzt. 1776 zu einem der Commissäre ernannt, denen die Untersuchung übertragen war, ob sich auf der Küste des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, setzte er es durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier der königlichen Truppen. Im Winter 1789 begab er sich nach Paris, erklärte sich in einer kleinen Broschüre für die damals herrschenden Grundsätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, zum Deputirten in der Generalständeversammlung ernannt zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, ward Commandant der Nationalmiliz dieser Stadt und Gouverneur der Nieder-Normandie. Zu Ende des Jahrs begab er sich nochmals nach der Hauptstadt, und ließ sich in den Jacobinerclub aufnehmen. Er suchte später mit Mirabeau, den er anfangs in seinen Broschüren befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um diese Zeit wurde er als Maréchal-de-camp in der zwölften Armeedivision angestellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm keine Mittel, sich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptstadt, schmeichelte mehr als jemals den Jacobinern und ward unter Luckner zum Commando im Elsaß ernannt. Von da trat er den 15. April 1792 an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Während der kurzen Dauer seines Ministeriums wurde der Krieg gegen Oesterreich erklärt. Bald vertauschte er diese Stelle jedoch mit dem Kriegsministerium, das er den 13. Juni antrat, aber nach 4 Tagen wieder verließ, als Lafayette im Namen seiner Truppen über alle Minister Beschwerde führte. Er trat hierauf in die Armee Luckners in der Eigenschaft eines Generallieutenants. Im Juli ging er zur Armee in Flandern unter Arthur Dillon, hierauf zu der unter Lafayette, über welche er noch den 10. Aug. das Commando erhielt. Er mußte sich den Preußen, Oesterreichern und vereinigten Emigrirten entgegenstellen, die sich damals schon der Festun-

Digitized by Google

gen Longwy und Verdun bemeistert hatten, und gegen die Champagne vorrückten. Er nahm seine Stellung bei Grandpré und ließ die fünf Pässe des argonner Waldgebirges besetzen; da aber der Paß von Broix aux Bois von den Oesterreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er sich gegen St. Menehould zurück, und erhielt einen Vortheil bei Valmy. Er eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen. Im Verlaufe des Octobers begab er sich nach Paris, und arbeitete mit dem Vollziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei seiner Rückkunft zur Armee erließ er den 24. Oct. eine Proclamation an die Belgier, lud sie darin zum Aufstande gegen ihren Souverain ein, und griff den 6. Nov. die Oesterreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl vertheidigten sich die Kaiserlichen mit Muth, und überließen ihm nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg. Er ließ hierauf an der Maas und Roer seine Truppen die Winterquartiere beziehen. Jetzt brach sein Verdruß gegen den Minister Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde gestanden hatte, da dieser seine Armee an allen Bedürfnissen Mangel leiden ließ. Kurz darauf begab er sich nach der Hauptstadt, um, wenn man seinen Memoiren glauben will, einen Versuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, dessen Prozeß damals seinen Anfang nahm. Bei seiner zweiten Reise sah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde selbst bei dem Convent denuncirt. Den 15. Febr. 1793 befahl er Miranda, den Feldzug mit dem Bombardement von Mastricht zu eröffnen, und machte selbst von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil seiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem Gen. Valence zerstreut gelassen hatte, konnte dem Prinzen von Coburg keinen Widerstand leisten. Dieser griff den 1. März die französischen Vorposten an der Roer an, warf sie, erschien den folgenden Tag vor Mastricht, und nöthigte sie, die Belagerung schleunigst aufzuheben. Dumouriez mußte dem Gen. Valence zu Hülfe eilen, zog alle seine Truppen in die Ebene von Tirlemont zusammen, und lieferte den Oesterreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, seiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel kommandirte, verlor. Einen neuen Verlust erlitt er bei Löwen, und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Diese Unfälle gaben das Zeichen zu seinem Falle; Alle, die seinen Sturz gewünscht, brachen gegen ihn los. Bei seiner Ankunft auf der französischen Grenze lieferte er vier Commissäre und den Minister Beurnonville, die ihn zu arretiren gekommen waren, den Oesterreichern in die Hände, erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherstellung des constitutionellen Königthums in der Person des Kronprinzen versprach, wurde aber, von versailler Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen, durch die Schelde zu setzen und zu dem Prinzen von Coburg zu flüchten. Der Convent hatte ihn von dem Schutze der Gesetze ausgeschlossen, und demjenigen eine Belohnung von 300,000 Livres versprochen, der ihn todt oder lebendig liefern würde. Anfangs zog er sich nach Brüssel zurück, sodann nach Cöln, wo der Churfürst ihm die Erlaubniß eines Aufenthalts zu Mergentheim verweigerte. Er begab sich hierauf in die Schweiz, ging im Monat Juli nach England, sah sich aber auf des Lord Grenville geschärften Befehl genöthigt, beinahe sogleich das Land wieder zu verlassen. Er lebte

Digitized by Google

unstät einige Zeit in der Schweiz und in Deutschland, und ließ sich endlich auf dänischem Gebiete bei Hamburg nieder. Jetzt gab er seine Lebensbeschreibung heraus. Es gibt keine Faction, ausgenommen die des Berges, für die er sich nicht, als ein wahrer politischer Proteus, nach und nach in seinen verschiedenen, während seines Exils erschienenen Pamphlets erklärt hätte. 1805 befand er sich zur Zeit der Schlacht von Austerlitz in Teschen. Gewiß ist es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war; doch behielt er diese Stelle nicht lange. Während des spanischen und portugiesischen Krieges war er sehr thätig, um dem engl. Gouvernement und den spanischen und portugiesischen Behörden Plane mitzutheilen. Er lebt jetzt in England, wo ihm das Ministerium ein Jahrgeld von 1200 Pfund Sterling bewilligt hat.

Dumpler, Dunker, eine christliche Schwärmersecte im nordamerikanischen Freistaate, eine Art Wiedertäufer, die von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, Dunker, den Namen erhalten haben. Sie feiern den siebenten Tag, versammeln sich zwei Mal des Tags und zwei Mal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmalen Fleisch, und führen eine strenge klösterliche Lebensart. Die sich verheirathen bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müssen aber von jenen getrennt wohnen. Ihr Hauptort ist Ephrata.

Düna, Dünafluß, Dwina, ein großer Fluß, welcher im nowogrodischen Gouvernement in Rußland entspringt, durch Litthauen läuft, und sich endlich nach einem Wege von 200 Stunden unter Riga und Dünamünde (die Dünamünderschanze, eine kleine Festung nebst Hafen am liefländischen Meerbusen) in die Ostsee ergießt. Eine Menge kleinerer Flüsse ergießen sich in die Düna; mehrere Seen stehen mit ihr in Verbindung, und setzen sie mit dem Dniper in Verkehr. Eigentliche Schifffahrt findet auf ihr wenig Statt; sie ist dazu zu seicht, zu gefährlich durch Klippen und Untiefen. Selbst oberhalb Riga ist noch ein gefährlicher Wasserfall über einen Felsen. Das meiste Leben ist auf ihr im Frühjahre, wo das Wasser sehr bedeutend steigt und die Barken über Klippen und Sandbänke weggehen. Das Eis, womit sie im Winter bedeckt wird, geht gewöhnlich im April auf, und schwellt dann die Gewässer ungeheuer an.

Dünen heißen diejenigen Sandhügel, welche das Meer am Ufer bildet. Besonders aber werden die Seeküsten in den englischen Provinzen Kent und Sussex, wo die Schiffe sicher vor Anker liegen können, ferner die Küsten von Flandern ꝛc. so genannt.

Düngung ist das Verfahren, die Aecker auf eine künstliche Weise fruchtbar zu machen. Sie ist von doppelter Art: denn sie nimmt entweder durch Beimischung gewisser Zusätze Hindernisse des Wachsthums von dem Boden weg, oder wendet solche Substanzen an, die unmittelbar dem Wachsthume förderlich sind. Sie beruht also auf chemischen Grundsätzen. Diejenige Mischung des Bodens ist die beste, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, größtentheils aber aus Thonerde besteht. Durch den Sand und die Stauberde hat er die nöthige Lockerheit, daß sich die Wurzeln gut ausbreiten und die Nahrungstheilchen aus der Luft besser eindringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchtigkeit länger an, und gibt der Pflanze einen festen Stand. Die Kalkerde bringt die nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr als die übrigen Erden die Luft-, Wasser- und Oeltheilchen an sich. Hieraus sieht

Digitized by Google

man, daß durch Beimischung eines oder des andern dieser Theile ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht werden kann. Die zweite Art der Düngung ist die, welche eigentlichen Nahrungssaft in den Boden bringt, der wie die Pflanzen selbst ein Gemisch wässeriger, salziger, öliger und erdiger Theile ist. Diese finden sich nur in der organisirten Schöpfung, denn alle ihre Erzeugnisse sind der Fäulniß unterworfen, wodurch sich ihre Bestandtheile zersetzen. Der Auswurf von Thieren (der gewöhnliche Mist) ist das gemeinste Düngungsmittel. Außerdem kann man auch alle in Fäulniß übergegangenen thierischen Theile oder mit thierischen Substanzen durchdrungenen Dinge und alle verrotteten vegetabilischen Substanzen zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache beruht hauptsächlich darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächse unterpflügt und zum Verfaulen bringt. Die Chemiker unserer Zeit haben sich bemüht, einen künstlichen Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verschieden ist.

Dunkel, s. Licht.

Dünkirchen, Dünkerken (französirt Dunkerque), eigentlich so viel als die Kirche an den Dünen oder Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine berühmte See- und Handelsstadt im ehemaligen französischen Flandern, welche in ältern Zeiten der beständige Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England war. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Millionen Livres wieder von England zurückkaufte (es war 1658 durch Verbindung mit Cromwell in der Engländer Hände gekommen), bot alles auf, um diesen Ort unbezwinglich, und den Hafen, der so geräumig ist, daß zweihundert große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemsten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwischen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der englischen und holländischen Handlung großen Schaden zugefügt; dieses und der Neid über den wachsenden Flor dieser Stadt bewog England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (v. J. 1713) zu machen, daß Frankreich auf eigene Kosten die Festungswerke wieder abtragen und dieses Meisterstück der Kriegsbaukunst vernichten solle. Man suchte sich von Französischer Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entschädigen; auch bemühten sich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wieder herzustellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede v. J. 1763, den England dictirte, wiederholte in Rücksicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht*). Es wurde sogar ein englischer Commissär daselbst angestellt, der über die Erfüllung dieses Punktes wachen und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden v. J. 1783, welcher in allen Stücken der Antipode des v. J. 1763 war, wurden die Artikel, die im utrechter Frieden zu Englands Gunsten festgesetzt und nachher bestätigt worden waren, aufgehoben. Seitdem wurde immer an der

*) Lord Chatam erwiederte dem französischen Unterhändler Grafen Bussy der sich vergebens bemühte, in Rücksicht Dünkirchens andere Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „das englische Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andere Bestimmungen zu machen!“

Wiederherstellung und Belebung dieser Stadt gearbeitet, so weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit dieser Stadt riß den Herzog von York hin, im August 1793, gegen Coburg's Rath, mit einem eigenen Corps über zehn Meilen von der Hauptmasse der österreichischen Armee vor Dünkirchen zu rücken, und die eifrigsten Anstalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Uebergabe, als General Houchard sich so unvermuthet und überlegen näherte, und zu gleicher Zeit die Belagerten einen so wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt wurde, sich eiligst mit dem Feldmarschall Freitag, unter dessen Leitung er kommandirte, zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat Dünkirchen als Freihafen einen sehr ausgebreiteten Handel. Eben so sind seine Tabaksfabriken sehr bedeutend.

Dünnstein, s. Diamant.

Dunois (Jean von Orleans, Graf von) und von Longueville, geb. 23. Nov. 1407, gest. am 24. Nov. 1468, ein natürlicher Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund und der Frau von Canny, Dunois ermordet wurde. Dunois war auf den Namen: „Bastard von Orleans" stolz und wollte ihn durch Kriegsthaten berühmt machen. Er begann seine Laufbahn mit der Niederlage Warwicks und Suffolks, die er bis nach Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er Orleans mit dem größten Muthe, bis die berühmte Jungfrau von Orleans ihm Entsatz zuführte. Die Aufhebung dieser Belagerung war von großen Folgen. Dem Grafen Dunois gehörte fast einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. Im Jahr 1441 brachte er ihnen endlich den tödtlichen Schlag bei Castillon bei, und man kann wohl sagen, daß Carl XII. seinen Thron Dunois Degen verdankte. Aber Carl war auch dankbar. Er legte ihm den Titel bei: „Wiederhersteller des Vaterlandes," schenkte ihm die Grafschaft Longueville und ernannte ihn zum Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. schätzte ihn nicht weniger. Dessen ungeachtet war Dunois die Seele der Faction, welche revoltirend sich gegen Ludwig erhob und sich den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt" nannte.

Duns (John), ein berühmter Scholastiker vom Franciskanerorden zu Ende des 13ten Jahrhunderts, aus Dunston in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südschottland, daher auch Scotus genannt, und seine Anhänger die Scotisten. Er war einer der feinsten und scharfsinnigsten Denker, freilich seiner Zeit, daher er auch den Beinamen doctor subtilis mit Recht erhielt, und Gegner des Thomas von Aquino, von welchem er hauptsächlich durch die Behauptung abwich, das Allgemeine sey nicht bloß der Möglichkeit, sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verstande gegeben. Er war um 1275 geboren, studirte zu Oxford Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz und Theologie, und trat daselbst als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern seines Ordens sandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Cöln, wo er 1308 starb. Er commentirte in seinen Werken den Aristoteles und den Lombardus. Alle seine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher sehr geklagt hat, sind (Lyon 1639, in Fol.) von Wadding mit seinem Leben zusammen herausgegeben worden. (Vergl. d. Art. Scholastiker.) —

Digitized by Google

Duns ist übrigens auch ein aus dem Englischen zu uns verpflanztes Wort (dunce), womit man überhaupt einen Dummkopf, besonders aber einen schwachköpfigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein satirisches Heldengedicht von Pope auf die schlechten Dichter seiner Zeit den Titel Dunsiade.

Dünste nennt man die durch Ausdünstung der Körper in den Luftkreis aufgestiegenen Wassertheilchen, welche bisweilen völlig aufgelöset als unsichtbare Dünste in der Luft enthalten sind, oft aber nicht völlig aufgelöset aber aus derselben wieder niedergeschlagen werden, sichtbare Dünste, d. i. Nebel oder Wolken, bilden und endlich in Gestalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Die Dünste unterscheiden sich von den Dämpfen hauptsächlich durch ihre weit geringere Elasticität; auch entstehen sie bei einem viel geringern Grade von Wärme, und sind ganz aufgelöset, unsichtbar, dagegen die Dämpfe sich in der atmosphärischen Luft stets in sichtbarer Gestalt zeigen. Man hält die Dünste theils für eine Auflösung des Wassers in der Luft, theils, nach de Luc für eine Verbindung des Wassers mit dem Feuer. Die in Gestalt von Bläschen in der Luft schwebenden Dünste wurden ehemals von den Naturforschern bloß als Hypothese angenommen, um das Aufsteigen der Dünste zu erklären, ohne daß man von ihrem wirklichen Daseyn wußte. Jetzt weiß man durch Saussure gewiß, daß die Dunstbläschen wirklich vorhanden sind. Um sich davon zu überzeugen, setze man heißen Caffe oder heißes mit Dinte vermischtes Wasser an einen Ort, wo die Luft ruhig ist, der Sonne oder dem Tageslichte aus, so wird man einen Dampf aufsteigen sehen, der eine gewisse Höhe erreicht und dann verschwindet. In demselben sind kleine weiße von einander getrennte Kügelchen sehr deutlich zu unterscheiden. Vermittelst eines Mikroskops von einem bis anderthalb Zoll Brennweite bemerkt man sogar, daß diese Kügelchen von verschiedener Größe sind, daß die feinern schnell in die Höhe steigen, die gröbern aber auf die Flüssigkeit zurückfallen, ohne sich mit derselben zu vermischen, und so leicht auf der Oberfläche derselben schweben, daß man sie durch einen leichten Hauch von einer Seite nach der andern treiben kann. Diese Kügelchen sind hohl und den Seifenblasen ähnlich. Wenn sich diese Bläschen zu Wasser verdichten, so vereinigen sich ihre aus dieser Verdichtung entstehenden Theilchen zu Thau- und Regentropfen. Behutsam aufgefangenes Regenwasser ist bekanntlich so rein als destillirtes: es scheint also als wenn die Auflösung vielleicht in Verbindung mit dem darauf folgenden Niederschlag zugleich eine Ausscheidung aller fremdartigen Bestandtheile zur Folge hätte. S. Ausdünstung.

Dunstkreis heißt jeder mit Dünsten angefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, besonders derjenige Theil der Atmosphäre, welcher so weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünste aufsteigen, auch die Atmosphäre selbst. (S. d. Art. Atmosphäre.)

Dunstmesser, s. Hygrometer.

Duodecimalsystem, s. Zahlensystem.

Duodecime, in der Tonkunst ein Intervall, dessen beide Töne um zwölf diatonische Stufen von einander abstehen. Duodecimale, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Duodrama, s. Melodrama.

Du Paty (Jean Baptist Mercier); ein berühmter französischer Schriftsteller, 1746 zu Rochelle geboren. Er war seit 1767 General-advocat beim Parlament zu Bordeaux, und nachher Präsident à mortier desselben. Oeffentlich machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß

Digitized by Google

er die Akademie von Rochelle veranlaßte, eine Lobrede auf Heinrich IV. ausarbeiten zu lassen, und ihr zu diesem Behuf ein Capital einhändigte, dessen Zinsen als Preis vertheilt werden sollten. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe zog ihm Verfolgungen von Seiten des Ministerialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Du Paty, der im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geschrieben hatte, wurde, als dieser Minister wurde, 1770 auf Pierre en Eise (ein Fort bei Lyon, welches ehemals als Staatsgefängniß gebraucht wurde) gesetzt, und nach seiner Befreiung verwiesen, welches er bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. blieb. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Justizverfassung Frankreichs, deren Opfer Jean Calas und so viele andere Unschuldige geworden sind, machte sich Du Paty ein Geschäft daraus, diese Mängel bei aller Gelegenheit aufzudecken und zu rügen, wodurch er die Aufmerksamkeit Voltaire's, des Vertheidigers des Jean Calas, auf sich zog. Vorzüglich merkwürdig ist ein Memoire, wodurch er drei unschuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm Réflexions historiques sur les loix criminelles, ein geschätztes Werk; verschiedene Discours académiques und Lettres sur l'Italie en 1785, welche zuerst 1788 in 2 Theilen 8. erschienen. (Deutsch von Forster, Mainz 1789.) In diesen Briefen zeigt er sich als einen feinen Kenner der Kunst, gefühlvollen Bewunderer der Natur und warmen Freund der Menschheit. Nur Schade, daß sein Styl oft durch affectirte Ausdrücke und Wendungen, wovon auch die abgedruckten Briefe nicht frei sind, verunstaltet ist. Er starb 1788 zu Paris, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Vor der zu Lausanne im J. 1790 in 2 Bänden in 12. erschienenen Ausgabe seiner Briefe steht eine Lobrede auf ihn.

Du Paty (Emanuel, Ritter von), ein Sohn des Vorigen und einer der beliebtesten Theaterdichter unsrer Zeit in Frankreich, ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Schärfe und Feinheit des Witzes, und eine reiche Phantasie in Erfindung höchst komischer Situationen und Charaktere. Er schrieb für alle Theater in Paris meistens mit vielem Erfolg. Sein satirisches Lustspiel; Le Valet dans l'antichambre, machte 1802 so vielen Lärm und fand so viele getroffene Gegner unter den Emporkömmlingen, daß er sich plötzlich nach Brest versetzt sah, um nach St. Domingo eingeschifft zu werden. Nach dreimonatlicher Haft wurde er jedoch wieder nach Paris entlassen, wo er mit gleicher Freiheit und Feinheit nach Gelegenheit Napoleon, den König von Rom ꝛc. und die Bourbonen besang. Von seinen Lustspielen, Operetten ꝛc. sind die meisten ins Englische oder Deutsche übersetzt, und gefallen auch hier. Die bedeutendsten davon sind: Agnes Sorel; D'auberge en auberge; le Camp de Sobieski; le Chapiter second; la Leçon de Botanique; l'intrigue aux fenêtres; le poète et le musicien; la Malade qui se porte bien; uud manche spätere politische Gelegenheitsstücke.

Duplicat, eine doppelt ausgefertigte Urkunde, auch das zweite Exemplar, die Abschrift derselben.

Duplicität oder Doppelheit bedeutet den Gegensatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückstoßenden und anziehenden Kraft), oder die Aeußerung eines Dinges auf zwiefache Weise, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit.

Digitized by Google

Duplik (duplica), in der Rechtssprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik. (S. Prozeß.) Man wendet diese Benennung auch auf literärische Streitschriften an.

Dupliren (verdoppeln), beim Billardspiel, den zu machenden Ball so spielen, daß er an die Bande antrifft, und von da aus den Punkt erreicht, wohin ihn der Spieler haben will; im Seekriege, eine Flotte dadurch überflügeln, daß eine oder mehrere Abtheilungen der stärkern Flotte um die Schwächere herumgeht und sie zwischen zwei Feuer nimmt, wie in der Seeschlacht bei Hogun (19. Mai 1692) und bei Abukir geschah.

Dupont de l'Etang, unter Napoleon Divisionsgeneral, unter der neuen königl. Regierung eine Zeit lang Kriegsminister. Er ist 1765 zu Chabauais geboren, widmete sich früh dem Militairstande und nahm in Holland bei dem von Mallebois befehligten französischen Corps Dienste. Nach dem bald erfolgten Frieden trat er in das holländische Artilleriecorps. Zu Anfang der Revolution aber nahm er französische Dienste im Regiment Aurerre, dann als Hauptmann im Regiment von Brie. Im J. 1792 stand er auf der Nordgränze unter Theobald Dillon, dessen Adjutant er war. Nach der Niederlage von Tournai verbreitete sich das Gerücht seines Todes. Er erschien aber in Paris und empfieng, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht hatte, das Ludwigskreuz. Er ging darauf als Arthur Dillon's Adjutant zur Armee Dumouriez's, und diente dann als Generaladjutant bei der Armee von Belgien. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral ernannt. Er stand bei dem Corps, das sich unter Lamarliere auf Lille zurückzog, unterstützte die kühnen Ansichten dieses Generals und gab die Idee zu dem Lager von Madeline, um die Vereinigung der durch Dumouriez's Uebergang zerstreuten Truppen zu erleichtern. Als Houchard auf Custine gefolgt war, gab Dupont die Bewegungen an, durch welche in Folge der Schlacht von Hondscotte Dünkirchen gerettet wurde. Wenige Tage darauf zeichnete er sich bei Menin gegen die Holländer aus, mußte sich aber zu Ende des Jahres in den Privatstand zurückziehen. Nach Einführung der Constitution vom J. III. ward er vom Directorium nebst Clarke an die Spitze des Bureau topographique gestellt, welches die Plane für die Feldzüge entwarf, und 1797 zum Divisionsgeneral ernannt. Nach Aufhebung jenes Büreaus erhielt er die Leitung des Kriegsdepots. Mit ganzem Eifer trat er der Revolution vom 18ten Brumaire bei, und half sie ausführen. Er focht bei Marengo mit großer Auszeichnung. Im Juni 1800 wurde er zu Turin in der Eigenschaft eines Ministers der französischen Regierung angestellt. Von da ging er zu der italienischen Armee, drang im October in Toscana ein, bemächtigte sich der Residenz Florenz den 15. Oct., und organisirte daselbst ein provisorisches Gouvernement. Im Feldzuge 1805 war er bei der großen Armee und beförderte die Fortschritte derselben; bei der Schlacht von Austerlitz commandirte er eine Division. Nach der Schlacht bei Jena führte er die Avantgarde des Fürsten von Pontecorvo nach Halle, und schlug den Prinzen Eugen von Wirtemberg aus dieser Stadt. Auch in den Berichten von der Schlacht bei Friedland wird sein Name mehrere Male erwähnt. Aber in dem Feldzuge gegen Spanien hatte er das Unglück, mit seinem ganzen Corps von Castannos und Reding gefangen zu werden. (Das Nähere findet sich unter Baylen.) Er saß, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, im südlichen Frankreich gefangen, bis der zurück

Digitized by Google

gekehrte Ludwig XVIII. ihn im Mai 1814 zu seinem Kriegsminister erhob. Dupont hat sich auch als Dichter und Schriftsteller gezeigt. Eine von ihm im J. 1799 gedichtete Ode auf die Freiheit ward vom Institute ehrenvoll erwähnt.

Dupont de Nemours (P. S.). Dieser französische Gelehrte und Staatsmann gehört sowohl in Hinsicht seiner Kenntnisse und Talente, als in Hinsicht seines milden liebevollen Charakters, seiner trefflichen Grundsätze und seines tadellosen Lebens zu den vorzüglichsten Menschen der neuesten Zeit. Er hatte eine Zeit lang in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 seine Grundsätze über Philosophie und politische Oekonomie in einer Schrift entwickelte unter dem Titel: les Ephémerides du Citoyen, wodurch er sich das Mißfallen des Ministers Choiseul zuzog, und Frankreich zu verlassen genöthigt wurde. Mehrere auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum geheimen Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joseph II. traten mit ihm in Briefwechsel; Gustav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Wasaorden, und der König von Polen, Stanislaus Augustus, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Diese letztere Anerbietung würde ihm die annehmlichste gewesen seyn, wenn ihn nicht der damalige Finanzminister Turgot wieder in sein Vaterland zu einer, wenn auch kleinen, Anstellung berufen hätte. Im J. 1782 und 1783 legte er mit Dr. Hutton, dem vertrauten Agenten des englischen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Nun war er einige Jahre Generalinspector und Commissär des Handels und der Manufakturen und Staatsrath. In dieser Eigenschaft trug er viel zur Belebung der französischen Industrie bei. Im J. 1787 und 1788 wurde er von Ludwig XVI. zum Secretär der Notabeln-Versammlung ernannt, und 1789 ward er Mitglied der ersten Nationalversammlung, in der er sich durch edle Grundsätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn stellte er sich den Intriguen der Parteien entgegen, welche damals die Hoffnungen zu vereiteln drohten, die die Bessern von der neuen Staatseinrichtung gefaßt hatten. Zwei Mal wurde er zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt, und immer war er seine gemäßigten Grundsätze auf alle Weise geltend zu machen bemüht. Als Robespierre's Tyrannei auf seinem Vaterlande lastete, wurde er eingekerkert, und nur der Fall dieses Ungeheuers rettete ihn. Späterhin wurde er Mitglied des Raths der Alten. Als im J. 1798 das Directorium gestürzt wurde, ging er zum ersten Male nach Amerika. Im J. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch unter Bonaparte's Regierung, aller ihm von diesem gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen seiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweise davon durch die Ernennung zum Präsidenten der Territorialbank der Handelskammer, so wie zur Leitung mehrerer wohlthätigen Anstalten. Als Napoleon gestürzt war, wurde Dupont zum Secretär der provisorischen Regierung ernannt, welche dem Hause Bourbon die Rückkehr auf den angestammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba aber wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits seine zwei Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beschloß er sein gemeinnütziges Leben am 6. Aug. 1817 in einem Alter von 78 Jahren.

Duport (Louis), einer der trefflichsten Tänzer unsrer Zeit,

Digitized by Google

welcher, in den Balleten des Theater Ambigu-Comique erzogen, plötzlich zu allgemeinem Erstaunen 1802 in der großen Oper auftrat, dem berühmten Vestris nacheiferte und bald sein Nebenbuhler wurde. Des ewigen Kriegs mit diesem müde, ging er 1808 vom Theater in Paris ab, und eilte nach St. Petersburg, wo er allgemeine Bewunderung erregte, im J. 1816 aber seine Forderungen so hoch spannte, daß die Direction ihm die Entlassung gab. — Die Oper in Paris verdankt ihm mehrere pantomimische Ballete, wie Acis et Galatée, le Volage fixe, Figaro etc.

Duquesne (Abraham), berühmter französischer Admiral unter Ludwig XIV., geboren zu Dieppe 1610. Er lernte den Seekrieg unter seinem Vater, einem geschickten Schiffscapitain, kennen. In seinem 17ten Jahre wohnte er schon dem Treffen bei La Rochelle bei. Im Krieg gegen Spanien that er sich in den Jahren von 1637 bis 1643 sehr hervor. Im J. 1644 diente er in Schweden, erst als Major, dann als Viceadmiral. Im J. 1647 nach Frankreich zurückberufen, commandirte er die Expedition nach Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es sich empört hatte, trotz des Widerstandes der Spanier. Im sicilianischen Kriege schlug er drei Mal die vereinigten holländischen und spanischen Flotten unter Ruyter. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzuflehen, ertheilte ihm dieser eines der schönsten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquisat mit dem Beinamen Duquesne, um seinen Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calvinist war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweisung seiner Glaubensgenossen ausgenommen ward. Er starb zu Paris am 2ten Febr. 1688, und ward auf seinem Landgute begraben. Milde und Bescheidenheit zierten seine Heldentugenden. Ruyter hält mit ihm eine Vergleichung nicht aus; aber Ruyter war sein Muster. Er hinterließ vier Söhne, von denen der berühmteste Henri, Marquis von Duquesne, war, und sich als Krieger und Seemann gleich auszeichnete.

Dur (durus, hart) nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (s. d. Art.) oder der Duraccord zum Grunde liegt, daher auch harte Tonart. Man bezeichnet sie auch oft durch den italienischen Ausdruck maggiore. Sie wird aber auch außerdem erkannt: 1. durch die Vorzeichnung, die jeder besondern Tonart eigen ist, in Verbindung 2. mit dem ersten Accord des Tonstücks, oder 3. durch den Schluß. Im Generalbaß wird sie durch Kreuz oder Be, Quadrat, ferner durch 5, Kreuz 3, 8 Kreuz angedeutet. (S. Ton, Tonart.)

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponisten, war 1693 in Neapel geboren, und verdankte seine erste Bildung dem berühmten Aless. Scarlatti. Noch sehr jung ging er nach Rom, wohin ihn der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog. Hier arbeitete er unter der Leitung dieser Künstler, und erlernte von dem einen die Kunst des Gesanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Hierauf ging er als Capellmeister nach Neapel, componirte aber fast ausschließlich für die Kirche. In dieser Art der Composition erstieg er die höchste Stufe des Ruhms, und seine Werke werden für die spätern Künstler classisch bleiben. Er bildete die berühmtesten Tonkünstler des 18ten Jahrhunderts in Neapel:

Digitized by Google

Pergolese, Sacchini, Piccini, Terradeglias, Guglielmi, Traetta ꝛc. und starb zu Neapel 1735 in einem Alter von 62 Jahren.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie ist eine der gewöhnlichen See-Evolutionen, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieser Absicht wenden sich eine bestimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal schnell aus der Linie heraus, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie hindurch, um den Feind schnell auf der andern Seite zu beschießen, wo er oft zwei bis drei volle Geschützladungen erhalten hat, ehe er einmal darauf zu antworten vermag. Fast alle Seetreffen zwischen den Holländern und Engländern, und zwischen diesen und den Franzosen, geben uns Beispiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländische Admiral Ruyter scheint der Erfinder dieses Manoeuvre's zu seyn; er führte es vorzüglich gut im Jahr 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehrere Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und seine schon abgeschnittene Avantgarde rettete. Einen andern Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Centrums in Feldschlachten.

Durchdringlichkeit ist die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie im Stande sind, andere Materien durch ihre Zwischenräume hindurchzulassen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannten anderen Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme und das Feuer. Auch vom Aether nimmt man dies an. Andere Stoffe, z. B. der magnetische und electrische, dringen nur in gewisse Körper ein. Feste Körper sind gewöhnlich für solche flüssige Materien durchdringlich, welche sich an sie anhängen, oder doch von ihnen stark angezogen werden. Salze, Löschpapier, Schwamm und andere Körper lassen sich z. B. vom Wasser durchdringen, und dieses hängt sich auch an sie an. (Vergl. Poren, Porosität.)

Durchgang, in der Tonkunst, die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die Töne, und, wenn sie in Noten aufgefaßt werden, die Noten, durchgehende, 1. die nur den Uebergang machen zu einer andern wesentlichen Note (Haupttöne). Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn sie auf den schlechten Tacttheil fallen. Dissonanzen sind durchgehend, wenn sie nicht unmittelbar aufgelöst werden. 2. Töne oder Accorde überhaupt, die auf einen schlechten Tacttheil fallen (schlechte Noten).

Durchlaucht. Mit diesem Worte wollte man das lateinische Wort Serenus ausdrücken; aber eben so unpassend, als wenn man sagt: Ew. Durchlauchtigkeit. König Athalrich nannte sich selbst Serenitas nostra. Das Prädicat Durchlauchtig findet man in Urkunden seit dem 14ten Jahrhundert. Carl IV. gab diesen Titel im Jahr 1376 den weltlichen Churfürsten zuerst. Unter Kaiser Carl V. war er schon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürsten, welche auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten. Das älteste Privilegium über das einem Fürsten ertheilte Prädicat Durchlauchtig ist das wirtembergische vom J. 1664.

Durchmesser, s. Diameter.

Durchschnitt, s. Riß.

Durchsichtigkeit. Dieses Wort gebraucht man von Körpern, welche die Eigenschaft besitzen, daß der Durchgang der Lichtstrahlen durch sie nicht gehindert wird. Die Durchsichtigkeit wird nicht durch die Weichheit der Körper verursacht, denn Holz, Schwamm, Kork

Digitized by Google

sind nicht durchsichtig, wohl aber Diamant, Crystall. Wasser und Oel, zwei Flüssigkeiten, wovon jede an sich durchsichtig genug ist, werden undurchsichtig, sobald man sie vermischt und wohl durch einander schlägt. Das Papier ist undurchsichtig, so lange seine Zwischenräume mit Luft angefüllt sind, wird es mit Wasser oder Oel bestrichen, so läßt es die Lichtstrahlen in so weit durch, daß man selbst eine feine Schrift dahinter lesen kann. Newton suchte daher die Ursache dieser Erscheinung in der gleichförmigen Dichtigkeit der Theile eines solchen Körpers, ferner in der Größe ihrer Zwischenräume und in der Dichtigkeit der Materie, die sich in denselben aufhält. Die Undurchsichtigkeit der Körper rührt folglich daher, daß die Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die innern Theile derselben auf eine unzählbare und mannichfaltige Art gebrochen und zurückgeworfen werden. Bei durchsichtigen Körpern sind die Theile sowohl als die zwischen denselben befindlichen Räume zu klein, als daß sie eine merkliche Zurückwerfung des Lichts verursachen könnten. Eben daraus erklärt sich leicht, warum alle vollkommenen Auflösungen durchsichtig sind, und warum die Dünste die Durchsichtigkeit der Luft nicht stören, so lange sie in derselben völlig aufgelöset sind. Doch leidet das Licht beim Durchgange durch durchsichtige Körper eine beträchtliche Schwächung. Bouguer fand, daß das Licht durch 16 über einander gelegte Stücke von gemeinem Fensterglase, die zusammen 9 1/4 Linie dick waren, 247 Mal geschwächt wurde. Die Ursache der Schwächung des Lichts beim Durchgange durch durchsichtige Körper ist noch nicht entschieden. Bouguer setzt sie nicht in den Anstoß an die dichten Theile, wie viele Andere, sondern in eine bloß an der Oberfläche befindliche brechende Kraft. Daher die Dicke eines durchsichtigen Körpers das Licht nicht so sehr schwäche, als die Menge der brechenden Oberflächen.

Durchzeichnen heißt, die Umrisse einer Zeichnung mechanisch auf einen andern Grund übertragen. Man bedient sich dazu des durchsichtigen Oelpapiers, legt dieses auf die Zeichnung, und zeichnet die durchscheinenden Züge nach. Eine andere Art des Durchzeichnens ist das Calquiren. (S. d. Art.)

Durchziehen der Treffen ist ein Manöver, vermittelst dessen die vorderste, dem Feinde zunächst gegenüberstehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, züge- oder divisionsweise, im Flankenmarsch mit links- und rechtsum, und im Geschwindschritt durchmarschiert; und so die zweite Linie die erste, und wenn auch diese sich ab- oder sich durchzieht, die dritte die erste wird. Ueberhaupt bedeutet durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andere durchgehen. In der Schlacht bei Witstock 1636, wo der schwedische Feldmarschall Banner den 30,000 Mann starken vereinigten Sachsen und Kaiserlichen nur 20,000 Mann entgegenstellen konnte, findet man zuerst des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu sehr gelitten hatten. Etwas Aehnliches damit hatte die Stellung des Feldmarschalls Torstenson im Treffen bei Janckowitz, wo er die kaiserliche Armee in ihrer linken Flanke turnirte, und hauptsächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünstige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und späterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Digitized by Google

Dürer (Albrecht), der Vater der deutschen Malerei und Kupferstecherei, geboren zu Nürnberg den 20 Mai 1471. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied, der seinen wegen seines Fleißes sehr geliebten Sohn in derselben Profession unterrichtete. Doch früh entwickelte sich Dürers Talent für die Zeichenkunst, und ob er gleich schon im 15ten Jahre große Fortschritte in der väterlichen Kunst gemacht hatte, so entschied sich seine herrschende Neigung doch für die Malerkunst, und, wenn auch ungern, willigte endlich der Vater ein. Michael Wohlgemuth, damals der beste Maler in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre; bei diesem übte er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden. Im Jahre 1490 reiste er durch Deutschland und die Niederlande bis Venedig; 1492 ging er über Elsaß, Colmar, Basel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fritz zu Nürnberg Tochter; doch dieß unfreundliche Wesen verbitterte in der Folge sein Leben, und mag ihm wohl das Grab bereitet haben. Von seinen Arbeiten aus dieser Zeit kennen wir sein eignes Bild ohne Bart vom Jahr 1500, Johannes den Täufer, St. Onuphrius vom Jahr 1504, die drei Weisen aus Morgenland vom Jahr 1504 und eine Maria; außerdem einige Kupferstiche und Holzschnitte. Im Jahr 1505 ging er wieder nach Venedig, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Seine Geschicklichkeit erregte Neid und Bewunderung. Er malte hier die Marter des heil. Bartholomäus für die St. Marcuskirche, welches Gemälde Kaiser Rudolph kaufte und nach Prag bringen ließ. Mit seiner Rückkehr im Jahr 1507 beginnt die eigentliche Periode seiner Meisterschaft. Alle seine Werke aus derselben anzuführen, würde zu weitläufig seyn. Im Jahr 1520 besuchte Dürer noch einmal die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler; Kaiser Carl V. bestätigte ihn in dieser Würde, und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem lasurblauen Felde drei silberne oder weiße Schilde. Albrecht Dürer genoß die Achtung der Höchsten und Niedern; alle Gelehrte und Künstler seiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um so mehr ward sein Tod in der Kraft seiner Jahre betrauert. Ein schönes Zeichen dieser Gesinnungen für ihn ist die von seinem Freunde Birkheimer auf ihn verfertigte Grabschrift; sie ist lateinisch und lautet übersetzt also: „Ruhe der abgeschiedenen Seele. Dem Andenken Albrecht Dürer's, des besten Mannes und vollkommensten Malers seiner Zeit, der nicht nur der Erste unter den Deutschen war, der die deutsche Malerkunst erhöhte, veredelte und in strengere Gesetze einschränkte, sondern sie auch durch seine Schriften der Nachwelt schätzbar machte. Er war deswegen und vorzüglich auch wegen seiner Sitten, seiner Klugheit und besondern Bescheidenheit von seinen nürnbergischen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchst geschätzt und bei weiland Maximilian und seinem Enkel Carl, beiden Kaisern, auch bei Ferdinand, Könige in Ungarn und Böhmen, sehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalte begünstigten und ihm in höchster Gnade gewogen waren. Er starb nicht ohne großes Leidwesen seiner Freunde, den sechsten des Ostermonats im Jahr 1528, in dem Alter von 57 Jahren. Bilibald Birkheimer hat seinem aufrichtigen Freunde dies Denkmal gesetzt.“ Dürer's Verdienste um seine Kunst sind nicht hoch genug zu achten. Er war der Erste, welcher die Regeln der Perspective und der Proportion nach den

Digitized by Google

Gesetzen der Mathematik in Deutschland lehrte; er entdeckte die Kunst, mit Scheidewasser auf Eisenplatten und Messing zu ätzen, er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläserne Copirscheibe. Vermittelst seiner großen mathematischen Kenntnisse war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunst ein förmliches System zu entwerfen. Er schrieb das erste Buch vom Festungsbau in Deutschland und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach Regeln und gewisser Proportion entwerfen müsse. Groß war er vorzüglich in der Portraitmalerei; mit bewundernswürdiger Kunst wußte er die täuschendste Aehnlichkeit hervorzubringen, und alle Leidenschaften waren in der Gewalt seines Pinsels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargestellt, war unverkennbar. Auch seine Landschaften, seine Kupferstiche und Holzschnitte verdienen Bewunderung. Zu seinen vorzüglichsten Kupferstichen gehören: die Melancholie, Adam und Eva im Paradiese, Ritter Tod und Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die kleine Passion in 16 Blättern; zu seinen vorzüglichsten Holzschnitten: die große Passion in 13 Blättern (von denen jedoch nur 4 von seiner Hand sind), die kleine Passion, mit dem Titel 37 Stücke (sein Lieblingswerk), die Offenbarung Johannis, mit dem Titel 15 Bl., das Leben der Maria, mit dem Titel 2 Bl. Ueberhaupt zeigte Dürer sich durch seinen ächt-religiösen Fleiß und tiefen Ernst für seine Kunst, so wie durch die Gründlichkeit, Bedeutsamkeit und den Ausdruck seiner Werke als ächten deutschen Künstler. (S. deutsche Kunst, deutsche Malerei.) War er als Künstler groß, so war er auch als Schriftsteller höchst schätzenswerth. Ja er arbeitete sogar auf Veredlung und Reinigung der deutschen Sprache hin, wobei B. Birkheimer ihm jedoch beistand. Seine Schriften, welche später ins Lateinische, Französische u. s. w. übersetzt wurden, sind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Jansen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth, Lpz. 1791, 8. beschrieben.

Duroc, Herzog von Friaul, geb. 1772 als der Sohn eines Notars zu Pont-à-Mousson. Die erste Conscription entzog ihn den Wissenschaften, und seine Talente ließen ihn schnell emporsteigen. Anfangs als Adjutant von Bonaparte, hierauf als Brigadechef that er sich besonders den 19. März 1797 bei dem Uebergange über den Lisonzo (in Friaul) hervor. Er begleitete Bonaparte nach Aegypten, kam mit ihm 1799 glücklich wieder zurück, und wurde zu Ende Novembers an den Berliner Hof in einer außerordentlichen Angelegenheit gesandt, auch in der Folge, wegen seines diplomatischen Talents, seines einnehmenden Aeußern und seiner Anhänglichkeit an Napoleon, zu verschiedenen Sendungen von demselben, unter andern nach Stockholm und Petersburg, gebraucht. Im Oct. 1805 ging er aus dem Lager von Boulogne nach Berlin, um das gute Einverständniß zwischen beiden Mächten aufrecht zu erhalten, und reisete nach einem Aufenthalte von einem Monat daselbst bei der Ankunft des Kaisers Alexander zurück. Er begab sich zur großen Armee in Deutschland, und löfete den General Oudinot, der eben verwundet worden war, in dem Commando der Grenadierdivision ab. Er folgte Napoleon in dem Feldzuge von 1806 und 1807, befand sich in der Begleitung desselben bei der Zusammenkunft auf dem Niemen, wurde seitdem zum Herzog von Friaul ernannt, machte die Feldzüge von 1809 und 1812 wieder in der Begleitung Napoleons mit, kehrte mit diesem aus

Digitized by Google

Moskau glücklich nach Frankreich zurück, überstand nachher die blutige Schlacht von Lützen, fand aber seinen Tod am 22. Mai 1813 am Tage nach der Schlacht von Bautzen. Die Arriergarde der sich zurückziehenden preußisch-russischen Armee lieferte der franz. Avantgarde bei Reichenbach ein kleines Gefecht, in welchem eine Kanonenkugel in der Nähe Napoleons den franz. General Kirchner todt niederwarf und dem Marschall Duroc den Leib aufriß. Er starb auf der Stelle, ohne jene Unterredung mit Napoleon gehabt zu haben, welche der franz. Bericht mittheilte.

Dürrenberg, oder der dürre Berg, 1. der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg, eine Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. Er ist, so weit er aufgeschlossen, 1633 Fuß hoch, 4083 breit und 8983 lang, mit 17 Eingängen, worunter 8 Hauptstollen, mit 33 Sinkwerken, Wehren, Sulzenstücken oder Salzstuben, von denen der größte, der Stäber, angefüllt 50 Bergpfannen Sulze, d. i. 650,000 Eimer Wasser hält; 300 Menschen arbeiten täglich; jährlich werden unter den sehr großen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkschuhe lang und breit ist, und über 200 Centner Soole enthält, über 32,000 Klaftern Holz verbrannt. Die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk ward 1123 entdeckt) gränzt ans Ungeheure. In Schellenberg allein wurden von 1700—1780, innerhalb 65 Jahren, 1077 Wochensuden, und durch diese 13,449 Pfund und 27 Fuder erhalten, d. i. 5,227,187 Centner gemeinen Gewichts. Eben so heißt auch 2. ein Salzwerk drei Stunden von Merseburg an der Saale, das jüngste in Sachsen, durch den berühmten Bergrath Borlach angelegt. In der Nähe dabei ist das gewerkschaftliche Salzwerk bei Teuditz und Kötzschau, welches schon im 14ten Jahrhundert gangbar war, aber mehrmals in Verfall gerieth. Die große Saline Dürrenberg ist erst seit 1763 gangbar; der Churfürst von Sachsen erkaufte 1764 das dazu gehörende Rittergut Dürrenberg. Es hat fünf Gradirhäuser und treffliche Maschinen. In gewöhnlichen Jahren wird hier die Soole gemeiniglich bis zu der Reichhaltigkeit der hallischen Soolquellen gebracht. Der jährliche Etatsatz beträgt 185,000 Stück in 30 Pfannen von beträchtlicher Größe, die in 11 Kothgebäuden stehen, gesotten. Auch wird viel Salz von Artern und Kösen hierher gebracht, wo sich gute Anstalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngesalz verfertigt. Im 19ten Artikel des am 18. Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Vertrags ist die Quantität Salz bestimmt worden, welche jährlich aus den Salzwerken von Dürrenberg und Kösen für das Königreich Sachsen geliefert werden soll.

Durst, der unangenehme Reiz, den das Verlangen nach Flüssigkeit in dem lebenden Thiere und Menschen erregt. Durch die Lebensprocesse im thierischen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Ersatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig ist. Der Durst und die mit demselben verbundene unangenehme Empfindung und Erschlaffung in allen Theilen ist die Stimme der Natur, wodurch sie das Geschöpf auffordert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu ersetzen. Dieses Bedürfniß ist aber nicht immer gleich stark, sondern es kommt dabei sowohl auf die genossenen Speisen, als auf die Temperatur an, worin dasselbe sich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünstung und

Digitized by Google

also der Abgang der Feuchtigkeiten am stärksten ist, trinken alle Thiere und auch der Mensch mehr als im Winter. Kaltblütige, träge Geschöpfe können den Durst eben so gut ohne große Unbequemlichkeit eine lange Zeit aushalten, wie den Hunger; warmblütige und thätige leiden dagegen die fürchterlichste Pein, wenn sie den immer steigenden Durst nicht befriedigen können. Die Wuth und die nachherige Erschlaffung und Ermattung sind eben so schreckliche Folgen des Durstes wie des Hungers. Seefahrer und Reisende durch Wüsten haben diese große Noth oft empfinden müssen. Auch Gewächse leiden den Durst, erschlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt sichtbare und schnelle Wirkung. Bei thierischen Körpern soll schon eine äußere Anfeuchtung den Durst vermindern und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Dusch (Joh. Jacob), dänischer Justizrath und Professor der Philosophie und Mathematik zu Altona, geb. zu Celle den 12. Febr. 1725, studirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber schöne Wissenschaften und englische Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademischen Gymnasiums zu Altona, wo er 1756 privatisirt hatte, und starb den 17. Dec. 1787. Als Dichter hat er sich vornehmlich in der didaktischen Gattung versucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantasie, durch welche die Lehre mit ihrer Versinnlichung zugleich entspringt, sich mit ihr entfaltet und verschmelzt, und seine Darstellung ist bald zu blühend und geziert, bald matt und schleppend und der Lehrzweck durchaus sichtbar. (Sämmtliche poetische Werke, Altona 3 Bände 1765—1767.) Seine Prosa ist in manchen seiner frühern Schriften, z. B. in den moralischen Briefen zur Bildung des Herzens, geziert und schwülstig und streift in das Gebiet der Poesie. Seine Romane (z. B. der Verlobte zweier Bräute, 3 Bde. 1785. 8. die Pupille, 1798. 8.) zeichnen sich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unsittlichen, Grotesken und Schwächlichempfindsamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Unter seinen Schriften wurden besonders die Briefe zur Bildung des Geschmacks (6 Theile Leipzig und Breslau 1764 u. ff.) gerühmt. Die jetzige Kritik urtheilt ungünstiger über Dusch als seine Zeitgenossen, Lessing ausgenommen, der ihn in den Literaturbriefen stets bespottet.

Dussek (Johann Ludwig), ein geborner Böhme, war einer der bedeutendsten Clavierspieler und Compositeurs für dieß Instrument, geb. ungefähr 1760. Anfangs zeichnete er sich als Virtuose auf der damals so beliebt gewordenen Harmonica in den Jahren 1780 u. f. aus, hielt sich dann zu Paris, noch länger aber zu London auf, kam in der Folge nach Berlin und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch seinen rühmlichen Tod (1806), wie schon früher durch seine großen Talente, namentlich für Musik bekannt gewordenen Prinzen Louis von Preußen, auf dessen Tod er auch eine seine Gefühle ausdrückende Sonate unter dem Titel Elégie schrieb. Er wurde nachher beim Fürsten von Isenburg angestellt, trat aber bald in die Dienste des Fürsten von Benevent, mit dem er nach Paris ging. Als Compositeur zeigt er viel Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und ein Feuer, welches eben so auch in seinem trefflichen, sichern und eigentlich großen Spiele unverkennbar war. Er ist im Jahr 1812 gestorben.

Düsseldorf, Hauptstadt und Sitz der Regierung des zur preu-

ßischen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörigen düsseldorfischen Regierungsbezirks, sonst die Hauptstadt des Herzogthums Berg, 82 Meilen von Berlin, breitet sich auf einer schönen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südseite von der Düssel bespült, die unter dem Schlosse sich mit dem Rheine vereinigt. Bis zum Frieden von Lüneville (1801) war Düsseldorf eine Festung. Durch das französische Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der ansehnlichsten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt ist eine der schönsten am Rhein; die Straßen sind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuser durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Die Stadt enthält 2,200 Häuser und 20,000 Einwohner. Sie besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten: aus der Altstadt, der Neustadt und der Carlsstadt. Die Neustadt liegt am Rhein hin, und wurde vom Kurfürsten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude sind Palästen ähnlich, und die breite Straße ist mit Linden besetzt. Die Carlsstadt schließt sich an der Südseite an die Altstadt an, und verdankt ihre Entstehung dem Kurfürsten Carl Theodor, von welchem sie auch den Namen erhielt. In der neuesten Zeit ist sie noch mehr vergrößert worden. Sie besteht aus mehreren Quadraten, die einen großen, freien Platz einschließen. Zu den Sehenswürdigkeiten Düsseldorfs gehören: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jesuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen ist, die bronzene Statue des kunstliebenden Kurfürsten Johann Wilhelm, welchem Düsseldorf sein Emporkommen verdankt; (sie steht auf dem Markte und ist von Crepello gegossen; der Kurfürst sitzt zu Pferde im Brustharnisch, den Commandostab in der Hand) die zweite marmorne Statue desselben Kurfürsten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem schönen Schlosse selbst sind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jesuiten-Collegium, und die schöne Sammlung physikalischer Instrumente. Die herrliche Gemäldegallerie, die reichste an Werken von Rubens und andern großen Meistern der niederländischen und flammändischen Schule, sonst die vorzüglichste Zierde Düsseldorfs, wurde bekanntlich nach München gebracht, und nur die kostbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Gypsabdrücken ist noch vorhanden. Die Industrie ist nicht ganz unwichtig, indem die Stadt bedeutende Seiden- und Baumwollenspinnereien, Spiegelfabriken, Essig- und Seifensiedereien, auch Zuckerraffinerien unterhält. Zugleich ist Düsseldorf ein wichtiger Ort für den Rheinhandel, und sein Hafen ist einer der besuchtesten am Flusse. Auch der Zwischenhandel zu Wasser und zu Lande ist nicht unbedeutend. Düsseldorf hat eine Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Clevischen, welche ausschließlich von neun Schiffern betrieben wird, so daß fünf davon die Transporte nach Amsterdam, und die vier andern die Transporte nach Dortrecht und zurück besorgen. In der Nähe der Stadt ist der Hofgarten mit geschmackvollen Anlagen.

Duval. 1. Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaisers Franz I., geboren 1695 als der Sohn eines armen Bauern in einem kleinen Dorfe (Artonay) in Champagne. Im zehnten Jahre wurde Duval Waise, und als er im vierzehnten aus seinem Geburtsorte durch Dienstlosigkeit getrieben ward, konnte es nicht leicht ein hülfloseres Wesen geben. Hungernd, bald auch von den Blattern befallen,

Digitized by Google

irrte er in dem schrecklichen Winter 1709 auf offnem Felde herum, doch die Vorsehung nahm sich seiner an, und führte ihn, indem er nach Morgen zuging, nach Champagne, und zwar zur Einsiedelei, wo er das erste Ziel seiner Wanderung fand. Palemon, der gute Eremit, nahm ihn auf; er theilte seine Lebensweise, seine Geschäfte mit ihm und lernte von ihm lesen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubisch zu seyn. Er vertauschte jedoch diesen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Lüneville. Vier unwissende Eremiten und sechs ihm zur Hut übergebene Kühe waren seine Gesellschaft; einige Bände von der blauen Bibliothek seine Bildungsmittel. Es gelang ihm endlich allein schreiben zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in seine Hände fiel, interessirte seinen jungen Geist aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie; einige Charten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war der ganze Apparat des wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um sich den Unterricht zu verschaffen, nach dem er durstete. Er sann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an und verfolgte sie mit einem unglaublichen Muthe; der Verkauf dieser Thiere verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Eine glückliche Begebenheit vermehrte seinen Schatz. Er fand ein goldenes gestochenes Pettschaft und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer; doch er erhielt es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erstaunt belohnte ihn Forster so reichlich, daß seine nach und nach aus seinem Jagdsouds angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er auf sein Aeußeres auch nicht das mindeste verwendete. Während seiner Studien bekümmerte sich Duval freilich wenig um seine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Das empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eigenen Wohnung und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin seine Herren ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben und täglich zwei Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch zehn Jahre zu dienen versprach. Nun war Duval gesichert, und eifriger als je setzte er seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo seine Kühe weideten. So umgeben von seinen Landcharten, fanden ihn einst die jungen Prinzen von Lothringen. Man macht ihm auf der Stelle den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont a Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so reißende Fortschritte, daß der Erzherzog Leopold beschloß, ihn sich näher zu bringen; er nahm ihn selbst mit nach Paris 1718, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle diese Pracht der Hauptstadt und ihre Opern noch weit hinter der Majestät des Sonnen-Auf- und Untergangs zurückblieben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lüneville. Diese Stelle, und der Unterricht, den er den dort studirenden jun-

gen Engländern gab, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatam (Pitt) befand, verschafften ihm die Mittel, seine alte Einsiedelei von St. Anne neu aufbauen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Jahre lang wohnte. Kaiser Franz rief ihn nach Wien, um unter ihm eine Medaillensammlung zu bilden. Hier starb er am 3. Nov. 1775. Bei aller Gelehrsamkeit war Duval äußerst bescheiden. Von ihm sind bekannt Oeuvres, précédées des Mém. sur sa vie. St. Petersbourg et Strasbourg 1784. 2 Vol. 4. Sein interessantes Leben ist deutsch von A. B. Kaiser beschrieben worden, Nürnberg 1788. 8. 2te Ausg. — 2. Alexander, ein beliebter Lustspieldichter unter den Franzosen, der auch dem deutschen Theater mehreres geliehen hat, z. B. die Jugendjahre Heinrichs V.

Dyadik ist diejenige Vertheilung der Zahlen in Classen zu zweifach steigenden Einheiten, deren jede Classe zwei enthält, so daß zwei Einheiten einer Classe eine Einheit der nächst höhern bestimmen. Zu praktischen Rechnungen dient diese dyadische Form nicht; sie erleichtert nur die Einsicht in die Theorie der Zusammensetzung und Zerlegung der Zahlen.

Dyer (John), ein englischer Dichter, vorzüglich durch seine Lehrgedichte berühmt. Er war zu Aberglasney 1700 geboren, studirte auf der Westminsterschule, ward dann Maler, und mußte sich in sehr beschränkten Umständen durch diese Kunst forthelfen. Von einer Reise nach Italien kam er kränklich zurück, legte den Pinsel nieder, widmete sich dem geistlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen und wandte in den letzten Jahren seines Lebens seinen Fleiß vorzüglich auf das durch seinen Stoff verrufene Lehrgedicht über die Wolle (the fleece. London 1754). Am meisten aber schätzt man seine poetische Beschreibung des Grongarhügels (Grongar Hill 1727), welche Denhams Coopershill durch ungesuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturmalerei und sanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieses lyrische Landschaftsgemälde erreichten bei weitem nicht seine Ruins of Rome (1740). Er starb 1758. Seine Gedichte sind zu London 1761. 8. erschienen.

Dyk (Anton van), einer der größten Meister der niederländischen Malerschule und der berühmteste aller Portraitmaler, war zu Antwerpen im J. 1599 geboren. Sein Vater war geschickt in der Glasmalerei und seine Mutter berühmt als die kunstvollste Stikkerin von Landschaften und Figuren. Heinrich van Palen wurde sein erster Lehrer; da dieser selbst lange in Italien studirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Kolorit verband, so erhielt der Jüngling gleich eine treffliche Methode; er übertraf bald alle seine Mitschüler. Rubens nahm ihn nun in seine Schule auf, er vertraute ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen an, zu denen er nur flüchtige kleine Skitzen entwarf; eine Amazonenschlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geschichte des Decius Mus dargestellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meisters, er war bald mehr sein Gehülfe als sein Schüler. Eigne Neigung sowohl als die Eifersucht des Rubens bestimmten van Dyk, sich immer ausschließender der Portraitmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe aus Neid sehnlich gewünscht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu schicken, doch sprach sich hierin wohl mehr die sorgsame Liebe des Le-

Digitized by Google

rers für den vielversprechenden Jüngling aus. Dieser malte erst noch drei Gemälde: ein Ecce Homo, einen Christus am Oelberg und die Gemahlin des Rubens für diesen, der ihm dafür ein herrliches weißes Roß schenkte und ihn mit vielen Empfehlungsschreiben nach Italien sendete. Doch wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorf Saveltheim, fesselte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künstler so, daß er geraume Zeit dort verweilte und zwei Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem seine Geliebte als Madonna dargestellt ist, und auf dem andern er selbst als heiliger Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt und Rubens bot alles auf, um durch einen kunsterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmsucht und Kunsteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen; es gelang, van Dyk riß sich schmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerst nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Tizian und Paul Veronese, und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Kolorits an. Sein Reisegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu malen bekam und sich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reise nach Rom, hier wurde besonders der Cardinal Guido Bentivogli sein Beschützer, dessen Portrait er ausgezeichnet schön malte. Dies und die Portraits des dort lebenden Engländers Robert Sherley und seiner Gattin, machten so großes Aufsehen, daß der andern Künstler Neid ihn bald verfolgte und ihn nöthigte wieder nach Genua zurückzukehren, wo er sehr viele Portraits sowohl als historische Gemälde ausführte und sich Tizians großen Styl immer mehr aneignete. Er besuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Pest verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Er führte hier viele große historische Gemälde und Altarblätter aus, von letztern sind besonders der heil. Augustin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray sehr berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm seine älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, aber daß van Dyk sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin Helena) noch nicht ganz erloschen war. So sehr alle Kenner ihn bewunderten, so gab es doch auch elende Krittler und Neider genug, die ihn ärgerten und quälten. Um ihnen zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Nassau, an seinen Hof nach Haag zu kommen. Er malte hier diesen Fürsten, seine Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden so bewundert, daß fast alle Fürsten und Reichen von ihm gemalt seyn wollten. Er reiste nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Krucifix und eine Geburt Christi, die er für Dendermonde malte, gehören zu seinen schönsten Werken. Van Dyk's Ruhm wuchs so sehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Auszeichnung aufgenommen zu haben. König Carl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt seyn, wenn nicht sein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei seiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldne Kette nebst seinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild, umhing, ihm den Bathorden, ein ansehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk belohnte diese Großmuth durch rastlosen Fleiß, er bereicherte England mit seinen Meisterwerken. Er führte außer einer Menge

Digitized by Google

Portraits viele mythologische und historische Gemälde hier aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; seine Feste, an denen Fürsten und Damen des ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten sie durch ihre Talente zu verschönern. Er hielt sich überdem einen wahren Harem schöner Mädchen, die er bei seinen historischen Gemälden benutzte. So verschwendete er sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit, doch würde sein reicher Kunsterwerb ersteres immer glänzend erhalten haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf bessere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruthven, Tochter des schottischen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk besuchte mit ihr seine Vaterstadt und ging von da nach Paris, wo er wünschte die Gallerie des Louvre zu malen. Da aber Poussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er schnell nach England zurück. Krank und erschöpft schlug er doch noch dem König den Plan zu einer Tapetenmalerei vor, wo die merkwürdigsten englischen Feste und Prachtaufzüge sollten abgebildet werden, und erbot sich die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42sten Lebensjahre 1641 schon der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; der englische Dichter Cowley verfaßte seine Grabschrift. Alle Gallerien besitzen Gemälde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemeine Wahrheit und Natur; leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeschrieben, flüchtig und kühn, und doch sind die Tinten herrlich und weich verschmolzen; seine halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht, alles ist klar, nichts weder bunt noch kalt, alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht, stets der Individualität eines jeden am angemessensten. Nie wählt er vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht steht jedes seiner Portraits vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe seines Wesens schauen. Meisterhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte meist schwarze Kleidung, und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend darzustellen. Seine spätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unstreitig auch in technischer Hinsicht sehr ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealstyl immer etwas fremd; seine Madonnen sind mehr Erden-, als Himmelskönigiunen. Seine vorzüglichsten Schüler waren David Beck, Bertrand Fouchier und Johann van Reyn.

Dynameter, Vergrößerungsmesser, Augometres, sind Werkzeuge, um die Vergrößerung der Fernrohre durch Versuche zu messen. Es besteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueste getheilten durchsichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs steckt, um dadurch den Durchmesser des hellen Bildes des Augenglases, ganz genau zu messen.

Dynamik, auch höhere Mechanik, ist derjenige erhabene Theil der mechanischen Wissenschaften, welcher tiefere Untersuchungen über die Natur der Bewegungen fester Körper anstellt. (Die Anwendung auf tropfbar flüssige heißt Hydrodynamik, und auf luftförmige Stoffe Aerodynamik). Die Forderung z. B. aus dem Gesetze der Kraft

mit welcher die Sonne die Planeten anzieht, die Gestalt der Bahnen, die sie im Himmelsraume beschreiben, oder umgekehrt, aus dieser letzteren jenes Gesetz abzuleiten, gehört vor die Dynamik: und dieses einzige Beispiel reicht hin, um ihre ganze Wichtigkeit, sowohl für die Naturkunde, als auch für die Künste und das praktische Leben, zu zeigen. Schon bei den Griechen und Römern finden sich Spuren dieser Wissenschaft: nach der Barbarei des Mittelalters half sie aber vorzüglich Galilei neu begründen; nach ihm haben sie vorzüglich Leibnitz, Newton, J. Bernoulli und Euler vervollkommnet. (S. auch Mechanik). Dynamisch in der Kantischen Philosophie wird dem Mathematischen entgegengesetzt, und man versteht darunter, was sich bloß mit dem Daseyn eines Dinges und den Ursachen desselben, ohne Rücksicht auf seine Größe (in der Anschauung) beschäftigt; oder wobei bloß auf den Grund seines Daseyns gesehen wird, z. B. dynamische Verknüpfung (Synthesis), welche nicht durch die Anschauung einer gleichartigen Größe, sondern durch ein dynamisches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen, Grundgesetzen der Anschauung, beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Consequenz oder Wechselwirkung bestimmt wird; dynamische Gemeinschaft, d. i. Wechselwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenseitiger Einfluß. In der Naturwissenschaft setzte Kant die dynamische Ansicht der Natur der atomistischen entgegen (s. Atomen). Letztere erklärt alles aus der Masse, und selbst die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit absolut-harter und starrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die Kantische Lehre von der Causalität aller Bewegung durch ursprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie Dynamik genannt. Die dynamische Ansicht vieler neuern Philosophen hat bei ihren Erklärungen die Masse größtentheils übersehen und alles aus bloßen Kräften zusammenstellen wollen. Die wahrhaft dynamische Ansicht, oder ein dynamisches System der Natur verbindet beides, ungeachtet sie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur oder in den Naturerscheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thierischen Körper das Lebensprincip heißt. Dynamisten heißen diejenigen, welche die Erscheinungen aus einem solchen Principe herleiten. Endlich wird in der Naturwissenschaft selbst die dynamische Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechanischen (durch Berührung) und der chemischen (durch Verbindung und Trennung der Bestandtheile eines Körpers) entgegengesetzt.

Dynast, 1. ein Fürst überhaupt, bei den alten auch Despot; 2. ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Die Dynasten stammten zum Theil aus fürstlichen Häusern ab; sie hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und besaßen ihre Herrschaften mit völliger Landeshoheit. — Dynastie, eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern von einem und demselben Geschlecht; auch die Herrschaft selbst.

Dyrrhachium (j. Durazzo), vorher Epidamnus, eine ansehnliche Handelsstadt im macedonischen Illyrien, die dadurch sehr gewann, daß man bei der Ueberfahrt von Italien nach Griechenland gewöhnlich hier anlegte; daher dieser Ort bei den römischen Schriftstellern oft erwähnt wird.

Digitized by Google

E.

E, der fünfte Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der dritte, bezeichnet in der Musik die dritte Klangstufe der heutigen diatonischen Tonleiter und macht von C, welches Intervall als das erste gilt, die große Terze aus. Vergl. Ton Tonart.

Ebbe und Fluth ist die merkwürdige Bewegung des Meeres, vermöge deren das Wasser desselben täglich zweimal zu bestimmten Zeiten steigt und fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. An den Küsten strömt das Wasser während der Fluth gegen die Ufer, zur Zeit der Ebbe aber von den Ufern hinweg. Daher wird durch das heraufsteigende Wasser ein ansehnlicher Theil der niedrigliegenden Seeküsten bedeckt, und das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, sondern auch eine ansehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Während der Ebbe erhalten dagegen die Ströme ihren völligen Ausfluß wieder. Das Steigen sowohl als das Fallen erfolgt allmählig. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden 12 Minuten nach der Zeit, in welcher es die größte Tiefe hatte, und eben so umgekehrt. Ebbe und Fluth folgen also ohngefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig aufeinander. In den großen und tiefen Meeren, besonders in heißen Erdstrichen, steht das Wasser in solchen Gegenden, wo nicht Nebenumstände die Sache ändern, am höchsten, etwa 3 Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagskreis des Orts gegangen ist. Diesen höchsten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das Wasser einige Minuten gestanden hat, fängt es an, westwärts wieder abzulaufen. Nach dem Ablaufen (Ebbe), das 6 Stunden dauert, erreicht das Wasser seinen niedrigsten Stand, welcher die tiefe See heißt. Er dauert ebenfalls nur einige Minuten, worauf das Wasser wieder von Osten herzuströmt. Dieses wechselweise Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, doch mit dem Unterschiede, daß die hohe Fluth den folgenden Tag um 49 Minuten später, als am vorhergehenden eintritt, so wie auch der Mond jeden Tag um 49 Minuten später durch den Mittagskreis geht. An solchen Orten, wo die Bewegung des Wassers nicht durch Inseln, Vorgebirge, Meerengen ꝛc. gehindert wird, zeigt die Ebbe und Fluth drei regelmäßige Veränderungen: eine tägliche, monatliche und jährliche, deren nähere Auseinandersetzung uns aber hier zu weit führen würde. Aus allen Erscheinungen ergibt sich, daß Ebbe und Fluth von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unsern Erdkörper herrühren. Dies erkannten schon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht so vollständig seyn konnte, wie die unsrige jetzt, seit man sie an allen Orten des Meeres beobachtet hat, während sich ihre Beobachtungen meist nur auf das mittelländische Meer erstreckten, wo Ebbe und Fluth bei weitem nicht so bemerkbar sind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern stellten Galilei, Descartes, Kepler, Newton und viele Andere verschiedene Hypothesen auf, die aber nicht alle Erscheinungen derselben vollständig erklärten. Daniel Bernoulli, Euler und la Lande haben endlich durch ihren Scharfsinn diesen Mängeln abgeholfen, und diese Phänomene mit allen dabei vorkom-

Digitized by Google

menden Umständen so genügend erklärt und auseinandergesetzt, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Sie haben aus dem Gesetze der Gravitation bewiesen, daß wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines flüssigen Wesens umgeben ist, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder Körper gravitirt, die sie umgebende Flüssigkeit die Kugelgestalt verlassen und die Form eines elliptischen Sphäroids annehmen muß, dessen Achse gegen den anziehenden Körper gerichtet ist. Je näher nun der Mond der Erde ist, desto größer muß auch seine Wirkung auf Ebbe und Fluth seyn, und eben dieses gilt von der Sonne; denn die Schwere des Wassers gegen diese Körper wächst in demselben Verhältniß, in welchem das Quadrat ihres Abstandes von der Erde abnimmt. Die Trägheit des Wassers und die Umdrehung der Erde verspäten nicht nur die Fluth, sondern vermindern auch ihre Höhe.

Ebeling (Christoph Daniel) wurde am 20. Nov. 1741 zu Garmissen im Hildesheimischen geboren. Zu Göttingen studirte er von 1763 — 1767 mit großem Fleiß Theologie, besonders Kirchengeschichte und Exegese, welche ihn zu einem genauen Studium der orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, führte. Aber eben so sehr beschäftigte ihn die politische Geschichte, die klassische Literatur der Griechen, Römer und Engländer und das Studium der schönen Wissenschaften, über welche er endlich der Theologie ganz entsagte. Um sich ein anderes Fortkommen zu verschaffen, ging er als Hofmeister eines Herrn v. Stenglin nach Leipzig und nahm 1769 eine durch Büschens Vermittelung ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg gestifteten Handlungsacademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, so gab er, zunächst für die Handlungsacademie, im J. 1773 seine „vermischten Aufsätze in englischer Prosa“ heraus, welche nach und nach 6 Auflagen erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italienische, französische, spanische und holländische Sprache folgen ließ. Aus gleichen Ursachen warf er sich immer mehr in geographische Studien. Die erste Frucht davon waren Uebersetzungen vieler, besonders englischer Reisebeschreibungen. Bald aber wußte er sich, begünstigt durch die Verhältnisse Hamburgs, der Handelsacademie und des Büschingischen Hauses, noch nähere Quellen geographischer Nachrichten zu öffnen. Besonders beschäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, vorzüglich aber die nordamerikanischen Freistaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büschingischen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den Vereinigten nordamerikanischen Staaten übernehmen. Die erstere ist vollendet, die andere, von der 1793 der 1ste und 1816 der 7te Theil herauskam, aber nicht. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunsch des Verfassers, seinem Werke die möglichste Vollkommenheit zu geben, waren Ursachen des langsamen Fortschreitens dieser Arbeit. Was aber vollendet ist, wird mit Recht als ein Meisterstück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieses anerkannt, sondern mehr noch in den nordamerikanischen Staaten selbst. Fast alle gelehrten Gesellschaften dieses Landes haben sich beeilt Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. s. w. — Nach Wurms Abgange von der Handelsacademie hatte Büsch mit Ebeling gemeinschaftlich die Direction dieser Anstalt übernommen, gemeinschaftlich gaben sie die Handlungsbibliothek heraus. 1784 ward Ebe-

ling zum Professor der Geschichte und der griechischen Sprache am hamburger Gymnasio ernannt, späterhin ihm auch die Aufsicht über die sehr bedeutende hamburgische Stadtbibliothek übertragen. Beiden Aemtern hat er bis zu seinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichst vorgestanden. Die Bibliothek hat er erst recht geordnet und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Fast für alle gelehrten Zeitungen Deutschlands hat er im geographischen und den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geschichte der deutschen Dichtkunst für das hannöv. Magazin geschrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgegebene deutsche Bibliothek mit vielen Beiträgen unterstützt hatte, so redigirte er späterhin den gelehrten Artikel in der neuen hamburger Zeitung, die meisten Recensionen in derselben sind von seiner Hand. Zu bewundern ist es um so mehr, daß ein offner freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter machte, diesen Mann nie verließ, da er fast 30 Jahre lang an einer Harthörigkeit litt, die nach und nach fast zur vollkommnen Taubheit wurde, und ihn unter andern auch des Genusses der Tonkunst beraubte, welche er fast leidenschaftlich liebte, und in der er sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte. — Er hinterläßt zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, eine Landchartensammlung von 9 — 10000 St. und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 5000 Bänden. Beide sollen nach seinem Wunsche zusammenbleiben und öffentlichen Anstalten einverleibt werden. C — e.

Ebenbaum. Mehrere Bäume führen diesen Namen, z. B. der bekannte Bohnen- oder Linsenbaum (Cytisus laburnum), der westindische Aspalath (Aspalathus ebenus). Auch ein gewisser, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Creta wächst, und von einigen Systematikern zu dem Geschlechte der Wollbäume (Gossypium), von Andern zu einem besondern (Ebenholz, ebenus) gerechnet wird, führt diese Benennung. Aber keiner von allen diesen Bäumen liefert das pechschwarze, schwere, feine und feste Holz, welches gewöhnlich durch den Zusatz ächtes Ebenholz unterschieden wird. Der Baum, von dem dieses berühmte Holz kommt, ist lange unbekannt geblieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewisse Nachrichten davon. Doch versichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende Ebenholz gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und schwammig sey. Er soll übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und eßbare, den Misteln ähnliche Früchte haben. Die beste Sorte Ebenholz soll auf Ceylon wachsen; es wird aber auch ein sehr schwarzes von Madagascar und der afrikanischen Küste nach Europa gebracht. An Schwere soll das schwarze Ebenholz alle bekannten Holzarten übertreffen. Es hat einen beißenden Geschmack, und angezündet einen sonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals brauchte man dieses Holz als ein auflösendes schweißtreibendes Mittel. Den stärksten Gebrauch machen davon die Ebenisten und Tischler zum Furniren. Das sogenannte cretische Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es hat auf dem olivenfarbenen Grunde schöne braune Adern, und sieht folglich nicht schwarz aus. Seine Härte ist außerordentlich, und daher nimmt es auch unter dem Meißel auf der Drehbank eine treffliche Politur an. Es werden daraus allerlei musikalische Instrumente verfertigt.

Eberhard (Johann August), gehört unter die Männer, deren Verdienste größer sind, als ihr Ruhm. Er wurde den 31. Aug. 1739

Digitized by Google

zu Halberstadt geboren. Hier erhielt er seinen ersten Unterricht, und ging 1756 nach Halle, um sich dem theologischen Studium zu widmen. Er kehrte 1759 in seine Vaterstadt zurück und wurde Hauslehrer des Sohnes des Freiherrn von der Horst. Im Aug. 1763 wurde Eberhard Conrector und zweiter Prediger an der Hospitalkirche, wobei sein voriges Verhältniß mit von der Horst fortdauerte. Aber noch in demselben Jahre legte er seine Aemter in Halberstadt nieder und begleitete seinen Gönner nach Berlin, wohin dieser als Präsident der churmärkischen Kammer berufen worden, und blieb mehrere Jahre bei ihm, auch nachdem derselbe 1766 Staatsminister geworden war. Die Verbindung mit dieser Familie hatte auf Eberhards wissenschaftlichen, geistigen und geselligen Charakter einen höchst vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine ansehnliche Bibliothek, Muße zum Selbststudium, Umgang mit gebildeten Geschäftsmännern und Privatpersonen, wodurch er die Fertigkeit erlangte, sich anständig und lebhaft auszudrücken, und sich eine Schreibart zu eigen machte, die nachher vielen seiner Zeitgenossen ein Muster wurde. In Berlin wurde er mit Nicolai und Mendelssohn bekannt, und bald entstand unter ihnen die engste Freundschaft. Seines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Jahren in den Predigerstand zurück, und wurde Prediger bei dem berlinischen Arbeitshause. Sein Gehalt bei dieser Stelle war sehr gering. Er hoffte, in Berlin zu bleiben, und schrieb um diese Zeit seine neue Apologie des Sokrates. Den Anlaß dazu gaben ihm die Angriffe des Predigers Hofstede in Amsterdam, in seiner Beurtheilung des Belisars von Marmontel, auf die Tugend und Seligkeit der vortrefflichsten Männer des Alterthums. Dieses Werk erhielt den Beifall einsichtsvoller und edler Männer in Deutschland und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anstößig gehalten, daß ein Prediger auf solche Art über Religionssachen philosophirte. Dies Vorurtheil hatte für ihn so ernste Folgen, daß er auf eine bessere Anstellung in Berlin nicht weiter rechnen durfte. Er nahm daher im J. 1774 die Predigerstelle zu Charlottenburg an. Aber auch dabei legte ihm Cabale Schwierigkeiten in den Weg; zuletzt aber wurde er durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrich II. eingesetzt. Hier blieb er nicht lange, sondern nahm im J. 1778 die durch G. F. Meiers Tod erledigte Stelle eines Professors der Philosophie zu Halle an. Er verwaltete dies Lehramt mit aller Treue, und gab zum Behuf seiner Vorlesungen verschiedene Lehrbücher heraus. Im J. 1786 wurde er in die berlinische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb den 6. Jan. 1809 in seinem noch nicht geendigten siebzigsten Jahre. Deutschland verehrt ihn als einen scharfsinnigen Weltweisen, und zugleich als einen angenehmen und unterhaltenden Schriftsteller. Nicht nur in der strengeren Methode eigentlicher Lehrbücher, wovon seine Sittenlehre der Vernunft, seine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, und seine Geschichte der Philosophie Beweise sind, sondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in der mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Ueberführung des Verstandes ist er trefflich und musterhaft. Seine Apologie des Sokrates, sein Amyntor und sein Handbuch der Aesthetik sind classisch in dieser Hinsicht, und durch seinen Versuch einer all-

Digitized by Google

gemeinen deutschen Synonymik übertraf er alles, was bisher hier in geschehen war.

Eberhard im Bart, erster Herzog von Würtemberg, wurde geboren am 11. Dec. 1447, 6 Jahre nach der Theilung der würtembergischen Besitzungen zwischen seinem Vater Graf Ludwig dem ältern, und dessen Bruder, Graf Ulrich dem vielgeliebten. Die Linie, zu welcher Eberhard gehörte, heißt in der Geschichte Würtembergs die Uracher, die seines Oheims die Linie von Neufen. Eberhards Vater starb in seinem besten Mannsalter, und bald nach ihm auch sein erstgeborner Sohn, Ludwig; so kam das gesammte Gut des Vaters an Eberhard. Eberhard war damals noch minderjährig und eines Vormunds bedürftig; bei dem Streit, der darüber entstand, indem neben Ulrich, seines Vaters Bruder, auch noch Churfürst Friedrich der siegreiche von der Pfalz, der Bruder seiner Mutter Mechtilde, auf die Vormundschaft Anspruch machte, geschieht würtembergischer Stände, der Ritterschaft und Landschaft, zum ersten Mal Erwähnung 1457. Ulrich wurde Vormund, aber nicht zum Vortheil Eberhards, indem er nicht der Mann war, seinen Mündel zu erziehen und in Ordnung zu halten, sondern ihn ohne Aufsicht und bessere Bildung wild und roh aufwachsen ließ. Eberhard schweifte auf alle Art aus, und kaum war er 14 Jahre alt, als er sich sogar heimlich aus Würtemberg entfernte, um öffentlich gegen seinen Oheim aufzutreten und von ihm zu verlangen, daß er ihm selbst die Regierung überlassen solle. Unterstützt von seinen Verwandten mütterlicher Seite setzte er die Sache durch, und Ulrich wich dem vierzehnjährigen Jüngling. Er lebte noch eine Zeit lang auf die alte Weise fort, während Andere in seinem Namen regierten und sein Würtemberg durch eine stürmische Zeit glücklich hindurch führten, bis er auf einmal zur Besinnung kam, und zum ernsten, würdigen Mann, und höchst wohlthätigen Regenten für ganz Würtemberg wurde. Eine Andachtsreise, die er nach Palästina im Jahr 1468 machte, war Folge dieser Sinnesänderung; seine Vermählung mit der trefflichen Prinzessin, Barbara von Mantua, im Jahr 1474, befestigte ihn in seinen Grundsätzen, und er wirkte von nun an in geräuschloser, aber stätiger und ununterbrochener Thätigkeit für das innere Wohl von Würtemberg. Seit mehreren Jahren hatte man erkannt, wie schädlich die Theilung für Land und Familie geworden sey, welche jüngst unter seinem Vater und Oheim geschehen war. Er arbeitete daher in einer langen Reihe von Jahren Schritt für Schritt darauf hin, jenen schädlichen Folgen soviel möglich vorzubeugen, und endlich die wirkliche Wiedervereinigung der getrennten Hälften einzuleiten und zu befestigen. Daher schloß er fürs erste mit seinen Vettern, den Grafen der Linie von Neufen so enge Bündnisse, daß jeder Krieg Einer Linie von nun an ein gemeinschaftlicher für beide wurde; dann verhinderte er das Zerstückeln in noch mehrere Theile; vereinigte endlich wirklich beide Hälften unter seiner Person wieder zu Einem Ganzen durch den mit seinem Vetter, dem jüngern Eberhard, im Jahr 1482 zu Münsingen geschlossenen Vertrag, und machte Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Landes- und Familiengrundgesetz. Eine Reihe von fernern Verträgen änderte modificirte und bestätigte endlich diese Verordnung, deren Garantie Kaiser und Reich selbst, bei der feierlichsten Veranlassung, der Erhebung der würtembergischen Besitzungen zum Herzogthum, über sich nahmen. Weil er aber in dieser Sache mit einem Mann zu thun hatte, wie jener jüngere Eberhard, auf welchen sich wegen seiner Charakter-

Digitized by Google

losigkeit durchaus nicht zu verlassen war, und um der Verordnung selbst mehr Kraft und Festigkeit zu geben, zog er die 3 Stände, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, in die Verhandlung, schloß die Verträge mit ihrer Einwilligung, und trug ihnen für immer auf, darob zu wachen, daß sie gehalten würden. Desselben Eberhards wegen, der muthmaßlich sein Nachfolger war, kamen noch manche andere Bestimmungen in jene Verträge, wodurch er ihm seine Fürstengewalt beschränkte, z. B. daß er nichts ohne seine Stände vom Lande veräußern, seinen Unterthanen nicht mit ungewohnten Auflagen beschwerlich fallen dürfe ꝛc., welche dann späterhin zu eigentlichen Staatsgesetzen wurden, so wie die Ständeversammlungen überhaupt und Mitwirkung derselben bei wichtigern Angelegenheiten des Staats hiedurch bei den Würtembergern in Uebung kamen. Auf diese Art ist Eberhard im Bart zum Vater der ständischen Verfassung seines Landes geworden. Durch die Städteordnungen aber, welche er den Hauptstädten Stuttgardt und Tübingen gab, geschah zum ersten Mal etwas für eine gleichförmige Gesetzgebung, durch die Stiftung der Universität Tübingen 1471 zum ersten Mal etwas für höhere Bildung in Würtemberg. Obgleich man ihn selbst, einem Gebot seines Vaters gemäß, kaum Lesen und Schreiben gelehrt hatte, fühlte er dennoch späterhin den edelsten Drang, sich als Mann noch auszubilden, ließ sich von Gelehrten, deren Umgang er liebte, manches Werk der Alten ins Deutsche übersetzen, und schrieb manches Merkwürdige, das er gelesen und gehört hatte, selbst nieder; ob er gleich noch Graf und Herr nur von Einer Hälfte von Würtemberg war, scheuete er dennoch weder Mühe noch Kosten, durch Stiftung einer Universität auch seinen Unterthanen Gelegenheit zur Bildung zu verschaffen. Fromm, wie er war, wandte er viel Fleiß darauf, den Unordnungen in den Klöstern seines Landes vorzubeugen, und dieselben so einzurichten, daß sie Muster an Tugend und Frömmigkeit für sein übriges Volk würden. Diesem Volk war er ein Vater; dafür bürgt jenes sein Rühmen vor Kaiser und Fürsten, daß er im dichtesten Wald im Schooß jedes seiner Unterthanen sicher übernachten könne; dafür jenes naive Lob seines Volks, daß wenn der Vater im Himmel stürbe, nur Vater Eberhard ihn ersetzen könnte. Er liebte den Frieden; aber wenn seine Ehre und das Wohl des Staats es verlangten, griff er selbst gegen Mächtigere furchtlos zu den Waffen. Gegen Kaiser und Reich erfüllte Eberhard seine Pflichten, wie es einem wackern Reichsfürsten gebührte. Nie ließ er es weder an Geld noch an Mannschaft fehlen, wenn die Ehre des Kaisers und Reichs es erforderten; viel trug er zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung als oberster Hauptmann des schwäbischen Bundes bei. Diese Verdienste, welchen die edle Persönlichkeit des Grafen einen höheren Werth gab, erkannte Kaiser Maximilian I., und erhob ihn, ohne sein Suchen und Wissen, zum Herzog und die unter ihm bereits wieder vereinigten Besitzungen der Familie diesseits des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum Würtemberg, auf dem glänzenden Reichstag zu Worms (1495). Es geschah dadurch nichts befremdendes, denn längst waren die Grafen von Würtemberg den fürstlichen deutschen Häusern beigerechnet; lange vorher bei Leistungen für das Reich sogar den Churfürsten gleichgehalten. Nur kurze Zeit überlebte der Herzog die neue Würde; er starb im Febr. 1496, kinderlos. Einige Jahre nach seinem Tode erklärte Maximilian an seinem Grabe stehend: Hier liegt ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im Reich; sein Rath hat mir oft genützt.

Digitized by Google

Ebersberg, ein kleines Städtchen an der Traun, im Erzherzogthum Oesterreich gelegen, hat in dem großen Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich im Jahr 1809 einen Namen durch eine schreckliche Begebenheit erhalten. Um die Oesterreicher, welche, 35,000 Mann stark unter dem tapfern Hiller, dort eine feste Position genommen hatten, zu vertreiben, vereinigten sich am 3. Mai mit dem Herzoge von Rivoli (Massena), der Herzog von Istrien (Bessiere) und Marschall Oudinot. Der österreichische Nachtrab, welcher vor Ebersberg stand, wurde angegriffen und zum Rückzuge durch die Stadt und über die Brücken genöthigt, wohin die Division Claparede ihm folgte. Dies geschah unter dem heftigsten, erbittertsten Gefechte. In der Stadt schossen die Oesterreicher unaufhörlich von den Dächern und aus den Häusern auf die Franzosen, die in geschlossenen Reihen vordrangen und dadurch viel leiden mußten. Doch sowohl für die Siegenden als für die Weichenden erreichte das Schreckliche seinen höchsten Grad, als mit einem Male der ganze Ort überall in Flammen stand, welche den Eingang wie den Ausgang sperrten und von allen Seiten Vernichtung verbreiteten. Feuer und Schwert hatten gleichsam einen Wettstreit wider einander begonnen, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab stürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und versanken in die über ihnen zusammenschlagenden Flammen. Ueber die Haufen halbverbrannter Leichname und über die Sterbenden hinweg rollten Kanonen und Wagen, und bahnten sich durch die zerfleischten Unglücklichen ihren Weg. Immer noch ging unaufhaltsam der Zug der vordrängenden Franzosen und Italiener den fliehenden Oesterreichern nach, doch nun ergriff das Feuer auch die Brücke; zwei Joche mußten abgeworfen werden und die ganze Division Claparede sah sich von der übrigen Armee abgeschnitten und ohne Unterstützung den wüthenden Angriffen der Oesterreicher Preis gegeben. In drei Stunden hielt Claparede drei Angriffe mit dem Bayonnet aus. Unterdessen war das Feuer der Brücke gelöscht und diese wieder hergestellt worden; da bahnte der General Legrand mit dem 18ten und 25sten Regimente sich einen Weg, und 1000 Mann Cavallerie unter Durosnel vereinigten sich mit ihm zur Stürmung des Schlosses bei Ebersberg; 800 Mann Oesterreicher vertheidigten sich heldenmüthig darin. Doch während dessen war Napoleon selbst mit den Divisionen Nansouty und Molitor am rechten Ufer der Traun herangerückt; es blieb den Oesterreichern nur der Rückzug übrig; sie verfolgten ihn bis Enz, wo sie in der Nacht ankamen, und sich, nachdem sie die Brücken abgebrannt hatten, noch weiter zurückzogen. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich. Die Nacht hatte zwar dem Gefecht ein Ende gemacht, aber in Ebersberg wütheten noch die Flammen, die bis zum andern Morgen das Städtchen in einen Haufen Schutt und Asche verwandelten.

Ebert (Johann Arnold), berühmt als Dichter und trefflicher Uebersetzer, besonders englischer Werke, wurde den 18. Februar 1723 zu Hamburg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er auf dem dortigen Johanneum. Mehr Nahrung fand er auf dem Hamburgischen Gymnasium. Noch vortheilhafter für ihn wurde die Bekanntschaft mit Hagedorn, an welchem er, ungeachtet des Abstandes ihrer Jahre und damaligen Kenntnisse, nicht bloß einen wohlthätigen Unterstützer, sondern auch einen herzlichen Freund fand. Die Erlernung und Liebe zu der englischen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Er-

Digitized by Google

munterung geweckt und genährt. Seine Nebenstunden wandte er auf den Unterricht in neuern Sprachen, und auf Verfertigung einer beträchtlichen Zahl, besonders Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1745 ging er nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren, machte aber bald die humanistischen Studien zum Gegenstand seiner Thätigkeit. Während seines Aufenthalts in Leipzig nahm er auch mit seinen Freunden Giseke und Cramer an dem Jünglinge, einer damals sehr geschätzten Wochenschrift, Antheil. Nicht lange nach der Gründung des Collegii Carolini in Braunschweig wurde er im Jahr 1748 als Lehrer bei der damit verbundenen Pensionsanstalt angestellt, und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunschweig, in der englischen Sprache. Um diese Zeit faßte Ebert den Entschluß, seinen Landsleuten die Werke der besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Uebersetzung bekannt zu machen; doch hat er ihn nicht ganz ausgeführt. Das vorzüglichste, was er wirklich davon lieferte, waren Youngs Nachtgedanken, deren Uebersetzung ihm zu seiner Zeit den Ruhm eines der größten Meister in der Uebersetzungskunst erwarb. Im Jahr 1755 erhielt er die Stelle eines ordentlichen Professors am Carolinum. Bis zum Jahre 1773 lebte er im ehelosen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er sich mit der Tochter des Kammerraths Gräfe, mit der er in einer glücklichen Ehe lebte. Durch das Wohlwollen des Herzogs hatte er ein Canonicat am St. Cyriaksstifte nebst einer geräumigen heitern Wohnung und den Hofrathscharakter erhalten. Er starb am 19. März 1795. Ebert besaß einen lebhaften und fertigen Witz, eine regsame Phantasie und war reich an sinnreichen Einfällen und Antworten. Seine eigenen Schriften erschienen, von ihm selbst noch bei seinen Lebzeiten gesammelt, unter dem Titel: Johann Arnold Eberts Episteln und vermischte Gedichte, wozu nach seinem Tode noch ein Theil gefügt wurde.

Ebioniten, s. Nazarenen.

Eccehomo (Welch ein Mensch!) nennt man ein Crucifix, weil nach Joh. 19, 5. Pilatus in diese Worte der Bewunderung ausbrach, als er sah, mit welcher Duldung Christus die Geißelung ertrug.

Echelon, die Leitersprosse. Ein Heer marschirt en échelon, oder par échelon, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen gleich weit auf einander folgenden Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient sich des Angriffs en échelon, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen und den andern zu refüsiren, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geschieht, dem Feinde näher und hält dagegen den andern zurück. Wenn z. B. eine Brigade von sechs Bataillons, die in Schlachtordnung aufmarschirt steht, en échelon angreifen soll, so avanciren die zwei Bataillons, z. B. des rechten Flügels, erst 100 bis 200 Schritt, darauf setzen sich die beiden folgenden Bataillons in Marsch, so daß der rechte Flügel dieser zweiten Abtheilung auf einer Perpendiculäre marschirt, die den linken Flügel der ersten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte der beiden nächsten Bataillons in der nämlichen Art u. s. w. Zeit, Ort und Umstände müssen entscheiden, ob der Echelon-Angriff anwendbar sey.

Echiniten sind Versteinerungen von Seeigeln, also von lebendigen Seethieren aus der Klasse der Würmer, die noch jetzt in

der Schöpfung vorhanden sind. Sie werden häufig angetroffen, zuweilen auch auf Aeckern, und der gemeine Mann, der von ihrem Ursprunge nichts weiß, nennt sie Krötensteine, weil er glaubt, daß alte Kröten sie erzeugen. Die Gestalt der meisten ist halbkugelig. Sie haben zwei Oeffnungen, doch nicht immer an derselben Stelle, und sind theils der versteinerte Kern, theils die versteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zusammengefügt waren, erblickt man fast immer im versteinerten Kerne fünf, seltener sechs, doppelte, auf der Halbkugel von oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zustande besetzt sind, werden seltener versteinert gefunden. Die meisten Kerne sind sehr harte Hornsteine und einigermaßen durchsichtig. Von Farbe sind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und schwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne versteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judensteine heißen. Sonst wußte man nicht, wofür man diese halten sollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an dessen Grübchen versteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Diese Stacheln haben eine verschiedene Gestalt, denn manche sind platt und zugespitzt (diese heißen Judennadeln), andere sind glatt, gestreift oder gekörnt, und dabei stumpf und prismatisch; noch andere haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, die Stellung der Truppen en echiquier ist die schachbrettförmige Stellung, wo die hintern Abtheilungen auf die Zwischenräume der vordern treffen. Sie wird gewöhnlich bei Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe sie, weil sie ihr durch ihre Schwatzhaftigkeit hinderlich gewesen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauschen, in einen Fels verwandelt, doch so, daß sie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Worts, das sie von Andern hörte, gelassen habe. Eine andere Erzählung sagt, Echo habe sich in den Narcissus verliebt, und als dieser ihre Liebe nicht erwiedert habe, sich dergestalt gegrämt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben sey.

Echo. Wenn der Schall an einer entfernten festen Fläche anschlägt, so prallt er wieder zurück und man hört ihn nach einer kurzen Zwischenzeit wieder; dieses nennt man ein Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geschieht, wenn er an Gegenständen, die nicht gleich weit entfernt sind, anschlägt, so hört man ein vielfaches Echo. Dieses geschieht nicht durch ein bloßes Zurückwerfen der schallenden Lufttheilchen, sonst müßte jede Oberfläche eines harten und festen Körpers einen Wiederhall verursachen; sondern es wird wahrscheinlich eine Art von Wölbung des zurückwerfenden Körpers erfordert, die mehrere divergirende Linien des Schalles wieder zusammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar seyn soll, vereinigt, oder sie wenigstens parallel aussendet, ohne den Schall wieder zu schwächen, so wie ein Hohlspiegel divergirende Lichtstrahlen in ihrem Brennpunkte vereinigt oder bisweilen parallel aussendet. Doch ist man mit der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls, wie mit der vom Lichte, noch nicht im Klaren, wovon die Ursache wohl darin liegt, daß man die Beschaffenheit der

Digitized by Google

Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugsam kennt. Ferner ist eine gewisse Entfernung des zurückwerfenden Gegenstandes nothwendig, damit das Echo erst eine Zeit lang nach dem Schalle zum Ohre gelange und von demselben abgesondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1240 Leipziger oder 1090 Pariser Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenstande entfernt und in der Nähe des schallenden Körpers stände, das Echo eine Secunde später, als den Schall hören. Ein solches Echo würde also so viele Worte oder Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein vielsylbiges Echo. Ist diese Entfernung kürzer, so wiederholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige Sylbe wieder, so ist es ein einsylbiges. Denn das geübteste Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterscheiden, und es wird daher zu einem einsylbigen Echo wenigstens ein Zeitraum von 1/9 Secunde erfordert. Hieraus sieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzubringen. Die Mauern sind zum Theil zu nahe und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verschiedentlich entfernten Flächen aus, und das Ohr kann weder den ursprünglichen Schall vom ersten Echo, noch die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unterscheiden. Stehen hingegen mehrere einzelne zurückwerfende Flächen in verschiedenen Entfernungen, so kann jede derselben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das erste das stärkste ist, weil die andern durch den weitern Fortgang in der Luft geschwächt werden. Da der Schall nach eben den Gesetzen zurückgeworfen wird, nach welchen das Licht zurückprallt, worauf die Catoptrik beruht; so nennen einige die Lehre vom Echo Catoptrik des Schalles, besser Cataphonik oder Catacustik. Der Ort des schallenden Körpers wird der phonische und der zurückwerfende Ort oder Gegenstand der phonokamptische Mittelpunkt genannt.

Eckhell (Joseph), einer der größten Numismatiker, geboren zu Enzersfeld in Oesterreich unter der Ens, im Jahr 1731, trat 1767 in den Jesuitenorden, bekleidete verschiedene Lehrämter, erhielt 1772 die Aufsicht über das Münzkabinet des Wiener Jesuitencollegiums, machte in eben dem Jahre eine antiquarische Reise nach Italien und brachte das großherzogliche Münzkabinet in Florenz in Ordnung. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde er 1773 Professor der Numismatik bei der Wiener Universität und Director des kaiserlichen Antiken- und Münzkabinets, wie auch 1797 kaiserl. Rath und starb den 16. Mai 1798. In allen seinen Schriften zeigt sich der Mann von großer Belesenheit, Alterthumskunde und Urtheilskraft, der strenge Kritiker und der scharfsinnige Kopf. Seine Nummi veteres anecdoti, ex Museo Caesareo-Vindobonensi etc. Vienn. II. E. 1774. 4. Catalogus Musei Caesarei Vindob. nummorum veterum. Ib. 1779. Fol. Descriptio nummorum Antiochiae et Syriae. Ibid. 1786. 4. und vor allen seine Doctrina nummorum veterum Vol. VIII. Ib. 1792 — 1798. 4. erheben ihn zum Rang der ersten Alterthumsforscher. In dem letztern großen Werke hat er zuerst die alte Münzkunde in ein wohlgeordnetes System und auf feste Grundsätze gebracht.

Eckmühl (Schlacht bei), geliefert zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Carl und den Franzosen, Baiern und Würtembergern un-

ter Napoleon, am 22. April 1809. Die Schlacht von Abensberg war geliefert (am 20. April 1809) und durch sie den Franzosen der Weg nach Landshut und dem Inn gebahnt. Aber die Folgen der Abensberger Schlacht trafen bloß den linken Flügel der großen österreichischen Armee, während der rechte derselben unter des Erzherzogs Carl persönlicher Anführung nach Regensburg vordrang, diese Stadt nahm, das 65ste französische Infanterieregiment gefangen machte, der Höhen von Abach, ungeachtet des heftigsten Widerstandes, sich bemächtigte, und so Meister der Donau auf einem sehr wichtigen Punkte wurde. Dieser Stand der Dinge war das Resultat des Treffens bei Eckmühl am 21. April; durch dieses und das Gefecht bei Landshut (21. April) wurde die Schlacht bei Eckmühl (Tags darauf) vorbereitet. Die Anstrengungen der vorherigen Tage waren vergebens, wenn die Oesterreicher im Besitz der errungenen Position blieben. Diese wollten die Stellung der Franzosen zwischen Peising und Dimpling forciren, bis Abensberg und Kloster Ror vordringen und auf Donauwerth losgehen, da der Besitz dieses Punktes den von ganz Baiern entschied; die französische Armee wäre dadurch überflügelt und von Oesterreichs Gränzen entfernt gehalten worden. Napoleon mußte alles anwenden, um dies zu verhüten. Und es gelang ihm. Der Vormittag des 22. Aprils ging größtentheils mit Marschiren und kleinen Gefechten hin; gegen Mittag begann die Schlacht mit Heftigkeit. Ein Angriff der Franzosen auf den linken österreichischen Flügel und das Debouchiren von sechszehn ihrer Cavallerieregimenter über Schirling in die Ebenen nöthigte die Oesterreicher ihren linken Flügel zu entwickeln, und, um nicht umgangen zu werden, eine Bewegung rückwärts zu machen, welches mit der größten Ordnung geschah. So hatten denn bis Mittag die österreichischen Corps von Rosenberg, Hohenzollern, Collowrat und Johann die Umgebungen des Dorfes Eckmühl an der großen Laber, diesen Hauptpaß gegen Regensburg, besetzt. Unterdessen war Napoleon, der Tags vorher bis Landshut vorgedrungen war, von da aufgebrochen (am 22. früh) und erschien, Nachmittags um 2 Uhr, mit den beiden Divisionen von Montebello, dem Corps Massena's, den Cürassierdivisionen Nansouty und St. Sulpice und den Würtembergern unter Vandamme, bei Eckmühl, dem Erzherzog Carl gegenüber. Die französischen Cürassiere bildeten den rechten Flügel, die Würtemberger die Avantgarde und das Centrum, die Baiern den linken Flügel. Angriff und Widerstand waren furchtbar. Die Oesterreicher standen wie Felsenmauern, doch der Ungestüm der französischen Armee überwältigte jedes Hinderniß. Es kam alles darauf an, den Ort Eckmühl zu erobern. Dies konnte nur durch die Ueberwältigung des linken österreichischen Flügels geschehen. Sie ward versucht, indem der Herzog von Montebello mit der Division Gudin, im Einverständnisse mit Davoust, Lefevre und Montbrün, welche zugleich angriffen, diesen Flügel umging und forcirte. Die Oesterreicher wurden hierdurch zwar in eine zweite Position zurückgedrängt, aber sie hielten in dieser aufs neue tapfer Stand. Da befahl der Kaiser den Sturm auf Eckmühl. Die würtembergische Infanterie hatte an diesem schrecklichen Geschäfte den größten Antheil. Eckmühls Eroberung entschied; die nächste Folge davon war der eiligste Rückzug der Oesterreicher bis Traubing vor Regensburg, denn sechszehn französische Cavallerieregimenter (die Divisionen Nansouty und St. Sulpice) brachen zu gleicher Zeit auf die Oesterreicher ein und warfen alles vor sich nieder; nur mit der einbrechenden Nacht endigte die Schlacht und die Verfolgung

Digitized by Google

Oesterreicher, die während der Nacht auf Schiffbrücken die Donau bei Regensburg passirten, und vor dieser Stadt zu einer neuen Schlacht sich sammelten. Man kann annehmen, daß über 200,000 Mann in der Schlacht von Eckmühl gefochten haben; die Oesterreicher werden zu 110,000 Mann, die Franzosen auf 136,000 Mann stark angegeben; jene auf einem Raume von 3 1/2 Meile Länge, die Letztern auf einer Linie von acht Meilen ausgedehnt. Napoleon selbst war, eben mit seinen Charten beschäftigt, von einer matten Kugel am Schenkel getroffen worden. Die Schlacht von Eckmühl war eine der wichtigsten im ganzen Kriege.

Eclectiker, s. Eklektiker.

Ecole polytechnique, s. Realinstitute.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa 6 Meilen von Amsterdam, an der Zuider-See gelegen, hat gegen 1100 Häuser und an 3000 Einwohner. Der Handel mit Käse ist hier sehr wichtig (1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen), und da die Edamer Käse in der ganzen Welt bekannt sind, so wird man einige Angaben darüber hier an ihrer Stelle finden. Die Haupteintheilung der holländischen Käse ist in süße Milchkäse und saure Milchkäse. Den letztern nennt man Kömyne- (Kümmel-) Käse, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt ist, auch Kastert. Von beiden Hauptabtheilungen gibt es viele Sorten. Die Edamer Käse gehören sämmtlich zu den süßen Milchkäsen, und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkrustige getheilt. Es gibt ihrer von 3 1/4 bis 20 Pfund. Der vorzüglichste von allen ist der sogenannte Presentkaas (Präsentkäse), der alle Vollkommenheiten des besten Käses in sich vereinigen muß. Ein Mittelpreis ist 20 bis 25 Gulden pr. 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine ungeheure Menge; eben so nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet die ganze Käseproduction in Holland auf 30 Mill. Pfund.

Edda. Wir besitzen unter diesem Namen zwei Sammlungen alter isländischer Dichtungen, welche, in sofern sie von den nach Island gewanderten Norwegern (Normännern) herrühren, germanischen Ursprungs, und die Hauptquelle für die nordische Götter- und Heldengeschichte sind. Die erste dieser Sammlungen, welche man die ältere oder Sämundische Edda nennt, soll von Sämund Sigfusson, einem gelehrten isländischen Geistlichen, nebst Are Frode, dem ältesten Geschichtschreiber des Nordens, welcher von 1066 — 1133 lebte und zu Paris studirt hatte, veranstaltet worden seyn. (Sein Leben hat Arne Magnäus vor dem ersten Theile der Edda ausführlich beschrieben.) Aber sowohl dies, als daß ihr der allgemeine Name Edda zukomme, ist geläugnet worden. Sie besteht aus einer Reihe von Gesängen der Skalden und uralter Sagenlieder, daher die alte Edda (Stammmutter der Poesie). Diese altrhythmische Edda war sonst 400 Jahr in Island verborgen und vergessen. Ein Theil derselben scheint für immer verloren gegangen zu seyn. Im J. 1643 entdeckte und rettete der Bischof Brynjolf Svensen zu Skalholt einen vorzüglichen und immer noch den besten Pergamentcodex dieser alten Dichtungen. Seit dieser Zeit wurde die Edda eifriger bearbeitet und besonders folgende Theile derselben bekannt gemacht: Wegthamsgnida, Woluspä (Wahrsagungen), Havamaal (erhabenes Gespräch), und Runecapitule oder das runische Capitel (worin Odin sich seiner Stärke in Zauberliedern rühmt). — Aus diesen damals noch vollständigen Liedern und andern Gesängen

ist (vielleicht 120 Jahre später) der prosaische Auszug gemacht, welcher den Namen der jüngern Edda führt, und dem Snorro Sturleson, Legmann auf Island um 1200, zugeschrieben wird. Dieser Auszug bildet eine Art von System und Cyklus aus jenen Liedern, welches, schon der Zeit wegen, nicht mehr als damals geglaubtes Religionssystem anzusehen, sondern auch der ausdrücklichen Absicht nach, nur neben seiner Sprachlehre und Verskunst der mythologische Theil zu einem Lehrbuche der altnordischen Poesie ist, obgleich sie uns wegen der Lücken in den ältern Liedern, aus welchen sie noch häufige Stellen gibt, auch in dieser Rücksicht höchst wichtig ist. In der Folge ist das Werk noch umgearbeitet und erweitert worden. Es besteht ebenfalls aus drei Theilen, deren erster dogmatisch, der zweite erzählend ist, und der dritte, mit Namen Skalda, in einem alphabetischen Auszuge die poetischen Redensarten enthält, die in den ersten Theilen vorkommen. — Den isländischen Text der Edda hat mit verschiedenen (aber sehr fehlerhaften) Uebersetzungen Resenius herausgegeben, Havniae 1665. 4. Daher heißt sie auch die Resenische Edda. Eine dänische Uebersetzung hat Nyerup, Copenhagen 1808, geliefert, welcher sich überhaupt um die Edda große Verdienste erworben hat. Eine deutsche Uebersetzung besitzen wir von Rühs (Berlin 1812). Der erste Theil der ältern oder Sämundischen Edda wurde im Originaltext 1737 von dem magnäischen Institute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateinischen Uebersetzung und Glossen, beide hauptsächlich von Gudemund Magnäus gearbeitet, bekannt gemacht. Der zweite Theil ist bis jetzt noch nicht erschienen. Bearbeitungen und Uebersetzungen der früher bekannt gewordenen Theile haben unter den Deutschen Denis, Schimmelmann, Gräter, Herder und Fr. Meyer geliefert. Einzelne, bisher noch ungedruckte, Sagen der Edda haben v. d. Hagen und Grimm im Original und später auch deutsch herausgegeben. In den Streitigkeiten über die Aechtheit und das Alterthum der ältern Edda, welche bis auf die neuere Zeit fortgesetzt worden, sind als Zweifler und Gegner besonders Adelung, Schlözer und vor kurzem Rühs aufgetreten. Ihnen stehen entgegen Müller (über die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorrischen Edda — und über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte, letzteres Copenhagen 1813), v. d Hagen, die Gebrüder Grimm, Docen u. A.; und es scheint sich die Wahrheit auf ihre Seite zu neigen. Denn nicht nur die innere Wahrheit und die eigenthümliche Ausbildung der Eddalehre, sondern auch geschichtliche Spuren sprechen für das Alterthum und die Aechtheit derselben. Ueber den Zusammenhang der deutschen Niebelungen und des Heldenbuchs mit der Edda sind von den letztgenannten Schriftstellern ebenfalls interessante Untersuchungen angestellt worden.

Edelink (Gerard), geboren zu Antwerpen 1641, ein Maler und Kupferstecher, der zwar in seiner Vaterstadt die Elemente seiner Kunst erlernte, in Frankreich aber seine Talente dafür völlig entwickelte. König Ludwig XIV. fesselte diesen Künstler durch seine Wohlthaten an sich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Rafael und Alexanders Besuch bei der Familie des Darius von Le Brun in Kupfer zu stechen, und heute noch sind diese Meisterstücke eine Zierde des pariser Museums, wo man auch seine büßende Magdalena nach Le Brun findet.

Digitized by Google

Edelink war in Originalstücken wie in Copien gleich groß, und nicht weniger glücklich in Portraits, deren er eine große Anzahl von den berühmtesten Personen seines Zeitalters hinterlassen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perault befinden sich mehrere davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabstichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke dieses berühmten Künstlers über alle seiner Nation. Edelink starb als ordentlicher Kupferstecher des Königs und Rath der königl. Malerakademie im J. 1707, in einem Alter von 66 Jahren.

Edelsteine nennt man alle glänzenden, sehr harten, durchsichtigen Steine, die am Stahle geschlagen Funken geben, und theils farblos sind, theils mancherlei Farben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen stets ihren hohen Werth erhalten. Sie werden meistens in einer bestimmten regelmäßigen Gestalt in der Erde gefunden; nicht selten schließen sie auch fremde Körper ein, da man ihre Entstehung aus der Crystallisation herleitet. Ihre Farben scheinen sie einer metallischen Beimischung zu verdanken. Sie sind aus verschiedenen Grunderden zusammengesetzt, und zwar die meisten aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde. Berge und Felsen sind die Geburtsorte dieser Steine. Diejenigen, die man in Flüssen und ebenen Gegenden findet, sind durch Wasserfluthen aus den Klüften losgerissen und fortgeführt worden. Viele Edelsteine liegen in einer Umkleidung von gemeiner Steinart, die Mutterstein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelsteine in vollkommne oder ganz edle (Gemmae), d. i. ganz durchsichtige, und in Halbedelsteine (Lapides pretiosi) oder halbdurchsichtige ein; indessen findet bei dieser Eintheilung viel Willkürliches Statt. Eben so ist es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, die folgende ist: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amethyst, der Granat, der Hyacinth, der Beryll, der Chrysolith, der Carneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Lasurstein und der Turmalin. Es gibt kein sicheres Kennzeichen, nach welchem sich die Rangordnung dieser Steine bestimmen ließe, denn ihr Werth beruht auf zufälligen Umständen; so kann es z. B. sehr kostbare Rubine geben, die man einem unreinen Diamant weit vorzieht. Sonst setzte man im System die Edelsteine ins Kieselgeschlecht; jetzt hat der härteste unter allen, der Diamant, diese Stelle verloren, und steht unter den brennlichen Materien. Sie dienen hauptsächlich zur Pracht. Dazu gebrauchte man sie schon im höchsten Alterthume, doch verstanden die Alten noch nicht, sie zu schleifen, sondern sie theilten ihnen dadurch einen größern Werth mit, daß ihre Steinschneider künstliche Figuren darauf eingruben, welche theils Gottheiten, theils religiöse Gebräuche, theils die Bildnisse berühmter Männer vorstellten. Die Griechen und Römer hatten es in dieser Kunst zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten, Vollkommenheit gebracht. Die geschnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Petschaften zum Siegeln gebraucht, oder man besetzte auch kostbare Vasen damit. Ueber die berühmtesten Sammlungen s. d. Art. Dactyliothek. Bei uns werden die meisten Edelsteine auf mancherlei Weise geschliffen (s. d. Art. Diamant), in Ringe und dergl. gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Besetzung kostbarer Dosen ꝛc. gebraucht. Auch gibt es bei uns mehrere

Digitized by Google

Künstler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. Die schönsten und köstlichsten Edelsteine kommen aus Ostindien; doch übertrifft der böhmische Granat den orientalischen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man diese Steine auch in andern Ländern Asiens, in Amerika (besonders Brasilien), in vielen europäischen Ländern und in Deutschland. In unsern Zeiten versteht man auch die Kunst, künstliche Edelsteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen so gleichen, daß Kenneraugen erfordert werden, um die Täuschung zu entdecken. Es werden dazu metallische Glasarten angewendet, welche sich im Flusse mit andern erdigen und salzigen Gläsern vermischen, und ihnen ihrer verschiedenen Natur nach verschiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieser künstlichen Edelsteine muß ein reines, durchsichtiges, hartes Crystallglas seyn, wozu auch Bleikalk kömmt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüssiger macht. Je härter diese Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe, und je gleichförmiger die ganze Masse ist, woraus sie bestehen, desto schöner sind sie. Die Feile, der keiner dieser künstlichen Edelsteine widersteht, zeigt bald ihren Ursprung. Auch haben die ächten Edelsteine ein größeres specifisches Gewicht.

Eden, ein Lustgefild; nach Moses, der Wohnort des ersten Menschenpaars. Dichterisch pflegt eine paradiesisch-schöne Gegend, wie auch der künftige Aufenthalt der Seligen Eden genannt zu werden. S. Paradies.

Edgeworth von Firmont (Heinrich Essex), der Beichtvater Ludwigs XVI., war 1745 in Irland in dem Flecken Edgeworth Town geboren. Sein Vater war hier protestantischer Geistlicher, nahm aber mit seiner Familie den katholischen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich studirte zuerst unter den Jesuiten zu Toulouse, und dann auf der Sorbonne in Paris. Durch seine Frömmigkeit und seinen vortrefflichen Charakter erwarb er sich bald so großes Vertrauen, daß die Schwester Ludwigs XVI., die Prinzessin Elisabeth, ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. Die Revolution brach aus; die entsetzlichsten Frevel mehrten sich mit jedem Tage; sie näherten sich ihrem Gipfel durch die Verhaftung und Einkerkerung des Königs und seiner ganzen Familie. Elisabeth war im Gefängniß der tröstende Engel ihres Bruders, und durch sie erhielt Ludwig XVI. die erste Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Essex in Choisy verborgen lebte. Als dem Könige sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, bat er unter andern um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf seine Erscheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geistlichen, den er näher bezeichnen wollte. Dieser Geistliche war Firmont. Der Convent bewilligte diesen Umgang, schlug aber den Aufschub ab. Firmont entledigte sich seines Geschäfts mit der tiefsten Ergebung. Er erbot sich selbst, den König auf den Richtplatz zu begleiten. Es geschah. Auf dem Platze Ludwigs XV., wo das Schaffot errichtet war, stiegen sie aus dem Wagen. Edgeworth stieg mit auf das Blutgerüst; Ludwig entkleidete sich selbst. Die Büttel warfen ihn unter die Guillotine. Da sagte Edgeworth die erhabenen Worte: Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor! und das Beil — fiel. — Unter unendlichen Gefahren gelang es Firmont endlich, Frankreich verlassen zu können. Er kam 1796 in England an. Pitt bot ihm im Namen des Königs einen ansehnlichen Jahrgehalt an; er lehnte ihn aber ab, weil er die Lasten nicht vermehren

Digitized by Google

wolle, welche die brittische Regierung mit so vieler Güte bereits zu Gunsten der französischen Ausgewanderten auf sich genommen habe. Bald folgte Edgeworth Ludwig XVIII. nach Blankenburg im Braunschweigischen, und von da nach Mitau. Sein edler Charakter hatte sich auch unverkennbar in seinem Aeußern ausgedrückt. Folgender merkwürdiger Zug beweist dies in einem hohen Grade. Sein König schickte ihn an den russischen Hof, um dem Kaiser Paul den Orden des heiligen Geistes zu überbringen; und dieser Monarch wurde bei dem Anblick von Firmonts ehrwürdigem Wesen dergestalt ergriffen, daß er sich vor ihm auf die Knie warf, und um seinen Segen bat! — So wie Edgeworth sein Leben Unglücklichen mit evangelischer Liebe gewidmet hatte, so sollte er es auch im Dienste der Menschheit verlieren. Im J. 1807 wurden eine Menge französischer Kriegsgefangenen nach Mitau gebracht, wo Edgeworth bei Ludwig XVIII. lebte. Unter ihnen herrschte ein ansteckendes Fieber, das die fürchterlichsten Verwüstungen anrichtete. Firmont, hievon nicht zurückgescheucht, wurde ihr treuester und unermüdlicher Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber sie ereilte ihn auch. Vom Typhus angesteckt, starb er am 22. Mai 1807. Die Herzogin von Angouleme verpflegte ihn in seiner Krankheit und Ludwig XVIII. verfaßte selbst seine Grabschrift. Im vierten Hefte der „Zeitgenossen" findet man eine umständliche Biographie dieses edlen Mannes.

Edgeworth (Maria), Tochter von Richard Lovel Edgeworth, eines Civil-Ingenieurs und Landeigenthümers in Edgeworth Town in Irland, ist gegenwärtig die beliebteste und eine der fruchtbarsten Romanendichterinnen der Engländer, deren Producte auch größtentheils ins Deutsche übersetzt worden sind. Wir nennen von den letztern: „die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn," übersetzt von Caroline von Woltmann; „Schleichkünste," übersetzt von Derselben; „Darstellungen aus dem wirklichen Leben," 2 Bde. übersetzt von Henriette Schubart. Es befinden sich diese sämmtlich in der Bibliothek neuer englischer Romane, welche seit 1814 im Verlage des Herausgebers von diesem Lexicon erscheinen, und von denen bis jetzt (1817) 6 Bände fertig sind. In Verbindung mit ihrem Vater hat Maria 1803 ein Werk über die sogenannten Irländischen Bulls geschrieben, welches sehr interessant ist. Ihr Talent hat sie größtentheils zur Bildung des Volks angewendet, und unter dem anziehenden Gewande des Romans die heiligste Sittenlehre verkündigt. Sie hat es besonders in ihrer Gewalt, Charaktere und Sitten zu zeichnen.

Edict, eine landesherrliche Verordnung, ein Landesbefehl. Edictalcitation (Citatio edictalis, auch Edictales) heißt eine an öffentlichen Oertern, z. B. den Kirchen oder Rathhäusern, auch meistentheils in dreier Herren Ländern angeschlagene und in die Zeitungen eingerückte Ladung vor Gericht, in Schuld-, Ehe- und andern Sachen. Eine solche Ladung kann ihrer Natur nach nur von Seiten eines Gerichts oder einer öffentlichen Behörde geschehen.

Edict von Nantes, s. Hugonotten.

Edinburgh, Hauptstadt Schottlands, liegt in der zu Südschottland gehörigen Grafschaft oder Shire Edinburgh, unweit des Meerbusens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Mit der fast zusammenhängenden Stadt und dem Hafen Leith enthält Edinburgh 103,000 Einwohner, da es hingegen im J. 1687 nur 20,000 Einw. zählte. Das eigentliche Edinburgh besteht aus der Alt- und Neustadt,

Digitized by Google

und ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich. Nämlich die Altstadt hat altmodische und schlecht gebaute Häuser und enge winkliche Straßen; die erstern liegen auf und an einer Anhöhe, über und unter einander, und einige derselben haben, von einer Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern nur zwei oder drei zählen. Eine tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altstadt von einer Anhöhe, auf welcher die Neustadt liegt. Die Verbindung zwischen diesen getrennten Theilen Edinburghs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Die erstere, ein Meisterstück der Baukunst, ist 510 Fuß lang, und besteht aus drei großen Bogen, wovon jeder eine Spannung von 72 Fuß und eine Höhe von 68 Fuß hat. Ihre kühnen Bogen bringen, besonders wenn man sie von unten betrachtet, eine höchst malerische Wirkung hervor, und gefallen eben sowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr schönes Verhältniß. Die zweite Brücke, welche über den Theil der Vertiefung führt, in welche man eine Straße der Altstadt hineingebauet hat, geht über die in dieser Straße stehenden Häuser hinweg, und gewährt das sonderbare Schauspiel, daß man von der Brücke auf die in der Straße Wandelnden hinabsehen kann. Gänzlich von der Altstadt an Bau und Anordnung verschieden ist die Neustadt, die sich in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflasterten Straßen und der schönen aus Quadersteinen erbaueten Häuser mit den schönsten Städten in Europa messen kann. Hier durchschneiden sich die 3 bis 4000 Fuß langen und über 100 Fuß breiten Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St. Andrews-Square und Charlotte-Square, verschönern diesen Theil Edinburghs, dessen Straßen jedoch ein geringeres Gewühl von Menschen als die Altstadt zeigen. In der Altstadt ist der alte Pallast der schottischen Könige, Holyrood-House genannt, ein großes altmodisches Gebäude, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, und dessen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwischenmauer verbundenen, Thürmen geziert ist. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildnissen der schottischen Könige behangenen großen Saal und die Zimmer, welche die Königin Maria bewohnte, und die noch ganz so erhalten sind wie sie waren, als sie von ihr bewohnt wurden. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günstling Rizzio saß, als die Verschwornen hineindrangen. Auf dem Fußboden des Vorsaals sieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verschwornen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieser Pallast eine Zeit lang der vertriebenen französischen Königsfamilie zum Wohnsitze. Auf einem steilen Felsen, dem höchsten Theile der Erhöhung, worauf die Altstadt gebauet ist, erhebt sich das Castell, welches mit Kanonen besetzt ist, und nichts Anziehendes als seine Lage hat, welche eine Aussicht auf die labyrinthischen Gassen der Altstadt, auf die Neustadt, auf die Umgebungen der Stadt, auf das Meer und auf die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den schönsten Gebäuden der Altstadt gehören: das neue Universitätsgebäude, welches 1789 zu bauen angefangen worden, aber bis jetzt kaum zur Hälfte vollendet ist; das mit einem Aufwande von 75,000 Pfund Sterling erbaute Gebäude der Bank, das Parlamentshaus und die Börse. In der Neustadt zeichnet sich vorzüglich das prächtige Register-Office oder General-Archiv von Schottland aus, welches 1774 mit einem Aufwande von 40,000 Pfund Sterling erbauet wurde, und dessen Fronte 200 Fuß

lang ist. Unter andern zeigt man darin die Original-Acte der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterschrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neustadt, ist das Observatorium und Nelson's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe sich bis zur Spitze hinauf schlängelt, und in deren hohem Piedestal Zimmer angebracht sind. Unter den milden Anstalten Edinburghs steht das große Hospital, von einem patriotischen Goldschmiede, George Heriot, im Jahr 1650 gestiftet, und nach ihm Heriots Hospital genannt, oben an. Außer diesem sind noch mehrere große Anstalten dieser Art vorhanden, unter denen sich Watson's und Gillespie's Hospital und das Waisenhaus auszeichnen. An der Spitze der gelehrten Anstalten steht die Universität, von Jacob VI. im Jahr 1681 gestiftet. Gegen 1700 Studirende befinden sich auf derselben. Am berühmtesten ist von jeher die medicinische Facultät gewesen, die noch jetzt die talentvollsten Männer von Schottland, einen Duncan, Gregory, Thomson, Gordon ꝛc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Bibliothek der Universität enthält über 60,000 Bände. Einen bedeutenden Zuwachs hat sie durch den Ankauf der dem verstorbenen Professor Reimarus in Hamburg zugehörigen Sammlung medicinischer Dissertationen erhalten. Bedeutender noch als die Universitätsbibliothek ist die sogenannte Advokates-Library oder Advocaten-Bibliothek, für welche jetzt einer der schönsten Säle von 120 Fuß Länge in dem Parlamentshause eingerichtet wird. Es gibt mehrere gelehrte Gesellschaften in Edinburgh, unter welchen sich vorzüglich die royal Society durch ihre gründlichen Abhandlungen bemerkbar gemacht hat. Als Vorbereitungsschule für die Universität dient die sehr berühmte High-School (hohe Schule). Edinburgh hat große Kerzengießereien und Seifensiedereien, sehr wichtige Whiskybrennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel und Knopffabriken. Man verfertigt schöne Kutschen, Uhren, Blech- und Messingwaaren, und treibt über Leith einen starken Handel, zu dessen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehrere Assecuranzgesellschaften und eine Börse dienen. Als einen Theil von Edinburgh kann man die Stadt Leith ansehen, wohin die Leith-Walk, eine schöne, breite, mit hübschen Häusern und Gärten besetzte Straße führt. In Leith ist der Hafen der Edinburgher, in welchem jährlich 2600 Schiffe einlaufen. Die Stadt selbst ist eng und schmutzig, und hat 15,000 Einw., Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaschen und Gläser liefern, die selbst den englischen vorgezogen werden, bedeutende Seifensiedereien und große Magazine der Edinburgher. Merkwürdig sind noch die in der Umgegend von Edinburgh isolirt und steil zu einer großen Höhe heransteigenden Felsenmassen, von denen mehrere eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie sind basaltartig, und haben zum Theil eine prismatische Form.

Edinburgh-Review, die jetzt berühmteste kritische literarische Zeitschrift der Engländer, die um so mehr eine kleine Stelle hier verdient, als uns in Deutschland ein kritisches Institut dieses Charakters bisher noch gänzlich gefehlt hat. Wir folgen dem geistreichen Reisenden (Simond), dessen Beobachtungen über England unter dem Titel: „Reise eines Gallo-Amerikaners“, 1817 in 2 Bänden, im Verlage des Herausgebers dieses Lexicons erschienen sind, ein Werk, das Allen, welche von Englands neuestem politischen, literarischen und gesellschaftlichen Zustande genaue Kenntniß zu erhalten wünschen, nicht genug empfohlen werden kann. Die

Zeitschrift „der Zuschauer“ seit einem Jahrhundert in ganz Europa bekannt, und in alle europäische Sprachen übersetzt, beschäftigte sich damit, die practische Philosophie bekannt zu machen, um den Geschäftslosen, den Weltleuten, den Weibern und der Jugend Gelegenheit zu geben, sich auf angenehme und leichte Art zu bilden, unter der Einkleidung von einzelnen Aufsätzen, feinen und leichten Untersuchungen und moralischen Erzählungen. Addison wirkte dadurch insbesondere auf die Ausbildung und Befestigung der englischen Sprache. Schottland trat erst seit einem Viertelsjahrhundert mit England für diese Art von Belehrungs- und Unterhaltungsschriften in Wettkampf. Es erschienen der „Spiegel“ und der „Müßiggänger“ (the Lounger). Der Zweck aller war: der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenthümlichen Züge, dem Laster sein Bild, und der Gegenwart ihre Gestalt und Gepräge (its form and pressure Shakesp.) zu zeigen. — Die Zeit, die immer flieht und wechselt, führte andere Sitten und seinen andern Charakter ein; das Publicum fordert jetzt eine andere Kost, und der alte Rahmen würde nicht mehr für das Bild passen. — Was man auch Böses von der jetzigen Zeit sagen mag, so muß man doch das gestehen, daß der menschliche Geist in den letztern 25 Jahren Riesenschritte vorwärts gethan hat in Kenntnissen und im Wissen aller Art. Geschichtchen, wie der „Zuschauer“ und seine Nachfolger hier auftischten, genügen selbst den Weibern nicht einmal weiter. Man will ernstere, geistreichere Unterhaltung, man will in keinem Fach der Literatur fremd seyn, man beschäftigt sich mit Künsten und Wissenschaften. — Wer kann aber alles lesen, was tausende von Federn in allen policirten Ländern der Erde täglich für die Presse bereiten? Der Staatsmann, der Geschäftsmann, die Frau von Stande, und wer überhaupt fände dazu Zeit? Man will nur das Wichtigste, das Durchschlagende, das Ergreifende in der Literatur kennen lernen! — Man will insbesondere darüber nicht flache Lobeserhebungen lesen, oder gar nur bloße Auszüge, um selbst darüber urtheilen zu sollen; man will vielmehr, daß der Bericht eher sich zur Opposition halte, daß Witz und Satire darin vorherrsche, man will die andere Seite der Medaille kennen lernen; man will mehr über den Gegenstand, welchen das Werk abhandelt, geistreich sprechen hören, demselben neue Seiten abgewinnen sehen, als daß man über das Werk selbst eine breite Recension in der alten Manier (wie bei uns in der seligen Allgemeinen Deutschen Bibliothek) lesen möchte. — Diesen Charakter unserer Zeit und Gesellschaft haben die Verfasser des E. R. vortrefflich aufgefaßt, und es ist ihnen gelungen, denselben in ihrem Institute eben so vortrefflich auszuführen. — Zehn bis zwölf geistreiche Männer und an ihrer Spitze die Herren Horner und Huskisson, ausgezeichnet durch schimmernde Talente vom satirischen Spukgeist an, welcher einen armen Autor zerfetzt und ihn zerrissen und gedrückt dem Gelächter bloßstellt, das sein Dünkel und seine Dummheit verdienen, bis zur einfachen tiefen Gelehrsamkeit, zum richtigen Geschmack und feinen Gefühl, welche zu würdigen verstehen, und die die Begeisterung des wahren Genies theilen, haben sich zur Herausgabe dieses in seiner Art vortrefflichrn Journals vereinigt, und dasselbe zu einer musterhaften kritischen Zeitschrift ausgebildet. Sie sind aber auch keine Lohnschreiber, sondern unabhängige Männer in verschiedenen und liberalen Verhältnissen, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, große Landeigenthümer, Parlamentsmitglieder, aber

Digitized by Google

auch Geistliche, Aerzte, Professoren, und man kann in Wahrheit sagen, daß durch diesen Verein eine Schule gegründet worden, die als ein Muster der Kritik in unserm Jahrhundert kann angesehen werden. Seit 14 Jahren, wo das Journal begann, sind bis jetzt (Aug. 1818) gegen 59 Stück, jedes von etwa 250 Seiten, erschienen und der Absatz ist gegenwärtig über 12,000 Exempl. und noch immer steigend. Die ersten Stücke haben vielfach neu aufgelegt werden müssen. Eine Parallele zwischen diesem kritischen Institute der Engländer und denen bei den Deutschen liefert in keiner Hinsicht erfreuliche Resultate *). Eine zweite kritische Vierteljahrschrift unter dem Titel: Quarterly Review, die ebenfalls sehr gut redigirt wird, bildet gewissermaßen eine Opposition mit dem Edinburgh Review. Es sind davon bis Juni 1818 30 Hefte erschienen.

Eduard, der Name mehrerer Könige Englands, z. B. Eduard der Alte, Eduard der Bekenner u. s. w. (S. Großbritannien.

Eduard III., König von England, Enkel Eduards I., geboren zu Windsor 1312, kam 1327 auf den Thron, und starb den 23 Jul. 1377. Er war einer der größten und berühmtesten Könige Englands. Es gelang ihm bald, die während seiner Minderjährigkeit verloren gegangene Lehnsherrschaft über Schottland wieder zu erobern. Nach dem Tode des kinderlosen Königs von Frankreich, Carls IV., suchte er die Ansprüche, welche er durch seine Mutter Isabelle, Carls Schwester, auf dieses Reich hatte, geltend zu machen. Er fing den Krieg gegen den König von Frankreich Philipp VI., aus dem Hause Valois, 1339 an. Die gewaltige Schlacht bei Creci, in der ehemaligen Picardie (1346), entschied für die Engländer. Eduard hielt sich während der ganzen Schlacht bei Seite; doch hatte er beim Ausbruch des Krieges eine Ausforderung an Philipp von Valois geschickt, worin er sagte: daß er nichts weiter wünsche, als sich mit ihm allein zu schlagen, oder ihn im Handgemenge zu treffen. Eine Folge des Siegs bei Creci war die Eroberung von Calais (1347), welches die Engländer seitdem 210 Jahre hindurch besaßen. Nach Philipps Tode (1350) wurde der Krieg gegen dessen Sohn, König Johann, fortgesetzt, der (1356) bei Poitiers gegen den Prinzen von Wales Eduard die Schlacht und mit ihr zugleich die Freiheit verlor. Er wurde als Gefangener nach England geführt, und nicht eher losgelassen, als bis er (1360) im Frieden zu Bretigny den Engländern verschiedene Französische Provinzen mit der völligen Oberherrschaft abtrat. Eduard III. nahm nun den Titel: König von Frankreich, an, den seine Nachfolger seitdem beständig beibehalten haben. Von den Eroberungen der Engländer in Frankreich ging unter Johanns Nachfolger Carl V., schon vieles noch bei Eduards Leben, das Uebrige aber, bis auf Calais und Bordeaux unter seinem Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Eduard starb in dem schmerzhaften Gefühle, die glänzenden Thaten seiner Jugend durch das Unglück seines Alters verdunkelt sehen zu müssen, welches auch dadurch vermehrt wurde, daß er seinen heldenmüthigen Sohn, den Prinzen von Wales, Eduard (s. d. f. Art.) 1376 vor sich sterben sehen mußte. England

*) Der Herausgeber dieses Lexicons hat am Ende des Jahrs 1818 eine ähnliche kritische Zeitschrift für Deutschland gegründet, die unter der Leitung des Prof. Krug vierteljährig erscheint.

Digitized by Google

verdankte Eduard III. sehr viel. Seine Gerechtigkeitsliebe, sein Eifer, den Handel emporzubringen, die Rechte der Nation zu befestigen, zeichnen ihn vornehmlich aus, und höchstens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurf machen. Seine Unternehmungen kosteten zwar England viel, aber er sicherte ihm reichliche Entschädigungen im Handel. Er weckte die Industrie der Engländer, die inländischen rohen Erzeugnisse selbst zu verarbeiten, und gab mehrere treffliche Gesetze zur Belebung der Industrie und des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern, zog er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. — Eduard stiftete (1349) den Ritter-Orden vom blauen Hosenbande, einen der ältesten und angesehensten Orden in Europa. Unter Eduard lebte auch Wiclef, Professor zu Oxford.

Eduard, Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen der schwarze Prinz, Sohn Königs Eduard III., derselbe, dessen wir oben im Leben seines Vaters erwähnten. Im Jahr 1362 empfing er von seinem Vater die Investitur über die Grafschaft Poitou und die Fürstenthümer Aquitanien und Gascogne, und vermählte sich mit Johanna, Tochter Eduards Plantagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf (1336) nahm er Peter den Grausamen an seinen Hof in Guienne auf, als dieser von Heinrich aus Castilien vertrieben worden war. Peter benutzte Eduards Liebe zum Gelde; er bot ihm mehrere bedeutende Domainen an, und Prinz Eduard versprach ihm dagegen, ihn wieder auf den Thron zu setzen. Er erhielt von seinem Vater einen Vorschuß auf seine Appanage von 100,000 Thalern in Gold, ließ sein Tafelgeschirr einschmelzen, ging über die Pyrenäen, schlug Heinrich bei Navarette und setzte seinen Freund Peter in Castilien wieder ein, ward von diesem dafür aber mit Undank belohnt, weil Peter die versprochene Zahlung nicht leistete. Während dessen hatte der Krieg zwischen England und Frankreich sich erneuert. Eduard kam nach Guienne zurück, und ungeachtet eines verzehrenden Fiebers ließ er sich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges, das die Uebergabe bisher verweigerte, tragen. Der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ außer der französischen Besatzung gegen 300 Einwohner über die Klinge springen. Um sich von dieser Anstrengung zu erholen, ging er nach England; hier fiel er in eine Entkräftung, die ihn im 46sten Jahre seines Alters (1376) zu Westminster hinraffte. Es ist bemerkenswerth, daß von seinem Todestage an die Engländer eine Besitzung nach der andern in Frankreich verloren, so daß Carl V. das Gelingen seiner Absichten nur zu leicht wurde. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter seinen Feinden verbreitete, oder von der Farbe seiner Rüstung den Beinamen des schwarzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Carl), Enkel Jacobs II., Königs von England, Sohn von Jacob Eduard und Clementine, Tochter des Prinzen Sobiesky, bekannt unter dem Namen des Prätendenten, war den 31. Dec. 1720 zu Rom geboren. Bei seiner Geburt wurden in Rom die Kanonen der Engelsburg gelöset, denn sein Vater war der Päpste Clemens XI und Innocenz III. geschätzter Freund. Als dem letzten Sprößling aus dem königlichen Hause Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben eingehaucht, das ihn mit einer Brust voll Muth und kühner Entwürfe schon im 22sten Jahre seines Lebens forttrieb, um den Thron seiner Väter wieder zu erringen. Unterstützt

von dem römischen Hofe, begab er sich im J. 1742, als ein spanischer Courier verkleidet, von Rom nach Paris, und es gelang ihm, Ludwig XV. für seine Absicht zu gewinnen. Schon sollten zu Dünkirchen 15,000 Mann nach England eingeschifft werden, als der englische Admiral Norris die französische Flotte, noch bevor sie in See gegangen war, zerstörte. Dies benahm dem französischen Hofe die Lust zu einer zweiten Expedition, und alle Bitten Eduards waren vergebens. Jetzt beschloß der Prinz, durch eigene Kraft sich zu erwerben, wozu man ihm die Mittel versagte. Mit erborgtem Gelde und sieben vertrauten Officieren landete er, wie ein fahrender Ritter, am 27. Jun. 1745 bei Lothabar an der nordwestlichen Küste von Schottland, auf einem Schiffe von 18 Kanonen, welches für 1500 Mann Gewehre mitbrachte. Der Versuch gelang über alle Erwartung, und er fand bei den mißvergnügten Großen in Schottland, die mit den ihnen unterthänigen Bergschotten auf seine Seite traten, so viel Anhang, daß er bald an der Spitze einer kleinen Armee stand. Er rückte jetzt mit dieser vor, schlug die von Edinburgh aus ihm entgegengegangenen Engländer, eroberte die wichtige Stadt Perth, ließ sich daselbst feierlichst zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, nahm auch Edinburgh (am 19. Sept. 1745), wo er nochmals als Regent proclamirt wurde, und sich mit Ministern, Conseils und Generalen umgab. Frankreich schickte ihm neue Unterstützungen. Am 21. Sept. 1745 schlug er bei Preston Pans ein Corps Engländer von 4000 Mann; er machte hierbei große Beute. Die Gefangenen entließ er wieder. Jetzt war sein Corps 7000 Mann stark: mit diesem rückte er weiter vor und berennte (am 26. Nov.) Carlisle, das nach drei Tagen sich ergab und ihm viele Waffen lieferte. Nun ließ er seinen Vater als König und sich selbst als Regenten von England ausrufen, verlegte sein Hauptquartier nach Manchester und sah sich bald nur noch 20 Meilen von London, wo viele Freunde seiner harrten. Die schnellen Fortschritte dieses anfangs verachteten Feindes ließen die englische Regierung schlimme Folgen befürchten, und es wurde ein Theil der in Deutschland stehenden Truppen zurückgerufen. Mangel an Unterstützung, einige begangene Fehler und die Uebermacht der Engländer nöthigten den Prinzen Eduard, sich im Anfange des Jahrs 1746 zurückzuziehen. Der Sieg bei Falkirk (am 28. Jan. 1746) war sein letzter. Er wagte endlich aus Verzweiflung gegen den Herzog von Cumberland das Treffen bei Culloden (den 27. Apr. 1746), in welchem sein Heer geschlagen und gänzlich zerstreut wurde. Der kaum errungene Thron war wieder verloren, und der Prinz unglücklicher als zuvor; er irrte lange in den Wildnissen Schottlands umher, oft ohne Brod, ohne einen Trunk, denn 30,000 Pfund Sterling hatte man in London auf seinen Kopf gesetzt, und wem sollte er sich vertrauen? Endlich fand ihn sein Vertrautester, Oneil, ein schottischer Edelmann; in einem Kahne retteten sie sich von Insel zu Insel, von Höhle zu Höhle, unter tausend Gefahren, entdeckt zu werden; denn jeder Winkel wurde unaufhörlich nach ihm durchsucht. So traf er bei Lochnarach eine der drei französischen Fregatten, die man zu seiner Rettung abgesendet hatte. Am 29. Sept. 1746, nach fünf schrecklichen Monaten seit dem Tage von Culloden, segelte er von Schottland ab, und kam von Allem entblößt zu Roseau bei Morlaix in Bretagne an. Prinz Eduard erhielt nun durch die Verwendung der Marquise von Pompadour eine jährliche Pension von 200,000 Livres auf seine Lebenszeit, und auch von Spa-

Digitized by Google

nien eine Rente von 12,000 Dublonen. Dieser kleine Strahl von Gunst belebte ihn zu neuen Hoffnungen. Die Idee, noch einmal auf dem Throne von Großbritannien zu sitzen, wollte er nicht aufgeben, und er nahm es sehr empfindlich auf, als der König von Frankreich mit England Friede schloß, bevor er wieder König geworden sey. Als ihm gesagt wurde, daß seine Entfernung aus den französischen Staaten ein Friedensartikel sey, verleitete ihn seine Erbitterung hierüber zu den größten Ausschweifungen, so daß er endlich unter Escorte nach der italienischen Gränze gebracht werden mußte. Nun ging er zu seinem Vater, Jacob III., nach Rom; aber auch sein Verhältniß zum römischen Hofe änderte sich nach seines Vaters Tode (am 1. Jan. 1766). Seine oft lächerlichen Forderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verlust der Pension, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich auf Bitten seiner Freunde noch in seinem 52sten Jahre (am 17. Apr. 1772) mit Louise Maximiliane Caroline, Prinzessin von Stolberg-Gedern, geboren den 21. Sept. 1752. Aber sein unfreundliches Wesen führte 1780 eine Trennung herbei. (Vergl. Alfieri's Denkwürdigkeiten.) Eduard ergriff das gewöhnliche unselige Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen sind; er ergab sich dem Weine. So starb er am 31. Jan. 1788 zu Rom im 68sten Jahre seines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er eine natürliche Tochter von sich aus Frankreich zu sich kommen lassen, sie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu seiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die englischen und schottischen Orden schmückten seinen Sarg, und sein einziger damals noch lebender Bruder, der Cardinal von York, hielt „dem verstorbenen König Carl" die Exequien. Dieser Cardinal von York erhielt von England seit dem Jahre 1799 eine jährliche Pension von 4000 Pfd. St., und starb zu Frascati den 13. Jul. 1807. Vier Jahrhunderte lang hatten die Stuarte in Schottland geherrscht.

Effecten-Handel wird in Holland der Handel mit den Staatspapieren genannt. Ihre große Anzahl und die Wichtigkeit dieses Handels dort verdient einige nähere Darstellung. Er ist im Allgemeinen einzutheilen in den Handel mit inländischen und ausländischen Effecten. Die holländische Staatsschuld bestand im J. 1809 aus 1,254,000,000 Fl., wozu 38,888,331 Fl. Zinsenbezahlung erforderlich waren. Außerdem gehören zu den inländischen Effecten die zahlreichen städtischen Negotiationen und die öffentlichen Institute, wie die Leihbank, Wechselbank u. s. w., und andere mit speciellen Hypotheken; eben so zahlreiche Negotiationen auf die holländischen Colonien in den beiden Indien. Man kann auf diese Weise vielleicht 2 Milliarden holländischer Fl. an inländischen Negotiationen rechnen, worüber Obligationen da sind, die im Handel umlaufen, oder von den Rentiers aufgehoben werden. Es sind solche gemeiniglich in Summen von 100 bis zu 1000 Fl. gestellt. Was die ausländischen Effecten betrifft, so ist das darin steckende Vermögen auch von einem hohen Belauf. Der ungefähre Bestand dieser Capitalien ist folgender: österreichische Anleihen noch für 45 Mill. Gulden, russische 86 Mill., schwedische 7 Mill., spanische 40 Mill., por-

Digitized by Google

englische 5 Mill., amerikanische, französische, dänische, preußische, sächsische und andere vielleicht 100 Mill., so daß im Ganzen etwa für 300 — 350 Mill. ausländische Obligationen anzunehmen sind. Der verschiedene Zinsfuß derselben, ihre verschiedenen Hypotheken, Prämien u. s. w., die politische Sicherheit oder Gefahr des Staats, auf welchen sie lauten, die politische Moralität der Schuldner, die Ordnung oder Unordnung im Finanzwesen derselben, alles dies und viele andere Ursachen geben jedem dieser Papiere oder Obligationen, die meistens an den Inhaber lauten, einen Cours, d. h. einen abwechselnden Preis, worüber wöchentlich zwei Mal Preis-Courante ausgegeben werden. Durch die oft schnellen Aenderungen in den Preisen und durch die Leichtigkeit, darin die größten Capitale anzulegen, werden in diesem Handel oft außerordentliche Summen verloren und gewonnen, und es ist nichts Seltenes, daß kühne Wagehälse in einigen Wochen oder gar Tagen 100,000 Fl. und mehr gewinnen, aber auch, daß die reichsten Häuser, die Millionen besitzen, in eben so kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen verlieren. So fielen die sogenannten batavischen Rescriptionen mit 4 pC. Zinsen, als 1799 die Engländer in Nordholland landeten, auf 11 pC., und stiegen nach der verschwundenen Gefahr nach und nach auf 75 pC. Nach der französischen Besitznahme Hollands fielen sie neuerdings auf 16 pC. Der streng solide Kaufmann befaßt sich in Holland selten mit diesem Handel, der eine große Anzahl sonstiger Speculanten und Capitalisten beschäftigt. Auf der Amsterdamer Börse ist ein eigener Stand, wo sich diejenigen versammeln, die Theil an diesem Handel nehmen. Er heißt der Effectenhoek (Winkel). Eine noch größere Ausdehnung hat das Geschäft erhalten, seitdem man angefangen, eine Art von Wetten damit zu verknüpfen oder Prämien zu geben und zu nehmen. Es übernimmt z. B. A. gegen B. in 1, 2, 3 Monat eine gewisse Summe, oft 100,000 Fl. und mehr, in der und der Sorte Obligationen zu einem bestimmten Preise zu liefern oder anzunehmen; dafür erhält oder gibt er eine gewisse Prämie, und wenn der Termin eintritt, ist es nicht nöthig, die verkauften oder gekauften Obligationen zu liefern oder anzunehmen, sondern er gibt oder empfängt nur den Unterschied des Courses, worauf man gehandelt hat. Gegenwärtig findet dieser Effectenhandel, d. h. der Handel mit Staatspapieren, wie er hier angegeben worden, in allen Ländern und in allen wichtigen Handelsplätzen Statt.

Effendi (wörtlich, Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den sich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andere Staatspersonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amtes in Verbindung ausgesprochen wird. So heißt z. B. der kaiserl. erste Leibarzt Hekim-Effendi, der Priester im Serail Iman-Effendi u. s. w. Der Merkwürdigste dieses Namens ist aber der Reis-Effendi oder Reichskanzler, der zugleich Minister der auswärtigen Staatsangelegenheiten ist, und mit den Gesandten und Dolmetschern der fremden Völker unterhandelt.

Egede (Hans), geb. im J. 1686 in Dänemark, 1707 Prediger zu Wogen in Norwegen, berühmt als der Apostel der Grönländer. Die ihm zugekommenen dunkeln Nachrichten, daß das Christenthum schon früher nach Grönland gekommen, verbreitet, aber durch den Mangel an Lehrern wieder untergegangen sey, machen das ganze Mitleid seiner edeln Seele rege. Vergeblich bemüht er sich, bestimmtere Nachrichten einzuziehen. Er erhält entweder gar keine, oder nur

Digitized by Google

die sehr niederschlagende, daß das östliche Grönland durch Treibeis unzugänglich und das südliche von wilden Menschen bewohnt sey. Dadurch steigt sein Mitleid bis zur höchsten Angst, die ihn nicht mehr ruhen und schlafen läßt. Er entschließt sich, Alles aufzubieten, um selbst nach Grönland zu kommen und dessen Einwohnern das Evangelium zu predigen. Aber diesem Entschlusse stellen sich fast unübersteigliche Hindernisse entgegen; denn Egede hatte Frau und Kind, einen geringen Dienst, kein Vermögen, die Kaufleute in Bergen mögen keine Speculation nach Grönland wagen, die Regierung weiset seine Bitte um Schiffe, Geld und Mannschaft ab, weil sie in Krieg mit Schweden verwickelt sey; die Bischöfe von Bergen und Drontheim loben seinen edeln Entschluß, können ihm aber nicht helfen. Seine Frau, von gleichen Gesinnungen beseelt, stärkt seinen zuweilen wankenden Glauben. Die bergischen und andere Kaufleute werden der Sache geneigter. Egede bringt eine Collecte von 10,000 Rthlr. zusammen, legt sein Amt nieder, erhält nach abgeschlossenem Frieden mit Schweden von der dänischen Regierung den Titel eines königl. Missionärs für Grönland mit 300 Rthlr. Gehalt, und drei Schiffe, eins, um dort auf Station zu bleiben; eins, um die Nachricht von seiner Ankunft zurückzubringen; und eins, um auf den Wallfischfang zu gehen. Die Regierung ermuntert die bergischen Kaufleute, eine grönländische Handelsgesellschaft zu errichten. Am 21. Mai 1721 geht Egede mit 46 Personen, als ihr Oberhaupt, an Bord. Der Wallfischfänger scheitert; die beiden andern Schiffe erreichen Grönland, aber eine 12 Meilen lange Strecke von Treibeis scheint die Landung unmöglich zu machen. Endlich gelingt sie am 4. Jun. — Der Anblick des Landes ist so kläglich, daß er jeden Andern von dem Gedanken an eine Niederlassung abgeschreckt haben würde — nur nicht den Glaubenshelden Egede. Es wird ein Haus gebaut und zum Hafen der Hoffnung genannt. Aber dem eigentlichen Endzwecke, der Bekehrung der Grönländer, setzen sich noch größere und fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen — die Furcht der Grönländer vor den Fremdlingen, ihre traurige Armuth, welche die selbst armen Gäste im Hafen der Hoffnung mit nichts unterstützen kann, ihre völlige Begriffslosigkeit, der feindselige Einfluß ihrer Zauberer, die unendliche Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, die zum Theil aus unnachahmlichen Tönen besteht, deren verschiedene Bedeutung durch eben so unnachahmliche Gebehrden bestimmt wird. — Die ganze Mannschaft, des endlosen Kampfes mit aller Art von Elend müde, verlangt mit Ungestüm, nach Dänemark zurückzugehen. Egede selbst entschließt sich dazu; aber der felsenfeste Glaube seiner Frau bestimmte Alle zu bleiben, und mit ihr zuversichtlich auf ein Schiff mit der nöthigen Unterstützung aus Dänemark zu hoffen. Und nicht vergeblich! Am 27. Jun. kam ein Boot mit der Nachricht, daß zwei Schiffe aus Dänemark mit allerlei Bedarf und Briefen angekommen seyen, welche die Versicherung der thätigsten Unterstützung enthielten. — Indeß hatte Egede seinen Sohn Paul biblische Geschichten malen lassen, ob den Grönländern vielleicht ein Begriff beizubringen, oder doch ihre Wißbegierde zu erwecken wäre. Da dies nicht gelang, quartirte er sich mit seinen beiden Söhnen bei den Grönländern selbst ein, um ihre Sprache zu lernen. Sorgfältig zeichnete er alle Worte auf, deren Sinn er errieth; that oft mit Lebensgefahr weite Reisen, um die entferntern Grönländer aufzusuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen (welches ihm durch tausend Wohlthaten in einem hohen Grade ge-

Digitized by Google

lang), oder auch, um neue Handelsvortheile für die Krone aufzusuchen, welche fortfuhr, ihm alljährlich ein Schiff zu schicken. — Was ihm nicht gelang, das gelang seinen Söhnen, besonders dem Paul — das Grönländische zu erlernen. Er ließ ihn hierauf 4 Jahre in Copenhagen die Gottesgelahrtheit studiren, zum Prediger einweihen und sich zum Nachfolger in Grönland geben. Funfzehn Jahre hatte Egede, der Vater, in Grönland unter unaussprechlichen Mühseligkeiten zugebracht, und kehrte 1736 nach Copenhagen zurück, um neue Vorschläge zur Unterstützung der grönländischen Christengemeinde zu thun. Die Regierung ernannte ihn zum Oberaufseher der grönländischen Missionen, und bestätigte seinen Sohn Paul im Amte eines dortigen Missionärs. Als das Alter ihn zu seinen ehrwürdigen Verrichtungen unfähig machte, zog er sich auf die Insel Falster zurück und starb daselbst am 5. Nov. 1758. Seine Schriften sind dänisch geschrieben und auch ins Deutsche übersetzt. Sie beschäftigen sich mit der Naturgeschichte Grönlands und seinen dortigen Bemühungen, Erfahrungen und Schicksalen. — Der schon erwähnte Paul Egede, Sohn Hans Egedens, ward geboren 1708. Vom 12ten Jahre an war er Gehülfe seines Vaters, kam 1728 nach Copenhagen und brachte einige Grönländer mit, um sie in verschiedenen Handwerken unterrichten zu lassen; aber sie starben sämmtlich an den Blattern. — Ungeachtet seiner großen Neigung zum Seedienst, fügte er sich doch dem Willen des Vaters und studirte die Gottesgelahrtheit in Copenhagen, erhielt, wie oben gesagt wurde, die Predigerweihe und das Missionsamt in Grönland. Im Jahre 1734 ging er zu dieser Bestimmung ab, führte neue Colonisten mit sich, und blieb bis 1740 daselbst. In diesem Jahre kehrte er nach Copenhagen zurück, erhielt die Stelle eines Caplans am Hospital zum heil. Geist und den Auftrag, noch ferner für die grönländische Mission zu sorgen. Um ihn noch besser für seine langen Arbeiten zu belohnen, wurde ihm das Directorium am Hospital der Waisenkinder und eine Stelle im Rathe der Missionen gegeben. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König zum Bischof von Grönland. Er starb am 5. Jun. 1789. — Man hat von ihm Nachrichten über Grönland, als Auszug eines von 1721 — 1788 gehaltenen Tagebuchs. Dänisch zu Copenhagen 1789. 12. — Ferner ein Dictionarium groenlandicum. Ebendaselbst 1754; eine Grammatica groenlandica; eine Uebersetzung des Evangeliums, der 5 Bücher Mosis, mehrerer dänischer Gebete und Liturgien, und der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, ins Grönländische. S. G — r.

Egeria, der Name einer Nymphe, welche bei den Römern in göttlichem Ansehen stand, und mit welcher der König Numa in einer geheimen Verbindung zu stehen, und von welcher er die Gesetze, die er den Römern gab, zu erhalten vorgab. Nach Einigen soll Egeria des Numa Gemahlin gewesen seyn.

Eginhard (Einard), Secretär des Kaisers Carl des Großen, endlich sein Schwiegersohn und Oberaufseher der kaiserlichen Häuser. Nach dem Tode des Kaisers trennte er sich von seiner Gemahlin, betrachtete sie ferner nur als seine Schwester, trat in den Benedictiner-Mönchsorden und wurde der erste Abt des Klosters Seligenstadt, wo er im Jahre 839 starb. Eginhard hatte sich durch sein Genie und seine außerordentlichen Fortschritte in den Wissenschaften Carls des Großen, an dessen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe erworben, und in seinem Herzen sich so sehr befestigt, daß Carl sich leicht entschloß, seine Tochter Emma oder Imma ihm zur Ge-

Digitized by Google

mahlin zu geben. Daß diese dem schönen Deutschen einst eine nächtliche Zusammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten Schäferstunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma, um den Geliebten zu retten, auf ihren Schultern ihn über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiser aber aus seinem Fenster die romantische Gruppe gewahr wurde, und statt zu strafen, das zärtliche Paar verband, ist eine bekannte Erzählung, deren Aechtheit jedoch stark bezweifelt worden ist. Er ist der älteste deutsche Geschichtschreiber, und wir haben von ihm ein ausführliches, gut geschriebenes Leben Carls des Großen, welches 1711 in 4. von Schmink, mit Erläuterungen und einer Biographie versehen, herausgegeben worden ist. Eginhards Annalen von Frankreich von 741 bis 829 sind 1711 in 4. zu Utrecht erschienen. Auch hat man von ihm noch wichtige Briefe für die Geschichte seines Zeitalters, die zu Frankfurt 1714 Fol. herausgegeben worden. Man schreibt ihm sogar ein Project zu, nach welchem das deutsche Meer mit dem mittelländischen und schwarzen durch zwei Canäle verbunden werden sollte, von denen der eine die Verbindung zwischen der Mosel und der Saone hergestellt, der andere aber einen Weg vom Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral Graf von), den Göthe für die Kunst wie das Schicksal für die Geschichte verewigt hat, ward geboren 1522 in einer vornehmen holländischen Familie. Er widmete sich den Waffen, und erwarb sich unter Carl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavallerie unter Philipp II. zeichnete er sich in den Schlachten von Saint Quintin (1557) und Gravelines (1558) vorzüglich aus. Aber als Philipp nach Spanien abgereiset war, um die Strafgesetze und die Inquisition wieder herzustellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Niederlanden sich erhoben, Antheil, bemühte sich jedoch dabei, die Statthalterin der Provinzen und die wider diese verschwornen Edeln zum Frieden und zur Mäßigung zu bewegen. Er schwor sogar in die Hände dieser Prinzessin, „daß er die römisch-katholische Religion unterstützen, die Heiligthumsschänder züchtigen und die Ketzerei ausrotten wolle.“ Doch seine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den vornehmsten Anhängern desselben machte ihn beim Hofe von Aranjuez verdächtig. Er und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fanatismus und des Hasses. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den Niederlanden geschickt hatte, um die Aufrührer zu bezähmen, zu Brüssel hinrichten. Dies geschah am 5. Juni 1563 in Egmonts 46sten Jahre. Er starb mit dem Muthe, der den Helden bezeichnet. Der französische Gesandte meldete dies Ereigniß seinem Hofe mit den Worten: „ich habe dies Haupt fallen sehen, das zwei Mal Frankreich zittern machte!“ Egmont hatte vorher an Philipp II. geschrieben: „daß er nie etwas gegen die katholische Religion unternommen und nie seine Pflichten als guter Unterthan verletzt hätte;“ aber man achtete nicht darauf. Man wollte ein schreckendes Beispiel geben, und was man eigentlich dabei wollte, das drückt sich in Philipps II. eigenen Worten hierüber aus: „er habe diese beiden Köpfe fallen lassen, weil ein Paar solche Lachsköpfe mehr werth wären, als mehrere tausende von Fröschen.“ Des unglücklichen Egmonts Nachkommenschaft erlosch in Procopius Franz Graf von Egmont, der General der Cavallerie des Königs von Spanien und Brigadier der Ar-

Digitized by Google

meen des Königs von Frankreich war und kinderlos zu Fraga in Aragonien (1707) im 38sten Jahre starb. Der bekannte Maximilian von Egmont, Graf von Büren, General en Chef Kaisers Carl V., war von einer andern Linie, und zeichnete sich als braven Soldaten in den Kriegen gegen Franz I. aus.

Egoismus. Die Natur hat jedem Menschen die Selbstliebe eingepflanzt. Dieser zufolge betrachtet er die Dinge in Beziehung auf sich, in wiefern sie ihm angenehme oder unangenehme Empfindungen machen, ihm nützlich oder schädlich sind. Diese verabscheut und meidet, jene hingegen liebt und sucht er. Aber aus Selbstliebe wird öfters Eigenliebe und im höchsten Grade Selbstsucht, wo die herrschende Begierde das heftige Verlangen nach Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse ist, wobei die Pflichten gegen Andere und ihr Wohl nicht mehr berücksichtigt werden. Diese Begierde nennt man eigentlich Egoismus. Der grobe, sinnliche oder thierische Egoismus hat die Befriedigung thierischer Bedürfnisse zum Zweck, und ist verabscheuungswerth, er mag nun offenbar oder unter dem Scheine der Bescheidenheit verborgen seyn, weil er die Person tief erniedrigt; der feinere betrachtet die höchsten Gegenstände der Menschheit als Genußmittel. Kant unterscheidet einen logischen, ästhetischen und practischen. Der logische Egoist, sagt er, hält es für unnöthig, sein Urtheil auch im Verstande Anderer zu prüfen. Er zeigt sich in Eigensinn und Paradoxiensucht. Der ästhetische Egoist begnügt sich mit seinem Geschmacke, wie sehr auch die Kritik ihn rechtmäßig tadle. Der moralische Egoist endlich, sagt Kant, ist der, welcher alle Zwecke auf sich einschränkt, der keinen Nutzen sieht, als in dem, was ihm nützt (der Egoismus zeigt sich also auch im Eigennutz, in der Herrschsucht ꝛc.), auch wohl, als Eudämonist, bloß im Nutzen und in der eignen Glückseligkeit den obersten Bestimmungsgrund seines Willens findet. Weil nun jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zu seiner Glückseligkeit rechnet, so ist es gerade der Egoism, der es so weit bringt, gar keinen Probirstein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allgemein geltendes Princip seyn muß. Dem Egoismus kann nur die Denkungsart entgegengesetzt werden, sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu erhalten. Kant nannte dies den Pluralismus, doch kann es fast als Einwendung gelten, wenn er nachher bemerkt, daß die Sprache der Souveraine zum Volk in unsern Tagen gewöhnlich pluralistisch sey, z. B. Wir von Gottes Gnaden. Mit welcher Energie übrigens der Egoismus wirken, die Rechte aller Völker mit Füßen treten könne, war unserer Zeit zu sehen aufbehalten.

Ehe (matrimonium). Die höhere und moralische Ansicht der Ehe ist die, daß sie die lebenslängliche Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts unter dem Schutze des Staates ist, und in ihrer Vollkommenheit auf Liebe (s. d. Art.) beruht. In letzterer Hinsicht ist die einfache Ehe (Monogamie) die würdigste Form, obgleich nicht rechtlich nothwendig, eben so wenig als die vielfache (Polygamie) an sich widerrechtlich ist. Ferner kann sie auch nur freiwillig, mithin durch Vertrag (pactum matrimoniale) geschlossen werden. Sie unterscheidet sich aber von einem bloßen Vertragsverhältnisse dadurch, daß sie außer der zu letzterem nothwendigen Einwilligung noch manches nothwendig voraussetzt, was

nicht von dem Willen der Personen abhängt, und daß die Forderungen derselben an einander nicht auf dieselbe Art, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, geltend gemacht werden können. Die Forderungen der Liebe lassen sich nicht mit Gewalt realisiren, oder der Mensch müßte sich zum Thier erniedrigen, welches durch Gesetze zu sanctioniren unter der Würde des Staats wäre. Daher wird dieses Verhältniß billig durch Religion geheiligt und in seiner übersinnlichen Würde der Kirche und dem Gewissen unterworfen; und nur was die äußere That betrifft, rechtliche Bestimmungen und Veranstaltungen festgesetzt, um die Ausschweifungen der Bürger zu hemmen und das heilige Recht der Personen zu bewahren; obgleich zugegeben ist, daß die Ehe und ihre Gesetze in besondern Staaten immer von der Verschiedenheit der Cultur und dem Einflusse der Natur, z. B. des Clima's, abhängig sind. Da die Liebe Grundlage der sittlichen Ehe ist, welche der Staat voraussetzt, so erkennt er auch alle sittlichen Forderungen dieser Neigung als Verbindlichkeiten und Rechte der Ehegatten an, und setzt sie als Zwecke der Contrahenten voraus. Dazu gehört 1. die natürliche und zwar ausschließende Befriedigung des Geschlechtstriebes und die innige Freundschaft der Ehegatten, welche die gegenseitige Unterstützung, Ernährung und Pflege in sich schließt, worin auch die allgemeine Gütergemeinschaft und das Erbrecht der Ehegatten natürlich gegründet ist, nur daß in ersterer Hinsicht dem Manne, wie bei allen übrigen gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die Leitung zukommt, unbeschadet des Rechts der Frau, den Staat zur Beschützung und Vertheidigung ihrer persönlichen und dinglichen Rechte aufzufordern. Bei getrennten Gütern ist der Mann zur Ernährung des Weibes und zur Erhaltung der Oekonomie verbunden, wogegen ihm der Nießbrauch an den Gütern der Frau zustehen muß. Von verschiedenen Seiten haben Hippel (s. den Art.), Thieß, Ehrenberg und Ewald die Ehe beleuchtet und dargestellt. Betrachten wir nun die positiven Ansichten von der Ehe. Bei den Catholischen ist die Ehe zufolge der Satzungen des tridentischen Concils das siebente Sacrament, allein die Protestanten haben diesen Lehrsatz verworfen, und die Napoleonische Legislation ging von dem Grundsatze aus, „daß der Gesetzgeber die Ehe nur in rechtlicher und politischer Hinsicht zu betrachten habe," und begnügte sich, ohne eine Definition von der Ehe zu geben, einige Regeln aufzustellen. Nach dem protestantischen Eherechte werden die Ehesachen zu den Kirchensachen gerechnet und der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Das französische Gesetz hatte hierin ganz andere Principien angenommen, und den Clerus seines Einflusses auf den Ehecontract entsetzt. Es ergaben sich daher zwischen ihr und den protestantischen und catholischen Eherechten Deutschlands und anderer Staaten wesentliche Differenzen. Bei Protestanten und Catholiken wird die Ehe gültig geschlossen, nach vorhergängigem dreimaligen Aufgebot in den Kirchen, durch die priesterliche Trauung. Nach dem Cod. N. geschah das Aufgebot zu zwei Malen vor dem Gemeindehause des Wohnorts bei der Municipalität und öffentlich; vor dieser ward die Ehe, jedoch nicht vor dem dritten Tage nach dem zweiten Aufgebote, geschlossen, und die priesterliche Einsegnung blieb den Ansichten der Vermählten überlassen. Zur Gültigkeit der Eheverlöbnisse ist nach übereinstimmenden Rechten der Protestanten und Catholiken die Einwilligung der Aeltern und Vormünder erforderlich, und ein deren ermangelnder Eheverspruch (sogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Aeltern

Digitized by Google

oder Vormündern angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geschehen, sonst wird der Consens von der Behörde supplirt. Nach dem Cod. N. durfte kein Sohn vor dem 26sten, keine Tochter vor dem 21sten Jahre ohne Einwilligung der Aeltern oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach diesen Jahren waren die Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Aeltern ehrerbietig zu erbitten. Außerdem kannte der Cod. N. als Ehehinderniß 1. die Impubertät in der Maße, daß der Mann nicht vor dem 18ten, das Weib nicht vor dem 15ten Jahre heirathen soll; 2. die nahe Verwandtschaft in der Maße, daß die Ehe in gerader Linie zwischen allen Ascendenten, und Descendenten, sie seyen ehelich oder unehelich, so wie unter Verschwägerten derselben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geschwistern ehelich oder unehelich und Verschwägerten desselben Grades, so wie unter Oheim und Nichte, Base und Neffen verboten war. Hingegen die außerdem bei den Protestanten und Catholiken angenommenen Ehehindernisse, als vorhergegangener Ehebruch, Disparität des Cultus, die entferntere Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft, so wie die bei den Catholiken allein geltenden Impedimente, als das Keuschheitsgelübde, geistliche Verwandtschaft ꝛc. waren im Cod. N. nicht gültig. Auffallender noch waren die Verschiedenheiten rücksichtlich der Ehescheidung und des Ehebruchs. Zu gänzlicher Ehescheidung sind nach protestantischen Eherechten die Ursachen: 1. Ehebruch für beide Theile (nach dem catholischen Eherecht aber bloß zur beständigen Scheidung von Tisch und Bett), nach dem Cod. N. in der Regel bloß für den Ehemann, und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann sich den Ehebruch in dem Hause erlaubt hat, welches beide Ehegatten bewohnen. 2. Die böswillige Verlassung. 3. Die böswillige Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden schweigt der Cod. N. bei Aufzählung der bestimmten Ursachen gänzlicher Scheidung, und sind die Ursachen dieses Schweigens über den 3ten Punkt in den Discussionen zu suchen, da wir sie hier nicht geben können. 4. Sävitien und Lebensnachstellungen. Diesen fügt der Cod. N. noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsursachen bei den Protestanten sind a) Impotenz, b) beständige Krankheit und Raserei, c) unversöhnlicher Haß, d) lebenswierige Gefängnißstrafe. Der Cod. N. aber setzte ausdrücklich als Ehescheidungsursachen fest: α) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und läßt durch den bürgerlichen Tod die Ehe ipso jure aufheben, und β) die wechselseitige Einwilligung der Ehegatten, unter besondern Modificationen: 1. der Mann muß über 26, die Frau über 21, aber noch nicht 45 Jahre alt seyn. 2. die Ehe muß über zwei Jahre gedauert haben. 3. Die Aeltern müssen darein willigen. 4. Sie müssen ihre civilrechtlichen Verhältnisse wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder ꝛc. bereits arrangirt haben. 5. Sie müssen auf dem gemeinschaftlichen Gesuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keines derselben unter drei Jahren nach gesprochener Ehescheidungssentenz sich wiederum verheirathen. In mehreren deutschen protestantischen Ländern hat man schon seit längerer Zeit den Weg einschlagen können, daß beide Gatten sich mit Suppliken an den Fürsten gewendet haben, welcher sodann, kraft landesherrlicher Macht, ohne weiteres oder nach vorgängiger Cognition, die Scheidung verfügt. In neuern Zeiten ist in Frankreich die Napoleonische Gesetzgebung über die Ehe wieder abgeschafft, so daß z. B. keine förmliche

Ehescheidung weiter Statt findet, sondern bloß Trennung von Tisch und Bett.

Ehebruch, Verletzung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweise durch Beischlaf mit einer andern Person. Er wird nach verschiedenen Gesetzen verschieden bestimmt und bestraft. Nach römischem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecherische Paar, der Vater die Tochter sammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Moralischer Ehebruch ist, wenn ein Ehegatte den Platz in seinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Person einräumt, sogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigste Harmonie der Seelen erheischen, nach den Worten der Schrift: wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren ꝛc. Ein Beispiel des vollendeten moralischen Ehebruchs stellt Göthe in seinen Wahlverwandtschaften auf, als Eduard und Charlotte sich in jener Unglücksnacht mit falscher Zärtlichkeit täuschen; und daß dergleichen in der Welt nicht selten vorkomme, beweiset die bemerkbare Einmischung bestimmter Gesichtsähnlichkeit in die Nachkommenschaft unsträflich wandelnder, aber wohl sträflich denkender Eheleute. Siehe die treffliche Schrift von R. M. von Goens Cuningham über moralischen Ehebruch ꝛc. Leipz. 1811, bei Kummer, 8.

Ehehaft, oder noch gewöhnlicher in der Mehrzahl, Ehehaften, nennt man ein rechtmäßiges, in den Gesetzen als gültig anerkanntes Hinderniß irgend einer Handlung. Er hat Ehehaften, heißt. er hat wichtige, gegründete Abhaltungen, besonders aber gesetzlich genehmigte Hindernisse des Erscheinens vor Gericht.

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Regulirung der Vermögensverhältnisse sowohl während der Ehe, als auf den Todesfall abgeschlossenen Verträge. Die positiven Gesetze unterwerfen sie großen Beschränkungen. Sonst auch Ehezärter, Eheberedung genannt.

Ehescheidung (divortium). Da die Ehe ihrem Wesen nach auf Liebe, ihrer Erscheinung nach noch auf einem Vertrage beruht, so kann sie zwar nie auf bestimmte Zeit abgeschlossen werden, und ist mithin ihrer Idee nach ein erst mit dem Tode zu endigendes Geschlechtsverhältniß. Da aber in der Wirklichkeit weder die Neigung derer, die in ein solches Verhältniß zu treten erklären, immer wahrhaft und fest ist, noch auch durch Zwang realisirt werden kann, indem die äußere Geschlechtsgemeinschaft ohne die innere und ohne Liebe unsittlich ist: so können auch Umstände und Handlungen der Ehegatten, welche diesen Forderungen und mithin dem Zwecke der Ehe widersprechen, Gründe zur Trennung derselben werden. Man nennt sie Ehescheidungsursachen. Das Weitere hierüber sehe man im Art. Ehe. Uebrigens ist es angemessen, daß auch bei der Trennung der Ehe die Kirche mitwirke, und daß, wie bei ihrer Eingehung, gewisse Formalitäten Statt finden.

Eheverlöbniß, s. Sponsalien.

Ehre ist die persönliche Würde, die wir besitzen, in so fern sie von uns selbst oder von Andern anerkannt wird. Hierauf beruht der Unterschied der innern (moralischen) und äußern Ehre. Auf jene bezieht sich der Ausdruck: Ehre im Leibe haben, auf diese der Ausdruck: in Ehren stehen, oder halten; ferner Ehrerbietung, d. i. die Hochachtung, welche mit äußerer Ehrenbezeigung

Digitized by Google

verbunden ist, ein bescheidnes Unterordnen unter Höhere. Ehrfurcht, eine tiefe Hochachtung mit Erkenntniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, so wie mit Entfernung eines Betragens verbunden, welches um die Gunst und den Beifall des Höheren bringen kann. Oft aber werden diese Ausdrücke bloß als Worte gebraucht. Das mehr oder minder lebhafte Bewußtseyn dessen, was man seiner Ehre schuldig ist, heißt Ehrgefühl, das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre Ehrliebe, das zu lebhafte oder leidenschaftliche Streben aber Ehrgeiz und Ehrsucht. Uebrigens ist die äußere Ehre, welche von der innern ausgehen sollte, wiederum die bürgerliche Ehre überhaupt, welche jedem zukommt, dem man nichts Gesetzwidriges vorwerfen darf, oder die Amts- und Standesehre insbesondere, die auf dem Besitz des Standes und Amtes beruht, in sofern man sich dessen würdig bezeigt. So besteht z. B. die Ehre des Kriegers in der Tapferkeit, die Ehre des Kaufmanns im Credit u. s. w., und wer diese Eigenschaften einem Individuum, das vermöge seines Standes oder Amtes sie besitzen soll, widerrechtlich abspricht, und ihm die hierauf sich beziehende Ehre nicht bezeigt, begeht eine Injurie (s. d. Art.). Mit der bürgerlichen Ehre aber ist die Ehrlichkeit genau verwandt, welchen Ausdruck der Sprachgebrauch auf strenge Rechtlichkeit in Beziehung auf fremdes Eigenthum beschränkt hat; weil dieses das erste ist, was man im bürgerlichen Verkehr von jedem Menschen verlangen, wenn auch nicht immer erwarten darf. Doch sagt das Rechtssprichwort: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium (man muß Jeden so lange äußerlich für einen ehrlichen Mann halten, bis das Gegentheil erwiesen ist), weil Ehrlichkeit eine Tugend ist, durch welche man das Zutrauen der Menschen erwirbt, die Absprechung derselben aber durch Thatsachen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, indem sie leicht jenes nothwendigen Zutrauens beraubt, und den Bürger des Schutzes der Gesetze unwerth und strafbar erklärt; daher läßt man auch die Versicherung gelten, wobei man sich auf seine Ehrlichkeit beruft und sie gleichsam zum Unterpfande gibt. Sie gehört zur Rechtschaffenheit und schließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in sich; eigennütziger Betrug und Treulosigkeit sind ihr daher entgegengesetzt. Wer (vorzüglich die bürgerliche) Ehre nicht besitzt, wird ehrlos genannt. Ehrlosigkeit ist die durch schändliche Handlungen aller Art, besonders aber durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entstandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die sonst jeder von Rechtswegen Anspruch machen kann. (S. Infamie.) Die mit gewissen Gewerben verbundene Ehrlosigkeit ist ein Rest der Barbarei voriger Zeiten und neuerdings hier und da abgeschafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre sind Ehrenzeichen und Ehrenstellen. Unter Ehrenämtern versteht man solche Ehrenstellen, die mit keiner, oder nur geringer Besoldung verknüpft sind. Ehrentitel sind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar nichts von Amts wegen zu thun hat, sondern bloß einen gewissen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft genießt. Ehrensachen sind Angelegenheiten, insonderheit von streitiger Art, bei welchen man in Gefahr ist, an seiner äußern Ehre zu leiden. Da solche Ehrensachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, so hat man sie hin und wieder durch besondere Ehrengerichte beizulegen gesucht (an einigen

gen Orten, z. B. in der Lausitz, in Schlesien gibt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen bestehen (auch die Ehrentafel genannt), welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entscheiden müssen). Allein der sogenannte Ehrenpunkt oder das point d'honneur wollte es angeblich nicht leiden, daß solche Sachen gerichtlich entschieden würden, weil der Stand der streitenden Parteien in solchen Dingen fordere, daß Jeder mit eigener Kraft und Muth seine Ansprüche durchsetze oder sich Genugthuung verschaffe (vergl. Duell). Unter Ehrenschulden versteht man gewöhnlich Spielschulden, weil diese nicht ausgeklagt werden können, mithin bloß die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrensold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von seinen Schülern für Vorlesungen, ein Schriftsteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für eine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geschätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre, als um der Besoldung willen unternommen werden sollte: Ehrengeschenk oder Ehrengabe ist dasjenige, was an manchen Orten, vorzüglich durchreisenden fürstlichen Personen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich sind die Arten von Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfest, Ehrentag, Ehrenschmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrensäule, Ehrentempel, Ehrenpforte u. s. w., letztern ist der Charakter der feierlichen Heiterkeit eigen. Ehrendamen und Ehrencavaliere sind höhere Dienerinnen und Diener an den fürstlichen Höfen. Unter der Hausehre aber versteht man im komischen Style die Hausfrau, weil sie dem Hause Ehre machen soll. D.

Ehrenbreitstein, eine wichtige Bergfestung auf einem Felsen diesseit des Rheins, Coblenz gegenüber, im ehemaligen Erzstifte Trier. Die Franzosen hielten sie von 1798 bis 1799 während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig blokirt, worauf sie sich endlich den 29. Jan. aus Mangel an Lebensmitteln ergeben mußte und 1801 gesprengt wurde. Unten am Felsen, bei dem Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, ist das churfürstliche Residenzschloß, welches aber bei der Belagerung der Festung größtentheils zerstört worden ist. Im Jahr 1802 wurde die gesprengte Festung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürsten von Nassau-Weilburg als Entschädigung zugetheilt, und nachdem dieser durch eine, in Folge des Wiener Congresses im Jahr 1815 geschlossene Convention diese Besitzungen an Preußen abgetreten, gehören sie zu dem preußischen Großherzogthum Niederrhein (Provinz Cleve-Berg).

Ehrenlegion (légion d'honneur). Dieses Institut, der erste Orden, den Frankreich nach der Revolution wieder erhielt, erstreckte sich auf alle Stände der Nation, auch auf Fremde, welche Napoleon damit begaben wollte. Sein Zweck war Auszeichnung und Belohnung durch Würde und Gehalt für die Personen der Verdienstvollen und durch Fürsorge für ihre Kinder, zugleich aber auch Anketzung dessen, der den Orden trägt, an den, der ihn verleiht. Dieser Orden wurde sehr häufig nicht nur in Frankreich, wo man zwischen 30—40,000 Mitglieder nach den verschiedenen Classen rechnete, sondern auch in andern Ländern des Continents, vertheilt. Am 15. Mai 1802 ward der erste Vorschlag dazu von dem ersten Consul der Republik an das gesetzgebende Corps gebracht. Dies geschah durch Rö-

Digitized by Google

derer, als Redner der Regierung. In dem gesetzgebenden Corps sowohl, als im Tribunat, erhob sich jedoch wider Gewohnheit und Erwarten eine Opposition. Lucian Bonaparte aber übernahm die Vertheidigung des Vorschlags gegen alle Angriffe. „Durch persönliche Belohnungen," sagte er unter andern, „kann die Constitution, kann die Gleichheit nicht verletzt werden. Auszeichnung ohne Macht drückt Niemand und darf Keinen erschrecken. Das Eigenthum ist so wenig persönlich als erblich, sondern gehört der Legion im Ganzen, kann also auf keine Weise mit den Lehen verglichen werden, und enthält keinen Keim zum Erbadel. Die Legionairs haben keine Ansprüche auf besondere Aemter und bilden keinen Stand, keine Zunft, da sie als Legionairs nirgends vereinigt sind, sondern überall zerstreut, diese oder jene militärische oder bürgerliche Anstellung haben." Diese Sprache führte zu dem Resultate, daß der Gesetzvorschlag wegen der Ehrenlegion im Tribunate (am 18. Mai) mit 66 Stimmen gegen 33, und Tags darauf im gesetzgebenden Corps mit 166 Stimmen gegen 110 angenommen und sofort zum Gesetze erhoben wurde. Zu Mitgliedern der Legion wurden zuvörderst alle Krieger erklärt, welche Ehrengewehre erhalten hatten; es sollten ferner dazu ernannt werden können: solche Militärpersonen, die während des Freiheitskrieges große Dienste geleistet hatten, und endlich auch andere Bürger, die durch Kenntnisse, Talente und Tugenden zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitrugen, wenn sie nämlich in ihrem Wohnorte als National-Garden gedient haben würden. Die Ernennung geschah auf Lebenszeit. Jedes Mitglied mußte auf seine Ehre schwören: „daß es dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in seiner Unversehrtheit, der Vertheidigung der Regierung, der Gesetze und des öffentlichen Eigenthums sich widmen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherstellung der Feudalverfassung, der dazu gehörigen Titel ꝛc. abzwecke, bekämpfen, kurz, aus aller seiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitwirken wolle." Dieser militärisch-politische Orden bestand 1. aus dem Ober-Verwaltungsrathe (grand conseil), dem die Ernennung der Legionairs übertragen war, und welcher aus den hohen Reichsbeamten bestand, die aus der Classe der Groß-Offiziere einen Kanzler und einen Schatzmeister wählten; 2. den Groß-Offizieren, welche sich in diejenigen theilten, welche die Decoration des großen Bandes hatten, und in diejenigen, welche es nicht hatten. Die Zahl der erstern bestand aus 60, mit Ausnahme der französischen Prinzen und der auswärtigen Fürsten und Ritter, denen es der Kaiser gab; 3. der Ordenskanzellei, welche unter dem Vorsitze des Ordenskanzlers die Geschäfte der Legion besorgte; und 4. aus den 16 Cohorten. Jede derselben bestand aus 7 Großkreuzen, 20 Commandanten, 60 Officieren und 538 Legionairs, also aus 625 Mitgliedern, so daß alle 16 Cohorten 10,000 Individuen enthielten, worunter jedoch die kaiserlichen Prinzen und ausländischen Mitglieder nicht mit begriffen waren. Auch hatte noch jede Cohorte einen besondern Verwaltungsrath von 9 Gliedern. Diese Cohorten waren durch ganz Frankreich vertheilt; ihre Hauptsitze oder Residenzen waren zu Fontainebleau, Abtei St. Waast zu Arras, Abtei St. Peter zu Gent, Schloß Brühl im Ruhrdepartement, Schloß zu Zabern im Rheindepartement, Palast zu Dijon, Palast zu Vienne, die Paläste zu Beziers, Aix, Toulouse, Agen, Abtei St. Mairant, Schloß Craon, Abtei

Digitized by Google

Bel bei Bernay, Schloß Chambord und Schloß Venerin bei Turin. Jede hatte ihren Chef, Kanzler und Schatzmeister. Der Kaiser war Großmeister. Jeder Groß-Offizier hatte eine Jahresrente von 5000, jeder Commandant von 2000, jeder Offizier von 1000 und jeder Legionär von 200 Franken zu genießen, wozu 8,200,000 Franken Renten auf Nationalgüter angewiesen waren. Das Ordenszeichen war ein weiß emaillirter Stern mit fünf doppelten Strahlen, in der Mitte desselben ein Eichen- und Lorbeerkranz und darin auf der einen Seite der Kopf Napoleons mit der Umschrift: „Napoléon Empereur des François," auf der andern Seite aber der französische Adler mit dem Donnerkeil und der Inschrift: „Honneur et patrie." Die Groß-Offiziere, Commandanten und Offiziere trugen ihn von Gold; die andern Legionairs von Silber; daher auch der goldene und silberne Adler unterschieden ward; der Kaiser allein konnte entweder den einen oder den andern tragen. Außer diesen allgemeinen Ordenszeichen gab es noch die große Decoration. Uebrigens waren mit diesem Institut auch einige Erziehungshäuser für weibliche Kinder der Legionairs verbunden. Ein Statut vom 29. März 1809 gab dem Institut der Kaiserlichen Häuser Napoleons seine definitive Organisation, und stellte es unter den Schutz einer Prinzessin aus der kaiserlichen Familie. Die Anstalt war in 8 Häuser abgetheilt, von denen jedes der beiden ersten (auf dem Schlosse von Ecouen und zu St. Denis etablirt) auf 300 Eleven, Töchter noch lebender Legionairs, eingerichtet war. Die 6 übrigen Häuser waren für hinterlassene Waisen verstorbener Legionairs bestimmt, und um Paris gelegen. — Ludwig XVIII. hat zwar den Ludwigsorden erneuert, und einen neuen Orden der Lilie gestiftet, doch aber den Orden der Ehrenlegion bestätiget, und ihm im Mai 1816 eine etwas veränderte Einrichtung gegeben. Er heißt nun: der königliche Orden der Ehrenlegion; die Zahl der Ritter ist unbeschränkt, aber die Zahl der Großkreuze, Groß-Offiziers, Commandeurs und Offiziers bestimmt. Die Decoration besteht in dem sonst gewöhnlichen Sterne, über welchem die Königskrone, und in dessen Mitte auf der einen Seite das Bild Heinrichs IV., auf der andern die Worte: Honneur et patrie. Das Ordensfest ist auf den 15. Jul., als den Heinrichs-Tag, bestimmt. Ausländer können diesen Orden auch erhalten, sind aber von dem Eide befreit, den die gebornen Franzosen bei ihrer Aufnahme schwören müssen.

Esthland oder Statthalterschaft Reval, eine Landschaft in Liefland, den nördlichen Theil dieser Provinz ausmachend, deren Bevölkerung man auf 180 bis 200,000 Seelen schätzt, und die sehr sandig ist, aber auch ergiebigen Getraidebau, Hanf, Flachs, Rindvieh, Pferde ꝛc. hat. Reval ist die Hauptstadt Die Esthen, eine von den russisch-finnischen Völkerschaften, gehörten schon in den ältesten Zeiten zu der russischen Monarchie, und führten den Namen Tschuden. In der Folge suchten sie sich dieser Oberherrschaft zu entziehen; und seit 1385, wo das Land dem deutschen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländischen Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden gestanden hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Catharina II. den Namen der revalschen Statthalterschaft erhielt, 1797 aber wieder als Gouvernement Esthland hergestellt wurde. Esthland und Liefland betragen zwar nur ungefähr den 210ten Theil des unermeßlichen russischen Reichs; allein die russischen Beherrscher haben von je-

her auf die Erlangung und Behauptung dieser Provinzen großen Werth gesetzt. Ueber die unglückliche Lage der Leibeigenen in Lief- und Esthland ist, seitdem Merkel (in seinem Buche: Die Letten) und Petri (in seinem Werke: Die Esthen) die Sache zur Sprache brachten, sehr viel geschrieben und gestritten worden. Uebrigens haben die Esthen meistentheils schlechte Wohnungen, sind rauh und zu Strapazen abgehärtet, und bekennen sich zum christlichen Glauben. Durch den Kaiser Alexander sind in den neuesten Zeiten viele Verfügungen getroffen worden, vermöge welcher das Schicksal des Bauernstandes in Esth- und Liefland sehr erleichtert und die Leibeigenschaft gewissermaßen aufgehoben worden ist.

Ei. Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer legen Eier, und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fische nennt man Laich oder Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, sie haben daher Aehnlichkeit mit den Samenkörnern der Gewächse. Auch in diesen liegt der Keim zur jungen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwickelung zu gelangen. Ein großer Theil der Substanz, welche das Samenkorn ausmacht, dient dem Keime zur ersten Nahrung; eben so mit dem Ei, welches überdies noch die nöthige Feuchtigkeit bei sich hat, und also zur Entwickelung nur Wärme von Außen braucht. Das Vogelei besteht 1. aus der Eierschale. Unmittelbar unter dieser harten, porösen Bedeckung liegt dicht angeschlossen 2. das Eihäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3. das Eiweiß, in welchem endlich 4. der Eidotter schwimmt, womit noch der sogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eiern verbunden ist. Am Dotter erblickt man eine kleine linsenförmige Narbe, in deren Mitte sich ein kleines, eirundes, aschgraues Säckchen befindet. Dies ist die Stelle, wo sich das junge Thier entwickelt. Die äußere Gestalt der Eier ist bei den Vögeln meistentheils mehr oder weniger länglichrund. Verschieden ist sie bei andern eierlegenden Thieren. Unter den Amphibien haben z. B. die Crocodile kegelförmige Eier. Bei den Eiern der Vögel ist die mannichfaltige Schattirung der Farben bewundernswürdig, und doch schränken sich die Hauptfarben meistens nur auf weiß, bläulich und grünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet sind, spielen in unzähligen Nuancen aus dem Rothen ins Graue, Aschfarbene ꝛc. Die Eier der Vögel, besonders der Hühner, sind eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der Rogen der Fische wird ebenfalls gegessen, und der Kaviar besteht ganz aus Fischeiern. Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umschlägen in Augenkrankheiten. In Apotheken und Küchen bedient man sich desselben außerdem zum Abklären gewisser Pflanzensäfte, der Molken, des Zuckers ꝛc. Das bloße Eiweiß giebt einen glänzenden Firniß zum Ueberziehen mancher Kunstwerke, insonderheit der Gemälde und Spielkarten. Mit geriebenem frisch gebranntem Kalk, mit Ziegelmehl, Thon, Mehl und andern Substanzen, nach Beschaffenheit der Umstände vermischt, giebt es einen sehr festen Kitt. Um die Eier länger unverdorben zu erhalten, muß man sie vor dem Zutritt der Luft bewahren. Man überstreicht sie daher mit Firniß oder Oel, setzt sie frei auf dem spitzigen Ende auf eine durchlöcherte Bank, oder schichtet sie, welches noch besser ist, auf das spitzige Ende gestellt, in sehr trockene Holzasche, in Häckerling ꝛc., in Kisten und Fässern ein, und setzt sie an einen trockenen, im Winter vor strenger Kälte geschützten, doch nicht zu warmen Ort.

Digitized by Google

Eichen, vergleichen, gleich machen; von Maßen und Gewichten ihnen die gehörige Größe und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fässer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen. Dieses Eichen verrichten dazu bestimmte Personen, welche das zu eichende Maß oder Gewicht mit dem von der Obrigkeit festgesetzten und angenommenen (welches auch das Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demselben gleich machen, und als demselben gleich mit einem darauf eingebrannten Stämpel oder andern Zeichen bezeichnen. Ein Fischergarn eichen heißt, die Maschen desselben mit dem Strickspan messen, ob sie etwa zu klein sind, so daß sich die junge Brut darin fangen kann, was nicht geschehen darf. Die Schiffe eichen, bestimmen, wie viel sie halten.

Eid, ist eine mit Berufung auf die Gottheit, als ein allwissendes und heiliges Wesen, verknüpfte Erklärung, wodurch die Zuverlässigkeit dieser Erklärung verstärkt werden soll. Man setzt nämlich voraus, daß derjenige, der sich in dem Augenblicke, wo er eine solche Erklärung gibt, an den höchsten Gesetzgeber und Richter der Menschen ausdrücklich erinnert, um so gewisser seiner Verpflichtung in Ansehung des Falles oder Gegenstandes, worauf sich die Erklärung bezieht, eingedenk und treu seyn werde. Ueber die Zulässigkeit des Eides überhaupt ist viel gestritten worden. Es gibt Moralisten und Religionsparteien, die den Eid durchaus mißbilligen, theils weil dabei abergläubige Vorstellungen, welche die sittliche Gesinnung leicht verderben können, oft zum Grunde liegen, theils weil Jesus gesagt hat: Eure Rede sey Ja und Nein! was darüber ist, das ist vom Uebel! Zu wünschen wäre es allerdings, daß man des Eides entbehren könnte, oder den Gebrauch desselben wenigstens möglichst beschränkte; denn die Vervielfältigung der Eide vermindert selbst die Heiligkeit des Eides in den Augen des Volks; daher man sich auch nicht über den Leichtsinn wundern darf, mit welchem oft Eide über die geringfügigsten Dinge geschworen werden. Die merkwürdigsten Arten der Eide sind folgende: Amtseid, wodurch Jemand verspricht, daß er die Pflichten eines ihm anvertrauten Amtes gewissenhaft erfüllen wolle; Reinigungseid, wodurch Jemand versichert, daß er von einem angeschuldigten Verbrechen frei sey; Zeugeneid, wodurch Jemand versichert, daß er als Zeuge die Wahrheit, so weit sie ihm bekannt sey, aussagen wolle oder ausgesagt habe; Wahrscheinlichkeitseid, wodurch jemand versichert, daß ihm etwas zwar nicht gewiß bekannt sey, er aber doch glaube und dafür halte, es befinde sich die Sache so, wie er sich darüber erkläre; Eid für Gefährde, wodurch man versichert, daß man einem Andern den Eid nicht aus böser Absicht deferire. Den Bürgereid schwören an manchen Orten diejenigen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt oder in einem Staate erwerben wollen. Wiefern die Bürger eines Staates auch Unterthanen heißen, nennt man den Bürgereid in der letztern Bedeutung auch Unterthaneneid. Den Huldigungseid kann sowohl der Regent, dem gehuldigt wird, als der Unterthan, welcher huldigt, schwören. Religionseid ist der, wodurch Jemand versichert, daß er einer gewissen Religionspartei zugethan sey und (wenn ihm zugleich ein Lehramt anvertraut wird) nichts wider den Glauben jener Partei lehren wolle. Testeid, s. Test. D.

Eiderdunen, die zarten Brustfedern der Eider (fälschlich Eidergans genannt) anas mollissima. Dieser nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, und hält sich besonders häufig um

Digitized by Google

Island und Grönland auf. Er ist über 2 Fuß lang, und die ausgebreiteten Flügel messen über 3 1/2 Fuß. Gewöhnlich wiegt er 3 bis 3 1/2 Pfund. Sie brüten das erste Mal zu Ende des Junius oder zu Anfange des Julius. Zu dem Ende baut das Weibchen ein ungekünsteltes Nest aus Gras, Moos ꝛc., auf einer steilen Felsenklippe an der Seeküste, oder auf einer wüsten Landspitze. Um die Eier und Jungen vor der Kälte zu bewahren, rupft sich die Mutter eine Menge Federn (Dunen) aus der Brust, und futtert damit das Nest so aus, daß man sie selbst kaum erblickt, wenn sie darauf sitzt. In bewohnten Theilen des Nordens, wo die Menschen die Dunen zu schätzen wissen, kommt kaum eine Eider das erste Mal zum Brüten, und muß daher von neuem legen. Dies thut sie auch zu drei verschiedenen Malen. Die Einwohner der nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die beiden ersten Male, oder doch wenigstens das erste Mal die Eier mit den Federn weg, und lassen ihnen nur die beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleisch der Eider achtet man nicht sonderlich, überdies dürfen sie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; desto mehr trachtet man den schmackhaften Eiern nach. Diese, so wie die kostbaren Dunen, sucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem sich die Küstenbewohner an Stricken bis an die an steilen Felsen befestigten Nester herablassen. Mit 5 Pfund der besten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Grönländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger sammeln eine große Menge dieser Dunen, und verkaufen dieselben gereinigt das Pfund zu 2 Thaler. Man theilt alle Dunen in zwei Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene sind schwerer, kosten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans drei Nester in einem Jahre baut, so kann man sicher 1/2 Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenossenschaft wird die Republik der Schweiz genannt, weil sich die Schweizer, welche auch Eidgenossen heißen, im J. 1308 mit einem Eide wider die Feinde ihrer Freiheit verbanden. S. Schweiz.

Eierstock ist ein weißer eiförmiger, nach dem Alter und der Größe des weiblichen Thieres mehr oder weniger großer, pelzig elastischer Körper, welcher auf jeder Seite des Fruchtbehälters in der Verdoppelung des zarten Bauchfells, wodurch er in seiner Lage erhalten wird, und worin die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu dem Eierstock gehen, fest umschlossen und innig verwachsen liegt. Die Substanz ist gefäßreich, pelzig zellig; in ihr zeichnen sich eine Anzahl, beim Menschen 12 bis 15, kleiner Bläschen (Ovula Graafiana, von ihrem Entdecker Graaf genannt), aus, die eine durchsichtige, in kochendem Wasser gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren gesunde Beschaffenheit die Bedingung der Erzeugung eines neuen der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält (s. Empfängniß). Bei der Befruchtung schwillt der Eierstock auf und verändert sich in seiner Masse, worauf ein solches Bläschen locker wird, so daß es die fingerartigen Franzen, der sogenannten Trompeten des Fruchthälters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem stärkern Leben begriffen sind, leichter losreißen, in ihre Oeffnung aufnehmen, und durch ihren Canal bis in den Fruchthalter selbst bewegen können,

Digitized by Google

worin es sich befestigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verschieden gesetzten Zeit reift und geboren wird. (S Geburt.)

Eifersucht ist der lebhafte Haß und Verdruß über fremde Vorzüge, welche uns in der Bestrebung oder Erlangung und Behauptung eines Gutes hindern und in Gefahr bringen. An sich ist uns zwar alles Gute, was wir uns als solches vorstellen, angenehm, und alles Böse unangenehm, sofern es uns als solches erscheint. Wenn uns daher die Vollkommenheit eines Menschen Schmerz und die Unvollkommenheit desselben Freude verursachen soll, so muß die erste in irgend einer Hinsicht als ein Uebel (für uns) die andere als ein Gut (für uns) vorgestellt werden. So ist es, wenn man um Ehre, Rang und Würden buhlt, so ist es ganz vorzüglich in der (Leidenschaft der) Liebe: hier wird die Eifersucht am stärksten, daher wird die Eifersucht einer liebenden Person vorzugsweise Eifersucht genannt. Sie ist also der Haß einer Person gegen Andere, die ihr durch gewisse Vorzüge den Besitz der Liebe einer dritten zu entziehen scheinen, und hat verschiedene Grade von der leisen Besorgniß, welche mit Unmuth gegen Andere verbunden ist, bis zum wüthenden Zorn. Wäre der Eifersüchtige vollkommen gewiß, daß die Vorzüge seines Nebenbuhlers auf die geliebte Person gar keinen Eindruck machten, noch sonst ihm irgend einen Abbruch thäten; so würde er gegen denselben weder Haß noch Schadenfreude fühlen. Die Eifersucht ist also immer mit Besorgniß, Unmuth, Mißtrauen gegen sich selbst und Mißtrauen gegen die geliebte Person verbunden. In letzterer Hinsicht wird die Eifersucht oft empörend und tödtet die wahre Liebe, indem der Eifersüchtige die geliebte Person despotisch wie eine Sache, wie ein anderes Eigenthum behandelt, das seiner Eitelkeit und seinem Stolze dienen soll. In der wahren Liebe aber ist Vertrauen. Daher sagt Cuningham (über moral. Ehebruch ꝛc.) richtig: Der Grad der Eifersucht ist genau der Grad der Liebe, wenn nicht der gegenwärtigen, doch immer der vorherigen, zerdrückten, vergifteten, gemordeten. Die größere Reizbarkeit der Weiber, verbunden mit einem unvertilgbaren Gefühl der Schwäche, macht die Weiber für Eifersucht vorzüglich empfänglich; doch sind es die Männer aus andern Gründen eben so sehr.

Eigennutz, das herrschende Bestreben, sich keinen Vortheil entgehen zu lassen. Damit ist die Furcht zu verlieren gewöhnlich verbunden. Eigennützig kann eigentlich nur der sinnliche Mensch, d. i. derjenige seyn, der bloß nach äußern Dingen strebt und ihnen einen vorzüglichen Werth beilegt. Auch Arbeitsamkeit und die Mühe der Arbeit können einen eigennützigen Sinn begründen, so wie die Furcht oder Aengstlichkeit in Betreff der eigenen Erhaltung und der Menge der Bedürfnisse. Er ist mit Mißtrauen meistens verbunden. Mit einer höhern und idealischen Ansicht der Dinge kann er nicht bestehen; daher er weniger bei dem Gelehrten und Künstler zu finden ist, als bei dem Gewerbsmann. Der Eigennutz sucht seinen Vortheil mit dem Schaden Anderer, er erstickt daher die zarten Regungen der Liebe und Freundschaft und verkümmert den freien Lebensgenuß.

Eigenschaft ist ein Merkmal, in sofern es einer Sache beigelegt wird (Charakter). Die Eigenschaften sind eigenthümliche, wenn sie einem Gegenstande ausschließend zukommen, Eigenschaften im engern Sinn oder gemeinschaftliche. Sie gehören zu

Digitized by Google

dem Wesen einer Sache oder nicht — sie sind wesentliche oder unwesentliche (zufällige) Eigenschaften. Die Abwesenheit der letztern ändert an dem Wesen einer Sache nichts. Die erstern sind Grundeigenschaften oder constitutiv wesentlich (essentialia, constitutiva), wenn sie Bestandtheile des Wesens sind, und abgeleitete, consecutive Eigenschaften — Attribute. Letzterer Unterschied wurde hauptsächlich durch Locke gemacht. Nach Berkeley sind die Eigenschaften bloße Ideen; nach Kant bloße Erscheinungen.

Eigensinn, ein Bestehen auf seinem Sinn, vorzüglich aber ein hartnäckiges Streben, seine subjective Meinung zu behaupten, selbst dann, wenn man die Gegengründe einsieht. Der Eigensinnige behauptet oft etwas, um nur etwas zu behaupten, er will nicht das Ansehn haben, als gebe er seine Maxime auf. Daher ist der Eigensinn der Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit des Sinnes entgegengesetzt. Festigkeit des Sinnes muß der Mensch besitzen, und nicht der ist eigensinnig zu nennen, der sich von der Wahrheit der Gegenvorstellungen und Behauptungen Anderer nicht überzeugen kann, dem das Bessere noch nicht einleuchtet: denn der freie Mensch soll nach seiner Ueberzeugung handeln. Aber die Wahrheit seiner Meinung aufopfern, ist des Menschen unwürdig, und die Befangenheit in seinen Meinungen ist Schwäche, Beschränktheit des Geistes oder Laune. Der Eigensinnige gleicht einem verzogenen, verzärtelten Kinde, er verlangt, alle andere Menschen sollen sich nach ihm richten, und da dies nicht geschieht, macht er sich selbst elend und die Gesellschaft flieht ihn. Wer das Denken zum Geschäft macht, der Gelehrte, ist diesem Fehler sehr unterworfen; die Vorliebe für seine Meinungen macht den Systematiker öfters intolerant und paradox. Vergl. Egoismus.

Eigenthum. Eigenthumsrecht. Das Recht der ausschließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußeren Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder Eigenthum. Mit letzterem Ausdrucke bezeichnet man jedoch auch die äußere Sache selbst, welche der Gegenstand dieses Rechts ist. In sofern die Ausschließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig ist, in sofern ist auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausschließende Behandlung ist aber nicht möglich ohne Besitz, folglich ist der Besitz Bedingung des Eigenthums (s. Besitz) und zugleich das Recht des Besitzes. Auch umfaßt das Eigenthum 1. das Dispositionsrecht oder die Proprietät, d. i. das Recht, über die Substanz einer Sache ausschließend zu verfügen; 2. das Recht auf die Accidenzen der Sache, in sofern sie zu bestimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungsrecht — Nießbrauch) und das Recht zu besitzen, sofern es sich von diesen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieser Bestandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehrere einzelne Befugnisse, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andere Personen übertragen werden können. Hierdurch entsteht das vollständige und unvollständige, beschränkte und unbeschränkte Eigenthum. Ueber den rechtlichen Ursprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturrechtslehrern immer Streitigkeiten und verschiedene Meinungen geherrscht. Einige erklären die Besitznahme herrenloser Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, andere verlangen eine Uebereinkunft und gegenseitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Gesellschaft kann Ei-

Digitized by Google

genthumsrecht Statt finden, daher hängt von der Eingehung derselben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Besitz wird erst späterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbarten des Eigenthums, so wie die Beendigungsarten desselben zur Verhütung der Streitigkeiten näher bestimmt, und diese Bestimmungen machen einen der wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung aus. Uebrigens läßt sich auch das Eigenthum als Gütergemeinschaft denken. Diese paßt aber nur auf ein kleineres Volk. Handel, Industrie und eine freiere Cultur scheinen dabei nicht zu gewinnen. Man wirft dem Eigenthum vor, daß es unzählige Streitigkeiten über das Mein und Dein erzeugt habe; aber wie viel größere Streite hebt nicht die Bestimmung des Eigenthums? T.

Eimer oder Eymer, ein Maß zu flüssigen Dingen, besonders zu Wein. In Sachsen hält er 63 Kannen und ist die Hälfte einer Ahm, der fünfte Theil eines Fasses und der zwölfte Theil eines Fuders. Im Hannöverschen hält er 32 Kannen, und ist der funfzehnte Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, ist der fünfte Theil einer Ahm und der dreißigste Theil eines Fuders. Im Oesterreichischen machen 40 Maß einen Eimer und 32 Eimer ein Fuder. Im Würtembergischen ist ein Eimer so viel als ein Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und sechs Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 94 Kannen, in Bern aber nur 25.

Einbildungskraft ist das Vermögen des Geistes, Bilder von Gegenständen in uns hervorzubringen. Sie äußert sich theils an ursprünglichen Vorstellungen, theils an solchen, deren Stoff nicht durch einen gegenwärtigen, innern oder äußern, Gegenstand unmittelbar gegeben ist. Demnach unterscheidet man 1. ursprüngliche Einbildungskraft oder Bildungsvermögen, d. i. das Vermögen ursprünglicher, aus Empfindung erzeugter Bilder, wodurch wir uns z. B. das Bild eines uns jetzt gegenwärtigen und uns afficirenden Baumes, Hauses u. s. w. vorstellen; und 2. reproductive (zurückrufende) Einbildungskraft oder Nachbildungsvermögen, d. i. das Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes. Nebst dem Vermögen, gegebene Vorstellungen aufzubewahren und derselben sich unwillkürlich oder vorsätzlich wieder bewußt zu werden, hat die Einbildungskraft auch 3. die Fähigkeit, Vorstellungen aller Art mit einander zu verbinden und dadurch neue Bilder zu erzeugen. Hier heißt sie productive Einbildungskraft oder Phantasie im engern Sinne. Hier wirkt sie unwillkürlich nach den bloßen Gesetzen der Vergesellschaftung (Association) der Vorstellungen; wobei das Gemüth dem Strome der Vorstellungen, wie sie der Zufall herbeiführt, überlassen ist, und Träume des Wachenden hervorbringt; oder nach dem Gesetze der Zweckmäßigkeit, und in gewisser Abhängigkeit von dem Verstande. Die Vergesellschaftung der Vorstellungen kann aber entweder einem bestimmten Zwecke des Verstandes gemäß geschehen, oder sie geschieht nur dem Verstandesgebrauch überhaupt angemessen, den allgemeinen Gesetzen desselben entsprechend, und dann wirkt sie in unbestimmter Zweckmäßigkeit. Im ersteren Fall ist sie durch den bestimmten Zweck gebunden, im zweiten ist ihr Wirken frei, ohne darum doch regel- oder gesetzlos zu seyn. Das allgemeine Gesetz der Zweckmäßigkeit setzt ihrer Willkür Grenzen, innerhalb derer sie ihr Spiel mit Freiheit treiben, die sie aber nicht überschreiten darf. Die freie und doch zweckmäßige Thätigkeit der Phantasie begründet allein die Möglichkeit einer schönen Kunst.

Digitized by Google

Hier bildet sie nach Ideen, — sie dichtet, und wird daher Dichtungsvermögen genannt. Nach jener doppelten Wirksamkeit der Einbildungskraft kann man eine zwiefache Sphäre derselben unterscheiden: eine niedere prosaische, und eine höhere poetische. Ihre erste und nächste Bestimmung ist nämlich, das Denk- und Bildgeschäft des Verstandes für die mannichfaltigen Bedürfnisse und Zwecke des Lebens und des Erkenntnißtriebes zu besorgen; hier ist sie stets durch bestimmte Zwecke gebunden: ihre zweite aber, durch ihre freie, jedoch zweckmäßige, Thätigkeit das Gemüth in seinem gesammten Vermögen harmonisch zu beleben, vermöge ihrer schöpferischen Kraft durch ideale, über gemeine Wirklichkeit erhabene, Dichtungen und Gebilde den Geist über die Beschränkungen des Daseyns zu erheben, und dadurch das Daseyn selbst zu verschönern. Voll des Gefühls dieser wohlthätigen Wirksamkeit seiner Göttin, ruft daher der Dichter aus:

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mocht!
Denn uns allen
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.
Alle sie andern
Armen Gefährten
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Man kann nichts schöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetischen Sphäre sagen, als was hier Göthe gesagt hat. Zu groß, um übersehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um erschöpft zu werden; mannichfaltig genug, um allen Veränderungen der Lage, des Alters, jedem Bedürfnisse gleichgestimmte und eine eigne Beziehung zu geben; geschickt, jedem Ton der Seele eine so volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber Jeder glauben sollte, sie wäre bloß für seinen Zustand geschaffen; groß mit dem Einen, sanft mit dem Andern, überall bereit, jedem Wunsch und jeder Sehnsucht Erfüllung zu geben, sich in jede Farbe zu kleiden, ist sie auch nach Gram und Leiden die sanfte und letzte Gefährtin unserer Klagen. Ihre Bilder sind es, die uns in Freude und Unglück beherrschen; Hoffnung und Furcht wird uns durch sie erregt. Das ganze Geheimniß von der hohen Wirksamkeit aller schönen Kunst beruht darin, daß die Einbildungskraft schöpferisch wird. Es versteht sich, daß dies selbst nur durch eine schöpferische Einbildungskraft zu bewirken sey. Daß der Mensch ein solches schöpferisches Vermögen, selbstthätig Bilder und Ideen in sich zu erzeugen, besitzt, lehrt Jeden sein eigenes Bewußtseyn; denn kaum wird einer von der Natur so sehr verwahrloset seyn, daß er sich nicht Wesen, Scenen, Lagen, Zustände sollte dichten können, die er nie erlebt hat. Unendlich verschieden aber sind die Grade dieses schöpferischen Vermögens der Einbildungskraft, und nur in seinen höheren Graden, wo es eigenthümliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannichfaltiges von Begebenheiten, Bildern und Ideen zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu verknüpfen vermag, kann man es als eine entschiedene

Digitized by Google

Anlage zur Kunst ansehen. (S. Genie, Phantasie, Darstellung, Kunst, Poesie.)

Einfalt. Einfältig bedeutet ursprünglich, was nur Eine Falte hat, und ist also dem Vielfältigen und Mannichfaltigen entgegengesetzt, wie das leicht Uebersehbare dem Verwickelten (Intriganten), schwer zu Uebersehenden, zu Erkennenden. Man kann es in intellectueller, moralischer und ästhetischer Hinsicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verstande zugeschrieben, so bezeichnet sie einen solchen Menschen, der durch die engen Schranken seiner Verstandeskräfte auf einen kleinen Wirkungskreis beschränkt ist. In dieser Hinsicht wird Einfalt stets als Fehler gerechnet, wo sie nicht Folge der Unmündigkeit ist, welche allmählig verschwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moralisch Einfältigen nennt man auch den Mann von schlichtem Herzen, einfacher Sitte, seine Beschränkung ist freiwillig. Wer einfältigen Verstandes ist, kann nicht nach weitaussehenden und verwickelten Absichten handeln; wer einfältigen Herzens ist, will es nicht. Der Stimme seines Gewissens folgend, klügelt er nicht über seine Pflichten, und übt sie aus, unbekümmert um den Grund derselben, über welchen der Philosoph sich oft in Zweifel verwickelt und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet sich aus durch eine solche Uebereinstimmung der Gesinnungen und Handlungen, welche alle entfernten eigennützigen Nebenabsichten ausschließt, wobei denn freilich seine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verstandes erscheinen mag. Der Einfältige an Verstande ist dem Gewandten, Pfiffigen, der Einfältige am Herzen dem Politischen, ungefähr wie die Moral der Politik, entgegengesetzt. Oft mögen wir den Politischen anstaunen, öfter werden wir ihn fürchten: der moralisch Einfältige ist gewiß, durch Liebenswürdigkeit das Herz zu gewinnen; er gewinnt es aber, ohne es zu wollen, denn auch hier ist er frei von Absicht. Lavater charakterisirt Einfalt also:

Sie steht so willenlos, so voll von Willen,
So lässig da, so fest, so frei und sicher:
Sie will so nichts mit allem ihrem Wollen;
Sie will so viel, doch zwanglos nur und heiter.
Der Gute darf mit ihr wie mit sich selber,
Die Schwachheit darf mit Zuversicht sie sprechen.

Ihr Charakter ist durchaus Naivetät, die stets mit der Unschuld verloren geht (s. Naivetät) Wie die Naivetät dem Künstlichen entgegengesetzt ist, so ist auch Einfalt in der Kunst ein Anschein von Kunstlosigkeit und Natürlichkeit. Im kunstlosesten Zusammenstimmen aller einzelnen Theile eines Kunstwerks zur Totalität besteht die ästhetische Einfalt. Verschmähend alle Mittel, wodurch ein stetes Hinblicken auf das Gefallen die Aufmerksamkeit an sich zu reißen sucht, nie fremden Anforderungen horchend, noch dem Zeitgeist fröhnend, spricht die ästhetische Einfalt ihre innerste Seele anspruchlos aus, und wartet ruhig auf die Seele, die sie verstehe. Nie gibt sie mehr, als eben der Zweck erfordert; ihre Kunstmittel sind die einfachsten, ihre Anordnung und Verbindung ist die faßlichste; nie sucht sie Beifall auf Nebenwegen zu erschleichen, ist fern von allem Gesuchten, allem Prunk, aller Ueberladung. Sie ist nicht reich und blendet nicht, aber sie ist sicher, tüchtig, wahr und innig. Ihr Gang ist ein gerader fester Gang zum Ziele; überall zeigt sich eine gewisse kindliche Aufrich-

Digitized by Google

tigkeit. Auch von der ästhetischen Einfalt kann man sagen, daß sie mit der Unschuld verloren gehe, denn bei den Modernen ist sie erworben, künstlich, bei den Alten war sie unwillkürlich; schon den Römern wurde es schwerer, diesen Geist ihren Werken einzuhauchen. Zu weit getriebene Einfalt gränzt übrigens an Trockenheit und Steifheit; am verdienstlichsten ist sie bei sonstiger Fülle. dd.

Einflüsse auf den menschlichen Körper. Die ganze, den Menschen umgebende äußere Natur steht mit ihm in so inniger Verbindung, daß nur durch die stete Wechselwirkung beider auf einander das Leben bestehen kann. Der menschliche Körper steht auf der höchsten Staffel der Stufenleiter organischer Wesen; in ihm finden wir das Leben der ganzen Natur als in einem Spiegel wiederstrahlend; jede Form des Lebens von der geringsten an bis zur höchsten wiederholt sich in ihm. Von der Crystallgestaltung an, der einfachsten im unorganischen Reiche der Natur sich äußernden Lebenswirkung, zu dem organischen bloß vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachsten animalischen Leben bis zu dem höchstausgebildeten findet sich die Nachbildung in ihm. Was ihn aber über alle emporhebt, ist der unsterbliche Geist, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher selbstthätig neue Ideen schafft, die ganze Außenwelt in sich im Bilde aufnimmt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menschliches Gemüth sich darstellend, sowohl von Ideen bestimmt wird, als auch auf seines Gleichen durch Aufrufung der Ideen bestimmend einwirkt, und, vermöge des durch das Gehirn und gesammte Nervensystem vermittelten innigen Zusammenhangs mit dem Körper, auch auf diesen theils willkürlich theils unwillkürlich einwirkt. So bietet also der menschliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten dar, durch welche sie auf ihn Einfluß hat, die geistige und die körperliche. Die körperlichen Einflüsse werden vermittelt theils durch das Nervensystem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, besonders auf das Gefühl im Allgemeinen, theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- oder Verdauungsproceß, theils durch Einwirkung auf das Respirationssystem. Gleiches sucht in der Natur Gleiches auf; was in der äußern Natur herrscht, sucht auch im Organismus das ihm Entsprechende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengesetzte in verstärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung gestärkt, die andere herabgesetzt und geschwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der ihm inwohnenden Lebenskraft auch Selbstbestimmung, wodurch er den äußern Einflüssen widersteht, die durch sie zerstörte Harmonie in den verschiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wieder herzustellen strebt, theils durch das Gesetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von außen seinen Reiz auf das Nervensystem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verstärkung des Gegensatzes der Functionen. Je stärker die Lebensenergie ist, desto kräftiger ist die Selbstbestimmung des Organismus, desto weniger überwiegend seine Bestimmbarkeit von äußern Einwirkungen, desto wenigern Störungen seiner innern Harmonie von denselben ist er unterworfen. Sind aber die äußern Einflüsse von der Art, daß sie auf ein System des Organismus tief eingreifend wirken, dabei schnell eintreten und doch auf keine Weise zu vermeiden sind: so erregen sie eine bedeutende Störung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch dessen Selbstbestimmung im Stande ist, ihnen zu widerstehen. Daher entstehen alsdann Krank-

heiten. Die gewöhnlichsten dieser Einflüsse sind die atmosphärischen, welche nicht nur auf das wichtige Respirationssystem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, sondern auch oft plötzlich in ihrer Beschaffenheit wechseln, indem sie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerstoffgases, theils durch Aufnahme fremder aufgelöseter Theile, Wasser, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun diese Beschaffenheit der atmosphärischen Luft schnell eintreten und von Niemanden leicht vermieden werden kann: so entstehen oft bei vielen Menschen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in Hauptercheinungen sich ähnlich sind, jedoch auch nach der Energie der Selbstbestimmung des Organismus bei jedem Individuum etwas Eigenes in der Stärke der Zufälle und in ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südwestwind geherrscht, welcher dem lymphatischen und schleimabsondernden System günstig ist, und folglich dessen Functionen erhebt, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockner, mit Sauerstoffgas überreichlich versehener Nordostwind ein, welcher dem arteriellen Systeme entspricht, es zur Oberherrschaft emportreibt und entzündliche Beschaffenheit in den Körper setzt: so wird diese Entzündung eher entstehen, ehe die Selbstbestimmung des Organismus den entstandenen Gegensatz auszugleichen vermag, sie wird auch vorzüglich im vorherrschenden lymphatischen und im System der schleimabsondernden Organe als Catarrh, Husten, Brustfieber u. s. w. sich darstellen; sie wird endlich bei solchen Individuen, welche zur arteriellen Constitution sich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei andern, deren Constitution mehr phlegmatisch ist, als Schleimhusten, bei Kindern anders als bei Erwachsenen u. s. w. erscheinen. Die auf das Verdauungssystem wirkenden Einflüsse sind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beschaffenheit, Gifte und Arzeneien. Die geistigen Einflüsse werden theils durch Sinneseindrücke auf das Nervensystem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geist erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am stärksten wirkenden sind die Affecten und Leidenschaften, welche auf das Nervensystem theils belebenden Einfluß haben, z. B. Freude Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. s. w.

Eingebung (göttliche), s. Inspiration und Offenbarung.

Eingelegt nennt man ein Tonstück, welches eigentlich nicht in eine Musik gehört, und gewöhnlich von einem andern Componisten ist, sofern es zwischen den Sätzen oder Stücken dieser Musik aufgeführt wird. Besonders legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wenn sie in ihrer zu singenden Partie wenig Gelegenheit finden, sich vortheilhaft zu zeigen, oftmals aus Eifersucht gegen Andere, fremde Tonstücke ein. Dann aber sollte doch wenigstens auf einen passenden Ort in der Oper, auf einen passenden Text und auf ein von dem musikalischen Charakter der Oper nicht gar zu sehr abstechendes Tonstück sorgfältige Rücksicht genommen werden. Durch allzuhäufiges Einlegen fremder Stücke muß die schönste Musik zu einem Quodlibet werden.

Eingeweide heißen alle innern weichen Theile des thierischen Körpers, oder die Werkzeuge des Athmens und der Verdauung, die sich innerhalb der Brust- und Bauchhöhle befinden. Man versteht

auch wohl unter Eingeweiden bloß diejenigen Theile, welche im Unterleibe liegen (s. Darm). Die Splanchnologie oder Eingeweidelehre gibt die Beschreibung des Baues und der Verrichtungen der Eingeweide.

Eingeweidewürmer sind solche, welche in den Eingeweiden vieler Thiere aus allen Gattungen und Geschlechtern gefunden und in ihnen erzeugt oder ausgebildet werden. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, so auch ihr Sitz; beinahe eine jede Thiergattung hat hierin ihre Eigenheit. Man unterscheidet gemeiniglich vier Gattungen, den Spulwurm, den Springwurm, den Bandwurm und den Blasenwurm. (Vergl. d. Art. Würmer.)

Einheit eines Werkes ist die Uebereinstimmung seiner Theile, d. h. ihre wechselseitige Bestimmung durch einander zu einem Ganzen. Sie ist jedem Werke schöner Kunst unerläßlich, weil es sonst aufhören würde, ein Werk der Kunst zu seyn. Ob aber deßhalb die Ansicht der Baumgartenschen Schule, daß überhaupt in Einheit des Mannichfaltigen die Schönheit bestehe, richtig sey, ist eine andere Frage. Einheit ist das Gesetz der Form; es wird also darauf ankommen, ob die Schönheit in der Form beschlossen sey oder nicht. (S. d. Art. Schön, Schönheit.) Der dramatischen Form muthet man Einheiten zu; hierüber siehe Schauspiel. dd.

Einklang bedeutet in der Musik zwei Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. S. Harmonie und Unisonus. dd.

Einkommen (National-Oekonomie). Im Allgemeinen wird darunter die Masse von Werthen oder Gütern verstanden, deren Besitz während eines gewissen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen Bürger zufließt, heißt Privat-Einkommen; dasjenige, das sämmtlichen Bürgern im Staate zufließt, heißt National-Einkommen, und dasjenige, das dem Staate oder der National-Gesammtheit zu Theil wird, wird Staats-Einkommen genannt. Es gibt drei Hauptquellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, nämlich 1) Grund-Eigenthum, das seinem Besitzer eine Rente trägt (Landrente); 2) gesammelter Gütervorrath, welcher Zinsen oder Gewinnst abwirft (Capitalrente); und 3) Arbeit, welche Lohn verschafft (Arbeitslohn). — Alles Privat- und National-Einkommen ist entweder rohes oder reines Einkommen; unter dem erstern wird die ganze Masse von Gütern verstanden, welche während eines gewissen Zeitraums in Jemandes Besitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieser Güter, welcher übrig bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der stehenden und umlaufenden Capitale (s. d. Art. stehendes Capital, umlaufendes Capital), vermittelst welcher sie hervorgebracht sind, erforderlichen Kosten abgezogen worden; also die Masse von Gütern, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das Capital dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterschied zwischen rohem und reinem Einkommen ist von großer praktischer Wichtigkeit, besonders in der Finanzwirthschaft, deren Hauptsorgfalt dahin gerichtet seyn muß, daß nicht das Capital von der Besteuerung angegriffen, sondern bloß das reine Einkommen der Nation mit Abgaben belegt werde. (S. Abgaben.) K. M.

Einkommensteuer ist die Abgabe, welche in bestimmten Quoten unmittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar der Regel nach ohne alle Rücksicht auf die ursprüng-

lichen Quellen des Einkommens. Die berühmteste Abgabe dieser Art war auf Pitt's Antrag in Großbritannien eingeführt worden; sie hatte im J. 1813 14 1/2 Mill. Pfd. Sterling eingebracht, wurde aber im J. 1816 völlig abgeschafft. Es scheint beim ersten Anblick seltsam, daß man erst in spätern Zeiten auf eine Einkommensteuer gefallen ist, und daß man sie nirgends zur Hauptsteuer gemacht hat, da sie doch dem Grundsatze aller Besteuerung, welchen man gewöhnlich als den obersten aufstellt, nämlich der Gleichheit, so sehr zu entsprechen scheint, denn man sollte denken, daß die Gleichheit in der Besteuerung nicht besser zu erreichen stehe, als wenn Jeder eine gewisse Quote von seinem Einkommen abgäbe. Dessen ungeachtet ist bei der Ausführung keine Abgabe so großen Schwierigkeiten unterworfen, als diese, denn 1) die Ausmittlung und Controllirung des Einkommens der Staatsbürger ist höchst unvollkommen und mühsam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter ꝛc. führen so genaue Bücher, daß sie selbst wissen, was sie einnehmen; nur Rentenirer und Besoldete können gewöhnlich sichere Data darüber liefern. 2) Das Einkommen selbst ist höchst veränderlich, daher muß eine Revision der Steuerrollen wenigstens einmal in jedem Jahre Statt finden. 3) Soll die Quote der Abgabe mit dem Einkommen steigen, so gibt die Natur der Sache nirgends einen Maßstab dazu an die Hand, sondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkühr ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchst ungleich, daß sie vom Einkommen der Staatsbürger ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Bedarfs erhoben wird, natürlich muß sie also den Familienvater, welcher Frau und Kinder zu versorgen hat, härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber weit weniger Ausgaben davon zu bestreiten hat. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfnisse zuvor vom Einkommen abziehen, so wäre die Anlage dieser Steuer noch schwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwischen Nothwendigem und Ueberflüssigem? Auch verlangt ja eben die Besteuerung des Einkommens, daß jeder seine Ausgaben nach dem Ueberreste regulire, welcher nach Abzug der Abgabe verbleibt. Das Quantum der Einnahme bestimmt die Ausgabe, nicht die Ausgabe das Quantum dessen, was zur Besteuerung angezogen werden kann. In der Regel gibt Jeder Alles aus, was er einnimmt, ja wohl noch mehr; da bliebe also nichts zu besteuern, ja man müßte noch zugeben. Aus dem Allen geht hervor, daß die Einkommensteuer, soll sie nicht höchst drückend und ungerecht werden, mit größter Vorsicht und außerordentlich mäßig angelegt seyn muß. (Vergl. Abgaben.) K. M.

Einlassung auf die Klage, s. Proceß.

Einreden, s. Klagen.

Einsiedler, s. Mönchswesen.

Einspielen, eingespielt, ist ein Kunstausdruck, dessen man sich bei Virtuosen, besonders Tonkünstlern und Schauspielern bedient, um entweder die Einübung, das Eindringen in eine Darstellung, oder die Gewöhnung an ein Instrument, Local ꝛc. anzudeuten (man sagt, er hat sich in eine Rolle, auf einem Fortepiano, einer Bühne eingespielt, oder die Gewöhnung mehrerer Spieler an einander auszudrücken (man sagt z. B. sie haben sich zusammen eingespielt).

Digitized by Google

Einstandsrecht, s. Näherrecht.

Einstimmen wird von mehreren Tonkünstlern gesagt, wenn sie durch Stimmen ihrer Instrumente nach einer gemeinschaftlichen Norm (gewöhnlich in Orchestern nach der Oboe, dem Violon) eine gemeinschaftliche Stimmung zu bewirken suchen.

Eis. Allgemein benennt man so jede gefrorne Flüssigkeit; im engern Verstande der Physik aber nur gefrornes, d. h. bei einem Kältegrade, der Eis- oder Gefrierpunkt heißt, in einen festen Körper verwandeltes Wasser. Wenn der zum Gefrieren oder Festwerden des Wassers nöthige Kältegrad nicht ferner statt hat, so hört der feste Zustand des Wassers sogleich auf, und es fängt an, wieder in den flüssigen überzugehen, welches man das Aufthauen des Eises nennt. Man sieht also, daß Eis nichts weiter als ein seines Wärmestoffes zum Theile beraubtes Wasser ist. Das Gefrieren des Wassers ist eine so auffallende Erscheinung, daß die größten Naturforscher es der Mühe werth achteten, Untersuchungen darüber anzustellen. Beobachtet man dasselbe in einem mit Wasser angefüllten Glase, welches der Frosttälte ausgesetzt wird, so bemerkt man zuerst auf der der kalten Luft ausgesetzten Oberfläche des Wassers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald sieht man feine Eisfäden entstehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuschießen scheinen, und mit ihnen selten rechte, sondern fast immer stumpfe und spitze Winkel machen. Aus diesen Strahlen scheinen immer wieder neue zu schießen, bis die ganze Oberfläche des Wassers mit einer einzigen Eisdecke belegt ist. Während der Zeit steigen, wie beim Sieden, eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langsamen Gefrieren aus dem Wasser fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Risse im Eise verursachen. Das Eis nimmt einen größern Umfang als das Wasser ein, obgleich sonst die Kälte zusammenzieht. Es ist ein physikalischer Irrthum, wenn Manche glauben, daß das sogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüsse entstehe und erst nachher oben schwimme, es bildet sich vielmehr an dem Rande oder den Ufern, und der Strom reißt es fort. Eine allgemein bekannte Erscheinung ist es, daß stillstehende Gewässer eher gefrieren, als fließende. Doch scheint eine vollkommene Ruhe dem Gefrieren auch nicht günstig zu seyn; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig stehendes Wasser noch nicht gefror, als seine Erkältung bereits tief unter dem Eispunkte war; eine kleine Erschütterung war hinreichend, das Wasser sogleich in Eis zu verwandeln. Da das Eis specifisch leichter als das Wasser ist, so schwimmt es in demselben. Meerwasser und überhaupt alles Salzwasser gefriert schwerer, weil das Salz und andere Beimischungen den Wärmestoff länger an sich halten. Auch sondert sich beim Gefrieren das Salz von dem Wasser ab und sinkt zu Boden, so daß das Eis aus Meerwasser ein reines trinkbares Wasser liefert. Dennoch bringen die Salze an sich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derselben kann man dem Wasser einen Grad von Kälte geben, der den des Eispunkts übersteigt, und wobei das Wasser dennoch flüssig bleibt. Hierzu sind die meisten Salze, insonderheit aber Salpeter, Salmiak und Küchensalz geschickt; durch sie kann man im Sommer oder über einem Feuer eine Kälte hervorbringen, durch welche das Wasser gefriert. Auf diese Art erhält man künstliches Eis, wenn man reines Wasser in schicklichen Gefäßen solchen erkältenden Mischungen aussetzt. In unserm Clima ist die Festigkeit des Eises desto größer, je dichter es ist, und je weniger Luft es in sich hat. Aber

Digitized by Google

auch die heftigere Kälte gibt dem Eise eine größere Härte und Festigkeit, und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerschlagen. Im strengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eise der Newa ein Palais, welches 52 1/2 Fuß lang, 16 1/2 Fuß breit und 20 Fuß hoch war, ohne daß durch die Last des Daches, welches gleichfalls aus Eis bestand, das Unterste des Gebäudes im mindesten wäre verletzt worden. Die Eisstücken aus dem Flusse wurden nach Erforderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunst an einander gesetzt. Vor dem Palais standen 6 Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörser, die eben so, wie die gegossenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit 3 Pfund Pulver geladen werden; man lud sie aber nur mit 1/4 Pfund, und brachte eine Kugel von gestopftem Hanf, bisweilen auch eine eiserne hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten ein Brett von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick seyn, und dennoch widerstand es der Gewalt der Explosion.

Eis (künstliches). Schon in den ältesten Zeiten wurden Eis und Schnee für ein wichtiges Erquickungsmittel gehalten, und schon bei den Griechen und Römern wird desselben als einer Leckerei erwähnt, die zu den Ergötzungen der Reichen gehörte. Sie bedienten sich verschiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch hatten sie es in dieser Kunst nicht dahin gebracht, wohin man in unsern Tagen gelangt ist. Jetzt kennt man die Mittel, künstliche Kälte hervorzubringen. Gründe der Physik lehren, was die Erfahrung bestätigt, daß bei der Verdünstung irgend einer Flüssigkeit Kälte entsteht. Mit Vitriolæther und noch besser mit Salpeteräther kann man auf diese Weise mitten im Sommer und bei den heissesten Tagen künstliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdünstung beruht auch das in Ostindien zu Calcutta und an andern Orten übliche Verfahren, Eis zu machen. In den Ebenen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Frost gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlungsmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen und wirft davon etwas in kleine, flache, irdene, unglasurte Pfannen, die bei Sonnenuntergang mit Wasser gefüllt werden. Diese Pfannen stellt man in zwei Fuß tiefe, mit trocknem Stroh bestreute Gruben, und läßt sodann der Ausdünstung ihren Lauf. Bei heller Witterung wird durch die Ausdünstung, wobei ein Theil des Wassers in den Pfannen in Dämpfen aufsteigt, dem zurückgebliebenen Wasser so viel Wärmestoff entzogen, daß dasselbe mit Hülfe des darin schwimmenden Schnees völlig zu Eis wird. Auf diese Weise vermehrt man diese kühlende Masse, welche sodann vor Sonnenaufgang in tiefe Eisgruben gebracht und für den Sommer aufbewahrt wird. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kam in Italien die Gewohnheit auf, das Getränk durch Salpeter abzukühlen. Späterhin kam man auf den Gedanken, die Kälte des Schnees und Eises durch Beimischung von Salpeter zu vermehren. Nach und nach trieb man die Bereitung des künstlichen Eises immer weiter, und was anfangs vielleicht nur ein Spielwerk und Versuch war, wurde nachher ein Gegenstand des Luxus. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts brachte man schon Trinkbecher aus Eis, und in Eis eingefrornes Obst auf die Tafeln,

Digitized by Google

und bald nachher fingen die Franzosen an, allerlei wohlschmeckende Pflanzensäfte gefrieren zu lassen, und sie zum Nachtisch aufzusetzen. Diese Kunst kam erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Deutschland und wird jetzt überall ausgeübt.

Eisen. Dieses durch seine Eigenschaften unschätzbare Metall wird fast in jedem Lande der Erde angetroffen. Man findet es nur selten gediegen, sondern meistentheils vererzt und verkalkt. Die Farbe des Eisens ist nicht immer gleich; reines Eisen (Frischeisen) fällt aus dem Stahlgrauen ins Silberweiße: andere Sorten hingegen fallen mehr ins Bläuliche oder Graue. An Härte übertrifft das Eisen alle Metalle: es besitzt die stärkste Elasticität, und schmilzt nach der Platina und dem Braunstein am schwersten. Nur vom Golde wird es an Zähigkeit übertroffen. Reines Eisen besitzt eine unglaubliche Geschmeidigkeit, und läßt sich zu so dünnen Fäden ziehen, daß man die feinsten Schmuckarbeiten daraus verfertigen kann. In Berlin haben es die Fabriken darin sehr weit gebracht. Wenn es bis zum Weißglühen erhitzt ist, läßt es sich bequem hämmern und zusammenschweißen, und so können zwei getrennte Stücke so fest verbunden werden, als ob sie durch Schmelzung vereinigt wären, wobei sich ein Eisenkalk (der sogenannte Hammerschlag) absondert. Da Luft und Feuchtigkeit das Eisen angreifen, so überzieht man es mit andern Metallen, mit Firnissen ꝛc. Alle Säuren wirken auf das Eisen und bringen an demselben eigene Erscheinungen hervor. Eine merkwürdige Eigenschaft desselben ist es auch, daß es vom Magnet angezogen wird, und selbst zu einem Magnete, der anderes Eisen anzieht, gemacht werden kann. Man schmelzt das Eisenerz in Hohenöfen ein. Diese sind nach Beschaffenheit der Umstände 20 bis 30 Fuß hoch, und haben eine doppelte, vier bis sechs Ellen dicke Mauer. So bald man bemerkt, daß der Heerd eines solchen Hohenofens voll geschmolzenen Eisens ist, so öffnet man ein Loch, welches in dem Heerde angebracht ist, und bis dahin mit Lehm und Kohlengestübbe verstopft war, und läßt das Eisen in einer dazu von Sand gemachten Rinne, die sich auf der Erde befindet, herauslaufen. Wenn das Eisen herausgelaufen ist, folgen die Schlacken nach, und wenn diese zu fließen aufhören, verstopft man das Loch (Auge) wieder, und schmelzt von neuem. Das auf diese Art erhaltene Eisen heißt Roheisen. Ist bei den Eisenhütten eine Gießerei, so schöpft man gleich aus dem Ofen das geschmolzene Roheisen mit einer Kelle heraus und gießt es in eine thönerne Form. Das Roheisen läßt sich noch nicht unter dem Hammer verarbeiten, es zerbröckelt und wird brüchig; daher muß es auf einer andern Anstalt, die man Eisenhammer oder Stahlhammer nennt, durch Schmelzen, Hämmern und Schmieden geschmeidiger gemacht werden. Hier erhält das Eisen auch diejenigen Formen, welche für die verschiedenen Handwerker am bequemsten sind. Das auf diese Art für Grob- und Kleinschmiede, für Schlosser u. s. w. bearbeitete Eisen heißt Stabeisen. Eine feinere Sorte ist das Osemundeisen, welches wegen der größern Mühe, die man auf seine Verfeinerung verwendet, auch theurer ist, und nur zu feinern Arbeiten angewendet wird. Aus dem Roheisen werden ferner auf den Blechhämmern vermittelst eines schweren Hammers, nach mehrmaligem Schmieden, Eisenbleche geschlagen. Dieses Blech, wovon es verschiedene Sorten giebt, heißt Schwarzblech. Soll es verzinnt werden, so kommt es auf die Blechhütte, wo man es mit einer Beize von geschrotenem Roggen und heißem

Digitized by Google

Wasser, welches sauer werden muß, reinigt, darauf mit feinem Sande scheuert, abspült und dann einige Mal in zerschmolzenes Zinn eintaucht. Das Osemundeisen kommt hauptsächlich zu dem Eisendrahte, der in verschiedener Dicke auf den Drahtmühlen verfertigt wird. Die Stäbe werden glühend durch die Löcher der stählernen Zieheisen, wovon immer eins kleiner ist als das andere, mit Gewalt hindurchgezogen, bis der Stab zu einem so feinen Drahte geworden ist, als man ihn haben wollte. Auch dient das Eisen als Arzneimittel und besitzt das Vermögen, die Festigkeit der Fasern zu erhöhen, den Umlauf des Bluts zu beschleunigen, das Blut selbst aber röther und kräftiger zu machen.

Eiserne Krone ist die zu Monza im Mailändischen aufbewahrte goldne, mit Edelsteinen besetzte Krone, mit welcher ehemals die Könige von Italien gekrönt wurden; ein eiserner Reifen oder Cirkel, der inwendig angebracht ist, hat ihr diesen Namen gegeben. Napoleon stiftete nach seiner Krönung (1805) den Orden der eisernen Krone. Als der Kaiser von Oesterreich (1815) die ihm zugefallenen Staaten in Italien, unter dem Namen des lombardisch-venetianischen Königreichs, in Besitz nahm, bestätigte er auch den Orden der eisernen Krone, und nahm ihn unter die übrigen österreichischen Hausorden auf.

Eiserne Maske, s. Maske.

Eiserner Brief, Anstandsbrief, heißt ein landesherrlicher Schutzbrief, wodurch ein verschuldeter Unterthan gegen seine Gläubiger auf einige Zeit geschützt und so gleichsam eisern, d. h. unverletzlich gemacht wird. (S. Moratorium.) Eisern wird auch in der Rechtssprache alles das genannt, was auf beständige Zeiten festgesetzt ist, z. B. ein eisernes Capital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefordert werden kann (an manchen Orten auch eiserne Kuh genannt). Eiserner Pacht, sowohl ein immerwährender erblicher, als auch ein solcher, wo bei allen möglichen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden kann. Eisernes Vieh ist solches, das beständig bei dem Gute bleiben, und, im Fall des Abgangs, durch neues ersetzt werden muß.

Eisleben, die Hauptstadt der Grafschaft Mannsfeld, zuletzt zum Königreiche Westphalen gehörig, seit 1814 mit der ganzen Grafschaft unter preußischer Hoheit, zur Provinz Sachsen gehörig, merkwürdig als D. Luthers Geburtsort. Das Haus, in welchem dieser große Reformator 1483 geboren worden, steht noch, und ist jetzt eine Armenschule.

Eismeer nennt man das mit ewigem Eise bedeckte Meer um den Nord- und Südpol, vorzugsweise jedoch das erstere. Vergl. Polarkreis.

Eispunkt ist der feste Punkt in der Gradabtheilung eines Thermometers, durch welchen derjenige Grad der Kälte bezeichnet wird, in welchem das Wasser zu Eis friert, der Gefrierpunkt, Frostpunkt (Punctum s. terminus congelationis). Der künstliche Gefrierpunkt ist derjenige Punkt in der Gradabtheilung eines Fahrenheitschen Thermometers, der die Kälte des mit Salmiak vermischten Schnees anzeigt, und mit o bezeichnet wird.

Eckhof (Conrad). Dieser für die Geschichte des deutschen Theaters so merkwürdige Künstler (geb. 1720 zu Hamburg) war der Sohn eines Stadtsoldaten und nachherigen Lichtputzers beim Schönemannischen Theater. Als Postschreiber bei dem schwedischen Postcommissär zu Hamburg, in dessen Diensten er sich durch Fleiß und Ordnung auszeichnete, fand er die Zumuthung auf die Kutsche der Frau Post-

commissärin als Laquais aufzusteigen, zu erniedrigend, als daß er nicht sogleich den Dienst verlassen sollte. Er kam nach Schwerin zu einem Advocaten, der zugleich erklärter Freund der Musen war, eine ansehnliche Bibliothek, vorzüglich theatralischer Schriften besaß, und durch diese in Eckhof, der fleißig las, Geschmack an dieser Lectüre und bald auch den Gedanken erweckte, Schauspieler zu werden. Er wurde mit Schönemann bekannt, und trat 1740 zu dessen Gesellschaft. Er debutirte zu Lüneburg. Durch Nachdenken und Fleiß bildete Eckhof seine natürlichen Talente aus; aber ohne Muster, die ihm zum Vorbilde hätten dienen können, mußte er alles durch und aus sich selbst werden. Er war der erste deutsche Schauspieler, welcher, der Natur getreu, das Leben auf der Bühne darstellte. Die meisten Schauspieler damaliger Zeiten hatten noch Vieles von der ehemaligen Steifheit und Uebertriebenheit im Spiele beibehalten. Eckhof traf zuerst das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne. Jeden darstellenden Charakter faßte er mit allen Eigenheiten und Nuancen auf, und gab ihn so wieder. Im Tragischen wie im Komischen gleich stark, das Letztere besonders in den Goldonischen und Molierischen Stücken, wußte er seine körperlichen Fehler, z. B. seine hohen Schultern, seinen nicht vortheilhaften Bau, seine dicken hervorstehenden Knöchel, ja selbst den Mangel eines treuen Gedächtnisses so zu verdecken, daß das Publicum nie etwas davon gewahr ward. Ungemeine Kenntniß des menschlichen Herzens und der Sitten in jedem Stande, Feuer und Richtigkeit in seiner Declamation, passende Action und treffendes Gebehrdenspiel, eine kräftige, volle, biegsame Stimme: alles vereinigte sich, Eckhof zu einem der ersten dramatischen Künstler zu erheben. Lange Zeit genoß er daher auch die Achtung in den angesehensten Städten Deutschlands, namentlich in Hamburg, ward zuletzt Schauspieldirector in Gotha, und starb hier am 16. Jun. 1774, bewundert als Künstler, geschätzt als trefflicher nachdrücklicher Redner, als Dichter, als kritischer Kenner der deutschen Sprache, geliebt und geachtet als Mensch, als gesitteter, ordnungsliebender und selbst religiöser Mann, der durch diese Vorzüge zuerst der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen erworben hat.

Eklektiker, einer, der (von Allem das Beste) auswählt. Daher nennt man besonders diejenigen Philosophen, die kein gewisses philosophisches Lehrgebäude (System) ganz annehmen, sondern aus allen das nach ihrem Urtheil Beste und Vernünftigste auswählen, Eklektiker; und eine solche auswählende Philosophie die eklektische. In der philosophischen Geschichte wird unter der eklektischen Philosophie insbesondere diejenige verstanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Aristoteles in ein harmonisches System zu vereinigen suchte.

Eklipse heißt eine Verfinsterung der Himmelskörper. (S. Finsterniß.)

Ekliptik, Sonnenbahn, ist derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, den die Sonne jährlich scheinbar beschreibt. Weil man wahrnahm, daß sich in seiner Nähe die Sonnen- und Mondverfinsterungen begeben, so veranlaßte dies die Griechen, den Kreis die Ekliptik zu nennen, von den Eklipsen, d. i. Verfinsterungen. Die Bewegung, welche der Mittelpunkt der Sonne in diesem Kreise zu machen scheint, ist von Abend gegen Morgen gerichtet. Bei nur einiger Aufmerksamkeit sah man, daß die Sonne außer der scheinbaren täglichen, noch diese jährliche Bewegung am

Digitized by Google

Himmel mache; denn sie geht nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis, sondern scheint sich in Schraubengängen um die Erde zu wälzen; auch bemerkt man täglich bei ihrem Auf- und Untergange andere Sterne in ihrer Nähe u. s. w. Man nimmt ferner wahr, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich gegen den 22sten März und den 22sten September, in dem Aequator selbst steht. Weil sie nun an diesen Tagen auf dem ganzen Erdboden 12 Stunden unter und eben so lange über dem Horizonte bleibt, so nennt man sowohl diese Tage selbst, als auch die Punkte des Kreises, wo sie an diesen Tagen steht, die Nachtgleichen (Aequinoctia). Die Punkte des Aequators, in welchen die Sonne an diesen Tagen steht, sind die Durchschnittspunkte desselben mit der Ekliptik. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne ihre größte, am 21sten Juni, und ihre kleinste Höhe, am 21sten December, am Himmel erreicht hat. Weil sich an denselben die Sonne gleichsam zu wenden scheint, so heißen diese Tage Sonnenwenden, und die Punkte, wo die Wendung selbst zu erfolgen scheint, Stillstands- oder Sonnenwendepunkte (Solstitia, solis stationes). In diesen Punkten hat die Sonne ihren größten Abstand vom Aequator erlangt. Diese vier Punkte (die Aequinoctial- und Solstitialpunkte) sind von einander um einen Quadranten, d. i. um 90 Grade entfernt. Man theilt jeden dieser Quadranten oder Viertel des ganzen Kreises in drei gleiche Bogen, deren jeder 30 Grade enthält. Hierdurch zerfällt die ganze Sonnenbahn in 12 gleiche Bogen (Zeichen); diese benennt man nach gewissen Sternbildern, durch welche die Ekliptik geht, und deren jedes ungefähr 30 Grad von dem andern entfernt ist. Die Ekliptik selbst aber nennt man von diesen Sternbildern auch Thierkreis. Die Sternbilder sind unter dem Namen der 12 Himmelszeichen bekannt, und folgen vom Frühlingspunkte ♈ an, morgenwärts gerechnet, so auf einander:

♈ Widder 20. März,	♎ Wage 23. September,
♉ Stier 20. April,	♏ Scorpion 23. October,
♊ Zwillinge 21. Mai,	♐ Schütz 22. November,
♋ Krebs 21. Juni,	♑ Steinbock 21. December,
♌ Löwe 22. Juli,	♒ Wassermann 19. Januar,
♍ Jungfrau 23. August,	♓ Fische 18. Februar.

Die beigesetzten Monatstage zeigen an, wann die Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe in den Anfang eines jeden Zeichens tritt. Obgleich die neuern Mathematiker jeden Kreis in 360 Grade eintheilen, so hat man dennoch die alte Einrichtung beibehalten. Die 30 Grade, die auf jedes Zeichen kommen, werden in Minuten und Secunden abgetheilt, aber nicht in eins fort, sondern nach den Zeichen zusammengezählt. Ein Bogen der Ekliptik, z. B. der vom Widder morgenwärts gerechnet 97 Grade 15 Minuten 27 Secunden lang ist, wird 3 Z. (d. i. 3 Zeichen) 7 Grad 15 Minuten 27 Secunden lang genannt, oder welches eben so viel ist, sein Ende fällt in 7 Grad 15 Minuten 27 Secunden des Krebses. Auf solche Art wird die Länge der Gestirne angegeben. Die Ekliptik hat, wie alle Kreise, zwei Pole, welche sich alle 24 Stunden um die Weltpole bewegen, und dadurch die Polarkreise beschreiben. Der Winkel, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, heißt die Schiefe der Ekliptik. Was uns aber Sonnenbahn scheint, ist in der That Erdbahn. Die Planeten und der Mond laufen in andern Ebenen, die aber nur unter sehr geringen Winkeln gegen die Ebene der Ekliptik geneigt

Digitized by Google

sind; daher sich diese Körper auch nur wenig von der Ekliptik entfernen können. Die Ebene der Ekliptik ist für die theoretische Astronomie sehr wichtig, weil man die Bahnen aller andern Planeten auf sie projicirt und die Berechnung darnach einrichtet. (Vergl. Schärfe der Ekliptik).

Ekloge bedeutet in der Poesie eigentlich ein auserwähltes Stück, gleichviel von welcher Gattung. Man befaßte unter dem Namen von Eklogen entweder erlesene Gedichte überhaupt, oder mehrere Gedichte von einer und derselben Form, wie denn Horazens Satyren auch Eklogen genannt wurden. Seit Virgils bukolische Gedichte (wahrscheinlich von Grammatikern und nicht vom Dichter selbst) diesen Namen erhalten hatten, begriff man unter Eklogen im Sinne der Römer ungefähr das, was Theokrit mit seinem Namen Idyll anzeigen wollte, ausgesuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte, meist bukolischen Inhalts, und aus Mißverstand wohl auch Hirten- und Schäfergedichte insbesondere. S. Idyll. dd.

Ekstatiker (von Ekstasis, Ekstase, Entzückung), gewisse Inspirirte, welche bei ihrem Predigen und Weissagen in eine Art Entzückung gerathen.

Elasticität, Schnellkraft, Federkraft, Spannkraft, bezeichnet die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher ihre Theile, wenn sie durch eine fremde einwirkende Kraft in eine veränderte Lage gebracht oder in einen engern Raum zusammengedrückt werden, ihre vorige Lage gegen einander wieder einzunehmen streben, sobald die fremde Kraft nicht mehr wirkt. Ein Bogen, dem man durch die Spannung der Sehne eine gekrümmtere Gestalt gibt, nimmt seine vorige Gestalt wieder ein, sobald die Spannung aufhört. Läßt man eine elfenbeinerne Kugel auf eine Marmorplatte fallen, so wird sie durch das Anstoßen zusammengedrückt, und erhält auf einen Augenblick eine plattere Gestalt, ründet sich aber sogleich wieder, sobald die Heftigkeit des Stoßes nachläßt, und hierin liegt der Grund ihres starken Zurückspringens von der harten Fläche. Den Federn der Vögel ist die Elasticität in einem beträchtlichen Grade eigen; daher nennt man diese Kraft Federkraft, außerdem auch Springkraft und Contractilität. An der atmosphärischen Luft nimmt man diese Eigenschaft deutlich wahr. Schließt man sie in ein schickliches Gefäß ein, so läßt sie sich zwar durch einen hineingestoßenen Kolben ziemlich zusammenpressen, allein sobald keine Kraft den Kolben mehr treibt, stößt ihn die Luft heftig zurück. Hierauf beruht die Einrichtung der Windbüchsen. Zwischen der Elasticität der festen und flüssigen Körper ist ein nicht geringer Unterschied. Jene äußern ein Streben, die vorige Gestalt wieder anzunehmen; diese, sich in größere Räume auszudehnen, und man braucht davon auch das Wort Ausdehnbarkeit. Zur Unterscheidung kann man die Elasticität der festen Körper die attractive oder anziehende, und die der flüssigen die expansive oder ausdehnende nennen. Der Grad der Elasticität der Körper ist sehr verschieden, und manche Körper nehmen erst durch Kunst einen hohen Grad der Elasticität an. Körper, bei denen sie ganz unmerklich ist, nennt man unelastische. Man hat die Ursachen dieser Eigenschaften sehr verschieden erklärt, und Gren nimmt an, daß die Ursache der attractiven Elasticität die Kraft des Zusammenhangs der Theile oder die anziehende Kraft (Attraction) sey; die expansive hingegen auf der zurückstoßenden Kraft der Theile in der Materie beruhe. s'Gravesande stellt sich die festen elastischen Körper aus dünnen Fibern oder aus Fäden zusammengesetzt vor, und be-

schäftigt sich vor Allem mit der Untersuchung der Metallsaiten, welche an sich schon solche Fäden bilden. Die Federkraft eines festen elastischen Körpers wird desto größer, je mehr seine Theile ausgedehnt werden. Sind nun alle Theile des Körpers so weit ausgedehnt, daß ihre Elasticität mit der ausdehnenden Kraft im Gleichgewicht steht, so darf man die Ausdehnung nicht weiter treiben, wenn sich die Theile nicht trennen sollen. Die Gewichte, welche gleiche Fibern unter verschiedenen Spannungen gleich stark verlängern, verhalten sich, wie die Spannungen. Wenn drei gleiche Saiten, in den Verhältnissen 1, 2, 3 gespannt, gleich stark verlängert werden sollen, so sind hiezu Gewichte nöthig, die sich wie 1, 2, 3 verhalten. Die Gesetze der Elasticität bei flüssigen Körpern sind von jenen der festen verschieden. In schweren elastischflüssigen Materien tragen die Unterschichten das Gewicht der obern; befinden sie sich daher in einem cylindrischen Gefäß, so leidet der Boden desselben den Druck der ganzen Masse der elastischen Flüssigkeit, und die untern Schichten derselben sind begreiflich dichter zusammengedrückt als die obern, welche auf die untern drücken. Man macht auch einen Unterschied zwischen absoluter und specifischer Elasticität. Unter jener versteht man die Stärke, womit diese Eigenschaft der Körper der zusammendrückenden Kraft widersteht, an sich und ohne Rücksicht auf Wärme und Dichtigkeit. Diese muß allezeit der drückenden Kraft gleich seyn. weil aber verschiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich stark drücken können, so nennt man diejenige specifisch elastischer, als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich stark und bei gleicher Dichtigkeit stärker drückt. Bei allen elastischen flüssigen Materien nimmt die specifische Elasticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieselbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, so wird auch ihre specifische Elastität in dem Verhältnisse größer, in welchem die Dichtigkeit zunimmt. — Elasticitätsmesser, Elaterometer oder Dampfmesser nennt man eine besondere Vorrichtung an der Dampfmaschine, um die Größe der absoluten Elasticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindliches Thermometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen umgeben seyn, die Röhre aber von denselben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber eine Tabelle erfordert, welche die absolute Elasticität des Wasserdampfes durch den Wärmegrad ausdrückt. — Elasticitätszeiger, Mercurialzeiger oder Barometerprobe ist ein Barometer, welches in der Absicht an die Luftpumpe angebracht wird, um zu zeigen, wie groß die absolute Elasticität der nach dem Auspumpen noch unter der Glocke befindlichen Masse sey. Das Queckſilber fällt in demselben nach dem Maße, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die hohen Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer gesetzt werden kann, gewöhnlich sehr unbequem sind, so hat man auf andere Einrichtungen des Elasticitätszeigers gedacht, z. B. des Engländers Smeaton, welche die Elasticität der verdichteten Luft unter der Glocke unmittelbar anzeigt.

Elba. Diese kleine Insel, welche im Jahre 1814 mit allen Souverainetätsrechten an Napoleon Buonaparte überlassen und von ihm besessen wurde, bis er sie den 28. Febr. des J. 1815 wieder verließ, liegt unfern der Küste Italiens, ungefähr 9 Meilen von Corsica, und 11 1/2 Meilen von Livorno entfernt. Ihr Flächeninhalt beträgt

71/4 Q. M. mit 14,000 E.; sie hat ein gesundes Clima. Der Hauptreichthum der Insel sind die Bergwerke, in wirklichem Bau stehen jedoch nur die Eisenminen von Rio, welche jährlich 36,000 Centner Erze liefern, die wenigstens 50 pC. reines Metall geben, und einige andere. Seesalz wird jährlich gegen 600,000 Säcke gewonnen; auch der Fischfang ist bedeutend. Dagegen sind Ackerbau und Viehzucht sehr unvollkommen, so daß jährlich Getraide eingeführt werden muß. Die Hauptorte sind Porto Ferrajo an einer sichern Rhede, mit mehr als 3000 Einwohnern und starken Befestigungen, und Porto Longone, ebenfalls an einer guten Rhede, mit 1600 Einwohnern. Im Frieden mit Neapel vom Jahr 1801 kam die Insel, die mit Ausnahme von Porto Ferrajo, welches der Großherzog von Toscana besaß und besetzt hielt, unter Neapels Oberhoheit stand und vom Herzog von Sora aus dem Hause der Boncampagni, als neapolitanischem Vasallen, auf 60,000 neapolitanische Ducaten jährlich benutzt wurde, an Frankreich. Sie bildete zuerst ein eignes Departement, wurde dann dem südcorsischen Departement Liamone, und später dem Departement des mittelländischen Meeres, zuletzt aber dem Generalgouvernement des Großherzogthums Toscana einverleibt. Gegenwärtig sind die alten Verhältnisse wieder eingetreten.

Elbe, einer der ansehnlichsten Flüsse in Deutschland, welcher auf dem Riesengebirge im schlesischen Fürstenthume Jauer, in der Herrschaft Kynast, aus einer unbedeutenden Quelle, der Elbbrunn genannt, entspringt, sich bald mit mehrern andern Quellen verbindet, dann Böhmen, Ober- und Niedersachsen durchströmt, durch Aufnehmung vieler Flüsse (der Moldau, Eger, Mulde, Saale ꝛc.) groß und schiffbar (schon oberhalb Schandau in Meißen) wird, und endlich bei Ritzebüttel, 18 Meilen hinter Hamburg, in die Nordsee fällt. Sehr fischreich, enthält sie auch in manchen Gegenden Goldkörner, und ist überhaupt für die Handlung einer der bedeutendsten Ströme in Europa. Von Schandau bis Hamburg sind 30 Elbzölle, wovon die in und um Magdeburg allein jährlich über 300,000 Thaler eintragen sollen. Daher trat im Mai 1819 eine Commission der Elbuferstaaten zusammen, um die Elbschifffahrt nach Art. 109 — 116 der Wiener Congreßacte zu reguliren. Die schönste Brücke über dieselbe ist die Dresdner.

Elbée (Gigot d') Generalissimus der Royalisten in der Vendée, ein ausgezeichneter Mann von großem Charakter. Er war 1751 in Dresden geboren, erhielt in Sachsen seine Erziehung und trat erst in churfürstliche und dann in königl. franz. Dienste, verließ aber solche bald und zog sich auf seine Güter zurück, die in der Vendée gelegen waren. Der Aufstand in diesen Gegenden gab ihm Veranlassung, seine großen kriegerischen Talente zu entwickeln. Er vereinigte sich im März 1793 mit Cathelineau und Stofflet, und war nun vorzüglich beschäftigt, den Vendeern die Fechtart zu lehren, und sie dafür zu organisiren, welche sich für ihre Localitäten und ihre Gewohnheiten eignete. Er wurde bald zum Generalissimus ernannt, und errang häufig große Vortheile über die Republikaner, ohne daß sie jedoch zu entscheidenden Resultaten hätten führen können. Er wurde endlich verwundet auf der Insel Noirmoutiers vom General Turreau zum Gefangenen gemacht, vor ein Kriegsgericht gestellt und als Rebell nach den damals bestehenden Gesetzen zum Tode verurtheilt und erschossen.

Elberfeld, eine preußische Handelsstadt im Herzogthum Berg, zur Provinz Cleve-Berg gehörig, mit 15,00 Häusern,

Digitized by Google

über 20,000 Einw. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten lebten hier kaum 800 Menschen. Dicht an Elberfeld stößt das volkreiche Amt Barmen, welches den Ort Gemarke zum Hauptsitz seiner Industrie hat. Auch dieses Amt zählt an 16,000 Einwohner. Das Ganze, Elberfeld eingeschlossen, bildet eins der längsten und angenehmsten Thäler, welches durch den gedrängten Anbau eines eben so gewerbfleißigen als wohlhabenden Volkes die mannichfaltigsten Abwechselungen darbietet, und besonders für den Fabrikanten und Kaufmann von dem höchsten Interesse ist. Das Bleichen des Leinengarns ist unstreitig als Ursprung der Industrie dieser Gegend anzusehen. Die Wupper, als ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Berg- und Felsenwasser, so wie die bequemen Ufer desselben, haben die Bewohner zuerst eingeladen, sich diesem, in der Folge so wichtig für sie gewordenen Geschäfte zu widmen. Das erste Privilegium über Garnbleicherei hier ist von 1527. Das rohe Garn kommt aus Hessen, Braunschweig, Hildesheim und Hannover. Es entstanden nun zuerst Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Diese Artikel stiegen zur höchsten Wichtigkeit, und ihnen verdankt besonders Gemarke größtentheils seine Wohlhabenheit. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Amerika, fast die ganze bekannte Welt bezog und bezieht zum Theil noch diese Waare in unglaublicher Menge. Borten, Bettzwilliche, Nähzwirn, Zwirnspitzen und Langetten beschäftigen ebenfalls eine große Anzahl von Fabriken. Halbbaumwollene Zeuge fing man an zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zu verfertigen. Als die englischen Garne in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts bekannt wurden, vermehrte und verbesserte sich die Fabrikation der baumwollenen Artikel bedeutend. In neuern Zeiten hat man selbst viele Spinnmaschinen nach englischer Art angelegt. Türkische Rothfärberei ist ein anderer höchst wichtiger Zweig der hiesigen Industrie. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde derselbe hier eingeführt. Man zählt jetzt über 100 türkische Rothfärber in Elberfeld und Barmen. Eben so bedeutend sind die seit 60 Jahren bestehende Siamoisin-Fabrikation und die Seidenfabriken, die sich besonders mit seidenen Tüchern aller Gattung beschäftigen. Man gibt an, daß das einzige Haus von Simons Erben in Elberfeld jährlich an 300,000 Thlr. bloß für Arbeitslohn ausgibt. Der jährliche Umsatz an Seidenwaaren im Bergischen soll über drei Millionen Thaler, und der allgemeine Umsatz der gesammten Fabrikate in Elberfeld und Barmen an 10 Millionen Thaler betragen. Elberfeld, als Hauptsitz der bergischen Fabriken, treibt das Wechselgeschäft des bergischen und märkischen Landes im Ganzen, und die Wechselcirculation auf diesem Platze soll an 15 Millionen Thaler betragen. Das wichtigste Banquierhaus in Elberfeld ist das der Gebrüder Kersten. In der neuern Zeit hatte, wie allenthalben, auch hier der Handel sehr gelitten. Besonders hatte die verbotene Einfuhr der Elberfelder Fabrikate nach Frankreich und Italien, die Einverleibung Hollands und der Hansestädte, die Unterbrechung alles Seehandels den allernachtheiligsten Einfluß auf die hiesige Industrie. Nach hergestelltem Frieden und wieder freigewordenem See- und Transito-Handel darf, besonders bei einer so thätigen und liberalen Regierung, wie die preußische ist, diese wichtige Fabrikgegend, welche kaum ihres Gleichen in Europa hat, mit Recht einer neuen segensreichen Zeit entgegensehen.

Elbeuf, eine bedeutende Fabrikstadt in Frankreich, an der Seine, im Departement Unter-Seine, von 1000 Häusern und gegen

6000 Einwohnern. Sie ist besonders wegen ihrer ordinären Tücher (Draps d'Elbeuf), die in Frankreich allgemein getragen werden, sehr bekannt. In den achtziger Jahren waren in 60 Fabriken an 25,000 Arbeiter damit beschäftigt. Damals gingen diese Tücher vornehmlich nach Spanien für Amerika und nach Marseille für die Levante.

Elbing, eine Handelsstadt in der Provinz Westpreußen am Flusse Elbing, groß und befestigt, gehört dem Könige von Preußen. Es wird hier besonders mit Getraide starker Handel getrieben, auch viel Käse und Butter ausgeführt. Der Rath und die meisten Einwohner sind evangelisch; doch haben auch Catholiken, Reformirte und Mennoniten freie Religionsübung. Einwohnerzahl 20,000 in 2,200 Häusern. Im Jahr 1802 gingen 485 Seeschiffe, 342 beladene Bordinge, 771 fremde und inländische Gefäße ab, und 481 Seeschiffe, 47 beladene Bordinge und 888 fremde und inländische Gefäße kamen an. Die umliegende Gegend heißt der Elbinger Werder.

Eldorado, ein fabelhaftes Land, in welchem Gold und Edelsteine so häufig seyn sollen, wie bei uns der Schlamm und die Steine auf den Straßen. Franz Orellano, ein Begleiter von Pizarro, brachte diese Fabel zuerst mit, und ein Engländer gab sogar zu Ende des 16ten Jahrhunderts eine Beschreibung davon heraus, die selbst mit einer Charte des Landes versehen war. Jetzt wird es nur in den Werken der Dichter genannt, z. B. in Voltaire's Candide.

Eleatiker, eleatische Schule, hieß die von Zeno gestiftete philosophische Schule, von dessen Geburtsstadt Elea in Unteritalien.

Electra, eine Tochter Agamemnons und der Clytämnestra. Ihr Stiefvater Aegisth wollte sie, obgleich viele sich um sie bewarben, Niemanden zur Gemahlin geben, damit ihre Kinder Agamemnons Tod nicht rächen möchten, sondern verheirathete sie an einen geringen Mann von Argos, der sie jedoch unberührt ließ. Ihren Bruder Orestes aber rettete sie vor Aegisthus Wuth; und als jener nachher wegen des Mords seiner Mutter von den Furien geplagt wurde, und sie von dem Orakel zu Delphi auf ihre Frage die Nachricht erhielt, daß er in Taurien von einer Priesterin Dianens umgebracht sey, war sie im Begriff, ihre Schwester Iphigenie, die eben als Priesterin Dianens in den Tempel trat, unerkannt mit einem Feuerbrande zu tödten, als Orest hinzukam und den Schwestermord hinderte. Nachher vermählte sich Electra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades. Ihren Namen führt eine berühmte Tragödie des Sophokles.

Electricität, Electrisch, Unelectrisch. Electricität ist die Eigenschaft gewisser Körper, vermöge deren sie, stark gerieben und erhitzt, andere leichte Körper, die sich ihnen nähern, an sich ziehen und wieder von sich stoßen, oder bei Berührung anderer knisternde Funken von sich geben. Wenn man ein Stück Bernstein, eine trockene gläserne Röhre, ein Stück Siegellack ꝛc. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen stark reibt, so ziehen sie leichte Körper, z. B. Papierstückchen, Goldblättchen, Strohhalme ꝛc. an, und stoßen sie hernach wieder zurück. Ist nun die Glasröhre oder ein anderer solcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn stärker und bringt ihn dann dem Gesichte nahe, so erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn

Digitized by Google

dieselbe mit feinen Spinnweben leicht berührt würde, die Haare steigen, von jenem Körper angezogen, und werden sodann wieder zurückgestoßen. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas mittelst einer mechanischen Vorrichtung nach Art eines Rades oder einer Welle schnell herumtreiben, so daß die äußere Fläche sich an Flanell, Taffet, Leder oder Goldpapier reibt, so empfindet man nicht nur einen Geruch, der dem von Harnphosphor gleicht, sondern es strömt auch ein sichtbarer, stechender, knisternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, sobald man einen Knöchel der Finger oder eine Fingerspitze selbst daran hält. Das Wort Electricität ist aus dem griechischen Worte ἤλεκτρον, electrum, Bernstein, gebildet worden, weil man jene Eigenschaft zuerst und besonders am Bernstein wahrnahm. Man braucht dieses Wort auch in der Bedeutung, daß es die electrische Materie selbst anzeigt, wofür man sonst auch electrisches Fluidum oder electrische Flüssigkeit sagte. Substanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Electricität erzeugt wird, die sich aber nicht durch ihre ganze Masse fortleitet, sondern die sie auf der Oberfläche behalten, heißen electrische Körper, an sich electrische (idioelectrische, — auch Nichtleiter). Man rechnet hierher Glas und alle, selbst metallische, Verglasungen, alle Edelsteine, Harze, Federn, Seide, Baumwolle, Wolle, Papier, weißen und Candiszucker, trockne Luft, Oele, metallische Kalke oder Oxyde, Asche von Thieren und vegetabilischen Substanzen, harte Steine, hartgefrornes Eis in einer Kälte von 15 Grad unter o nach Fahrenheit oder 20 Grad nach Reaumur u. a. Alle Körper, welche durch Reiben nicht in den Zustand gesetzt werden, die Erscheinung der Electricität zu zeigen, führen den Namen unelectrische (wiewohl die Grenzen beider Classen sehr in einander laufen), sie können aber electrisch werden, d. i. durch Mittheilung von einem andern electrischen Körper Electricität erhalten, wie z. B. Metalle, Wasser und andere. Weil sie durch die Berührung mit einem andern schon electrisirten Körper die Electricität annehmen, und durch ihre ganze Masse fortleiten, so heißen sie Leiter der Electricität oder leitende Körper. Diejenigen, die zwar durch Reiben electrisirt werden, aber die Electricität durch Berührung mit andern electrischen Körpern nicht merklich aufnehmen, werden dagegen Nichtleiter genannt. Die an sich unelectrischen Körper oder Leiter lassen sich durch Reiben electrisiren, sobald man Mittel anwendet, welche verhindern, daß ihnen die durch Reiben entstandene Electricität nicht entzogen wird. Manche Körper sind bald Leiter, bald Nichtleiter, und werden daher Halbleiter genannt, z. B. trockenes Holz und trockner Marmor. Andere dagegen leiten die Electricität nur unter gewissen Umständen, z. B. siedendes Pech, heißes Oel und glühendes Glas, da sie kalt nicht leiten. Die Luft der Atmosphäre ist trocken ein Nichtleiter, feucht und bei abnehmender Dichtheit ein Leiter. Einen Körper, der mit lauter Nichtleitern umgeben ist, nennt man isolirt. Die Isolirung ist in einem Zimmer mit trockner Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen Schnüren aufhängt, oder auf ein Gestell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt. Das Anziehen und Abstoßen der electrischen Materie ist eine merkwürdige Erscheinung, und läßt mit Recht auf zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Kräfte schließen. Beide zeigen sich sehr auffallend, denn wenn eine Person z. B. eine

Glasröhre reibt, und dabei isolirt gestellt ist, so werden beide electrisch und zeigen electrische Erscheinungen, nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was von der Röhre angezogen, von der Person zurückgestoßen wird. Dasselbe ist der Fall mit allen Körpern, welche das Reiben des electrischen Körpers verrichten und daher Reibzeuge heißen. Diese beiden verschiedenen Kräfte werden als zwei einander entgegengesetzte Electricitäten betrachtet. Die eine nennen die Physiker positive, die andere negative Electricität, welches durch die Zeichen der Algebra so ausgedrückt wird: + E und — E., eine bequeme Bezeichnung von Erscheinungen, mit deren eigentlicher Natur wir unbekannt sind. Hieraus leitet man den Grundsatz her, daß gleichartige oder gleichnamige Electricitäten einander abstoßen, ungleichartige, ungleichnamige oder entgegengesetzte einander anziehen. Du Fay nannte die Electricität des Glases Glaselectricität, und die des Siegellacks Harzelectricität. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Electricität verdankt, nahm nur eine Art an, und leitete den erwähnten Unterschied in den Erscheinungen, oder das Abstoßen und Anziehen bloß aus dem Mehr und Weniger derselben her. Die Electricität wird in den ursprünglich electrischen Körpern, im Glase, Siegellack, Schwefel ꝛc., vornehmlich durch das Reiben erregt; bei Schwefel, Siegellack, Wachs und Chocolade, auch durch Schmelzen und Erkalten. Im Turmalin und einigen andern Materien wird sie durch Erwärmen und Abkühlen, und sonst durch Auflösungen, wobei Aufbrausen Statt findet, und durch Ausdünstungen erregt. Wenn der electrische Funke oder Feuerbüschel leicht entzündbaren Substanzen, z. B. dem Schießpulver, dem Weingeiste, brennbaren Gasarten ꝛc., hinlänglich nahe gebracht wird: so wirkt er darauf, wie das Feuer, und entzündet. Starke Funken schmelzen Metalle. Der Raum, worin die Electricität wirkt, heißt der electrische Wirkungskreis, oder die electrische Atmosphäre. Man kennt zwar nun die Gesetze, nach welchen die electrische Materie wirkt, so weit, daß man das, was geschieht, erklären, und was geschehen muß, vorherbestimmen kann; aber desto unwissender sind wir noch in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Grundstoffes, der die Electricität ausmacht. Dies ist nicht zu verwundern, denn die Feinheit dieser Materie ist so groß, daß sie bei weitem die der Luft übertrifft, und hier kann die alles zerlegende und auflösende Chemie nichts ausrichten. Ueber die positive und negative Electricität nimmt man gewöhnlich folgende Sätze an: 1. Durch die ganze Körperwelt ist eine einzige feine Materie verbreitet, welche den Grund aller electrischen Erscheinungen enthält. 2. Die Theile dieser Materie stoßen sich ab, werden aber von den Theilen der Körper angezogen. 3. Jeder Theil eines Körpers kann eine gewisse Menge dieser Materie in sich aufnehmen, ohne daß sie sich auf seiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er gerade diese Menge, so ist er nicht electrisirt. 4. Hat er mehr als diese ihm natürliche Menge, so ist er positiv, hat er weniger, so ist er negativ electrisirt. 5. Alle electrischen Erscheinungen entstehen durch Uebergang oder durch proportionirte Vertheilung dieser Materie. Der vorgebliche Einfluß der Electricität auf das schnellere Wachsthum der Pflanzen ist sehr zu bezweifeln, und eben so ist es auch mit dem Einflusse derselben auf den thierischen, namentlich den menschlichen Körper, nach welchem bei electrisirten Personen der Puls schneller

schlagen sollte, welches letztere jedoch oft nur durch Beängstigung veranlaßt wird. Gleichwohl kann man die medicinische Kraft der Electricität nicht abläugnen, und man hat sie bei Lähmungen, rheumatischen Beschwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopfschmerzen ꝛc. glücklich angewendet. Was die Geschichte der Electricität betrifft, so sieht man aus Plinius dem Aeltern (Hist. natur. XXXVII. S. 5.), daß er die erwähnte Eigenschaft des Bernsteins schon gekannt habe. Das war aber auch alles, was die Alten von der Electricität wußten, und dies, oder nicht viel mehr, wußte man davon bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Um diese Zeit entdeckte der Engländer William Gilber nicht nur mehrere Körper, die ähnliche Erscheinungen darbieten, sondern auch, daß man diese sonderbare Eigenschaft durch Reiben verstärken könne. In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wurden von Mehreren schon Versuche angestellt, und dabei entdeckte man immer mehr. Zu Anfang des letztverflossenen Jahrhunderts vermehrte Stephan Gray die Kenntniß der Electricität ganz besonders durch seine Entdeckungen. Desaguliers sammelte hernach alles, was man von der Electricität wußte, brachte es auf allgemeine Gesetze zurück, und führte zuerst Kunstausdrücke ein. Die schnellsten Fortschritte hat diese Wissenschaft, wie überhaupt die Physik, in der neuesten Zeit gemacht.

Electricität, thierische, s. Galvanismus.

Electrisirmaschine ist eine mechanische Vorrichtung, durch welche man die ursprüngliche Electricität der electrischen Körper vermittelst Reiben erregt, und andern Körpern mittheilt. Die wesentlichen Stücke einer Electrisirmaschine bestehen in einem electrischen Körper, der durch einen bequemen Mechanismus schnell umgedreht, und heftig an einem andern Körper gerieben, anhaltend und stark electrisirt werden kann; ferner in einem Reibzeuge, worunter man eben jenen Körper versteht, an welchem sich der electrische Körper bei seinem Umlaufe reibt; endlich in einem isolirten Hauptleiter, der auch der erste Leiter oder Conductor genannt wird. Diesem theilt der electrische Körper seine Electricität mit. Zu dem electrischen Körper wählt man Glas entweder in Form einer Kugel, oder einer Scheibe, oder eines Cylinders; daher hat man Kugel-, Scheiben- und Cylindermaschinen. Diese Glaskörper werden an der Maschine so befestigt, daß sie schnell umgedreht werden können. Das Reibzeug, welches der electrische Körper bei seinem Umlaufe berührt, um sich daran zu reiben, ist ein seidenes Kissen, mit Pferdehaaren ausgestopft, über welches ein Leder geht, das mit dem sogenannten Kirnmayerschen Amalgama, einer Mischung von zwei Theilen Quecksilber, einem Theile Zink und einem Theile Zinn, durch Schweinefett in eine Salbe verwandelt, bestrichen ist, um die Electricität zu verstärken. Der erste Leiter (Conductor) ist ein blecherner Cylinder, am Ende mit einem Zuleiter oder Kamme (Collector) versehen, der seine Spitzen dem electrisirten Körper entgegenstreckt, um die Electricität aus ihm aufzunehmen und fortzuleiten. Während der electrische Körper mittelst einer Kurbel, wie beim Schleifsteine, schnell umgedreht wird, reibt er sich an den Kissen und wird dadurch electrisirt, wie der auf einem wollenen Lappen gestrichene Bernstein, nur in weit stärkerem Grade. Da nun kein anderer leitender Körper ihm näher ist, als der erste Leiter der Maschine, so theilt er auch nur diesem seine Electricität mit, welche man alsdann zu beliebigen Versuchen benutzen kann. Eine Art von

Electrisirmaschine hatte schon Otto von Guerike im 17ten Jahrhundert, denn er bediente sich bei seinen electrischen Versuchen einer Kugel von Schwefel, die er vermittelst einer Kurbel umdrehte und mit der Hand rieb. Die wahren Maschinen führte jedoch zuerst Hausen in Leipzig um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts ein, und von dieser Zeit an wurden sie immer gemeiner und zugleich immer mehr verbessert. Man hat jetzt sehr kostbare Kunstwerke dieser Art zu Stande gebracht. Eine der größten, vielleicht die größte unter allen Electrisirmaschinen befindet sich in dem Teylerschen Museum zu Harlem. Sie ist von Cuthbertson verfertigt und besteht aus doppelten Glasscheiben, deren jede 65 engl. Zoll im Durchmesser hat. Sie stehen in paralleler Lage 7 1/2 Zoll auseinander, sind an einer gemeinschaftlichen Achse befestigt, die ein Kurbel umdreht, und reiben sich an acht Kissen, die alle an besondern Gestellen befestigt und 15 1/2 Zoll lang sind. Um diese Maschine zu drehen, werden zwei, bei längerer Dauer vier Männer erfordert. Ihre Wirkungen setzen in Erstaunen. Eine sehr scharfe Stahlspitze, dem ersten Leiter genähert, zog einen Funken von 2 Zoll Länge heraus; dieselbe Spitze so auf dem Leiter befestigt, daß sie 5 Zoll hervorragte, strömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnsfaden in einer Entfernung von 58 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den ersten Leiter brachte, so konnte man in einer Minute 300 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40 Fuß weit um die Maschine electrisirt. Eine Batterie (s. d. Art.), die aus 225 Flaschen besteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieser Batterie zerspaltete einen Cylinder von Buchsbaumholz, 4 Zoll hoch und eben so stark im Durchmesser, wozu nach van Marums Berechnung eine Kraft von 9840 Pfund erfordert wird.

Electrometer oder Electricitätsmesser nennt man eine Vorrichtung, welche die Stärke und Beschaffenheit der Electricität eines Körpers messen oder bestimmen soll. Zu diesem Apparate hat, welches Gray zuerst bemerkt, das Abstoßen gleichnamiger Electricitäten Anlaß gegeben. Du Fay, welcher hierauf diese Erscheinung zum Electrometer benutzte, hing einen Zwirnsfaden um den zu electrisirenden Körper, und gab Acht, wie weit die beiden Enden desselben sich von einander entfernten, woraus er auf die Stärke der Electricität schloß. Nollet wurde hierdurch auf den Gedanken gebracht, diese einfache Vorrichtung dazu zu benutzen, den Grad der Electricität aus dem Winkel, den die beiden Enden des Fadens beim Auseinandergehen einschließen, zu bestimmen, und schlug vor, den Winkel durch den auf einem Brette aufgefangenen Schatten der beiden Fadenenden mittelst eines Gradbogens zu messen, weil er einsah, daß mit dem Faden kein anderer leitender Körper verbunden werden dürfte. Nachher erdachten Mehrere noch eine große Anzahl anderer Electrometer, die aber eigentlich das nicht leisten, was ihr Name ausdrückt. Die meisten dienen höchstens dazu, um daraus ungefähr zu beurtheilen, ob eine Electricität stärker oder schwächer sey, als die andere, nicht aber wie groß sie eigentlich sey. Achard hat ein Electrometer angegeben, welches die Kraft der Electricität wirklich abmessen, und ihr jedesmaliges Verhältniß zur Schwere der Erdkörper bestimmen soll.

Electrophor oder beständiger Electricitätsträger. Wenn man einen dünnen, glatten und trockenen Kuchen von

Siegellack oder irgend einem Harz in eine flache zinnerne oder kupferne Schüssel legt, ihn entweder mit einem trocknen Katzenfelle reibt, oder mit einem Fuchsschwanze peitscht, und dann ein rundes mit Staniol oder Silberpapier überzogenes, im Durchmesser etwas kleineres Brett als der Kuchen, mittelst seidener Schnüre auf diesen letztern setzt; so wird das Brett Funken geben, sobald man es mit dem Finger berührt. Der Apparat, vermittelst dessen diese electrischen Wirkungen hervorgebracht werden, heißt Electrophor. Der Erfinder desselben ist der Schwede Wilke, obgleich der Italiener Volta es im Jahr 1775 unter der gegenwärtigen Gestalt bekannt machte. Zu den gewöhnlichen Electrophoren pflegt man gemeines weißes oder schwarzes, mit etwas Terpentin vermischtes Pech zu nehmen; eben so gut dient Colophonium. Die zerflossene Harzmasse wird gleich in die Form oder auf den Teller gegossen, welcher von einer leitenden Substanz seyn muß. Man nimmt dazu eine metallene oder dünne hölzerne, mit Staniol auf beiden Flächen belegte Scheibe, die einen etwa 2 1/2 Linie hohen aufgerichteten Rand hat, mit welchem das eingegossene Harz gleich stehen muß, ohne daß jedoch der Rand oberhalb bedeckt wird. Die obere Fläche dieses Kuchens muß ganz glatt und eben seyn, und seine untere den Boden überall genau berühren. Der Deckel, oder wenn es ein hohler Cylinder ist, die Trommel, Leiter, muß von einer leitenden Materie, also entweder von Zinn oder von trocknem Holz gemacht werden, das mit Staniol oder Silberpapier belegt ist. Die Form des Deckels ist rund, und darf einige Zoll weniger im Durchmesser halten, als der Kuchen. Er muß isolirt, d. i. außer Verbindung mit leitenden Körpern auf den Harzkuchen gedeckt und wieder abgenommen werden können; daher bindet man drei oder vier seidene Schnüre an seinen Rand, und hebt ihn daran nach Belieben. Bewahrt man den Apparat vor Feuchtigkeit, so hält sich die in dem Kuchen einmal erregte Electricität Monate lang, und man kann sich des Electrophors statt einer Electrisirmaschine bedienen. Auch läßt sich eine leidner Flasche nach und nach damit laden, und dagegen durch diese der Electrophor wieder verstärken.

Elegante Zeitung (Zeitung für die elegante Welt). Den Plan zu dieser für die gebildeten Stände bestimmten alle Politik ausschließenden Zeitung, welche als die erste ihrer Art anzusehen ist, entwarf der Hofrath Spazier in Leipzig, und begann sie mit dem Jahre 1801. Es ist nicht zu läugnen, daß Spazier in einem hinreichenden Maße die Eigenschaften besaß, die dem Redacteur eines Blattes unentbehrlich sind, das die Toilettenlectüre der vornehmern weiblichen Welt und eine leichte Unterhaltung gebildeter Männer ausmachen sollte. Man kann sagen, um die elegante Zeitung ihrer ersten Idee nach mit zwei Worten zu charakterisiren, daß sie alle diejenigen Gegenstände zu ihrem Inhalt wählte, über welche die Conversation sich in höheren, aus Männern und Frauen gemischten Cirkeln zu verbreiten pflegt. Sie erschien anfänglich drei Mal in der Woche, und ward mit steigendem Beifall aufgenommen. Da die schönen Künste insbesondere und vornehmlich alles, was das Theater anging, in den Bezirk dieses Blattes gehörte, und Spazier späterhin die Schlegel und deren Freunde, die ihre Kunsttheorien damals ohne alle Schonung geltend zu machen suchten, zu Mitarbeitern hatte, so konnte es nicht fehlen, daß die elegante Zeitung gar bald allen denen ein Dorn im Auge wurde, die der Schlegelschen Schule

Digitized by Google

abgeneigt waren. Dahin gehörten vornehmlich die von dieser Schule Angefochtenen und vor allen A. v. Kotzebue, der das seltsame, wiewohl nicht unerhörte Schicksal hatte, von der Menge gepriesen und beklatscht und von der Kritik ohne Erbarmen verdammt zu werden. Ohne Zweifel war es dieser Umstand, der Kotzebue auf den Gedanken brachte, der eleganten Zeitung ein Blatt von gleicher Tendenz entgegenzustellen, in der auf den Beifall der Menge gegründeten Hoffnung, jener dadurch den Todesstreich zu geben. Er verband sich zu dem Ende mit seinem damaligen Freunde und Verfechter G. Merkel, und mit dem Jahre 1803 erschien unter der Redaction Beider der Freimüthige. Spaziern konnte nicht entgehen, welche feindliche Absicht demselben zum Grunde lag, und er fürchtete allerdings das Ansehen, in welchem Kotzebue bei dem großen Haufen stand, er glaubte (wovon er den Nachtheil zu spät einsah), den Waffen, die der Freimüthige gegen ihn richtete, mit gleichen begegnen zu müssen, ohne zu überlegen, daß dies gerade des Gegners Wunsch sey, und so entspann sich eine Fehde, die unter unaufhörlichen Angriffen und Erwiederungen einen hohen Grad von Erbitterung gewann. Man suchte auch dadurch einander den Rang abzulaufen, daß von beiden Seiten die Zahl der wöchentlich erscheinenden Blätter auf fünf gesteigert wurde. Das Publicum fand in diesem Kampfe, der sich durch beide Zeitungen flocht, etwas Pikantes, und da die eine ohne die andere nicht verständlich war, so beförderte die eine den Absatz der andern, statt ihn zu schwächen. Dieser Federkrieg dauerte fort bis in das Jahr 1805, wo Kotzebue, der mit Merkel zerfiel, dem Freimüthigen entsagte und ihn diesem allein überließ. Spazier sah sich nun seines furchtbarsten Gegners entledigt, und setzte die Fehde gegen den erbärmlichen Merkel (diesen Abbé Cotin unserer Zeit) bis zu seinem Tode (1805) fort. Darauf übernahm A. Mahlmann, der in der gebildeten Lesewelt zahlreiche Freunde zählte, die Redaction der eleganten Zeitung, ohne den mit Spaziers Tod erloschenen Kampf zu erneuern. Beide Zeitungen gingen friedlich neben einander bis zum Herbst 1806, wo Merkel vom Schauplatz abtrat und der Freimüthige aufhörte. Die lange Fehde hatte indeß den ursprünglichen Charakter der eleganten Zeitung merklich verändert, der Streit hatte eine gewisse Gründlichkeit nöthig gemacht, die für bloß elegante Cirkel nicht mehr ganz paßte. Sie erforderte gebildetere Leser, die man leider in jenen Cirkeln nicht immer antrifft, auch berücksichtigte ihr zweiter Herausgeber mehr die wahrhaft Gebildeten, als die Eleganten. So hat sie mit noch manchen andern Nebenbuhlerinnen ihren Weg friedlich und mit Beifall fortgesetzt, ohne es ganz vermeiden zu können, der Unbill der Zeit ihren Tribut zu zahlen. Im Jahr 1816 trat Mahlmann, der schon längst wenigen Antheil mehr an der Redaction genommen hatte, ganz von derselben zurück und überließ sie dem Hofrath K. L. M. Müller, der sich durch anmuthige und gefällige Darstellung mannichfaltig und verdienstvoll in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, und sie mit Beifall fortführt. Man vergl. d. Art. Freimüthige (der).]

Elegie. Gewöhnlich denkt man sich unter Elegie ein Klage- oder Trauergedicht (Threnodie), und der griechische Name deutet allerdings auch auf diese Bedeutung hin, indem er nichts anders besagt als: »Ach! Ach! rufen,« (Ε! Ε! λεγειν). Die Griechen und Römer aber hatten Elegien, welche nur von dem Versmaß diesen

Namen führten, und des verschiedenartigsten Inhalts waren. Das elegische Versmaß der Alten war das Distichon (s. d. Art.), der mit dem männlichen Hexameter abwechselnde weibliche Pentameter, und in dieser Versart versenfzte nicht bloß die Traurigkeit den sanften Schmerz, sondern, wie Horaz sagt, auch

Die Freude, und die ihres süßen Wunsches
Gewährte Liebe

bediente sich ihres leichten Ganges. Selbst die Kriegslieder eines Tyrtäos und Kallinos bewegten sich in diesem Maß; lehrendes Gedicht, Heroide, sittliche Sprüche wurden bei den Alten elegisch dargestellt. Wie es kam, daß nachher sanfte Schwermuth, als Charakter der in dieser Versart dargestellten Poesieen galt, läßt sich am besten historisch darthun. Man muß zunächst auf den Ursprung des Pentameters zurückgehen. Böttiger hat im ersten Bande von Wielands attischem Museum dargethan, daß der Pentameter aus dem Gebrauche der kriegerischen Doppelflöte der Lydier entstanden sey. Die ältesten Dichter, die sich seiner bedienten, sangen daher nur Kriegsgesänge in diesem Sylbenmaß. Eine zweite Periode des Pentameters beginnt mit dem Kolophonier Mimnermos, der im Geiste seines weichlichern Zeitalters zuerst seiner Doppelflöte und seinem Pentameter sanftere Empfindungen einhauchte, und der Flötenspielerin Nanno Liebeselegien vorsang. Er wurde deßhalb von dem Alterthume für den Stifter der zärtlichen und sanftklagenden Elegie gehalten. Mit Simonides endlich beginnt die dritte Periode, denn als dieser sich des Distichons am liebsten zu seinen Grabschriften und Todtenepigrammen bediente, nannte man ein solches kleines Gedicht Elegeion, und da diese am häufigsten auf Grabmälern gesehen und gelesen wurden, fing man an, die ganze Gattung des Sylbenmaßes, das seitdem beständig zu Inschriften gebraucht wurde, Elegie zu nennen. Niemals wurde jedoch jenes Sylbenmaß ausschließlich für Klage- oder Trauergedichte gebraucht, und man würde daher wohlthun, Gedichte in elegischem Sylbenmaß von der eigentlichen Elegie zu unterscheiden; denn wie Gedichte im elegischen Sylbenmaß nicht nothwendig bloß den Ausdruck des Schmerzes darstellen, so ist die Elegie nicht nothwendig an jenes Sylbenmaß gebunden. Da nun aber einmal Gedichte im elegischen Sylbenmaß auch den Namen der Elegien erhalten haben, und nicht bloß bei den Alten, sondern auch bei den Neuern, wie die Gedichte zeugen, welche z. B. Göthe und Voß als Elegien gegeben haben: so wird man schicklich unter naiver und sentimentaler Elegie unterscheiden. Zu jener Classe kann man die Elegien rechnen, die durch das elegische Versmaß diesen Namen erhalten haben, hierzu gehört auch das alte Epigramm; diese begreift die eigentliche Elegie. Durch Vereinigung der Besonnenheit mit Innigkeit der Gemüthsregung sind beide Classen einander verwandt, und der reinlyrischen Poesie entgegengesetzt (s. Lyrik). Der Charakter der eigentlichen Elegie ist: besonnene Anschauung auf eine leidende Gemüthsstimmung zurückgewandt. Besonnene Anschauung, also nicht wilder, ungehemmter Erguß des ersten Schmerzes. Ueberhaupt auch nicht bloßer Erguß des Schmerzes, sondern Darstellung desselben; die nur möglich ist, wenn wir ihn aus einer mildernden Ferne betrachten, an dieser Betrachtung selbst aber ein Vergnügen finden. Das Herz nährt mit Hingebung einen Schmerz, aus welchem ihm ein ganz eigener, bittersüßer Genuß entspringt, die Wonne in Wehmuth. Der Ton der

Elegie ergibt sich hieraus von selbst. Da die Bestimmung der schönen Kunst, das menschliche Daseyn zu verschönern, nicht zu untergraben, in der Elegie verfehlt seyn würde, wenn die Darstellung des Leidens in ein Gefühl des Leidens selbst überginge; so sieht man wohl, warum die Elegie den Ausdruck gemäßigter Empfindung fordert. Sanfte, wehmüthige Klage um verlornes Glück, getrennte Liebe, verstorbene Geliebte und Freunde, um Sittenunschuld hingeschwundener Jahrhunderte, schwärmerische Errinnerung genossener, innige Sehnsucht nach dem Besitz gewünschter Güter sind die Gegenstände dieser Elegie, die wir bei den Neuern in dem Grade vorzüglicher finden als bei den Alten, je mehr bei uns die Ausbildung der Sentimentalität ein tieferes Gefühl und eine gewisse Geistigkeit zur Folge gehabt hat. Doch verlieren sich unsere Elegien oft auch in eine unfreie Stimmung oder in eine schwermüthige Manier. So verschieden übrigens der Anlaß zur Trauer und die Empfindungsart der Trauernden ist, so verschieden muß auch der Ton der Elegie seyn. Anders klagt das Mädchen, das seine Blumen im Haar an den Tod erinnern, anders ein geflüchteter Bürger aus einer verheerten Stadt, wenn er, neben seinem Weibe, zwischen unmündigen Kindern, bald sein jetziges Strohdach, bald die Asche der ehemaligen Wohnung ansieht. Auch unter ähnlichen Umständen ist der Ausdruck des Schmerzes nicht einerlei, wenn die Charaktere der Klagenden verschieden sind. Jakobi sagt von ihr trefflich: „Sollte ich der Elegie ein sinnliches Bild geben, so würde ich dieselbe nicht, wie viele gethan haben, in langen Trauerkleidern, mit zerstreutem Haar und bedeckter Stirn über einem Sarge winseln lassen; ich würde sie als eine ruhig sitzende Nymphe, das Gesicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorstellen. In ihren nachlässigen Locken hinge ein zerrissener Kranz, auf ihrem Schooß hätte sie einen welken Blumenstrauß. In der Ferne wäre ein Grabmal zu sehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypressenwalde hervorragte. Hinter diesem läge ein Hügel voll Rosenknospen im Morgenroth.“ Die Elegie wird, wie ein Mädchengesicht, niemals einnehmender, als dann, wenn unter den Thränen desselben ein Lächeln hervorschimmert; wenn der ruhige Blick auf eine Reihe von schönen Bildern fällt, die aber, gleich den Herbstblumen, im leichten Nebel da stehen und den Abschied der bessern Jahreszeit verkündigen. Die Neuern bedienen sich gewöhnlich für die eigentliche Elegie trochäischer Versmaße, ja auch der Versmaße der Oden. Im letztern Sinne sind manche Oden von Klopstock Elegien. Ueber die Elegie der Alten siehe Schneiders Abhandlung in Creuzers und Daubs Studien. dd.

Elemente, Grundstoffe, Urstoffe oder Uranfänge, bedeuten die Grundbestandtheile der Körper, die nicht weiter aus ungleichartigen Materien zusammen gesetzt und also einfach sind. Die Körper, die uns die Natur liefert, enthalten sehr verschiedene Bestandtheile, die sich durch die Chemie trennen und für sich darstellen lassen. Eine Materie, welche die Kunst nicht weiter zerlegen kann, wird, nach unsern jetzigen Einsichten, ein Grundstoff, ein Element, oder besser ein unzerlegter Stoff genannt; denn man kann nicht sagen, ob die Chemie nicht künftig noch Mittel entdecken werde, einen jetzt unzerlegbaren Stoff noch weiter zu zerlegen. (Tropisch heißen daher Elemente Grundlagen, Anfangsgründe einer Wissenschaft, Kunst und Elementar-, z. B. Elementarbegriff, Elementarunterricht, Elementarbücher ꝛc. — was diese Grundlagen enthält, sich auf die-

selben oder auf die Urbestandtheile eines Gegenstandes bezieht). Vor nicht gar langer Zeit hielt man z. B. das Wasser für ein unbezweifeltes Element und dennoch fand Lavoisier Mittel, es in seine Bestandtheile aufzulösen. Die Alten nahmen seit Aristoteles vier sogenannte Elemente an: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Diese Meinung hat sich bis auf die jetzigen Zeiten unter denen fortgepflanzt, die sich um die Fortschritte der Naturwissenschaften nicht bekümmern. Sie glauben, daß alle Naturkörper aus jenen vier Elementen zusammengesetzt sind. Hingegen beweisen die neuern Untersuchungen, daß nur das Feuer (Wärmestoff) unter diesen ein wahres Element ist, die übrigen aber zusammengesetzte Körper sind. Wir kennen jetzt folgende elementarische Stoffe:

I. Unwägbare.

1. Positive und negative Electricität.
2. Positiver und negativer Magnetismus.
3. Wärmestoff.
4. Lichtstoff.

II. Wägbare.

5. Sauerstoff (Oxygen).
6. Wasserstoff (Hydrogen)
7. Stickstoff.
8. Kohlenstoff.
9. Schwefel.
10. Phosphor.
11. Borarstoff.
12. Jod.
13. Salzsäure.
14. Flußsäure.

Metalle.

A. Alkalische Metalle

15. Kalimetalloid.
16. Natrummetalloid
17. Ammonium.
18. Barytmetalloid.
19. Strontian
20. Kalk.
21. Talk.

B. Erdige Metalle.

22. Alaunmetalloid.
23. Kiesel.
24. Zirkon.
25. Yttermetalloid.
26. Gyclin.

C. Eigentliche Metalle.

27. Platin.
28. Gold.
29. Wolfram.
30. Queckſilber.
31. Palladium.
32. Blei.
33. Rhodium.
34. Silber.
35. Bismuth.
36. Uranium.
37. Kupfer.
38. Nickel.
39. Molybdän.
40. Arſenik.
41. Manzan.
42. Eiſen.
43. Kobalt.
44. Zinn.
45. Zink.
46. Antimonium
47. Tellurium.
48. Chromium.
49. Titanium.
50. Iridium.
51. Osmium.
52. Cerium oder Demetrium.
53. Tantalum oder Columbium.

D. Problematiſche Metalle.

1. Junonium.
2. Erythronium.
3. Ein von Trommsdorf angekündigtes und
4. Ein von John im Graumanganerz entdecktes Metall.

Außer dieſen entdeckt die Chemie von Zeit zu Zeit noch neue einfache Stoffe, namentlich ſolche, die zu den Metallen gehören.

Elephant, das größte unter den Landthieren, das einen langen beweglichen Rüſſel, zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen kurzen Hals, kleine Augen, große, lappigte, herabhängende Ohren dicke Füße, einen dünnen, kurzen Schwanz und eine dicke, ſparſam mit Haaren beſetzte Haut von grauer oder bräunlicher Farbe hat.

Digitized by Google

Er wird 12, 16 und mehr Fuß hoch. Seine Nahrung sind Vegetabilien. Er läßt sich zähmen und vermöge seiner großen Klugheit und Gelehrigkeit zu allerlei Künsten und Arbeiten abrichten. Seine Heimath ist das südliche Asien und Afrika, und danach unterscheidet man eine asiatische und afrikanische Gattung.

Elephantiasis ist eine Hautkrankheit, die am häufigsten in den warmen Zonen vorkommt und schon den Arabern bekannt war. Sie befällt entweder den ganzen Körper oder einzelne Theile, tritt mit mehr oder weniger Fieber ein, von dem sie oft auch in ihrem Verlaufe begleitet wird, und endigt sich meistentheils tödtlich. Die Füße schwellen dabei unförmlich auf, werden knotig, sehen dunkelgefärbt aus und lassen einen Vergleich mit den Füßen eines Elephanten zu, daher der Name.

Eleusis, nächst Athen die ansehnlichste Stadt in Attika, merkwürdig durch die dort gefeierten Mysterien, welche nach ihr die eleusinischen Mysterien oder Geheimnisse, auch die Eleusinien heißen. Ihr Stifter, so wie die Zeit ihrer Stiftung kann nicht angegeben werden; gewiß ist es, daß sie die ältesten und eben darum die ehrwürdigsten in Griechenland, und daß sie der Ceres und Proserpina gewidmet waren. Ursprünglich waren sie wahrscheinlich ein National- und Erntefest, dessen Zweck war, der Ceres für die verliehenen Früchte zu danken, des vorigen Zustandes zu gedenken und des gegenwärtigen sich zu erfreuen, alle Feindschaften aufzuheben, und neue Gesetze und Unternehmungen zu verabreden. Indeß mochte der Keim zu den eigentlichen Mysterien schon in jenen früheren Feierlichkeiten liegen. Sie dauerten neun Tage, welche man wahrscheinlich zum Theil anwandte, die wichtigsten Thaten und Begebenheiten der Ceres und Proserpina vorzustellen. Wie sich aus diesen rohen Spielen die wahren Mysterien gebildet haben, darüber fehlt es freilich an bestimmten Angaben. Der Ort wo sie gefeiert wurden, war der Cerestempel zu Eleusis, den Perikles hatte erbauen lassen, und welcher 20 bis 30,000 Menschen faßte. Um den Tempel befand sich ein mit einer Mauer umschlossener Hof. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felsen, worauf er stand, die 8 bis 9 Fuß über den Boden des Tempels hervorragte, 270 Fuß lang und an einigen Stellen 44 Fuß breit war, und an deren nördlichem Ende man noch die Spuren einer Capelle sieht. Die Personen, die den Eleusinien vorstanden, waren 1. der Hierophant, der jedesmal aus dem Geschlecht der Eumolpiden erwählt wurde. Er erschien bei den heiligen Mysterien als Weltschöpfer und war mit Sinnbildern der Allmacht ausgestattet; 2. der Fackelträger. Er war das Bild der Sonne. Sein Geschäft war, die Einzuweihenden zu reinigen und in der fünften Nacht, worin man das Herumirren der Ceres am Aetna vorstellte, die übrigen Fackelträger anzuführen; 3. der heilige Herold, der den Einzuweihenden Stille, den Unheiligen aber Flucht und Entfernung gebot; 4. der Altardiener, der das Sinnbild des Mondes trug. Außer diesen Personen sorgte der zweite Archont, der Basileus, für die äußere Ordnung, trug den Göttern die Bitten des Volks vor und befahl den Ungeweihten und den mit schweren Verbrechen Belasteten sich zu entfernen. Die Ruhestörer richtete und bestrafte er nachher. Die Unterbeamten übergehen wir, und führen nur an, daß nach dem Zeugniß der Alten auch Priesterinnen vorhanden waren, von deren Verrichtungen wir aber nichts wissen. — Die Mysterien selbst werden gewöhnlich in die großen und kleinen unter-

Digitized by Google

schieden. Die meisten Schriftsteller erzählen Folgendes darüber: Als Hercules nach Athen kam, um sich in die Mysterien einweihen zu lassen, durfte noch kein fremder Grieche zugelassen werden. Um aber den eben so gefürchteten als verehrten Heros nicht zu beleidigen und doch die alten Gesetze nicht zu verletzen, setzte man die kleinen Mysterien ein, mit denen er sich begnügen mußte. — Die kleinen Mysterien dienten als Vorbereitung zu den großen, zu jenen aber bereitete man sich durch allerlei Andachtsübungen, heilige Gebräuche und symbolische Handlungen vor, deren Zweck war, die Einzuweihenden wenigstens auf eine Zeit lang von der Welt, ihren Geschäften und Freuden abzuziehen und einen vorzüglichen Grad von Sinnesänderung, Andacht und Sehnsucht nach den zu hoffenden Offenbarungen in ihnen zu erwecken. Diese Reinigungszeit dauerte ein Jahr, und niemand durfte bei Todesstrafe ungereinigt an den Mysterien Theil nehmen. Aber nicht Jeder wurde zu den Reinigungen zugelassen. Anfangs gelangten nur Athenienser dazu, nachher auch andere Griechen und zu Cicero's Zeiten auch Fremde, nur mußten sie von dem Verbrechen des Mordes und der Gottlosigkeit, und anderer schweren Schuld frei seyn. Die Einweihung geschah zur Nachtzeit, die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen umkränzt und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Wasser waschen; auch wurde allen öffentlich verkündigt, daß sie sich den Geheimnissen nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechischer Mundart nähern sollten. Die Feier der Mysterien fing mit dem 15ten Tage des Monats Brodromion an, und dauerte neun Tage. Sie bestand hauptsächlich in mystischen Vorstellungen der Geschichte der Ceres und Proserpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elysiums, welche alle mit der größten Kunst und auf eine Begeisterung erweckende Weise aufgeführt wurden, und deren Zweck wohl kein anderer, als durch sinnliche Mittel die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen unter dem Volke zu verbreiten. Die Eingeweihten standen unter der Götter besonderm Schutz und sie allein waren der Freuden des künftigen Lebens gewiß. Ganz verschieden von diesen kleinen waren die großen Mysterien, welche die eigentlich geheimen Lehren enthielten, die der Hauptzweck der ganzen Anstalt waren und im Innersten des Heiligthums von dem Hierophanten nur Wenigen mitgetheilt wurden. Ihre Geheimhaltung ward bei den fürchterlichsten Strafen geboten; Fluch und Tod traf den, der das Schweigen brach. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Lehren dahin abzweckten, die Volksreligion und die Mythen derselben zu erklären und ihrem wahren Gehalte nach darzustellen. Statt ihrer trug man die Lehre von einem einzigen Gott vor und zeigte die hohe Würde und künftige Bestimmung der menschlichen Seelen. Man unterrichtete in der Kenntniß der Natur der Dinge und des Weltalls selbst, und lehrte Gott aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit der Natur kennen. In Ansehung der menschlichen Seelen lehrt man, daß sie ursprünglich Dämonen gewesen, zur Strafe ihrer Vergehungen aber in menschliche Leiber eingekerkert worden u. s. w.

Eleutheronomie, die Lehre von der sittlichen Freiheit (d. i. der Freiheit, dem Vernunftgesetz gemäß zu handeln). Nach Kant ist sie das Gegentheil der Eudämonie oder Glückseligkeitslehre.

Elfen sind in der alten nordischen Mythologie gewisse bald sichtbar, bald unsichtbar herumschweifende Geister, die entweder als

Digitized by Google

glänzende oder gute und zugleich sehr schöne Wesen, helle Elfen (Liosalfar) im Himmel (Alfheim), oder als schwarze, böse und häßlich gebildete Wesen, Schwarzelfen (Swartalfar), unter der Erde wohnen. Jene, sagt die Edda, sind glänzender als die Sonne, diese schwärzer als Pech. Von den letztern schreibt sich der berüchtigte Alp her.

Elfenbein, die weiße, feine und harte Masse, aus welcher die beiden großen, langen und hervorstehenden Zähne des Elephanten bestehen, und aus welcher man viele und feine Sachen verfertigt.

Elgin (Lord, Graf von) stammt von dem berühmten reichbegabten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, und ist 1769 geboren. Mit außerordentlicher Liebe widmete er sich den Wissenschaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künste. 1790 wurde er gesendet, um dem Kaiser Leopold zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, und 1792 ging er als englischer Gesandter am österreichischen Hofe in die Niederlande; 1799 aber mußte er in derselben Eigenschaft nach Constantinopel gehen, wo er die glänzendste Aufnahme fand, und vom Sultan den Mondsorden erhielt. Als er 1800 zurückberufen wurde, begann er seine Forschungs- und Aufnahmsreise in Griechenland, und warb dazu auf eigene Kosten mehrere ausgezeichnete Künstler, wie Tita Lusiori, Balestra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitz, weil die Regierung allen seinen desfallsigen Vorstellungen nicht entsprechen wollte. 1811 erschienen die Resultate seiner Reise und Forschungen in einem eignen Werke unter dem Titel: Memoiren über die Nachsuchungen des Lord Elgin in Griechenland, 1814 brachte er aber mit ungeheuren Kosten eine Menge herrlicher Alterthümer nach England, von welchen der folgende Art. handelt.

Elgin's Marmordenkmale (Elgin's Marbles). Unter diesem Namen kennt man in England eine Sammlung vortrefflicher Fragmente der griechischen Bildhauerkunst aus dem Zeitalter des Phidias, welche Lord Elgin während seines Aufenthalts im osmanischen Reiche zusammengebracht und dem brittischen Museum überlassen hat. Lord Elgin faßte die Idee, die Gelegenheit, welche seine Mission nach Constantinopel ihm darbot, zu benutzen, die Denkmale der Baukunst und Sculptur in Griechenland, welche den Verwüstungen der Zeit und der Rohheit der Türken entgangen waren, durch geschickte Künstler zeichnen oder abformen zu lassen, um durch Mittheilungen dieser Abbildungen zur Vervollkommnung der Künste in England beizutragen. Es gelang ihm, sechs geschickte Künstler, Maler, Figurenzeichner und Architecten für seinen Plan zu gewinnen, und von der türkischen Regierung die Erlaubniß zu erlangen, daß diese Künstler sich in Athen aufhalten durften. Hier setzten sie, jeder in dem ihm angewiesenen Fache, ihre Arbeiten drei Jahre hindurch fort, suchten aber während dieser Zeit auch in andern Gegenden Griechenlands alle ähnlichen Ueberreste der Kunst auf, und führten des Lords Plan vollständig aus. Jedes merkwürdige Denkmal der Baukunst wurde genau gemessen, und Grundrisse, Aufrisse und Ansichten der einzelnen Theile aufgenommen; der größte Theil der Basreliefs und der architectonischen Merkwürdigkeiten wurde abgeformt. Die Künstler sahen mit Schmerz die ganz absichtlichen Verwüstungen, welche die schönen Werke der Bildhauer- und Baukunst von der Rohheit der Türken oder von unbescheidenen Reisenden erleiden mußten. Verschiedene solcher Denkmäler, die noch vor funfzig Jahren von Reisenden

Digitized by Google

untersucht und beschrieben worden waren, waren seitdem entweder ganz verschwunden oder doch größtentheils zerstört. Es geschieht häufig, daß die Türken Bildsäulen zu Mörtel zerstoßen, um ihn zum Bau ihrer elenden Häuser zu gebrauchen. Oft werden auch diese schätzbaren Denkmale der Kunst von ihnen aus bloßem Muthwillen, oder in der thörichten Hoffnung, verborgene Schätze zu finden, zerstört. Lord Elgin überzeugte, bei seiner Anwesenheit in Athen, sich selbst von diesen Verwüstungen, und dies bewog ihn zu dem Entschlusse, so viele Werke der Sculptur, als möglich war, von dem bevorstehenden Untergange zu retten, und sie aus Griechenland nach England zu bringen, um sie so der Welt zu erhalten. Durch Anstrengungen und Aufopferungen gelang es ihm, aus den zerstörten Tempeln in Athen, aus den neuern Mauern, worin Bruchstücke alter Denkmale eingefügt waren, und durch Nachgrabungen unter den Ruinen und unter Privathäusern, die er in dieser Absicht kaufte und niederreißen ließ, die große und kostbare Sammlung von griechischen Bildwerken, an Bildsäulen, Reliefs, Capitälern, Friesen, Kränzen und Säulen zusammenzubringen, die sich jetzt in England unter dem Namen der Elginschen Marmordenkmale befindet. Lord Elgin erhielt von dem Erzbischofe zu Athen die Erlaubniß, in dem Innern aller Kirchen und Klöster der Stadt und der Umgegend nach Alterthümern zu suchen, und von dem Ansehn dieses Mannes unterstützt, konnte er merkwürdige Ueberreste des Alterthums wegführen. Auch die Nachgrabungen in verschiedenen Grabhügeln gaben eine wichtige Ausbeute, besonders an Vasen. Außer diesen marmornen Bildwerken sammelte der Lord auch Bildwerke in Bronze, Kameen, tief verschnittene Steine und eine Menge griechischer Münzen. Er erfuhr jedoch auch den Kummer, daß ein ihm gehörendes Schiff, auf welchem sich eine Menge Basreliefs und andere schätzbare Bildwerke befanden bei der Insel Cerigo scheiterte. Nur einige Kisten konnten durch geschickte Taucher aus dem zertrümmerten Schiffe gerettet werden, der übrige Theil ging verloren. Die vorzüglichsten Kunstschätze, die der Lord wirklich nach England gebracht hat: sind: die Trümmern von 14 Statuen, alles Meisterwerke — und mehr als 60 Basreliefs, sämmtlich vom Parthenon oder dem großen Tempel der Minerva zu Athen abgenommen, eine colossale Statue von dem Monumente des Thrasyllus, verschiedene Bruchstücke von andern Gebäuden in Athen; außer diesen eine Menge Vasen, Aschenkrüge und kleinere Grabverzierungen, und eine reiche Sammlung von Inschriften aller Art. Alle diese Kunstschätze sind bisher noch nicht gehörig geordnet, sondern nur nothdürftig unter leichter Verdachung in den Hofräumen von Burlington-House in London aufgestellt. Sie werden künftig im brittischen Museum, für welches sie erkauft worden, eine eigene Gallerie erhalten, die aber erst gebaut werden soll. Lord Elgin hatte nämlich im Jahr 1815 dem Parlament seine Sammlung zum Kauf für die Nation angetragen. Das Unterhaus ernannte eine Comité, um diesen Antrag zu untersuchen, und ein Gutachten darüber zu erhalten. Am 7. Mai 1816 machte der Präsident Banks, der an der Spitze dieser Comité stand, im Unterhause den Antrag, daß diese Sammlung für die Summe von 35,000 Pfd. Sterling erkauft werden möchte. Diesem Antrage wurde von mehrern Mitgliedern heftig widersprochen, theils weil die Verhältnisse des Staats eine so bedeutende Ausgabe nicht wohl verstatteten, theils wegen der nicht ganz rechtlichen Art, mit welcher Lord Elgin diese Kunst-

schätze an sich gebracht habe — ein Vorwurf, der ihm laut und häufig in England gemacht, aber auch von ihm hinreichend zurückgewiesen worden ist. Der Antrag wurde jedoch mit einer Mehrheit von 52 Stimmen bewilligt, und die Sammlung für das brittische Museum erkauft. Diese Sammlung enthält, nach Canova's Urtheil, der sie selbst sah, das Höchste in der Kunst aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles, aber eben er widerrieth auch jede Restauration dieser vortrefflichen Trümmer. S. „Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland.“ Leipzig und Altenburg 1817. G — D. D.

Elis, eine der berühmtesten Landschaften Alt-Griechenlands, und zwar von geringem Umfange, in der südlichen Halbinsel, dem Peloponnesus. Hier lag am Flusse Alpheus Olympia, der den berühmtesten Wettkämpfen geweihete Ort. Darum war auch die ganze Landschaft dem Jupiter heilig, und vorzüglich die Hauptstadt Elis, die mit mehrern ausgezeichneten Kunstwerken geschmückt war. Die Verfassung war demokratisch, und es hatten sich mehrere Städte zu einem Bunde vereinigt. (S. Olympia.)

Elisabeth, die Heilige, oder Elisabeth von Thüringen, einer der trefflichsten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauensinns, mit hoher Religiosität, anspruchloser Milde, freudiger Entsagung und ausdauerndem Muthe im Unglück gepaart. Sie war eine Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und der Gertrud, einer gebornen Herzogin von Meran, und ward 1207 zu Presburg geboren. Schon in ihrem vierten Jahre (1211) ward sie dem elfjährigen Ludwig, des Landgrafen von Thüringen, Hermanns Sohne, zur künftigen Gemahlin bestimmt, aus Ungarn nach Wartburg geführt und daselbst an Hermanns kunst- und gesangliebendem Hofe erzogen. Ungeachtet der Intriguen ihrer Schwiegermutter und anderer Hofleute, welche das geschlossene Bündniß wieder aufzuheben wünschten, ward die Verbindung im Jahr 1221 vollzogen, nachdem Ludwig schon 1215 nach seines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte. Beide Gatten, im vollen Sinne des Worts einander werth, waren sich mit der unerschütterlichsten, in mehrern Gelegenheiten geprüften, Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen seine Mannheit und seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewährte, übte seine Gemahlin daheim die stillern und weniger glänzenden Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die Hungersnoth und Seuchen, welche damals in Deutschland und vorzüglich in Thüringen wütheten, gaben ihr die nächste Veranlassung, mehrere Hospitäler zu stiften, eine unzählige Menge Arme täglich von ihrer Tafel speisen zu lassen, und ihnen bedeutende Geldsummen, Kleider und andere Bedürfnisse oft und reichlich zu spenden. In geringes Gewand gehüllt, ohne alle Abzeichen ihres Ranges, durchwanderte sie als treue Landesmutter mit himmlischer Güte die Reihen der an sie sich drängenden Elenden. Gütig gegen Andere, war sie streng gegen sich; fastend, betend und sich kasteiend durchwachte sie ganze Nächte, und verschmähte alle Bequemlichkeiten und Vorzüge, welche ihr Rang in Kleidung und Nahrung ihr darbot und ihre hohen körperlichen Reize ihr nahe legten. Zugleich war sie die empfindsamste, zärtlichste Gattin und die sorgsamste und liebendste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch sollte diese schöne Seele durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Ludwig nahm im J. 1227 Theil an einem Kreuzzuge, übertrug in seiner Abwesenheit seinem Bruder, Heinrich Raspe, die Landesregierung, starb aber schon am

Digitized by Google

11. September zu Otranto im Neapolitanischen, von einem hitzigen Fieber ergriffen. Sein Bruder, welcher nun die Vormundschaft über des Verstorbenen Kinder und die Regierung übernommen hatte, vertrieb die trauernde Elisabeth von der Wartburg, entzog ihr alle Unterstützung, und verbot sogar den Einwohnern Eisenachs, sie aufzunehmen. So irrte die blühende 22jährige Wittwe des Landgrafen mitten im Winter mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit umher, bis der Bischof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, sich ihrer annahm und ihr das Schloß Bottenstein zu ihrem Aufenthalte anwies. Seine Vorschläge zu einer anderweitigen Heirath wies sie mit Festigkeit zurück, klagte aber den aus Palästina zurückkehrenden thüringischen Edeln ihre erlittenen Kränkungen. Diese stellten darüber den Landgrafen mit solchem Nachdruck zu Rede, daß seine bessern Gefühle wieder rege wurden. Er söhnte sich mit Elisabeth aus, zog mit ihr nach Eisenach, von da nach Wartburg und setzte sie wieder in den Besitz ihres vollen Einkommens. Da sie aber den Ueberrest ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünschte, so räumte er ihr neben einem jährlichen Gehalte die Stadt Marburg nebst allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen ein, wohin sie sich 1229 begab. Hier stiftete sie ein Hospital, und lebte ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, schmiegte sich aber leider zu sehr unter den tyrannischen Despotismus ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg. Eine Gesandtschaft, durch welche sie ihr Vater einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies sie ungeachtet der flehentlichsten Bitten ab, und begab sich dafür selbst in das von ihr gestiftete Hospital, wo sie am 19. Nov. 1231, im 24sten Jahre ihres edeln Lebens, verschied. Schon vier Jahre nach ihrem Tode erklärte sie die Bewunderung ihrer Zeitgenossen für heilig, und ihr zu Ehren ward in der Folge an ihrem Begräbnißorte eine schöne Kirche erbauet und ein kostbares Monument errichtet, welches zu den ehrwürdigsten Denkmalen der gothischen Kunst in Deutschland gehört, gegen Ende Novembers 1810 nach Cassel, später aber wieder nach Marburg gebracht wurde. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich V. oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Elisabeth die Stammmutter des fürstlich-hessischen Hauses. Das Leben Elisabeths ist in eben so tiefer historischen Forschung als lebendiger Darstellung geschildert von Carl Wilh. Justi, Zürich 1797, 8. Man hat viele Legenden von ihr, s. zum Beispiel den Sagen- und Legendenalmanach auf das Jahr 1812. A...s.

Elisabeth, Königin von England, eine der geist- und kenntnißreichsten Frauen, welche je auf einem Throne gesessen haben, wurde geboren den 17. Sept. 1533 als die Tochter Heinrichs VIII. und der berüchtigten Anna von Boulen, mit welcher Heinrich in Geheim sich vermählt, ehe er seine Scheidung von Catharinen von Aragonien hatte proclamiren lassen, und die er erst öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, siebzehn Tage nach ausgesprochener Scheidung und 3 1/2 Monat vor Elisabeths Geburt. Nachdem Heinrich seine erste Gemahlin verstoßen und die zweite hatte enthaupten lassen, um sich mit der dritten zu vermählen, erklärte er seine Tochter Marie aus der ersten und seine Tochter Elisabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte, Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er, dem Tode nahe, die Erbfolge dergestalt, daß er die gegen seine Töchter ausgesprochene Regierungs-

unfähigkeit zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der Illegitimität zurücknehmen zu lassen, und festsetzte, daß Eduard, Marie und Elisabeth, in Ermangelung der Nachkommenschaft der erstern, nach einander regieren sollten. Eduard wurde nur funfzehn Jahre alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche katholisch war, indeß Elisabeth die protestantische Religion begünstigte. Auf Anrathen des ehrsüchtigen und fanatischen Gardiner, in Diensten der Maria, wurde die junge Elisabeth als verdächtig, Antheil an einer Verschwörung genommen zu haben, in das Gefängniß des Towr's gebracht. Vor das Gericht gestellt, vertheidigte sie sich mit Muth und Festigkeit, und wurde endlich auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria zum Gemahl ausersehen hatte, befreit. Man schlug ihr nun vor, den Herzog von Savoyen zu heirathen, allein sie unterwarf sich dieser schlecht verhehlten Verbannung nicht. Da Maria ihre Absicht, sie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte, so ließ sie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrechtmäßig erklären, wodurch Elisabeths Geburt unehelich und sie den entfernteren Verwandten des verstorbenen Königs nachgesetzt wurde. Bald darauf brachte man sie abermals auf das Schloß zu Woodstock als Gefangene. Allen diesen Beleidigungen setzte Elisabeth stumme Festigkeit und muthvolle Resignation entgegen. Nachdem sie auf Philipps Verwendung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab sie sich in die Einsamkeit auf ein Landgut, wo sie nur sehr wenige Bekannte sah. Hier wandte sie alle ihre Zeit auf Ausbildung des Geistes, und suchte sich jene Klugheit, Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren sie so sehr bedurfte. Sie war fast in keiner Wissenschaft fremd, und verstand außer ihrer Muttersprache auch die griechische, lateinische, französische, italienische in ziemlicher Vollkommenheit. Damit verband sie Majestät im Aeußern, lebhafte, glänzende Augen, eine blendende Weiße der Haut, und ohne regelmäßige Schönheit viel weibliche Reize in ihrer ganzen Person, worauf sie ziemlich stolz war. Den 17. Nov. 1558 starb Maria, und Elisabeth bestieg den Thron nach dem Testamente Heinrichs VIII. Sie wurde als Königin ausgerufen, und zog im Triumph von Hatfield zu London in denselben Towr ein, wo sie als Gefangene gesessen hatte. Nun erhob die protestantische Kirche wieder das Haupt, und die Blutgerüste rauchten nicht mehr vom Blut ihrer Bekenner; auch versprach sich das Volk von ihrer Regierung überhaupt die glücklichsten Zeiten. Noch ehe das neue, von ihr zusammenberufene Parlament sich versammelt hatte, nahm sie schon solche Veränderungen in dem Cultus vor, daß fast alle katholische Bischöfe (ein einziger ausgenommen) sich weigerten, noch ferner ihr Amt zu versehen. Den 25. Jan. 1559 wurde das Parlament eröffnet. Den 9. Febr. erklärten sie beide Kammern zur Königin nach göttlichem Rechte und als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute. Den 18. und 22. aber wurde sie von beiden Häusern des Parlaments zur obersten Regentin der Kirche wie des Staats ernannt. Alle, welche nur im geringsten Verhältnisse zur Krone standen, besonders aber die Bischöfe und die Geistlichkeit sollten nun den Eid der geistlichen Oberherrschaft der Krone ablegen; allein alle Bischöfe, bis auf einen, weigerten sich; desgleichen leisteten ihn auch von 9386 niedern Geistlichen nicht mehr als 124 Pfarrer und 95 Beneficiaten. Die Trennung von Rom war indeß vollendet, und es blieb nur noch die Besorgniß, daß die katholische Königin von Schottland einst den protestantischen

Thron von England besteigen könnte. Man drang daher in Elisabeth, sich zu vermählen; allein sie lehnte dies immer bestimmt und entschlossen ab, und bekannt ist ihre Aeußerung im Parlamente, daß sie eine Ehre darin suche, wenn einst auf ihrem Grabsteine zu lesen stehe: Hier ruht die jungfräuliche Königin. Im Mai 1559 schloß ihr erstes Parlament seine erste Sitzung, und in 6 Monaten hatte Elisabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche, die legitime Ehe ihrer Mutter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängigkeit ihrer Krone und ihrer Person behauptet. Sie hatte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg beendet, worin Philipp II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine Besorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und Religion seiner Königin, der Verbindung dieser jungen Fürstin mit dem Dauphin von Frankreich, der Ehrsucht und Macht der Guisen, deren Nichte Maria Stuart und deren Schwester ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schottland war zwar mitbegriffen in den Frieden mit Frankreich, allein demungeachtet und trotz der Beschwerden des englischen Gesandten, fuhren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen und Englands Wappen zu führen. Heinrich II. starb, und Franz II. und Maria Stuart nannten sich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; sie ließen französische Truppen nach Schottland einschiffen unter dem Vorgeben, die aufrührerischen Bewegungen im Lande zu unterdrücken; allein die Ansprüche der Königin und des Königs machten, daß ein französisches Heer nicht in Edinburgh einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Entschlossen zu handeln, wollte Elisabeth auch schnell und wirksam handeln; daher schloß sie eine Alliance mit der schottischen Congregation, sandte ihr eine Landarmee zu Hülfe, unterstützte sie durch eine mächtige Flotte, schloß die Franzosen zu Leith ein, zwang sie zu einer Capitulation, und ließ sie sogleich auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Es wurde ein Friede geschlossen, kraft dessen der schottische Monarch und seine Gemahlin das Wappen und die Titel der Beherrscher von England ablegen sollten. — Beruhigt von dieser Seite, geliebt in England, gefürchtet in Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, sah Elisabeth die Bewerbungen um ihre Hand sich auf allen Seiten erneuern. Philipp II. hatte sich zwar mit einer Schwester des Königs von Frankreich vermählt, allein dafür traten nicht nur Fürsten, sondern selbst Privatleute von Stande und empfohlen durch Schönheit oder Geist und Talente auf, um sich der seltenen Fürstin und Frau zur Wahl darzustellen. Aber Elisabeth wußte von diesen Bewerbungen wohl Genuß für ihre Eitelkeit zu ziehen, doch zeigte sie keinem entscheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. Robert Dudley, der jüngste Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde indessen allen Andern sichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Elisabeth im Tower gesessen, und hier hatten sie die erste Bekanntschaft gemacht. Die Gunst der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß sie auf einen im Ganzen Unwürdigen gefallen war; denn über seinen Charakter sind nicht die vortheilhaftesten Zeugnisse vorhanden. Er erhielt den Namen eines Grafen von Leicester, den Orden des Hosenbands und die Stelle des ersten Ministers. Jetzt aber tritt jene Epoche in Elisabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moralischen Ruhm, doch höchst einflußreich

Digitized by Google

für ihre Regenten Glück wurde. Franz II. und Maria Stuart wollten den Traktat von Edinburgh nicht ratifiziren. Es erhob sich Streit mit der Congregation, ein neuer Krieg bedrohte die schottischen Anführer und ihre Beschützerin Elisabeth. Da starb Franz II. plötzlich den 4. Dec. 1566. Maria Stuart sah sich von Frankreich getrennt, ließ nun das Wappen Englands aus dem ihrigen weg, und bereit nach Schottland zu gehen, verlangte sie von Elisabeth ihrer Cousine freien Durchzug durch ihre Staaten. Es wurde ihr abgeschlagen, denn Elisabeth haßte und fürchtete Mariens Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Elisabeth ließ selbst in's Geheim Schiffe auslaufen, die Marien auf ihrer Ueberfahrt nach Schottland auffangen sollten. Indeß landete die letztere glücklich in ihrem Reiche, wo sie aber von dem Hasse Elisabeths sogleich mit den gefährlichsten Schlingen umstellt wurde. Elisabeth zeigte sich überhaupt jetzt höchst gewaltthätig, besonders gegen Catharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen von Hartford, bloß weil die Sprößlinge dieser Ehe einst Ansprüche auf die Krone machen könnten. Allein die Strafe des Himmels schien sich in ihren mißlungenen Unternehmungen zur Unterstützung der Protestanten in Frankreich, so wie durch die in London ausgebrochene Pest zu verkündigen, welche in einem Jahre an 20,000 Bürger hinraffte. Unterdessen wünschte und verlangte auch Schottland, daß sich seine Königin vermählen möchte. Elisabeth ließ Marien ihren Günstling Dudley antragen, Maria willigte ein, allein bald erfuhr Dudley, daß Alles nur Schein gewesen, und Maria konnte sich nicht verhehlen, daß sie mehr als Weib, denn als Königin gehaßt würde. Ihr Gesandter Melvil lernte alle Schwächen der kleinlichsten Eitelkeit der Elisabeth kennen, und brachte die Ueberzeugung mit nach Edinburgh, daß keine wahre Aussöhnung zwischen den beiden gekrönten Frauen möglich sey. Maria vermählte sich endlich, nach dem Wunsche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley; allein Elisabeth ergrimmte darüber so, daß sie selbst Darnley's Verwandte in London in den Towr setzen ließ, und alle Güter confiscirte, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abstammte, in England besaß. Ja sie erregte sogar einen Aufstand unter den schottischen Großen und unterstützte sie gegen ihre Königin. Maria Stuart wurde Mutter. Ein Gesandter meldete dieß der Elisabeth. Nach der Audienz blieb sie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand gestützt und rief endlich mit drohendem Schmerze: Schottlands Königin ist Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum! — Aber was hinderte sie das erste auch zu werden? Manche haben gemeint, physische Gründe hätten Elisabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß ist, daß sie verbot nach ihrem Tode ihren Körper zu untersuchen. Das nach sechsmaliger Prorogation von neuem zusammenberufene Parlament erneuerte dringend die Bitte um Vermählung, aber umsonst; und endlich gab man die Bitte auf. Fünf Jahre, von 1566 bis 1571, versammelte sie kein Parlament, und in diese Zeit fallen die Ereignisse in Schottland, welche Marien in die Gewalt der Elisabeth brachten und die Hinrichtung der ersten zur Folge hatten. Diese Ereignisse selbst gehören zur Lebensgeschichte der schottischen Königin. Hier nur so viel, daß Maria sich bloß durch Flucht in die Staaten ihrer Nebenbuhlerin zu retten wußte, nachdem sich diese zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwischen Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein obgleich sie hier das Gastrecht in Anspruch nahm und nehmen konnte, wurde sie doch bald als eine Gefangene behan-

delt, und Elisabeth warf sich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf, wogegen jedoch Maria mehrmals protestirte. Mariens Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber sie mehrten auch den Haß und die Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beschuldigte Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Elisabeths Leben, und ohne daß man ihr ihre Ankläger gegenüber stellte, und ihr die Beweise der Beschuldigungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward sie zum Tode verurtheilt, und endlich den 18. Febr. 1587 hingerichtet. In derselben Zeit wurde Elisabeth der Vorschlag gethan, sich mit dem Herzoge von Anjou zu vermählen. Sie wußte, weil sie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, den Herzog mit Hoffnungen zu täuschen, die sie nicht erfüllen mochte, bis endlich der Herzog ihre Absicht bemerkte und Elisabeth öffentlich der niedrigsten Neigungen beschuldigte. Vorher schon hatte sie der Pabst in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden, allein ihre Energie hatte den Bannstrahl unwirksam zu machen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die schauderhafte Bartholomäusnacht in Frankreich die Protestanten überhaupt gegen die Katholiken mit Unwillen und Haß erfüllte. Indessen ist wohl nicht zu läugnen, daß bei aller Neigung zur Despotie Elisabeth doch auch die Kunst ein Reich unter schwierigen Verhältnissen zu regieren und ihre Würde zu behaupten, im hohen Grade verstand und geschickt zu üben wußte. In Schottland hatte der Sohn Maria's den Thron bestiegen. Diesen wußte Elisabeth fast zu überreden, daß sie schuldlos an der Hinrichtung seiner Mutter sey, indem sie die tiefste Verzweiflung heuchelte und mehrere ihrer Räthe strafte, welche ihr dazu gerathen hatten. Nicht so gelang es ihr mit Philipp II. von Spanien, der jene Hinrichtung als ein Attentat gegen die königliche Hoheit überhaupt, so wie gegen die katholische Religion betrachtete. Schon vom J. 1578 an hatte Drake Peru's Küsten verheert, und da Elisabeth den Bruch mit Spanien voraussah, ließ sie 1585 von neuem die spanischen Colonien angreifen, und feindlich behandeln. Im folgenden Jahre zerstörte Drake in Cadix eine ganze Transportflotte, mit Lebensmitteln und Munition beladen. Dadurch, so wie durch Religionseifer aufgefordert, beschloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die furchtbarste Flotte ausrüsten, welche je das Meer getragen hatte. Man nannte sie die unüberwindliche Armada. Sie bestand aus 162 Schiffen, welche 22,000 Landtruppen führte, ohne die 25,000 Mann, welche sie noch aus Flandern an Bord nehmen sollte. Den 1. Jun. 1588 ging sie von Lissabon aus unter Segel. England schien verloren. Aber Elisabeth sah den Sturm ohne Schrecken sich nahen. Sie dachte auf Vertheidigung, durcheilte ihr ganzes Reich und entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dies war der Zeitpunkt ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matrosen; aber die Stadt London rüstete auf eigene Kosten 38 Schiffe, das größte von 500 Tonnen aus; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Kanonen führte. Der Rest der Flotte belief sich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, unfähig den Angriff der ungeheuern spanischen Schiffe auszuhalten. Allein die englischen leichten Schiffe, welche sich schnell bewegten, wurden von Männern, wie Drake (s. d. Art. Drake), Hawkins, und Frobisher, unter dem Oberbefehle von Charles Howard angeführt. Die Holländer rüsteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, um das Heer von Flandern zu hindern,

in See zu gehen. Kaum aber hatte die unüberwindliche Armada das Cap Finisterre umsegelt, als sie von einem Sturme aus einander getrieben wurde. Mehrere Schiffe kamen in die höchste Gefahr, durch Unwissenheit der Piloten und Ungeschicklichkeit der Matrosen, andere wurden von den englischen Schiffen angegriffen, überwältigt, genommen oder zerstört. So nahm Drake zwei Gallionen, die den Schatz der Flotte trugen. Vor Gravelingen sammelte sie sich wieder, allein sie wurde vom Feinde sogleich angegriffen und getrennt, so daß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht sein mußten. Die ganze Expedition verunglückte durchaus und nur wenige Schiffe sahen die spanischen Häfen wieder. Nach de Thou soll dieses Unternehmen der spanischen Krone 120 Millionen Ducaten gekostet haben. Unter den Mitteln, deren sich Elisabeth zu Entflammung der Begeisterung ihrer Unterthanen bediente, war auch eine Zeitung, unter dem Titel English Mercury, die erste, welche in England erschienen ist *). Durch den Ausgang dieses Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir sehen sie schon von diesem Zeitpunkte an ihre Ueberlegenheit zur See immer fester begründen. Gegen Spanien wurden verschiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen versucht, auch die Unterstützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leistete, gründeten sich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht gern in Frankreich wollte festen Fuß fassen lassen. Elisabeths Hülfe hatte Heinrich zum Theil seinen Sieg und die Einnahme von Paris zu danken. Allein eine persönliche Zusammenkunft beider, welche man im J. 1601 erwartete, als Heinrich in Calais und Elisabeth in Dovre sich befanden, hatte nicht Statt. Nur Sülly sah die Königin. Der Tod Philipps II. im J. 1598 hatte England von seinem gefährlichsten Feinde befreit, denn er hatte nicht aufgehört, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erst spät durch Elisabeths Energie unterdrückt wurden. Allein bei dieser Gelegenheit erlitt sie auch den härtesten Schlag des Geschicks, der sie treffen konnte. Der Graf Essex, ihr Günstling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Schaffot, und die Monarchin versank darüber in tiefe Melancholie. Sie wurde immer kränker und kränker, und weigerte sich dennoch die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem sie sagte: sie wünsche sich den Tod. Man konnte sie nicht bestimmen, sich zu Bett zu legen. Auf Kissen sitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, schien sie zehn Tage lang für nichts als das Gebet, welches der Erzbischof von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte sie auf seinen Rath den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf und endigte ihr Leben den 3. Apr. 1603. Sie hatte 70 Jahre gelebt und 44 regiert, und zwar mit einem Ruhme und Glanze, den zwei Jahrhunderte nicht haben verdunkeln können, und der in der Geschichte selten ist. In ihrem Charakter zeigte sich eine vielleicht einzige Mischung der edelsten Eigenschaften des einen Geschlechts, verbunden mit allen Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern den Enthusiasmus des lebhaftesten Patriotismus. Der Despotismus, woran Hein-

*) Im brittischen Museum befindet sich noch ein Blatt davon, vom 23. Jul. 1588 worin auch Bücheranzeigen stehen. In Frankreich gab es schon im J. 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politischer Zeitung.

Digitized by Google

rich VIII. seine Unterthanen gewöhnt hatte, wurde bei Elisabeth kaum bemerkt, weil man ihn stets zum Besten des Staats sich äußern sah. Ihre Falschheit schien nur Einheit der Politik, ihre oft kindische Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die schönste Frau in Europa gelten zu wollen, erschien als eine kleine, durch ihre großen Eigenschaften ausgelöschte Schwäche. Eine ihrer Hauptmaximen war, daß das Geld besser aufgehoben sey in den Taschen ihrer Unterthanen, als in ihrem eignen Schatze, daher sie denn auch bei jedem Unternehmen sicher auf die Unterstützung ihres ganzen Volks rechnen konnte. In ihrem Finanzwesen herrschte große Ordnung; daher konnte sie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb sich den Namen: Wiederherstellerin der englischen Seemacht und Königin der nördlichen Meere. Ob sie gleich eine gewisse Strenge und Willkühr in ihrem Charakter zeigte, so war sie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte vornehmlich Geistesbeschäftigungen, und hatte eine besondere Neigung zu rauschender Musik. Ihre Tafelmusik bestand gewöhnlich aus zwölf Trompeten nebst Pfeifen und Trommeln. Auch wünschte sie für eine treffliche Klavierspielerin zu gelten. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich sogar mit Uebersetzungen alter Classiker. So soll sie den ganzen Horaz in's Englische übersetzt haben, und diese Arbeit zu ihrer Zeit sehr geschätzt gewesen seyn. Auch hatte sie von einigen Tragödien des Sophokles, so wie von zwei Reden des Demosthenes lateinische Uebersetzungen gefertigt. In dieser Sprache wußte sie sich stets fertig und correkt auszudrücken. Man muß bei dem Gebrauche der Schriftsteller über ihre Regierung mit Vorsicht verfahren, und untersuchen, welcher Religion sie zugethan waren, denn nicht selten hat diese Einfluß auf Darstellung der Begebenheiten und Angabe der Bewegungsgründe ihrer Handlungen gehabt. In Melvils und Walsinghams Memoiren findet man die meisten interessanten Anekdoten aus ihrem so höchst merkwürdigen Leben.

Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland, war die Tochter Peters des Großen und Catharinens I. Sie wurde geboren 1709, in dem Zeitpunkte, wo ihr Vater auf dem Gipfel seines Glückes und Ruhmes stand. Catharina hatte kurz vor ihrem Tode die Erbfolge in Gemäßheit des Gesetzes Peters des Großen geordnet, der dem regierenden Souverain das Recht gelassen hatte, sich einen Nachfolger zu ernennen. Nach dieser Bestimmung sollte Elisabeth nach Annen, der ältesten Tochter Peters, die mit dem Herzoge von Holstein vermählt war, zur Regierung kommen; allein diese Verfügungen wurden nur zum Theil vollzogen. Die Großen des Reichs und der Senat wählten nach dem Tode des unglücklichen Czarewitsch Alexis Annen, verwittwete Herzogin von Curland, die Tochter Iwans und Nichte Peters des Ersten. Diese Fürstin verfügte über die Thronfolge zum Besten des jungen Fürsten Iwan, Sohns der Anna, ihrer Nichte, die an Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, vermählt war, und sich beim Tode der Kaiserin, nach Verbannung des berüchtigten Biron, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte ausrufen lassen. Elisabeth hatte alle diese Veränderungen mit der größten Ruhe beobachtet, und da sie von Natur nicht sehr thätig, und mehr vergnügungssüchtig als ehrgeizig war, schien sie gegen alle politische Pläne gleichgültig. Indessen schonte sie doch die Garden und wählte sich selbst Liebhaber unter den Offizieren der-

Digitized by

selben. Die Regentin, so wie ihr Gemahl, der den Oberbefehl der Truppen führte, lebten in einem blinden Vertrauen, und nahmen nicht die geringsten Maßregeln, sich gegen Revolutionen zu schützen, welche doch so oft in Rußland ausgebrochen waren. Es bildete sich eine Partei für Elisabeth, für die Tochter Peters des Großen, an dessen Namen so große Erinnerungen hafteten. Die Prinzessin widerstrebte den Versuchen nicht, die man machte, um sie auf den Thron zu setzen, und überließ sich den Rathschlägen Lestocqs, eines französischen Wundarztes, der voller Unruhe und Ehrgeiz eine Rolle zu spielen wünschte. Der Marquis von Chetardie, französischer Gesandter, dessen angenehme Gestalt und Sitten Elisabeth für ihn eingenommen hatten, interessirte sich lebhaft für ihre Sache, und sah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit, Frankreich einen Alliirten zu sichern. Man zog Schweden in's Interesse, welches damals mit dem petersburger Cabinet unzufrieden war, und brachte es dahin, daß jenes den Russen den Krieg erklärte. Indeß hätte die Verschwörung leicht entdeckt werden können. Lestocq war leichtsinnig und unbesonnen, die Regentin wurde mehrmahls gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Characters ließ keine ernstlichen Bedenklichkeiten in ihr aufkommen. Durch heuchlerische Thränen und Betheuerungen gelang es der Elisabeth leicht sie zu beruhigen. Dabei aber waren die Verschwornen selbst nicht ohne Besorgnisse, und Lestocq drang auf Vollziehung des Vorhabens. Einst fand er, als er bei der Elisabeth war, eine Karte auf dem Tische. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und sagte zur Prinzessin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andere für Sie! Das entschied Elisabeth. Alle Verschwornen wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden sollte die Verschwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Annens Vertrauen war fest, sie wollte den Berichten durchaus nicht glauben; so wurden denn beide im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Palast der Elisabeth gebracht; zugleich verhaftete man Münich, Vater und Sohn, Ostermann, Golofkin, und mehrere Andere. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Insel der Dwina am schwarzen Meere, und Iwan auf das Schloß Schlüsselburg gebracht. Elisabeth ließ sich als Kaiserin ausrufen. Münich, Ostermann und Andere sollten hingerichtet werden, allein Elisabeth wollte mild erscheinen, und so wurden sie nur nach Sibirien verbannt. Der Wundarzt Lestocq wurde erster Leibarzt, Präsident des Medicinalcollegiums und Geheimer Rath. Späterhin fiel er in Ungnade, allein er hatte Bestuschef, der unter der Kaiserin Anna Minister gewesen war, zum Kanzler ernennen lassen, und dieser gewann ein bedeutendes Uebergewicht. Der Krieg mit Schweden wurde fortgesetzt. Die Schweden waren nicht glücklich. Der alte König hatte keine Kinder. Um den Frieden zu erleichtern, wollten die Schweden dem Herzog von Holstein-Gottorp Karl Peter Ulrich, dessen Mutter Peters des I. Tochter war, die Thronfolge zuwenden; allein da die Kaiserin ihn schon zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, so fiel die Wahl auf Adolph Friedrich aus einer jüngern Linie desselben Hauses. Der Friede wurde endlich zu Abo 1743 durch Frankreichs Vermittelung und für Schweden unter leidlichen Bedingungen geschlossen. Elisabeths Herrschaft aber war noch nicht ganz fest begründet. Es bildete sich eine Verschwörung gegen sie, woran unter andern auch Lapuchin und dessen Frau, die sich durch Geist und Schönheit auszeich-

Digitized by Google

nete, Theil nahmen; allein sie wurden entdeckt und Frau von Lapuchin, welche die Kaiserin als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachtete, mußte nebst ihrem Gemahl und Sohn, so wie Frau von Bestuschef, die Strafe der Knute leiden, sich die Spitze der Zunge abschneiden lassen und nach Sibirien wandern. Als im Jahre 1756 der sogenannte siebenjährige Krieg ausbrach, nahm Elisabeth daran Theil, weil sie persönlich gegen Friedrich den Großen eingenommen war, der sich einst einige Scherze über ihre Person erlaubt hatte. Der Großfürst Peter hingegen war Friedrich II. sehr ergeben, daher wurde der Krieg von den russischen Generalen nicht mit aller nöthigen Energie geführt, indem sie bei dem Thronerben sich dadurch beliebt zu machen dachten. Allein dieß wurde bemerkt, General Apraxin durch General Fermor ersetzt und der Kanzler Bestuschef, der zur Partei des Thronerben gehörte, nach Sibirien geschickt. Jetzt drangen die Russen in Deutschland vor, allein bald kam Soltikoff an Fermors Stelle, der sich wieder zurückzog. Friedrich wurde bei Kunersdorf geschlagen, ohne daß es den Russen besonders nützte; auch Berlin wurde von ihnen eingenommen. Elisabeth litt aber schon seit einigen Jahren an ihrer Gesundheit, und starb den 29. December 1761 in einem Alter von 52 Jahren, nach einer zwanzigjährigen Regierung. Jetzt bestieg Peter den Thron und der Friede wurde geschlossen. Elisabeth wirkte viel für ihren Ruhm. Sie gründete die Universität zu Moskau, und die Academie der schönen Künste zu Petersburg. Sie ließ an dem Gesetzbuche arbeiten, das unter Peter dem Ersten, begonnen worden war, allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geschworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode bestraft werden sollte. Dafür aber ließ sie andere noch grausamere Strafen bestehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war sanft, mild und edelmüthig, aber von der Natur liebte sie die Arbeit nicht und ließ ihre Minister nach Gefallen schalten. Die Liebe war ihre herrschende Leidenschaft, und oft sagte sie selbst zu ihren Vertrauten: Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin! — Sie wollte für die schönste Frau ihres Reichs gelten, und diese Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Elisabeth von England, oft schreckliche Folgen. Ihre Liebhaber wurden mit kaiserlicher Pracht unterhalten, und oft ließ sie sich mit ihnen zu Intriguen herab, die sich für ihren hohen Rang wenig ziemten. Allein mitten unter ihren wollüstigen Genüssen fühlte sie abergläubische Besorgnisse, die sie durch Ausübung von religiösen Gebräuchen zu beschwichtigen suchte. Die Russen nannten sie die Gütige und ehren noch ihr Andenken. In Leclerc's Histoire de la Russie moderne findet man die interessantesten Züge aus ihrem Leben und ihrer Regierung.

Elisabeth (Philippine Marie Helene) von Frankreich, Schwester des unglücklichen Königs Ludwigs XVI., geboren zu Versailles am 3. Mai 1764, starb unter der Guillotine am 10. Mai 1794, als ein Opfer der Revolutionswuth, die damals Frankreich zerfleischte. Ihr Leben ist ein Bild der zärtlichsten Geschwisterliebe, der liebenswürdigsten Tugenden, der höchsten Resignation und weiblichen Würde. Sie war das jüngste Kind ihrer Aeltern (des Dauphins Ludwig und dessen zweiter Gemahlin Marie Josephine von Sachsen), die sie schon im dritten Jahre ihres Lebens verlor. Die Liebe zu ihrem Bruder, dem Herzog von Berry, nachmaligen König Ludwig XVI., verdoppelte sich nun. Sie hing an ihm mit einer so unbeschreiblichen Innigkeit, daß

sie gleichsam vom Himmel dazu bestimmt zu seyn schien, ihn einst in seinem Unglücke trösten und sein Geschick theilen zu sollen. Unter der bildenden Hand der Frau von Mockau, Untergouvernante der Kinder von Frankreich, einer vortrefflichen Frau, erwarb Elisabeth sich Kenntnisse aller Art, besonders in der Geschichte und Mathematik; bald entfaltete sie herrliche Eigenschaften. Ihre beabsichtigte Verheirathung mit dem Herzog von Aost, Infanten von Spanien, zweitem Sohne des Königs beider Sicilien, zerschlug sich wieder. Ihre Tante Louise bei den Carmeliterinnenzu St. Cyr besuchte sie oft, und ihr Bruder der König sah dies gern; „doch," sagte er einst zu ihr, „unter der Bedingung, daß du ihr nicht in jene Einsamkeit folgen mögest, denn ich kann dich nicht entbehren!" Als Ludwig XVI. sich die Blattern impfen ließ, that Elisabeth es auch; sie ließ aber mit sich zugleich noch 60 junge arme Mädchen impfen, die mit derselben Sorgfalt behandelt werden mußten, wie sie selbst. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wies man ihr unter andern auch 25,000 Livres jährlich zu Diamanten an; aber auf ihr Verlangen mußte die Summe sechs Jahre nach einander an eine junge Person, die sie liebte, die aber unvermögend war gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr heimlich gekauft hatte, verlebte Elisabeth die schönsten Stunden ihres Lebens unter ländlichen Geschäften, im Wohlthun und in den süßen Gefühlen, welche der Genuß der Natur reinen Seelen gewährt. Der Anfang der Revolution störte dieses Glück. Die Versammlung der Notablen flößte ihr Schrecken ein, aber als sie ihre Operation begonnen hatten, wendete sie alles an, um den Kummer zu mildern, der sich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6. Oct. die Festigkeit einflößte, die er zeigte; sie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthause. Als Ludwig flüchtete, begleitete ihn Elisabeth, und wurde von Varennes mit ihm zurückgebracht; sie war es, die an seiner Seite ein Wüthender am 20. Jun. 1792 für die Königin ansah und schrie: „seht da die Oesterreicherin! zum Tode mit ihr!" Als hierauf ein Gardeoffizier eilte, sie zu nennen und so den Irrthum aufzuklären, sprach sie: „o warum läßt man sie nicht in der Meinung, ich sey die Königin; es würde dann vielleicht ein größeres Verbrechen vermieden werden." Am 10. August war sie durch nichts, selbst nicht durch des Königs Bitten zu bewegen, das Schloß zu verlassen; sie folgte ihm in die Versammlung. Da erzitterte sie vor dem Waffenlärm, vor dem entsetzlichen Geschrei der sterbenden Schweizer — da vernahm sie die Thronentsetzung ihres Bruders, da war sie zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des sichersten Kerkers für die königliche Familie und sie selbst berathschlagte. Sie ward mit in den Tempel gebracht. Hier, in diesem verhängnißvollen Aufenthalte, vergaß sie ganz sich selbst, um nur für Andere zu leben. War sie am Hofe Bescheidenheit und Güte gewesen, so war sie hier die Geduld und Ergebung selbst. Als Ludwig, als Marie Antoinette schon längst geopfert waren, führte man auch Elisabeth vor das Schreckensgericht. Am 9. Mai 1794 um sieben Uhr des Abends war es, als man sie aus dem Tempel in die Conciergerie brachte. Sie ward sogleich bei verschlossenen Thüren verhört. Am andern Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als sie nach ihrem Namen und Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: „ich heiße Elisabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs!" Diese muthige Antwort, ausgespro-

chen in einem Augenblicke, wo sie, ohne Beistand, nur von blutdürstigen Richtern umgeben war, setzte diese in Erstaunen und unterbrach auf einen Augenblick das Verhör. Man hatte mit ihr zugleich noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt, war aber grausam genug, sie erst Zeugin von der Hinrichtung aller dieser Unglücksgefährten seyn zu lassen, ehe man ihr eigenes Daseyn endete. Mit Ruhe und Ergebung gab sie ihr schönes Leben hin. Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Ohne schön zu seyn, war Elisabeths Anblick einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kastanienbraun; ihr blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwermuth; ein niedlicher Mund, schöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten sie reizend. Sie war immer bescheiden und fast furchtsam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Ungemach, immer tugendhaft ohne auch nur Einen Flecken.

Elisabeth (Christine), Gemahlin König Friedrichs II. von Preußen, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. den 8. Nov. 1715 zu Braunschweig, vermählt am 12. Juni 1733 zu Salzdahlen, gest. den 13. Jan. 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr gebildeter Verstand haben dieser Fürstin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen zu ihrer Wahl, hatte Friedrich bis zu seines Vaters Tode (1740) sich entfernt von ihr gehalten, aber als er den Thron bestieg, gab er die unzweideutigsten Beweise, wie sehr er die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Gemahlin verehre, obgleich sie nie seine Zärtlichkeit besaß. Damals schrieb er an sie: „das ganze Königreich weiß, wie ich Sie zum Altar geführt habe, Madame! Sie allein aber wissen, wie ich seitdem mit Ihnen gelebt habe. Diese Betrachtungen möchten Sie vielleicht besorgen lassen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen bin und nie erfüllt habe, entsagen möchte. Aber, Madame! Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden haben mir schon längst die Augen geöffnet — es ist, ich weiß nicht was in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dies Geständniß eher zu thun, als in dem Anblick, wo es vor Ihren und aller Welt Augen offen daliegt, daß es aus meiner eigenen Ueberzeugung fließt. Dieser Augenblick ist gekommen, und ich lade Sie ein, Madame, einen Thron mit mir zu theilen, den zu besitzen Sie so werth sind!“ Der König schenkte ihr das Schloß Schönhausen, wo sie den Sommer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweise seiner Verehrung. Er verordnete in seinem Testamente außer 40,000 Thaler jährlicher Pension, noch eine jährliche Rente von 10,000 Thalern: „denn sie hat,“ erklärte er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!“ Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten, und sie hatte jährlich 24,000 Thaler, die Hälfte ihrer Revenüen zu Almosen und Pensionen für dürftige Familien bestimmt. Sie theilte das Interesse, welches Friedrich an den Wissenschaften fand, in hohem Grade und war selbst Schriftstellerin. Mehrere deutsche Schriften übersetzte sie ins Französische und schrieb in letzterer Sprache selbst folgende Werke: „La sage révolution. Berl. 1779. Méditation à l'occasion du rénouvellement de l'année sur les soins, que la providence a pour les humains etc. Berl. 1777. in 8. Réflexions pour tous les jours de la

semaine. Berl. 1777. in 8. Réflexions sur l'état des affaires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives. Berl. 1778. in 8. * Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakterisiren diese Werke.

Elision, in der Verskunst die Wegwerfung eines Buchstabens des Wohlklangs oder Versmaßes wegen, z. B. heil'ger, mit Lieb' und Treue u. s. w. Sie hat ihre besondern Regeln.

Elleviou, der Molé oder Fleury der komischen französischen Oper in Paris. Er ist aus Rennes in Bretagne gebürtig und der Sohn eines Wundarztes. Im J. 1790 betrat er zuerst die Bühne, so sehr seine Familie sich dem auch widersetzte. Seine herrliche Gestalt, die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit seines Spiels, auch die Anmuth seines Gesangs, erwarben ihm bald den Ruf des ersten Künstlers seiner Art. Er bildete sich auf dem Vaudevilletheater, und war ein Zögling der St. Aubin. Beide hatten sich so zusammen eingespielt, daß wenn sie nur erschienen, sich das Entzücken aller Anwesenden bemächtigte. Dann gingen sie beide zur komischen französischen Oper in der Straße Feydeau, daher gemeiniglich nur Théâtre Feydeau genannt, über. Sein Rollenfach, erste Liebhaber, Etourdi's, Wildfänge, junge Offiziere, wird in ganz Frankreich, und wo es französische Theater gibt, nach ihm bezeichnet. Er spielt Elleviou's, sagt man von einem Schauspieler oder Sänger, der dies Rollenfach hat. Er verließ 1812 das Theater.

Elliot (George Augustus), Lord Heathfield, einer der größten englischen Krieger, unsterblich durch seine Vertheidigung von Gibraltar, zu Stobbs in Schottland 1718 geboren, stammte aus einem sehr alten adeligen Geschlechte. Nachdem er zwei Jahre zu Edinburgh Mathematik und die verwandten Wissenschaften getrieben hatte, besuchte er die Militärschule zu la Fere, studirte hier die Kriegskunst, und nahm darauf 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienste; allein ungeachtet er in der Ingenieurkunst große Fortschritte gemacht hatte, verließ er doch 1737 dieses Corps und wurde Cornet bei der reitenden Grenadiergarde. Da er sich ganz zum höhern Krieger bildete, so stieg er schnell bis zum Oberstlieutenant, ging als solcher mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutschland, als dieser Marien Theresien gegen Frankreich zu Hülfe eilte, und half schon im folgenden Monat in einem Treffen der Alliirten über die Franzosen den Sieg erfechten, wofür ihn sein König zum Generaladjutanten ernannte. Er ging nach Abschluß des aachner Friedens in sein Vaterland zurück, lebte bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges in der Stille, kam im April 1757 nach Deutschland zurück, und focht unter dem Herzog Wilhelm von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen von Braunschweig. Während der Winterquartiere 1758 machte er eine Reise nach England, und auf seine nachdrücklichen Vorstellungen, wegen nöthiger Anwerbung leichter Reiterei, ward er selbst mit der Anwerbung eines solchen Regiments als Chef und Oberster desselben beauftragt. Während des Krieges ward er Generalmajor, und nach dem Frieden Generallieutenant, lebte aber darauf wieder im Schooße seiner Familie, deren häusliche Glückseligkeit nach vier Jahren durch den Tod seiner Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter hinterließ, so sehr erschüttert wurde, daß Elliot auf jede Ehrenstelle Verzicht leistete. Ganz unerwartet wurde er indeß 1775 zum Generalcommandanten aller Truppen in Irland ernannt; allein er resignirte gewisser Verdrießlichkeiten wegen, und erhielt dafür die

eben erledigte Würde des ersten Gouverneurs von Gibraltar, die ihm die Bahn zur Unsterblichkeit eröffnete. Spanien, seit 1779 an dem Kriege zwischen England und Nordamerika Theil nehmend, richtete sein Augenmerk vorzüglich auf Gibraltar, und noch vor der förmlichen Kriegserklärung wurde es von französischen und spanischen Truppen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen und der Stadt und Festung alle Zufuhr abgeschnitten. In einem Zeitraum von mehr als drei Jahren hatte man die fürchterlichsten Anstalten zur Belagerung getroffen, welche in den Annalen der Kriegsgeschichte immer eine der merkwürdigsten bleiben wird. Wir können hier nur die Hauptmomente herausheben. Im Juni 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der spanischen Armeen, der eben die Insel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit einer Verstärkung vor Gibraltar an; sämmtliche französische Prinzen von Geblüte befanden sich mit im Lager. Eine Armee von 30,000 Mann stand nun an dem Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Arçons, sollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern so verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zusammen 147 metallene und 150 eiserne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. Am 15. Sept. 1782 Morgens um 8 Uhr näherten sie sich der Festung, wurden auf beiden Seiten der vornehmsten Batterie befestigt, und die auf denselben befindliche Mannschaft (aus Verbrechern verschiedener Art bestehend, denen man, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden, eine jährliche Pension von 200 Livres versprochen hatte) fing an zu feuern. Elliot, der schon längst von diesem fürchterlichen Angriffe wußte, war darauf bedacht gewesen, ihm eine eben so fürchterliche Vertheidigung entgegenzusetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten lassen sollte. Allein ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek, der sich in der Festung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, worin die Kugeln glühend gemacht wurden. Ueber 4000 glühende Kugeln regneten nun auf die feindlichen Batterien, und richteten die schrecklichste Verwüstung an. Schon am Nachmittage stieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei schwimmenden Batterien auf, und vergebens suchten die Feinde den Brand mit Spritzen zu löschen und die Löcher zuzustopfen; um ein Uhr in der Nacht standen die drei Batterien in vollen Flammen und einige andere fingen an zu brennen. Vergebens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Raketen Signale; diese konnte den befestigten Batterien nicht zu Hülfe kommen, und suchte bloß die Mannschaft zu retten. Allein zwölf Kanonierböte, die aus der Festung unter dem Commando des Capitain Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukommen, und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die schwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch sah man, welchen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannschaft der schwimmenden Batterien zum Theil auf Holzstücken in der See herumtrieb, zum Theil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagerten selbst, so gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und die Holzstücken von den zerberstenden Batterien ihnen entgegenflogen, der unglücklichen Mannschaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigner

und seiner Leute Lebensgefahr 15 Officiere und 344 Gemeine. Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landseite übrig; allein auch diesen vereitelte Elliot, und da überdies ein Orkan großen Schaden an der spanischen Flotte anrichtete, so verwandelte sich seit der Mitte Novembers 1782 die Belagerung in eine bloße Einschließung, welcher der am 20. Januar 1783 zu Versailles unterzeichnete Friede ein Ende machte. Der König von England, um Elliots beispiellose Gegenwehr bei dieser Belagerung und die edle Behandlung seiner Feinde zu belohnen, überschickte ihm den Bathorden, der ihm von dem Ueberbringer an demselben Orte umgehangen wurde, auf welchem er sich dem feindlichen Feuer ausgesetzt und die Vertheidigungsanstalten angeordnet hatte. Die drei Bataillons, die während der Belagerung in Gibraltar gestanden, erhielten eine Regimentsfahne mit der Devise: Mit Elliot Ruhm und Sieg. Elliot selbst ließ mit Bewilligung des Königs eine silberne Medaille schlagen, von der er jedem bei dieser muthvollen Vertheidigung gewesenen Soldaten eine einhändigen ließ. Gleich nach Abschluß des Friedens ging Elliot nach England zurück, und wurde zum Lord Heathfield und zum Mitglied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche, die ihn befiel, nöthigte ihn 1790 ins Bad nach Aachen zu reisen; allein kaum war er drei Wochen hier, als ihn auf seinem Lieblingsaufenthalte Kalkofen bei Aachen ein Schlagfluß traf, an welchem er am 6. Juli starb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und der König machte selbst den Riß zu einem Monumente, das ihm in Gibraltar errichtet wurde.

Ellipse, 1. in der Sprachlehre und Rhetorik Auslassung eines oder mehrerer Wörter, die hinzugedacht werden. 2. In der Mathematik einer von den drei Kegelschnitten. (S. Kegel) Sie gleicht einem ins Längliche gezogenen Zirkel. Die Bahn der Erde und der Planeten um die Sonne hat, wie wir seit Kepler wissen, diese Form. Sie ist von der Eilinie wesentlich verschieden, obwohl man sie im gemeinen Leben oval nennt. Sie bietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechselung und Symmetrie, und wird daher von den Malern zu Begränzung ihrer Gemälde dem Zirkel vorgezogen. Zwei Puncte auf dem längsten Durchmesser derselben haben die Eigenschaft, daß die Summe zweier geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einen Punkt der Umfangslinie zieht, sich immer gleich bleibt, man mag sie ziehen, nach welchem Punkt man will, daher kann man eine Ellipse zeichnen, indem man auf einer Fläche zwei Stifte einschlägt, um dieselben einen mit den Enden ringförmig zusammengeknüpften Faden legt, und nun die Bleifeder innerhalb dieses Fadens dergestalt herumführt, daß sie denselben beständig zum Triangel ausspannt. Die Puncte, wo die Stifte stehen, heißen die Brennpuncte, Foci. A. Mnr.

Elliston (Robert William), einer der ersten jetzt lebenden englischen Schauspieler und Eigenthümer des Surrey-Theaters, sonst Royal Circus genannt. Er ist zugleich Miteigenthümer am Astleyschen Pavillon (wo Kunstreiter-Uebungen im höhern Styl gegeben werden), am Birminghamer Theater, und hat auch noch einen Buchhandel in Bristol. Außerdem hat er sich als Theaterdichter nicht unvortheilhaft bekannt gemacht und namentlich den „Abällino“ für die englische Bühne zugestutzt. Er ist 1774 geboren. (Vergl. Londner Theater.)

Elimination ist in der mathematischen Analysis eine Opera-

tion, vermöge der man eine Größe, die sich in mehreren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausschafft, so daß dadurch eine oder mehrere Gleichungen erhalten werden, in der die weggeschaffte Größe sich nicht mehr befindet.

Eloges, Elogia, Lobreden, machen besonders in der französischen Literatur einen eigenen Zweig der Beredsamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien, welche jedoch nicht zum besten durch sie ersetzt wurden, indem über den Zweck, berühmte Männer zu loben, die treue Charakterzeichnung, über die Höflichkeit die Wahrheit vergessen wurde. Vornehmlich suchten die Vorsteher und Mitglieder der französischen Academie das Verdienst durch dergleichen Reden zu ehren, und obgleich man hier sich beeiferte, die bloßen Lobreden mehr in Gedächtnißreden zu verwandeln, so ward doch auch hier für die ächte Biographie wenig gewonnen. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 zwei Bände derselben herausgab, die mit aller Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung nur den Leser für ihre Oberflächlichkeit entschädigen können, der selbst oberflächlich ist. In der folgenden Periode suchten sie durch declamatorischen Pomp zu imponiren, womit freilich noch weniger gewonnen ward. Vortheilhaft zeichnen sich einige dieser Reden von Thomas, d'Alembert und Laharpe aus. dd.

Elsaß, eine französische Provinz, nach der neuen Eintheilung von Frankreich in den Departements Ober- und Nieder-Rhein gelegen, ein schönes, fruchtbares, über 300,000 Menschen zählendes Land, gränzt gegen Osten an den Rhein, gegen Süden an die Schweiz und an Mömpelgard, gegen Westen an Lothringen und gegen Norden an die Unterpfalz. Der südliche Theil wird Ober-, der nördliche Unter-Elsaß genannt. Elsaß war ehedem ein deutsches Herzogthum, der unglückliche Conradin von Schwaben war der letzte Besitzer desselben, so wie der Herzogthümer Franken und Schwaben. Als der letzte seines Hauses hatte er in diesen Herzogthümern keine Nachfolger, welchen Umstand mehrere Fürsten zu ihrem Vortheil benutzten. So wurde Elsaß, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehrere Besitzungen deutscher Reichsstände zerstückelt. Im münsterschen Frieden (1648) wurde es aber mit allem, was das Haus Oesterreich bisher daselbst gehabt hatte, an Frankreich abgetreten. Da aber Ludwig XIV. keinen Vorwand oder vielleicht aus guten Ursachen keine Lust hatte, die Hand nach den nicht-österreichischen Besitzungen im Elsaß auszustrecken, so wurde den übrigen Reichsständen, welche darin Besitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge suchte Frankreich seine Besitzungen im Elsaß zu erweitern, und im ryswicker Frieden 1697 blieb die Stadt Straßburg und alles übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in französischen Händen. Indessen hatten noch mehrere Reichsstände, der Herzog von Wirtemberg, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Bischof von Speier u. s. w. wichtige Besitzungen im Elsaß. Diese deutschen Besitzungen sah nach dem Ausbruch der französischen Revolution der Nationalconvent als eine von der Natur selbst angewiesene Eroberung für Frankreich an; er wollte es nicht länger geschehen lassen, daß innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt existire, und versprach den

Digitized by Google

deutschen Ständen zwar Entschädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit, und so ward diese Sache ein Hauptgrund des nachher zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Krieges. Durch den Pariser Tractat vom 21. Nov. 1815 ist ein Stück des Elsasses, namentlich Landau, von Frankreich getrennt, und wieder mit Deutschland vereinigt worden.

Elysium, elysеische Felder, bezeichnen 1. die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beschrieb sie bald als angenehme Gefilde, bald als Inseln, und setzte sie an das äußerste Ende der Erde nach Westen zu, rückte sie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieser Seite kennen lernte. Die Freuden, welche die Seligen daselbst genossen, bestanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückseligkeit des dortigen Aufenthalts schilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorstellung des goldenen Weltalters genommen. Das schönste Grün der Wiesen wechselt mit den angenehmsten Hainen, eine heitere wolkenlose Luft erfüllt den Himmel, und eine sanfte überirdische Klarheit verbreitet ein magisches Licht über alle Gegenstände. Die Heroen wiederholen hier die Beschäftigungen, welche einst im Leben ihnen die liebsten waren. Sie üben sich im Ringen und andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Leier, welcher Orpheus die entzückendsten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorberhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wiesen, welche von klaren Bächen durchschnitten wurden, unter dem reizendsten Gesange der Vögel bald einzeln, bald in Gesellschaft. Ein ewiger Frühling herrscht; der Boden trägt unbearbeitet jährlich drei Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters sind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt. 2. Vergleichungsweise haben die Pariser einen ihrer Lieblingsgärten und Hauptvergnügungsorte Elysée oder Elisée genannt, welcher nebst Montbrillant in den sogenannten elysеischen Feldern liegt. Er ist mit einem prächtigen Palaste, in welchem Concerte und Spiele gegeben und köstlich gespeiset wird, verbunden. Der Garten ist nur klein, aber sehr niedlich und geschmackvoll angelegt, mit vielen seltenen und fremden Gewächsen, mit schönen Statuen, besonders einer niedlichen Copie der herrlichen Gruppe Amor und Psyche aus cararischem Marmor, verziert, und hat viele kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfrischungen gereicht werden, zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Cirkel von Bäumen; daneben sind Bänke und Stühle für die Zuschauer und Tänzer, und Orchesters für die Musiker, ferner mehrere gemauerte Teiche, ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der nie leer und ohne Jubel ist.

Elzevir oder Elzvier. Diese berühmte Buchdruckerfamilie zu Amsterdam und Leiden, hat sich einen besondern Ruhm durch die schönen Ausgaben gemacht, womit sie die Gelehrtenrepublik beschenkt hat. Ihre Wirksamkeit fällt in die Jahre 1595 bis 1680. Von ihren Gliedern haben sich Ludwig 1. und 2., Isaak, Abraham (associirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechselnd zu Amsterdam und Leiden, sodann Peter Elzevir zu Utrecht bekannt gemacht, welcher letztere jedoch weniger geleistet hat. Ludwig 1. war der erste Buchdrucker, welcher den Consonanten V von dem Vocal U unterschied. Isaak wählte eine Devise, die einen Adler mit einem Bund Pfeile und der Unterschrift: Concordia res

parvae crescunt, darstellte, welche er jedoch bald mit einer andern vertauschte, indem er an die Spitze seiner Bücher einen Baum und unter denselben einen aufrecht stehenden Mann mit der Umschrift: Non solus, stellte; diese Devise hat sich auch in der Familie der Elzevire erhalten. Abraham und Bonaventura veranstalteten die kleinen Ausgaben der Classiker in 12. und 16., welche heutiges Tages noch gesucht werden. Daniels Tod war ein wahrer Verlust für die Literatur. Er war einer der thätigsten, aber auch der letzte Buchhändler aus dieser Familie. Wenn gleich die Elzevire sowohl in gelehrten Kenntnissen, als auch in Ansehung der griechischen und hebräischen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, so waren sie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausgaben des Virgil, Terenz, des neuen Testaments, des Psalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, sind Meisterstücke der Typographie, sowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehrere Cataloge von ihren Ausgaben herausgegeben. Der letzte ist von Daniel (1674 in 12.) in sieben Abtheilungen, doch sehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften.

Email, Schmelz oder Schmelzglas, eine in Venedig erfundene Glasart oder sogenannter Fluß (der aus dem feinsten Crystallglase und einem Zusatz von Zinn oder Bleiasche durch die Schmelzung bei starkem Feuer und Beimischung von allerlei Farben bereitet wird), womit Metalle wie mit einer Porzellanrinde überzogen werden. Emaillemalerei, Schmelzmalerei, bei welcher man mit glasartigen, in Feuer geschmolzenen (metallischen) Farben malt, welche auf einem feuerfesten Grunde (aus gebrannter Erde und Porzellan, oder aus Metall bestehend, z. B. auf einer feinen Gold- oder Kupferplatte), der mit einem Grunde von Schmelz überzogen wird, eingebrannt werden. Sie kommt der Enkaustik nahe. Die Farben verfließen sehr sanft und geben sehr dauerhafte, weder durch Kälte noch Wärme zerstörbare Gemälde. Die Arbeit ist sehr schwierig. Die Alten malten schon auf Gefäße von gebrannter Erde; auch existiren Glaspasten, aber die eigentliche Malerei auf Glasurgrund rührt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts her. Emailliren, in Schmelz arbeiten oder überschmelzen. Eine emaillirte Dose, eine Dose von geschmelzter Arbeit. Uneigentlich spricht man auch von einem Email der Zähne.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen, daher in der Theologie und Philosophie der Alten das Emanationssystem, die Lehre vom Ausflusse aller Dinge aus einem höchsten Princip. Diese Lehre stammt aus dem Orient und war daselbst vorzüglich herrschend. Besonders ist die persische Lehre des Zoroaster bekannt. Sie nahm als höchstes Princip ein reines, vollkommenes und beseeltes Feuer an, dessen Bild und Symbol die Sonne sey. Aus diesem unendlichen und absoluten Feuer, das sich selbst und alle andern Dinge belebt, seyen alle materiellen und immateriellen Dinge wie aus einem Urquell ausgeflossen, und aus ihm ströme alle Wärme und Bewegung; unter ihm stehen die zwei untergeordneten Principe, welche zuerst aus demselben ausgeflossen und sich gegenseitig bekämpften, Licht oder Geist, Oromasdes, und Finsterniß oder Materie, Ariman. Aus jener seyen die Geister, aus diesem die Materie ausgeflossen. Je näher der Geist seinem Urquell sey, ein desto reineres

Feuer sey derselbe. Diese Lehre hat großen Einfluß auf die Philosopheme der ältern griechischen Philosophen gehabt, wie man auch an Pythagoras bemerkt. In der Geschichte der Dogmatik ist Emanationslehre die Vorstellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geist als Ausflüsse der Gottheit angesehen werden. In der Naturlehre versteht man darunter die Meinung Newtons, nach welcher die Lichtstrahlen ausfließende oder ausströmende Theilchen aus leuchtenden Körpern seyn sollen. Man sagt in letzterm Falle auch Emissionssystem.

Emancipation hieß bei den Römern die Entlassung des Sohnes aus der väterlichen und der Sclaven aus der herrischen Gewalt. Sie geschah vor dem Prätor mittelst gewisser Feierlichkeiten. Unter der Emancipation der Catholiken in Irland wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beschränkungen verstanden, denen die katholischen Bewohner dieses Landes unterworfen waren und noch zum Theil unterworfen sind. Irland, welches die Engländer nach wiederholten Kämpfen erobert hatten, war von den Siegern in frühern Zeiten hart und streng behandelt worden, und wiederholte Versuche, sich der fremden Herrschaft zu entziehen, hatten die Herrscher bewogen, immer strengere Maßregeln zu brauchen. Die Urbewohner des Landes, sämmtlich Catholiken, waren von allen öffentlichen Aemtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeschlossen; nur die der bischöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrschenden erhoben worden war, zugethanen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den ursprünglichen Bewohnern entrissenen Landeigenthums besitzen, konnten öffentliche Aemter bekleiden und zu Parlamentsmitgliedern gewählt werden. In diesem Zustande des Druckes befanden sich die irischen Catholiken bis zum Jahr 1793. Als aber die zu der Zeit der französischen Revolution ausgesprochenen Grundsätze eine allgemeine Gährung der Gemüther hervorbrachten, erwachte auch in den irischen Catholiken das lebhafte Verlangen, gleiche Rechte mit ihren protestantischen Mitbürgern zu erlangen. Eine angesehene Partei in England selbst unterstützte sie; der beredte Burke namentlich sprach wiederholt im Parlamente für die Emancipation der irischen Catholiken. Im J. 1792 übergaben die irischen Catholiken dem Könige eine Bittschrift, in welcher sie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meisten Grafschaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieses Gesuchs bedenklich sey, so befahl doch der englische Hof dem irländischen Parlamente, auf die Erleichterung der Catholiken zu denken. Es geschah dem gemäß, was nach der Verfassung geschehen konnte. Das irische Parlament erklärte im Jahr 1793, daß die Catholiken forthin gleiche Rechte mit den Protestanten nicht bloß in Hinsicht auf die Ausübung der Religion, sondern auch in Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse genießen sollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu stimmen. Nur von dreißig Staatsämtern und von dem Parlamente blieben die Catholiken ausgeschlossen, was jedoch ohne Abänderung der ganzen Verfassung, vermöge welcher jeder, der Parlamentsglied zu seyn begehrt, den Testeid (s. d. Art. Eid) leisten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der irischen Catholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig zufrieden, und freute sich seines wesentlich verbesserten Zustandes. Ein anderer Theil aber hegte die durch den revolutionären Geist der Zeit

Digitized by Google

geweckte und durch einige Große, welche mit Frankreich in Verbindung traten, genährte Erwartung, daß es Irland gelingen werde, sich durch Frankreichs Hülfe von der brittischen Herrschaft zu befreien; und bald brach eine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lords Camden, unterdrückte. Aber im Jahr 1798 brach der Aufruhr von neuem aus, und Irland ward der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges. Durch diese Rebellion überzeugten sich einsichtsvolle Männer in England wie in Irland, daß, so lange jedes der beiden Reiche seine eigene Gesetzgebung habe, so lange die Gesetzgebung des Schwächern von der des Mächtigern abhängig wäre, und die Bewohner beider Reiche ein getheiltes Interesse zu haben glaubten, Eifersucht und Mißtrauen fortdauern, und keine wahre und innige Verbindung Statt finden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, welche früher die Unabhängigkeit Irlands wünschten und anfangs die Rebellion unterstützten, eingesehen, daß bei der überlegenen Zahl der Catholiken und dem Hasse derselben gegen die Protestanten die Trennung Irlands von England das größte Unglück für sie seyn würde. So beschloß man denn, Irland mit England zu vereinigen, und drei Jahre nach jener letzten Rebellion, im Jahr 1801, kam die Union zu Stande, indem am 22. Jan. des genannten Jahres das vereinigte Parlament eröffnet ward. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten ward in der Unionsacte nichts weiter festgesetzt, als daß die bischöfliche Kirche, welche bisher die herrschende (established church) gewesen war, es auch in Zukunft bleiben, und mit der englischen eine Kirche ausmachen solle. Ueber das Verhältniß der Catholiken aber ward nichts bestimmt, und Pitt bemerkte, daß diese Angelegenheit besser einer künftigen besondern Berathschlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte das vereinigte Parlament einige Tage gesessen, als sich Gerüchte verbreiteten, welche auf die eben erst errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Besorgnisse erregten. Die Catholiken in Irland, sagte man, beschwerten sich über die Nichterfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um sie der Union geneigt zu machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleibliche Folge der Union verheißen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und seine Collegen hätten sich anheischig gemacht, die Erfüllung dieses Wunsches der Catholiken zu befördern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen sey, unüberwindliche Hindernisse gefunden, sich ihres Versprechens zu entledigen, darum hätten sie das Ministerium verlassen; die Catholiken aber wären getäuscht. In der That hatten auch Pitt und dessen Collegen diese Hoffnungen erregt, in der Erwartung, sie erfüllen zu können. Darum suchten sie es nach der erfolgten Union so einzuleiten, daß durch einen Parlamentsbeschluß einer gewissen Anzahl von Catholiken der Eintritt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen sie auch nach den im Jahr 1793 erlangten Vergünstigungen noch ausgeschlossen blieben, durch Dispensation vom Testeide möglich gemacht werden sollte. Der König aber widersetzte sich dieser Maßregel, weil er sich in seinem Gewissen überzeugt hielt, daß sie seinem Krönungseide zuwiderlaufe. Dies bewog Pitt zugleich mit seinen einstimmig darüber denkenden Collegen im Jahr 1801 zu resigniren. Pitt sah voraus, daß, wenn auch beide Häuser die projectirte Maßregel genehmigen sollten, doch der König seinen Assent verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Catholiken gegen die Person des Königs gelenkt werden würde.

Digitized by Google

Das wollte er als ein weiser Staatsmann verhüten, und aus diesem Grunde sprach er auch noch im Jahr 1805 gegen die Emancipation, als die Opposition von neuem darauf antrug, den Catholiken Sitz und Stimme im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen. Mehrmals haben die irischen Catholiken in den letzten Jahren, und namentlich im Jahr 1808, ihr Gesuch um völlige Emancipation erneuert, jedoch vergebens. — Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß man nicht glauben darf, daß die irischen Catholiken auch gegenwärtig noch unter einem harten Drucke leben. Vielleicht wird in der Folge Pitts ganzer Plan ausgeführt und Dispensation von dem Testeide bewilligt, wodurch dann die völlige Emancipation der Catholiken erfolgen würde. Tadeln indeß kann man den König und die Majorität des Parlaments nicht, wenn sie Bedenken tragen, ohne behutsame Vorbereitung in einem wichtigen Stücke die Verfassung zu ändern.

Emanuel der Große, König von Portugal von 1495 bis zum 13. Dec. 1521, wo er in seinem 53sten Jahre starb. Seine Regierungsepoche ist besonders merkwürdig geworden durch die Entdeckungsreise des Vasco de Gama (1497), zu welcher er eine Flotte von vier Schiffen, des Admirals Kabral, dem er eine Flotte von 13 Schiffen ausrüsten ließ (1500), und nachher des Americo Vespucci (1501 und 1503), so wie durch die Heldenthaten des großen Albuquerque, durch deren Bemühungen der Weg nach Ostindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz Entdeckung des Caps 1486), gefunden, die portugiesische Herrschaft in Goa befestigt, Brasilien, die Molukken u. s. w. entdeckt wurden. Emanuels Name ward durch diese großen Ereignisse von Pol zu Pol getragen. Portugals Handel stieg unter ihm zu einer nie gekannten Höhe; Amerika's Schätze flossen nach Lissabon, und Emanuels Regierungsjahre wurden „Portugals goldnes Zeitalter" genannt. Er starb am 13. Decemb. 1521, beweint von seinen Unterthanen, verwünscht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der südlichen Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloster zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, hinterließ er selbst Memoiren über Indien.

Embargo. Mit diesem spanischen Worte bezeichnet man den Arrest oder Beschlag, der auf die in einem Hafen liegenden Schiffe gelegt wird, entweder um sich ihrer ganz zu bemächtigen, wie beim Ausbruche eines Krieges mit den Schiffen der feindlichen Macht geschieht, oder um sie nur auf eine gewisse Zeit am Auslaufen zu hindern, wenn z. B. in dem Hafen Rüstungen Statt finden, die vor der Zeit nicht bekannt werden sollen.

Emblem, s. Sinnbild.

Embryo, die menschliche oder thierische Leibesfrucht in ihrem ersten Entstehen, wenn sie (bei Menschen) noch nicht drei Monate alt ist, oder das in den Fruchthalter gebrachte Eichen, welches noch nicht so weit entwickelt ist, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geschlecht bezeichnen, erkennen kann, wo es dann auch nicht mehr Embryo, sondern Fötus (Frucht) heißen würde. Die Zeit, in welcher dies geschieht, ist nach der Eigenschaft einer jeden Thiergattung anders. Der menschliche Embryo ist erst in der dritten Woche sichtbar, zu Ende der vierten Woche sieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzschlag erkannt ist; er hat jetzt die Größe ei-

ner Ameise oder Fliege, ist noch durchsichtig, was sich im zweiten Monate immer mehr zu verlieren scheint, bekommt nun Augen, Nase, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet, er ist wie eine Biene groß. Im dritten Monat bekommt Alles mehr Ausdruck, das Geschlecht wird deutlicher, er nimmt zu, wächst nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Emden, die Hauptstadt im Fürstenthum Ostfriesland am Flusse Ems, ist befestigt, groß und reich, und hat ungefähr 12,000 Einwohner. Alle drei christliche Religionsparteien haben hier freie Uebung. Außer dem Handel, welchen man hier zu Wasser treibt, und der Häringsfischerei insbesondere, für welche sich eine eigene Gesellschaft gebildet hat, gibt es auch Zwirn-, Strumpf-, Baumwollen- und Lederfabriken. Unter Napoleons Regierung war sie die Hauptstadt des Departements der Ost-Ems. Der Seehandel dieses Platzes war zur Zeit und so lange Preußen seine Neutralität behauptete, von der höchsten Wichtigkeit. Seit Juni 1815 gehört Emden mit ganz Ostfriesland zu dem Königreiche Hannover, an welches es von Preußen abgetreten wurde.

Emeritus hieß eigentlich bei den Römern ein Soldat, welcher seine Zeit ausgedient hatte und sich nicht wieder enrolliren zu lassen brauchte. Sie standen unter den Kaisern, eben so wie die Veteranen, in großem Ansehen. Nachher hat man auch die Benennungen auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, und jeder Ausgediente oder Dienstentlassene heißt Emeritus: daher pro emerito erklären, in Ruhestand versetzen.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl die Geschichte uns zahlreiche Beispiele liefert, daß die Bewohner eines Landes, sämmtlich oder zum Theil, bald wegen Bedrückungen der Regierung, bald wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich und die Protestanten in Salzburg (1732), oder wegen anderer Ursachen sich zu dem Entschluß genöthigt sahen, ihre Heimath zu verlassen, um in fremden Ländern und unter Fremdlingen sich anzusiedeln; so pflegt man unter der Benennung Emigranten doch vorzugsweise diejenigen Ausgewanderten zu verstehen, die Frankreich verließen, theils als die Revolution begann, und die Stimmung des Volks sich gegen Hof und Adel aussprach, theils als sie bald nach ihrem Ausbruche jenen furchtbaren Charakter annahm, der die Schreckensperiode auszeichnete. Als in jener unseligen Zeit sich alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflöseten, Wuth und Raserei an die Stelle der Ordnung traten, blutdürstige Pöbeltyrannen in schneller Folge auf einander die zerfleischende Geißel über ihr Vaterland schwangen, und Adel und Reichthum allein schon ein todeswürdiges Verbrechen waren, blieb Flucht die einzige Rettung aller derer, die auf diese Weise der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung geworden waren. In zahlreichen Strömen ergossen sich damals die Unglücklichen in die Länder ihrer Nachbarn, theils mit einiger geretteten Habe, theils aber auch völlig hülflos und entblößt. Männer und Weiber, Kinder und Greise, Priester und Edelleute bildeten ein eben so buntes als ungleichartiges Gemisch. (Wir bemerken beiläufig, daß diese Scenen auch von Göthe in seinem Hermann und Dorothea und in den Unterhaltungen französischer Ausgewanderten zur lebendigsten Erinnerung aufgefaßt worden sind.) Sie waren mit der Hoffnung geflüchtet, in kurzem ihr Vaterland nach hergestellter Ordnung wieder zu betreten, und blieben daher anfangs auch größtentheils in den zunächst an Frankreich gelegenen Provinzen.

Digitized by Google

Erschütternd war der Anblick zahlloser Unglücklichen, die das gährende Vaterland, wie ein Vulkan einen Lavastrom, auszuwerfen schien, und bot dem Menschenbeobachter die mannichfaltigsten Scenen dar. Die äußerste Verderbtheit beurkundete sich neben der edelsten Duldung und Selbstverläugnung, und wenn wir einer Seits Zeugen der zügellosesten Ausgelassenheit und Ausschweifung waren, so sahen wir anderer Seits Personen aus den ersten Geschlechtern entsprossen und an alle Gemächlichkeiten eines genußvollen Lebens gewöhnt, mit einer Resignation und einer Würde Entbehrungen ertragen und einen geringen Erwerbszweig ergreifen, die uns zur Bewunderung hinrissen. Ungerecht war das Verdammungsurtheil, wodurch man alle diejenigen für Nichtswürdige und Feige erklärte, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr seinem Schicksal überließen, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, statt daß sie die Wohlfahrt Aller zu Herzen nehmen sollten. Wo das Laster herrscht und die Tugend ein Verbrechen ist, darf der Gutgesinnte nichts hoffen. Zu läugnen ist jedoch nicht, daß der größere Theil jener ersten Emigranten aus Weichlingen und aller Anstrengung und Thätigkeit entwöhnten Menschen bestand, die durch ein sittenloses und ausschweifendes Betragen gar bald für alles, was Emigrant hieß, ein ungünstiges Vorurtheil erweckten. Dies, noch mehr aber die Besorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt versagt, in andern nur mit Einschränkung zugestanden wurde. An der Spitze der Emigranten standen die königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der erstere aus den Flüchtlingen eine Armee bildete, die, mit den alliirten Heeren in Deutschland in Verbindung, zur Wiederherstellung der alten Ordnung mitwirken sollte. Zu Coblenz hatte sich ein eigener Gerichtshof gebildet, der die Justizsachen des sogenannten auswärtigen Frankreichs entschied. Allein der Erfolg entsprach den gehegten Hoffnungen nicht; Dumouriez Eindringen in die Niederlande und Holland vertrieb sie aus diesen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichsten Zustande, und die Schreckensscenen, die Frankreich indeß in seinem Innern darstellte, die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Sie zerstreuten sich nach und nach in alle Länder Europa's und ergriffen verschiedene Erwerbszweige. Das Condésche Corps trat zuletzt in russischen Sold, und löste sich in dem russisch-österreichischen Feldzuge von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, wurden, bis auf wenige Ausnahmen, sämmtliche Emigranten aus der Liste gestrichen, und bekamen die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die in Frankreich nichts zu gewinnen und im Auslande bereits sich etablirt hatten, nunmehr keinen Gebrauch machten. Die Constitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Bestimmung, daß die Emigranten kein Recht haben sollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufordern; dies hinderte sie indeß nicht nach der Restauration von 1814, mit übertriebenen Ansprüchen hervorzutreten, wodurch die Nation zum Unwillen gegen die königliche Regierung gereizt werden mußte. (Man vergl. darüber Frankreich.) Eine andere Art von Emigration trat 1814 und 1815 bei den Anhängern Napoleons ein.

Eminenz, der Titel der Cardinäle.

Emir (wörtlich, edel, fürstlich), ein Ehrenname, den sich in der Türkei diejenigen beilegen, welche ihr Geschlecht von Mahomed und seiner Tochter Fatima herleiten. Man findet Emirs 1. in Arabien,

Digitized by Google

wo sie Anführer der herumschweifenden Horden oder Beduinen sind. Ihre Abkunft ist jedoch zweifelhaft. 2. In der Türkei selbst. Sie gleichen gewissermaßen dem Erbadel, tragen als Auszeichnung einen Turban von meergrüner Farbe — welches die Farbe Mahomeds seyn soll — haben gewisse Privilegien, übrigens aber auf Staatsämter nicht mehr Ansprüche als jeder Osman, und leben größtentheils in drückender Armuth, weil sie träge und ausschweifend sind. — Auch wird das Wort Emir zu gewissen Aemtern und Verrichtungen gesetzt, z. B. Emir Hadschy, Anführer der Pilger auf Caravanen.

Empedokles, einer der berühmtesten Philosophen der Jonischen Schule, war um 460 vor Chr. Geb. zu Agrigent in Sicilien geboren. Er stand bei seinen Mitbürgern in so großem Ansehen, daß sie ihm die Krone anboten; allein als ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andere schlug er sie aus, und vermochte sie, die Aristokratie abzuschaffen und eine Demokratie einzuführen. Durch seinen Reichthum unterstützt, kleidete er sich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit ansah. Aber die Agrigentiner nahmen keinen Anstoß daran; mit unbegränzter Hochachtung verehrten sie in ihm den Wiederhersteller und Beschützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dichter, Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beschwörer der Natur, der den Lauf derselben hemmen und selbst dem Tode gebieten könne. Er soll in den Berg Aetna gestürzt seyn. — Empedokles trug seine Philosophie in einem poetischen Gewande vor. Feurige und kühne Bilder zeichneten seine Verse eben so sehr aus, als Wohllaut und Anmuth. Lucrez war hierin sein Nachahmer. Das ihm sonst beigelegte Gedicht über die Sphäre in Jamben wird für unächt gehalten. Die Ueberbleibsel seiner Gedichte hat Fr. Wilh. Sturz (Leipzig 1805) nebst einer Abhandlung über sein Leben und seine Philosophie herausgegeben. Er nahm vier unveränderliche, aber nicht einfache Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, an, unter denen das Feuer, als das Wirkende, die Hauptrolle spielt. Alle Entstehung, lehrte er, sey nur Zusammensetzung schon vorhanden gewesener Theile; aller Untergang oder Tod nur Auflösung des vorher Vereinigten. Die dabei wirksamen Urkräfte nannte er Freundschaft, Feindschaft und Zufall. Die ganze materielle Welt ist göttlich und wird durch Freundschaft, als das einigende Princip, zusammengehalten. Die Erde hielt er für unbeweglich. Der Himmel, sagte er, der die Erde umgibt, bewegt sich so schnell, daß er den Fall und die Umwälzung der Erde eben so hindert, wie das Ausfließen des Wassers durch das schnelle Herumschwingen eines Kessels zurückgehalten wird. Den Himmel hielt er für eine feste krystallene Masse, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts, oder für den Rückschein einer andern Sonne, die ihr entgegengesetzt stehe und den Himmel erleuchte. Er sprach von zwei Halbkugeln, die sich beständig um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zusatze von Feuer bestehe. Diese letzte war die Nacht; ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlassenen Luft gleichsam zusammengefroren sey und sein Licht von der Sonne erhalten habe. Das Licht, das uns die äußern Gegenstände sichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen stellte er es als eine feurige Materie vor, die den

Digitized by Google

Raum zwischen Himmel und Erde erfülle. Ein andermal sagt er sogar, daß wir die Körper dadurch sähen, daß Theile von ihnen in unser Auge flössen. Die Götter ließ er, wie Menschen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern entstehen und wieder aufgelöset werden; doch waren sie an Gestalt nicht menschenähnlich. Sie waren aus dem geistigen Wesen geflossen, das die Ursache des Lebens, Empfindens und Denkens ist, jedoch größere Massen als die Seelen der Menschen. Die Dämonen unterscheiden sich von den Göttern durch ihre Sündbarkeit. Er lehrte, daß die menschlichen Seelen gefallene Dämonen seyen, die verschiedene Körper durchwandern müßten, bis sie gereinigt die vorige Seligkeit wieder erlangten. Das Wesen der Seele erklärte er für zusammengesetzt aus allen vier Elementen und den beiden Grundursachen, weil sie sonst die daraus zusammengesetzten Dinge nicht würde zu erkennen im Stande seyn. Empfindungsvermögen und Verstand waren ihm eine und dieselbe Kraft. Die Sinnenkenntnisse verwarf er als trüglichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Prüferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode, lehrte er, werde die menschliche Seele nicht nur Thiere, sondern auch Pflanzen und Gewächse beleben, die er sich nicht bloß als lebende und empfindende, sondern auch als vernünftige, des Begehrens und Verabscheuens fähige Wesen dachte. Nach dieser Wanderung komme sie endlich in die Versammlung und an den Tisch der Götter, und lebe dort, von allen Beschwerden und dem sterblichen Leibe befreit, in vollkommner Seligkeit, die er sich aber eben so sinnlich, wie die Seele körperlich vorstellte.

Empfängniß nennt man den Act des thierischen Lebens, durch welchen das weibliche Geschöpf von dem männlichen den zur Befruchtung dienlichen Stoff empfängt. Die Natur hat das Geschäft der Erzeugung der belebten Geschöpfe in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Obgleich der forschende Geist des Menschen versucht hat, durch genaue Beobachtungen und daraus gezogene Schlüsse ihre Geheimnisse zu enthüllen, so ist doch durch die Bemühungen der Physiologen noch nichts gewonnen worden, als auf Hypothesen gebaute Theorien, und das Wahre ist immer noch nicht ergründet.

Empfindsamkeit ist die Fertigkeit des menschlichen Herzens, durch etwas, das wirklich rührend ist, leicht gerührt zu werden, oder die Fähigkeit, sittliche Empfindungen zu haben; und in engerer und gewöhnlicher Bedeutung, eine hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften sittlichen Empfindungen. Mit Unrecht verbindet man im Leben mit der Bezeichnung und dem Worte empfindsam einen Nebenbegriff von Süßlichkeit, Affectation u. s. w. Ist die Empfindsamkeit übertrieben, und dem Gegenstande, durch den sie erregt wird, nicht angemessen, so heißt sie Empfindelei; diese ist eine überspannte Empfindsamkeit. Die Erscheinung der J. M. Millerschen Romane, namentlich Siegwarts, war in den siebziger Jahren die Veranlassung einer übertriebenen und lächerlichen Empfindelei in Deutschland, die lange genug dauerte, bis sie der Sturm- und Drang-Periode, durch Göthe's Götz aufgeregt, weichen mußte.

Empfindung, wird oft gleichbedeutend mit Gefühl gebraucht, muß aber eigentlich von dem Gefühl unterschieden werden, und ist für die Wahrnehmung einer Veränderung in den Organen unsers Körpers, Bewußtseyn eines äußern Eindrucks zu gebrauchen. Die Empfindungen theilen sich in Gemeinempfindungen, auch Ge-

meingefühl und Organempfindungen, Sinnesempfindungen. (Vergl. Gefühlsvermögen.)

Emphasis, Emphatisch, s. Nachdruck.

Emphyteuse (Emphyteusis), 1. das Nutzeigenthum oder Recht an einer fremden unbeweglichen Sache, welches Jemanden unter der Bedingung der Verbesserung (Melioration) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (Canon, Erbzins) als Zeichen der Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums übertragen worden ist; 2. auch das Grundstück, das unter diesen (emphyteuticarischen) Bedingungen Jemanden zur Benutzung überlassen ist, und 3. der Contract hierüber. Der deutsche Name dieses ursprünglich römischen Instituts ist Erbzinsrecht, Erbzin-gut (doch hat dieser Ausdruck noch eine andere Bedeutung, welche im deutschen Rechte vorgeht, (s. Erblehen) und Erbzinscontract. Der Besitzer oder Nutzeigenthümer eines solchen Gutes heißt Emphyteuta, Erbzinsmann; der Obereigenthümer Zinsherr. Die Emphyteuse entsteht nicht bloß durch Bewilligung des letztern, sondern auch durch Verjährung. Ersterer kann sein Nutzeigenthum auch auf Andere übertragen, jedoch ist nach der richtigen Meinung der Juristen hierzu immer die Einwilligung des Obereigenthümers nöthig; auch hat er noch mehrere andere Rechte.

Empirie, die Erfahrung (s. d. Art.). Empirismus, eine Denkart, die bloß der Erfahrung huldigt; empirisch, was sich auf Erfahrung bezieht, aus ihr geschöpft ist; und Empiriker, dessen Kenntniß bloß auf Anschauungen und Versuchen beruht, und daher unzusammenhängend und ohne Principien ist; auch der, welcher bloß der Erfahrung folgt.

Empörung, der Aufstand gegen die bestehende Regierung im Staate. Sie hat den Zweck, die Herrschaft derselben aufzuheben, um einen andern Regenten oder eine andere Regierungsform einzuführen, oder auch den Maßregeln einer Regierung insbesondere entgegenzuwirken. Letzteres wird gewöhnlich Aufruhr genannt. (S. d. Art. Aufruhr und Revolution.)

Ems, ein berühmter Badeort an der Lahn in der Wetterau, zu Nassau-Usingen gehörig. Die Gegend umher ist von hoher mannichfaltiger Schönheit. Zwischen Bergen und Steinklippen rauscht die Lahn hin, und bewässert anmuthige Wiesenthäler und Auen. Im Jahre 1583 wurden die ersten Brunnengebäude errichtet; überhaupt ist der Ort alt. Die zwei hier befindlichen Badehäuser dienen auch den Gästen zu Wohnungen. Jedes derselben hat mehrere Hauptbäder, die wieder in mehrere kleinere Bäder abgetheilt sind; auch sind in jedem besondere Trinkbrunnen. Die Privathäuser sind zur Aufnahme von Fremden. Das Mineralwasser zu Ems ist durchaus warm, obschon nicht von gleicher Wärme, denn der Unterschied der Wärme ist von 84 — 120 Grad Fahrenheit. Der Trinkbrunnen sind überhaupt sieben: das Kränchen, der Kessel- und Wappenbrunnen, der Mittel- oder Kurbrunnen, das Marienbrünnchen, der Spring- und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen, und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder sind: die alten, die neuen, die Fürsten- und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondellbad. Die stärksten Quellen sind im alten, ehemals hessendarmstädtischen Hause. Der Mittel- oder Kurbrunnen ist der wärmste und hat eine Wärme von 120 Grad Fahrenheit. Das Fürstenbad ist sehr prächtig aus inländischem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50,000 Krüge zur Versendung. Die Wasser ge-

Digitized by Google

hören zur Gattung der alkalisch-salinischen, und enthielten nach Cartheuser: im Kränchen 25 Gr. alkalisches Salz und 1. Gr. Kalkerde, im Kesselbrunnen 22 Gr. alk. Salz und 1. Gr. Kalkerde, im Wappenbrunnen 21 1/2 Gr. alk. Salz und 1 Gr. Kalkerde, in der Susenquelle 23 1/2 Gr. alk. Salz und 2 1/2 Gr. Kalkerde, im Fürstenbade 19 Gr. alk. Salz und 1 Gr. Kalkerde, und im Neubade 18 1/2 Gr. alk. Salz und 1 1/2 Gr. Kalkerde. Sie haben noch außerdem viel Luftsäure. Das Wasser des Kränchenborns wird, so wie das des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Das hiesige Wasser ist sehr nützlich bei chronischen Catarrhen, schleimigtem Husten, Verstopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in Urinwegen, Gicht, steifen Gliedern u. s. w. Auch rühmt man es bei Augenbeschwerden. Jenseits der Lahn, am Spieß, ist die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Mempel. Schon oft fand man hier Vögel, Mäuse ꝛc. von der betäubenden Luft getödtet. Selbst in der Lahn sprudeln warme Quellen auf, und es ist da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Punkte für Ausflüge während der Kurzeit sind: Dausenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen, Nassau, in einer ebenfalls höchst reizenden Umgebung, mit den alten Burgen Stein und Nassau; Koblenz und Ehrenbreitstein mit dem unvergleichlichen Rheinthale ꝛc.

Encriniten, Seelilien, Lilienſteine, d. h. gewisse Versteinerungen von Thieren, die man jetzt nicht mehr lebendig findet.

Encyclopädie. Dies zwar aus dem Griechischen gebildete, aber den Griechen (welche dafür εγκυκλιος παιδεια, παιδεια εν κυκλῳ, auch εγκυκλια μαθηματα sagten) in dieser Zusammensetzung fremde Wort, bezeichnete ursprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, in welchem die alte Welt die Bildung eines freigebornen Menschen umschloß (artes liberales der Römer; s. d. Art. freie Künste). Späterhin wurde dieses Wort vom Leben auf die Wissenschaften übertragen, und von jeder zusammenhängenden Uebersicht, sowohl des gesammten Gebiets menschlicher Wissenschaft (Universalencyclopädie), als auch einzelner Felder derselben (Particular- oder Partialencyclopädie), gebraucht. Doch unterscheidet man die encyclopädische Darstellung der einzelnen Wissenschaften, welche aus einer kurzen Zusammenstellung der Hauptgrundsätze oder der wichtigsten Gegenstände derselben besteht, von der Encyclopädie einer Wissenschaft oder der Wissenschaften, d. i. eine wissenschaftliche Uebersicht über den Inhalt derselben. Erstere wäre eigentlich nur die kürzere vorgetragene Wissenschaft selbst. Das Bedürfniß einer solchen Uebersicht wurde schon in frühern Zeiten theils zum Behuf einer nach festen Prinzipien anzustellenden Ausbildung der Wissenschaften unter sich, theils auch nur zur Erleichterung des Auffindens einzelner Notizen immer fühlbarer, je mehr sich die Begriffe und Kenntnisse mehrten, und in dieser doppelten Rücksicht wurde sie bald in systematischer, bald in alphabetischer Form abgefaßt. Der Geist des Sammelns und Compilirens, welcher in der alexandrinischen Schule herrschte, führte bald auf entferntere Versuche dieser Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der Aeltere (jener in seinen verlornen Schriften rerum humanarum et divinarum antiquitates und disciplinarum libri IX, dieser in seiner historia naturalis) ähnliche Werke. Auch die

Digitized by Google

spätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianus Capella Satiricon in neun Büchern, welches im Mittelalter häufig gebraucht und gelesen wurde, können hieher gezogen werden. Unterdeß waren dies immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtseyn Encyclopädien unternommen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eisernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyclopädien einzelner Wissenschaften Summae, auch Specula genannt, z. B. die Summa theologiae des Thomas von Aquino und andere), sondern auch eine Universalencyclopädie lieferte, wie sie noch nicht gesehen worden war. Es war der wackere und unverdrossene Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13ten Jahrhunderts die ganze Summe von Kenntnissen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe (Speculum historiale, naturale, doctrinale, welchem ein Ungenannter wenige Jahre später ein Speculum morale in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftsteller selbst darstellte — ein wahrer Schatz für die literarische Charakteristik des Mittelalters, und selbst in mehrfacher wissenschaftlicher Rücksicht (z. B. der profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueste Ausgabe zu Douay in 4 Bdn. in Fol.) Im 17ten Jahrhunderte lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften des Matthias Martinius, Prof. und Rectors am Gymnasium zu Bremen (idea methodica et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis. Herborn. 1606. 8.) und Joh. Hein. Alsteds (Encyclopaedia 7 tomis distincta. Herb. 1620. 2. Voll. fol. und mehrere andere Schriften) der scharfsinnige Francis Bacon, Lord Verulam in seinen kleinen, aber sinn- und gehaltvollen Büchern novum organon scientiarum und de augmentis scientiarum (beide zu Leiden 1646. 12. und in seinen Werken) die Grundlage einer Encyclopädie voll der tiefsten Forschungen und kühnsten Ahnungen, die sein Zeitalter nicht verstand. Seit seiner Zeit mehrten sich Encyclopädien in ungemessener Zahl, aber keine derselben hatte den reinwissenschaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen sich entweder auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny la science des personnes de la cour, de l'épée et de la robe. Ed. V. par H. P. de Limiers. Amst. 1717. IV. 8. Jo. Cph. Wagenseil Pera librorum juvenilium. Altorf. 1695. V. 8. Der geöffnete Ritterplatz. Hamb. 1715 ff. 12.), oder sie waren auch zum Gebrauch für Gelehrte bestimmt, um das Auffinden einzelner Notizen zu erleichtern. Zu den größern Werken früherer Zeit würde die von Cornelli unternommene Galeria di Minerva (Venet. 1696–1717. 7 Tom. fol.) gehört haben, welche auf 45 Foliobände angelegt war, wenn sie ganz erschienen wäre (vergl. Keyßlers Reisen 1r Th. S. 1136). Glücklichern Fortgang in Rücksicht der Beendigung hatte das: Große vollständige Universallexicon aller Wissenschaften und Künste (von seinem Unternehmer gewöhnlich das Zedlerische genannt. Halle und Leipz. 1732–1750. 64 Bände mit s. Supplem. ib. 1751–1754. 4 Bde. Fol.), das im Ganzen eine sinn- und werthlose Compilation ist, und nur einzelne gelungene Partieen hat, z. B. in der Genealogie. Die Engländer besitzen eine oft aufgelegte Cyclopaedia or a universal dictionary of arts and sciences by C. Chambers. Dublin. 740. II. f. u. viele a., von denen wir hier noch nennen wollen: Encyclopaedia Britannica. Es sind davon 5 Aufl. da. Die beiden letzten sind sich fast gleich, das

gegen gehören 5 Bände in 10 Theilen Supplemente dazu, von welchen bis Anfang 1817 3 Theile erschienen sind; 1778 erschien davon die erste Aufl. in 10 Quartbänden; die 4te (1810) und 5te (1815) hat 20 Quartbände. — Rees Encyclopaedia, in 4to. Es sind davon bis zu Anfang 1817 68 Parts erschienen, die bis zum Ende des S gehen. — Edinburgh Encyclopaedia in 4to. bis 1818 XI. Vol. oder 22 Parts, die bis ins I. reichen. Dieses Werk wird von D. Brewster in Edinburgh geleitet. — Encyclopaedia Londinensis in 4to., herausgegeben von John Wilkes; bis 1817 waren davon 15 Theile erschienen, die die Hälfte des Alphabets umfassen. — Encyclopaedia Edinensis in 4to., erst 1816 angefangen, herausgegeben von J. Millar; soll aus 6 Quartbänden bestehen. Noch neuer ist die Encyclopaedia metropolitana, von der bis 1818 zwei Theile (Parts) erschienen sind. Sie soll aus 25 Quartbänden, jeder in 2 Theilen, bestehen. — Nicholsons british Encyclopaedia in 6 gr. 8. Bdn. 1809 (wird jetzt von D. Poppe für Deutschland bearbeitet). — Gregory's Dictionary of arts and sciences, 2. Vol. in 4to. — Encyclopaedia perthensis in 23 Vol. 8. Außer diesen größern Encyclopädien sind in England eine Menge kleinerer von Watson, Willich, Kendal ꝛc. erschienen. Die Italiener: G. P. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro profano. Vénez. 1746-1751. X. fol. Vorzugsweise nennt man französische Encyclopädie das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neufchatel, 17 Foliobände, nebst 6 Bdn. mit Kupfern, wovon gegenwärtig (1818) eine neue ganz, und mit veränderter Tendenz umgearbeitete Ausgabe angekündigt worden. (Hierüber sehe man den folg. Art.) Ihm folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyclopädischen Wörterbuche, und noch weit. aussehender ist die Encyclopédie méthodique, die seit 1782 zu Paris erschienen ist, und jetzt 185 Quartbände nebst vielen Kupfern enthält. Auch die Deutschen lieferten mehrere Werke dieser Art, unter denen sich besonders Krünitzens Encyclopädie auszeichnet, von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten, den Schütz angefangen und Graßmann fortgesetzt, und zuletzt Flörke, der Bearbeiter des großen Werks, besorgt hat. Gegenwärtig haben der Buchhändler Enoch Richter in Leipzig und der Bibliothekar Ersch in Halle eine große deutsche „Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste," in 40 Quartbänden unternommen, von der im August 1818 der erste Theil erschienen ist. Encyclopädisch von einer Wissenschaft heißt, im Umrisse dargestellt. A...s.

Encyclopädie (Französische). Encyclopädisten heißen vorzugsweise in der französischen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, in Form eines Wörterbuchs abgefaßten, Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste, deren Plan Diderot entwarf, so wie auch diejenigen welche sich an sie anschlossen, und zu ihren philosophischen und kritischen Grundsätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek sagt von diesem Unternehmen: da sich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wissenswürdige interessirte, konnte er auch seine literarischen Beschäftigungen nicht auf ein gewisses Fach einschränken. Mathematik, Physik, Philosophie und schöne Literatur zogen ihn abwechselnd an. Ein so encyclopädischer Kopf wie Diderot, mußte es seyn, der auf den Gedanken gerieth, ein summarisches Archiv aller Kenntnisse, die sich der menschliche Geist bis um

Digitized by Google

die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben, in der Form eines universellen Real-Wörterbuchs zu veranstalten. Ein so enthusiastischer Mensch, wie Diderot, mußte es seyn, der sich von der Ausführung dieses Gedankens durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, und im Eifer für seinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein solches Werk durch Begünstigung des oberflächlichen und einseitigen Dilettantismus stiften könne. In den philosophischen und ästhetischen Artikeln wurde nun gar, als die viel versprechende Encyclopädie zu Stande kam, die besondere Vorstellungsart der Bearbeiter dieser Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen, damit die Encyclopädisten um so bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweise Philosophie hieß. Auf den literarischen Geschmack, vornehmlich der Franzosen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädisten großen Einfluß gehabt. Polirte Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moralischen Tendenzen verbunden, war das Höchste, was die Encyclopädisten in der Kunst ansahen, und zur Bestreoung aufstellten. So wie sie die Poesie bloß durch den Verstand auffaßten, so sollte auch die Poesie Product der Reflexion seyn, und ihre Ansicht wurde, vermöge des Ansehens, welches sie sich erworben hatten, für die französische Kunst und Poesie sehr beschränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Ansehn gewannen sie durch ihre, dem damaligen Geschmack der Nation ganz angemessene Philosophie; ja es ist kaum ein Beispiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen solchen politischen Einfluß gewonnen hätten, als die französischen, namentlich die französischen Encyclopädisten. Aber ihre Philosophie war auch durchaus Modephilosophie, Philosophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anstatt mit festem Schritte sein Ziel zu verfolgen, räsonnirte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu seyn, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Paradores lag. Dieses Gemisch von Philosophie und schöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfassung Meinungen vortrugen, welche dem Publicum schmeichelten, und wegen derer die Encyclopädie einmal von der Polizei mit Arrest belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfasser wurden bestraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil sie zu schwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädisten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angesehensten Cirkeln der damaligen Zeit die in ihrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungslosen Räsonnements über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die französische Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, sagt ein einsichtsvoller Deutscher, den sogenannten Philosophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die sich mit sehr verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens beschäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchste in der philosophischen Weisheit anpriesen) gelang, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen und dadurch eine politische Macht zu werden, welche den Umsturz des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philosophen, sondern der Tactik, welcher sie sich bedienten, um beim Volke ein Ansehn zu erhalten, und

Digitized by Google

der Schwäche des Widerstandes, der ihr von der Regierung entgegengesetzt wurde. A...s.

Encyclopädie der Wissenschaften ist eine Darstellung derselben nach ihrem Inhalt und ihrem Zusammenhang unter einander. Diese Darstellung kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt wählt, von dem man ausgeht. Hier, wo Deutlichkeit und Leichtverständlichkeit die ersten Erfordernisse sind, haben wir folgendes Verfahren gewählt. Alle Wissenschaften lassen sich unterscheiden in anthropologische und ontologische. Jene haben den Menschen nach seinen geistigen und moralischen Eigenschaften, diese das Ding, d. h. alles, was außer unserm Innern vorhanden ist, zum Gegenstande. Jedes dieser zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologische in 1) Philosophie, 2) Geschichte, 3) Geographie, 4) Staatswissenschaft oder Politik. Das ontologische in 1) Mathematik, 2) Physik, 3) Naturgeschichte, 4) Technologie. — Jede dieser acht Wissenschaften hat wieder ihre Unterabtheilungen, in welcher Hinsicht wir sie durchgehen wollen. Die Philosophie oder die Kenntniß der ursprünglichen und um deßwillen nothwendig genannten Eigenschaften des Menschen hat nach ihrem gegenwärtigen Zustande folgende Theile: a) Kritik der reinen Vernunft oder Kritik der Erkenntnißvermögen des Menschen, worin untersucht, ob, und bewiesen wird, daß es Grundsätze für das Denken und Handeln gibt, welchen der Name nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, die Wissenschaft des Denkens, welche die Grundsätze darlegt, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat: c) Metaphysik, die Wissenschaft von den allgemeinen und in so fern nothwendigen Eigenschaften alles dessen, was je in den Kreis unsrer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforschung kommen kann. Sie erstreckt sich demnach sowohl über alle anthropologische, als über alle ontologische Wissenschaften und ordnet sie der Philosophie unter; d) Moral und Naturrecht, von denen jene die ursprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), diese die ursprünglichen Rechte des Menschen lehrt (daher auch philosophische Rechtslehre). Beide Wissenschaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion, oder die Lehre von dem Verhältniß des Menschen und Menschengeschlechts zur Gottheit. — Von diesen fünf Disciplinen der Philosophie untersuchen die drei ersten, was ist wahr, ohne Rücksicht der Anwendung für das Leben und Handeln, und bilden daher die speculative Philosophie; dagegen bilden die beiden letzten die practische Philosophie, weil sie lehren, was der Mensch thun soll und darf, und wie er leben muß. — Die Geschichte oder die Kenntniß von den frühern Zuständen und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zustande des Menschengeschlechts heißt, wenn sie diese Zustände in ihrer Gesammtheit umfaßt, allgemeine Geschichte, Universalgeschichte, Geschichte der Menschheit, zerfällt aber, je nachdem sie nur einen einzelnen Theil der Menschheit, oder einen einzelnen Theil der Zustände, worin sich die Menschheit oder ein Theil derselben bis auf den einzelnen Menschen hinab befunden, in mehrere besondere oder Specialgeschichten. Dahin gehört die Literaturgeschichte oder die Geschichte des Fortschritts der Wissenschaften, die Kunstgeschichte, die Kir-

chengeschichte, die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft und Kunst, die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geschichte einzelner merkwürdigen Personen (Biographie) u. s. w. Außerdem gehören hierher gewisse Hülfswissenschaften, deren die Geschichte bedarf, als: Kritik, um das Falsche vom Wahren zu sondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten sich zugänglich zu machen u. s. w. — Die Geographie oder die Darstellung des Zustandes des Menschengeschlechts in einem gegebenen Zeitalter ist zunächst verschieden nach diesem Zeitalter. Gewöhnlich unterscheidet man alte Geographie, welche die Kenntnisse über Erde und Menschen enthält, die sich aus den Schriften der Griechen und Römer schöpfen lassen; mittlere Geographie, etwa vom 7ten bis 15ten Jahrhundert, und neue oder neueste Geographie. Politische Geographie ist diejenige, welche die bestehenden Staaten beschreibt; die mathematische Geographie beschäftigt sich mit den Vermessungen auf der Erde, in so fern sie zu geographischen Bestimmungen nöthig sind; die physische Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Bewohner; doch zeigt sie die Eigenschaften der letztern nur so weit, als sie von der Beschaffenheit des Wohnorts herrühren. Die Staatswissenschaft oder der Inbegriff aller der Kenntnisse, welche zu Aufrechthaltung eines gesellschaftlichen Vereins, Staat genannt, erforderlich sind, kann mannichfach eingetheilt und dargestellt werden. Wir wählen diejenige Darstellung und Eintheilung, aus welcher am leichtesten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener sich davon aneignen muß, theils als Haupt-, theils als Nebensache. a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreligion, womit in den meisten Staaten das gesammte Unterrichts- und Schulwesen verbunden ist. Man rechnet dazu Exegese, oder die Kunst, die Bücher der Bibel zu verstehen und auszulegen, Dogmatik oder die systematisch zusammengestellten Glaubenssätze, die christliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen besonders ausgehobenen Vorschriften, die Kirchengeschichte oder die Kenntniß der Entstehung, Ausbildung und Feststellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verschiedenen darauf sich beziehenden Einrichtungen in christlichen Ländern, endlich die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche und die Erlernung der Kunst, diesen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Versammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlassungen Eingang, Achtung und Beifall zu verschaffen: Liturgik, Katechetik, Pastoraltheologie, Polemik, Kanzelberedsamkeit u. s. w. b) Jurisprudenz oder Kenntniß der Gesetze und innern Einrichtungen eines Staats und des Verfahrens, sie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil- oder bürgerliche Recht, nach welchem die Ansprüche über mein und dein, die ein Staatsbürger an den andern hat, entschieden werden; das Criminalrecht, welches die Strafen für begangene Verbrechen bestimmt; der bürgerliche und peinliche Prozeß, welcher das in einem Civil- oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vorschreibt. Außerdem gibt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von Gesetzen und Bestimmungen für einzelne Gegenstände, als Lehnrecht, Wechselrecht, Seerecht, Kirchenrecht, Forstrecht, Kriegs-

Digitized by Google

recht, Staatsrecht u. ſ. w. c) Finanz- oder Cameralwiſſenſchaften, oder die Kenntniß, das zu Erhaltung des Staats erforderliche Geld am zweckmäßigſten herbeizuſchaffen und zu verwenden; d) Polizeiwiſſenſchaft oder Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, durch welche die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu erhalten ſind; e) Politik oder die Kenntniß alles deſſen, wodurch die Ruhe, der Wohlſtand und die Ehre des Staats gegen andre Staaten geſichert wird; f) Kriegswiſſenſchaft oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande angriffs- oder vertheidigungsweiſe zu gebrauchen ſind. Dahin gehört Exercir- und Manövrirkunſt, Befeſtigungskunſt, Taktik; Strategie u. ſ. w. g) Die Mathematik oder Kenntniß von den Eigenſchaften der Größen, zerfällt zunächſt in die reine und angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder als ein Zeitmannichfaltiges, und dann heißt ſie Arithmetik, oder als ein Raummannichfaltiges, und dann heißt ſie Geometrie, oder ſie beſchäftigt ſich mit nichts weiter als durch allgemeine Zeichen beſtimmten Größen, und dann heißt ſie Algebra. Die angewandte Mathematik betrachtet entweder gewiſſe allgemeine Eigenſchaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgeſetze als Größen, und beſtimmt ſie dem gemäß, oder ſie wendet die Sätze der reinen Mathematik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. ſ. w. h) Die Naturlehre oder Phyſik iſt die Kenntniß von den Grundeigenſchaften aller Dinge in der Natur, und den Geſetzen ihrer Veränderungen. Ein beſonderer Theil derſelben iſt die Chemie (ſ. d. Art.) i) Die Naturgeſchichte oder Naturbeſchreibung, d. h. die Kenntniß der Eigenſchaften der Dinge, zerfällt, wie dieſe Dinge ſelbſt, in drei Theile, nämlich in Mineralogie, Beſchreibung der unorganiſchen, Botanik, Beſchreibung der organiſchen, nicht belebten, und Zoologie, Beſchreibung der organiſchen belebten Dinge in der Natur. Auch die Kenntniß des menſchlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoologie, und als ein beſonderer Theil dieſer Kenntniß iſt die Heilkunde anzuſehen, welche ſich mit den Krankheiten des menſchlichen Körpers und ihrer Heilung beſchäftigt. Die Heilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Phyſiologie, in die Pathologie (auch Noſologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkunſt oder Pharmaceutik genannt) und in die Chirurgie oder Wundarzneikunſt (ſ. die einzelnen Artikel). k) Die Technologie oder der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung der Naturerzeugniſſe zu beſtimmten Zwecken am vortheilhafteſten und beſten geſchieht, kann man in eine mathematiſche oder mechaniſche, in eine chemiſche und in eine phyſikaliſche unterſcheiden, je nachdem die zu einer gewiſſen technologiſchen Arbeit nöthigen Kenntniſſe vornehmlich aus der einen oder andern von dieſen drei Wiſſenſchaften geſchöpft ſind.

Endemie (von ἐν und δῆμος (en demos) unter dem Volke einheimiſch), eine beſtimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend oder eines ganzen Landſtrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographiſchen und phyſiſchen Lage einer ſolchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beſchäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund haben. Endemiſche Krankheiten kommen alſo das ganze Jahr hindurch un-

Digitized by Google

ter den Einwohnern vor, ohne Rücksicht auf Wechsel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüsse, von welchen sie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Clima, jeder Landstrich seine endemischen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die südlichen und heißen Länder) besonders eigene Krankheiten der Haut, Ausschläge mancherlei Art, weil die beständige Hitze die Verrichtungen der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausschläge, aber von anderer Art vor. So ist allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der schlimme Aussatz, die Radesyge, eigenthümlich von der daselbst gewöhnlichen Kälte und Nässe, welche das Hautorgan zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden sind die Erzeugerinnen der heftigen Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den westindischen Inseln und an den Meeresküsten von Amerika einheimischen gelben Fieber sehen. Den höher und trocken liegenden, besonders nördlichen Ländern, sind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge sehr ausgesetzt sind, besonders in gebirgigten Orten, findet man jederzeit Rheumatismen, Catarrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in schneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meisten Lungensüchtigen an. Gegenden, welche feucht und doch nicht allzuwarm sind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüssen, haben die Wechselfieber zu eigen. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. s. w., hat man am ersten und häufigsten den Croup bemerkt u. s. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimisch herrschen, können jedoch auch in andern einzeln und selbst epidemisch vorkommen, wenn Witterungs- und andere Einflüsse denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Ursache der Endemie sind, wenn also jenes Clima gleichsam auf einige Zeit in diese Gegend versetzt wird. So sehen wir z. B., daß bei nasser und kalter Witterung der Croup selbst in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechselfieber zuweilen in Orten, wo sie Jahre lang selten sind, doch auch wieder viele Menschen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. s. w. Endemische Krankheiten können auch unter günstigen Umständen ein ansteckendes Gift erzeugen, und sich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältnisse dazu geeignet sind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die älteste Geschichte der Verbreitung des Aussatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erscheinung des gelben Fiebers an den spanischen und italienischen Seeküsten, welches durch Schiffe aus Westindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. s. w. Es ist nicht ohne Nutzen, die endemische Beschaffenheit der Länder, Gegenden und selbst der Städte zu untersuchen, es gewährt den Vortheil, daß man eher Vorkehrungen treffen kann, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage eines Ortes zu verbessern. Als z. B der Leibarzt des Papstes Clemens XI., Lancisi, die Sümpfe in den Gegenden von Pesaro u. a. m. reinigen und austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünstungen derselben entstanden waren, sogleich auf. Auch ist es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten sehr günstig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengesetzten vertauschen können. So reisen z. B.

Digitized by Google

die Engländer gern nach dem südlichen Frankreich, vorzüglich in die in Ansehung ihres Clima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um sich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Brustkrankheiten, von Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So ist den Schwindsüchtigen die Vertauschung der ungesunden, mit Ausdünstung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft sehr heilsam ꝛc. H.

Endossiren, s. Indossiren und Giro.

Endreime, 1. die Reime am Schlusse der Versabschnitte — denn sie können auch in der Mitte vorkommen; 2. Bouts-rimés, ein Scherz der modernen Reimpoesie. Man schreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es seiner Einbildungskraft, den übrigen Körper diesem Skelett anzufügen und ihm so viel Seele einzuhauchen, als eben möglich ist. Da die Auswahl gewöhnlich die barokesten Reime und Ausdrücke trifft, die man schwerlich im poetischen Wörterbuche findet, so werden diese Kinder der Laune meist burlesk. Gewöhnlich zeigen sie sich als witzige Artigkeiten; z. B.

Ich Glücklicher, dient' ich beim Nachttisch dir zur — Schachtel!
Hing' ich im Bauer dort statt der geliebten — Wachtel;
Ach! Einen Kuß von dir (und ging auch eine — Dachtel
In Kauf) bezahlt' ich gern mit meines Lebens — Achtel! dd.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirte, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den Viele für seinen Vater ausgegeben haben, erbat er sich immerwährende Jugend und Unsterblichkeit. Seine Schönheit rührte selbst die keusche Diana. (S. d. Art.)

Energie, innerlich wirkende Kraft, lebendige Wirksamkeit, in wiefern sie sich in großen, tiefen und dauernden Wirkungen zeigt, welche ein ausgezeichnetes Maß von Kraft von Seiten des wirkenden Gegenstandes oder Subjects offenbaren; daher auch Nachdruck, z. B. der Gedanken, und energisch, voll von innerer Kraft, stark, nachdrücklich.

Engel. Es ist unter dem Art. Dämonologie gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in den Christianismus gekommen ist: hier ist übrig, zu zeigen, wie dieselbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menschen in einer nähern Verbindung stehende Art guter Geister. Schon die jüdische Theologie unterschied verschiedene Classen und Rangordnungen derselben; aber keiner hat sie so genau zu classificiren gewußt, als der Verfasser der himmlischen Hierarchie, die man dem Dionysius Areopagita zuschreibt, welcher drei Classen und in jeder eben so viele Abtheilungen festsetzt. Nach den meisten wurden sie lange vor der sichtbaren Welt, nach andern mit Himmel und Erde zugleich erschaffen, und zwar als Gott das Licht schuf und der Geist Gottes auf dem Wasser schwebte. Ihr Geschäft ist, der Gottheit zu dienen, die sich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorsteher ganzer Völker und Reiche, als Dolmetscher und Ueberbringer der Gebete, als Schutzgeister einzelner Menschen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geister mit einem ätherischen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre festgesetzt wurde, womit aber die lateranensische Synode von 1216 die ihnen Unkörperlichkeit zu-

Digitized by Google

spricht, im Widerspruch steht. Die, welche den Körper bloß für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und sich einen wunderbar hohen Begriff von reinern Geistern machen, halten die Engel, um sie zu ehren, für reine Geister, und erklären die Erscheinungen derselben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menschliche Gestalt anzunehmen: die, welche das geistige Wesen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Wesen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die sich den Himmel als einen großen blauen Saal vorstellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe vom Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig als anzunehmen, daß sie, da sie ja doch auf uns wirken sollen, unsichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, so läßt die katholische Kirche nur die drei in der heil. Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im Jahr 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papst Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Jnias, Tubuas, Sabarth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, sondern von bösen Geistern, die er um Beistand angerufen habe. Die spätern Catholiken haben sich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Catholik Sonnenberg hat nach Miltons und Klopstocks Vorgang andere Engel nicht bloß aufgeführt, sondern auch benannt. dd.

Engel (Joh. Jacob), einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisten, war zu Parchim (im Meklenburg-Schwerinischen) 1741 geboren, wo er bei seinem Vater, dem Pastor, den ersten Unterricht in der Stadtschule genoß, dann im neunten Jahre nach Rostock auf die Schule und nachher auf die Akademie daselbst kam, und hier die theologischen Wissenschaften zum Hauptgegenstande seiner Studien machte. Zu Bützow, wohin er zwei Jahre später ging, zog mehr die Philosophie und hauptsächlich Physik seinen Geist an. In Leipzig, wohin er sich nach einiger Zeit von Rostock aus (1764 oder 65) gewandt hatte, suchte er sich der Philosophie und den Sprachen noch mehr zu widmen. Er erwarb sich durch Unterricht, durch Vorlesungen und Uebersetzungen seinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehreren den Ruf nach Berlin als Professor am Joachimsthalischen Gymnasium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften ward, und den größten Theil seiner beliebten und bekannten Werke fertigte. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er dessen Vater, Friedrich Wilhelm II., bekannter, und von diesem zum Oberdirector des berlinischen Theaters ernannt, welche Stelle er theils aus Verdruß, theils seiner schwankenden Gesundheit wegen im Jahr 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen seines ehemaligen erhabenen Eleven zu widerstehen; er kehrte nach Berlin zurück, und machte sich um die Akademie der Wissenschaften in mancher Rücksicht verdient; trug durch seine gemeinnützigen trefflichen Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichsten Männer; ließ sich selbst durch seine Kränklichkeit, da er besonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über seine Kräfte zu arbeiten, be-

Digitized by Google

schleunigte aber eben dadurch sein Ende noch mehr, welches durch eine Reise, die er zu seiner sich nach ihm sehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er starb in seinem Geburtsort am 28. Juni 1802. Die Kritik des Geschmacks und die Theorie der Kunst verdanken Engeln eben so viel als die practische populäre Philosophie. Sein Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln, sein Philosoph für die Welt, in welchem er seinen fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menschen durch seine klare Darstellung neuen Reiz und Stärke verschafft, weisen ihm eben so, wie sein späterhin geschriebener Fürstenspiegel, einen bedeutenden Platz unter den philosophischen Schriftstellern Deutschlands an; seine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Mustern entwickelt, gehören zu den ersten glücklicheren Versuchen der Deutschen in dieser Art; seine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen so viel Scharfsinn, Menschenkenntniß und Geschmack, verbreiten über diese Kunst und über andere damit verwandte Künste, deren Möglichkeit nicht nur, sondern auch Brauchbarkeit er so einleuchtend macht, so viel Licht, daß dieses Buch als Lehrbuch für den Schauspieler zu betrachten ist. Als dramatischer Schriftsteller ist er durch seinen Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. bekannt. In seinem trefflichen Zeit- und Sittengemählde, Lorenz Stark, setzte er zugleich seinem Großvater Brasch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften sind gesammelt erschienen Berlin 1801 — 1806. 12 Bände, 8.

Engelsbrüder nannten sich die Gichtelianer wegen ihres Bestrebens nach engelgleicher Reinheit des Wandels. Sie hatten im Anfange des 18ten Jahrhunderts kleine Gemeinen in Leyden, Amsterdam und Altona, hielten daselbst und einige Zeit auch zu Berlin Privatversammlungen, konnten sich aber zu keiner bleibenden Secte constituiren. Vergl. Böhme (Jacob).

Engelsburg ist ein altes, rundes, starkes und zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke führt. Kaiser Hadrian weihte diesen Palast zu seinem Grabmale, daher wird er auch lateinisch moles Hadriana genannt. Crescentius verschanzte sich darin gegen den Kaiser Otto III. (986). Papst Alexander IV. ließ es zu einer förmlichen Citadelle einrichten. Italienisch heißt sie Castello di S. Angelo. (S. Rom.)

Enghien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly den 2. Aug. 1772. Mit diesem Prinzen, dem berühmtesten und interessantesten der zahlreichen Schlachtopfer Buonaparte's, erlosch der Stamm des großen Condé. Schon 1789 verließ der Herzog sein gährendes Vaterland, durchreisete verschiedene europäische Länder, und kam 1792 nach Flandern, um unter den Befehlen seines Vaters den Feldzug mitzumachen. Da aber das Bourbonsche Corps aufgelöst wurde, trat er in das Condéische, über welches er seit 1796 den Oberbefehl führte, und welches er erst mit dessen Auflösung 1801 verließ. Bekannt ist es, welche Wunder der Tapferkeit diese kleine Schaar in allen Feldzügen verrichtete; der junge Herzog aber erregte durch den Heldenmuth und durch die Menschlichkeit, die er bei allen Gelegenheiten bewies, eben so sehr die Bewunderung als die Liebe seiner Kriegsgefährten. Als der lüneviller Friede seiner kriegerischen Thätigkeit ein Ende gemacht hatte, begab er sich aus

Digitized by Google

Liebe zur Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort nach Ettenheim, wo er als Privatmann lebte, mit der Pflege seiner Blumen und der Jagd beschäftigt, alles beglückend, was ihn umgab. Da beschloß Buonaparte im J. 1804 sein Verderben. Die Veranlassung zu diesem blutigen Plan war wahrscheinlich folgende. Durch die Bekenntnisse eines gewissen Querelle und den ihm von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechsel der Herren Michaud und Marguerite mit den königlichen Prinzen hatte er ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, sich des französischen Throns wieder zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze der Unternehmung ständen, daß England sie kräftig unterstütze. Er glaubte also sich des Prinzen bemächtigen zu müssen, den er als Mitglied des Bundes ansah und aus dessen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu dem Ende ward Caulincourt ins geheim nach dem Niederrhein geschickt; der General Ordenner begleitete ihn bis Straßburg. Von hier aus leitete Caulincourt das Unternehmen. Nachdem er am 14. März durch einige Gendarmen die Lage des Hauses, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundschaften lassen, erschienen plötzlich in der darauf folgenden Nacht 3 bis 400 Mann, theils Soldaten, theils Gendarmen, und umringten das Haus. Es ward Lärm; der Herzog, aus dem Bette springend, greift nach einer Flinte, um sich zu vertheidigen. Da er indeß sieht und hört, daß Widerstand vergeblich sey, begnügt er sich, dem Baron von Grünstein, der sich bei ihm befand, das Versprechen abzunehmen, wenn man nach Enghien fragen würde, sich selbst dafür auszugeben. Inzwischen war Caulincourt mit Gendarmen ins Zimmer getreten. Man fragte, wer der Herzog von Enghien sey. Niemand antwortete. Endlich nahm der Herzog selbst das Wort und sagte. „Wenn ihr gekommen seyd, ihn zu verhaften, so müßt ihr eine Beschreibung seiner Person haben. Sucht ihn! — Dies hatte zur Folge, daß man beschloß, alle Anwesenden mitzunehmen. Dies wurde mit solcher Eilfertigkeit ausgeführt, daß man den Gefangenen nicht einmal erlaubte, sich völlig anzukleiden. Man führte sie bei Koppel über den Rhein und brachte sie nach Straßburg. Hier verwahrte man den Herzog bis zum 18. in der Citadelle. Am Morgen dieses Tages erschienen Gendarmen, um ihn nach Paris zu führen. Die Reise ward Tag und Nacht fortgesetzt; als man am 20. Abends 4 1/2 Uhr vor den Thoren der Hauptstadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach dem Schloß Vincennes zu bringen. Um 6 Uhr war der Prinz schon in dem dortigen Gefängniß. Erschöpft von Hunger und Ermüdung war er kaum auf einem elenden Lager eingeschlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand acht Officiere (unter diesen der General Hulin) zum Kriegsgericht versammelt. Die Richter, nach vollendetem Verhör unschlüssig, welches Urtheil sie fällen sollten, fragten bei Buonaparte an; sie erhielten ihren Brief mit der Unterschrift zurück: „Zum Tode verurtheilt;“ und schon um halb fünf war dieses Urtheil im Schloßgraben von Vincennes durch Gendarmes d'Elite vollzogen. Murat und ein Adjutant Buonaparte's waren dabei gegenwärtig. Der Unglückliche verlangte, daß man der Prinzessin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zustellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag, aber der Adjutant riß ihm alles mit den Worten aus den Händen: Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen. Der letzte Augenblick kam; der Herzog stand und sprach

mit unerschütterlicher Fassung zu den Gendarmen: Wohlan, meine Freunde! — Du hast hier keine Freunde, rief eine wilde Stimme — es war Murats Stimme. In diesem Augenblick fiel der treffliche Prinz. Allgemein war die Theilnahme, die sein Tod erregte; man feierte ihm Trauergottesdienste zu St. Petersburg und London, und am erstern Orte stand an dem Catafalk eine den Herzog lobende Inschrift, welche mit den Worten schloß, quem devoravit bellua Corsica, Europae terror et totius humani generis lues. — Ludwig XVIII. und seine Kammern haben beschlossen, ihm ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes setzen zu lassen.

England, der südliche Theil Großbritanniens (s. d. Art.) begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürstenthum Wales, die Insel Man und die Normannischen Inseln, und enthält zusammen 2634 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Norden an Schottland und an den übrigen Seiten wird es vom deutschen Meere, dem Kanale, dem atlantischen Oceane und dem irländischen Meere bespült. Diese Meere bilden an den Küsten eine große Menge von Meerbusen, Baien, Buchten und Häfen. Eben so wenig fehlt es England an Flüssen, darunter funfzig schiffbare, wodurch die Verbindung mit den dasselbe umgebenden Meeren befördert wird. Die vornehmsten Flüsse sind: die Themse, der Trent, welcher nach seiner Vereinigung mit der Ouse den Namen Humber erhält, die Severne und die Mersey. Eine Menge kostbarer Kanäle sind zur innern Verbindung des Landes angelegt, wodurch die Hauptströme und die größten Handelsstädte London, Bristol, Liverpool und Hull in Verbindung stehen. (S. den Art. Canäle.) An Seen ist England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte englische Landsee ist das Winander Meer mit lieblichen Partieen, vorzüglich auf der größten seiner Inseln. Noch reicher an romantischen Gegenden ist der See Derwent Water, mit schönen Wiesenflächen und steilen Felsen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, besonders in Lincoln, wo das sumpfige morastige Land, so wie in Holland, mit Kanälen durchschnitten ist. Der Boden Englands ist theils eben, theils gebirgig, besonders enthalten der nördlichste und westlichste Theil Gebirge, wovon jedoch keins die Schneelinie erreicht, sondern höchstens sich bis zu 4000 Fuß erhebt. An der südlichen Küste ziehen sich niedrige Hügel, an der südöstlichen Küste Kreideberge hin, und in den nordöstlichen Provinzen Norfolk und Lincoln erhebt sich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marschländer. Von dem südwestlichsten Punkte Englands an, zieht sich an der westlichen Küste ein immer höher aufsteigendes Gebirge, das sich bald mehr, bald weniger der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Kornwall nennt. Es nimmt einen nördlichen Lauf, theilt sich in mehrere Zweige, neigt sich nach der Westküste, macht die westlichen Grafschaften gebirgig und schließt sich fast an das Gebirge von Wales an, dessen höchster Gipfel der Snowdon sich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands ist der Peak, dessen Kette sich durch die Grafschaften Derby, Lancaster und York erstreckt, und besonders in Derbyshire äußerst anziehende Partieen mit den merkwürdigsten Höhlen, darunter die berühmte Höhle von Castleton, bildet. Reich sind diese Gebirgsgegenden an Wundern der Natur. Steile Felsen ermüden das Auge und tiefe Abgründe bieten sich dar. Die höchsten Gipfel des Peakgebirges sind der 4030 Fuß hohe Wharn und der 3937 Fuß hohe Ingle-

borough. Es erstreckt sich bis an das Cheviotgebirge, das nördlichste Gebirge Englands, welches die Gränze mit Schottland macht. Das Klima Englands ist feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungesund. In wenigen Ländern erreicht der Mensch ein so hohes Alter und erlangt eine solche Körperstärke und Energie, als in England. Sowohl Hitze, als Kälte sind sehr gemäßigt, und der Winter ist milder als in jedem Lande unter gleicher Breite, ja als in vielen südlicher liegenden Ländern des Continents. Der Frost hält selten länger als 24 Stunden an, der Schnee verschwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen ist der Boden sehr fruchtbar, sowohl zum Getreidebau als zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendsten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Heiden und unangebaute Gegenden. Die Producte sind: treffliches Rindvieh, so stark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde, viele Schafe, welche nächst den spanischen die feinste Wolle liefern, Schweine in Menge, große und starke Hunde, darunter die Doggen, vieles Federvieh, besonders Gänse, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mästet, ein großer Reichthum von Fischen, Austern und Hummern; Raubwild gar nicht und Speisewild sehr wenig. Man baut Getreide, mehr Weizen, wenig Rocken, sehr gute Gerste, doch muß noch viel Getreide eingeführt werden, treffliche Gartengewächse, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obst von vorzüglicher Güte, aber keinen Wein, statt dessen man aus Aepfeln Cider bereitet. Die Waldungen sind nicht bedeutend; daher man Mangel an Bau- und Brennholz hat, welchen der unerschöpfliche Reichthum an Steinkohlen ersetzt. Kein europäisches Land liefert so viel und so gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eisen, Wasserblei, Arsenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beste Walkererde, Porzellan-, Töpferthon und Pfeifenerde, viel Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf zureicht, sehr geschätzte Bausteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaster, Granit, Porphyr, Marmor, Feuersteine, mineralische Wasser. England hat nach Verhältniß seiner Größe eine starke Bevölkerung. Sie beträgt ohne Armee, Flotte, Seesoldaten und Matrosen, über 10,200,000 Köpfe. Die Einwohner sind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachsen, ein schöner und kräftiger Menschenschlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutschen ist, mit vielen lateinischen und brittischen Wörtern vermischt; oder Walliser, der weit geringere Theil, Ueberbleibsel der alten Britten, welche in Wales und auf der Insel Man sich unvermischt erhalten haben, durch Gastfreiheit, Gutmüthigkeit und Geselligkeit sich von dem ernsten, zurückhaltenden und ungeselligen Engländer unterscheiden, aber sich in Armuth, Unwissenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache ist die alte kymmrische, dieselbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normannischen Inseln leben Franzosen, die ein verdorbenes Französisch reden. Die herrschende Religion ist die sogenannte Hochkirche, bischöfliche, anglikanische, welche in ihren Hauptsätzen der protestantischen ähnlich ist, aber vieles von der römischen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müssen sie bekennen. Außer dieser Kirche genießen alle übrigen Religionsverwandten freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Me-

thodisten, Mennoniten, Herrnhuther und Juden. Die Industrie blüht in keinem Lande so als in England, wo fast die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erstreckt sich auf die größten und kleinsten Bedürfnisse des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der starke Absatz nach den Colonien und andern Ländern, das Interesse, das fast jedes Individuum an den Kunsterzeugnissen nimmt, der Capitalreichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maschinerie, die der Engländer in seinen Kunstarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erspart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preise liefert, als dieser sie in seinem Vaterlande kauft, befördern diese Industrie, und bringen sie auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitsprodukt der Fabriken wird nach Abzug der rohen Materialien auf mehr als 114 Mill. Pfund Sterling geschätzt. Die ausgebreitetsten und wichtigsten Fabriken sind in Baumwolle, welche über eine Million Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Quantität der inländischen Wolle zureicht, in Leder, Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden fast nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiserne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinsten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommensten mathematischen, chirurgischen, optischen und physikalischen Instrumente. Berühmt sind die Eisengußwerke, die großen Gußstahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham sind in und außerhalb Britannien die geachtetsten. Unter den Porzellanfabriken sind die Wedgewoodfabriken bekannt genug. Die Glasschleiferei wird mit seltener Kunst getrieben, und berühmt sind besonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Crystallglase. Die Zuckersiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien sind gleichfalls sehr wichtig. Eben so wichtig und ausgebreitet als die Industrie, ist der Handel, den England mit allen, ja den entferntesten Ländern treibt. Englische Schiffe bedecken alle Meere. Zur Beförderung dieses Handels tragen die vortheilhafte Lage nebst den vielen Häfen, die so hoch gestiegene Industrie, die weitläufigen und wichtigen Besitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London nebst den vielen Provinzialbanken, die Assekuranzgesellschaften, die in jeder großen Stadt vorhanden sind, die Handelsverträge mit fast allen handelnden Nationen, die Handelsconsulate in den meisten auswärtigen Ländern und bedeutenden Handelsplätzen und die Handelsgesellschaften bei, worunter die ostindische die wichtigste ist, und unermeßliche Provinzen in Ostindien besitzt. Die Haupthandelsstädte Englands sind: London, welches fast ein Drittheil des ganzen Handels in Händen hat, Liverpool, Bristol, Hull ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafschaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt ist, die Insel Man und die normannischen Inseln im Canale, dahin Jersey, Guernsey, Sark und Alderney gehören, die einzigen Ueberreste, welche England von seinen Besitzungen in Frankreich gerettet hat.

Englische Bank, s. **Londoner Bank**.

Englische Gartenanlagen, s. **Gartenkunst**.

Englisches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe; steht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und

daher muß (wenn gleich die Partien für dies Instrument gewöhnlich im Violinschlüssel geschrieben werden) die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das englische Horn um fünf Töne höher (also wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dieß Instrument in G ꝛc.) gesetzt werden. Es hat jedoch bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen Umfang des Bassethorns.

Englische Kirche und Staatsreligion, s. die Artikel Anglikanische Kirche, Großbritannien, Dissenters, Emancipation.

Englische Krankheit (Rachitis, Spina nodosa lateinisch, la Noueuse, la Chartre französisch, the Rickets englisch), Rückensucht, Lendenkrankheit, Verknüpfung, Doppelglieder, Zweiwuchs, ist eine Modification der Skrophelkrankheit und fast immer mit ihr verbunden, offenbart sich größtentheils zwischen dem neunten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Die Gelenkköpfe schwellen am Vorderarm, Unterschenkel, Ribben, Wirbelfortsätzen; alle Knochen werden dick, weich, brandig, geschwürig, sie krümmen sich (Beine, Arme, Brustbein, Rückgrath, Becken); die Zähne werden gelb, schwarz, schadhaft, fallen stückweis aus und erzeugen sich langsam wieder, dabei skrophulöser Habitus, seltener Drüsengeschwülste. Auch Erwachsene können sie bekommen; hier verläuft sie schnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meistens befällt sie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen ist sie angeboren.

Englische Literatur, Wissenschaft, Poesie und Theater. I. Literatur und Wissenschaft. Da die Sprache das System der individuellen Weltanschauung eines Volks enthält, und diese nothwendig ihre Entwickelungsmomente, ihre Geschichte hat: so wird auch die Sprache die Farbe dieser Momente, welche sie immer seyn mögen, an sich tragen. Sehen wir nun auf das Geschichtliche der englischen Sprache, so muß sie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, gallisches oder celtisches Gepräge gehabt haben. Diese Entstehung der Nation scheint unwiderlegbar, indem sie durch die ursprünglich mythischen Namen Albion, Ireland, Caledonien sich ausspricht. Nach Julius Cäsars Eroberung nahm sie, wie denn Besiegte stets, mehr oder weniger, der Sieger Sprache annehmen, von der römischen Sprache ihr Theil. Aber vierhundert Jahre nach Christi Geburt, als die Schotten und Picten gewaltsamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachsen unter Hengist und Horsa immer fester sich setzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die sächsische Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wieder ihr Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So ist denn die englische Sprache ein Gemisch aus rein Englischem, Lateinischem, Angelsächsischem, Dänischem und Normannischem. — Jedes Volks ursprüngliches Leben enthält als solches die Elemente desselben, das Erkennen und Darstellen, oder wie man diese Doppelseiten des Lebens nennen will, noch in ungesonderter, kräftiger Einheit, und die geschichtliche Entwickelung, welche späterhin erfolgt, ist nur ein Auseinanderfallen dieser Einheit und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt diese Periode die mythische, und weil, dem Gesagten gemäß, Mythus, als Darstellung religiöser Idee, und Geschichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt sind, so hat man sie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet und als unfruchtbar für die Geschichte

ausgeschlossen. Wie nun dies, wenn einmal Abstraction eingetreten ist, allerdings nicht gemißbilligt werden mag, so ist doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der ausgesonderte und für sich betrachtete Mythus Gegenstand der ergiebigsten Forschung werden, und eine Ausbeute der herrlichsten Ideen geben kann und wirklich gibt. Auch Albion hatte eine solche Periode, wodurch es seinen gemeinsamen Antheil an dem Menschheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieser Periode zu handeln, theils weil es diese nicht unmittelbar gilt, theils weil sie zu reich ist, als daß sie hier mehr denn obige Andeutung gestattete. Erinnern wir aber an den König Arthus, an die Tafelrunde, an den fronen Gral, an den theuren Mörlin, so eröffnet sich hier dem Kundigen ein reicher, sich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und schöner Deutsamkeit. Eben so übergehen wir das in die Blüthe Schießen des Geistes in der Scholastik, welches an sich gewiß höchst merkwürdig ist, und doch nur in Beziehung auf den beschränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch seine Literatur Darstellbares und Dargestelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieses Strebens, — mithin, genauer angesehen, nur fälschlich Barbarei genannt werden kann — eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo sich aufdrängt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet ist; und viele wackere Gelehrte, welche doch eben Bewahrer und Inhaber der Bildung sind, gleichwohl nicht als Schriftsteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einschränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunkt gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei seiner Rückkehr von einer weiten Reise, die Buchdruckerkunst nach England brachte und in Westminster, von 1474 an ungefähr, übte. Was Wunder aber war es, daß er, im Geleise der Zeit fortschreitend, zuerst mythisch religiöse Werke bekannt machte, deren Gegenstand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachsen aus Troja war? — eine Sage, deren Sinn erst jetzt vielleicht seine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Classiker übersetzt lieferte in einer Zeit, wo die classische Literatur in England noch unangebaut war, sollte das auch mißlungene Unternehmen nicht immer Dank verdienen? Ist es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Classikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir nun aber in das Einzelne eingehen, drängt sich beim Ueberblick des Ganzen der englischen Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der insularischen Lage hervorgegangene, durch jahrhunderte-lange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, fast an Pedanterie streifende Freiheitstrieb und finstere Hochmuth der Einzelnen, jener Republikanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Versammlungen, durch die Gerichte der Geschwornen begründete, auch hier sich wiederfindet. Sein Analoges findet sich hier wieder in den mannichfaltigen Societäten; es zeigt sich in der Richtung des Wissens auf die Brauchbarkeit für das Leben und seine Breite, so wie in der hieraus entsprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es tritt hervor in der Verfassung ihrer Universitäten und dem Gange des Studirens, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erscheinender Genien, welche die Nation selbst in ihrer

freien Eigenthümlichkeit bestärkend — man kann in mancher Hinsicht sagen — bewahrt hat vor der Ansteckung der Geschmackseuche, besonders der französischen, welcher sie jedoch nicht durchaus entgehen konnte, da letztere Nation überhaupt nur zum Ferment für die Völker bestimmt zu seyn scheint. Kann man aber einer Seits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einseitigkeit anzuerkennen und ihre hier- und dorthin sich verbreitenden Nachtheile zu bemerken, so muß man doch anderer Seits in dieser strengen, fast herben Umrissenheit oder Zeichnungsstrenge die Kraft ehren und achten, welche noch stets Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europäischen Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Die Literatoren setzen drei Perioden der englischen Literaturgeschichte fest. Die erste achtzehnjährige unter dem Hause Tudor, die zweite neunundneunzigjährige unter dem Hause Stuart, von 1603 bis 1702, die dritte endlich von der Königin Anna bis herab auf unsere Zeiten. In allen zeigt sich, trotz des Antheils, den manche, fast gelehrte Herrscher an dem Fortgang der Wissenschaften nahmen, theils durch Schriften, theils durch Anstalten und Schenkungen, daß doch alles aus der Mitte der Nation selbst hervorging, und durch ihre große Freimildigkeit, wie sie, durch den Wohlstand gehoben, nirgends sich findet, gefördert ward. Die erste Periode nennt Heinrich VII., Heinrich VIII. (einen scholastischen Theologen, der gegen Luther de septem sacramentis schrieb, de instituenda plebe, eine Einleitung in die Grammatik, und auch dichtete), Eduard VI., den Kirchenverbesserer, die catholische, fanatische Maria und die gelehrte Elisabeth; die zweite, Jacob I., einen wissenschaftlich gebildeten Prosaiker und Redner, den unglücklichen Carl I., der Wissenschaften beunruhigten Pfleger, den rohen Kromwell, den zweiten Carl, der, wiewohl üppig, doch die Societät der Wissenschaften sanctionirte, Jacob II., Wilhelm III., welche sämmtlich die Bibliotheken beschenkten; die dritte endlich mit Anna die drei George. Wir werden zuförderst den Gang der Wissenschaft nach den verschiedenen Disciplinen, dann den Gang der Kunst in gedrängter Uebersicht darlegen, und dabei von der äußern Pflege derselben durch allerlei Anstalten sprechen. a) Philologie. Wie natürlich und schon oben bemerkt, war die Beschäftigung mit Classikern der Griechen und Römer, als der zu höherer Bildung gediehenen Nationen, und mit ihren Sprachen der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch für die Britten. In Italien war dies Studium schon eher erwacht, und bereits nach 1490 verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und William Lilly die dort erlangte Kenntniß, besonders des Griechischen in ihrem Vaterlande. Aber die ersten fruchtbaren Keime philologischer Bildung streute sieben Jahre darauf Erasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz aller Hindernisse, die ihm der Weltgeistlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, Besuch und Empfänglichkeit, dazu Seuchen und Unruhen in den Weg legten. Wiewohl er nun deshalb England verlassen hatte, beredeten ihn doch zwei fleißige und talentvolle Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zur Rückkehr, wo er mehreren ausgezeichneten Männern bekannt und vertraut ward, dennoch aber die Unterstützung nicht fand, welche zu dauerndem Aufenthalt nöthig war. Angeregt waren wohl die Geister von dieser Seite her; aber die Leistungen waren bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts noch roh und unbeholfen, wie Crispins griechisches Wörterbuch, nachmals von Grant her-

ausgegeben, und einige Uebersetzungen von Classikern erweisen. Zwar strebte schon die Prosa, sich an jenen alten Mustern nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unsicherer und einseitiger Reproduction antiker Weltanschauung war das erwünschte Gelingen nicht sogleich möglich. Nur allmählig entdeckte der Britte in der so mächtig hervorspringenden Oeffentlichkeit des antiken Lebens seine Verwandtschaft mit den Griechen, besonders aber den Römern, und so ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderst gewonnen, ohne daß doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Zur Verbesserung eines griechischen Wortschatzes trug noch Robertson Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit eines lateinischen Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudman, welche im J. 1693 das cambridger verdunkelte. — So eng aber blieb das Gebiet der Sprachkunde nicht gezogen; einmal geweckt und durch Handelsverhältnisse mehr angeregt und unterhalten richtete sich die Neigung, die früher nur schwach auf das Hebräische ging, allmählig im siebenzehnten Jahrhundert auch auf andere asiatische Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Castle, Alex. Huisch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern sechs Herausgeber der londoner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearson, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehreren Seiten und nach mehreren Richtungen. Eine syrische Sprachlehre schrieb Will. Beveridge. Samaritanisch verstand Rob. Huntington, Persisch Greaves, Castle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und anderes hieher Gehörige bekannt machten. War nun schon am Ende des siebzehenten Jahrhunderts das Sprachenstudium so weit gediehen, daß Ed. Bernard die Alphabete von 29 Sprachen aufstellen konnte, so trieb im achtzehnten Jahrhundert der Sprachenbaum noch mächtiger in allen Zweigen. Griechische Metrik erörteten Rich. Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire, mit griechischen Grammatikern und Lexicographen beschäftigte sich John Toup. Wortkritik und höhere Kritik, einzeln oder auch beide zusammen, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfsinn und Reichthum der Kenntnisse, wie durch logische Kunst der Fürst der Kritiker geworden, Markland, John Taylor. Classiker wurden herausgegeben von Barter, Bentley, Cunningham, Gataker, Gale, Hudson, Creech, Rowe, Simson, Gregory, Wakefield, Daves, Zach. Pearce, Hearne, Wasse, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave. Uebersetzer waren Pope, Macpherson, Potter, West, Grainger, Francis, Garth, Brewster, Thornton, Colman, Dryden, Beresford ꝛc. Die nordische Sprachkunde förderten Hikes und Pryce; die koptische Wilkins und Woide, die armenische William und George Whiston; die phönicische und palmyrenische Swinton. Hebräisch trieben Lowth und Kennicot mit Fleiß und Geschmack, arabisch Channing, White, Jones, Carlisle, Okley, Sale, Chappelow, persisch Richardson, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Rott, Ouseley, Champion, Scott, Hadeley. In Hinsicht auf das Indische und seine Mundarten ist durch Holwell, Halhed, Jones, Wilkins, Colebrooke, Wilford, Leyden ꝛc. und die calcuttaische Gesellschaft,

überhaupt ein Schatz von Kenntnissen in Umlauf gekommen, dessen unermeßlich tiefe Ausbeute erst im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. — Daß bei dieser vielfachen Beschäftigung mit vielen fremden Sprachen, bei dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege und Staatskunst hervorführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimische Classiker, auch die englische Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geschichtschreiber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, Geschmeidigkeit gewinnen, freilich aber auch, wie die Nation selbst, etwas Constitutionelles, Verfestigtes bekommen mußte, war natürlich. Ob sie aber in den letztern neuern Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzosen wirklich so viel gewonnen habe und so kräftig gedichen sey, als durch die früheren kräftigen, in der Tiefe des Geistes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakespeare vor allen ausgezeichnet zu werden verdient, dies ist eine Frage, deren Bejahung oder Verneinung von der tieferen Würdigung der Nation selbst nach ihrem Wesen und Verhältniß zu andern Nationen abhängt. So viel ist indeß gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geselligkeit sie hervorbringt, an sich mindestens noch nicht Bereicherung und Gewinn ist, indem ja auch der Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielseitiger Ausbildung abhängt, sondern zuvörderst durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der Bildung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit sich als solche rechtfertigen muß. — b) Theologie. Wie nun das öffentliche Leben besonders und seine Schwingungen in England den Anbau der Sprachkunde förderten, so erging es auch in andern Wissenschaften. In der Theologie war die äußere, oder wenn man es so nennen darf, die practische, nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und ihre Gestalt, das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch vielfache äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortschritt, als durch die Methode des Studiums, wovon unten gesprochen werden wird. So strebte Heinrich VIII., der durch seine schon erwähnte Schrift über die sieben Sacramente gegen Luther für einen Glaubensbeschützer galt, sich vom Papste zu trennen und dessen Einfluß auf die englische Geistlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug des Egoismus getreu verfuhr und mithin isolirt wirkte, mußte wohl das Werk langsamer gehen und minder folgenreich und ersprießlich für die Bildung der Nation werden, als sonst der Fall ist, wenn gemeinschaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie Eduard VI., mehrere Klöster auf; aber hiermit war doch nur ein mögliches, bedrohliches Hinderniß gehoben, immer noch kein Förderungsmittel angegeben. Ja als nun die schottische Maria, diese geschworne schwärmerische Anhängerin des Papstthums, zur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückschritte durch Feuer und Blut gethan, und der äußere Druck trieb Mehrere, die in ihrem Freiheitsgefühl ihn nicht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem sie, nach der Königin Tode, mit neuen Kenntnissen bereichert und gekräftigt, unter die Regierung der Elisabeth zurückkehrten. Wie damals bereits der Adel gesunken, so war das Volk an Wohlhabenheit und Selbstvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schifffahrt und Sieg über die Spanier gestiegen. Der englische Freiheitsgeist trat auch in den Parteien der Puritaner, wie der Episcopalen, Methodisten ungezügelt auf, und diese Leidenschaftlichkeit, verbunden mit dem auf den äußeren bürgerlichen Verkehr gerichteten Sinn, scheint keine der stillen und an-

Digitized by Google

dächtigen Pflege und Ausbildung der Gotteserkenntniß vortheilhafte Stimmung zu seyn. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einseitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelangen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinsame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patristik und Kirchengeschichte, worin sich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Usher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehrere oben angezogene Männer. Jacob I. ließ von 47 Gelehrten die sogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darstellung des höhern christlichen Lebens, in wiefern der Einzelne durch das unter der Form des Christenthums gegebene Ganze bestimmt wird, kam es um so weniger, da dies eben die theoretische Seite, oder das Wissen um das christliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh schon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem sich John Templer, Eduard Gr. von Clarendon, William Howel widersetzten. Im achtzehnten Jahrhundert waren Tindal, Tolland, Collins, Woolston, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deisten, und fanden an Ed. Chandler, John Buttler, Lardner ihre Gegner, die sich des Christenthums annahmen. So fortdauernd ist die Schwankung nach beiden Seiten bis auf die neueste Zeit gewesen, daß noch immer die Streitigkeiten der Dissenters und die Beweise der christlichen Religion die merkwürdigsten theologischen Phänomene sind. Da Stolz der Idee des Christenthums so fremd ist, daß er vielmehr sein Feind und gerader Gegensatz wird, auch der Nationalstolz unsittlich ist, so ist diese Erscheinung, die Sprödigkeit gegen das Christenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweiset, daß die eigentliche Höhe der Bildung, bei manchen Tugenden, diesem Volke doch fremd sey. Trotz der Bemühungen Sim. Patricks, Lowths, Clarke's, Hammands, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wissenschaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18ten Jahrhundert sammelte John Mill, mit Widerspruch Whitby's, erst Varianten, nach ihm Kennicot, Letzterer aus masorethischen Handschriften. Grabe war bei Herausgabe der siebzig Dolmetscher, Robert Holmes bei seinem kritischen Apparat dazu unterstützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da sich die Deutschen noch nicht dieser Wissenschaft angenommen hatten, die aber auch hier, wie in allem Wissenschaftlichen, rasch, tief und kühn eindringend sie allmählig verdrängten. — c) Jurisprudenz. Gleich auffallend zeigte sich der englische Nationalzug des Stolzes und des republikanischen Egoismus in Hinsicht auf Rechtswissenschaft. Denn nie erhob sie sich bei ihnen zu einer allseitigen Anschauung der Staatsbildung und ihrer Formen, wie die Weltgeschichte sie darstellt. Nur das eigene Leben ihres Staats zu bilden und zu leben war ihr Drang und Bestreben, und so sehr waren sie von je in das öffentliche Leben verschlungen, daß sie weniger dazu gelangen konnten, das, was real vorhanden, als Ergebniß ihrer Geschichte, im Geiste und auf die von ihm geforderte Weise nachzubilden und zu erklären. So ward das römische Recht nur von den Geistlichen geschützt und aufrecht gehalten als Pfeiler ihrer Oberherrschaft, indeß die Na-

Digitized by Google

tion vor allem ihr einheimisches behauptete und lehren ließ. Dies geschah durch die beiden Inns of chancery, Lehrsäle für Anfänger im gemeinen Rechte, und of court, für höhere Bildung. Auch hier ging Alles auf das für das Leben Brauchbare hinaus, und Theorie war nur dem Privatfleiß vorbehalten, der in dem Sinne der Nation eben nicht viel Nahrung und Unterstützung fand. Das common Law galt einzig, und war schon von John Forteſcue 1440 einzig erhoben in einer oft übersetzten und herausgegebenen Schrift. Ein Compendium desſelben schrieb Ed. Littleton 1645, Institutionen Ed. Coke. Lehrstühle waren nicht. Verhältnisse des Nationallebens führten zur Erörterung des See- und Staatsrechts durch Selden. Filmer und Hobbes waren Monarchisten, Milton, Sidney, Harrington, Locke Republikaner. Auch im achtzehnten Jahrhundert geschah wenig für theoretische Rechtswissenschaft. Nur Viner stiftete zu Oxford einen Lehrstuhl, den Blackſtone zuerst betrat, der Verfasser eines Commentars über das gemeine Recht, zu welchem Woodſon reiche Nachlese hielt. Außerdem beschäftigte man sich nur mit Sammlungen von Rechtsfällen, Herkömmlichkeiten, Entscheidungen der größern englischen Gerichtshöfe, meist ohne Ordnung und Idee, nur noch brauchbar durch die sogenannten Grammatiken, oder Uebersichten einzelner Rechtslehrer. Practische Rechtslehrer von Gewicht gab es dagegen viele, wie John Holt, Somers, Cowper, Harcourt, Jekyll, King, Parker, Raymond, Gilbert, Talbot, Ryder, York, Murray, Prat, Dunming, Thurlow, Eden, Wedderburne, Erskine. Von diesen allen im Drang des practischen Lebens ausschließlich und mit Luſt Befangenen hat nur Taylor und nur in antiquarischer Rücksicht über die zwölf Tafeln, und ein Lehrbuch, und Hyliff neue Pandecten geschrieben. — d) Medicin. Nicht besser erging es in der Arzneikunde; denn auch sie beschränkte sich auf den Gebrauch, und ihr Studium ging auf beiden Universitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erst sich weiter fortbildend. Auch hier hat es jedoch, wie dies unter den Engländern in jeder Wissenschaft ist, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, besonders in der Anatomie, große Entdeckungen gemacht haben. So früh schon, unter Carl I., machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beschrieb Wharton alle Drüſen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüſen, Clopton Haver die glandulas mucilaginosas, Francis Gliſſon die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menschlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetisches im Practischen, als Antiphlogistiker. Große Aerzte waren die Hunters und Cruikſhank. Einen vollständigen Unterricht organisirte erst Edinburgh. Merkwürdige Anatomiker sind die beiden Monro, Practiker Mead, Hurham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erst 1745 von den Barbiergeschäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorlesungen, welche darüber gehalten werden, gibt es auch noch Schulen genug, worin Cheſelden, Poll, Nourſe, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. sich gebildet haben. In der Entbindungskunst war 1765 Smellie berühmt, und Aitkin (1789) durch sein Lehrbuch. — e) Naturwiſſenſchaft. Für die Naturwiſſenſchaft war

zwar bereits 1518 zu Oxford vom Cardinal Wolsey, dessen Bild Shakespeare in Heinrich VIII. so treffend aufstellt, ein Lehrstuhl errichtet, zwei Jahre früher war schon ein Kräuterbuch erschienen, dem 1550 Turners und 1597 John Gerards Kräuterbuch folgten. Aber einzig und ganz dem englischen Geiste gemäß wirkte Francis Baco von Verulam 1605 auf sie. Auch er verwies, wie unser Göthe sagt, in allem lediglich an die Erfahrung, an das Weite und die grenzenlose Empirie, und veranlaßte dadurch eine solche Methodenscheu, daß Unordnung und Lust als das wahre Element angesehen ward, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerspruch Bodley's, der dagegen alles auf Maximen zurückführte. Sein Zeitgenosse Will. Gilbert beschäftigte sich besonders mit dem Magnet und machte schätzbare Entdeckungen, z. B. Glaselectricität; so auch Will. Barlow; 1645 entstand die Gesellschaft der Unsichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwissenschaft zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, viel Merkwürdiges erfunden, aber die Furcht vor Autorität — nullius in verba war ihr Motto — die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie und Praxis und veranlaßte allerlei Hypothesen ohne Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Isaak Newton, diese geniale tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild einschlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel so viel Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten sich besonders aus. Einen botanischen Garten stiftete 1632 zu Oxford Danby, ein Naturaliencabinet 1682 Gradescant, Vater und Sohn, ein anderes Will. Courton. 1629 beschrieb John Parkinson 3800 Pflanzen, und im folgenden Jahr gab Thomas Johnson ein englisches Pflanzenverzeichniß. Will. Horn's brittische Flora erschien 1650 und wurde später von John Hill umgearbeitet. Eben so beschäftigten sich mit Botanik Rob. Morison, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem. Grew und Sam. Mortand erwiesen und bestätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton — 1663 bis 1671 — Fr. Willoughby (st. 1672), John Ray (geb. 1628. st. 1705.) Im achtzehnten Jahrhundert lehrte Wilson die Electricitätsverstärkung, Watson und Franklin entdeckten die positive und negative Electricität. Auch Cavendish machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war durch seine Entdeckung des Oxygens 1774 am 1. Aug. eigentlicher Vater der antiphlogistischen Chemie, deren Entdeckung sich die alles verstehen wollenden, eiteln und prahlsüchtigen Franzosen zu schreiben. Crawford gab eine neue Theorie der thierischen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen besonders auf das Empirische gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewasser trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkisten für Kriegsschiffe, Gefängnisse ꝛc. In der Chemie entschied sich Will. Higgins für das antiphlogistische System. Kirwan, Priestley, Hatchett, Davy, einer der geistreichsten Chemiker, experimentirten emsig. Forscher in der Naturgeschichte waren John Hill, John Fr. Miller. Elisabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmählig folgte man Linné. John Hill 1766 war der erste, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linnés Ca-

Digitized by Google

binet und stiftete die Linnéische Gesellschaft. Aiton, königlicher Gärtner zu Kew, pflegt als Kenner die schönsten exotischen Gewächse. Curtis gab ein botanisches Magazin heraus. George Edwards 1743 — 1751 eine Naturgeschichte der Vögel, Thomas Pennant 1763 — 1783 eine Zoologie, John Latham ein Natursystem aller Vögel, Adams schrieb über die Infusionsthierchen, deren er 359 verschiedene beschrieb, John Ellis über Corallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Conchiliologie, A. Trembley Naturgeschichte von Madera und Barbadosele, Lawson Naturgeschichte der Carolinen. — f) Mathematik und Astronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, besonders für die Schifffahrt ꝛc. von den Engländern sehr betrieben. Ueber algebraische Gleichungen schrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, schon früh 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Nepen Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbesserte. 1622 stiftete Smile einen Lehrstuhl zu Oxford für Geometrie und Astronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 schrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen, erfand auch mehreres in Geometrie und Algebra. Leslie gab eine Geometrie, geometrische Analyse und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griechischen Geometrie und Herausgeber mehrerer griechischen Mathematiker war Barow, der auch 1662 die ersten Gründe der Analysis des Unendlichen entwikkelte. Er war Vorgänger Newtons, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der practischen Mechanik war Wren, der Baumeister der St. Paulskirche und anderer trefflichen Gebäude, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrschten Gregori, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St. Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete schon auf die Newtonische Anziehung. Flamsteed kannte 2866 Fixsterne. Vince schrieb eine Astronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging alles auf Besserung der Schifffahrt und Fabriken hin, und die Theorie trat ganz zurück. Clarke schrieb über Entdeckungen im Meere. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraist, Smith 1738 Optiker, wie Bradley 1762. Wollaston gab ein Sternverzeichniß, Maskelyne machte sich um practische Astronomie verdient. In der Schiffbaukunst waren Bartow und Robertson berühmte Theoretiker und 1792 ward dafür eine Gesellschaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen schien. — g) Philosophie. Natürlich gibt sich der Mangel an Sinn für die ideale Seite der Welt am meisten kund in der Bearbeitung der Philosophie, dieser Centralwissenschaft aller übrigen. In Oxford herrschte Scholastik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verschmelzte sie 1677 mit Theologie, Henry More 1787 mit Cabbala. Neuplatoniker und Christ war Cudworth. Baco's Richtung ist schon oben erwähnt. Hobbes wandte sich besonders zu Staatsrecht und Politik, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles war Empirismus, und so mußte 1690 Locke sehr gelegen kommen. Paley's Grundsätze der Politik und Moral, die nun 19 Auflagen erlebt, werden von White in dem spanischen Journal el Espannol, wo Auszüge befindlich, sehr gelobt. Aber Forsyth's Moral, Dugald Stewarts philosophische Arbeiten, sehr weitschichtig und breit, und die noch geschätzteren Untersuchungen über den Ge-

Digitized by Google

schmack von Alison wie andere Werke sind doch nichts was deutsche Tiefe ansprechen könnte. — b) Geschichte. Auch in der Geschichte neigt sich der Britte wiederum zur Geschichte im engern Sinn hin, als dem Organismus des Staats, besonders seiner eigenen. Denn von patriotischem Interesse, man möchte sagen von Nationalstolz, gingen dort die bessern Geschichtschreiber aus. Raph. Holinshead sammelte 1577 bis 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harrison aus geschriebenen Urkunden eine Geschichte von England zusammen, und Commelin sammelte die englischen Geschichtschreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile, und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeschichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen falter Aufnahme nicht fortgesetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Usher, eine Chronik 1652 Ed. Simson heraus, wie Thomas Pierce Robinsons Annalen. Um Chronologie machte sich 1649 und 1672 John Marsham verdient, nicht Newton. Indes wurden immer Quellen der englischen Geschichte gesammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Englische Kirchengeschichte bearbeitete Cave 1674 in synoptischen Tafeln und einer Literaturgeschichte der Kirchenschriftsteller. Von englischen Bischöfen und Erzbischöfen gab Wartons Anglia sacra Nachricht. Fullers berühmte Männer von England, Woods Athenae Oxonienses sind nicht zu vernachlässigen. Auch gehören hieher Beveridge, Warton, Duvell, Usher, welche Kirchenversammlungen, Kirchengesetze, Gebräuche und Alterthümer mannichfaltig erläuterten. 1750 lieferte eine Gesellschaft die allgemeine Weltgeschichte, aus welcher Guthree und Gray 1764 — 1767 einen Auszug machten. Die römische Geschichte bearbeitete Ferguson, die griechische Gillies, den Verfall des römischen Reichs Gibbon, die Geschichte Carls VIII. und der Entdeckung von Amerika Robertson, Griechenlands Geschichte Mitford. Auswärtige neuere Staatengeschichte lieben sie nicht, aus Stolz. Nur erst in den Zeiten der bedrohlichen Napoleonischen Dynastie sahen sie sich danach um. Für die innere eigene sammelte Rymer (st. 1714) noch Urkunden, wie Manning, Astle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carle und Smollet bearbeiteten diese Materialien noch roh. Diese übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, sie nur bis auf Wilhelm III. führte, wie Henry wieder nur bis auf Heinrich VIII. Neuerer Zeit sind Dalrymple's Memoires von Großbritannien und Cunninghams Geschichte von England und des berühmten Charles James Fox Geschichte Jacobs II. nicht unwichtig. Für Biographie dient die Biographia Britannica, der brittische Plutarch, Nichols Leben William Bowyers, Johnsons Leben der englischen Dichter, Sheridans Leben Swifts, Masons Biographie Grays ꝛc. Eine Geschichte der Musik gab Burney. Fanner, Granger, Berrenhout schrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Ireland Campbell, über die Schicksale der Arzneikunde Aikin, über die Fortschritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Gillim, Gore; Numismatiker Evelyn; Geographen des Inlands Camden, Purchas, Harcour. Zahlreich sind überhaupt ihre Reisebeschreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jeffelyn, Fryer, Burnet,

Ovington, Maundrel, Waser, Smith, wie ihre Welt- und Entdeckungsreisen. Berühmt ist Andersons und Macphersons Handelsgeschichte. Chartenverbesserer waren Moll, Jeffery, Faden Dury, de la Rochette, Kitchim, Dalrymple, Rennel, Arrowsmith. Ausländische Geographie ist dagegen meist schlecht bestellt, selbst für Büsching konnte man keine Empfänglichkeit und Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reisebeschreibern nennen wir Churchill, Champbell, Streens, Dalrymple, Hawkesworth, Commodore Biron, Wallis, Carteret, Cook, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver. Für einheimische Statistik arbeiteten Pennant und Sinclair, für Staatswirthschaft Stewart, Smith, Price. — Von einem Ueberblick des in den Wissenschaften Geleisteten können wir uns nicht abwenden, ohne die allgemeine Bemerkung, daß von jeher der Wohlstand und der Patriotismus der Engländer den Wissenschaften mehr Vorschub, als irgendwo, gethan haben. Dies beweisen theils mehrere reich gewordene Gelehrte, wie Pope, Hume, Blackstone, Hawkesworth, Gibbon, Paley, theils die vielen von Privatmännern angelegten, oder doch unterhaltenen Cabinets, wie das brittische Museum, das Lewersche, das Ashmolsche, Preisvertheilungen, ferner die zur Förderung mancher Disciplinen gestifteten Lehrstühle; und häufige gelehrte Gesellschaften, Bibliotheken, wie die des brittischen Museums, Zions College, Banks, Radcliff, Bodley, Catham ꝛc. Ganz der Freiheit der Nation gemäß, gemäß dem Wohlstande, wodurch Sinn und Neigung des Einzelnen für dies oder jenes Fach geweckt und unterstützt wird, darf man eben den Einzelnen, wie sie für sich hierin wirkten, weit mehr Einfluß und Verdienst zuschreiben, als der Regierung, deren Wirksamkeit in dieser Hinsicht weit zurücktritt und die Würde und Kraft des Volks nur mehr hervorhebt. Rechnen wir hieher, bloß als Gegensatz, die Universitäten Oxford und Cambridge, so springt dies sehr in die Augen. Zugleich wird aber auch an ihrer Verfassung der englische Nationalcharakter nur klarer. Eine eigentliche Akademie, als ausgesprochenes, treffendes, durchaus gegliedertes Abbild der Eigenthümlichkeit des Wissens der Britten, ist wohl nicht zu suchen, und es ist bereits aus Obigem klar, wie immer nur einzelne Köpfe und Talente mit großen und vorgreifenden Entdeckungen auftraten, aber kein gemeinsames, besonnen nach innen wirkendes Streben nach Wissenschaft sich zeigte. Wie dies nun ganz dem Stolze und der Freiheit der Engländer zusagte, ja nothwendig aus ihnen hervorging, so wurde es auch durch die in der That lässige und schlechte Verfassung jener beiden Universitäten unterhalten. Auch hier war und ist kein Ganzes, durch seines Baues Gliederung und Ausdruck Ansprechendes, Belebendes und Haltendes. Dazu hat es die Unempfänglichkeit für Theorie nicht kommen lassen. Wie demnach für mehrere Disciplinen gar kein Unterricht, für andere nur ein unvollständiger, der Freiheit ja der Willkür der Lehrer überlassener Unterricht ertheilt wird, aber auch hierin noch die Studirenden wiederum ihre Freiheit geltend machen, und die Talente der Einzelnen mit geringen Fingerzeigen meist ihrem eigenen Triebe und Feuer überlassen werden, dies dünkt uns ein Wechselverhältniß zu bilden, dessen Vortheile und Nachtheile einem deutschen Geiste leicht bemerklich werden. Mathematik, Logik und classische Philologie sind das Einzige, was als Grundlage aller Studien am ernstesten betrieben wird. Classische Literatur findet noch

am meisten ihre Verehrer, so daß jetzt sogar Stimmen dagegen, als etwas den Geist in die Banden der Einseitigkeit Schlagendes erhoben worden sind. In den übrigen Wissenschaften wird nach vorläufigen mangelhaften Uebersichten, Fingerzeigen und Rathschlägen, wodurch die Theorie dem Privatstudium überlassen wird, öffentlich alles nach außen und auf die Praxis bezogen. — II. Englische Poesie. Es ist schon aus dem bisher Gesagten begreiflich, daß auch in der Poesie ein so ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in höherem Sinne gestelltes Volk, zumal mit dem tiefen, ja schwerfälligen, starren Ernste, der ihm eigen ist, sich mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht wird messen können, obwohl es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren Inbegriff wir wiederum den unsterblichen, einzigen Shakespeare nennen, der alle Elemente seines Volks in sich zusammenfaßt, selbst das eigenthümlichste, am trefflichsten von ihnen ausgebildete, den Humor. Aber eben dies Hervortreten des Humors zeigt auch wieder, daß die Poesie zurückweichen mußte, indem das Komische, dessen (der modernen Zeit angehöriges) Element der Humor ist, theils das Widerspiel der herrschenden Richtung einer Zeit, theils das der Poesie ist. Darum nun erlischt der Humor dort nie, und setzt sich, so zu sagen, fast in ein Gleichgewicht mit der Wissenschaft; wohl aber tritt die Poesie nicht selten weit zurück. Schon die überwiegende Neigung, die sich seit den frühesten und in den angeblich besten Zeiten kund gibt, zu Einer Art derselben, nämlich der beschreibenden, welche in den letztern Zeiten sogar noch der geographisch-topographischen Richtung der Nation dienen mußte, verräth eine Einseitigkeit, welche der Poesie fremd ist. Dazu klingt, bewußt oder auch bewußtlos, Shakespeare überall durch, wo noch etwan Poesie waltet, und, wenn einige die Seite derselben, durch welche sie an die Sprache rührt, mehr ausbildeten, so wirkte theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wohl dem Gemüth an Frische, Tiefe und Zartheit der Anschauung fehlen. Einige Blicke in die Geschichte werden dies lehren. Sammler von altromantischer Poesie sind Percy, Ellis und Ritson. Da Heinrich VIII. selbst Verse, besonders Sonetten, machte, so wurde dies begreiflich Hofton, und Wyat und Surrey schrieben bereits vor 1547 Verse. Borde und Heywood schrieben 1556 Epigramme und Possen, Sackville poetische Lebensbeschreibungen, Ch. Tye brachte sogar die Apostelgeschichte in Verse. So blieben denn die durch Provenzalpoesie angeregten Versuche roh, bis auf Spenser (N. Ausg. von Todd in 8 Bdn.) und Waller in der letzten Hälfte des 16ten und der ersten des 17ten Jahrhunderts. Sie, die in der Idylle arbeiteten, erwarben sich Verdienste um Weichheit und Melodie der Sprache, wie schon Sidney sich in dieser Gattung versucht hatte. Spenser war ariostisch reich an Erfindung, verschwenderisch bis zur Verwirrung, übrigens Vater der Stanze. Dasselbe Verdienst erwarben sich Cowley und Milton, der Dichter des verlornen Paradieses (eines im Einzelnen erhabenen Gedichts, das aber im Ganzen ohne Interesse ist und in den letzten sechs Büchern gewaltig abfällt, und durch den Krieg zwischen Gott und Mensch, dessen Ausgang so unzweifelhaft ist, nicht viel Interesse und Spannung erregt), der, über die Rauhheit der Sprache klagend, sie nach italienischer Melodie zu moduliren suchte; und Dryden, der bei vielen dulcibus vitiis des Systems fein war, von zartem, reizbarem Sinn (N. Ausg. v. Scott in 18 Bdn.). Donne war Satiriker, Denham 1600 bis 1640 beschrei-

bender Dichter, Buttler komischer Epiker. Seit der Regierung der Königin Anna waren Lehrdichter: Pope, der Dichter besonders von Abälard und Heloise, correct, witzig, aber ohne romantische Phantasie, Pathos und Erhabenheit, mehr satirisch als gemüthvoll, und Young, oft schwulstig, beschreibender Thomson, und besonders Crabbe, Cowper, Campbell, Southey, Epiker Pope und Glover, Satiriker Swift, Elegiker Gray, Fabeldichter Gay, Odendichter Collins. Durch die Uebersetzungen spanischer und italienischer Dichter, welche Mickle, Hoole und Hayley fertigten, gewann die Sprache ebenfalls. Und auf diese Weise bildeten sich geistreiche und musterhafte Prosaiker, wie Will. Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Mansfield, Erskine, Sherlock, Drydale, Blair, Hume, Robertson, Gibbon, Richardson, Fielding, Goldsmith, Addison, Steele, Shaftesbury, Chesterfield, der treffliche Sterne und andere mehr. Wer nun, wie sichs gebührt, das Ganze jener dichterischen Leistungen der Engländer übersieht, und in einer Zeit von 60 bis 70 Jahren, von der Mitte der Regierung Elisabeths bis zu der Restauration, glänzende Namen wie Shakespeare, Spenser, Sydney und andere fände, müßte wohl gestehen, daß allerdings zum Theil Riesenwerke Eines Volks mit scharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit so glücklich war, daß der Hang zur Vielwisserei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in sich gesammelte Geisteskraft noch nicht gebrochen und zerstreut hatte? da noch kein Meistern und Mäkeln, den Flug des Geistes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die schmählichen Fesseln des Papstthums gänzlich abzustreifen? Schon die Prosa war durch Jeromy, Taylor, Barrow, Hooker, Bacon ꝛc. höchst gediegen geworden. Die Bürgerkriege förderten eben so sehr starke Geister, als ihre stürmenden Wetter den Schmetterlingsstaub der Phantasie verwehten. Hierauf schlich sich der französische Geschmack mit seinen feinen Schicklichkeiten und seinem Anstandszwang ein, und ein witziger, prahlerischer, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein schulgerechterer, künstlicherer. Es war etwas Weltliches, Städtisches, Verständiges und Schälkisches darin, was dem König und seinen Höflingen, die vom heitern französischen Hofe herkamen, und den tiefern schweren Ernst verschmähten, besser gefiel; statt zarter Phantasie Satire und Sophisterei, statt großer Gemüthsaufwallungen künstliche Declamation, statt Shakespeare's weltumfassender, weltgeschichtlicher Sprache Dryden's Persönlichkeiten und Unflätereien, wie dies seine Travestien Shakespeare's und Miltons am besten beweisen. Dryden war zu seiner Zeit unstreitig der größte Dichter, Meister seiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur seines Landes frühere Muster vor Augen behalten, hätte er sich fern von politischen Parteiungen, Höfen und Schauspielhäusern gehalten, er hätte eine unvergängliche Schule gestiftet. Addison ward der Höhepunkt jenes ausländischen Styls. Seine Aengstlichkeit, Seichtheit und Beschränktheit, sein Mangel an allem Leidenschaftlichen und Glänzenden verrathen auch keine Spur seiner Landsmannschaft mit Shakespeare. Pope ist geistreicher, geschmackvoller und belebter, aber, wie schon gesagt, Satiriker, Moralist, Witzbold, Kunstrichter, nur nicht Dichter. Dazu fehlt es ihm an Phantasie und Leidenschaft. Er hat höchstens eine Poesie des Stadt- und höhern Ständelebens. Prior

hatte noch seinen Scherz, lustige, leichte, malerische Erzählungsgabe mit Witz und Schalkheit aus jenem Styl in seine Verse herübergerettet. Unter der Königin Anna war diese Seuche aufs höchste gestiegen, und fiel seitdem immer mehr und mehr. Thomson zog wieder etwas in das ältere Volksthümliche, und gewann sich, trotz seiner Schwerfälligkeit, doch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl von dem, der uns Urstyl heißen mag, und von dem ausländischen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenschaft, aber eine reiche Phantasie, welche indeß, statt in leichten Spielen, glänzenden Schilderungen sich zu ergießen, in das Epigrammatische oder auch in frostige Uebertreibung umschlug. Er wollte wie Pope schreiben, und war doch von Natur mehr an Cowley und Shakespeare gewiesen, ward also unbeholfen und unnatürlich. Akenside und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldsmith schufen nur wenig. Cowper warf endlich die französischen Fesseln ab und schrieb wieder frei im Urstyl. Wohl hat er mancherlei Fehler, aber seine lautere reizende Natürlichkeit entschädigt reichlich. Seitdem nun und in den letzten Zeiten klagen die englischen Kunstrichter über ein geflissentliches Rückschreiten zum Alten ja Veralteten, Wilden und Regellosen, welches sie die Lakeschule nennen, weil sie sich um die Seen von Cumberland besonders durch Wordsworth, Southey, Miß Baillie, Coleridge, Scott, Byron gebildet haben soll. Dabei nennen sie unsern deutschen Aftergeschmack als die unselige Schule jener Verschrobenheit. Hätten aber die Guten bedacht, daß, wenn Kunst und namentlich auch Poesie sich so ziemlich ausgelebt haben, daß sie nur noch Mägde der Ueppigkeit und Hoffahrt sind, wenn das große Weltleben selbst ausgelaugt ist und keine eines edlen Gemüths würdige Ausbeute mehr gibt, Schwankungen und Rückschwankungen in eine bessere Vorzeit schon als Uebergangs und Vorbereitungsmomente zu einer neuen Zeit natürlich, ja unausbleiblich sind, daß überhaupt jede Bildungsperiode eines jeden Volks immer Einen Mann aufzeigt, in welchem, wie in einem Feuerheerde, die Strahlen der Vor- und Nachwelt sich zusammendrängen, so würden sie vielleicht sich selbst eher betrauert, als uns bezüchtigt haben. Ja, wäre es ihrer starren, stolzen, finstern Eigenthümlichkeit möglich gewesen, die welthistorische Bedeutung einer Natur, wie unser Göthe ist, zu fassen, so würden sie wohl über den beiherspielenden Bildern der Zeit nicht das Bleibliche und die Andeutung einer andern Zeit übersehen haben. Da doch, nach einem italienischen Sprichwort, nur die Zeit ein ehrlicher Mann ist, und ein Seher seiner Zeit und seinem Lande am wenigsten gilt, so möge dies auf sich beruhen. Zu läugnen ist freilich nicht, daß auch unter uns eine bis zur Götzendienerei und Abenteuerlichkeit gehende Hinneigung zum Romantischen Statt gefunden. Aber leichter allerdings, als mit Engländern und Franzosen, welchen letztern jene es doch nur nachschwatzen, möchte man sich mit Deutschen mindestens darüber verständigen können, daß das Romantische nicht etwa eine nur modische Laune unserer Tage, sondern Grundzug aller modernen christlichen Bildung sey, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegensatz einer seichten, lockern Alltäglichkeitspoesie eigentlich doch verzerrter schiene, als er in der That wäre. Stubig hätte es wohl auch schon die Engländer machen können, daß gerade die Häuptlinge jener Schule, wie Walter Scott (der Herausgeber der Drydenschen Werke, des Sir

Tristrem von Tho. von Ercildoun, der Dichter des Marmion, der Lady of the Lake, des lay of the last minstrel und and.), William Wordsworth (der Verf. der lyrischen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter des Madoc, des Curse of Kehama, der Joan of Arc, des Thulaba the destroyer) und Biron, — von welchem hernach — eingestandenermaßen hochbegabte Genien sind, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entschieden spricht. Wie viel nun aber daran sey, wenn die Kunstrichter das Wesen ihrer Poesie auf antisociale Grundsätze und Rousseausche kränkliche Empfindseligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, moralische Paradorie und Sehnsucht nach einer unerreichbaren wollüstelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebuesche Einfalt und Schillersche Kraft, auf Cowpers ungeschlachte und rauhe Versification, untermischt mit Ambrose Philipps Unschuld, zurückführen (s. Edinb. review, Bd. 1. S. 84.), dies möge, nach dem oben Berührten, von Andern erwogen werden. Zu vergessen ist aber dabei nicht, daß die geschriebene Poesie, welche Kunstwerke der Wortsprache schafft, etwas anderes ist, als jene in dem frühesten Leben eines Volks sich aussprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zusammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunstrichter aber betrifft Sprache und Vers, welche von der eben gangbaren, gleichsam constitutionell gewordenen, mehr oder weniger abweichen. So ist es auch Lord Byron ergangen, dessen Werke jetzt in sechs Bänden erschienen sind. Eine glühende Phantasie, eine zarte Sinnigkeit, neben herber, grollender, menschenfeindlicher Einseitigkeit, loser Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geistreiche Verdrießlichkeit und ein übersatter Lebensekel, der sich mit Paradorien spannt, ein düsterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat und sich noch mit den Bildern der Phantasie tröstet, sind allen seinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zusagen, ja willkommen seyn, nicht aber den Menschen in jene heitern Bereiche beschaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poesie sind. Natürlich gibt es auch in dieser Schule Nachtreter und Varietäten, und die Klagen über Verschrobenheit, Sprachverderbung ꝛc. hören nicht auf. Könnte dann aber England, so weit es welthistorisch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweise, und einen andern als Shakespeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig seyn, die Penrose, Peter Pindar, Moore, Opie, Radcliff, Edgeworth, O'keefe, O'donnel, Morgan, Hamilton, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen? Einiges jedoch noch unter der nun folgenden Nummer. — III. Englisches Theater. Wir haben bei dieser Uebersicht vorsätzlich die dramatische Poesie und ihren Fortgang unerörtert gelassen, um sie, als das höchste Product, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geistreiche Würdigung hat A. W. Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen geliefert, dem wir hier zum Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall entsprang auch in England das Schauspiel zunächst aus der Religion, und schloß sich an sie zuerst an. Und so waren denn die Moralities und Mysteries hierin das Ursprüngliche. Für das erste hält man die Wunder der heil. Catharine. Unter Heinrich VIII. wird Every man als das erste angeführt, worauf Hycke-scorns und Interlude gefolgt, dann unter Eduard VI. Justy Juventus; dabei auch noch Tragikomödien. 1551 wird schon Gevatterin Gorcons Nabel

erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit, doch viel Komisches haben soll. Es wurden auch schwache Versuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. Forrer und Porrer, oder das Trauerspiel von Gorboduc aus den ersten Zeiten der Elisabeth war, wie Mustapha, geistlos. Die spanische Tragödie war das erste ernste Stück, unsicher und bombastisch. Lilly schrieb Campaspe; er war süßlich, verschroben. Maclows Eduard II. kunstlos, aber treu und einfältig. Der Flurschütz von Wakefield und Grim der Köhler von Croyden gehören auch noch zu den Anfängen des englischen Theaters. Dies altenglische Theater hatte nun zwar wohl Maschinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erste erhöhte Bühne. Man spielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüsche auf den Hüten und Rosen auf den Schuhen. Knaben spielten Frauenrollen. Musik war in den Zwischenacten nicht. So fand Shakespeare die Bühne. Daß sein Zeitalter ungebildet gewesen, darf man wohl nicht behaupten. Die Regierung der Elisabeth brachte England in hohen Flor durch Handel, Schifffahrt. Die Lust an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugnissen der Italiener und Spanier. Der Geist der Geselligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig, und nach mehreren Schilderungen und Darstellungen Shakespare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch riesenmäßig über seine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt schlummernden Keime heraufördern möge, nie wird man ihn doch ganz unzusammenhängend mit ihr nennen können. Schakespeare hatte sich schon früher nicht bloß als dramatischer Dichter hervorgethan, und als der letztere genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme seiner Stücke, erweiset ebenfalls wieder, daß sein Zeitalter wohl nicht roh gewesen seyn könne. Ein Publikum, dem, bei so wenigen äußern Hülfsmitteln der Darstellung, so kühne und tiefe, so freie und große Weltansichten vorgeführt werden konnten, und das für sie so empfänglich war, dürfte wohl unser Publikum weit, weit überbieten, ja letzteres kann gar nicht gegen das erstere in Betracht kommen. Es ist hier der Ort nicht, dieses Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, eben so wenig, als manche über ihn in Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; — seine Bildung ist, wie alle große und einzelne Bildung, fast den Fesseln der Zeit und der Geschichte entflohen, und über ihm ruhet, wie über dem Uranfang des Menschengeistes, ein heiliges mythisches Dunkel. Wir bemerken nur kürzlich, daß seine Werke eine so durchaus gegliederte harmonische Ansicht der Welt und des Geistes verkünden, daß beide sich ewig in einander spiegeln und wechselseitig Symbol für einander werden, wodurch sich gewiß das Wesen eines wahrhaften, hohen Dichtergeistes beurkundet und ausspricht. Er war ein Herzenskundiger, seine Charakteristik ist tief eingreifend und wahr. Unerschöpflich ist die Fülle des Individualisirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleichkommen möchte — ein Moment des Drama, der grade dem modernen Drama als Aufgabe vorgelegt ist! Keine Leidenschaft in ihrem tiefen und geheimen Weben, in ihrem allmähligen Durchbruch, ihrer alles niederwerfenden Gewalt ist ihm unbekannt, und jede weiß er kräftig, eigenthümlich bis in die tiefsten Wendungen hinab darzustellen. Das Schauderhafteste, Entsetzlichste, wie

Digitized by Google

das Zarteste und Mildeste, erscheint bei ihm in der eigenthümlichsten, wunderbar-harmonischen Farbengebung. Seine Zusammenstellung ist groß, frei und dennoch innigst verbunden. Den tiefsten Ernst sänftigt und mildert er durch den muthwilligsten und geistreichsten Scherz, und jener dem Menschengeiste so eigene und seine Ewigkeit beurkundende Hohn über das Bestehende, in der Zeit Auftauchende und in ihr sich Ansiedelnde, diese Macht sich noch über den Trümmern zu erhalten und wiederzufinden, diese dem niedern Geiste so unbarmherzig scheinende Gewalt, die doch gerade die tiefste Wurzel des Geistes, die Liebe ist, hat sich wohl in keinem Dichter so laut, kühn, überlegen, mächtig und wahr geoffenbart, als in ihm. Darum ist er auch immer neu und frisch, und kein Gegenstand vermag, diesen Proteus zu fesseln, er wandelt sich in alle Gestalten. Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken gibt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger seinen Einfluß erfuhren. Ueber andere ist man fast gewiß, daß Shakespeare sie geschrieben, und unter uns hat Tiek angefangen, mehrere hervorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den Perikles, Prinz von Tyrus, den londner verlornen Sohn, Thomas Lord Cromwell, Sir John Oldcastle, ein Trauerspiel in Yorkshire. Manche Stoffe scheint er umgearbeitet zu haben. Bei diesem Meisterthum ist es wohl nicht befremdlich, daß er, wie oben gesagt wurde, durch die gesammte dramatische Poesie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Denn freilich ist eine Kraft welche mitten in der Zeit, aus ihr das Beste aufgreifend und verarbeitend dennoch herrschend über ihr schwebt, nicht so gäng und gebe. Dagegen unterliegen selbst talentvolle Männer der herrschenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweiset sich an Shakespeare's Zeitgenossen und Nachfolgern, von welchen er gleichsam der Mittelpunkt zu nennen ist. Jüngere sind Ford, Dekkar, Marston, Webster, Field, Rowley, reine Nachahmer. Chapman, der Uebersetzer des Homer, schrieb die Thränen der Wittwe nicht ohne komisches Talent; Heywood ein bürgerliches Trauerspiel, die durch Güte getödtete Frau, kunstlos und leicht, auch im Schluß dem Kotzebueschen Menschenhaß und Reue an sittlicher Tendenz weit überlegen. Uebrigens war Heywood ebenfalls sehr fruchtbar, denn er hat 220 Stücke geschrieben. Ben Jonson, von Shakespeare sehr geschätzt, unterstützt und aufgemuntert, wähnte doch, sich über seinen Meister erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrsamkeit besaß als dieser. Er war fleißig, kritisch, mühsam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie seine Trauerspiele Catilina und Sejanus beweisen. Im Lustspiel war er vorzüglicher, wiewohl ihm ein schwerfälliger satirisch-römischer Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrscheinlichkeit und methodische Breite eigenthümlich blieben. Dies ergibt sich aus seinem Jedermann in seiner Laune, Jedermann außer seiner Laune, Volpone, dem Alchimisten, Epicoene oder dem stummen Mädchen und dem dummen Teufel. Beaumont und Fletcher, die schon bei Shakespeare's Lebzeiten über 50 Stücke schrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht und biegsam, nur zu sehr alles auf Erfolg berechnend. Auch sie waren im Komischen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanständig. Die zwei edlen Vettern, der Ritter von der brennenden Mörserkeule, die treue Schäferin sind bei Schlegel aus-

Digitized by Google

führlicher beurtheilt. Ihnen sehr ähnlich sind Massinger (beste Ausg. v. W. Gifford in 4 Bdn., eine frühere von Coxeter und Mason) und Shirley. In dieser Reihe alter Dichter herrscht eine gewisse Raschheit und Natürlichkeit, welche aus Unstätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortspiele sichtlich ist. Ihr Styl ist meist gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beischmack von Zwang und Verwickelung, oft gesucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus fast gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. — Von 1647 blieben durch Veranlassung der Puritaner die Bühnen 13 Jahr lang verschlossen, und nun wurde der Hofton Carls II. eine Mode, die auch in die Kunst überging, und dieser Ton war sittenlos und unanständig. Durch Davenant wurde Opernmusik eingeführt und das Decorationswesen verbessert. Lange blieb Dryden Liebling des Publikums, er, der lateinische Dichter übersetzte, politisch allegorisirte, war ein fließender Versmacher, aber als Dichter platt, unnatürlich und kostbar, dabei ungemessen eitel; Fehler, die auch der witzige Herzog von Buckingham in seiner Schauspielprobe (the Rehearsal) gehörig durchzog. Ihm ahmte anfangs Otway nach, der im eigentlichen Sinne verhungerte. Sein gerettetes Venedig, das, wenn wir nicht irren, Iffland unter uns auf die Bühne brachte, seine Waise, D. Carlos, Prinz von Spanien, Alcibiades, Titus und Berenice, Freundschaft nach der Mode, Soldatenglück, der Atheist, Geschichte und Fall des Cajus Marius, Scapins Ränke verrathen manche gute Anlage, manch tiefes Gefühl und originelle Zeichnung bei vieler Unanständigkeit und Mangel an Composition. Nun machten sich Wicherley durch die Liebe im Walde, den Edelmann als Tanzmeister, das Bauerweib, den Offenherzigen; Congreve durch den alten Junggesellen, den Zweiächsler, Liebe um Liebe, den Lauf der Welt vorzüglich bekannt. Sie aber pflanzten auch auf ihre Nachfolger im Lustspiel mehr oder weniger sittenlose Unanständigkeit, unzierliche Form, Mangel an Ortseinheit fort. Zu diesen Nachfolgern gehören Vanbrugh, der Verfasser des Rückfalls oder der gefährdeten Tugend, des gereizten Weibes, Aesops, des Pilgers, des falschen Freundes, der Verschwörung, des Irrthums, des Landhauses u. A.; Cibber, der der Liebe letzte List, Weiberwitz, Liebe macht den Mann, Sie möchte und möchte nicht, den sorglosen Gatten, den Schulknaben, die lustigen Liebhaber, Liebe in einem Räthsel ꝛc. schrieb; Steele, Verfasser des zärtlichen Gatten oder die vollendeten Narren, des lügnerischen Liebhabers, der gewissenhaften Liebhaber, der Trauer nach der Mode; Farqhar durch Liebe und eine Flasche, das beständige Paar, der Werboffizier, Sir Harrey Wildour, die Landkutsche, die Zwillingsnebenbuhler, Geckenlist. Mehr und mehr anständiger wurde das Lustspiel unter Anna, und Colman, der von 1768 — 1775 Mitunternehmer am Theater im Coventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Haymarket war, machte durch die Eifersüchtige, das musikalische Mädchen, der Teufel ist in ihm, den englischen Kaufmann, den Selbstmörder ꝛc. sich als starken tüchtigen Charakteristiker bekannt. Garrick arbeitete Shakespeare oft, wie es scheint,

Digitized by Google

nach sehr eiteln, persönlichen und beschränkten Ansichten um, und schrieb auch selbst für das Theater. Footes Lustspiele sind meist sehr nachlässig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualisirt. Cumberland hat Weltton und Umgangssprache, ist aber flüchtig, herzlos. Murphey, Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Inchbald übergehen wir als nicht besonders auszeichnungswerth. Setzen wir zu diesen angeführten dramatischen Dichtern noch einige im Trauerspiel, so ist die Geschichte der Bühne ziemlich ausgemessen. Wir nennen Nicol. Rowe, gest. 1718, Verfasser der ehrgeizigen Stiefmutter, der schönen Büßenden, Tamerlans, Ulysses, Jane Shore, Lady Jane Gray. Er bewunderte Shakespeare und war gefühlvoll, rührend. Addisons Cato ist ein frostig französirendes Stück, das vom Römischen nichts hat. Thomsons Sophonisbe, Agamemnon, Eduard und Eleonora, Tankred und Sigismunda, Coriolanus sollen sehr correct und schön, aber mehr für Leser als Zuschauer seyn. Eben so wenig ausgezeichnet sind Young's Buseris, die Rache, die Brüder; Lillo's Stücke, wie der londoner Kaufmann, der christliche Held, Elmerick und andere, stellen häusliche und bürgerliche Lebensscenen in gekünstelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verfasser des Spielers, rühmt man Charakteristik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenschaftliche, oft declamatorische Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenschaftliche Stärke. Horne, Glover, Mallet, Robinsons haben nicht viel Einfluß gewinnen können. Glover schrieb Medea mit griechischen Chören in den Zwischenacten. In den neuesten Zeiten ist auch in England die dramatische Kunst immer mehr in Verfall gerathen, und es ist kein gutes Zeichen, daß von uns mehrere z. B. Kotzebuesche Stücke mit dem wüthendsten Beifall aufgenommen worden sind, die selbst unter uns nur der Menge eine Zeit lang Vergnügen gewährten, jetzt aber auch schon den verdienten Ekel erregen. Die herrschende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und seine Verhältnisse, besonders Handel ꝛc., ist freilich ganz folgerecht dieselbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier manches gehindert haben. Doch steht zu wünschen, daß der nun wieder eröffnete Verkehr zwischen Deutschland und England auch ein Austausch geistiger Trefflichkeit werden möge. An Charaktereigenthümlichkeit, Bürgertugend in vielfachen Richtungen können uns die Engländer wohl ein vorleuchtendes Beispiel werden, wir ihnen an bescheidenem Forschungsgeiste und überhaupt an Sinn für Universalität der Bildung, wodurch in ihnen eine gewisse spröde und stolze Einseitigkeit, wenn nicht vertilgt, doch gemildert werden möchte. (Ueber den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in England vergl. man den Art. Londoner Theater.) Wa.

Englische Pferde (Blood horse, cheval de race). Dieser Schlag von Pferden ist in England nicht einheimisch, sondern aus Veredlung durch Hengste aus Nordafrika, Arabien und Persien entstanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preise von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die schönsten Pferde zu ziehen verstände, und die Wettrennen (s. d. Art.) wurden ein Nationalfest der Pferdeschau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, solche Renner zu besitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf diesen Gegenstand zu verdoppeln. Man

kaufte Stuten von edler Abkunft und schönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengste, von denen ein Sprung mit 10, 20, 50, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieser Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahrs möglich war, so glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch Andere speculirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So soll der Eigenthümer des Eclipse mit diesem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben; und manches Pferd, das sein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guin. ein. Das Ausland suchte mit Begierde englische Pferde zu kaufen; dies trug noch mehr zur Vervollkommnung der englischen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengste verboten, und wenn auch einzelne auf das feste Land kamen, so wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimischen Schlag, wie dies in der Normandie der Fall war, verschlechterten. Uebrigens ist in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterschied in der Güte nach der Provinz; doch unterscheidet man zwei ganz verschiedene Schläge, die sich nicht mit Vortheil vermischen lassen, von dem dritten, welcher allgemein ist, der veredelte heißt und die eigentlich sogenannten englischen Pferde begreift. Die erste Art scheint in England einheimisch zu seyn. Sie ist 4 Fuß bis 4 F. 4, 5 Zoll hoch, von starkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halse und sehr schlanken Beinen. Diese Pferde werden ohne besondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonshire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie sind unermüdet und sehr sichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Lastpferde, die muskelkräftig, wohl und stark gebauet, und wahrscheinlich flandrischen Ursprungs, doch durch sorgfältige Zucht sehr vervollkommnet sind. Die zahlreichste ist die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutsch- und Cavalleriepferde begreift. Die schönsten darunter, was Ebenmaß und Gestalt betrifft, sind die Renner, Chevaux de course, Race-horses, die entweder ursprünglich von einem edlen barbarischen Hengste und einer berühmten engl. Wettläufer Stute, die ebenfalls aus dem Geschlechte der Barben abstammt, oder von zwei edlen Mischlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geschlechte überhaupt abstammen, daher es unter denselben mancherlei Abstufungen gibt. Im Allgemeinen sind sie 4 F. 7 — 10 Zoll hoch; sie haben einen starken glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe etwas schmale Brust; der Bauch ist wenig vorstehend; die Gelenke an den Beinen sind stark, der Bau des Rückens fast grade gestreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben sie schöne Verhältnisse, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinah jede Ader sieht, und die statt einer Striegel nur mit scharfen Bürsten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. s. w. Die gewöhnliche Farbe ist dunkel braunroth mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich ist ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die fast horizontale Lage des Beckens, so daß beide einen Winkel bilden, dessen Spitze höher und dessen Oeffnung weiter geöffnet ist, als bei jeder andern Race. Dieser Bau begünstigt unstreitig das weite Ausgreifen und daher den schnellen Lauf des Pferdes. Eben darum ist es aber auch zum Reiten weniger bequem, sondern wird fast

Digitized by Google

allein zum Wettlauf gebraucht, und daran schon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Ist es dazu nicht mehr brauchbar, so nimmt man es zur Zucht. Findet man ein solches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, so wird es zum Kutschpferde genommen. Nächst den Rennern werden die Jagdpferde, Chevaux de chasse, hunters, hunting horses, am meisten geschätzt, mit 120 — 500 Guineen bezahlt, je nachdem sie sicher und leicht über ungleichem Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, sagen die Engländer, und über Graben und Hecken setzen können oder nicht. Man nimmt zu dieser Zucht gern normännische Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht als auf die Abrichtung an. Eben so wählt man zu Reitpferden, Saddle horses, nicht die schönsten, sondern die sichersten und bequemsten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Postkutschen (Coach horses, Stage-horses). Zu den Deichselpferden nimmt man gewöhnlich starkgebaute Kutsch- oder Zugpferde. Noch gibt es Pferde, Poneys, Galloways u. s. w. genannt, die man zum Reiten und als Einspänner braucht. Die Poneys sind sehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geschwind und haben einen sanften Gang, daher sie gewöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Englisches Reich in Ostindien, ist eine politische Erscheinung von seltener Art. Kein europäischer Staat, sondern eine bloße Gesellschaft von Kaufleuten besitzt daselbst ein Reich, welches fünfmal so groß ist als das Mutterland, Großbritannien, und fast dreimal so viel Einwohner zählt. Unter dem Schutze der brittischen Krone gebietet diese Gesellschaft, man nennt sie die Ostindische, über den größten und besten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daselbst eine beträchtliche Kriegesmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten sich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Ostindien, schossen ein Capital von 200,000 Thlr. zusammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüsteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieser Speculation beträchtlich war, so wurde hernach das Capital auf vier Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünstigung einiger indischen Fürsten konnte die Gesellschaft an mehreren Orten Ostindiens Factoreien anlegen. 1645 wurde der Gesellschaft die Stadt Madras eingeräumt, wo sie das Fort St. George erbaute. Dies war der erste feste Punkt, den sie sich in diesem Lande erwarb, wo sie jetzt so weitläufige Besitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta steht, erkauft. Die 1689 entstandene zweite ostindische Gesellschaft vereinigte 1703 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieser Zeit waren die Besitzungen der Gesellschaft schon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombai auf dem festen Lande und die vierte Benkulen auf der Insel Sumatra. Anfangs war es mehr die Absicht der Gesellschaft, durch diese Territorialbesitzungen sich feste Punkte für ihren Handel zu verschaffen, als Länder zu besitzen. Aber in der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde die Gesellschaft genöthigt, ihrer eignen Sicherheit wegen, eine kriegerische Stellung anzunehmen. Das Reich des großen Moguls, sonst einer der mächtigsten Fürsten Asiens, war durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perser, Afghanen und Maratten äußerst ge-

Digitized by Google

schwächt worden. Die Franzosen wollten sämmtliche Europäer aus Ostindien vertreiben. Nun sah sich die Gesellschaft genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Der englische Feldherr Clive besiegte die Franzosen, und trat nun selbst als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derselben in Ostindien. Besonders hat die Gesellschaft seit 1792 durch eine arglistige Politik ihre Herrschaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewisse jährliche Zahlung wurde einzelnen inländischen Fürsten eine Macht von stehenden Truppen versprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürsten von jedem andern Bündniß und von seinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erst unterjochte man die Feinde dieses Freundes, und dann den Freund selbst wegen seiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte sich dessen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Gesellschaft unterlagen ihrem Glücke und der europäischen Kriegskunst. Der furchtbare Hyder Ali wurde besiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb zugleich mit der Eroberung seiner Residenz Seringapatnam. Auch die Macht der Maratten, die allein der Gesellschaft Furcht einflößen konnte, wurde bedeutend verringert, und nach den neuesten Nachrichten sind die Beherrscher des östlichen und westlichen Marattenstaates, mit denen die Gesellschaft noch im Jahr 1818 in Krieg verwickelt wurde, so gedemüthigt, daß keine Macht in Ostindien ihr gefährlich werden kann. Jetzt begreift das englische Reich in Ostindien den schönsten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Insel Sumatra, nebst andern kleinern Inseln, fast 80,000 Q. M. und 50 Millionen Menschen. Diese Besitzungen sind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürsten ganz von den Britten abhängen. Sie sind in die Präsidentschaften Calcutta, Madras, Bombai und Benkulen eingetheilt. Die Einkünfte aus diesen weitläufigen Landen betragen jährlich 18 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben fast 17 Million. Das Activcapital der Gesellschaft beträgt über 49 Mill. Pf. Sterling; die Schuldenlast beläuft sich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Gesellschaft besteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäischer Truppen. Die inländischen Truppen der Gesellschaft, Seapoys genannt, sind auf europäische Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indischen Staaten durch den Geist der europäischen Kriegskunst überlegen. Die Ostindische Gesellschaft ist als Souverän dieser Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufsicht anzusehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta seinen Sitz hat, ist oberster Staatsbeamter des gesammten Civil- und Militairwesens, nicht allein der Präsidentschaft Calcutta, sondern er ist zugleich der Vorgesetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu seiner Präsidentschaft gehören. Er herrscht beinahe wie ein König, ist aber für seine Handlungen dem brittischen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präsidentschaften ist ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittischen Gesetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Gesetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kastencintheilung der Hindu's werden von der brittischen Regierung ungestört gelassen. — Außer diesen Besitzungen der Ostindischen Gesellschaft besitzt noch die Krone die Ostindische Insel Ceylon. (S. d. Art.)

Digitized by Google

Englische Sprache. Die eigentlich in Britannien heimische Sprache der Galen oder Celten (s. Galen und Ossian) wurde durch die Schicksale des Landes so sehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geschichte der jetzigen englischen Sprache beginnt mit den Angelsachsen, welche um das Jahr 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat seitdem vier Perioden durchlaufen: 1. die angelsächsische Periode, von 450 bis 780, welche mit der Periode der deutschen Sprache von der Völkerwanderung bis auf Carl den Großen übereinkommt. Als aber 570 Augustin von Rom kam, brachte er mit der christlichen Religion auch den Keim zu Wissenschaften und Kunst und das römische Alphabet mit, wie es sich bereits zur kleinen Currentschrift gebildet hatte. Nach Warton hat sich indeß aus dieser Periode nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metrisches Stück von Caedmon in Alfreds Uebersetzung der Kirchengeschichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen um 780 begann 2. die dänisch-sächsische Periode. Das Dänische floß mit dem Angelsächsischen um so leichter zusammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelsächsisch nennt, ist eigentlich dänisch-angelsächsisch, wovon noch mehrere schriftliche Denkmale vorhanden sind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchstäbliche Uebersetzungen der vier Evangelisten und des unechten Caedmon poetische Umschreibung der Genesis. 1066 hörte diese Periode auf, und mit Einwanderung der Normannen begann 3. die normannisch-sächsische Periode. Die normannisch-sächsische Mundart, sagt Warton (History of the Engl. Poetry I, 2.) war eine äußerst barbarische, unregelmäßige und unbiegsame Sprache. Ihr Grund war das Sächsisch-Dänische, welches jetzt mit Französischem vermischt ward. Die sächsische Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, auch mit dem Dänischen vermischt, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und seinem Heer eingeführte Französisch war ein Gemisch von Deutsch, Gallisch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begann 4. die französisch-sächsische Periode. Die in der vorigen Periode mit dem Normännischen vermischte dänisch-sächsische Sprache vereinigte sich jetzt mit der neuern französischen, nach deren Vorgang allmählig auch mit der lateinischen, und bildete sich durch Hülfe beider zu der 5. heutigen englischen aus. Merkliche Fortschritte zu dieser Ausbildung that sie vornehmlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, sich immer mehr aus der französischen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern englischen Poesie, ist diese Veränderung am merklichsten, und deßhalb hat man sie auch zuweilen ihm selbst zugeschrieben. So wurde denn die englische Sprache eine Mischung von Brittischem, Lateinischem, Angelsächsischem, Altdeutschem, Dänischem, Normännischem und neuerem Französischem; durch religiöse Verhältnisse, worin England eine geraume Zeit mit Italien stand, kamen auch italienische, durch Ausbreitung der Künste und Wissenschaften griechische Kunstwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländischen Wörter in diese Sprache, welche deshalb eine der gemischtesten ist, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands gesprochen; in den gebirgigen Ge-

Digitized by Google

genden Schottlands hingegen, in Irland und den englischen Provinzen Wallis und Cornwallis herrscht noch eine der alten brittischen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die englische in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Cultur derer, die sie sprechen, sehr verschieden sind. Die ausgebildetste unter denselben ist zugleich die Schriftsprache der Nation, und wird im engsten Verstande die englische Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftsteller aller Art ist diese Sprache in einer Folge mehrerer Jahrhunderte so ausgebildet worden, daß man sie den gebildetsten europäischen Sprachen zuzählen muß. Sie ist reich, nicht bloß an Ausdrücken überhaupt, sondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter setzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo besonders Swift, Addison und Steele die englische Prosa schufen. Weder so polternd, wie die holländische, noch so weibisch, wie die französische, ist sie eben so bedeutend, wie die lateinische, steht wegen Zusammensetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechischen, und erreicht nur die deutsche nicht an Universalität. Samuel Johnson hat sich durch sein Dictionary of the english language, 2 Bde. Fol. 1745 ein unläugbares Verdienst um das Studium dieser Sprache erworben; doch darf es keineswegs Ansprüche auf Vollständigkeit machen. Wir Deutschen haben einen Auszug davon. Neues grammatisch-kritisches Wörterbuch der englischen Sprache (Leipzig, 1783. 2 Bände), von Adelung. Sonst sind die bessern englischen Wörterbücher für uns die von Ebers, Harnisch und Fahrenkrüger. Unter mehreren Sprachlehren ist die vorzüglichste die von Wagner, dem wir auch einen neuen Abdruck des Shakespeare verdanken, und von Winkelmann. dd.

Englischer Tanz, s. Angloise.

Englische Waaren. Man versteht unter englischen Waaren, über welche von unsern deutschen Manufacturisten und Fabrikanten ein ewiger Jammer ist, da sie solche meistens weder in gleicher Güte noch zu gleichen Preisen zu liefern im Stande sind, und deren Ausschließung vom Continent ein Hauptzweck des sogenannten Continentalsystems war, die Napoleon im eigentlichsten Sinne mit Feuer und Schwert verfolgte, da uns allen noch im Gedächtniß ist, wie im Jahr 1810 in sämmtlichen Ländern des großen Reichs, insbesondere den Rheinbundstaaten, allem, was englische Waaren hieß, nachgestellt, sie zusammengebracht und schonungslos, ohne Entschädigung der rechtmäßigen Eigenthümer, den Flammen überliefert wurden, — gemeiniglich nur die in Manchester verfertigten baumwollenen Waaren, und die kleinen Waaren, welche aus Birmingham und Sheffield in den deutschen Handel kommen. Es gibt ihrer aber viel mehrere Arten, die auch nach Deutschland und den angränzenden Ländern ausgeführt werden, und sich allgemein durch Güte und Wohlfeilheit auszeichnen. Wir führen hier die wichtigsten davon an. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, klare Mousseline, gewürfelte sogenannte Pullicatetücher: Aberdeen (auch in Schottland) liefert wollene gestrickte Strümpfe; Tiwerton liefert Serges; Exon feine Flanelle; Leeds grobe und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, eine Menge wollener Stoffe, als Merinos, Tamis, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieselben Ar-

tikel aus wie Leeds, und außerdem noch Karsays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaste und Schawls; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und schwarze Wedgwoodsche Steingut; Manchester weiße Garne (sogenannte Water und Mule Twiste) Cattune, die sogenannten Manchester, baumwollne Batiste, Hüte und viele andere Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Artikel; Sheffield Messer und Scheeren; London selbst verfertigt nicht minder fast alle Artikel, welche in den Provinzen fabricirt werden, nur alle in größerer Feinheit und Vollkommenheit, weßhalb diese auch theurer sind, und außerdem die vortrefflichsten mathematischen Instrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen u. s. w. — Es gibt viele Ursachen, welche den englischen Waaren den Vorzug vor denen des Continents, insbesondere Deutschlands, verschaffen, und wir irren sehr, wenn wir glauben, daß ein bloßes Verbot derselben unsere Fabrikate bald zu einer gleichen Güte und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erste Ursache in der vortrefflichen englischen Staatsverfassung, die jedes Individuum in seinen Rechten schützt und sichert, und ihm die volle und freie Entwicklung aller seiner Anlagen und Talente erlaubt; in der nationalen Gesetzgebung durch das Parlament, anstatt daß bei uns in der Regel Minister und Räthe, mit den beschränktesten Einsichten über Gegenstände des Gewerbfleißes, die Leitung derselben haben; in dem Gemeingeist des engl. Volks, der alle großen Ideen, die die Nationalwohlfahrt befördern können, auch großherzig unterstützt und sich dazu vereinigt (daher ihre Canäle, ihre vortrefflichen Landstraßen, ihre Anstalten zur Erleichterung des Reisens und aller Verbindungen), in der glücklichen insularischen Lage, der unermeßlichen Schifffahrt nach allen Punkten unsers Welttheils, und der dadurch mannichfaltig erregten und beförderten großen Thätigkeit und sich wechselsweise unterstützenden Industrie. Endlich haben die unerschöpflichen unterirdischen Steinkohlenlager und die dadurch leichter als anderwärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaschinen, welche in allen Fabriken, Manufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werden, den bedeutendsten Einfluß sowohl auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit der englischen Waaren.

Enharmonisch (in der Tonkunst) hieß bei den Griechen eines der Klanggeschlechter, bei welchem die zwei ersten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmonische ist auf diese Art von dem Diatonischen verschieden. Heut zu Tage versteht man unter enharmonischen Rückungen enharmonische Ausweichungen oder Verwechselungen, solche Fortschreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonsystem auf denselben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verschieden bezeichnet werden, z. B. es, dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmonischen Klanggeschlecht (genus enharmonicum). Man bedient sich dieser Verwechselungen, wenn man plötzlich von einem sehr entfernten oder abstechenden Ton ausweichen muß, vorzüglich also bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmonische oder diatonische chromatisch-enharmonische Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Viertelstöne in der Fortschreitung eingeschaltet werden, z. B. c cis des, d dis es, ꝛc.

Digitized by Google

In dieser Fortschreitung kann man nur im Gesang und bei den Blas- und Bogeninstrumenten eine Verschiedenheit wahrnehmen.

Enkaustik, Wachsmalerei, ging unstreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu schreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermischte Wachs war nicht dünn und flüssig, sondern eine derbe Masse, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieses Werkzeug hieß bei den Griechen Kestron, bei den Römern vericulum oder veruculum, d. i. Brennstiel, Brennspatel, Brenngriffel. Das Verfahren selbst aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkaustik, von dem griechischen Zeitwort ἐγκαίω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgesehen war, so erhielt das Wort Enkaustik bald eine Allgemeinheit, wie wenig andere, indem man weder die Verschiedenheit der Materie, noch der Anwendung des Feuers unterschied. Nicht nur brauchte man dieses Wort von der Wachsmalerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, sondern auch von der Malerei auf irdene Geschirre, von Metallarbeiten, wobei Gold oder Silber aufgetragen, eingelegt oder eingeschmolzen, und von allem, was in Feuer vergoldet oder versilbert war; welches man Gold- oder Silberenkaustik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmalerei und Schmelzarbeit Enkaustik, und mit eben dem Rechte darf man der Glasmalerei der mittleren Jahrhunderte, wie man sie an den Fenstern der gothischen Kirchen sieht, diesen Namen geben. Es ergibt sich von selbst, daß alles dies mit der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Ueber diese wissen wir im Grunde sehr wenig. Plinius (H. N. 35. 11.) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verschiedene Art derselben gegeben habe. Bei der ersten Art wurde das Wachs zerlassen, feingeriebene Erdfarbe, so viel es einsaugen konnte, beigemischt, und dann diese Masse (eläodorisches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war sie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten spitzigen Griffel die Linien eingrub, und so war es eigentlich nicht die Malerei, sondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und dieses Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkaustik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigsten Vorstellungen existirt. Die richtigste Meinung scheint die des Professor Grund in Florenz, der sich selbst mit enkaustischer Malerei vielfach beschäftigt hat. Als nämlich die Kunst der Umrisse anfing, von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachse zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man diese Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchsten Werthe stand. Tafeln von Elfenbein wurden also mit schwarzem oder rothem Wachse überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Absicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieselben sich schöner aussprechen möchten. Es war also nichts mehr und nichts weniger, als dieselbe enkaustische Arbeit, statt auf Holz oder Mauer im Großen, aus Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art ist Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinsel. Ueber das Wie ist auch hier Verschiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflösung des Wachses durch Feuer, nach Andern durch Wasser ge-

Digitized by Google

schah. Alles wohl erwogen, scheint die richtigste Vorstellung die, daß das Wachs naß aufgelöset, die Farben damit vermischt, mit dem Pinsel aufgetragen und dann das Gemälde mittelst behutsamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch diese Art der Malerei erst zur eingebrannten oder Enkaustik wurde. Hiezu bediente sie sich eines heißen Eisens, wahrscheinlich in Gestalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinsels bedeutende Fortschritte gemacht hatte, entstand auch noch eine neue Methode der Enkaustik, die man der Malerei mit dem Pinsel mehr anzunähern suchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde gewesen, jetzt wurde sie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künstler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, so ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen schneidet er mit dem heißen Griffel so viel ab, als nöthig ist, einen bestimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, setzt eine zweite, dritte Farbe u. s. w. neben die erste, so daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufsetzt, und diese nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander schmelzt. Nachdem die ganze Kunst der Wachsmalerei seit dem 5ten Jahrhundert verloren gewesen, wurde das Andenken derselben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erneuert, und der Graf Caylus (1752) war es, der sie zuerst wieder in Anregung brachte. Es fehlte nicht an manchen Freunden, die ihr zugewendet wurden, und diese rühmten, daß Wachsgemälde bei weitem die dauerhaftesten, und reinerer Farben, so wie eines frischeren Colorits fähig seyen als Oelgemälde. Auch Bien und Bertscher haben neulich Versuche der Art gemacht. Was sich hierüber sagen läßt, ist in Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. gesagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei eine sey, welche die altgriechische wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens muß Referent noch sagen, daß er einige Wachsgemälde gesehen hat, die völlig das Ansehen eines Oelgemäldes und auch die Lasur eines solchen hatten. dd.

Enkratiten, Enthaltsame, s. Gnostiker.

Enneper Straße (die sogenannte) erstreckt sich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg im Märkischen im Großherzogthum Berg, und hat ihren Namen von dem Flusse Ennepe erhalten. In seiner ganzen Länge ist dieser Fluß so mit Wasserwerken besetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich ist. Es befinden sich zur Bearbeitung des Eisens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhammer, Raffinir- oder Reckhämmer, Sensenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafschaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeschlagen, wovon der mehrste auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat der enneper Straße sind die weißen Sensen- und Strohmesser, wovon jährlich an 80,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern, verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Messer, Ambosse, Caffeemühlen in unsäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmtesten römischen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä

in Calabrien 239 vor Chr. geboren. Cato Censorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward sein Schüler und brachte ihn, da er als Quästor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundschaft der angesehensten Männer (Scipio Nasica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechischen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntschaft mit der oscischen und lateinischen Sprache, wodurch sein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechischen. So schrieb er sein episches Gedicht Scipio; römische Annalen von der ältesten bis auf seine Zeit in Hexametern; 18 Bücher, Tragödien und Komödien, von welchen noch einige Fragmente übrig sind; Satiren und Epigramme; Uebersetzungen. Seine Verdienste um die lateinische Sprache und Prosodie bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poesie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Fragmente hat gesammelt Hesselius (Amst. 1707. 4.) und Nachrichten über sein Leben beigefügt.

Ensemble, das Ganze ohne Rücksicht auf seine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenstandes der schönen Künste auf die Wirkung hinsieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rücksicht zu nehmen, so sagt man: das Ensemble ist dabei so oder so beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinsieht, die die Vereinigung aller Gegenstände bewirkt, es sey nun in Hinsicht auf den Geist desselben, oder in Absicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonstück: wenn man während des Vortrages desselben sogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen sieht ꝛc., bei einem Schauspiel: wenn man dasselbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters ist bei Werken der Kunst die Wirkung des Ganzen Hauptabsicht, z. B. in der Malerei bei gewissen Landschaften, wo die einzelnen Gegenstände gar nicht wirken, doch zusammen eine reizende Ansicht gewähren. Umgekehrt gibt es Werke, wo das Einzelne die Hauptsache ist, z. B. in Komödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerksamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig ist.

Enterbung ist die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeschlossene Erbe, sondern auch die gesetzliche Ursache genau und namentlich bezeichnet seyn. Zu Enterbung der Descendenten gibt es nach Nov. 115, Cap. 3. ohne alle Ausdehnung folgende vierzehn Ursachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beschuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majestätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensstrafe, 4) worauf große Vermögensstrafe folgen würde, 5) Umgang und Zusammenhalten mit verbrecherischen Menschen als Verbrecher, 6) Lebensnachstellung, 7) Beischlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verschuldet gewesenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Testaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Testirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern selbst dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25sten Jahre einen Mann bekommen soll, und sie ihn ausschlägt, und sich einem ausschweifenden Leben ergibt, 12) Vernachlässigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslö-

Digitized by Google

sung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenschaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. — Zu Enterbung der Ascendenten gibt dieselbe Novelle im 4ten Capitel acht Ursachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majestätsverbrechen), 2) Lebensnachstellung, 3) Beischlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Testaments, 5) Lebensnachstellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachlässigung eines wahnsinnigen Kindes, 7) Nichtauslösung aus feindlicher Gefangenschaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. — Bei Enterbung der Geschwister muß, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, nach Nov. 22., Cap. 47. eine der folgenden, keiner Ausdehnung fähigen drei Ursachen vorhanden seyn: 1) qui mortem voluit fratri, aut 2) criminalem inducere contra eum inscriptionem, aut 3) substantiae ei properaverit inferre jacturam.

Entbindungskunst, s. **Geburtshülfe**.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt ersteigen, um sich desselben zu bemächtigen. Dies geschieht, indem sich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und sich so nahe an selbiges bringt, daß die Mannschaft auf das feindliche Schiff hinüberspringen und die Besatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Caper und Corsaren gegen Kauffahrteischiffe, die meistens nicht viele Mannschaft und Geschütz haben, unternommen. Bei Kriegsschiffen ist es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entscheiden. — Das **Enterbeil** ist eine Art Streitart, deren man sich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. s. w. bedient. Es ist auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike spizzig gebildet.

Entführung verpönt das römische Recht mit dem Tode und verbietet schlechterdings die Ehe des Räubers mit der Geraubten, ja es will sogar die Theilnehmer mit dem Tode bestraft wissen. Das mildere canonische Recht versagt zwar dem Räuber das jus asyli, allein es erlaubt die Heirath, wenn die Entführte einwilligt. Heut zu Tage straft man willkührlich und das französische Gesetzbuch schweigt von diesem Verbrechen ganz.

Enthusiasmus, die Begeisterung, das Entzücken, eine ungewöhnlich erhöhte Wirksamkeit der Seele; daher **Enthusiast** derjenige, welcher leicht in eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Begeisterung von gewissen Gegenständen versetzt wird; **enthusiastisch**, schwärmerisch, begeistert. Doch alles dieses mehr im guten als nachtheiligen Verstande. (S. **Begeisterung**.)

Entoilage, eine Gattung feiner Zwirnspitzen, Garnituren und Besetzungen auf den Kleidungen der Frauen, welche ursprünglich in der Normandie verfertigt wurde, gegenwärtig aber eine Hauptfabrication des sächsischen Erzgebirges, vorzüglich **Annaberg**, **Schneeberg** und von **Buchholz** ausmacht. Die breiteste Sorte dieser Entoilage heißt auch **Falbala**.

Entomologie, die Lehre von den **Insecten**. (S. d. Art.) **Entomolog** der Insectenkenner, **Entomolithen** versteinerte Insecten.

Entrecasteaux (Joseph Antoine Bruni d') ein ausgezeichneter französischer Seeofficier. Er wurde 1789 zu Aix geboren, diente erst

Digitized by Google

unter Suffren, und erwarb sich nach und nach den Ruhm eines der talent- und muthvollsten Offiziere der französischen Marine. Im J. 1785 kommandirte er in den indischen Gewässern und machte von da eine interessante Reise nach China. Darauf ward er Gouverneur von Isle de France. Im Jahre 1791 ward er ausgesandt, um La Peyrouse aufzusuchen. Es lag in der Natur der Sache, daß er den Zweck seiner Reise nicht erreichen konnte, dagegen gehört selbige durch mannichfaltige und wichtige Entdeckungen und Beobachtungen, welche er auf ihr machte, und die in seiner darüber herausgegebenen Reisebeschreibung niedergelegt sind, zu den nützlichsten und unterrichtendsten, welche wir in neuerer Zeit erhalten haben. Er starb am 20 Juli 1793.

Entresolen, s. Attika.

Entsatz. Eine Festung, die vom Feinde eingeschlossen ist oder belagert wird, entsetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden, als durch Ueberschwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man die Gegenden umher verwüstet oder die für ihn bestimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man das zur Deckung der Belagerung bestimmte Beobachtungscorps schlägt. Ist die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, so sucht man wenigstens einen momentanen Entsatz zu bewirken, um der Besatzung die etwa mangelnden Bedürfnisse zuzuführen oder sie durch frische Truppen zu verstärken. Dies geschieht entweder durch heimliches Durchschleichen oder dadurch, daß man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zusammenwirkung der Garnison durchbricht.

Envoyés sind Gesandte der zweiten Classe. Der Titel Envoyé ordinaire ist nicht mehr gebräuchlich; man unterscheidet aber Envoyé, Envoyé extraordinaire, Envoyé extraordinaire et plenipotentiaire, unter welchen der letzte der ehrenvollste ist. S. Gesandten.

dd.

Eon de Beaumont (Charles, Geneviève, Louise, Auguste, André, Timothée d'). Dieser so berühmt gewordene Mann, der zu so langen und sonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre den 5. Oct. 1728 geboren. Die glänzendsten Eigenschaften setzen ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der politischen Welt zu spielen; aber ein noch größeres Interesse erregte er durch das Geheimniß, worin er sein Geschlecht zu hüllen sich genöthigt sah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm vom Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ seinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein so seltsames und großes Opfer der Eigenliebe fordern könnten, und man verlor sich in Vermuthungen. Jetzt wo alle Zweifel gehoben sind, ist ein begründetes Urtheil über den Chevalier d'Eon und eine treue Schilderung desselben leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er bei großem Eifer schnelle Fortschritte machte. Er empfing früh die juristische Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber diese Beschäftigung sagte seinen ehrgeizigen Absichten nicht zu; er studirte in seinen Mußestunden Politik und schöne Wissenschaften, und schrieb ein Essai historique sur les différents situations de la France, par rapport aux finances, dem bald zwei Bände Con-

sidérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes folgten. Diesen beiden Werken verdankte er den Anfang seiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Fürsten von Conti, der an der Spitze des geheimen Ministeriums Ludwigs XV. stand, dem Könige zu einer sehr schwierigen Sendung an den russischen Hof vorgeschlagen zu werden. Er ging mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen nach Petersburg und wurde hier dem Chevalier Douglas beigesellt, der an einem Allianztractat zwischen beiden Mächten arbeitete. Sein einschmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunst der Kaiserin Elisabeth, und noch war kein Jahr verflossen, als er in Versailles erschien, um den günstigen Erfolg, der sich von den Unterhandlungen hoffen lasse, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang die geheime Correspondenz zwischen der Kaiserin und seinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünschen übrig. Ein Allianzvertrag zwischen Frankreich und Rußland, die Verzichtleistung des letztern auf die englischen Hülfsgelder, das Versprechen, die für Preußens und Englands Interesse in Liefland und Curland versammelten achtzigtausend Mann zur Unterstützung Frankreichs und Oesterreichs marschieren zu lassen, endlich Elisabeths Zustimmung zum versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Resultate derselben. Der König, diese Dienste zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant der Dragoner und Sekretär der russischen Gesandtschaft, und schenkte ihm eine kostbare goldene Dose mit seinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in seinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzler Bestuscheff, welcher ein entgegengesetztes Interesse begünstigte, so wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich gestimmt war. Neue Belohnungen folgten diesen Diensten. Der Chevalier d'Eon ward zum Dragonercapitän befördert und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn seine geschwächte Gesundheit, um seine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, stets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiserin zu dem neuen Tractat vom 30. Dec. 1758, und zu dem Seevertrage zwischen Rußland, Schweden und Dänemark. Er betrat jetzt die kriegerische Laufbahn, auf der er sich bei Höxter, Ultrop, Eimbeck und Osterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauschte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Gesandtschaftssecretär dem Herzog von Nivernois nach London. Hier wußte er sich in den Besitz mehrerer wichtigen Papiere zu setzen, von denen er eine Copie durch einen Courier nach Versailles schickte. Das Ludwigskreuz belohnte diesen wichtigen Dienst. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Resident, später als bevollmächtigter Minister in London. Alles schien ihm günstig, als geheime Ränke plötzlich sein Glück und seine Hoffnungen vernichteten. Ein schimpflicher Friede war geschlossen worden, dessen Unterhändler nicht wünschen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu sehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, stand mit diesem in unmittelbarer Verbindung und konnte über das Geschehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu stürzen. Liebkosungen, Beleidigungen, Drohungen und selbst Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich erschien der Zurückberufungsbefehl. Er hielt es jedoch für besser, in London zu bleiben, wo er vierzehn Jahre in einer Art von Verbannung lebte. Der König, der zwar in seine Ungnade gewilligt hatte, ließ ihm dennoch ein Schrei-

Digitized by Google

ben zuſtellen, worin er ihm, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres ausſetzte. D'Eon blieb auch jetzt ſtets dem Intereſſe ſeines Vaterlandes ergeben und ſchlug die glänzendſten Anerbietungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig der XV. und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachten, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. Demnach unterzeichnete Ludwig XVI. den 25. Auguſt 1775 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich für den Chevalier d'Eon. Dieſer machte jedoch erſt zwei Jahre darauf und nach einer nochmaligen Einladung des Miniſter Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, von jener Erlaubniß Gebrauch und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber zugleich den Befehl wiederholte, ſich fernor der weiblichen Kleidung zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und unterwarf ſich erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris der gebotnen Metamorphoſe. Er entſchloß ſich, fortan als Weib zu erſcheinen und nahm den Titel Chevalière d'Eon an. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1785, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und wurde als Abweſender auf die Liſte der Emigranten geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderte ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſeyn. Zu dieſen gehörte auch der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode am 21. Mai 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſeyn, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 13 Octavbänden unter dem Titel: Loisirs du Chevalier d'Eon erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat;

2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen ist. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, den 16. December, wie im Jahr 1800, so ist die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar selbst, so ist die Epacte für dasselbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte sie ein, um Ostern desto leichter zu berechnen, sie wurden aber 1700 durch die Calenderverbesserung der evangelischen Stände verworfen, und zur Bestimmung des Ostervollmondes unmittelbar die astronomische Rechnung nach den Rudolphinischen Tafeln vorgeschrieben; daher die beweglichen Feste des verbesserten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianischen Calender abweichen. Die Berechnung des Osterfestes durch die Epacten ist fast bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphinischen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine sonderliche Genauigkeit.

Epaminondas, der berühmte thebanische Feldherr, der sein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von armen Aeltern geboren, lebte er bis zu seinem vierzigsten Jahre in Verborgenheit. Hier genoß er den Unterricht des Pythagoräers Lysis, der ihn zu den hohen Ideen begeisterte, welche sein Leben nachher verschönerten. Oeffentlich trat er zuerst in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebst Andern auf Einladung der Lacedämonier geschickt hatten, um den bereits zwischen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben so viel Beharrlichkeit und Würde als Rednertalent, und verweigerte standhaft die Freigebung der von Theben besetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgesetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann sollte er ein doppelt so starkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer schlagen. Man verkündigte ihm einen ungünstigen Erfolg; aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra eine Schlacht zu wagen. Er selbst machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während sein Freund Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar demselben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrerer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Messenier, deren Stadt sie wieder aufbaueten. Darauf erschien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres selbst vor Sparta, welches jedoch Agesilaus so geschickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß Epaminondas, da indeß der Winter herankam und die Athenienser sich gegen Theben erklärten, sich nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat gegen das Gesetz vier Monate über ein Jahr behalten hatten. „Gut," sprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr folgende Inschrift auf mein Grab setzt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil sein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter seiner Anführung Lacedämon belagerten, das sich glücklich schätzte,

Digitized by Google

seinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Messene wieder aufbauete und mit starken Mauern verwahrte.“ Diese Worte erregten einen allgemeinen Enthusiasmus für ihn, so daß er freigesprochen ward. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch sein bloßes Ansehn befreiet hatte, brach ein neuer Krieg zwischen Lacedämon und Theben aus. Man stellte von beiden Seiten so zahlreiche Heere auf, als noch nie gesehen worden. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Agesilaus hatte von seinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und stand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner siegte und nöthigte sie zum Rückzug. Dieses fehlgeschlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Verbündeten beisammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels stürzte er sich auf den lacedämonischen Phalanx, schlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfspieß durch die Brust getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner seinen Körper und seinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentschieden geblieben, und beide Theile hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er sterben würde, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig: „Ich habe genug gelebt,“ und zog selber den Wurfspieß aus seiner Brust. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich lasse,“ antwortete er ihnen, „zwei unsterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Die Alten rühmen eben so sehr die Reinheit seiner Sitten, seine Güte und Sanftmuth, wie sein Feldherrntalent, seine Wahrheitsliebe war so groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge sagte. Er war ein Mann, wie Nepos sagt, den alle Tugenden schmückten, und kein Laster befleckte.

Epaulette, das Achselband (auf der Uniform der Offiziere). Es stammt aus den Zeiten Ludwigs XIV. her. Unter diesem Könige trug man die Degen in breiten Bandeliers, die über die rechte Schulter hingen und oft sehr prächtig waren; sie wurden durch Epaulets auf der Achsel befestigt, und man behielt sie hernach als Zierde bei. Bei der Cavallerie nennt man sie eigentlich Dragons.

Epée (Charles Michel de l'), Abbé und durch sein der Erziehung und Pflege der Taubstummen gewidmetes Leben ein Wohlthäter der Menschheit, geboren zu Paris 1712. Sein Vater, der königlicher Architekt war, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und legte seiner Neigung zum geistlichen Stande keinen Zwang an. Um diese Zeit lebten zwei taubstumme Mädchen zu Paris bei ihrer Mutter; ihre einnehmende Gestalt, der Verstand, den sie zeigten, der Gram der Mutter, die sie zu ewigem Schweigen verdammt sah, gaben ihm die Idee ein, seine Muße aufzuopfern, um ihnen das Glück der Sprache zu verschaffen. Vor ihm hatte J. Wallis einige Versuche gemacht, den Taubstummen die Gedanken Anderer mitzutheilen. Ein gleiches hatte Ponce, ein spanischer Geistlicher, und nach diesem Amman, ein Arzt,

Digitized by Google

gethan. Auch Percyre beſchäftigte ſich zu Paris mit demſelben Gegenſtande; aber der Abbé de l'Epée, der ſich nun ganz dem Taubſtummenunterricht widmete, und bald darauf ein Inſtitut errichtete, das ihn in ganz Europa berühmt machte, übertraf ſchnell ſeine Vorgänger. Ohne alle Unterſtützung beſtritt der menſchenfreundliche Lehrer die Koſten ſeines Inſtituts allein mit einer jährlichen Rente von 12,000 Livres. Als der Kaiſer Joſeph nach Paris kam, zollte er dem Unterrichte des Abbé de l'Epée ſeine Bewunderung, noch mehr aber ſeiner Einfachheit. Er bat ihn um die Erlaubniß, einen talentvollen Mann als Schüler zu ihm ſchicken zu dürfen, der die Wohlthaten ſeiner Erfindung nach Deutſchland verpflanzte. Im Jahr 1780 begrüßte ihn der ruſſiſche Geſandte von Seiten ſeiner Monarchin und bot ihm ein anſehnliches Geſchenk an. „Sagen Sie der Kaiſerin," antwortete ihm der Abbé, „daß ich kein Geld annehme; haben aber meine Bemühungen einigen Anſpruch auf ihre Achtung, ſo iſt mein einziger Wunſch, daß ſie mir aus ihrem weiten Reiche einen gebornen Taubſtummen zur Erziehung herſende." Sein Eifer in der Angelegenheit eines Taubſtummen, den er für einen verſtoßenen Sohn des Grafen von Solar hielt, wäre faſt der Unſchuld verderblich geworden. Dieſe Begebenheit hat zu dem bekannten franz. Drama, welches Kotzebue bearbeitet hat (der Taubſtumme), Anlaß gegeben. Der Abbé de l'Epée erlebte den Ausgang der Sache nicht (1792), denn er ſtarb bereits im Febr. 1790 zu Paris. Sein Nachfolger ward der Abbé Sicard. Wir verdanken ihm folgende Schrift: La véritable manière d'instruire les sourds et muets, confirmée par une longue expérience.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern. Dieſer Ort iſt vorzüglich deshalb merkwürdig, weil er der Hauptſitz des Handels mit feinem Champagner iſt, und von hier nach allen Theilen der Welt unermeßliche Verſendungen darin gemacht werden. In den wegen ſeiner Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem Jahr 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es gibt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſeyn haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte angeblich von den Amazonen erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein-Aſien war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder-Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo wurde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie hatte mehrere treffliche Gebäude; das vorzüglichſte unter allen war der zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegene und zu den Wunderwerken der Welt gerechnete Dianentempel oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Cheresiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. Zweihundert und

zwanzig Jahre lang sollen die gesammten Völker Klein-Asiens an der Erbauung dieses Tempels gearbeitet haben, dessen Länge 425 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahllosen Bildsäulen und Gemälde von den berühmtesten Meistern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er sieben oder acht Mal zerstört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Herostrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Ephesern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu sie nicht bloß ihr Geld, sondern sogar ihre Weiber das Geschmeide hergaben. Heut zu Tage sind die Trümmer dieses Tempels ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, so wie die prächtige Stadt — ein geringes Dorf Aja Soluk ist. Hirt hat über diesen Tempel geschrieben.

Ephialtes, s. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (s. Sparta) obrigkeitliche Personen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos eingesetzt wurden, um zunächst als Stellvertreter der abwesenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geschäfte, wozu ihnen ein besonderes Gebäude — Ephorion — angewiesen wurde, zu besorgen. Eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte war die Aufsicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt und führten ihr Amt nur ein Jahr, fingen aber bald an, selbst die Gewalt der Könige zu beschränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufseher, auch Vorgesetzter irgend einer öffentlichen Anstalt, z. B. einer Universität, bezeichnet; besonders aber wird es von den geistlichen Vorgesetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufsicht eines Superintendenten stehenden Pfarreien u. s. f. und Ephorat, dieses Amt selbst, Oberaufsicht.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieser berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom in dem äußersten Elend, denn er war der Sclave eines gewissen Epaphroditus, eines grausamen und übermüthigen Freigelassenen des Nero, dessen Mißhandlungen er mit einer Fassung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakterisiren. Als ein Beispiel davon erzählt man, daß ihm sein Herr einst einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirst mir das Bein zerschmettern," sagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerschlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgesagt?" sagte mit ruhiger Miene der Philosoph ohne die geringste Klage. In der Folge ward er freigelassen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Basis seiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit seiner Lehrsätze erwarb ihm die allgemeine Bewunderung. Ein Edict des Domitian verbannte ihn nebst andern Philosophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer hassen, deren Grundsätze aller Tyrannei Hohn sprachen. Epictet ließ sich in Epiros nieder; nach dem Tode Domitians kehrte er zurück, und stand bei Hadrian und Mark-Aurel im größten Ansehen. Hadrian befragte ihn einst, warum die Venus nackt abgebildet werde. „Weil sie," antwortete er, „diejenigen beraubt und entblößt, die sich ihren verführerischen Reizungen hingeben." Arrian sammelte die Aussprüche Epictets, seines Lehrers; und wir besitzen sie noch unter dem Titel Enchiridion. Es enthält die reine stoische Moral. Außer diesem Handbuche besitzen wir von ihm noch vier Bücher philosophischer

Digitized by Google

Discurse (deutsch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thl. 8.). Von beiden Werken, besonders aber von dem Enchiridion, gibt es viele Ausgaben. Schweighäuser hat (Leipzig 1799 u. f. f. 6 Bde.) sie zusammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach seinem Tode ein reicher Tropf seine Studirlampe für eine ungeheure Summe gekauft habe, um auf diese Weise doch etwas mit demselben gemein zu haben.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen im Jahr 342 vor Chr. Geb. Dieser berühmte griechische Philosoph ist bis auf unsre Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laster ergebenen Wollüstling verschrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und faßte schon in seinem 12ten bis 14ten Jahre eine so heftige Neigung zur Philosophie, daß er sich nach Athen und zunächst in den Lehrsaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einst von diesem den Vers des Hesiods recitiren hörte, worin das Chaos als das erste aller geschaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geschaffen habe, da es doch das erste gewesen sey? Der Grammatiker verwies ihn an die Philosophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer besuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; seinen Geist zu bilden und Kenntnisse einzusammeln, durchreisete er verschiedene Länder, und kehrte endlich nach Athen zurück. Hier eröffnete er in seinem 36sten Jahre seine Schule in einem Garten, und bald strömten ihm zahlreiche Schüler aus allen Städten Klein-Asiens und Griechenlands zu. Er lehrte, das Wohlseyn sey das höchste Gut, aber nicht ein sinnliches, auch auf dem Wege des Lasters flüchtig zu erlangendes, sondern ein geistiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlseyn. Demnach verwarf er zwar das Laster und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern er verwarf das Laster nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlseyn. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeschäften, Friedfertigkeit, Nachsicht gegen die Eigenliebe der Menschen, Festigkeit der Seele, den Genuß anständiger Vergnügungen, sofern er nicht zu neuen Genüssen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries die Schmerzlosigkeit als etwas Köstliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperschmerzen. So deutlich er durch sein eigenes musterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn seiner Lehre darlegte: so wurde sie doch häufig mißverstanden oder aus bösem Willen mißgedeutet. Wie seine Moral eudämonistisch ist, so ist seine Lehre von der Entstehung der Welt atomistisch, und materialistisch. Von dem Grundsatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entstehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Urprincipe an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach gestaltete Körper. Die Atomen bewegten sich vermöge ihrer natürlichen Schwere in dem Raume, und vermischten sich mit einander. Um die Mischung möglich zu machen, ließ er sie nicht in geraden, sondern in krummen Linien niederfallen. Durch diese Bewegungen kreuzten und stießen sie einander auf das mannichfaltigste, und aus zahllosen Verbindungen und Verschränkungen entsprangen Körper und Wesen aller Art Obgleich die Atomen weiter keine Eigenschaften hatten, als Gestalt und Schwere, so brachten sie doch in den Körpern die verschiedenen auf die Sinne wirkenden Ei-

genschaften, als Farbe, Ton, Geruch u. s. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entstanden sey, so werde durch ihre Auflösung auch alles wieder zerstört; es gebe zahllose Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entstünden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müsse sie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere, und erklärte die Entstehung der Seele auf dieselbe sinnliche Weise. Diese Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beschuldigte, zog ihm hauptsächlich zahlreiche Widersacher zu und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (st. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode sein System auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celsus, Plinius der ältere und Lucrez die namhaftesten waren, so erlangte es doch unter den Philosophen nie das Ansehen der Stoischen und Platonischen Schule. Von seinen zahlreichen Schriften ist uns wenig übrig geblieben. Eine seiner Schriften ist kürzlich bei den Nachforschungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonst kannte man seine Philosophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Leipz. 1813) verbessert wieder herausgegeben hat.

Epicuräer, 1. ein Schüler des Epicur; 2. weil man des Epicurs Lehre mißdeutete, ein Schwelger, dessen Princip der sinnliche Genuß ist. Daher Epicurismus diese Denkungsart oder philosophische Ansicht; ursprünglich aber des Epicurs Ansicht, welche dem Stoicismus entgegengesetzt, und ein verfeinerter auf Empirie gebauter Materialismus ist.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, dessen Mittelpunkt in dem Umkreise oder der Peripherie eines andern Kreises herumgehet. Die Ptolemäische Hypothese vom Weltbau erklärt eine Menge himmlischer Erscheinungen aus der Bewegung der Planeten in solchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Einrichtung des Weltgebäudes beigebracht hat, so hat die Lehre von den Epicykeln nur noch historische Wichtigkeit.

Epicykloide, ist in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreises befindlicher Punkt beschreibt, indem dieser Kreis auf dem Umfange eines andern in derselben Ebene mit ihm liegenden Kreises, sich um seinen Mittelpunkt dergestalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreisen zwischen zusammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß sind.

Epidaurus, eine der angesehensten Städte des alten Griechenlandes, in Argolis, im Peloponesus. Vorzüglich merkwürdig ist sie durch den berühmten Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe stand, und einer der prächtigsten war. Nur reinen Seelen steht der Zutritt offen lautete die Inschrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker besuchte diesen Ort, und erwarteten von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Genesung.

Epidemie oder epidemische Krankheit (von ἐπὶ und δῆμος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszustand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrschend ist (Landseuche), von äußern vorübergehenden Einflüssen herrührt, und, nachdem er eine Zeit lang geherrscht hat, wieder verschwindet. Eine Epidemie entsteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüssen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Kör-

Digitized by Google

per der Menschen allmählig solche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die bestimmte Krankheit entsteht. (Vergl. d. Art. Einflüsse auf den menschlichen Körper.) So scheinen manche Epidemien von einem eigenen durch bestimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entstehen, wie z. B. die in der Richtung von Ost nach West wandernde sogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, schlechte Beschaffenheit derselben, schädliche Beimischungen u. s. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getraide- und Obstjahre nöthigen die Menschen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden statt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen, u. s. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rokken schreibt man die Entstehung der Kriebelkrankheit zu, schlechte Gerste, viele Beimischung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Gesundheit schädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Ansehung des Gemüthszustandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. s. w. durch die das Nervensystem angreifenden Wirkungen die Entstehung von epidemischen Krankheiten sehr begünstigen, oder dieselben wenigstens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, so fängt sie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt sie auch plötzlich viele Menschen auf einmal, was gewöhnlich dann geschieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengesetzte übergeht. Wenn z. B. nach lange herrschendem West- oder Südwestwind mit warmer Witterung plötzlich Nordostwind eintritt, so hört man sogleich die Menschen über Husten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange ist eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger sie dauert, je mehr sie sich ausbreitet, desto gefährlicher wird sie, gegen das Ende wird sie meistens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet sich oft so allmählig, als sie anfieng, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menschen werden gar nicht von der herrschenden Epidemie befallen, sie mag noch so lange dauern. Wahrscheinlich liegt die Ursache davon in der ihnen eigenthümlichen körperlichen Constitution, die den herrschenden Einflüssen entgegengesetzt ist, und sie fähig macht, denselben länger als Andere zu widerstehen. So findet man auch oft, daß Menschen mit chronischen Krankheiten, Hypochondristen u. a. m. von der epidemischen Krankheit befreit bleiben. Nicht selten verwechselt man die Begriffe von Epidemie und ansteckender oder contagiöser Krankheit. Die epidemische Krankheit ist ursprünglich nicht ansteckend, ihre Entstehung und Verbreitung hängt, wie schon berührt worden, von allgemeinen Einflüssen ab, und in der Regel erzeugt sie keinen ansteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demselben erregenden Stoff. Nur unter besondern Umständen, vorzüglich wenn die Krankheit sehr bösartig wird, und viele Kranke dieser Art in einem engen Raume beisammen liegen, kann ein ansteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunstkreis um den Kranken bildet, und in solchen Personen, welche diesem nahe kommen, dieselbe Krankheit zu erregen im Stande ist. Doch können auch hier viele Täuschungen vorfallen, und bei Ununterrichteten tritt meistens die Furcht vor der Ansteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Ansteckung zugeschrieben, was bloß Folge einer widrigen Erschütterung des Nervensystems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter

Digitized by Google

ekelhaften Umgebungen, ist, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper schon geneigt ist, desto schneller zum Vorschein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberste unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. Haut.

Epigenesie, auch die Epigenese, ein griechisches Wort, für welches im Deutschen kein genügenderer Auedruck, als Gestaltung, Formation, gefunden zu seyn scheint, bezeichnet eine Entstehungsweise organischer Körper, wobei sich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Gestaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung nach ihrem Zusammentreffen und ihrer innige Vermischung im Weibe zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Wesen in einer gewissen Zeit allmählich ausbilden. Sie ist der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), so wie der Annahme gewisser vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erschütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengesetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl sie Blumenbach durch seine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft, worin er die Epigenesie erwies, widerlegt hat. Ersterer, sagt er, ist allen organischen Wesen gemein, aber seine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beschaffenheit der Materie ab, die er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung sich selbst, und nur sich, fortpflanzt, so daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsstoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsstoff des Menschen nur Menschen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieser Trieb kann in der Vollendung der geforderten Gestalt gestört werden. Die Ursachen dazu sind sehr mannichfach. Rühren sie von den Individuen her, die den Zeugungsstoff hergaben, so entstehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; treten vor der Geburt Störungen der Ausbildung ein, so entstehen daraus angeborne Uebel, Mißgeburten; treten nach der Geburt in den verschiedenen Entwickelungsperioden Störungen ein, so entstehen daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, s. Theben.

Epigramm. Dieses griechische Wort bedeutet eigentlich Aufschrift, Ueberschrift, und man kann aus dieser Bedeutung abnehmen, was ein Epigramm als Poesie seyn werde. Der ersten Bestimmung nach, poetische Aufschrift an Tempeln, Grabmälern, Kunstwerken u. s. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. In englischen Gartenanlagen findet man deren viele, die dieser Bestimmung nicht entsprechen. Deise Bestimmung erfordert beseelte Kürze, wo das poetische Product wirklich Aufschrift ist; da aber, wo es zugleich den Gegenstand der Aufschrift mit umfaßt, der also nicht selbst vorhanden ist, sondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetische Idee, in beseelter anschaulicher Kürze dargestellt. Uebrigens kann die Darstellung auf verschiedene Art geschehen: für den Verstand didaktisch, satirisch, komisch, für das Gefühl lyrisch, elegisch. Gewöhnlich setzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, besser Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem sentimentalen entgegen, was wohl geschehen mag, wenn man nur nicht glaubt, die ganze Sphäre damit umfaßt zu haben. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieser Arten in ihrer Theorie berücksichtigen;

Digitized by Google

ein Fehler, von welchem selbst Lessing nicht frei ist. Er hat in seiner Theorie des Epigramms das Witzigsatirische im Auge, und in sofern freilich Recht, daß ein interessanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung spanne, und dann auf eine überraschende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß diese witzige Tendenz dem Epigramm nicht wesentlich ist; nur das Komische, das Satirische kann der sogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrscheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäischen Epigrammen war, wie schon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den sentimentalen gehört, war das komische oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweise Epigramm, bis Herder in Deutschland durch Bearbeitung der griechischen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr sentimentales Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugiesen und Franzosen das Madrigal. In den epigrammatischen Anthologien von Haug und Weisser, so wie in der von Schütz findet der Deutsche eine reiche Ernte dieser, meist auf vaterländischem Boden erwachsenen Producte. Herders zerstreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen schönen Kranz griechischer Blumen dieser Art. dd.

Epigraphe, die Ueberschrift oder Aufschrift, z. B. an einem Gebäude. Epigraphik, die Kenntniß der Inschriften oder Inschriftenkunde, eine historische Hülfswissenschaft. Epigraphische Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher sich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphisch, wenn sie nur Schrift, anepigraphisch, wenn sie nur Bilder hat.

Epilepsie, Fallsucht, böses Wesen, sonst auch Staupe, eine langweilige, von verschiedenen oft sehr verwickelten und nicht zu hebenden Ursachen abhängende, daher so oft unheilbare periodische, in einzelnen Anfällen sich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meistentheils als Anzeige ein sogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Brust und Kopf hinläuft, voraus; doch sind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen sind eingeschlagen, andere Theile bewegen sich aber mehr oder weniger, es tritt völlige Bewußtlosigkeit und Unempfindlichkeit ein; das Athemholen ist häufig, unterbrochen, ängstlich, ächzend, stöhnend; es tritt Schaum vor den Mund, das Gesicht verzieht sich, die Zähne knirschen, die Augen verdrehen sich; die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkührlich; die Augen stehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und sind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umstand die Verstellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten ist der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geschehenen etwas zu wissen, auch empfindet er weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in zwei Stunden 18, 20 und mehrere Male ein, doch kommen sie bei manchen nur alle Monate im Wechsel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deren Hauptcharakter Bewußtlosigkeit und heftige unregelmäßige und dem Willen entzogene Muskelbewegung ist, läßt sich schließen, daß die Krankheit ihrer nächsten Ursache nach in dem Gehirn ihren Sitz habe und in einer abnormen und heftigen Reizung desselben, bis in das Rückenmark herab sich erstreckend, bestehe. Doch kann eine veranlassende Ursache oft in dem Gangliensystem des Unterleibes ihren Sitz haben. Er-

Digitized by Google

Kältung, Aerger, Schreck scheinen die gewöhnlichen Ursachen zu seyn, wodurch dieses Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Lesern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog steht dem Prolog (Vorwort) gewissermaßen entgegen, und kommt, wie dieser, hauptsächlich bei Schauspielen vor. So haben mehrere Shakespearesche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter seine Zuschauer theils um Nachsicht für die Mängel des Stücks und der Darstellung bittet, theils ihnen den richtigen Gesichtspunkt andeutet, woraus sie sein Werk betrachten sollen. Der Epilog ist mithin zuweilen ein Anhängsel, eine Art von Nothbehelf, in sofern er von einem Kunstwerke etwas sagt, was dasselbe nicht durch sich selbst schon sagt. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils versificirte) Rede, worin eine Schauspielergesellschaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abschied nimmt.

Epimenides, ein berühmter Philosoph und Dichter des Alterthums, welcher fünf bis sechshundert Jahre vor Chr. Geb. lebte, und aus Creta gebürtig war. Die Sage schildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe sich durch die Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müsse wieder entsündigt werden, riefen sie den durch seine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu sich, um durch ihn mit den Göttern wieder versöhnt zu werden. Er entsprach ihrem Wunsche und traf außerdem noch verschiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei seinem Fortgange schlug er alle Geschenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten ist die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei seinem Wiedererwachen habe er zu seinem Erstaunen alles in seiner Vaterstadt verändert gefunden. Diese Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig zum Grunde.

Epimetheus, ein Bruder des Prometheus und der Gemahl der Pandora. S. Pandora und Prometheus.

Epinay (Madame Louise d'), diese als geistreiche Schriftstellerin vornehmlich aber durch ihre Verhältnisse zu Rousseau, Duclos und Grimm berühmte Frau verdient den ausgezeichneten Erscheinungen ihres Geschlechts, welche das Zeitalter Ludwigs XV. darbietet, beigezählt zu werden. (S. Geoffrin, Espinaße.) Um die Thaten ihres Vaters, der im Dienste des Königs gefallen war, in der Tochter zu belohnen, verheirathete man sie mit einem jungen Mann, Namens de la Live de Bellegarde, und ernannte diesen zum Generalpachter. Sie verlebte die ersten Jahre ihrer Verbindung im Schooße des Ueberflusses, bis diesem schönen Traume die Verschwendung ihres Gatten ein Ende machte. Gleich damals begann ihre Verbindung mit Rousseau, den sie durch ihr gefühlvolles Herz und die Annehmlichkeit ihres Geistes, so wie durch die Grazie ihrer Persönlichkeit anzog, ob er gleich leugnet, sie je geliebt zu haben. Sie überhäufte ihn mit Beweisen der zartesten und zärtlichsten Freundschaft und ließ 1756 für ihn in dem

Digitized by Google

Thale von Montmorency die durch Rousseau's Aufenthalt daselbst berühmt gewordene Hermitage einrichten. Als aber später Grimm, den jener selbst bei ihr eingeführt hatte, seine Eifersucht weckte, stand er nicht an, ihre Wohlthaten mit Undank zu belohnen und sie selbst mit den giftigsten Beschuldigungen anzugreifen. Grimm dagegen spricht von ihr stets als enthusiastischer Vertheidiger. In ihren spätern Jahren, die durch körperliche Leiden getrübt wurden, schrieb sie für ihre Enkelin die Conversations d'Emilie, (2 Bde.) in denen eine treffliche Moral einfach und klar vorgetragen ist. Ein Auszug ihrer höchst interessanten Memoiren und Correspondenz, ihre Verhältnisse zu Duclos, Rousseau, Grimm, Holbach, Lambert u. a. betreffend, erschien in 3 Bden., Paris 1818, und erlebte drei Auflagen. Mehrere Briefe berichtigen Rousseau's Confessions. Sie geben das treueste Bild der eben so verfeinerten als in den Geschlechtsverhältnissen höchst verdorbenen Sitten unter den höhern Ständen Frankreichs vor der Revolution oder vielmehr unter Ludwig XV.

Epiphania, die Erscheinung; daher wird das sogenannte Fest der Erscheinung Christi, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfest, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniassonntage oder Sonntage nach Epiphanias genannt.

Epiphonem, epiphonema, in der Rhetorik, ein Schlußsatz, der mehrere Glieder einer Periode, oder eine ganze Schilderung nachdrücklich schließt und gleichsam eine aus dem Ganzen resultirende Bemerkung enthält, wie z. B. des Virgils Ausruf: tantae molis erat romanam condere gentem.

Epiphora, die rhetorische Figur, vermöge welcher sich mehrere Sätze oder Abschnitte einer Rede mit demselben Worte, oder derselben Wortverbindung endigen, z. B. in Klopstocks Schlachtgesang: „Mit unserm Arm ist nichts gethan ꝛc. — der alles ausführt!“ „Umsonst entflammt uns ꝛc. — der alles ausführt.“

Epirus, eine Landschaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteste in Griechenland, befand sich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus diesem Lande die Höllenflüsse Acheron und Cocyt. Das Land ist sehr gebirgig, aber nach der Seeküste zu angenehm und fruchtbar. In den ältesten Zeiten waren die Chaonier daselbst die mächtigsten. Der berühmteste Epirotische König ist Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte, und von der Bedrückung der macedonischen Könige wurden sie durch die Römer nach Philipps II. Besiegung befreit: nach und nach wurden sie so mächtig, daß sie dem Antiochus und Perseus gegen die Römer beistanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius besiegte sie, und gab die Städte der Plünderung seiner Soldaten Preis, so daß 70 derselben zerstört und 150,000 Menschen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schicksale mit dem römischen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Im J. 1447 versuchte Castriot, genannt Scanderbeg, das türkische Joch abzuwerfen; er war der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomanischen Hofe erzogen. Sein Unternehmen gelang; allein nach seinem Tode wurde sein Land von den Türken unter Mahomed II. 1466 wieder erobert. Heut zu Tage ist Epirus das Paschalik von Janina von ungefähr 630 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern, mit Bergen durchzogen und wenig fruchtbar. Die Arnauten bewohnen es.

Digitized by Google

Epische Dichtungsart oder epische Poesie wird die erzählende Dichtungsart (s. Poesie) genannt, welche das poetische Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darstellt. Sie hat verschiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verschieden sind. Die höchste ist die, welche man gegenwärtig vorzugsweise das Epos oder Epopöie nennt; ein erzählendes Gedicht, dessen Inhalt ein poetisches Ereigniß ist, welches sich auf Welt, Menschheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am frischesten und herrlichsten, wenn sein Stoff die Sage ist, die mit der Urgeschichte des Volks und seinem Ursprung zusammenhängt. Von geringerem Umfange und beschränkterer Bedeutung ist dasjenige epische Gedicht, dessen Inhalt sich mehr auf das Leben einzelner Menschen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beschränkter und lyrischer wird. Man könnte dieses besser als das erstere Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meisten romantischen Epopöien, und selbst des Homers Odyssee im Verhältniß zur Iliade; auch die meisten neuern Epopöien, welche einen religiösen oder mythischen und historischen Stoff behandelt haben, besonders die letzteren, welche sich mehr an die Geschichte anschließen. Ferner gehören zu der epischen Poesie der Roman, aus den romantischen Epopöien entsprungen, und die poetischen Erzählungen, Novellen, Balladen, welche Begebenheiten, Schicksale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernst oder scherzend schildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyrische Poesie (s. d. Art.) übergehen. (Von diesen Unterarten siehe die besondern Artikel.) Die allgemeinen Eigenschaften der epischen Poesie lassen sich aus der obigen Bestimmung leicht ableiten. Was unter dem Artikel Epos gesagt ist, ist auch größtentheils die von dem Verfasser dieses Artikels an andern Orten ausgesprochene Ansicht theils des epischen Gedichts überhaupt, theils der höchsten Gattung des Epischen Gedichts, die wir oben vorzugsweise Epos nannten. Was aber als Charakter des epischen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epischen Gedichten nur in dem Maße zu, als sich dieselben durch Umfang und Inhalt dem weitumfassenden Epos oder dem sogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müssen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der ästhetischen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (episches Gedicht, epische Poesie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, — besonders dem Epos im eminenten Sinne, — und hier wieder die verschiedenen Arten desselben, z. B. das antike und romantische, immer zu verwechseln pflegt — sonst würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. Zur Verhütung dieser Verwechselung dürften obige Unterscheidungen, welche sich leicht weiter ausführen lassen, vieles beitragen. T.

Episcenium, das Vordertheil der Bühne.

Episcopalsystem in der catholischen Kirche, s. Catholicismus.

Episode (Epeisodion) kommt bei Aristoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterscheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwischen ganzen Chorgesängen befindlich sind, dann aber auch eine Nebenhandlung, die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht wesentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunstrichter haben die technische Bedeutung die-

ses Worts auf die letztere allein eingeschränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern sind die Episoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängsel, sondern geben Aufschluß über die Sache selbst, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Ursachen. Von dieser Art ist z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Aeneis. Diese war eine Ursache, warum der Held des Gedichts sein Vaterland verlassen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um sie anschaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zusammendrängen will; sondern schiebt sie im Laufe seiner Erzählung ein, aber so geschickt, daß wir sie eben in dieser Stelle selbst erwarten, und daß sie hier nicht bloß über das Vergangene Aufschluß gibt, sondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf diese Weise wird die Episode ein wesentlicher Theil des Ganzen, wie sie es ja wohl seyn muß, wenn die Anforderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille ist. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es scheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schicksal. In der epischen Dichtungsart hat begreiflich die Episode bei weitem größern Spielraum (s. Epos) und häufigere Anwendung, weniger aber in der dramatischen, wo sich alles auf eine gegenwärtige Handlung zusammendrängt. Man hat diesen Ausdruck auch auf die Mahlerei übertragen und nennt so eine Nebenpartie, besonders des historischen Gemähldes; im gemeinen Leben sogar jede Abschweifung von dem Hauptgegenstande im Denken und Sprechen. — Episodisch daher abschweifend. dd.

Epistel. Hierunter versteht man gewöhnlich 1. den poetischen Brief, welcher keiner besondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (episch), bald lyrisch und gewöhnlich didaktisch ist. Der Ton, in welchem er geschrieben wird, läßt sich im Allgemeinen nicht angeben, weil er sich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So gränzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horazischen Briefe an die Satire, mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim sind lyrische Ergüsse einer scherzhaften Laune, in welchem Tone man nur an vertraute Freunde, nicht an Höhere schreibt, wenn diese nicht etwa selbst zu den vertrauten Freunden gehören. Zur Briefform, oder um Epistel zu seyn, reicht es auch nicht hin, daß der Name des Empfängers einige Male darin genannt wird, oder in der Überschrift enthalten ist. Der Brief muß durch und durch eine Beziehung auf die Person haben, welche schreibt, und auf die, an welche geschrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein solches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieser Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Person ist, muß von dem Dichter zu einem poetischen Wesen umgeformt seyn, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menschheit selbst, oder doch einer poetischen Seite derselben seyn können. Der Dichter wendet sich, wie Pörschke sagt, an einen einzelnen Menschen, um zum ganzen Menschengeschlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältnisse zwischen dem Schreibenden und dem Leser des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem solchen Briefe für alle übrigen Menschen unverständlich seyn, denn für diese ist er nicht geschrieben. Anders bei der poetischen Epistel. Wenn Clodius aber meint, es sey eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens

den poetischen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrschenden ästhetischen Charakter erklärt: so ist seine Ansicht nur einseitig, und beschränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darstellung betrifft, so versteht sich von selbst, daß ein Brief keine Abhandlung ist; der Gegenstand soll also nicht erschöpft, aber von einer interessanten Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier; der Zusammenhang loser seyn, deßhalb aber ist an eine völlige Planlosigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetischen Epistel (s. d. Art.). 4. werden Episteln vorzugsweise die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apostel und die Abschnitte aus denselben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, besonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum (Briefe unbekannter Männer), ein satirisches Werk des 16ten Jahrhunderts, enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geistlichen und Professoren in den Rheingegenden, in barbarischem oder Küchenlatein geschrieben, worin nebst verschiedenen theologischen Streitigkeiten auch die Ausschweifungen der Geistlichen damaliger Zeit scharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebst verschiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. Im Jahr 1517 wurden diese Briefe durch eine päbstliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epithalamium, Hochzeitgesang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Christi, die Erbauung der Stadt Rom u. s. f. Daher die Epoche machende Begebenheit selbst. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch so viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epitritus, s. Rhythmus.

Epode hieß bei dem Chorgesang der Alten die letzte Abtheilung, welche gesungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antistrophe auf seinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (s. Chor), also gleichsam Nachgesang, Finale. Dieser Epodos hatte sein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Versen. Außerdem versteht man aber unter Epoden eine Art satirischer Oden; nach Hephästions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechselt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter diesem Titel. Nicht alle Oden dieses Buchs aber sind satirisch, und Scaliger findet daher in dieser Benennung nichts als einen Anhang von Oden; sie wurden nach des Dichters Tode seinen übrigen Werken beigefügt. dd.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, s. Epische Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anschauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Mysterien oder Religionsgeheimnissen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos ist die Benennung einer Classe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht selbst. Nicht leicht sind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln von den Theoristen aufgebürdet worden, als der epischen, zumal wenn

man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als synonym mit Heldengedicht gab. Ist es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoristen und ihre Regeln ganz zu vergessen, so ist es hier. Mit Recht sagt Wilhelm von Humboldt: „Fast bei keiner andern Dichtungsart ist man so sehr um eine genügende Definition verlegen, als bei der epischen. Die mannichfaltigen Gattungen erzählender und beschreibender Gedichte sind so nahe mit einander verwandt, und scheinen sich durch so wenig wesentliche Merkmale von einander zu unterscheiden, daß es schwer ist, dasjenige zu bestimmen, was die eigentliche Epopöie charakterisirt. Diese Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß die vorhandenen Muster dieser Dichtungsart, genau genommen, so wenig mit einander gemein haben, und höchstens bloß darin, daß sie insgesammt Erzählungen von Begebenheiten sind, kaum aber nur darin, daß jedes derselben auch nur die Darstellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andere und meistentheils bloß minder wesentliche Nebenbegriffe, wie z. B. die Mitwirkung der Götter, der Definition beigemischt, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Wesen der Epopöie besteht, und woraus die wichtigsten Gesetze dieser Dichtungsart herfließen.“ Fragt man jetzt weiter, worin denn nun aber dieses eigentliche Wesen bestehe und wie man es finden könne, so wird man wohlthun, sich zuvörderst des leitenden Princips zu erinnern, welches derselbe Kunstrichter zur richtigern Unterscheidung der Dichtungsarten aufgestellt hat. Was sich als eine Gattung hier geben will, kann den Titel seiner Rechtmäßigkeit aus nichts anderm ableiten, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verschiedenen Möglichkeit dichterischer Wirkungen. Nur in sofern es der allgemeinen Beschaffenheit unserer Einbildungskraft nach eine dichterische Stimmung gibt, die von allen andern wesentlich verschieden ist, kann derselben eine eigene Gattung entsprechen. Dies ist also die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren muß. Diesem aber zufolge definirt Humboldt die Epopöie also, daß sie sey eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. „Man braucht nur,“ sagt er, „diesen Zustand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen wesentlichen Eigenschaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abwesenheit aller solchen Parteilichkeit, welche die Freiheit der Ansicht verhinderte, von selbst zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieser Definition sind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich ist der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus diesem ihr ganzes Wesen ableiten können.“ Versuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderst, daß es nicht eigentlich eine Handlung ist, d. h. Entschluß bis zur Ausführung durch einen Act der Freiheit, welche das Epos darstellt (denn diese Handlung gehört dem Drama an), sondern Begebenheiten. Begebenheiten aber sind etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt sich bloß erzählen. Was nur erzählt wird, ist eben damit schon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht so eindringend mächtig auf die Empfindung als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, gestattet mehr Ruhe. Somit ergibt sich als Charakter des Epos: ruhige

Darstellung des Fortschreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, bloß Schilderndes, Beschreibendes, sondern ist ihrer Natur nach im immerwährenden, aber stetigen, Fortschreiten begriffen. Demnach erscheint der Dichter durch seine ganze Darstellung hindurch in besonnener Fassung, ruhiger Haltung, und dieser sein Seelenzustand spiegelt sich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erschüttert, sondern das Gemüth ruhiger anspricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangle, wird die lebendigste Anschaulichkeit erfordert, welche nicht anders als mittelst durchgängiger Umständlichkeit und schöner Entfaltung erreichbar ist. Der Gang des Epos ist keine Reise, wo man ein vorgesetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht ist, sondern gleicht mehr einer zur Lust am schönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man sich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenständen hingibt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterstreben, wofern nur die Gegenstände nicht an sich unangenehmer Natur sind, oder überhaupt dessen, was einen Geist anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umständlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns so an einzelnen Punkten fest. Sollen sie es aber auf die echte Weise, so darf die Umständlichkeit keine todte seyn, die uns Gegenstände nur ausmahlt, sie darf keinen bloß pittoresken Anstrich haben, sondern Alles muß als werdend, fortschreitend vorstellig gemacht werden. (S. die Art. Poesie, Kunst, Mahlerei.) So beschreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, sondern führt uns in die Werkstatt des Künstlers, und wir sehen ihn im allmäligen Entstehen. Ruhe selbst wird Bewegung, das Todte spricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beschäftigt, das Gemüth in sanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epischen Entfaltung stehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmahlende Beiwörter, Gleichnisse, Reden, Episoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in seiner Vorschule der Aesthetik gesagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land zwischen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigstens den Flug und Weg abmahlen. Dem Epos ist langsame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange stirbt Christus! Daher die Erlaubniß der ruhigen Ausmahlerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Episode. Die geforderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maschine an! denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In sofern Romane Episch sind, haben sie das Gesetz der Langsamkeit vor und für sich. Der sogenannte rasche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel siegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reise besteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann schleicht die Handlung, wenn sie sich wiederholt; und sie stockt nur dann, wenn eine fremde statt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichsam der Tag in Stunden, auseinander rückt.“ In diesem letzteren liegt die Anforderung an Einheit, und mit Recht wird diese eben sowohl an das Epos als an jedes andere Kunstwerk gemacht werden. Nach A. W. Schlegel soll die Einheit des epischen Gedichts keine so scharf begränzte seyn, als im Drama; allein darf der Dichter seinen Plan nach Willkühr ins Unbestimmte hin ausdehnen! Maß und Ziel müssen wohl auch hier seyn,

Digitized

wenn die Erzählung nicht unangenehm werden soll. Wenigstens muß sich alles in klare Umrisse für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatische Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet ist, im Epos nicht herrschen sollte. Wirklich ist daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epischen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müssen darin auf eine befriedigende Weise zusammenkommen. Mit jener dramatischen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künstlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflösung weg, die dem Drama eignet; im Epos ist daher keine immer steigende Spannung, sondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß sich in dem Epos keine Empfindung ausschließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unserer Seele bemeistert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht versetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Interessen noch so schrecklich toben und alle Kräfte streitend in Bewegung setzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leser schwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenschaft. Ruhig, wie er alle Schicksale sich entwickeln läßt, stellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Individuen dar, und läßt sie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in seiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im festen geraden Gange, immer langsam und betrachtend seinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wie er selbst, ist seine Darstellung, schlicht und einfach sein Ausdruck, so daß auch hier das Ganze nicht dem sturmbewegten Meere, sondern dem stillen Strome zu vergleichen ist, der auf seiner spiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederschimmert. Von dieser Art ist das Epos, und das Homerische ist wenigstens dieser Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere desto weniger. In der modernen Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroische, das Wunderbare und den großen Umfang als wesentlich zugemessen. Ob es ihm wesentlich sey, darüber s. mehr unter Heldengedicht, Maschinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch. Unglaube an das Himmlische hat uns die Epopöie, wie Herder sagt, fast geraubt; kann uns da eine willkührliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was sollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in seinem echt Homerischen Epos Hermann und Dorothea verfahren, unsern Unglauben gefangen geben unter die Poesie. In ihr soll alles nur möglich erscheinen. Wird daher nur nächst der psychologischen jene Wahrscheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zusammenhang der Begebenheit beruht, so kann man wohl auch jenes gestatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmischung höherer Wesen bestehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube sie mehr bestätigt, nichts als Mißverstand ist. (Vergl. Heldengedicht.) dd.

Erard (Gebrüder) aus Straßburg gebürtig, haben ein eben so großes Fabrikestablissement in Paris als in London. Ihre Pedalharfen und Pianoforte's sind besonders berühmt. Sebastien Erard erfand für erstere eine ganz neue Art von Mechanismus, welche dies

Instrument so sehr vervollkommt, daß alle Pedalharfen anderer Fabriken tief unter den Erardschen stehen; er erhielt das Brevet d'Invention für Frankreich und das Patent für England dafür, so daß während seines Lebens niemand anders solche Harfen bauen darf. Neuerlich vervollkommnete er diesen Mechanismus noch, indem er Harfen mit doppelten Reihen von Pedalen bauete, wo nämlich jedes Pedal zweimal eingehängt werden kann; auf diesen kann aus allen Tonarten gespielt werden. So findet man in Erards Sälen unter der Menge prachtvoller Harfen auch höchst elegante ganz kleine Pedalharfen für Kinder von allen Größen. Die Pianoforte's von Erard gleichen sehr den englischen, die Züge daran sind sehr schön, und durch einen eignen Mechanismus wird es auf ihnen möglich, denselben Ton äußerst rasch hinter einander anzuschlagen. Der kunstliebende edle Sebastien Erard besaß sonst eine der schönsten Gemäldesammlungen, die wohl je einem Privatmann gehörten, und sein Haus war in Paris der Vereinigungsort aller berühmten Künstler und ausgezeichneten Fremden. Die Concerte bei Erards gehörten zu dem Trefflichsten, was man hören konnte, denn hier spielten alle Virtuosen nur aus Freundschaft für die biedern, gastlichen Wirthe. Dussek, Steibelt, Kreuzer, Lafond, Kalkbrenner, Bochsa, Garat ꝛc. wetteiferten hier oft, und aus den glänzenden Musiksälen trat man zum verschwisterten Kunstgenuß in die stillern Gemäldesäle zu den Meisterwerken von Giulio Romano und Tizian, Dominichino und Leonardo da Vinci. Am glänzendsten waren diese Vereinigungen in den Jahren 1804 bis 1812. Unvergeßlich werden jedem Kunstfreund die Stunden bleiben, welche er in diesem Hause verlebte, welches an selbsterworbener Pracht Sinn und Wohlthätigkeit an die Zeiten der Fugger in Augsburg erinnerte. Später traf manches Unglück dieses Haus, so daß auch Sebastien Erard genöthigt wurde, sich von seinen Lieblingen, den herrlichen Gemälden, zu trennen; der größte Theil derselben wurde nach England verkauft. Die rastlose Thätigkeit und der redliche Eifer der Brüder Erard aber entwaffneten bald das Unglück und ihre herrlichen Instrumente bleiben durch ganz Europa berühmt und gesucht. VVI.

Erasmus (Desiderius, wie er sich selbst nannte), geboren zu Rotterdam 1467, starb zu Basel 1536. Er war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraede, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu seinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er sein Talent bereits auf eine so glänzende Weise zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim voraussagte, er werde einst der gelehrteste Mann seiner Zeit werden. Nach dem Tode seiner Aeltern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn seine Vormünder in den geistlichen Stand und mit dem siebzehnten Jahre in das Kloster Emaus bei Gouda zu treten. Der Bischof von Cambray befreite ihn von diesem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die priesterliche Weihe empfangen hatte, reisete er nach Paris (1496), um sich in der Theologie und in den Humanioren zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort außer andern auch einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, so lange er lebte, eine Pension zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König sehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reisete dann, um seine Kenntnisse immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologische Doctorwürde annahm,

Digitized by Google

wegen seines weißen Scapuliers für einen Arzt der Pestkranken angesehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die sein Leben in Gefahr setzten. Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß er bei dem Papst um Dispensation von seinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er besuchte Venedig, Padua und Rom; aber so glänzende Aussichten sich ihm auch hier darboten, so folgte er doch lieber den Einladungen seiner Freunde nach England, wo ihm die Gunst und das Ansehen, worin er bei Heinrich VIII. stand, noch größere Vortheile versprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus besuchte, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, ward dieser dergestalt von seiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief. „Ihr seyd Erasmus oder ein Dämon.“ Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Erasmus war wenig geneigt, durch ein solches Amt sich zu fesseln. Er verwaltete kurze Zeit zu Oxford die Professur der griechischen Sprache. Darauf ging er nach Basel, wo er 1536 starb. Erasmus gehörte unstreitig zu den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit eben so viel geläuterten Geschmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einsamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leise Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Bessern seiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd sind seine Verdienste, die er sich um die Wiederherstellung der Wissenschaften erworben hat. Wiewohl er aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel an dem Reformationsgeschäft keinen unmittelbaren Antheil nahm, so bestritt er doch das Unwesen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünschte eine allgemeine Kirchenversammlung, welche aus den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern bestehen sollte, ohne sie jedoch zu erleben. So beschränkte er sich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer mit Recht wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geschätzt und gelesen werden. (Die beste Ausgabe seiner Werke ist von le Clerk, Amst. 1703, 10 Bde. Fol.; sein Leben von Burigny, verbessert deutsch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.). Außer seinen Ausgaben verschiedener Classiker führen wir nur sein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (Encomium moriae). und seine satirischen Schriften an, die jedem Gebildeten noch jetzt eine angenehme Lectüre gewähren.

Erato, eine Muse, deren Namen sie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat sie mit Terpsichore gemein, dieselben Attribute, dasselbe Costum, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Gesängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in seiner Kunst zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der sprödesten Mädchen Herzen. dd

Eratosthenes, einer der berühmtesten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolomäer, geb. zu Cyrene in Africa, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte sich vorzüglich verdient um die mathematische Erdkunde, brachte die vorhandenen Bestimmungen in ein System, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wissenschaft. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Untersuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er sich verdient, und suchte die Schiefe der Ekliptik genau zu bestimmen. Von seinen Schriften ist bloß eine vollständig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar,

Digitized by Google

1795). Von seinen geographischen Werken, die lange in vorzüglichem Ansehn standen, hat die wenigen Ueberreste Seidel gesammelt und herausgegeben, 1798.

Erbach, eine Grafschaft am westlichen Ende des fränkischen Kreises, auf dem Odenwalde in Hessen, zwischen Leiningen, Aschaffenburg, der Unterpfalz und Wertheim. — Das gräfliche Haus Erbach, welches seine Abstammung von Eginhard und Emma, folglich von Carl dem Großen herleitet, gehört zu den ältesten und erlauchtesten in Deutschland. Es hatte zwei Stimmen im fränkischen Grafencollegio, und war im Besitz des churpfälzischen Erbschenkenamts. Gemeinschaftlich mit dem Hause Löwenstein-Wertheim besaß es die Herrschaft Breuberg. — Diese gräfliche Familie besteht dermalen aus drei Linien; nämlich Erbach-Schönberg, gestiftet von Georg August; Erbach-Erbach, gestiftet von Georg Wilhelm; Erbach-Fürstenau, gestiftet von Carl Philipp. — Bei Errichtung des Rheinbundes traf auch sie das Schicksal der Mediatisirung, und sie wurden unter die Souveränetät des Großherzogs von Hessen gezogen, unter welcher sie noch stehen. (S. Mediatisirte Fürsten.)

Erbämter, waren die erblichen Aemter derjenigen Geschlechter von hohem Adel, welche bei der Kaiserkrönung die Reichs-Erzämter der Churfürsten als Vicarien derselben verwalteten. Erbkämmerer, der Stellvertreter des Erzkämmerers (der Graf von Hohenzollern). Erbmarschall, der Stellvertreter des Erzmarschalls (Graf von Pappenheim, und nächst diesem in Sachsen der älteste unter den Grafen von Löser). Erbschatzmeister, der Stellvertreter des Erzschatzmeisters (Graf von Sinzendorf). Erbschenk; der Stellvertreter der Erzschenken (Graf von Althann). Erbtruchseß, der Stellvertreter des Erztruchsessen (Graf Truchses von Waldburg). In verschiednen deutschen Staaten, z. B. in Oesterreich, gibt es noch Erbämter gewisser Familien, die bei den Feierlichkeiten des Regierungsantritts eines neuen Regenten bestimmte Functionen zu verrichten haben.

Erbeinigung war ein erbliches Bündniß unter mehreren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge) und gegenseitige Hülfsleistung betraf.

Erbfolge ist der Eintritt in die Rechte und Pflichten eines Verstorbenen. Der Rechtstitel, unter welchem dieser Eintritt geschieht, ist das Erbfolgerecht, welches entweder gesetzlich aus der festgesetzten Erbfolgeordnung, oder aus einem Testamente, oder aus einem Vertrage entspringt. Der Erbe hat die Freiheit, die Erbschaft nur sub beneficio inventarii anzunehmen, oder auszuschlagen, er wäre denn ein Notherbe (wozu die unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder, so wie auch die Personen gehören, denen aus dem Nachlaß ein Pflichttheil zukommt), in welchem Fall er zur Annahme der Erbschaft gezwungen ist. Die rechtliche Besitznahme heißt Antretung der Erbschaft, und diese kann ausdrücklich oder stillschweigend geschehen. Die Rechtslehrer unterscheiden hinsichtlich der gesetzlichen Terminologie den Heres in actu primo, bis zur Antretung der Erbschaft; den Heres in actu secundo, nach Antretung der Erbschaft; den Heres ex asse, dem der ganze Nachlaß zukommt; den Heres ex parte, dem eine Quote zufällt; den Heres necessarius, Notherben, der die Erbschaft nicht ausschlagen darf, und den Heres voluntarius, der sie nach Willkühr ausschlagen oder annehmen kann. Die ab intestato succedirenden Personen theilt Koch in vier Classen. In die erste

(S. 3—58) an die Stelle der Erbsünde den Begriff eines radicalen Bösen, d. h. eines Hanges zum Sündigen, der in der menschlichen Natur wie eingewurzelt scheint, weil er allgemein angetroffen wird, aber doch nicht angeboren ist, sondern aus der Freiheit eines Jeden auf eine unbegreifliche Weise hervorgeht, und daher auch überwindlich und zurechnungsfähig ist, ob er gleich, so lange der Mensch lebt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Vergl. Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Th. 2. S. 691 ff. und Reinharts System der christlichen Moral, §. 99. Aufl. 3.

Erbunterthänigkeit, ein Theil und Ueberrest des Leibeigenthums. Es beruhen darauf das Dienst- und Schutzrecht, und gewisse Einkünfte, z. B. für Erlaubnißscheine zum Dienste außer dem Herrngute, das lytrum personale für die persönliche Freisprechung, das lytrum reale für die Freisprechung des beweglichen oder unbeweglichen Vermögens, das Abzugsgeld (jus detractus) u. s. w. Im Preußischen ist von Friedrich Wilhelm III. unterm 10. Sept. und 9. Oct. 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden.

Erbverbrüderung ist ein Vertrag zwischen zwei oder mehreren Familien des höhern oder niedern Adels, dem zufolge auf den Fall, daß die eine Familie ausstirbt, die andre in gewissen Ländern und Gütern succediren soll. Ein solcher Vertrag kann sich auf sämmtliche Länder und Güter, oder nur auf einzelne erstrecken; er kann wechselseitig oder nur einseitig seyn. Beispiele von Erbverbrüderungen sind unter andern die zwischen Sachsen und Hennenberg 1554, zwischen Sachsen, Hessen und Brandenburg 1555 und 1614, zwischen Brandenburg und Mecklenburg 1425 (eine einseitige), zwischen Brandenburg und Pommern 1529, zwischen Sachsen und Hessen 1575, zwischen Sachsen und Braunschweig-Lüneburg 1589, zwischen Oesterreich und Wirtemberg 1599, erneuert 1770, zwischen Brandenburg und Hohenzollern 1695 u. s. w., welche aber sämmtlich seit 1806 ungültig geworden.

Erbvertrag, d. i. ein Vertrag über Erbschaften. Sie werden getheilt in Erbverträge im eigentlichen Sinne, welche den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menschen betreffen (dieses kann ein Dritter, nicht Mitcontrahirender seyn, wofern er damit zufrieden ist und das Gesetz nichts dagegen hat, und man kann darin ein Erbrecht erhalten, bestätigen, näher bestimmen oder darauf Verzicht thun. Hieher gehören auch die Familienfideicommisse); oder Erbrezesse, oder Verträge über eine schon angefallene Erbschaft.

Ercilla y Zuniga (Don Alonso de), war der dritte Sohn eines berühmten spanischen Rechtsgelehrten, Namens Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten mit diesem Sohne an den Hof der Kaiserin Isabella, Gemahlin Carls V. Der junge Alonso ward Page bei dem Infanten Don Philipp, und begleitete ihn auf der Reise, welche der Infant auf Befehl seines Vaters durch die vornehmsten Städte der Niederlande und einige Theile Deutschlands und Italiens machen mußte. Im Jahre 1551 kehrte er mit dem Infanten nach Spanien zurück, und ging 1554 in Philipps Gefolge zu dessen Vermählungsfeier mit der Königin Maria nach England. Hier erhielt Philipp die Nachricht von dem Aufruhr der Bewohner Arauco's, eines an der Küste von Chili gelegenen Landstrichs. Ihn zu dämpfen, wurde der General Aldarete abgeschickt, und Ercilla begleitete

ihn. Albarete starb auf der Reise. Don Hurtado de Mendoza, Vicekönig von Peru, schickte, um seine Stelle zu ersetzen, seinen Sohn Don Garcias mit einem Heer gegen die Araucaner aus. Ercilla nahm Theil an dieser Expedition, und that sich in den blutigen Schlachten dieses Krieges sehr hervor. Die Schwierigkeiten mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der Heldenmuth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf bestanden, und die Menge großer und edler Thaten, welche den Krieg mit den Araucanern vor allen mit Amerikanern bis dahin geführten Kriegen auszeichneten, begeisterten den jungen Ercilla zu dem Gedanken, ihn zum Gegenstand eines Epos zu machen, dem er den Namen La Araucana gab. An Ort und Stelle begann er das Gedicht, und Stücke Leder mußten ihm bisweilen den Mangel an Papier ersetzen. Nach geendigtem Kriege hätte ein rascher Befehl des Don Garcias ihm beinahe das Leben gekostet. Ercilla entzweite sich mit einem jungen Spanier an einem öffentlichen Feste, welches der Thronbesteigung Philipps II. zu Ehren angestellt war. Beide zogen die Degen. Zuschauer mischten sich in den Streit, und ein Uebelgesinnter verbreitete, daß dieser Zwist einen Aufstand habe einleiten sollen. Ohne die Angeklagten hören zu wollen, verdammte sie Don Garcias zum Tode. Schon stand Ercilla auf dem Blutgerüste, als seine Unschuld anerkannt wurde. Diese Kränkung schmerzte ihn tief. Er verließ Chili und ging nach Spanien zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Madrid machte er eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, Böhmen und Ungarn. Im J. 1570 war er wieder in Madrid, wo er sich mit Maria Bazan vermählte. Ihre Reize und Tugenden erhebt er in mehreren Stellen seines Gedichts. Rudolph II. soll ihm den Kammerherrnschlüssel gegeben haben; aber über sein Verhältniß zu diesem Kaiser ist nichts weiter bekannt geworden. Im J. 1580 lebte Ercilla in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. Zeit und Umstände seines Todes sind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, da Mosquera in seinem Werke über die Kriegszucht von ihm als seinem Zeitgenossen spricht. Er hinterließ keine ehelichen Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter. Philipp II. machte ihn zum Ritter des Ordens Sant Jago; dies war die einzige Belohnung, die ihm für so viele Dienste zu Theil ward. Die Araucana ist ein historisch-episches Gedicht, in welchem sich Ercilla, einzelne Fictionen und Episoden abgerechnet, genau an die Wahrheit der Begebenheiten gehalten hat, daher auch das Gedicht sehr oft den Ton der Geschichte annimmt. Es besteht aus 37 Gesängen. Voltaire's Urtheil über dies Gedicht findet man im 8ten Capitel seines Essai sur la poésie épique; was er darüber sagt, beweiset, daß er es nie gelesen hat. Das Urtheil des Cervantes kann man im 6ten Capitel seines Don Quixote lesen. Er setzt den besten Epopöien der Italiäner an die Seite. Ein gewisser Don Diego de Santistevan Osorio, aus Leon gebürtig, hat das Gedicht des Ercilla in 33 Gesängen fortgesetzt, welche die weitere Geschichte des Krieges mit den Araucanern enthalten.

Erdäpfel oder Kartoffeln. Diese gegenwärtig unter uns wegen ihres vielfachen Nutzens allgemein angebaute Frucht stammt aus Virginien, woher sie der Engländer Franz Drake im Jahr 1586 zuerst nach England brachte. Von England und Irland kam sie nach Frankreich, wo sie 1616 als Seltenheit an der königlichen Tafel verspeiset wurde. In Deutschland wurde sie erst 1650, und zwar zuerst

Digitized by Google

im Voigtlande, in Niedersachsen aber erst um das Jahr 1740 angepflanzt. Man bereitet aus ihr auch feines Mehl, Stärke, Puder und mehreres.

Erdaxe, Erdachse oder Weltaxe, s. Erde.

Erdbeben. Noch nicht genugsam bekannt mit dem Walten der rohen Naturkräfte in den inneren Tiefen der Erde hat sich bis jetzt der forschende Geist des Menschen begnügen müssen, mehr die Phänomene und Wirkungen dieser furchtbarsten und schrecklichsten Naturerscheinung zu beobachten, als daß er sie genügend zu erklären und auf ein einziges Grundmotiv zurückzuführen vermocht hätte. Eine unterirdische Gewalt erscheint plötzlich ihrer Fesseln entbunden und erschüttert die Oberfläche der Erde, mehr oder minder heftige Stöße folgen langsamer oder schneller auf einander; der Boden wankt und gestaltet sich um. Berge versinken und ewiger Granit zersplittert, Strecken Landes werden von brausenden Fluthen überschwemmt und wieder aus den Meeresfluthen erhebt sich Land, Inseln entstehen und versinken, reißende Ströme versiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf, und das Meer selbst scheint in seinen unermeßlichen Tiefen aufgewühlt. Das sind die Wirkungen, die diese Naturerscheinung hervorbringt, wenn sie den höchsten Grad der Furchtbarkeit erreicht. Volkreiche Städte sind in Trümmern gestürzt und angebaute Gegenden dem gestaltlosen Chaos gleich gemacht worden. Entsetzlich und außerordentlich, wie die Erscheinung selbst, sind auch die Vorzeichen, die sie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Atmosphäre betäuben den Menschen und ängstigen die Thiere, die durch ein banges Heulen die drohende Gefahr anzudeuten scheinen. Der Himmel verdunkelt sich und zeigt eine feurige Röthe, die Magnetnadel geräth in Unordnung u. s. w. Unter des Kaisers Titus Regierung (79 nach Chr. Geb.) ereignete sich das fürchterliche Erdbeben, welches die Städte Herculanum (s. d. Art.), Pompeji und Stabiä verschüttete. Die Geschichte neuerer Zeit beschreibt mehrere Erdbeben, deren Wirkungen zu den fürchterlichsten gehörten. Im J. 1755 wurde Lissabon durch eine Erderschütterung zerstört und 20,000 Menschen unter den Trümmern begraben. Sie dehnte sich von Grönland bis Afrika aus, ja selbst in Amerika spürte man zu derselben Zeit theils schwächere, theils heftigere Erdstöße. Im J. 1783 traf ein ähnliches Schicksal Calabrien, das noch geraume Zeit nachher ein schreckliches Bild der Verheerung darstellte. Schwächere Phänomene der Art ereignen sich bald in dieser, bald in jener Gegend fast jährlich, und noch vor kurzem beschädigte ein heftiger Erdstoß viele Gebäude Roms, unter denen auch die Peterskirche war. Die Erfahrung lehrt, daß hauptsächlich gebirgige Länder den Zerstörungen der Erdbeben ausgesetzt sind, besonders in der Nähe der feuerspeienden Berge, mit denen sie einen erwiesenen Zusammenhang haben. Welche Urkräfte der Natur dabei thätig sind, und wodurch sie angeregt werden, ist schwer anzugeben, theils da die Erscheinungen dabei so vielfach und wunderbar sind, theils weil die zerstörenden Wirkungen keine Annäherung des Menschen verstatten. Sonst wollte man sie durch das Centralfeuer, das man in den Mittelpunkt der Erde setzte, erklären; Beccaria gibt Electricität als die wirkende Ursache der Erdbeben an, und auf diese Hypothese gestützt, wollte Bertholon sie ableiten, wie die Gewitter. Wirklich scheint die Electricität dabei thätig zu seyn, aber die wahrscheinliche Hauptursache ist wohl ein Kampf des Feuers, der Luft und des Wassers in den innern Höhlen und Gängen der Erde. Wenn un-

terirdische Feuer die in den Tiefen der Erde verschlossene Luft erhitzen und die unterirdischen Gewässer in glühende Dämpfe verwandeln, durchzucken diese donnernd und tosend das Innere derselben, bis sie, immer enger zusammengedrängt und immer glühender erhitzt, sich endlich gewaltsam einen Ausweg bahnen; denn unermeßlich ist die Gewalt, mit welcher Luft und Wasser, eingeschlossen und erhitzt, jedes sie beengende Hinderniß niederstürzen, um sich frei zu machen. M.

Erdbeschreibung, s. Geographie und Erde.

Erdbohrer, ein starker schneckenförmiger Bohrer, dessen eiserner Schaft aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist, welche nach und nach aufgesetzt werden, wenn die untern bereits in die Erde gebohrt sind. Man kann damit Klaftern tief in die Erde dringen, und die Art des Grundes erforschen, weil das Werkzeug so eingerichtet ist, daß sich etwas davon ansetzt.

Erdbrand, ein Brand, der in der Erde aus entzündeten Steinkohlen- oder Kieslagern entsteht, und oft weit um sich greift.

Erde, der Name des Planeten, welchen wir bewohnen. Wir können sie in Beziehung auf ihre physikalische, mathematische und politische Beschaffenheit betrachten, und dem gemäß zerfällt die Erdbeschreibung oder Geographie in die physikalische, welche die natürliche Beschaffenheit der Erde abgesehen von dem allen, was Menschenhände daran verändert haben, betrachtet, in die mathematische, welche ihre Gestalt und Größe, die verschiedenen Entfernungen auf derselben, ihren Stand im Sonnensystem und ihre Verhältnisse zu den andern Himmelskörpern angibt, und in die politische endlich, die uns die Oberfläche der Erde und ihre Bewohner nach den einzelnen Staaten und Völkerschaften kennen lehrt. (S. Geographie.) Unsere Absicht ist hier, einige allgemeine Betrachtungen über die Erde in mathematischer und physikalischer Hinsicht mitzutheilen. Was die Gestalt der Erde (s. d. Art.) zunächst angeht, so stellt sie sich dem frei um sich blickenden Menschen als eine kreisförmige Scheibe dar, auf deren Rand das Himmelsgewölbe gleichsam zu ruhen scheint. Dem gemäß wurde die Erde im höchsten Alterthume wirklich für eine auf dem Wasser schwimmende Scheibe gehalten. Allein die großen Entfernungen, in denen man diese Fläche bereisen konnte, widersprachen gar bald dieser beschränkten, nur dem ersten Anschein entnommenen Vorstellung, und man ahnete schon im Alterthum die Kugelgestalt der Erde, ohne sie jedoch durch haltbare Beweise darthun zu können. Und doch sind alle Erscheinungen nur auf diesem Wege erklärbar. Eine Kugel von so ungeheurem Umfange, wie unsere Erde, und ringsum vom Luftkreise oder dem scheinbaren Himmelsgewölbe umgeben, kann nothwendig dem Auge des in der Ebene stehenden Beobachters keine andere Erscheinung darbieten, als die Beschriebene, und schon aus dieser Erscheinung muß der Nachdenkende nur die Kugelgestalt der Erde schließen. Wie könnte sich uns von jedem beliebigen Standpunkte aus die Erde als eine vom Himmelsgewölbe begränzte Fläche zeigen, wenn sie nicht eine rings von diesem eingeschlossene Kugel wäre; wie könnte sich sonst der Gesichtskreis in eben dem Grade erweitern, wenn wir unsern Standpunkt höher nehmen; wie wäre es sonst erklärlich, daß wir die Spitzen und Gipfel von Thürmen und Bergen aus der Ferne eher erblicken als ihren Fuß? Aber außer diesen zunächst in die Augen fallenden Beweisen gibt es noch andere für die runde Gestalt der Erde. Dahin gehören die Erscheinungen ihres Schattens in runder Gestalt auf dem Monde, wenn

dieser durch sie verfinstert wird, der successive Aufgang und Untergang der Sonne über der Erde, die Ungleichheit von Tag und Nacht, der veränderte Stand und Lauf der Gestirne und das allmählige Verschwinden der einen und Sichtbarwerden anderer, so wie wir uns mehr und mehr von dem Aequator entfernen und den Polen nähern. Endlich ist es auch nur bei der Kugelgestalt der Erde möglich, sie zu umschiffen, wie 1519 — 1522 Magellan zuerst und nach ihm viele Andere, zuletzt 1814 — 1818 der russische Capitän Kotzebue, gethan haben. Die Art, wie unsere Erde diese runde Gestalt angenommen hat, leuchtet sehr wohl ein, wenn wir sie uns bei ihrer Entstehung als eine noch weiche bildsame Masse denken, die, indem sie sich um sich selbst schwingt, vermöge der Schwere, jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entsteht, aus der die Gestaltung der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwissenheit von dem Herabfallen unserer Antipoden u. dergl. m. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, fällt als nichtig zusammen, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuern Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, daß alles nach dem Mittelpunkte derselben zustrebt, und daß, wenn von unten und oben die Rede seyn soll, die ganze Kugelfläche das Unten, die sie umgebende Atmosphäre aber das Oben ist. Wenn wir indeß die Erde geradezu und unbedingt eine Kugel nennen, so ist das strenggenommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgestalt ab, denn sie ist an den Polen eingedrückt oder abgeplattet. Darauf wurde man zuerst durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels unter dem Aequator und nach den Polen zu geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um so langsamer seine Schwingungen machte, je mehr es sich dem Aequator näherte und schloß daraus zunächst auf die nach demselben zu abnehmende Schwerkraft. Diese aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzungen am Aequator am größten, die Körper mithin schneller als an den Polen umgeschwungen werden, und dann weil unter dem Aequator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunkt gerade, nach den Polen zu aber nur schief entgegengesetzt ist. Man schloß aus diesen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid sey, und erklärte diese Gestalt sehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen um sich selbst geschwungenen Masse sich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuströmen, wodurch nothwendig die Pole abgeplattet und die Mitte erhöht wird. Vermessungen setzten die Sache außer Zweifel. (Vergl. Gestalt der Erde.) Ein anderer wichtiger Gegenstand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Bestimmung ihrer Größe. Die Bemühungen der Alten in dieser Rücksicht mußten wegen des Mangels ausreichender Instrumente fruchtlos bleiben. Erst nach dem Jahr 1615 kam man auf genauere Resultate. Ein Holländer, Willebrord Snellius, schlug zuerst den einzig richtigen Weg ein, und maß das Stück eines Meridians von Alkmar bis Leyden und Bergen op Zoom durch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermessungen Picards und die später von Maupertuis angestellten. Sie bestimmten die Peripherie eines größten Kreises auf der Erde zu 5400 Meilen, die Meile zu 23,664 rhein. Fuß gerechnet. Doch ist zu bemerken, daß bei dieser Angabe die Erde als eine Kugel betrachtet ist, ohne Rücksicht auf ihre von der Kugelgestalt abweichende Form

Wir müssen uns damit begnügen, da es der Zukunft vorbehalten bleibt, durch sorgfältige, auf allen Theilen der Erdoberfläche vorgenommene Vermessungen die wahre Größe der Erde ganz richtig und genau auszumitteln, und können uns um so mehr dabei beruhigen, als diese ganz scharfen Angaben eigentlich nur den strengen Gelehrten, der weitere Resultate daraus herleiten will, interessiren können. Betrachten wir unsere Erde in Beziehung auf das Sonnensystem, so lehrt uns die Astronomie, daß sie sich, der sinnlichen Wahrnehmung entgegen, welche die Sonne um die Erde laufend erblickt, nebst zehn andern Planeten um die Sonne bewegt, und, als ein an sich dunkler Körper, von derselben Wärme und Licht empfängt. Sie legt ihren Weg rings um die Sonne in ungefähr 366 1/4 Tagen zurück, welche unser gemeines Jahr machen. Die Erdbahn ist eine Ellipse, d. i. ein länglichrunder Kreis, in dessen einem Brennpunkt sich die Sonne befindet. Daraus folgt denn, daß die Erde nicht zu allen Zeiten des Jahres gleich weit von der Sonne entfernt ist: ihre geringste Entfernung beträgt 19,786,920 und ihre größte 20,460,980 Meilen, woraus sich ein Unterschied von beinahe drei Viertel Millionen Meilen ergibt. Wir befinden uns im Winter der Sonne am nächsten und im Sommer am weitesten von ihr entfernt; denn nicht die größere oder geringere Entfernung von der Sonne bewirkt den Unterschied der Jahreszeiten, sondern die mehr oder minder schiefe Richtung, in welcher ihre Strahlen auf die Erde herabfallen. Die Länge der Erdbahn wird auf 121,604,230 Meilen angegeben, und da diese ungeheure Bahn in einem Jahre von der Erde durchlaufen wird, so muß die Erde in jeder Sekunde Zeit 3 2/3 Meilen zurücklegen; eine Schnelligkeit, die unsere Vorstellung übersteigt, und Lichtenberg zu der scherzhaften Bemerkung Anlaß gab, daß man in der Zeit, in welcher man einen Andern auf der Straße grüße, mehrere Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne sich den Schnupfen zu holen. Neben dieser jährlichen Bewegung um die Sonne hat die Erde noch eine zweite, indem sie sich täglich (nach mittlerer Zeit in 23 St. 56 Min. und 4 Sec.) einmal um ihre Achse dreht. Dadurch werden täglich alle Gegenden der Erdoberfläche einmal der Sonne zu- und abgekehrt, und genießen mithin Tag und Nacht. Da aber die Achse, um welche die Erde ihre tägliche Bewegung macht, mit ihrer Bahn um die Sonne einen Winkel von 23 1/2 Grad bildet, so steigt dadurch die Sonne vom 21sten März bis zum 21. Juni um 23 1/2 Grad über den Aequator gegen den Nordpol hinauf, sinkt vom 21. Juni bis zum 23. Sept. wieder bis zum Aequator zurück, senkt sich bis zum 21. Dec. bis 23 1/2 Grad unter dem Aequator gegen den Südpol zu, und erreicht dann um den 21. März den Aequator wieder. Die Folge dieser Einrichtung ist die Verschiedenheit der Jahreszeiten und die damit verbundene Ungleichheit der Tage und Nächte, die für alle außer der Linie des Aequators gelegenen Länder nur an den beiden Tagen im Jahre gleich sind, an welchen für sie die Erdbahn (Ekliptik) mit dem Aequator zusammenfällt. Um die Erde wieder bewegt sich der Mond in gleichfalls elliptischer Bahn, die er in 28 Tagen und 14 Stunden zurücklegt. Copernicus war es, der dieses System begründete. Zur physikalischen Kenntniß unserer Erde gehört hauptsächlich die Betrachtung und Untersuchung ihrer Oberfläche und ihres Innern. Wir begnügen uns anzuführen, daß sich aus dem Umfange der Erdkugel die Größe ihrer Oberfläche auf mehr als neun Millionen Q. M. ergibt, wovon kaum der dritte Theil trockenes Land, die übrigen zwei Drittel aber Wasser

sind; von der Erdoberfläche nimmt Europa ungefähr den 64sten, Asien den 14ten, Afrika den 17ten und Amerika den 16ten Theil ein. Die Südländer mögen zusammen etwas größer als Europa seyn. Die Anzahl der Menschen in allen fünf Welttheilen schätzt man auf 800 bis 1000 Millionen. Das Innere der Erde ist uns, genau genommen, völlig unbekannt, da die Tiefe, in welche der Mensch einzudringen vermag, gegen den Durchmesser der Erde fast ganz verschwindet. Alle Hypothesen, nach denen der Kern der Erde bald ein ungeheurer Diamant, bald ein ewiges Feuer seyn soll, aufzuzählen, würde uns zu weit führen; eben so viele gibt es über die Entstehung und allmählige Gestaltung der Erde. Nach der Lehre des Cartesius gab es vor Erschaffung der Welt einen harten Klumpen, den die Allmacht zerschlug, in Bewegung setzte und daraus die Elemente schuf. Thomas Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüssiges Chaos von allerlei Materien, wovon die gröbern niedergesunken wären, die feinern das Wasser und die feinsten die Luft gebildet hätten. Leibnitz hielt die Erde für einen ausgebrannten Körper, bei dessen Verlöschen sich das Licht abgesondert habe, welches der Anfang der Schöpfung gewesen sey. Buffon stellte die kühne Hypothese auf, daß die Erde ein von der Sonne abgestoßenes Stück eines Cometen sey, welches Anfangs glühete, dann aber verlosch und hart ward. Newton und nach ihm Kant sind der Meinung, daß die Erde sich durch einen Niederschlag aus der Flüssigkeit gebildet habe. Wahrscheinlich ist es, daß ein tieferes Studium der Physik genügendere Resultate herbeiführen wird, dergleichen wir auch de Luc und Andern bereits verdanken.

M.

Erden sind im weitesten Sinne eine eigne Classe von Mineralien, wohin auch die Steine gehören. Ihre unterscheidenden Eigenschaften sind, daß sie feuerbeständig und unentzündlich sind, sich ohne Zwischenmittel in 200 Theilen kochenden Wassers nicht auflösen, und aus der Auflösung in Säuren durch Blutlauge nicht gefällt werden. Im Zustande der Reinheit sind alle Erden völlig weiß und ungefärbt, und die Natur liefert sie fast immer unter einander und mit mineralischen Körpern gemischt oder gemengt. Die neuere Chemie hat sie als Oxyde von bisher unbekannten Metallen aufgestellt, weshalb man sie als Sauerstoff haltende Verbindungen und nicht als einfache Körper ansehen muß. Außer den alkalischen Erden, nämlich Kalk, Baryt und Strontian, kennen wir bis jetzt folgende: 1) **Kieselerde**, ein Bestandtheil aller zum Kieselgeschlecht gehörigen Steine, löst sich in fixen Alkalien und in Flußspathsäure auf, gibt mit Alkalien geschmolzen Glas, läßt sich dagegen mit Kohlensäure nicht vereinigen; 2) **Thon-** oder **Alaunerde**, ein Bestandtheil des Töpfer-, Ziegel- und Porzellanthons, ist sehr leicht, vereinigt sich mit allen Säuren zu Mittelsalzen, verbindet sich mit ätzenden Alkalien, nicht aber mit kohlensaurem Ammonium. Im Feuer schrumpft sie zusammen (s. Pyrometer) und wird so hart, daß sie Funken gibt; 3) **Zirkonerde**, ein Bestandtheil des Zirkons und des Hyacinths, löst sich in keinem Alkali auf, gibt aber mit Säuren schrumpfende Salze; 4) **Talk-** oder **Bittererde**, Magnesia, ein Bestandtheil des Serpentins, des Talks und Bittersalzes, geht mit allen Säuren und kohlenstoffsaurem Ammonium, nicht aber mit Kali und Natrum Verbindungen ein; 5) **Glycin-** oder **Süßerde**, ist ein Bestandtheil des Smaragds und Berylls, und hat den Namen wegen des süßen Geschmacks ihrer Verbindungen mit Säuren erhalten. Sie vereinigt sich mit

kohlensauren und ätzenden Alkalien; 6) Ittererde, ein Bestandtheil des Ittertantals, vereinigt sich mit kohlensauren, aber nicht mit ätzenden Alkalien. — Was von uns im gemeinen Leben Erde genannt wird und die Oberfläche unsers Planeten ausmacht, ist ein Gemisch aus Kiesel- und Thonerde, aus Kalk, Salzen und Resten organischer Körper.

Erdenge (Isthmus), ein schmaler Landstrich, der zwei Länder verbindet und zwei Meere scheidet.

Erdferne (Apogaeum), s. Mond.

Erdfette, Erdharze, sind fette harzige Materien, die in der Erde gefunden werden und leicht brennen, auch einen starken erstickenden Dampf von sich geben. Sie sind theils flüssig, theils fest, z. B. Steinöl, Naphtha, Steinkohlen, Bergtorf, Pecherz u. dgl.

Erdgürtel, s. Erdstrich.

Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Frhr. v.) ward 1736 zu Dresden geboren, und begab sich, nachdem er in Wittenberg Philosophie studirt hatte, nach Dessau. Der Fürst von Dessau wählte ihn zu seinem Gesellschafter und Begleiter auf seinen Reisen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letzte Erdmannsdorf schon 1764 besucht hatte. Sein Kunstsinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte sich besonders für die schöne Baukunst. Nach seiner Rückkehr benutzte er die eingesammelten Kenntnisse zur Verschönerung des dessauischen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Denkmal des Fürsten Dietrich daselbst, das Landhaus der Fürstin im Lusium bezeugen den gebildeten Geschmack des Baumeisters; nicht minder hat er sich durch die herrlichen Anlagen, womit der Fürst nach seiner Angabe die Gegend um Dessau verschönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller gestiftet, die sie besuchen und genießen. Auch die Gründung der chalkographischen Gesellschaft im J. 1796 war sein Werk, und gewiß lag es an seinem Eifer nicht, wenn sie den Erwartungen der Kunstfreunde nicht in vollem Maße entsprach. Unter den Werken, die aus diesem Institute hervorgingen, nehmen seine zu Rom gezeichneten architektonischen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er starb im März 1800. Wir besitzen von Rode eine Biographie dieses trefflichen Mannes, die seinen Werth auf eine würdige Weise darstellt.

Erdnähe (Perigaeum), s. Mond.

Erdstrich, Erdgürtel, Zone. Die gesammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die südliche gemäßigte, in die nördliche gemäßigte, in die südliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone ist der Erdstrich, welcher 23 1/2 Grad südlich und eben so viel nördlich vom Aequator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne senkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Gränzen zu beiden Seiten des Aequators sind die beiden Wendekreise, oder diejenigen Kreise, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Aequator erreicht. Da die Sonne auf diese Zone ihre Strahlen fast immer senkrecht herabwirft, so verdient sie mit Recht das Prädicat heiß. Es herrscht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht sind unter dem Aequator selbst immer gleich, an den Wendekreisen kaum um eine Stunde verschieden. Nach Beschaffenheit und Lage der Länder dieser Zone ist jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendsten sind die Sandwüsten des südlichen Afrika's, weit gemäßigter sind die glücklichen Inseln des Südmeers, und noch milder das Clima Peru's. Hier gibt es Gebirge, auf deren Gipfel selbst die ſenk-

recht herabfallenden Sonnenstrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuschmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erstrecken sich von den Wendekreisen nach den Polen zu, enthalten das meiste bewohnte Land und haben ein ungleiches Clima. Die Hitze nimmt ab mit der Entfernung vom Wendekreise, und in gleichem Grade wird der Unterschied der Jahreszeiten immer merklicher, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer. Der Winter wird immer länger und kälter, der Sommer immer kürzer und minder warm, Tag und Nacht werden immer ungleicher, bis zu dem Punkte, wo am kürzesten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erscheint, und am längsten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, so daß es einmal im Jahre gar keinen Tag und einmal gar keine Nacht gibt. Der durch diesen Punkt parallel mit dem Aequator und Wendekreise laufende Kreis macht die Gränze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es gibt einen südlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreise, oder die Breite der gemäßigten Zone, sowohl auf der südlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreise hinausliegt gegen den Pol zu, bildet die kalte Zone; nur in der nördlichen gibt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar ist, obgleich die organische Natur hier zu erstarren beginnt, und weder Getreide noch Bäume, sondern nur Moose, Flechten und einiges Gesträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreise bis zum Pole beträgt noch 23 1/2 Grad, aber bis zum Pole selbst ist noch kein Mensch vorgedrungen. Dem südlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche ist, weil sein Winter zugleich in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat sich Cook bis auf 71 Grad genähert; in die nördliche kalte Zone ist man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteristische der kalten Zonen ist, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher werden, und Tage, in Wochen lang die Sonne einmal gar nicht aufund einmal wieder gar nicht untergeht. M.

Erdzunge, ein schmales Stück Land, das sich weit in die See erstreckt.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finsterniß, heirathete seine Schwester, die Nacht, und zeugte mit ihr den Aether und den Tag. Auch die Parzen sind seine Töchter. Er ward in einen Fluß verwandelt und in den Tartarus gestürzt, weil er den Titanen Hülfe geleistet; von ihm hat der Tartarus den Namen Erebus erhalten.

Eremit. Schon früh gab es Menschen, welche durch Entfernung von aller Gesellschaft ihre Tugend zu bewahren suchten, namentlich im Orient; besonders aber nennt man Eremiten oder Einsiedler diejenigen Christen, welche seit dem dritten Jahrhundert ihren festen Aufenthalt in einsamen Gegenden wählten. Daher Eremitage, Einsiedelei; gehört in großen Gärten zu den künstlichen Anlagen.

Erfahrung (Empirie), Erkenntniß durch sinnliche Wahrnehmung, mithin durch Anschauung oder Empfindung. Ein einzelnes Erkenntniß dieser Art heißt eine Erfahrung, der Inbegriff solcher Erkenntnisse die Erfahrung. Sie heißt auch Erkenntniß a posteriori, empirische Erkenntniß. Ihr Gegensatz ist Erkenntniß aus bloßen Begriffen oder durch Vernunft, welche auch Erkenntniß a priori, rationale Erkenntniß heißt. Die gemeine Erfahrung beruht auf Wahrnehmungen, die sich im gewöhnlichen Gange des

menschlichen Lebens von selbst darbieten, wobei also keine bestimmte Absicht und kein höherer Grad von Aufmerksamkeit Statt findet. Die gelehrte oder wissenschaftliche Erfahrung hingegen beruht auf Wahrnehmungen, die absichtlich herbeigeführt und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit beachtet werden. Dergleichen Wahrnehmungen entstehen aus Beobachtungen (Observationen) und Versuchen (Experimenten). Bei bloßen Beobachtungen läßt man den Gegenstand der Wahrnehmung unverändert, entweder weil man ihn nicht nach Belieben verändern kann, wie wenn man eine Sonnenfinsterniß beobachtet; oder weil man sich keine Einwirkung auf ihn erlauben will, um zu sehen, auf welche Art er sich von selbst äußern werde, wie wenn man die Handlungsweise eines sich selbst überlassenen Menschen beobachtet. Bei Versuchen aber verändert man den Zustand des wahrzunehmenden Gegenstandes, indem man ihn in Lagen und Verhältnisse setzt, von denen man glaubt, daß sie uns seine Beschaffenheit deutlicher und bestimmter zu erkennen geben werden; z. B. wenn der Chemiker Versuche mit der atmosphärischen Luft, oder der Pädagog Versuche mit einem Kinde macht, dessen Charakter ihm noch räthselhaft ist. Solche Versuche werden aber immer in Verbindung mit Beobachtungen angestellt, indem man den Gegenstand selbst während des Versuchs beobachtet. Die Erfahrung wird auch in die eigne und fremde eingetheilt, je nachdem man etwas selbst wahrgenommen hat, oder durch Andre von dem, was sie wahrgenommen haben, belehrt worden ist. Die Geschichte beruht fast gänzlich auf fremder Erfahrung, weil sie größtentheils Dinge erzählt, die nach Raum und Zeit weit von uns getrennt sind. Der Kreis der eignen Erfahrung ist daher weit kleiner, als der Umfang dessen, was uns durch fremde Erfahrung bekannt wird. Aber die eigne Erfahrung macht einen weit stärkern Eindruck auf uns, als die fremde. Daher wird der Mensch gewöhnlich nur durch eigne Erfahrung klug. Ein wissenschaftlicher Inbegriff eigner und fremder Erfahrungen heißt eine Erfahrungswissenschaft (empirische Doctrin), ein solcher Inbegriff von Vernunfterkenntnissen aber eine Vernunftwissenschaft (rationale Doctrin). Von der ersten Art ist die Historie, von der zweiten die Philosophie. In dieser darf die Erfahrung nicht herrschen. Im übrigen unterstützen sich vernünftiges Denken und Erfahrung überall, und sollten eigentlich nicht getrennt seyn. (S. Erkenntniß.)

Erfahrung in der Arzneikunde. Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von solchen Kenntnissen, welche wir zuerst durch Sinnesanschauungen erworben, durch Verstand gesichtet und zu Beobachtungen erhoben, oder durch Versuche herausgebracht haben. Die Sinne liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanschauungen, ohne Verbindung unter einander durch den Verstand, machen noch keine Erfahrung aus. Der Verstand muß erst einzelne Anschauungen unter gewisse Gesichtspunkte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüsse ziehen, und auf diese Weise aus mehreren einzelnen Anschauungen Beobachtungen machen; mehrere Beobachtungen über eine und dieselbe Sache verdienen alsdann erst den Namen Erfahrung. Die durch gehörige Beobachtungen und Versuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen, ist eigentlich die echte Erfahrung in der Arzneikunst; sie setzt die historische Kenntniß ihres Gegenstandes voraus, weil man ohne diese nicht wüßte, worauf man die Aufmerksamkeit zu richten hat; sie setzt ferner Schärfe

Digitized by Google

der Sinne, Lebendigkeit des Auffassungsvermögens, Beobachtungsgeist und Uebung des Verstandes im Selbstdenken voraus, Gaben, welche nicht Jedem verliehen sind, welcher der Erfahrung sich rühmt. Es gibt daher auch neben der echten Erfahrung eine falsche, die das Eigenthum Vieler ist. Sie besteht aus einseitigen, unvollkommenen Beobachtungen, aus welchen falsche Schlüsse gezogen worden, oder welche ohne das Band des Verstandes neben einander gereiht sind. „Die Gelegenheit, vieles zu sehen," sagt Zimmermann, „macht noch keine Erfahrung, weil das dumme Anschauen einer Sache nichts lehrt, und weil auch die geschickte Beobachtung derselben noch nicht alles ist, was man unter Erfahrung versteht." Wer nicht weiß, worauf er sehen soll, wer der Kunst zu sehen und über das Gesehene zu denken nicht mächtig ist, kann alle Länder der Erde durchreiset haben, und kein einziges kennen; er kann tausend Kranke gesehen haben, und doch keine Kenntniß der Krankheit haben. Nur zu oft ist das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen der Erfahrung beehrt, nichts weiter, als die regellose Uebung, mechanische Fertigkeit in dem Aeußern der Kunst, ohne Einsicht der Gründe derselben. Einen Arzt, welcher viele Kranke gesehen hat, hält man für erfahren; ob er über das, was er gesehen, auch gedacht hat, ob er so mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet war, daß er mit Nutzen darüber denken konnte, darnach fragt der Pöbel nicht. — Dieser Unterschied der echten und falschen Erfahrung zeigt sich vorzüglich bei den ältern und neuern Empirikern. Schon in den ältesten Zeiten, bald nach der Hippokratischen Schule, bildete sich eine besondere Schule der Aerzte unter dem Namen der Empiriker. Die Spitzfindigkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß sie zu ihr allein zurückkehrten und sich bloß an sie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Cos (etwa 250 Jahre vor Chr. Geb.) waren die vorzüglichsten Stifter dieser Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf sorgfältige echte Erfahrung, ohne künstliche Systeme, ohne weitere Nachforschung nach den verborgenen Ursachen. Späterhin näherten sich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem sie den Epilogismus annahmen, d. h. die Kunst, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu schließen, das kein Gegenstand der Erfahrung ist. Geschieht dieser Uebergang von echter Erfahrung mittelst geläuterter Naturphilosophie, von einem hellen Verstande, durch richtige Schlüsse und vorsichtige Versuche unterstützt, so kommt hierdurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmonisches, der Kunst förderliches Werk daraus. Ohne diese Erfordernisse baut sich jeder Arzt nach einseitigen Beobachtungen und falschen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meisten verunglückt sind. Die neuern Empiriker haben diesen Namen durch ihre Unwissenheit in den Kenntnissen, welche, um zur echten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müssen, durch ihre Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne diese gehörig zu kennen, in sehr übeln Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menschen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes sich anmaßt, der aus Mangel an theoretischen medicinischen Kenntnissen bloß aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder nach einzelnen Symptomen Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube oder

einseitige Beobachtung und falsche Erfahrung gegen jene Zufälle für heilsam hält, ohne zu beurtheilen, ob sie der eigenthümlichen Constitution des Kranken und dem Charakter seiner Krankheit angemessen sind. Am schärfsten bezeichnet Zimmermann in seinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterschied zwischen dem echten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts, „Die Empiriker," sagt er, „verwerfen die Gelehrsamkeit, weil sie, um das, was Andere gelehrt haben, unbekümmert, an ihrer Erfahrung allein kleben; die wenigsten Aerzte verehren diesen Unterricht, weil ihrer Meinung nach ein einziger Arzt so weit nicht sieht, als alle Aerzte aller Zeiten und aller Völker gesehen haben. Die Empiriker fragen, um die Art und Gattung einer Krankheit unbesorgt, nach ihrem Namen, und brechen mit ihren Mitteln los, sobald man ihnen diesen Namen nennt. Die Empiriker bekümmern sich um die wahren Ursachen nicht, denn sie begnügen sich mit den falschen; die wahren Aerzte verfolgen die Ursachen bis in das Innerste der Natur, und wo dieses Licht sie verläßt, ersetzet sie die sichere Ueberlegung der Erscheinungen und der Zeichen. Die Empiriker schicken ihre Mittel mit dem Befehl in den Leib, jede daselbst sich ereignende Krankheit zu tödten; sie kennen keine andere Methode, als ihre blinde Uebung; sie glauben, nur das blinde Ungefähr habe uns die Mittel gegen die Krankheiten entdeckt; sie suchen Wunderträfte in der mannigfaltigen Zusammensetzung der Mittel; sie rühmen sich der Erfahrung, weil sie glauben, man habe die Krankheit gesehen, wenn man den Kranken gesehen hat." H.

Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie.

Erfindung ist jene Art der Thätigkeit des menschlichen Geistes, mittelst welcher er durch neue Combinationen, also auf originelle Weise, etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt sich in der Wissenschaft und in der Kunst im weitern Sinne, und unterscheidet sich dadurch von dem Entdecken, d. h. von dem Auffinden dessen, was vorhanden, aber nur verborgen war; dieses ist mehr Sache des Zufalls und der Beobachtung. Nicht mühsam oder stückweise zusammengetragen sind diese Combinationen, sondern sie entspringen plötzlich im Geist; denn wer kann sich vorlegen, er wolle zu dieser oder jener Zeit eine Erfindung machen? Den Keim der Erfindung kann er freilich mit der Zeit langsam entwickeln; allein das ist auch ganz etwas anderes; die eigentliche Erfindung ist dann schon gemacht. Aus der Verwirrung beider Momente scheinen nur diejenigen geirrt zu haben, welche behaupteten, der wissenschaftliche Erfinder sey von dem ästhetischen wesentlich verschieden. Der wissenschaftliche Erfinder, sagen sie, ist sich seines Ideenganges bewußt, kann die ganze Methode, wie er zu seinem Resultate gelangt ist, beschreiben, dem Dichter aber gibt sein Genius, ohne sein Bemühen, als Geschenk des glücklichen Augenblicks, die Welt von Ideen, und der Dichter ist nicht im Stande zu sagen, wie er dazu gekommen ist. Das ist allerdings wahr; ist es aber mit dem wissenschaftlichen Erfinder anders? Springt nicht auch hier mit Schnelligkeit des Blitzes die Idee aus seinem Geiste, worin wie in dem Samenkorn ein ganzer Wald, eine unendliche Reihe eingewickelt liegt? Es vermöchte um sein Leben nicht zu sagen, wie er dazu gekommen, weil die energische Seele im Flug am Ziele war. Freilich kann er uns den Weg zeigen, bis auf den Punkt, wo die Idee in ihm entsprang; kann uns zeigen, was und wie er daraus entwickelte; allein, das kann der

Digitized by Google

Künstler auch, oder er würde nie im Stande seyn, Rechenschaft von seinem Werke abzulegen, was doch mehrere der größten Künstler gethan haben. Aber, sagt man, im Felde der Wissenschaft kann man erfinden lehren, es gibt eine eigene Erfindungsmethode, Heuristik; gibt es eine solche auch für den Künstler, und kann es eine solche geben? das wäre nun freilich die Frage. Wir müssen den Leser deßhalb auf den Artikel Heuristik verweisen und wollen uns hier einstweilen, unbekümmert um die wissenschaftliche Erfindung, bloß an die ästhetische halten. Befragt man Künstler und Theoristen um sie, so merkt man bald, daß sie nicht eben einstimmig sind. Einige, die den Erfindungsgeist im Gegensatz des bloßen Nachahmungsgeistes ins Auge faßten, setzten das Wesen der ästhetischen Erfindung in Neuheit des Sujets, wogegen Andere sagen, die Erfindung bestehe keineswegs in dem Vermögen, das Sujet zu ersinnen, sondern in der Fähigkeit, dasselbe in der Einbildungskraft zweckmäßig für die Kunstdarstellung zu ordnen. Die letztere Ansicht findet vornehmlich in Beziehung auf die bildenden Künste Statt, die man im Punkte der Erfindung für die beschränktesten hielt, weil sie ihre Sujets am häufigsten aus der Poesie, Geschichte und Sage entlehnen. Während also die einen den darzustellenden Gegenstand selbst, fassen die andern die Behandlung desselben ins Auge. Wenn indeß diese letzteren nicht, wie allerdings öfters geschehen ist, die Erfindung geradezu mit der Anordnung, Composition, dem Entwurf u. a. m. verwechseln: so löst der Widerspruch sich wohl heben, der überhaupt größer scheint, als er ist. In dem Begriffe des Erfindens selbst liegt es, daß etwas allererst durch Finden zum Daseyn gebracht wird, und dieses schließt keineswegs den Fall aus, wo die Bestandtheile der neuen Production schon einzeln vorhanden waren, setzt aber freilich voraus, daß durch eine neue Zusammensetzung, Verarbeitung, etwas bisher noch nicht Vorhandenes entstehe. Man kann demnach, ja man muß die Erfindung in zweifacher Hinsicht nehmen: 1. auf den Stoff und 2. auf die Form. Wollten wir bloß auf Production eines neuen Stoffes sehen, so ständen wir in Gefahr, Homer, Sophokles, Shakespeare, Göthe und viele Dichter des ersten Ranges aus allen Nationen aus der Reihe der originellen Schöpfer auszustreichen, weil ihnen fast in den meisten Fällen der Stoff gegeben war, man könnte sagen von ihnen gefunden und nicht erfunden: da wir hingegen Namen in diese Reihe setzen müßten, die man neben jenen Namen zu nennen billig Bedenken trägt. Indeß kann freilich nicht geläugnet werden, daß Erfindern neuen Stoffes, der ohne fruchtbare Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden kann, auch ihr Verdienst gebühre, das jederzeit im Verhältniß steht mit dem Grade, in welchem der neue Stoff interessant ist. Das größere Verdienst ist aber dessen, der dem Stoffe die ästhetische Entfaltung gibt, wobei sich eben die zweite Art der Erfindung, die der Form, hervorthut. Was man von einer Poesie der Erfindung sagt (die, ganz verschieden von Erfindung in der Poesie, in allen Künsten Statt findet), das zeigt sich eben hier, so wie auch eben hier nicht zu verkennen seyn wird, daß der Künstler bei dieser Art der Erfindung, die seinen Entwurf bestimmt, nicht ohne Bewußtseyn verfahre, obschon stets auf originelle Weise, durch eigene geistige Selbstthätigkeit producirend, und nicht wie der Nachahmer zusammenstoppelnd. Da jene ästhetische Entfaltung nur dann echter Art ist, wenn alles Einzelne in Harmonie mit dem Ganzen steht: so sieht man hieraus, wie Mengs die

Erfindung in die Einheit der Ausführung der ursprünglichen Idee des Künstlers sehen konnte. In diesem Sinne rühmte er von Rafael, daß er die zu einem Sujet passende Zahl der Figuren so richtig bestimmt und so vertheilt habe, daß keine müßig oder unnütz blieb. dd.

Erfurt, eine große, alte, ehemals feste Stadt, an der Gera, im Mittelpunkte von Thüringen, an verschiedenen Heerstraßen. Die vielen Gärten, besonders in den Vorstädten, machen sie weitläufig. Zu ihrem schönen und überaus fruchtbaren Gebiete gehören einige siebzig umherliegende Dörfer. Sie war im funfzehnten und dem folgenden Jahrhunderte, vorzüglich durch ihren Handel, sehr blühend. Erfurt hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutschland, da es fast in der Mitte desselben liegt, und zählte zu Ende des 16ten Jahrhunderts gegen 60,000 Einwohner. Allein durch den veränderten Gang des Handels, welcher sich nach Leipzig zog, durch die deutschen Kriege und die Streitigkeiten mit und unter den deutschen Fürsten um den Besitz dieser Stadt und Landschaft, ist dieselbe so gesunken, daß die Stadt jetzt in 3400 Häusern nur 17,600 Einwohner, mit Ausschluß der Garnison, enthält. Nicht leicht hat eine Stadt in Deutschland nebst ihrem Gebiete so viel Cultur und Handel mit Gartengewächsen aller Art, als Erfurt. Der Hauptzweig des Stadtgewerbes sind indeß die Wollmanufacturen. Die Einwohner dieser Stadt nebst dem Rathe sind theils catholisch — es gibt auch mehrere Klöster in Erfurt — theils lutherisch; doch ist die Mehrzahl der Einwohner lutherisch. Die Universität, welche 1378 gestiftet, aber 1392 erst eingeweiht worden war, wurde am 12. Nov. 1816 auf königl. Befehl feierlich aufgehoben, weil die Fonds sich unzulänglich fanden. Die Lehrer behielten ihre Einkünfte, und die Fonds der Universität sollten zur Verbesserung der Erziehungsanstalten in Erfurt verwendet werden. Erfurt hat noch folgende Sehenswürdigkeiten: die Citadelle auf dem Petersberge, nebst dem ehemaligen Benedictinerkloster, in welchem der Graf von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen begraben liegt; den Dom, mit der großen 275 Centner schweren Glocke, Susanna genannt; das ehemalige Augustinerkloster, in welchem jetzt das lutherische Gymnasium ist, mit D. Luthers Zelle, die er von 1505 bis 1512 bewohnte. Erfurt wurde mit seinem Gebiete von 16 Quadratmeilen zugleich mit dem Eichsfelde im J. 1802 zur Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Besitzungen von Preußen in Besitz genommen. Durch den französisch-preußischen Krieg im Jahr 1806 und nach der unglücklichen Schlacht vom 14. Oct. bei Jena und Auerstädt ging Erfurt den 16. Oct. durch Capitulation über, wobei unter mehreren Generalen der Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Das Eichsfeld wurde in der Folge zu Westphalen geschlagen; Erfurt blieb unmittelbar unter französischer Regierung. Im Oct. 1808 war daselbst die merkwürdige Zusammenkunft zwischen dem russischen und französischen Kaiser, den Königen von Sachsen, Baiern und vielen andern hohen Personen. Was Erfurt während der französischen Regierung gelitten hat, findet man in mehrern neuern Flugschriften aus dem J. 1814, z. B. in einem Aufsatze in Luden's Nemesis 1sten Bds. 2tes Heft, und in dem 2ten Bde. der deutschen Blätter. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Deutschland (im Herbst 1813) ergab sich die Stadt auf Capitulation, die Citadelle aber erst im Frühling 1814 an die Preußen. In Gemäßheit des 23sten Artikels der wiener Con-

Digitized by Google

greßacte vom 9. Jul. 1815 ist Erfurt mit seinem Gebiete und dem Eichsfelde wieder unter preußische Hoheit gekommen. Es ist der Provinz Sachsen zugetheilt worden, und der Sitz einer Regierung, zu deren Bezirk das vormalige Fürstenthum Erfurt, Nordhausen, Heiligenstadt, das von Sachsen abgetretene Henneberg, der Rest des neustädter Kreises und die Aemter Langensalze und Weißensee gehören.

Erhaben, s. Schön.

Erhard (Christian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Professor des Criminalrechts zu Leipzig, wurde 1769 zu Dresden geboren. Seine erste Jugendbildung verdankte er seiner Mutter, einer der edelsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, und nach deren frühem Tode dem Professor Welker, einem würdigen Schüler Ernesti's. Nächst der Rechtsgelehrsamkeit, die er in den Jahren 1778 — 1781 zu Leipzig unter Hommels, Segers und Sammets Anleitung studirte, widmete er sich auch der Geschichte, Philosophie und dem Studium der Kunst, die er durch den Umgang mit den ersten Künstlern seines Vaterlandes, mit Oeser, Dietrich (welcher letztere mit ihm verwandt war), zu lieben und kennen lernte, und legte so den Grund zu jener zwar vielseitigen, jedoch etwas oberflächlichen Geistesbildung, die ihn auszeichnete und sich in allen seinen Werken ausspricht. 1782 ward er Doctor der Rechte und akademischer Docent zu Leipzig; die practische juristische Laufbahn begann er eben da 1782. 1783 ward er zum Beisitzen des niederlausitzischen Landgerichts und 1787 zum Professor der Rechte ernannt. 1795 erhielt er die Mitgliedschaft der Juristenfacultät; 1795 ward er zum Oberhofgerichtsbeisitzer, 1809 zum Oberhofgerichtsrath, zum Professor des Criminalrechts und zum Domherrn des Hochstifts Naumburg ernannt. Auch auswärtige Auszeichnungen wurden seinen Verdiensten zu Theil. 1805 ernannte ihn der Kaiser Alexander I. zum Correspondenten der Reichsgesetzgebungscommission zu Petersburg mit Gehalt. Die Akademien zu Erfurt, zu Warschau und in der Oberlausitz, so wie die Universität Wilna, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftsteller, akademischer Lehrer und Geschäftsmann sich die ausgezeichnetsten Verdienste erworben. Seine akademischen Schriften verbreiten sich über wichtige Gegenstände des philosophischen und positiven Rechts, die Rechtsalterthümer, Rechtsgeschichte und die Theorie der Gesetzgebung; überall hat er denselben neue Ansichten abzugewinnen gewußt. Seine deutschen Schriften haben vorzüglich Criminalrecht und Gesetzgebung zum Gegenstande. Das sächsische peinliche Recht brachte er zuerst in die Form eines Systems, und seine Anmerkungen zur Uebersetzung des Pastoret haben viele wichtige Fragen der Criminalgesetzgebung zur Sprache gebracht. Seine erste erhebliche Schrift über Gesetzgebung war sein berühmtes Werk über Leopold's II. Gesetzgebung in Toscana. Sein Versuch über das Ansehen der Gesetze gab die Veranlassung, daß der königl. preuß. Großkanzler Carmer ihn officiell zur Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten aufforderte. Im ersten Bande dieser Kritik (deren Fortsetzung aus verschiedenen Ursachen ausblieb) hat er einen wichtigen Vorschritt in der wissenschaftlichen Behandlung der Gesetzgebungskunst gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine Recht und die Natur der bürgerlichen Geschäfte und Verhältnisse gegründeten Wissenschaft seit dem Jahr 1803 zuerst zum Gegenstande akademischer Vorlesungen gemacht hat. In seinen Anmerkungen zu Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehreren Abhandlungen, die

er in der 1788 und 1789 von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Amalthea“ geliefert hat, so wie in den Vorreden zu seinen Uebersetzungen des französischen Handelsgesetzbuchs und der Civilgerichtsordnung des französischen Reichs, und in seinen Abhandlungen de arbitrio judicis und de notione furti hat er einzelne Ansichten über die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung geliefert. Seine Uebersetzung des Code Napoleon (zweite Aufl. 1811) ist allgemein für die vorzüglichste anerkannt worden. Seine letzte und vielleicht überhaupt seine wichtigste Arbeit war der Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für Sachsen; sie ist, so weit sie fertig war, von einem seiner Schüler, dem D. Friderici, herausgegeben worden. Er starb an der hämischen Bräune im J. 1815. Der Charakter seiner Gelehrsamkeit hatte die vortheilhaften wie die nachtheiligen Seiten französischer Cultur. Vielseitigkeit und Scharfsinn verband er mit den trefflichsten Gaben des Herzens; und diese Eigenschaften werden ihm ein bleibendes Andenken erhalten. M.

Erich. Schweden zählte vierzehn Könige dieses Namens, von denen der letzte der merkwürdigste war. Er bestieg 1560 den Thron, und zeigte einen energischen, aber gegen seine ihm feindlich gesinnten Brüder in blutige Wuth übergehenden Charakter; auch gegen seine Unterthanen erlaubte er sich manche Tyrannei, und befleckte seine Ehre durch schimpfliche Heirathshändel. Seine Brüder selbst bildeten daher eine Partei gegen ihn, entsetzten ihn 1568 mit Einwilligung der Stände der Regierung, und hielten ihn gefangen. Er starb zehn Jahre darnach im Gefängniß an Gift. Ungeachtet der gerügten tadelhaften Eigenschaften war er ein kluger, arbeitsamer, den Künsten nicht abholder Regent. Er schätzte und förderte Künstler und Handwerker, und nahm daher die Hugenotten mit offenen Armen auf, schaffte manche abergläubische Ceremonien in der Religion ab, und brachte Handel und Schifffahrt in Aufnahme; besonders sind auch seine gerichtlichen Anstalten alles Lobes werth.

Erichthonius, ein Sohn des Dardanus und der Batea, und Enkel des Jupiter, war König in Troas. Er war der reichste Mann in seinem Gebiete, indem er auf seinen Weiden allein 3000 Stuten mit jungen Füllen hatte. In einige dieser Stuten verliebte sich Boreas, weßhalb er sich in ein Roß verwandelte. Sie gebaren von ihm zwölf Füllen, die im Laufe über die Gefilde so leicht auf die Grashalmen traten, daß sie keinen davon zerknickten. Sie konnten sogar auf dem Meere gehen. Erichthonius bekam das Reich von Troja, als sein Bruder Ilus ohne Kinder starb. Er heirathete nun die Astyoche, des Simois Tochter, und zeugte mit ihr den Tros. Nach Andern zeugte er diesen mit des Scamander Tochter Callirhoe. — Ein anderer Erichthonius war König von Athen. Er war, nach der Mythe, ein Sohn Vulkans und der Atthis, der Tochter des Kranaus. Erichthonius wurde im Tempel der Athene von dieser Göttin selbst erzogen. Als er erwachsen war, stieß er den König Amphyktyon vom Throne, und setzte sich darauf. Der Minerva ließ er eine Bildsäule, oder nach Andern, einen Tempel auf der Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Fest der Panathenäen an. Die Mythe von diesem Erichthonius wird verschieden erzählt. Man schrieb ihm selbst Drachenfüße zu, und weil ihn diese am Gehen hinderten, so erfand er den vierrädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich seine Füße zu verbergen. Dafür setzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo er als Fuhrmann noch vorhanden ist.

Digitized by Google

Eridanus, ein mythologischer Fluß, dessen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëton von Jupiters Blitzen erschlagen wurde, stürzte er hinein, und seine drei Schwestern, die Heliaden, beweinten ihn hier so lange, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als solche weinten sie noch, und diese Zähren verwandelten sich in dem Wasser des Flusses zu dem durchsichtigen Bernstein. Dem gemäß würde man den Eridanus ursprünglich im Norden der Erde zu suchen haben, wohin man auch die Fabel vom Falle des Phaëton versetzte. Später verstand man unter dem Eridanus den Po in Italien.

Erinnyen, die Furien. S. Eumeniden.

Eriphyle, die Tochter des Talaus und Gattin des Amphiaraus, den sie bestochen durch ein vom Polynices ihr geschenktes Halsband verrieth, so daß er an dem Zuge der sieben Fürsten gegen Theben Theil nehmen mußte, wo er seinen Tod fand. Dafür tödtete sie der Sohn Alkmäon. Sie wurde aber von Aeskulap ins Leben zurückgerufen. Jenes Halsband war von Vulkan verfertigt, und machte alle, die es trugen, durch seinen Zauber unglücklich.

Eris, die Göttin der Zwietracht, eine Tochter der Nacht und Schwester des Ares (Mars), den sie in die Schlacht begleitet. Als sie bei der Vermählung des Peleus und der Thetis nicht eingeladen worden, warf sie aus Rache einen goldenen Apfel mit der Aufschrift: der Schönsten, in das Zimmer, wo die Götter und Göttinnen versammelt waren. Juno, Minerva und Venus stritten um den Besitz desselben. Jupiter ließ den Hirten Paris auf dem Berge Ida entscheiden, der ihn der Venus zusprach, und von ihr dafür mit der schönen Helena belohnt wurde, um die der trojanische Krieg sich entzündete.

Erkältung oder **Abkühlung**. Ein Körper erkaltet, wenn er einen Theil seines freien, fühlbaren Wärmestoffs verliert. Dies kann auf zweierlei Art geschehen: entweder dadurch, daß dieser Theil der Wärme gebunden wird, wodurch er aufhört, auf das Gefühl zu wirken, oder dadurch, daß ein anderer den erstern berührender Körper den freien Wärmestoff wegnimmt. So erkaltet unsere Atmosphäre nach einem Regen, weil ein Theil ihres Wärmestoffs zur Erzeugung der Dünste, die nachher aus der feuchten Erde aufsteigen, verbraucht, also gebunden wird, und ein heißer Stein, der der freien Luft ausgesetzt oder ins kalte Wasser geworfen wird, weil diese beiden Mittel ihm seine Wärme entziehen. Das Ueberströmen des Wärmestoffs aus dem wärmern in den kältern Körper dauert so lange, bis das Gleichgewicht in beiden hergestellt ist. In der Regel erkalten lockere Körper eher als dichte; doch ist dieß nicht durchgängig der Fall. Durch Vermehrung der Oberfläche eines Körpers, durch Schütteln, Umrühren, Anblasen u. s. w. wird die Erkältung befördert. Auch verliert ein Körper um so eher seinen Wärmestoff, je kälter der ihn berührende ist.

Erkenntniß ist die Beziehung einer Vorstellung auf einen Gegenstand, wodurch er als ein bestimmtes Ding von andern Dingen unterschieden wird. Man sagt sowohl die, als das Erkenntniß. Im letztern Fall versteht man gewöhnlich eine einzelne Erkenntniß darunter, im erstern einen Inbegriff solcher einzelnen Erkenntnisse. Das Erkennen setzt das Vorstellen voraus; denn ohne Vorstellungen hätten wir auch keine Erkenntnisse. Aber bloße Vorstellungen sind noch keine Erkenntnisse; die Vorstellungen müssen sich auch auf-

einen bestimmten Gegenstand beziehen, so daß dieser dadurch von andern ihm mehr oder weniger ähnlichen Gegenständen unterschieden wird. Die im menschlichen Geiste verborgene Quelle der Erkenntnisse heißt das Erkenntnißvermögen. Gewöhnlich theilt man es in ein niederes und höheres ein, weil die Erkenntniß aus verschiedenartigen Vorstellungen besteht, die auch eine verschiedenartige Wirksamkeit des menschlichen Geistes voraussetzen. Einige Vorstellungen sind sinnlich, und heißen Anschauungen oder Empfindungen, je nachdem sie mehr die Beschaffenheit des Vorgestellten oder den Zustand des Vorstellenden ausdrücken. Sie sind Erzeugnisse des niedern Erkenntnißvermögens, das daher auch das sinnliche Erkenntnißvermögen oder schlechtweg der Sinn, auch die Sinnlichkeit genannt wird. Die sinnlichen Vorstellungen beziehen sich bloß auf das Einzelne, was eben angeschaut oder empfunden wird, z. B. auf diesen oder jenen Menschen, dieses oder jenes Thier. Andere Vorstellungen sind verständig und heißen Begriffe. Sie beziehen sich auf das Allgemeine, was an mehrern einzelnen Dingen gemeinschaftlich angetroffen wird, z. B. auf Menschen und Thiere überhaupt, und sind Erzeugnisse des höhern Erkenntnißvermögens, das daher auch das verständige Erkenntnißvermögen oder schlechtweg der Verstand genannt wird. Ueber Sinn und Verstand erhebt sich noch die Vernunft, deren eigenthümliche Vorstellungen Ideen genannt werden, z. B. die Vorstellungen von der Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit, Pflicht, Tugend ꝛc. Ob und wiefern durch diese Ideen auch etwas erkannt werde, lehrt die Theorie des Erkenntnißvermögens, welche die ursprünglichen Gesetze und Schranken des Erkenntnißvermögens untersucht. Vorausgesetzt aber, daß durch Vernunft auch etwas erkannt werde, so würde sie das höchste Erkenntnißvermögen zu nennen seyn, weil es nichts höheres als die Vernunft in der menschlichen Natur gibt. Man faßt aber oft unter dem Namen des höhern Erkenntnißvermögens Verstand und Vernunft zusammen, weil man in der Sprache des gemeinen Lebens diese beiden Vermögen des menschlichen Geistes nicht so genau unterscheidet, als es die wissenschaftliche Genauigkeit in einer philosophischen Theorie des Erkenntnißvermögens fordert. Hierauf beruht auch der Unterschied zwischen der empirischen und rationalen Erkenntniß. Jene (vom griechischen ἐμπειρία, die Erfahrung) ist eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Erfahrung, mithin auf der eigenthümlichen Wirksamkeit des niedern oder sinnlichen Erkenntnißvermögens beruht; diese (vom lateinischen ratio, die Vernunft) ist eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Gründen beruht, die nur durch das höhere, verständige oder vernünftige Erkenntnißvermögen eingesehen werden können. Die gesammte menschliche Erkenntniß aber ist eigentlich ein unzertrennliches, auf das innigste zusammenhängendes Ganzes, und, als solches, ein gemeinschaftliches Erzeugniß von Sinn, Verstand und Vernunft. (Vergl. Erfahrung.) D.

Erklärung, ein Urtheil oder Satz, durch welchen die Bestandtheile eines Gedanken oder Gegenstandes zum (klaren) Bewußtseyn gebracht werden. Arten der Erklärung sind die (unvollständigere) Erörterung, Beschreibung (Description) und die Definition, die vollkommene Erklärung.

Erlach, eins der ältesten und edelsten Geschlechter in der Schweiz, aus Burgund herstammend, ist seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts in der Geschichte bekannt und vorzüglich in den Annalen Berns

berühmt. Wir führen hier daraus an: I. Rudolf von Erlach, Sohn Ulrichs, welcher die Berner 1298 in dem glorreichen Kampfe gegen den Adel und Albrechts Partei anführte. Rudolf dagegen befehligte in dem Streite Berns gegen den mächtigen Grafen von Nydau, und gewann die berühmte Schlacht von Laupen, welche das Schicksal dieses Freistaats für immer befestigte. Der großmüthige Sieger wurde dann der Beschützer und Erzieher der jungen Grafen von Nydau, und erhielt ihnen sorgfältig ihre Erbschaft. 1360 wurde er von seinem Eidam ermordet. II. Johann Ludwig von Erlach, geb. 1595 und gest. 1650. Wir können das reiche Leben dieses ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmannes, der auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Kriegs, und später in französischen Diensten auf die Kriege unter Ludwig XIII. und XIV. großen Einfluß hatte, und sich allenthalben als Mann von Ehre, großer Einsicht und Tapferkeit benahm, nicht in seinen Einzelnheiten verfolgen, und führen von ihm nur noch an, daß er Gustav Adolph und dem Herzog Bernhard von Weimar im dreißigjährigen Kriege große Dienste leistete, und ihre ganze Freundschaft und Vertrauen besaß. Erst nach dem Tode Bernhards trat er in französische Dienste. III. Hieronymus von Erlach, geb. 1667, war erst in französischen, und dann in österreichischen Diensten. Er erwarb sich den Ruf eines der geschicktesten Generale seiner Zeit, und war insbesondere mit dem Prinzen Eugen sehr befreundet, dessen ganzes Vertrauen er genoß. Er hatte sich das Landgut Hindelbank erkauft, und starb hier 1748. Sein Sohn ließ ihm in der Kirche zu Hindelbank von dem berühmten Nahl ein prächtiges Denkmal errichten, welches wieder Veranlassung gab, daß Nahl das bekannte und erhabene Denkmal auf die Mad. Langhans verfertigte. (S. Nahl.) IV. Carl Ludwig von Erlach war zu Bern 1726 geboren. Vor der Revolution hatte er in Frankreich gedient. Bei der Invasion seines Vaterlandes durch die Franzosen, im J. 1798, wurde ihm von Bern der Befehl über die Landesbewaffnung übertragen. Es gelang ihm am 24. Febr., den unentschlossenen Senat zu kräftigen Maßregeln zu bestimmen. Er erhielt uneingeschränkte Vollmachten, gegen die Franzosen unter Brüne zu agiren. Allein bald wurden sie wieder zurückgenommen. Nun griffen die Franzosen die Berner an. Erlach focht gegen Schauenburg ehrenvoll, aber der Uebermacht unterliegend unglücklich, und ward auf dem Rückzuge beim Empfange der Nachricht von der Einnahme Berns von einem Landsturm-Bataillon ermordet. V. Rudolph Ludwig von Erlach, Hauptanführer der Conföderirten in der helvetischen Revolution von 1802, war geboren in Bern 1749. Als Schultheiß von Burgdorf versuchte er schon bei der ersten Invasion der Franzosen unter Brüne und Schauenburg durch die thätigste Theilnahme aber vergebens, Bern zu retten. 1801 verband er sich mit Aloys Reding und Steigern zur Herstellung der alteidgenössischen Staatsordnung, und 1802 wurde Erlach beim Ausbruch des lange vorbereiteten Aufstandes zum Oberbefehlshaber der Insurrectionsarmee ernannt. Nach der Einnahme von Bern ernannte der souveraine Rath Emanuel von Wattenwyl an seine Stelle. Bonaparte, damals erster Consul, machte, wie bekannt, dieser Insurrection durch sein Dazwischentreten und dann durch die Mediationsacte ein Ende. Rudolph Ludwig trat nun ganz ins Privatleben zurück. Man hat mehrere Schriften von ihm, und am

ter diesen einen Code du bonheur, welchen er Catharina II. dedicirt hatte.

Erlangen, eine Stadt im Königreich Baiern, im Rezatkreise, an der Regnitz gelegen, sonst zu dem Fürstenthum Culmbach gehörig. Sie enthält in 800 Häusern gegen 9000 Einwohner, und gehört wegen ihrer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit zu den schönsten Städten in Deutschland. Sie hat eine Universität, welche den Namen der Friedrich-Alexander-Universität führt, 1743 gestiftet ward und sonst 2 bis 300 Studenten zählte. Ihre jährlichen Einkünfte erhöhte der König im Jahr 1818 durch einen Zuschuß von 15,000 Gulden auf 61,000 Gulden. Mit ihrer Bibliothek wurde die ehemalige Altdorfer Universitätsbibliothek vereinigt. Der Schloßgarten wird in einen botanisch-ökonomischen Garten verwandelt. Zu ihren berühmten Lehrern in der neuesten Zeit gehören Meusel, Henke, Gros. Die Einwohner, welche theils evangelisch, theils reformirt sind, nähren sich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren sonst die hiesigen Katun- und Hutfabriken; aber sowohl diese als die noch vor kurzem sehr blühenden Handschuhfabriken haben in den neuesten Zeiten überaus gelitten. Die hier fabricirten Preßspäne sind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man hier das sogenannte Erlanger Blau, eine dem Berliner Blau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Christian Ernst, heißt die Stadt auch Christianserlangen.

Erlaubt oder sittlich möglich ist alles, was nicht durch sittliche Gesetze verboten ist. Im weitern Sinne bezieht sich das Wort erlaubt auch auf gewisse materiale Bedingungen, z. B. Erlaubniß durch Privilegien u. s. w. In manchen Fällen können die Gesetze gewisse Handlungen dem Menschen frei lassen, sie weder gebieten noch verbieten; dies ist der Fall bei solchen Dingen, die nicht nothwendig zur wesentlichen Vollkommenheit des Menschen gehören. Indeß kann eine an sich erlaubte Handlung in einzelnen Fällen und bei einzelnen Personen nach Verhältniß der individuellen Umstände unerlaubt werden, wenn sie mit einem solchen Gemüthszustande geschieht, welcher dem Gehorsam gegen das Sittengesetz widerstreitet. Z. B. wenn man daran zweifelt, ob etwas erlaubt sey und es doch thut, oder wenn die Pflicht darüber versäumt wird. Uebrigens dürfen erlaubte Handlungen nicht mit Tugenden verwechselt werden; sie sind in ihren Folgen weder einer Belohnung noch Bestrafung fähig. Denn ob es gleich scheinen möchte, als wäre das Bewußtseyn, erlaubte Handlungen auf eine dem Sittengesetz angemessene Weise gethan zu haben, eine angenehme Folge, d. i. Belohnung, so rührt dies doch nicht von der Materie, sondern von der Form derselben her; diese aber ist jedesmal geboten.

Erlösung, s. Christenthum und Religion.

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsstoffe von außen und Verwandlung derselben in organische Masse, welche zum Wachsthum und zum Wiederansatz der verlornen Theile des organischen Körpers tauglich ist. Dieser Lebensact ist allen organischen Wesen eigen; am deutlichsten ist er am lebenden thierischen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organisation steht, wahrzunehmen. Bei diesem lassen sich drei Acte des Ernährungsprozesses unterscheiden. Der erste, die Verdauung, fängt schon im Munde an, indem die Nahrungsmittel mechanisch zertheilt, und mit Speichel vermischt den ersten Grad von Auflösung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Lebenskraft desselben und den speichelähnlichen Magensaft die Nahrungs-

ſtoffe in ihre feinſten Theile zertheilt, und in eine breiartige Maſſe, welche Chymus genannt wird, aufgelöſet. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden iſt, wird der Chymus aus dem Magen zunächſt in den Zwölffinger-Darm ausgeleert, in demſelben vermittelſt der hinzufließenden Galle und der pankreatiſchen Flüſſigkeit eine Abſcheidung der feinſten eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unerauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere alsdann durch die Gedärme hindurch aus dem Körper ausgeworfen werden. Der feine Nahrungsſaft, der in Geſtalt einer weißlichen Flüſſigkeit (Milchſaft, Chylus) ſich von den gröbern Theilen abſondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hindurch von den unzähligen einſaugenden Aederchen aufgenommen, von denen immer mehrere in einen Aſt ſich vereinigen, die Gekrösdrüſen bilden, bis ſich alle in einem einzigen Stamme zuſammenfinden, welcher am Rückgrathe heraufgeht und den eingeſogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung iſt die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Aſſimilation.) Der dritte Act iſt die Ernährung im engern Sinne. Das Blut, welches mit friſchem Nahrungsſtoff verſehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerſtoffgas verbunden worden iſt, vertheilt ſich in dem Körper in unzähligen Adergeflechten und verſieht alle Theile des Körpers mit friſcher Lebensnahrung. In dem lebenden Körper findet eine beſtändige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechſel der körperlichen Stoffe Statt. Die durch das Leben und ſeine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überäuerte, gleichſam verbrannte Theile abgeſondert, und auf verſchiedenen Wegen aus dem Körper geſchafft. Dagegen ſetzt ſich aus dem Blute der Faſerſtoff, in der erſten Stufe der organiſchen Bildung, als Zellgewebe vermöge der ihm inwohnenden Bildungskraft an, und erſetzt das Abgezangene. H.

Erneſti (Johann Auguſt), der große Stifter einer neuen theologiſchen und philologiſchen Schule, geboren zu Tennſtädt in Thüringen (4. Aug. 1697), ſtudirte zu Pforta, Wittenberg und Leipzig, wo er ſich zunächſt der Theologie widmete, und 1730 Magiſter ward. Nachdem er aber 1734 Conrector und 1742 Rector der Thomasſchule in Leipzig geworden war, wurde die alte claſſiſche Literatur und die mit ihr verwandten Kenntniſſe der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Studien. 1742 ward er zum außerordentlichen Profeſſor der alten Literatur auf der dortigen Univerſität, und 1756 zum ordentlichen Profeſſor der Beredſamkeit ernannt. Zugleich erhielt er 1759 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Beide Lehrſtellen verwaltete er bis 1770, da er erſtere niederlegte. Nach und nach ward er der erſte Profeſſor der theologiſchen Fakultät, Domherr zu Meißen, Beiſitzer des Conſiſtoriums zu Leipzig, Decemvir der Univerſität, Senior der meißniſchen Nation und des montägigen Predigerkollegiums, wie auch Präſident der fürſtlich jablonowskiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig. Er ſtarb den 11. Sept. 1781. Er beſaß eine ſo umfaſſende Kenntniß der alten Literatur, beſonders der lateiniſchen, daß er unter die Erſten in dieſem Fache gerechnet wird. Durch gründliches Studium der Profan-Philologie hatte er ſich den Weg zur Theologie geebnet, und wurde durch erſtere zu einer richtigern Exegeſe der bibliſchen Schriftſteller und überhaupt zu liberalern Anſichten der Theologie geführt. Von ihm ging größtentheils die theologiſche Aufklärung, vornehmlich in Churſachſen, aus, in ſofern ſie ſich auf Philoſophie und richtigere grammatiſche Erklärung gründet.

Digitized by Google

Als gründlichen Kritiker und Grammatiker zeigte er ſich in ſeinen Ausgaben von Xenophons Commentarien über den Sokrates, Ariſtophanes Wolken, Homers Werken, dem Callimachus, Polybius, Sueton, Tacitus, vor allem aber durch ſeine vortreffliche Ausgabe von Cicero's Werken. Ueber ſeine ſehr brauchbare Methode, die alten Claſſiker zu behandeln, hat er ſich ſelbſt in der Vorrede zu Fiſchers Ovid erklärt. Er war der erſte Lehrer und Wiederherſteller einer wahren und männlichen Beredſamkeit. In allen ſeinen Schriften iſt die Schreibart echt Ciceronianiſch. Die vornehmſten ſind: Initia doctrinae solidioris. Edit. 7. Lips. 1785. 8. Neue theologiſche Bibliothek. 10 Bde. Leipzig 1760 bis 1769. Neueſte theologiſche Bibliothek. 3 Bde. 1773 — 79. 8. Opuscula oratoria, orationes, prolusiones et elogia. Lugd. B. Edit. 2. 1767. 8. Opuscula philologiae criticae, ib. Edit. 2. 1776. 8. Chriſtliche Predigten, 4 Thle. Leipzig 1768 — 82. 8. Archaeologia liter. Ed. 2. op. et stud. G. H. Martini 1790. Opuscula theologica 1792. 8. Opusculorum orat. novum volumen ibid. 1791. 8. (Deutſch von G. F. Rothe. Ebendaſelbſt 1791.) Opuscula varii argumenti (ed. Th. F. Stange) ibid. 1794. 8. Fabricii Bibliotheca latina nunc melius dilecta, rectius digesta et aucta. Vol. I. et II. 1773. Vol. III. 1774. 8. etc. — **Auguſt Wilhelm Erneſti**, Neffe des vorigen, geb. in Thüringen den 28. Nov. 1737, ſtarb zu Leipzig den 20. Jul. 1801. Er war Profeſſor der Philoſophie und Redekunſt, gleichfalls ein ausgezeichneter Philolog, dem wir eine Ausgabe des Livius unter dem Titel: Titi Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes ex rec. Drakenborchii. c. ind. rerum locupletissimo etc. Lips. 1801 — 1804. in 8. ste Ausgabe; ferner Quinti Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri decimus. Lips. in 8. 1773, Ammiani Marcellini opera ex recensione Valerio-Gronoviana. Lips. in 8. 1773. und Pomp. Melae de situ Orbis libri 3 ex recens. Gronoviana in usum scholarum Lips. 1775. 8. verdanken.

Ernſt I., genannt der **Fromme**, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, Sohn des Herzogs Johann's von Weimar und deſſen Gemahlin Dorothea Maria, gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Dornburg, ward geboren den 25. Dec. 1601 auf dem Schloſſe zu Altenburg, als der neunte unter ſeinen zehn Brüdern, deren jüngſter Bernhard der Große von Weimar war. Das Regenten- und Privatleben dieſes Fürſten war eben ſo intereſſant als muſterhaft, und in der Geſchichte des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaiſchen Linie, ſondern vorzüglich auch wegen der vortrefflichen Organiſation, die er ſeinen Staaten gab, den erſten Rang, während ſein Name auch in den Annalen des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf dieſem blutigen Schauplatze trat er zum erſten Male öffentlich auf als Obriſter eines ſchwediſchen Cavallerieregiments, und neben den Thaten einer wahren Tapferkeit erzählt man von ihm Züge der feinſten Menſchlichkeit. Er zeigte der ſchwediſchen Hauptarmee den Weg über den Lech, indem er zuerſt mit ſeinem Regimente durch den Fluß ſetzte. Er trug viel zur Eroberung der Städte Füſſen und München bei, und focht mit Muth und Umſicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher letztern er nach dem Falle Guſtav Adolphs, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als am 24. Jul. 1633 ſein Bruder Bernhard, der das Oberkommando über

die schwedische Armee erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm überlassene Herzogthum Franken nebst den Bisthümern Würzburg und Bamberg in seinem Namen zu regieren. In diesen Regierungsgeschäften entwickelte er große Regententugenden. Eine vorzügliche Fürsorge widmete er während dieser Periode auch der Universität Jena. Nach mehreren glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Herzog Ernst sich wieder zur schwedischen Armee und half seinem Bruder Bernhard Landshut in Baiern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26sten August 1634) den Kriegsschauplatz gänzlich; denn eine still genährte Hoffnung, durch seine Vermittlung den Frieden zu beschleunigen, war nun gescheitert. Nachdem er in der Folge dem Prager Frieden (20. Mai 1635) beigetreten war, veranstaltete er das bekannte große weimarische Bibelwerk und die Bilderschule. Am 24. Oct. 1636 vermählte er sich mit Elisabetha Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg, und bezog zu Weimar das sogenannte französische Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu seinem beständigen Antheile erhielt, und so Stifter des jetzt regierenden gothaischen Hauses wurde. Unvergänglichen Ruhm erwarb er sich vom ersten Augenblicke seiner Regierung an. Die schleunigsten, vortrefflichsten Anstalten zur Wiederaufhülfe des durch den Krieg ganz verwüsteten Landes, Kirchen- und Landesvisitationen, Schulverbesserungen, Anordnungen der Landeskollegien und Reorganisation fast aller Behörden, die zweckmäßigsten Polizeigesetze, eine neue Kirchenagende, eine verbesserte Consistorialordnung, Einrichtung eines Landkircheninspectorats, dabei die Erbauung eines Residenzschlosses zu Gotha und die wohlthätigste Fürsorge für seine Unterthanen bei mehreren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Wittwen, Waisen und Arme, seine Versuche zur Schifffahrt auf der Werra bis in die Weser, und auf der Unstrut und Saale bis in die Elbe, seine rastlosen Bemühungen zur Beilegung der syncretistischen Streitigkeiten zwischen den wittenbergischen und helmstädtischen Theologen, so wie zur Herstellung des Collegium Hunnianum, als eines Hülfsmittels zur Verbreitung und Erhaltung der christlichen Religion und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangelischen Kirche herzustellen; alle diese Rubriken seiner Regententhätigkeit sind nur einzelne Steine zu seinem Monumente. Die Anwesenheit des Abbé Gregorius aus Habessinien an Herzog Ernsts Hofe, das Interesse des Herzogs für diesen Mann und den Religionszustand in jenem fernen Lande, seine Briefe an den König von Aethiopien, die er dem Abbé mitgab, die Sendung Johann Michael Wanslebs aus Erfurt nach Habessynien, der vom Herzog eine besondere Instruction erhielt, um nicht nur die genauesten Nachrichten über dieses Land einzuziehen, sondern auch alles zu thun, was zur Beförderung der christlichen Religion in seinen Kräften stehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, seine Correspondenz mit dem Czaar Alexei Michailowitsch zu Moskau über die Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Gemeinde daselbst, des Czaars Gesandtschaft nach Gotha, des Herzogs ängstliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder, die Stunden lang mit Psalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, sind eben so merkwürdige Erscheinungen in seinem Leben, als sie ihn selbst am besten charakterisiren und den Beinamen des Frommen hinlänglich rechtfertigen, den er auch in seinem täg-

chen Wandel verdiente. Drei Jahre vor seinem Tode (1672) kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Besitze sämmtlicher altenburgischen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Ansprüche dieses Hauses die Ruhe seines Alters zu unterbrechen drohten. Er starb am 26. März 1675 im 73. Jahre an einem Schlagflusse und ward zu Gotha in der Margarethenkirche beigesetzt. Der Ober-Consistorialrath Gelbke zu Gotha hat eine historische, actenmäßige Darstellung des Lebens dieses großen Fürsten, (1810 bei Perthes zu Gotha in drei Bänden) herausgegeben.

1.

Ernst II. (Ludwig), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, der zweite Sohn Herzogs Friedrich III. und der geistreichen Louise Dorothee, Prinzessin von Meiningen, ein Ur-Ur-Enkel Ernst des Frommen, ward geboren den 30. Januar 1745 und starb am 20. April 1804. Er folgte seinem Vater am 10. März 1772 in der Regierung, nachdem er durch den Tod seines ältern Bruders zur Nachfolge gelangt war, und beglückte seine Staaten 35 Jahre lang durch Weisheit, Gerechtigkeit und Huld. Er brachte in das durch den siebenjährigen Krieg zerrüttete Finanzwesen wieder Ordnung. Hohe Achtung für die Justizpflege war ihm eine der heiligsten Regentenpflichten. Seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich erfüllte er stets mit strenger Redlichkeit. Auch er trat zu dem Defensivbunde deutscher Fürsten, den Friedrich der Große zum Schutze gegen die gefürchtete Unterwerfung bilden wollte. Doch setzte er sich mit Festigkeit gegen alle fremde Werbungen in seinen Landen, wie er denn selbst das Verlangen des Königs von England, seines nächsten Anverwandten, ihm gegen die ansehnlichsten Subsidien Truppen nach Amerika zu geben, mit eben so vieler Schonung als Bestimmtheit von sich wies. Mit der Verwaltung der innern Landesangelegenheiten beschäftigte er sich anhaltend. Jedes Jahr seiner Regierung kann eine außerordentliche, dauernde Wohlthat dieses Fürsten nachweisen. Unter die vorzüglichsten Denkmale, die seine Regententhätigkeit hinterlassen hat, zählen wir seine seltene Fürsorge für das Armenwesen in seinem ganzen Umfange, die Errichtung einer Pensionsanstalt für die Witwen und Kinder seiner Diener, die Stiftung neuer Schulen und Verbesserung der bereits vorhandnen, die Herstellung mancher Chausseen in beiden Fürstenthümern u. s. w. Ernst II. behauptete auch einen erhabenen Platz als wissenschaftlich gebildeter Mann. Vorzüglich war es, außer der Sprachkunde, die Mathematik, auf die er einen großen Werth legte, und der er selbst auf das eifrigste sich ergab. Seine allbekannten bedeutenden Verdienste um die Astronomie flossen aus seinem tiefen mathematischen Studium. Er selbst war astronomischer Schriftsteller, beförderte die Erscheinung manches Werks über diese Wissenschaft, und unternahm eine Gradmessung des Meridians, die erste in Deutschland. Manche mathematischen Arbeiten füllten seine Stunden der Muße aus, unter denen wir nur der Berechnung des Rösselsprungs im Schache, worüber er viele Tabellen stechen ließ, gedenken. Die Gründung und Dotirung der aus seinem Privatvermögen erbauten Sternwarte zu Seeberg gab der Sternkunde eines der wichtigsten Institute und sichert dem Stifter einen unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wissenschaft.

Ernst, Churfürst von Sachsen. Dieser in seiner Jugend nebst seinem Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubte Prinz war der Stifter der Ernestinischen Linie. Er wurde seinem

Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erzherzogin Margaretha von Oesterreich im Jahre 1441 geboren, und starb 1486, nachdem er seine Regierung durch manche nützliche und wohlthätige Einrichtung bezeichnet hatte. Ausführlicher ist von ihm unter dem Artikel Sachsen die Rede, worauf wir verweisen.

Eroberung, Eroberungsrecht. Eroberung ist die in Folge siegreicher Fortschritte bewirkte Besitzergreifung eines feindlichen Landes oder feindlicher Sachen im Zustande des Kriegs. In wiefern nun unter civilisirten Völkern der Krieg nur die Entscheidung eines streitigen Rechts zum Zweck hat, in so fern gibt auch die Eroberung nicht unmittelbar dem Eroberer ein Eigenthumsrecht, sondern nur ein Recht, sie zu seiner eigenen Sicherheit, Erhaltung oder als Ersatz gegen die feindliche Macht zu gebrauchen, bis die Entscheidung erfolgt.

Eros, s. Amor.

Erotisch heißt, was auf Eros, also auf Liebe Beziehung hat. Erotische Poesie ist daher Liebespoesie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyrische Gattung, wie z. B. Anakreons Lieder, die sich lieber zum Spiel als zum Ernst neigt; vielleicht weil Amor sein ernstes Amt am liebsten als Spiel betreibt. Naivetät ist dann ihr Hauptcharakter. Sonst sind auch die Romane und die sogenannten Liebesgeschichtchen unter diesem Namen begriffen und Erotiker nennt man die Verfasser derselben, besonders die Verfasser der griechischen Romane oder milesischen Mährchen.

Erpenius (Thomas) eigentlich Van Erpen, einer der gelehrtesten Orientalisten, geboren zu Gorcum in Holland im Jahr 1584. Seine Aeltern hatten sich aus Frankreich der Religion wegen entfernt. Da ihr Sohn Neigung zu den Wissenschaften zeigte, ließen sie ihn in einem Alter von achtzehn Jahren die Universität Leyden beziehen; kaum aber hatte er hier seine Studien begonnen, als er an dem Erfolg derselben verzweifelte, und nahe daran war, sie gänzlich aufzugeben. Bald faßte er jedoch bessern Muth, und kehrte mit einem so glühenden Eifer zu den Studien zurück, daß seine Fortschritte die gerechte Bewunderung seiner Lehrer erregten. Nach Gerhard Vossius Zeugniß zeichnete er sich vornehmlich in der Metaphysik aus. Gegenwärtig aber beruht sein Ruhm auf seiner Gelehrsamkeit in den orientalischen Sprachen, deren Erlernung er auf den Rath Joseph Scaligers begann. Sich in ihrer Kenntniß noch mehr zu vervollkommnen, besuchte er England, Frankreich, Italien und Deutschland, und lernte hier die gelehrtesten Männer kennen, die ihm Rath und Anweisung gaben. Mit besonderer Freundschaft nahm ihn der große J. Casaubonus auf. Zugleich erlernte er das Persische, Türkische und die äthiopischen Sprachen. Nach vierjährigen Reisen kam er 1612 nach Holland zurück, und wurde zum Professor der arabischen und andern orientalischen Sprachen mit Ausschluß der hebräischen ernannt. Die hebräische Professur war damals von einem Andern besetzt. Erpenius verwaltete sein Amt mit eben so viel Geschicklichkeit als Eifer. Mit bedeutenden Kosten ließ er eine Presse einrichten, um Werke der orientalischen Literatur drucken zu lassen. Im Jahr 1619 wurde eine zweite hebräische Professur zu Leyden errichtet, und Erpenius übertragen; bald nachher erhielt er auch das Amt eines orientalischen Dolmetschers bei den Generalstaaten, um die aus Asien und Afrika eingehenden Briefe zu übersetzen, und die dahin zu sendenden abzufassen. Die gelehrtesten Araber bewunderten die El-

ganz, mit welcher er sich in ihrer Sprache, die so reich an Feinheiten ist, auszudrücken wußte. Sein Ruf als des gründlichsten Kenners des Arabischen war so allgemein verbreitet, daß er wiederholentlich vom Könige von Spanien eingeladen wurde, um ihm gewisse Inschriften an den maurischen Gebäuden und Denkmälern daselbst zu erklären. Erpenius war der Verfasser verschiedener Werke, die theils bei seinen Lebzeiten, theils nach seinem Tode erschienen sind, und bei den Kennern im höchsten Ansehn stehn. Ueberdies wollte er eine Ausgabe des Coran mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, einen Thesaurus grammaticus für die arabische Sprache, und ein arabisches Wörterbuch liefern; aber eine ansteckende Krankheit, welche ihn befiel, raffte ihn im Jahr 1624 in einem Alter von vierzig Jahren weg. Außer seiner Grammatica arabica, seiner Grammatica hebraica, und verschiedenen andern grammatischen Werken ist seine wichtigste und berühmteste Arbeit Elmacini Historia saracenica, fol. 1625.

Erregungstheorie, die durch Bearbeitung deutscher Aerzte und Einmischung mehrerer Sätze aus andern medicinischen Theorien modificirte Brown'sche Theorie. Die vornehmsten und eigenthümlichen Sätze des Brown'schen sogenannten Systems (s. d. Art. **Brown**) sind folgende: Die Erregbarkeit ist eine und dieselbe im ganzen Organismus, so wie in dessen einzelnen Theilen; jedem thierischen Organismus wird bei seiner Entstehung ein bestimmtes Maß von **Erregbarkeit** zugetheilt; ob an diesem wieder ersetzt werden könne, was davon verbraucht ist, darüber hat Brown sich nicht erklärt. Die auf die Erregbarkeit wirkenden äußern Antriebe zur Thätigkeit (**Reize**, Potenzen) sind bloß quantitativ verschieden, d. h. die Reize wirken alle erregend auf einerlei Art, nur der eine stärker, der andere schwächer. Die Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit bringt die **Erregung** hervor, sie ist das Product der zwei Factoren, Reiz und Erregbarkeit; mit der Stärke des erstern sowohl, als mit dem Grade der letztern, steht die Erregung, die eigentliche Ursache des Lebens, in genauem Verhältnisse. Durch die Erregung selbst wird die Erregbarkeit aufgezehrt und vermindert, durch Mangel an Reizen wird sie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz und Erregbarkeit erzeugt mäßige Erregung und heißt **Gesundheit**. Die Säfte des Körpers wirken bloß als Reize, ohne Rücksicht auf ihre chemische Beschaffenheit. Gestörtes Verhältniß der Reize zur Erregbarkeit erzeugt Abweichung der Erregung. Zu starke oder zu geringe Erregung ist entweder schon **Krankheit**, oder doch Anlage zur Krankheit. Die Krankheiten sind entweder allgemeine oder örtliche. Die allgemeinen erscheinen unter zwei Hauptformen, sthenische von zu starker; asthenische von zu schwacher Erregung. (S. die Art. **Sthenie** und **Asthenie**.) Beiderlei Krankheiten geht die Anlage dazu (**Opportunität**), ein mittelmäßiger Grad von starker Erregung (sthenische Opportunität), oder von schwacher Erregung (asthenische Opportunität) voraus, und es soll dies ein vorzügliches Unterscheidungszeichen derselben von den örtlichen Krankheiten seyn. Bei sthenischer Anlage kann keine asthenische, bei asthenischer Anlage keine sthenische Krankheit entstehen. Sthenische Krankheit mit verändertem Pulse heißt **Pyrexie**, asthenische Krankheit mit beschleunigtem Pulse heißt **Fieber**. Es gibt keinen wesentlichen Unterschied der Krankheiten, als in dem Grade der Sthenie, oder Asthenie; nicht auf die Formen der Krankheiten, sondern nur auf den Grad der bestehenden Erregung hat der Arzt Rück-

Digitized by Google

sicht zu nehmen. Um diesen Grad zu finden, muß er die vorhergegangenen Schädlichkeiten erforschen. Die Natur heilt keine Krankheit, sondern dies muß durch Veränderung des Verhältnisses der Reize geschehen. Der Arzt hat bei einer stheniſchen Krankheit bloß die Erregung zu vermindern, bei einer aſtheniſchen sie zu vermehren, in beiden Fällen so lange, bis der mittlere Grad der Erregung, oder die Gesundheit, wieder eingetreten ist. Die Heilmittel wirken entweder schwächend, die Erregung vermindernd, oder reizend, die Erregung vermehrend. Alle Heilmittel sind nur im Grade ihrer Reizung verschieden, alle wirken überein, keine besonders auf ein System oder Organ (specifik). Die Heilmittel der stheniſchen Krankheiten müssen Potenzen seyn, welche nur einen schwächern Reiz als denjenigen, welcher die Gesundheit setzt, bewirken; die Mittel gegen aſtheniſche Krankheiten müssen einen stärkern Reiz, als zum Mittelgrad der Erregung erforderlich ist, bewirken. Bei der Heilung der indirecten Aſthenie muß man mit dem stärksten Reize, der demjenigen, welcher die Krankheit erregte, am nächsten kommt, anfangen und gradweise herabsteigen zu schwächern. Bei der directen Aſthenie muß man mit dem schwächsten Grade von Reizung anfangen und gradweise zu stärkern steigen. Unter der unendlichen Menge von Heilmitteln steht der Aderlaß, als das wirksamste Schwächungsmittel (durch Entziehung des Blutes, als des allgemeinsten Lebensreizes), und das Opium, als das stärkste Reizmittel, sich gerade entgegen. Das Opium wirkt nicht specifik auf das Nervensystem als beruhigendes, betäubendes Mittel, sondern im Allgemeinen auf die Erregbarkeit als Reizmittel. Es ist daher in der aſtheniſchen Beschaffenheit von jeder Art und jedem Grade anzuwenden. Aus diesen und mehreren andern Grundsätzen des Brown'schen Systems entstand allmählig die sogenannte Erregungstheorie durch die Bearbeitungen, Berichtigungen und Ergänzungen der deutschen Aerzte. Einige der vornehmsten davon waren folgende: Röschlaub, der eifrigste Verfechter und gründlichste, wohl auch wissenschaftlichste Ausleger der Brown'schen Lehre, suchte vieles, was Brown nur kurz angedeutet oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, streng wissenschaftlich zu begründen, zu erklären. Die Lehre von der Einheit der Erregbarkeit, von der Unstatthaftigkeit der Unterschiebung des Begriffs der Lebenskraft anstatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität u. s. w. suchte er fester zu begründen und deutlicher aus einander zu setzen. Hufeland, obwohl kein Anhänger der Brownschen Lehre, erkannte doch mit hellem und unparteiischem Blick das viele Gute derselben, welches er zur Verbesserung der Heilmethoden, als auf welche nach seinem sehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorien bezogen werden müßte, anwandte. Er ergänzte die Lücke, welche Brown durch Vernachlässigung des Organismus gelassen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organisation zum Leben zeigte; er bewies, daß die Gesetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechaniſchen und chemiſchen Gesetze durch die Organisation und Erregung zwar beschränkt und modificirt, aber keineswegs ganz aufgehoben wären, ja bei sinkender Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Vorgänge bei der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulfiebern u. s. w. in der Erfahrung bestätigt. Er bestritt die Behauptung, daß alle Verschiedenheit der Reize nur auf dem Grade der Reizung beruhe, indem er darthat, wie unwiderlegbar die besondre Wirkung vieler Mittel auf einzelne Systeme und

Organe sey, z. B. des Mercurs auf das lymphatische und Drüsensystem, der Squilla auf das Nierensystem u. s. w. Er behauptete die für die Praxis so wichtige Wahrheit, daß auch bei asthenischer Anlage, bei Schwäche und selbst bei Nervenfiebern wahre Entzündung Statt finden könne. Joseph Frank, anfänglich unbedingter Anhänger des Brownschen Systems, mußte jedoch bald durch seinen Scharfsinn und große Erfahrung auf die Mängel jenes Systems aufmerksam gemacht werden. Er sah daher ein, daß auch noch andere Wirkungen der reizenden Potenzen, als der bloße Reiz müssen berücksichtigt werden; er bewies, daß die Erregbarkeit wirklich müsse ersetzt werden können; daß der von Brown aufgestellte Begriff der Opportunität für die Heilkunst ganz unfruchtbar sey, weil fürs erste auch örtlichen Krankheiten Opportunität vorausgehen kann, fürs andere viele Krankheiten, z. B. Fieber, ohne Opportunität schnell eintreten, fürs dritte der Zustand der letztern selten deutlich zu erkennen ist. Er zeigte den Irrthum Browns, wenn er alle Fieber, besonders alle Wechselfieber für asthenische Krankheiten ausgibt, indem es auch entzündliche oder sthenische Wechselfieber gibt; ferner, wenn er für die Fiebererscheinung von organischen und materiellen Ursachen, z. B. von Eiterung, von Unreinigkeiten des Magens und der Gedärme, keine eigne Classe annimmt; ferner, wenn er viele Entzündungen unter Localkrankheiten rechnet, die doch als sthenische oder asthenische Erregungskrankheiten erscheinen u. s. w. Er beschränkte die zu allgemeine Anwendung des Opiums, was auch schon Weikard gethan hatte, mehr auf die indirecte Asthenie, so wie er überhaupt die qualitative Verschiedenheit der Mittel zugab, und die Wirkung und Anwendbarkeit derselben näher bestimmte, so wie von ihm viele andere Berichtigungen mehr herrühren. Andere Aerzte nahmen noch mehrere, durch die ursprüngliche Brownsche Lehre verbannte Grundsätze, z. B. aus der Humoralpathologie u. s. w., wieder in dieselbe auf. Unterdessen erhob sich eine neue Ansicht der Natur, die sogenannte Naturphilosophie, welche anfänglich mit der Brownschen Theorie verschmolzen wurde. So suchte z. B. Kilian die ganze Lehre der letztern auf Principien der Naturphilosophie zu gründen, und Hecker, obgleich scheinbarer Gegner derselben, nahm doch die Grundideen zu seiner Erregungstheorie von naturphilosophischen Principien her. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Erregungstheorie kein in sich geschlossenes objectiv gültiges Ganzes geworden ist, sondern daß sie beinahe bei jedem Arzte eine andere Gestalt angenommen hat, je nachdem von jedem die Brownsche Lehre mit Lehren der ältern Schulen, mit chemischen Hypothesen, mit Sätzen der gastrischen, oder der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphilosophie umgewandelt worden ist. H.

Errungenschaft heißt das von beiden Ehegatten im Laufe der Ehe gemeinschaftlich erworbene Vermögen, und wird dem bei Schließung der Ehe zugebrachten entgegengesetzt, da es andern Verfügungen der Gesetze, bei Ehescheidungen u. s. w. unterworfen ist.

Erscheinung ist alles dasjenige, was Gegenstand der innern oder äußern Anschauung ist. Hat sie keine Realität, so heißt sie Einbildung. Auch wird die Erscheinung dem Dinge an sich in der Philosophie entgegengesetzt, und bedeutet die Vorstellung von den Dingen, in wie fern sie in der Natur des Subjects begründet ist, und von dessen Organen und Vorstellungsweise abhängt. Sie ist verschieden von dem Schein. (S. d. Art.)

Digitized by Google

Erskine (Lord Thomas), einer der berühmtesten jetzt lebenden Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, der dritte Sohn des verstorbenen und der Bruder des jetzigen Grafen Buchan, ist gegen das Jahr 1750 geboren. Er widmete sich zuerst dem Seedienst, verließ diesen aber bald, besuchte nun die Universität Cambridge und bestimmte sich endlich für die Rechtsgelehrsamkeit. Sein erster öffentlicher Auftritt als Vertheidiger des Admirals Keppel entschied für seinen Ruf. Später führte er unter andern die berühmt gewordenen Vertheidigungen von Lord Gordon, von Warren Hastings und von Thomas Payne. Er wurde mit Ehrenbezeigungen aller Art überhäuft, 1806 zum Pair, Lordkanzler und Sprecher im Hause der Lords erhoben, trat aber von diesen wichtigen Posten nach Fox Tode zurück. Zugleich war er früher lange für Portsmouth Parlamentsmitglied. Sein ältester mit einer Tochter Washingtons vermählter Sohn war jüngst englischer Gesandter in Amerika. Von seinen gerichtlichen Reden hat man eine interessante Sammlung in fünf Bänden. Von einer Flugschrift, die er 1797 unter seinem Namen herausgab (a View of the causes and consequences of the present war with France. Ein Blick auf die Ursachen und Folgen des jetzigen Kriegs mit Frankreich), wurden nicht weniger als acht und vierzig Auflagen verkauft, ein Absatz, dessen man sich auch in England von keiner andern Schrift erinnerte.

Erycina, ein Beiname der Venus, von dem Berge Eryx in Sicilien, wo sie auch einen berühmten Tempel hatte.

Erymanthus, Gebirge in Arkadien. Daher der berühmte erymanthische Eber. (S. Hercules.)

Erysichthon oder Erisichthon, ein Sohn des Königs Triopas von Thessalien, beging den Frevel, einen Ceres geheiligten Hain umhauen zu wollen; er machte den Anfang mit einer schönen großen Eiche, die von einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze gewöhnlich anstellten. Trotz der Warnungen, die vorausgingen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim ersten Hieb herausströmte, ließ er sich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geistige Bewohnerin derselben des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden zur Ceres, und flehten ihre Rache für diesen Frevel an. Die Göttin schickte den scheußlichen Hunger, der den schlafenden Erysichthon mit seinen Flügeln umscheitete, und ihm seinen giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete ein nie zu stillender Hunger in seinen Eingeweiden. Bald verzehrte er sein ganzes Vermögen, nagte zuletzt, da er keine Nahrung mehr sich verschaffen konnte, seine eigenen Glieder ab, so weit er sie erlangen konnte, und starb endlich in schrecklicher Verzweiflung. Ovid. Met. VIII. 744 u. f.

Erz nennen wir im gemeinen Sprachgebrauch jedes Metall, wie es in seinem natürlichen Zustande in der Erde gefunden wird; in der Mineralogie hingegen heißen Erze solche Gemische, in welchen die Metalle mit andern mineralischen Körpern innig verbunden, und dadurch ihres metallischen Gefüges, ihres Klanges, ihrer Schmelzbarkeit u. s. w. beraubt sind. Die natürlichern Erze finden sich theils in Gängen, theils in Flötzgebirgen. Die Erzgänge sind gleichsam die Adern des Gebirges, das sie in allen Richtungen durchkreuzen. Personen, welche des Bergbaus kundig sind, wissen gewisse Merkmale anzugeben, wodurch Erzgänge im Innern der Gebirge angezeigt wer-

den, doch sind dieselben oft betrüglich. Man pflegt die Erze in reiche oder eigentliche Erze, und in arme oder Kiese einzutheilen, je nachdem das Metall den größern oder geringern Bestandtheil derselben ausmacht. Was die Benennung derselben betrifft, so wird diese von dem Metall, das darin enthalten ist, bei gemischten Erzen aber entweder von dem edelsten oder von dem in größerer Masse darin vorhandenen Metall hergenommen. So kann ein Erz, das im Centner Ein Mark Silber und 50 Mark Blei enthält, von dem einen Silber, und von dem andern Bleierz genannt werden. Richtiger ist es, ein solches Erz silberhaltiges Bleierz zu nennen. Fahlerz nennt man ein silberhaltiges Kupfererz von grauem Ansehn, hat es wenig Silber, Fahlkupfererz.

Erz (von dem griech. ἀρχι) wird mehreren Wörtern vorgesetzt, um das Vornehmste, Vorzüglichste in seiner Art, sowohl im guten als bösen Sinn dadurch auszudrücken. So verstand man unter den Erzämtern die höchsten Reichsämter, welche die Churfürsten bei der Kaiserkrönung durch ihre Erbbeamten verwalten ließen (s. Erbämter), nämlich: Erzkanzler (der Churfürst von Mainz), Erzkämmerer (der Churfürst von Brandenburg), Erzmarschall (der Churfürst von Sachsen), Erzschatzmeister (der Churfürst von Hannover), Erzschenk (der König von Böhmen), Erztruchseß (der Churfürst von Pfalzbaiern). Der Churfürst von Wirtemberg nannte sich Erzbannerherr. — Erzbischof (archiepiscopus), Oberbischof (s. den eigenen Art.) — Erzhaus, eigentlich ein jedes mit einer Erzwürde begleitetes Haus, vorzugsweise das Haus Oesterreich. — Erzherzog, der vornehmste unter den Herzogen, ein Titel, den bloß die Prinzen des Hauses Oesterreich führen. — Erzpriester ist ein Prälat höhern Ranges, der in geistlichen Verrichtungen die Stelle des Bischofs vertritt. Auch den preußischen Superintendenten wird dieser Name beigelegt, aber freilich nicht im eigentlichen Sinne, weil die evangelische Kirche kein Priesterthum anerkennt. — Erzstift, Hochstift, ein Bisthum oder eine bischöfliche Kirche und deren Sprengel.

Erzählung ist die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenstand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angesehen, und unterscheidet sich dadurch von der Beschreibung. Der Erzählende will das Geschehene einem Andern mittheilen, der davon noch nicht weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verschaffen, oder an das Gewußte erinnern, oder durch die Darstellung selbst ein bestimmtes Urtheil, oder eine Entschließung bei Andern hervorbringen. Von diesen Zwecken und von der Angemessenheit der Erzählung an die erzählte Begebenheit (Wahrheit) nach Ursprung, Entwickelung und Wirkung hängt die Beschaffenheit der Erzählung, so wie der Werth derselben im gemeinen Leben überhaupt ab. Und damit hängt zusammen, ob der Erzählende sie selbst oder von andern erfahren hat, weil im erstern Falle der Bericht gewöhnlich vollständiger und genauer ist. Die Untersuchung der Wahrheit unterliegt den Grundsätzen der historischen Kritik (s. Geschichte, Historie). Aber oft ist auch die Uebung im Vortrag, ferner die Belustigung und Unterhaltung Anderer durch die Mittheilung Zweck; und hier kommt es nicht sowohl auf Wahrheit, sondern hauptsächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbesondere auf das damit verbundene Interesse, welches man durch geistreiche Darstellung einem selbst erdichteten Gegen-

stande zu geben weiß, an. In beiden Fällen unterscheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem ungeordneten, unverbundnen Aufzählen der Umstände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung soll eine Begebenheit deutlich und vollständig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zusammenhang der wirkenden Umstände sind daher Haupterforderniſſe derselben. Dies gilt in noch höherm Grade von der poetiſchen Erzählung, als der vollendeten, d. i. lebendiger und anſchaulicher Darſtellung einer äſthetiſchen Idee unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter diesen Begriff gehört nicht bloß die verſificirte oder in Proſa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange und Gegenſtande, welche gewöhnlich vorzugsweiſe poetiſche Erzählung genannt wird; ſondern auch das große epiſche Gedicht (ſ. Epos), und der von jenem ſonſt unterſchiedne Roman. Was die Gegenſtände der Erzählung ſelbſt anlangt, ſo umfaßt dieſelbe nicht bloß menſchliche Handlungen und Schickſale, ſondern auch Wundereigniſſe und Wunderwirkungen, welche mit dem Menſchenleben in Beziehung geſetzt werden; und die Erzählung iſt um ſo reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum ſind, welche ſie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetiſchen Erzählung erfordert 1. ein poetiſches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erſcheinungen und Veränderungen, welche durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an ſich vollkommnes Bild des Menſchenlebens dargeſtellt werden kann. Man nennt dies auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt ſich hieraus von ſelbſt, daß dieſer Stoff der poetiſchen Erzählung nicht ſchlechthin aus gemeinen Verhältniſſen des täglichen Lebens, oder aufgerafften hiſtoriſchen Thatſachen beſtehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung ſowohl aus Verhältniſſen und Situationen, als aus dem freien Willen der Perſonen entſpringen; da aber in der erzählenden Darſtellung die Handlung als Geſchehenes und ſchon Vollendetes vorgeſtellt wird, ſo erſcheint ſie mehr als Begebenheit, und der Menſch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er geſtellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger, als das Schickſal und ſelbſt der Zufall wirken. Die Haupterforderniſſe einer intereſſanten Fabel ſind: intereſſante Perſonen, intereſſante Situationen und Verhältniſſe und eine intereſſante abwechſelnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt; und eine Verſchiedenheit der Erzählungen in dieſer Hinſicht beſteht auch darin, daß das Intereſſe derſelben bald mehr auf den Perſonen und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter) und ihren Schickſalen, bald mehr auf den Verhältniſſen, in welchen ſie auftreten und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide ſich gegenſeitig beſtimmen und in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetiſcher Contraſt, d. h. Verſchiedenartigkeit der Charaktere gefordert. Bei dem Verlauf der Handlung aber läßt ſich die Entſtehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflöſung oder Entwickelung unterſcheiden. Auch bei einer zuſammengeſetzten Fabel muß jedoch die Verwickelung noch zu überſehen ſeyn, und ſich in einem klaren Bilde zuſammenfaſſen laſſen; auch dürfen die Nebenhandlun-

gen (Episoden) dem allgemeinen Gesetze eines organischen Ganzen gemäß die Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, sondern müssen zur Entwickelung und Vervollständigung des Ganzen mitwirken. In diesem Allen nun zeigt sich 2. die poetische Darstellung, welche hauptsächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmählig Geschehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältnisse und Situationen sichtbar wird. Hierdurch ist jedoch nicht gefordert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit anfangen müsse, denn oft ist dieses das unbedeutendste; oft fängt dagegen der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leser oder Zuhörer sogleich in die Mitte der Handlung versetzt, und begierig macht Anfang und Entwickelung weiter zu erfahren; wiewohl wir dieses darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzusehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen ist hier also keine chronologische oder bloß logische, sondern durch den Zweck einer poetischen Darstellung bestimmt. Sie hängt also sonach von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung ab. Erstere fodert eine klare Uebersicht der Ereignisse, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden oder epischen Darstellung nicht übersehen werden, welches sie von der dramatischen Darstellung unterscheidet. Da nämlich der Erzählende seinen Gegenstand als vergangen betrachtet, so verweilt er mit größerer Ruhe auf demselben. Daher ist der Erzählungsstyl ruhiger und ausführlicher, als der dramatische und lyrische, obwohl er, weder die Erhebung des Gefühls ausschließt, noch in Geschwätzigkeit fallen darf. Er schildert die Gegenstände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder effectvoll Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er stellt für die Einbildungskraft, der dramatische Dichter zunächst für den Sinn dar. Was aber die mit Anschaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darstellung betrifft, so besteht sie in der das Gefühl erregenden Entwickelung interessanter Gegenstände, und sie ist es eben, deren Wirkung das fortdauernde Interesse ist, welches der Leser oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Dieses fortdauernde Interesse äußert sich durch Besorgnisse des Lesers für die Personen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schicksalen, und die gespannte Aufmerksamkeit auf die zukünftige Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; und es wird am sichersten anhalten, wenn die Thatsachen sich mit Möglichkeit, bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, leicht und natürlich an einander reihen. Wenn wir übrigens von der höchsten Art des erzählenden Gedichtes, dem Epos, absehen, und bei der poetischen Erzählung im engern Sinne, welche Ereignisse und Vorfälle aus dem Leben einzelner Individuen zum Gegenstande hat, stehen bleiben, dergleichen z. B. gewisse Novellen sind, so können sie, wie der Roman, sich dem dramatischen durch dialogische Form, dem lyrischen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologisch erzählende. Dem Tone und der Tendenz nach gibt es nicht nur ernsthafte und komische Darstellung, zu welcher letztern auch die humoristische gehört, und die satirische gehören kann, sondern auch idyllische und naive, romantische und phantastische (wohin das

Mährchen gehört), bürgerliche und psychologisch, sentimentale Erzählungen. In der einen Art wird sich mehr die Phantasie, in der andern mehr die Weltlebenskenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterscheidet sich aber die poetische Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Versification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Episoden, daher sie sich nicht auf das ganze Leben eines Individuums erstreckt. Indessen gibt es auch hier Uebergänge. Eben so gränzt die versificirte Erzählung, — die oft nur die äußere poetische Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunst entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirksamere Fassung zu geben, an verschiedene andere Dichtungen, wie z. B. eines Theils an das größere, romantische Epos, andern Theils an die Legende, Ballade, Idyll ꝛc. Die gewöhnlichen Metra für dieselbe sind freie gereimte Jamben, mit Dactylen vermischt, Ottaven ꝛc. Unter den kleinern Erzählungen der Engländer sind die von Chaucer, Dryden, Prior ꝛc. unter denen der Franzosen die von Lafontaine, Marmontel, Florian, Voltaire, Dorat, Bernard, unter den deutschen Erzählungen die von Lessing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütz, Steigentesch, Fouqué, Conteffa, Pfeffel, Langbein, Kleist, Kind (besonders die metrischen) ausgezeichnet. Da im Drama nicht alles vergegenwärtigt werden kann, so tritt oft auch die Erzählung in dasselbe ein, aber dieß muß vorsichtig und sparsam geschehen, wenn nicht das dramatische Interesse geschwächt werden soll. Wo aber die Erzählung im dramatischen Gedichte nothwendig ist, da bezieht sie sich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargestellt und vorgetragen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereignisses auf den Erzählenden wahrnehmen sollen. T.

Erzbischof, derjenige Bischof, unter dessen Kirchenregierung mehrere bischöfliche Diöcesen stehen. Das erzstiftische Capitel wählt ihn zu dieser Würde, deren Entstehung in die ersten Zeiten des Christenthums fällt, wo sich, zur Berathung über kirchliche Gegenstände die Bischöfe und andere Geistliche bei dem Bischof der Hauptstadt versammelten, dem sie dabei den Vorsitz und andere Ehrenrechte zugestanden. Zugleich erhielt er als Auszeichnung den Namen Erzbischof oder von seinem Aufenthaltsorte den Namen Metropolit, welchen die morgenländische Kirche beibehalten hat. Die Synode zu Antiochia legte ihm schon im Jahr 341 die Oberaufsicht über gesammte Diöcesen, die man seine Provinz nannte, und den Rang über die Geistlichkeit derselben bei, die in wichtigen Fällen sein Gutachten einzuholen hatte. Nach und nach entstanden aus diesen Ehrenvorzügen noch andere Vorrechte und eine förmliche Gerichtsbarkeit. Von diesen Vorrechten aber behielt sich im 9ten und den folgenden Jahrhunderten die meisten der Papst vor, so daß noch übrig blieben: die Gerichtsbarkeit über die Suffraganbischöfe in erster Instanz in nicht peinlichen Fällen, und über deren Unterthanen in der Appellationsinstanz; das Recht der Zusammenberufung einer Provincialsynode (welches alldreijährig wenigstens einmal geschehen soll) und der Vorsitz in derselben; die Oberaufsicht und der Vorrang über die Bischöfe seiner Provinz; die Visitation seiner Diöcese; die Sorge für die Beobachtung der Kirchengesetze und Abstellung eingeschlichner Mißbräuche; die Ertheilung der Indulgenz; das Devolutionsrecht, d. h. das Recht, erledigte Pfrün-

Digitized by Google

den zu vergeben, wenn es vom Bischof und Capitel binnen der vorgeschriebenen Zeit nicht geschieht; die Vortragung des Kreuzes in allen Theilen der Provinz (es wäre denn der Papst selbst oder ein Legatus a latere gegenwärtig), und das erzbischöfliche Pallium (s. d. Art.)

Erzgebirge (in Sachsen) auch das Gebirge, einer von den fünf Kreisen des Königreichs Sachsen, welcher dasselbe von Böhmen trennt, und dessen Flächeninhalt mit Inbegriff der schönburgischen Herrschaften auf 121 Quadratmeilen und die Volksmenge zwischen 450 bis 500,000 Seelen angegeben wird. Der Hauptreichthum desselben ist der Bergbau, mit welchem sich mehr als 12,000 eigentliche Bergleute beschäftigen, und es ist bekannt, wie wichtig mehrere der Bergstädte, Freiberg, Annaberg, Schneeberg u. a. m. durch die Nähe der ergiebigen Silber- und Zinngruben, der Schmelz- und Hüttenwerke, der Arsenik-, Blaufarbenwerke u. s. f. geworden sind. Auch der Flachsbau ist hier sehr vorzüglich, und in den neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier den Getraidebau, vorzüglich aber Haferbau, mit Vortheil zu betreiben. Die Viehzucht ist ebenfalls sehr gut. Uebrigens kann man wohl mit Recht das Gebirge den Hauptsitz des sächsischen Manufacturwesens nennen, weil in demselben durchaus ungemeine Industrie herrscht. Wem sind nicht die Spitzenklöppeleien, eine der bedeutendsten Erwerbsarten der gebirgischen Bewohner, von denen Annaberg der Hauptsitz ist, bekannt? Die Flachs- und Wollenspinnereien, die Baumwoll-, die Strumpf- und Zwirnfabriken, die Bleichen, die Kattun- und Tuchmanufacturen, die Gewehr- und Nadelfabriken, die leonischen Gold- und Silbertressenfabriken (zu Freiberg u. s. w.), kurz, alles beurkundet die Betriebsamkeit der Bewohner des Erzgebirges, so wenig auch ein Theil von ihnen in anderer Hinsicht von der Natur begünstigt ist, und so sparsam namentlich das Getraide erzeugt wird. Eine der rauhesten und wildesten Gegenden dieser Art, wo der Ackerbau beinahe ganz aufhört, und man nichts als düstre Waldungen hat, ist Johann-Georgenstadt. Zugleich verdient auch der sogenannte kleine oder sächsische Fichtelberg, welcher bei Oberwiesenthal 3731 Fuß über die Meeresfläche emporsteigt, und in Sachsen die größte Höhe ist, Erwähnung.

Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man sie in einen ihrer Natur angemessenen Boden setzt, ihnen die gehörige Nahrung gibt, und sie durch Richten, Beschneiden, Pfropfen u. s. w. in dem Grade veredelt, als es die Gesetze der Pflanzenwelt nur zulassen. Auf ähnliche Weise kann man auch Thiere und Menschen ziehen oder erziehen. Der letzte Ausdruck wird von Menschen vorzugsweise gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe Ziehen charakteristischer bezeichnet. Der Mensch ist nämlich vermöge seiner ursprünglichen Anlagen Bürger zweier Welten, der Erde und des Himmels, d. h. der Sinnenwelt und der Vernunftwelt. In beiden soll er leben und wirksam seyn. Seine ursprünglichen Anlagen sind aber bei seiner Geburt kaum bemerkbar. Nur die verjüngte Menschengestalt verkündigt, was aus ihm werden kann und soll. Er kann sich nicht einmal von der Stelle bewegen, um seine Nahrung zu suchen, geschweige vernünftige Zwecke denken und ausführen. Er ist das hülfloseste unter allen Geschöpfen der Erde, und also auch das hülfsbedürftigste. Durch den ersten Schrei, mit welchem er in die Welt eintritt, fordert er gleich-

Digitized by Google

sam die Erwachsenen auf, für ihn thätig zu seyn, sich seiner anzunehmen, auf eine seiner Natur angemessene Weise einzuwirken, damit entfaltet werde, was in ihm verborgen liegt, mit einem Worte, ihn zu erziehen. Das zu erziehende Subject ist also das Kind, d. h. der unerwachsene, unmündige, unreife Mensch; das erziehende Subject der erwachsene, mündige, reife Mensch. Dieser soll auf jenen auf eine zweckmäßige Art einwirken, damit er gleichfalls ein reifer Mensch werde. Reif aber ist der Mensch, wenn seine ursprünglichen Anlagen dergestalt entwickelt und ausgebildet sind, daß er nun im Stande ist, an eben dieser Entwickelung und Ausbildung mit freier und selbstständiger Thätigkeit fortzuarbeiten, oder sein eigner Erzieher zu werden. Denn da der Mensch einer unendlichen Vervollkommnung fähig ist, so gibt es keinen Punkt für den Menschen, wo er in der Entwickelung und Ausbildung seiner Anlagen stehen bleiben müßte. Daher wird der Mensch fortwährend erzogen, theils durch andere Menschen, theils durch sich selbst, theils endlich durch alles, was ihn von außen umgibt und auf ihn einwirkt, um ihn zur Thätigkeit und Kraftübung zu reizen. Unter Erziehung im eigentlichen Sinne ist jedoch bloß zu verstehen die naturgemäße Einwirkung erwachsener Menschen auf Kinder, um in diesen die ursprünglichen Anlagen der Menschheit bis zu dem Grade zu entwickeln und auszubilden, daß sie an ihrer eigenen Vervollkommnung ohne fremde Leitung mit Sicherheit arbeiten können. Durch diesen Begriff von der Erziehung ist zugleich ihr Zweck bestimmt, der nicht bloß moralisch, sondern auch physisch ist, nicht bloß das Bürgerthum des Menschen, sondern das ganze Menschenthum selbst umfaßt. Die Erziehung soll das Kind in jeder möglichen Hinsicht zum Menschen zu bilden suchen, so daß es, der Zucht entlassen, sich selbst beliebig fortbilden und in jedes wahrhaft menschliche Verhältniß, also auch in das bürgerliche, ohne welches Menschen nicht vernunftmäßig beisammen leben würden, eintreten könne. Die Erziehung umfaßt daher auch den Unterricht als Mittel zum Zweck. Denn durch den Unterricht soll vornehmlich das Erkenntnißvermögen nach seinen verschiedenen Zweigen entwickelt und ausgebildet werden (s. Erkenntniß). Die Erziehung wird eingetheilt in die körperliche und geistige, die natürliche (physische) und sittliche (moralische), die häusliche und öffentliche. Keine derselben darf einseitig oder ausschließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichst vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise bestimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanstalt, und wenn dabei hauptsächlich auf den Unterricht gesehen wird, eine Schule. Der wissenschaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Erziehungswissenschaft, und die Geschicklichkeit in der Ausübung dieser Regeln Erziehungskunst. Beides heißt auch mit einem aus der griechischen Sprache entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pädagog, und eine Erziehungsanstalt ein Pädagogium. Die Erziehungswissenschaft hat es vornehmlich mit Ausmittelung der besten Erziehungsmethode zu thun. Unter den Alten haben sich vornehmlich Plato, Aristoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rousseau, Basedow, Rochow, Resewitz, Campe, Salzmann, Olivier und Pestalozzi theils als pädagogische Schriftsteller, theils als praktische Erzieher mit Auffindung jener Me-

thode beschäftigt. Auch hat sich Niemeyer durch die Herausgabe seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, wovon bereits mehrere Auflagen erschienen sind, ein nicht geringes Verdienst um die Pädagogik erworben, indem er darin nicht nur die bewährtesten pädagogischen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten Plane zusammengestellt, sondern auch die verschiedenen Erziehungsmethoden nach ihrer praktischen Anwendbarkeit mit vorsichtiger Ueberlegung geprüft hat. Weilers und Herbarts Schriften, Schwarz Erziehungslehre (4 Thl. Leipz. 1802 und ff.) und J. J. Wagner's Philosophie der Erziehungskunst (Leipz. 1804. 8.) haben viel Eigenthümliches; noch origineller ist J. Pauls treffliche Levana oder Erziehungslehre, von welcher kürzlich eine zweite Auflage erschienen, und Graser's Divinität (2 Thle. Hof 1811. 8.). (S. übrigens Menschenbildung.) In besonderer Beziehung auf dasjenige, was der Staat und dessen höhere Beamten für das Erziehungswesen zu thun haben, dürften damit noch folgende zwei Schriften zu verbinden seyn: Zachariä, über die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat, Leipz. 1802. 8., und Krug, der Staat und die Schule. Leipz. 1810. 8. D.

Erziehung (physische), des Menschen, soll sich damit beschäftigen, die körperliche naturgemäße Ausbildung des Menschen zu befördern. Sie hat daher alle Hindernisse, welche der Thätigkeit der Natur entgegenstehen, zu beseitigen, und das, was die Gesundheit des Kindes erhalten und befestigen, was seine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu veranstalten. Wird dies vernachlässigt, so wird oft die Ausbildung des Körpers verhindert, oder ihr eine so schiefe Richtung gegeben, daß sie mehr zum Nachtheil wirksam ist, und daß durch ungleiche Vertheilung ihrer Thätigkeit Störung in der harmonischen Function der Systeme des Körpers und dadurch wirkliche Krankheiten, oder doch Anlagen zu künftigen Uebeln in spätern Jahren erzeugt werden. Jede vernünftige Theorie der physischen Erziehung muß auf ein richtiges Studium der Natur des Kindes gebaut seyn, und daher vor allem auf die Eigenheiten des kindlichen und jugendlichen Alters, auf die Perioden des Wachsthums der Kindheit, und dann auf die individuelle Constitution und Anlage eines Kindes Rücksicht nehmen. (S. d. Art. Alter.) Die der körperlichen Ausbildung oft entgegenstehenden Hindernisse liegen theils in einer fehlerhaften Constitution des Kindes, erblicher Anlage zu Krankheiten, in den Perioden der Entwickelung, besonders der Zahnbildung und der Pubertät, theils in den Verhältnissen des gemeinen Lebens, z. B. in Gewohnheiten, in der Erziehungsmethode, in Vorurtheilen und irrigen Meinungen über den Nutzen und Schaden mancher Proceduren, in Armuth oder Ueberfluß; Zwang der Stände u. a. m.; endlich in äußern unausweichlichen Einflüssen, vorzüglich der Witterung und Ortsbeschaffenheit. Daher muß, um von jedem ein Beispiel anzuführen, wenn das Kind kränkliche Anlage hat, dieser besonders durch Diät entgegengearbeitet werden. Die Zahnperiode ist oft schwer und setzt ein Kind in der Ausbildung zurück, daher der Ausbruch der Zähne befördert werden muß. Manche haben Anlage zur Vollblütigkeit, welche bei der Pubertätsentwickelung der Lunge Gefahr droht und daher zeitig genug beschränkt werden muß. Unter die schädlichen Gewohnheiten gehört der Mißbrauch der Mehlspeisen bei den Kindern, das zu warme Verhalten des Kopfes u. a. m. Aeußere Ein-

Digitized by Google

flüsse endlich können durch zu große Wärme oder Kälte, schlechte Luft u. s. w. die Gesundheit des Kindes und dessen physische Ausbildung stören; theils muß daher das Kind dagegen geschützt, theils aber auch späterhin allmählig daran gewöhnt werden. Eine gute physische Erziehung muß aber auch die körperliche Ausbildung zu befördern suchen, indem sie alles anwendet, was die harmonische Entwickelung der verschiedenen Thätigkeiten des Körpers und die Erhaltung der Gesundheit, Festigkeit und Ausdauer gegen schädliche Einflüsse befördern kann. Die Hauptpuncte einer zweckmäßigen physischen Erziehung sind daher folgende: 1. Gleichmäßige und rechtzeitige Cultur aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein System des Körpers vor dem andern begünstigt, keines vernachlässigt werden darf. Bei dem Kinde herrschen die Thätigkeiten des Unterleibes, die Verdauung, Einsaugung u. s. w. vor, man darf daher durch Ueberfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öftern Gebrauch von Laxirsäftchen u. dgl. die Thätigkeit dieser Systeme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden, das Hautsystem in angemessener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waschen, öftere Wasser- und Luftbäder, gelinde Frictionen der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidung erfordert. Schon um der Reinlichkeit willen ist öfteres Waschen und Baden der Kinder eine Hauptsache in der physischen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu stärken, einen gehörigen Grad von Empfindlichkeit (Stimmung der Sensibilität) in derselben zu erhalten, ist für das Bestehen der Gesundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu große Empfindlichkeit der Haut, welche, seitdem wir von Kindheit an die Hautcultur vernachlässigt haben, allgemeiner Fehler geworden sind, so leicht Störung ihrer Functionen und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2. Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Die ganze Natur beobachtet in ihren Erscheinungen im lebenden Körper pünktliche Ordnung und höchste Zweckmäßigkeit. Auch das Kind muß von den ersten Tagen an daran gewöhnt werden; alle Functionen des Organismus gehen dann leichter und ungestörter von Statten. Also im Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung u. s. w. werde der Mensch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung stört das Ganze jede Function außer der Ordnung angestrengt (z. B. Verdauung u. s. w.) erfordert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menschen werden selten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen reibt sie bald auf. Alte Personen sind immer sehr an Ordnung gewöhnt. 3. Schutz gegen äußere Einflüsse, aber auch allmälige Gewöhnung an dieselben. Nicht alle äußeren Einflüsse stehen in unserer Gewalt, vielen können wir nicht oder doch nicht gänzlich entgehen, besonders den atmosphärischen, Hitze und Kälte u. s. w. Wir müssen daher suchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger schädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechselung der freien Luft, täglicher Genuß derselben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durst u. s. w. nothwendig ist. Nur darf diese Abhärtung nicht in zu plötzlichen Uebergängen und nicht im Uebermaß geschehen. 4. Frühzeitige Uebung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich sind daher die gymnastischen Uebungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Stärke und selbst zur Er-

Digitized by Google

haltung und Dauerhaftigkeit der Gesundheit, welches die ältern Völker, besonders die griechischen, so gut wußten als wir, aber besser befolgten. Man lasse von der ersten Kindheit an den Menschen seine Glieder mehr brauchen, das Kind lieber auf der Erde sich wälzen, als beständig getragen werden. Späterhin lasse man sie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnastischen Uebungen vornehmen, ringen, laufen, klettern, werfen, baden, schwimmen u. s. w. 6. Vermeidung einer zu frühen Geistescultur. Erst muß der Körper sich entwickeln und ausbilden. Wird der Geist zu früh angestrengt, so geschieht es nur auf Kosten der körperlichen Ausbildung. Ist der Körper gesund und gedeihlich herangewachsen, so hat die Empfänglichkeit des Geistes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um so geschwinder, so daß gar nichts dabei versäumt wird. Vor dem siebenten bis achten Jahre sollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten. H.

Eschen (F. A.), dieser mit den schönsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattete Jüngling, der schon früh die Aufmerksamkeit von J. H. Voß, dessen Unterricht er genoß, auf sich zog, und gewiß die schönen Hoffnungen, zu denen er das Vaterland berechtigte, nicht getäuscht haben würde, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod gewaltsam hinweggerafft hätte, ward 1777 zu Eutin im Holsteinischen geboren. Er vollendete seine Studien in Jena und ging darauf nach Bern, um die Leitung eines jungen Mannes zu übernehmen. Hier vollendete er seine wohlgerathene Uebersetzung der Oden des Horaz. Verschiedene eigene Gedichte voll Lieblichkeit und Zartheit versprachen ihm einen ausgezeichneten Platz unter den deutschen Dichtern. Aber auf einer Reise an den Ufern des Genfer See's fand er im Jahr 1800 in der Blüthe der Jahre seinen Tod, als er den Buet bestieg. Benzenberg theilt uns darüber folgende, an Ort und Stelle gesammelte Details mit. Eschen kommt von Genf und trifft unterwegs einen Mann, der sich erbietet, ihn auf den Buet zu führen, dessen Spitze 9600 Fuß über dem Meere ist. Der Führer aber kannte den rechten Weg nicht, welcher weder gefährlich noch unbequem ist, und führte Eschen von der unrechten Seite hinauf. Eschen geht über die Gletscher und verschwindet. Eine dünne Schneebrücke, über die er ging, brach durch, und er fiel in einen Eisschlund von hundert Fuß Tiefe. Sein Reisegefährte Simschen lief nach Servoz, welches ungefähr sechs Stunden entfernt ist, um Hülfe zu suchen, da sie keine Stricke bei sich hatten. In der folgenden Nacht gingen vier Führer von Servoz nach dem Buet, und ließen sich an Stricken in die Eisspalte hinunter. Sie fanden den unglücklichen Eschen in der Eisspalte eingeklemmt, mit den Händen über dem Kopf und ganz erfroren. Er war ohne Verletzung gewesen, hatte sich aber in der Verzweiflung der Todesangst die Nägel von den Fingern gekratzt; doch aus diesem Eisgrabe war keine Erlösung. — Eine granitne Denksäule mit marmornem Postamente deckt seine Gebeine. Dieses einfach edle Monument erhebt sich hart an der Landstraße unweit Servoz, und rührt, wie die Inschrift, welche den Todten preist und die Lebenden warnt, von dem Departements-Präfecten Eymar zu Genf her.

Eschenbach (Wolfram von), dessen Blüthe in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, ist unter allen Dichtern des schwäbischen Zeitraums oder den Minnesängern nicht allein einer der fruchtbarsten, sondern überhaupt der vorzüglichste. Reich und neu in der Darstellung und ein gewandter und zierlicher Meister der Sprache

und des Versbaues, erhebt er sich zu einer epischen Höhe, die vor und nach ihm nicht erreicht worden. Von seinen persönlichen Umständen wissen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geschlechte, wahrscheinlich aus der Oberpfalz, stammt. Er empfing zu Hennenberg den Ritterschlag, und brachte sein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von seinem Dichtertalente und der Freigebigkeit der Fürsten lebte. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach begraben. Er hat wahrscheinlich das Jahr 1207 überlebt. Er war seinen Zeitgenossen Meister des Gesanges. (S. über ihn das Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von Hagen, Docen und Büsching, im 1sten Bande.) Seine Gedichte sind theils von seiner eigenen Erfindung, theils nach französischen und provenzalischen Mustern gearbeitet. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Werke sind: der Parcival, der Titurell oder die Pfleger des Graals, der trojanische Krieg, Wilhelm von Oranse, und Gottfried von Bouillon. Der Parcival und Titurell sind 1477, ersterer auch bei Müller gedruckt.

Eschenburg (Johann Joachim), Hofrath und Professor am Carolino in Braunschweig, wurde den 1. Dec. 1743 zu Hamburg geboren, woselbst sein Vater die Handlung trieb. Dieser mit dem liebenswürdigsten Charakter und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit ausgestattete Veteran unserer Literatur hat sich als Lehrer und Schriftsteller dauernde Verdienste erworben. Seinem rastlosen Fleiße, den er auf verschiedene Zweige des menschlichen Wissens richtete, verdanken wir hauptsächlich eine genauere und gründliche Kenntniß der englischen und vaterländischen Literatur. Seine Uebersetzungen aus dem Englischen, unter denen seine Verdeutschung des Shakespeare die erste Stelle verdient, verrathen einen tiefen und gründlichen Sprach- und Sachkenner, und sein Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, die dazu gehörige Beispielsammlung, so wie sein Handbuch der classischen Literatur zeigen ihn als einen geschmackvollen Literator, der die Werke alter und neuer Zeit in ihrem ganzen Umfange kennt.

Escoiquiz (Don Juan), Staatsminister, Commandeur des Ordens Carls III. u. s. w. Dieser in der neuesten Geschichte Spaniens berühmt gewordene Mann ist 1762 in einer altadlichen Familie von Navarra geboren. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, ward er Page Carls III. Aus Neigung zu den ernsten Wissenschaften zog er den geistlichen Stand dem Militärdienst vor und empfing ein Canonicat des Stifts zu Saragossa. Seine liebenswürdigen Eigenschaften erwarben ihm zahlreiche Freunde und Gönner am Hofe, und so fiel, als dem Prinzen von Asturien ein Lehrer gegeben werden sollte, die Wahl auf ihn. Er wußte bald die ganze Liebe des Prinzen zu gewinnen, für den er seiner Seits eine wahrhaft väterliche Zuneigung hegte. Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich 1797 und 98 gegen den König und die Königin über die Leiden, welche auf Spanien lasteten, äußerte, zogen ihm die Feindschaft des Friedensfürsten zu, welcher es endlich dahin brachte, daß er nach Toledo verwiesen wurde. Der Prinz verlor seinen geliebten Lehrer mit großem Kummer und blieb durch einen geheimen Briefwechsel mit ihm in Verbindung. Escoiquiz suchte auch in der Verbannung durch verschiedene

Denkschriften, die er dem Könige einsandte, diesen über seinen Günstling aufzuklären; aber umsonst. Vielmehr gewann der Friedensfürst bei dem Könige ein immer entschiedenes Uebergewicht über den Prinzen, welcher im März 1807 an Escoiquiz schrieb, daß er für seine Krone fürchte und bei ihm Rath und Beistand suchte. Sogleich begab sich Escoiquiz nach Madrid, wo eben der Proceß vom Escurial Statt fand. Er vertheidigte den Prinzen auf das kräftigste und wirkte dadruch entscheidend auf die Meinung des Volks ein. Als im März 1808 Ferdinand VII. den Thron bestiegen hatte, begnügte sich Escoiquiz mit dem Amte und Titel eines Staatsraths. Er rieth zu der Reise nach Bayonne, begleitete Ferdinand VII. dahin, zeigte in den Unterredungen mit Napoleon, der seinen Einfluß kannte und ihn daher vor allen bearbeitete, eben so viel Verstand und Festigkeit, als Anhänglichkeit an seinen Fürsten und rieth endlich diesem, der Krone nicht zu entsagen, was auch erfolgen möchte. Indeß fand diese Entsagung doch Statt und Escoiquiz folgte den Prinzen nach Valançay, ward aber bald von ihnen getrennt und nach Bourges verwiesen, wo er 4 1/2 Jahr in der Zurückgezogenheit lebte. Erst im Dec. 1813. kehrte er nach Valançay zurück, als die eingetretnen Umstände Napoleon geneigt gemacht hatten, mit Ferdinand VII. und den Infanten sich zu versöhnen. Er nahm an allen Verhandlungen Antheil, welche die Bourbons noch vor Napoleons gänzlichem Sturz wieder auf den spanischen Thron setzten. Im J. 1814 verließ er den Hof und zog sich nach Saragossa zurück. Man erfuhr bald, daß er in Ungnade gefallen sey. Er wurde sogar auf seines Königs Befehl gefangen gesetzt. Nach einiger Zeit ward er zurückgerufen, fiel aber zum zweiten Mal in Ungnade und lebt jetzt in der Verbannung in Andalusien. Escoiquiz hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht, und unter andern Young's Nachtgedanken und Miltons verlornes Paradis ins Spanische übersetzt. Am bekanntesten ist seine Auseinandersetzung der Gründe, welche Ferdinand VII. bewogen haben, sich nach Bayonne zu begeben, ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Escorial (El Escurial), ein in der spanischen Provinz Segovia, in einer rauhen bergigen Gegend gelegener Flecken, 6 1/2 Meile von Madrid, woselbst König Philipp II., wegen eines Gelübdes, nach dem bei St. Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloster und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich unter dem Namen Escorial versteht. Da die Schlacht von St. Quentin am 19. August, als dem Festtage des heiligen Laurentius, gewonnen worden, so ward auch das Escorial diesem Heiligen geweiht. Es enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit allem, was die verschwenderische Pracht vereinigen kann, ausgestattet sind. Zweihundert Mönche von dem Orden des heiligen Hieronymus bewohnen die Klostergebäude und trieben sonst die einträglichste Schafzucht. In der prachtvollen Hauptkirche, welche 24 Altäre und acht Orgeln in sich faßt, befindet sich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, woselbst die verstorbenen Regenten Spaniens beigesetzt werden. Schon Carl V. machte den Entwurf zu diesem Bau und Philipp II., III. und IV. führten ihn aus; er soll 6 Millionen Ducaten gekostet haben. Philipp II. legte zugleich die berühmte Bibliothek des Escorial an, und sein Sohn vermehrte sie ansehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte handschriftliche Schätze, wiewohl leider ein Theil derselben durch einen Brand im Jahr 1671 vernichtet ward. (Vergl. Casiri.)

Digitized by Google

Eſelsfeſte, ſogenannte, wurden im mittlern Zeitalter mehrere Jahrhunderte hindurch faſt in ganz Europa um Weihnachtszeit gefeiert. Nachdem man nämlich vor den Kirchthüren einige Geſänge angeſtimmt hatte, ließ man in der Kirche ſelbſt (bis zu dieſem Grade der Narrheit wurden die ehrwürdigſten Gegenſtände gemißbraucht!) einen Eſel, mit einer großen Kutte behangen, erſcheinen. Verkleidete Prieſter, unter welche ſich bisweilen auch die Laien miſchten, ſangen ein Lied um den Eſel, und zwiſchendurch wurde auch das Schreien dieſes Thieres nachgeahmt. Aus dem Liede iſt die Abſicht dieſes Feſtes ſichtbar, nämlich die Propheten, welche Chriſti Geburt vorher verkündigt hatten, in Prozeſſion vorzuſtellen. Bileam erſchien auf einer Eſelin; dies hat wahrſcheinlich dem Feſte den Namen gegeben. Andere meinen, man habe damit die Flucht der Maria nach Aegypten verſinnlichen wollen.

Eskimo's, eine Völkerſchaft, die aus Grönland ſtammt und die Küſten des nördlichen Labrador bewohnt; daher ſie denn auch mit den Grönländern einerlei Sprache hat. Die Eskimo's ſind von beſchränktem Geiſte, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Geſtalt; beſonders klein ſind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe iſt weiß, allein Unreinlichkeit und Thran läßt dieſe kaum erkennen. Sie führen ein höchſt ärmliches Leben, und nähren ſich von Fiſcherei und Jagd; oft wenn ſie nichts haben, um ihren Hunger zu ſtillen, ſaugen ſie ihr eigenes Blut ein. Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zuſammengeſetzten bis 21; was darüber iſt, heißt eine Menge. Auf gleiche Weiſe ſind ſie in ihren übrigen Begriffen beſchränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der Stärkere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vorgezogen wird. Eben ſo wenig haben ſie Geſetze; die einzige Strafe iſt allgemeiner Tadel. Alle religiöſen Begriffe ſind ihnen fremd; die mähriſchen Brüder haben verſucht, das Chriſtenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erſte Eskimo getauft.

Esmenard (Joſ. Alph.), einer der vorzüglichſten neuern franzöſiſchen Dichter, und Mitglied des Inſtituts, war 1770 in dem kleinen Orte Peliſſanne in der Provence geboren und kam 1790 mit einem Auftrag der Stadt Aix nach Paris, wo er ſich mit einigen königlich geſinnten Journaliſten verband. Dies brachte ihn auf die Proſcriptionsliſte. Er flüchtete, durchſtrich Italien, Deutſchland, England und kam 1796 wieder nach Paris, wo ihn der bataviſche Geſandte Schimmelpennink in ſeinem Bureau anſtellte. Dennoch ward er als Emigrant verfolgt und wieder nach Deutſchland deportirt. Erſt nach der Revolution vom 9. Nov. 1799 (dem 18. Brümaire) wagte er ſich zurück und genoß Sicherheit. Nun arbeitete er mit Chateaubriand, Laharpe und Fontanes am franzöſiſchen Mercur. Im Jahr 1803 ging er mit dem General Leclerc nach St. Domingo, kam wieder und reiſete nach Martinique, wo er Generalſecretär der Regierung ward. Aber ſchon zu Ende 1804 war er wieder zu Paris und bald vornehmſter Redacteur der Gazette de France. Zuletzt ging er mit Aufträgen nach Italien. Auf der Reiſe von Neapel nach Rom hatte er das Unglück, auf einem ſteilen Wege zwiſchen Itri und Fondi mit dem Wagen umgeworfen und mit dem Kopfe gegen die Felswand geſchleudert zu werden. Man trepanirte ihn zu Fondi, aber er ſtarb acht Tage nachher, 42 Jahre alt, im J. 1811.

Er ist vorzüglich bekannt durch sein größeres didaktisches Gedicht: La navigation. Dies Gedicht war von ihm 1796 in Venedig angefangen. In der Folge hatte er, ein anderer Vernet, alle Gelegenheiten aufgesucht, um gefahrvolle Seereisen zu unternehmen, damit er sie einst beschreiben könne. Auch in der theatralischen Poesie hat er sich mit Glück versucht; wir nennen von ihm in dieser Gattung le Triomphe de Trajan und Fernand Cortez. Seine Sprache ist edel und seine Darstellung voll Würde.

Esoterisch, geheim, bloß für Geweihte bestimmt. Bei den Mysterien oder geheimen Gesellschaften der Alten hatte man esoterische und exoterische Lehren, jene für die Geweihten, diese für die Ungeweihten. Auch in den Wissenschaften hat man in der Folge diejenigen Vorstellungs- und Lehrarten, welche nur für gelehrte Kenner (Esoteriker) gehören, esoterische, und diejenigen, welche den Fassungskräften der Ungelehrten (Exoteriker) angemessen sind, exoterische genannt.

Espagnolet, eigentlich Joseph Ribeira, mit dem Zunamen Espagnolet, war 1589 zu Xativa im Königreich Valencia geboren. Dieser unter den spanischen Malern zu den vorzüglichern gehörende Künstler studirte besonders den Corregio und strebte durch seine Arbeiten die Werke des Dominico zu verdunkeln. Schreckliche und schauderhafte Gegenstände behandelte er am glücklichsten, doch fehlte ihm Geschmack und Adel. Seine mit zu greller Wahrheit ausgeführten Gemälde erregen nicht Schaudern, sondern Entsetzen. Er lebte lange in der Armuth, in der er geboren war, und obgleich ihn ein Cardinal aus derselben ziehen wollte, kehrte er doch freiwillig zu ihr zurück, weil er bemerkt hatte, daß ihm Gemächlichkeit die Lust zur Arbeit raubte. Neapel, wo er sich niederließ, betrachtete ihn als seinen ersten Maler. Er starb daselbst 1656. Andere erzählen, daß sein Tod an einem unbekannten Orte erfolgt sey, wohin er sich aus Kummer über das Verhältniß, das Don Juan, der natürliche Sohn Philipps IV., mit seiner Tochter angesponnen hatte, zurückzog. Außer seiner Eifersucht auf Dominico, die ihn oft zu weit führte, fällt seinem Charakter nichts Tadelhaftes zur Last. Seine Hauptwerke finden sich in Neapel und Spanien.

Espinasse (Julie Jeanne Eleonore de l'). Diese einst in Frankreich wegen ihrer Liebenswürdigkeit bewunderte Frau vereinigte die glänzendsten Geistesgaben mit einem der heftigsten Liebe fähigen Herzen, und glänzte als eine seltene Erscheinung ihres Geschlechts in den feinsten, gebildetsten und erlesensten Cirkeln von Paris. Sie war zu Lyon im J. 1732 geboren, und obgleich ihre uneheliche Geburt sammt den sie begleitenden Umständen keineswegs unbekannt war, so wurde sie doch für eines Bürgers Tochter ausgegeben und führte stets den Namen desselben, ohne je ihre wahre Abstammung in Anspruch zu nehmen. Damit erfüllte sie treu das Versprechen, das sie ihrer Mutter, der Madame d'Albon, auf dem Sterbebette gegeben, und wogegen sie von dieser ein kleines Vermächtniß erhalten hatte. Damals versammelte die Frau von Deffand gleichsam einen Hofstaat der gebildetsten und geistreichsten Männer um sich, die einander unter ihrem Vorsitz mit Scharfsinn, Witz und Galanterie wetteifernd bekämpften, und über Wissenschaften und Politik richteten. Diese Dame, deren im Alter überhand nehmende üble Laune, wie sie selbst fühlte, der freien Mittheilung ihrer Freunde oft Eintrag that, sehnte sich um so mehr

nach einer Gesellschafterin, als ihr Zustand durch die Leiden noch verschlimmert wurde, die der Verlust des Gesichts ihr verursachte. Ihre Wahl fiel auf Julie de l'Espinasse, die gern ihren Anerbietungen folgte, da sie in einer dürftigen Lage war. Anfangs lebten beide Frauen in bester Harmonie. Aber zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, selbst d'Alembert, der geprüfteste Verehrer der Frau von Deffand, fühlte sich von der Gewalt ihrer Reize besiegt, und bekannte ihr seine Liebe. Sobald Frau von Deffand in der l'Espinasse eine so gefährliche Nebenbuhlerin erkannt hatte, entfernte sie sie von sich. Aber die Verstoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, um sich verlassen zu finden; ja man bewirkte durch den Herzog von Choiseul, daß der König ihr ein anständiges Jahrgeld aussetzte. Von jetzt an trat sie in die große Welt ein und die glänzendsten Cirkel wetteiferten um die Ehre ihres Besitzes. D'Alembert entsagte fortan der Frau von Deffand, um sich ganz derjenigen zu widmen, die sein Herz gefesselt hielt, und von der er, wiewohl vergebens, Gegenliebe erflehte. Nur die wohlwollendste Freundschaft konnte sie für ihn empfinden, und diese bewies sie ihm als er von einer schweren Krankheit ergriffen ward, durch die sorgfältigste Pflege. D'Alemberts Sehnsucht, seiner geliebten Freundin stets nahe zu seyn, ward dadurch nur vermehrt, und sie gewährte ihm den Wunsch, Eine Wohnung mit ihr beziehen zu dürfen. Aber jetzt sollte dieselbe Leidenschaft, die sie d'Alembert nicht erwiedern konnte, für einen andern in ihrem Herzen erwachen. Der Marquis von Mora, ein spanischer Jüngling, der männlichen Adel mit höchstem Liebreiz und ein glühendes Herz mit dem gebildetsten Verstande vereinigte, ward von ihr geliebt und liebte sie wieder. D'Alembert, der redliche, seinen Schmerz still in sich verschließende Freund, opferte nicht nur seine Liebe dem Willen seiner Verehrten, sondern war selbst großmüthig genug, das Amt des Mittlers zwischen Beiden zu übernehmen. Schon waren die sehnlichen Wünsche der Liebenden dem Ziele nahe, als plötzlich Mora erkrankt. Julie will vor Kummer vergehn, doch in demselben Augenblick legt eine neue Liebe ihr Fesseln an und vertilgt das Bild des sterbenden Freundes noch vor seinem Tode aus ihrer Seele. Der Oberst Guibert, bekannt durch seine Verhältnisse mit Friedrich II., der die Gunst der Frauen als einen seinen Eigenschaften gebührenden Tribut zu betrachten gewohnt war, zog sie um so unwiderstehlicher an sich, jemehr seine Liebe nur ein galantes Spiel war, das bestimmt schien, die an Mora verübte Wankelmüthigkeit und die Verschmähung des edlen d'Alembert zu strafen. Wer könnte die Verkettung dieser Verhältnisse, den Wechsel der seltsamen Launen der Liebe, die ihre Gunst, der alten Vorstellung gemäß, blind verschenkt, ohne Theilnahme betrachten, wer die Briefe der l'Espinasse, in denen sich ausspricht, was glühende unauflösliche Liebe einem zarten Herzen eingeben kann, ohne Rührung lesen? Die darin mit so viel Anmuth und Zartheit ausgedrückten tiefsten und innigsten Gefühle zeugen von einer seltnen Bildung, und lassen uns das Urtheil La Harpe's unterschreiben, der von ihr sagt: „Ich habe nie ein Weib gekannt, das mehr natürlichen Verstand, weniger Sucht, ihn geltend zu machen, und mehr Talent besessen, die Geistesgaben Anderer hervorzuheben. Sie gab jedem seinen Platz, und jeder war mit dem seinigen zufrieden. Bei großer Gewandtheit besaß sie die liebenswürdigste Artigkeit, die den Ton der Theilnahme annimmt. Dieser Ton ward ihr leicht, sie fesselte unwiderstehlich, und so viel Freunde

Digitized by Google

sie auch hatte, so glaubte doch jeder, daß er es allein sey. Niemand war thätiger, wenn es galt, sich jemand zu verpflichten." mine gute deutsche Uebersetzung ihrer Briefe erschien in 2 B. 1809 von Madame Spazier. Sie starb im Jahre 1776.

Esplanade, ein freier, ebener Platz vor einem großen Gebäude; in der kriegerischen Sprache der freie Platz zwischen der Citadelle und den Häusern der Festung; auch die Abdachung der Brustwehr an dem sogenannten bedeckten Wege (s. Glacis).

Espremenil (Jacques Duval d'), ein merkwürdiges Beispiel des Wechsels der Volksgunst bei großen politischen Gährungen. Geboren zu Pondichery im J. 1746, zeichnete er sich früh durch einen feurigen Geist und eine glänzende Beredsamkeit aus. Er betrat die gerichtliche Laufbahn als königlicher Sachwalter, und ward nachher Parlamentsrath zu Paris. Hier hatte er Gelegenheit, durch Opposition gegen den Hof seine Talente auf eine glänzende Weise zu entwickeln, zugleich aber verrieth er einen unruhigen, zu politischen Neuerungen geneigten Kopf. Als Mesmer mit seinen Entdeckungen des Magnetismus auftrat, ward er ein Schüler und großer Anhänger desselben. Besonders richtete er seinen lauten öffentlichen Tadel gegen die Königin. Seine hartnäckigen Angriffe auf den Hof und die Minister bewirkten endlich seine Verbannung auf die Insel St. Margaretha, dadurch aber ward er nur noch entschiedner das Haupt aller Feinde des Hofes und der Abgott des Volks, das ihn als seinen unerschrockensten Vertheidiger ansah. Als er kurz nach seiner Zurückberufung dem Schauspiele in Lyon beiwohnte, widerfuhr ihm die Auszeichnung, öffentlich mit einem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Er trug sobald er in Paris angekommen war, auf die Zusammenberufung der Reichsstände an, und ihm ward die Ehre, selbst zum Deputirten ernannt zu werden. Wider Erwarten hörte man ihn aber bald mit eben so viel Nachdruck die Vorrechte des Königs verfechten, als er die Auflagen der Minister bestritten hatte. Dadurch zog er den Haß der Volkspartei auf sich, und als er am 17. Juli 1792 in den Tuilerien sich unter einer Anzahl von Menschen befand, ward er erkannt, mit Gewalt aus ihrer Mitte gerissen, in den Garten des Palais-Royal geschleppt und gemißhandelt. Die Proscription erreichte ihn bald. Er ward vor das Revolutionstribunal gezogen, verurtheilt und starb mit vielem Muthe am 23. April 1794.

Esprit de V—n (Weingeist) wird in Frankreich eine sehr starke zwei- und mehrmal abgezogene Art Branntwein genannt, die zur Verfertigung von Firnissen, zur Fabrikation von mancherlei Arzneimitteln, wohlriechenden Wassern, Essenzen u. s. w. gebraucht wird. Man hat diese Waare in vielerlei Sorten von verschiedener Stärke und Feinheit, und bezieht sie vorzüglich von Cette, La Rochelle, Montpelier und Cognac.

Esquire (abbrevirt Esq., ausgesprochen Skweir', abgeleitet von escuyer, der Schildknappe), ein englischer Titel, über den Küttner sagt, daß alle diejenigen schwer aufzuzählen sind, denen er eigentlich, d. h. nach den Gesetzen, zukommt. Die Söhne der Baronets, die Advocaten oder plaidirenden Rechtsgelehrten, sind Esquires, und so manche Andere in verschiedenen öffentlichen Aemtern haben diesen Titel von Rechtswegen; aber man gibt ihn auch vielen aus Höflichkeit, denen er eigentlich nicht gehört, als Gelehrten, Künstlern u. s. w. Der Besitz liegender Gründe gibt ihn nicht, ob man gleich diejenigen, die liegende Gründe haben, durchaus und vor-

Digitized by Google

zugsweise so nennt. Die englischen Bauern nennen ihre Gutsherrn Esquire.

Eß (Carl von) und Leander von Eß; der erstere Pfarrer zu Huysburg bei Halberstadt, der letztere Benedictiner der Abtei Marienmünster im Fürstenthum Paderborn und später Pfarrer zu Schwalenberg im Fürstenthum Lippe, seit 1813 außerordentlicher Professor der Theologie und catholischer Pfarrer zu Marburg, auch Mitdirector des dasigen Schullehrer-Seminariums, beide Vettern, und der catholischen Lehre zugethan, haben sich durch ihre mit vielem Beifall aufgenommene und für alle christlichen Religionsparteien brauchbare Uebersetzungen der heiligen Schriften des N. T. (Sulzbach bei Seidel) rühmlichst bekannt gemacht. Der Papst hat jedoch in neuerer Zeit ihnen untersagt, sie ferner drucken zu lassen.

Eßlair (Ferdinand), einer der vorzüglichsten deutschen dramatischen Künstler, Hofschauspieler und Regisseur des königl. Hoftheaters in Stuttgart, wurde den 2. Febr. 1772 geboren. Familienrücksichten erlauben bis jetzt weder die genauere Angabe seiner Aeltern, noch seines Geburtsorts. Er hatte von Jugend an eine Vorliebe für Menschendarstellung, daher ihm auch alle auf dieses Studium Bezug habende Gegenstände willkommen waren. Seine frühern Verhältnisse, welche nicht in sein Künstlerleben gehören, hielten ihn bis in sein 25stes Jahr von der Bühne entfernt und erst nach einigen gelungenen Versuchen auf Liebhabertheatern betrat er in den neunziger Jahren die damals unter der Direction Fürchtegott von Hoffmann's stehende Bühne zu Insbruck. Die Natur hatte ihn durch geistige und physische Anlagen zum Schauspieler bestimmt, denn mit einem klangvollen, angenehmen Organ, sprechenden Zügen und einer hohen, kräftigen Heldengestalt verband er eine lebhafte Phantasie, richtiges Gefühl und eine treffende Beurtheilungskraft. So war es ihm möglich, sich bald die Gunst des Publikums zu erwerben. Nach Verfluß eines halben Jahrs folgte er einem Rufe des Theaters zu Passau, welches damals unter der Leitung des Schauspielers Schopf stand. Dieser für jene Zeit sehr verdienstvolle Künstler war, ungeachtet mancher Gebrechen, welche dem denkenden Anfänger nicht entgingen, Eßlair's Lehrer und Vorbild und für diesen von wesentlichem Nutzen. Daß aber auch Schopf dem aufkeimenden Talent des Schülers Gerechtigkeit widerfahren ließ, bewies er dadurch, daß er ihn im Jahr 1798 bei Organisation des deutschen Schauspiels in Prag unter Quardasonis Leitung ausdrücklich dahin berief. Kurz zuvor hatte sich Eßlair mit seiner ersten Gattin, welche keine Schauspielerin war, vermählt, und hoffte nun durch seine Kunst so viel erwerben zu können, als zu Bestreitung seiner ökonomischen Bedürfnisse erforderlich war; allein hierin hatte er sich getäuscht. Zwar erkannte das Publikum die Kunstleistungen des jungen, feurigen Mannes durch ungetheilten Beifall an, aber der Theaterunternehmer war zu keiner Erhöhung des Gehalts zu bewegen. Neben den unausgesetzten geistigen Anstrengungen auch noch mit täglichem häuslichen Mangel kämpfend, erlag endlich seine Constitution, und dies bewog ihn, unterstützt von einem bewährten Freunde, dem geachteten Deklamator Solbrig, Prag zu verlassen, und für sich und die Seinigen eine ergiebigere Stelle aufzusuchen. Im Jahr 1800 kam Eßlair zum ersten Mal nach Stuttgart, wo das damalige Hoftheater an Haselmaier verpachtet war. Eßlair erhielt hier sogleich ein Engagement,

mit der Verbindlichkeit auch bei der Haselmaier'schen Gesellschaft in Augsburg zu spielen, allein hiemit war wieder nur ein sehr mäßiger Gehalt verbunden, so daß er keine Aussicht hatte, seine zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern. Gute Vorbilder sah er in dieser Epoche nur selten; ihm blieb nichts, als die Erinnerung an die Leistungen eines Lange, Brockmann, Marchand, Huk, Junker u. a., und die ihm inwohnende unversiegbare Geistesquelle. Nach Auflösung der Augsburger Bühne, ging Eßlair auf das Theater in Nürnberg; hier brachte der im Jahr 1806 erfolgte Tod seiner ersten Gattin eine bedeutende Veränderung in sein Kunstleben. Vier mutterlose Kinder setzten ihn in die Nothwendigkeit, zu einer zweiten Verbindung zu schreiten, und er wählte seine noch lebende Frau, welche unter dem Namen Elise Müller schon früher als Schauspielerin bei einigen großen Theatern bekannt war. In ihrer Gesellschaft unternahm er im J. 1807 Kunstreisen nach Stuttgart, Mannheim und Frankfurt, und erhielt in Mannheim Anstellung. Hier verlebte er in der Ausübung der Kunst mehrere glückliche Jahre. Das Anerbieten einer höhern Besoldung und die Aussicht, durch einen Vorschuß die noch aus frühern Zeiten herrührende Schuldenlast tilgen zu können, bestimmten ihn, den an ihn ergangenen Ruf von dem großherzoglich badenschen Hoftheater in Carlsruhe anzunehmen. Jedoch erlaubten die damaligen Zeitumstände nicht, die gemachte Hoffnung wegen des Vorschusses zu verwirklichen. Endlich zog der nun verewigte König Friedrich von Wirtemberg im J. 1814 diesen wackern Künstler aus seiner beengten Lage, indem er ihm nicht nur einen bedeutenden jährlichen Gehalt auf Lebenslang zusicherte, sondern auch den so lange gewünschten Vorschuß leisten ließ. Von jetzt an entwickelte Eßlair, von keinen widrigen Eindrücken gestört, das Höchste der Kunst, sowohl in tragischen Rollen, wie Theseus in Phädra, Tell, Otto von Wittelsbach u. a., als auch im bürgerlichen Schauspiel mit Verläugnung seiner schönen imponirenden Gestalt, wie z. B. als Oberförster in den Jägern, Dallner in Dienstpflicht ꝛc., so daß er sich nicht nur in Stuttgart bei dem Publikum den entschiedensten Beifall erworben hat, sondern auch auf seinen mit seiner Gattin jährlich unternommenen Kunstreisen von dem Auslande als einer der ersten jetzt lebenden Schauspieler anerkannt wurde. Im Jahr 1818 trennte er sich von seiner zweiten Gattin, und heirathete eine Demoiselle Ettemaier.

Eßlingen, s. Aspern.

Essäer, eine Secte unter den Juden, von welcher sich schon im ersten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung Spuren finden. Ihr Zweck scheint hauptsächlich ascetisch gewesen zu seyn. Sie zogen sich in die Einsamkeit zurück und hatten Gütergemeinschaft unter sich eingeführt. Der Aufnahme in ihren Bund gingen Prüfungen vorher. Blutige Opfer brachten sie nicht; statt vieler Ceremonien widmeten sie sich dem Gebet und den stilleren Andachtsübungen, beobachteten die Sabbathsfeier streng, und heilten durch Kräuter und Wurzeln allerhand Krankheiten.

Essenz ist im Allgemeinen jede Auflösung eines Körpers und seiner Hauptbestandtheile in Weingeist oder Wein. Dergleichen Essenzen gibt es in der Medicin viele, z. B. Rhabarberessenz, Myrrhenessenz u. s. w. — Essenzen nennt man insbesondere die uns aus Paris, Montpelier und andern französischen Plätzen zukommenden feinen wohlriechenden Wasser, Geister und Oele, die als Parfümerie

gebraucht werden. — Auch nennt man Essenz die kostbarste und edelste Sorte des Tokayer Weins.

Esser (Robert Devereux, Graf von), ausgezeichnet in der Geschichte als tapferer Krieger, mehr aber noch durch die besondere Gunst seiner Monarchin, der großen Elisabeth von England, so wie durch die unglückliche Wendung seines Schicksals, welches ihn schnell von dem höchsten Gipfel des Glücks auf das Blutgerüst führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Esser, und Lettice Knolles, einer Verwandten der Königin Elisabeth, geboren den 10. Nov. 1567 zu Netherwood, dem Schlosse seines Vaters in der Grafschaft Herefordshire. In seiner ersten Jugend soll er keine bedeutenden Anlagen gezeigt haben, so daß sein Vater auch keine großen Hoffnungen von ihm faßte. Sterbend empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieser sandte den jungen Grafen im zwölften Jahre auf die Universität Cambridge, wo er sich bald durch Fleiß und Talent bemerklich machte. In seinem siebzehnten Jahre erschien er zum ersten Male am Hofe, wo die Annehmlichkeiten seines Aeußern, so wie seine glänzenden Eigenschaften einen ihm sehr günstigen Eindruck machten, und, von dem Andenken seines Vaters unterstützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerst auf dringendes Bitten seiner Mutter, wiewohl nicht ohne Widerwillen, den Grafen Leicester im J. 1585 nach Holland. Im folgenden Jahre erhielt er den Titel eines Generals der Cavallerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweise der Tapferkeit ab. Leicester ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. Nach England zurückgekehrt, wurde er an des höher beförderten Leicesters Stelle Großstallmeister, und erreichte im J. 1588 den Gipfel seines Glücks; denn Elisabeth ernannte ihn zum General der Cavallerie unter Leicesters Befehlen bei der Armee, die zu Tilburn zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall versammelt wurde. Von jetzt an galt er auch als erklärter Günstling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hosenbandes schmückte. Es ist wohl nicht zu verwundern, wenn dieses schnelle, unerwartete Glück den jungen Mann zuweilen über die Gränzen der Mäßigung führte. Nachdem er einen heftigen Streit, ja einen Zweikampf mit einem andern Günstling der Königin gehabt hatte, schloß er sich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugals Thron setzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch bloß zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei seiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leicester war das Jahr zuvor gestorben. Esser, der ihm zum Theil seine Erhebung dankte, unternahm nun manches, was der Monarchin mißfiel, besonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walsingham, der Wittwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Elisabeth nicht über diese Angelegenheit sprach, gedachte sie derselben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürstend erhielt Esser 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Elisabeth zu Heinrichs IV. Unterstützung nach Frankreich sandte. Allein diesen Zeitpunkt benutzten seine Feinde, um ihm bei der Königin zu schaden, welche mit seinem Benehmen ohnedies nicht ganz zufrieden war; jedoch wußte er diesmal ihre Pläne zu vereiteln, und Elisabeth ernannte ihn im J. 1593 zum Mitgliede ihres geheimen Raths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadix, die Esser mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadix in die Gewalt der

Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobſprüchen, vom Volke mit öffentlichen Beifallsbezeigungen empfangen, allein daß er ſich merken ließ, er achte dieſe eben ſo hoch als jene, ſchadete ihm in Eliſabeths Augen. Die Königin ließ ihn dies empfinden, da erwachte ſein Stolz, und er gerieth in häufige Streitigkeit mit der Monarchin. Dennoch ernannte ſie ihn doch zur Belohnung ſeiner Dienſte 1597 zum Großmeiſter der Artillerie. Dieſe neue Gunſtbezeigung ſchien ſeinen hochſtrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot ſich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien, allein dieſer hatte nicht den gehofften Ausgang. Eſſex ſah bei ſeiner Rückkehr, daß Eliſabeth Menſchen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte, dieß kränkte ihn. Er wollte ſich auf ſeine Güter zurückziehen; aber Eliſabeth beſänftigte ihn nochmals dadurch, daß ſie ihn zum Großmarſchall von England ernannte. Dieſes Benehmen der Monarchin, welches ihm zeigte, daß ſie ihn nicht zu hoch neben ſich ſtellen wollte, hätte ihn Mäßigung und Klugheit lehren ſollen, allein ſein Stolz verleitete ihn zu Unbeſonnenheiten, die ſeine Feinde nur zu ſehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieſer kräftige Mann war eine bedeutende Stütze für ihn geweſen. Zwar wurde Eſſex nach ihm Kanzler der Univerſität Cambridge, aber dies konnte man auch als den letzten Schimmer ſeines Glücks betrachten. Schon vor Burleighs Tode hatte ſich Eſſex mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geſchickt werden ſollte. Dabei kam es ſo weit, daß Eſſex von der Königin eine Ohrfeige bekam, weil er ſich ungeziemend gegen ſie betragen hatte. Indeſſen verſöhnte ſie ſich ſpäter doch wieder mit ihm, und ſandte ihn ſelbſt als Vicekönig nach Irland und zwar mit den ausgedehnteſten Vollmachten. Er benahm ſich jedoch bei dieſem wichtigen Geſchäfte auf eine ſolche Art, daß er ſich das Mißfallen und den Unwillen der Königin nicht unverdienter Weiſe zuzog. Sie gab ihm dieſen zu erkennen, er antwortete im ſtolzen Tone darauf, und ob ſie ihm gleich befahl, Irland nicht zu verlaſſen, hielt er es doch für beſſer, nicht zu gehorchen, ſondern in Perſon ſich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn bei ſeinem Erſcheinen nicht ungütig auf, allein bei der gegen ſein Benehmen angeordneten Unterſuchung vertheidigte er ſich ſo ſchlecht, ſeine Feinde wirkten überdies ſo geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle ſeine Aemter außer dem eines Generals der Cavallerie zu verlieren. Eliſabeth wollte ihm dadurch noch Hoffnung auf ihre Gnade laſſen. Allein durch Heinrich Cuffs, ſeines Secretärs Rathſchläge aufgereizt, erlaubte er ſich ſelbſt Aeußerungen über die Häßlichkeit und das Alter der Königin, welche ſie aufs tiefſte verwunden mußten. Dazu kam, daß ihn die Volksgunſt aufgeblaſen machte, ſo daß er in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland Jacob, Eliſabeths vermuthlichem Nachfolger, trat, um ihm früher auf den Thron zu helfen, ja endlich ſogar mit dem verbrecheriſchen Plane umging, ſich mit Gewalt des Palaſtes der Monarchin zu bemächtigen und ſie zu zwingen, ein neues Parlament zu verſammeln und ihre Miniſter zu wechſeln. Der Plan wurde verrathen; nun verſuchte er einen Aufſtand in London zu erregen, um vielleicht den Thron zu erſchüttern und Eliſabeth zu demüthigen. Dies mißlang, er wurde in ſeinem Palaſte umringt und mußte ſich auf Discretion ergeben. Ihm und ſeinen Mitſchuldigen wurde nun der Proceß gemacht; die Königin ſchwankte lange, ehe ſie das gegen ihn ausgeſprochene Todes-

Digitized by Google

urtheil unterzeichnete. Immer noch hoffte sie, er würde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab sie endlich den Befehl zu seiner Hinrichtung, welche am 25. Februar 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunsche des Verurtheilten gemäß, erfolgte. Man erzählt: als Esser von seinem Unternehmen gegen Cadix zurückgekommen, und bemerkt habe, daß die Königin ihre Zärtlichkeit ihm von neuem geschenkt, habe er seine Besorgnisse laut werden lassen, daß seine oft nothwendige Abwesenheit ihn dem bösen Einflusse seiner Feinde bei der Monarchin bloß stellen möchte; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Versprechen, daß, was er auch gegen sie begehen möchte, wie groß auch die Beschuldigungen gegen ihn seyn möchten, er nur diesen Ring ihr zu senden brauche, um gewiß zu sein, daß sie seine Rechtfertigung anhören werde. Esser wollte nach seiner Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Esser Todfeind, bestimmte sie, den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil ein Opfer des Hasses und Neides, im vier- unddreißigsten Jahre seines Alters. Graf Esser war mit vielen vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, tapfer, beredt, geistreich, gewandt, edelmüthig und sehr offen, dabei aber auch unbesonnen und von äußerst heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter sich noch so verliebt zeigte, daß sie ihm nicht selten lächerlich erschien, machte ihn so vermessen, daß er sich zuweilen Spöttereien gegen sie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Er vermochte sein Glück nicht zu tragen. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten zur Liebenden zwischen ihm und Elisabeth bezweifeln wollen. Lord Orford hat es bestimmt für Liebe erklärt. Die Catastrophe, welche das Leben dieses merkwürdigen Mannes endigte, hat Stoff zu vier englischen und drei französischen Tragödien gegeben, so wie zu verschiedenen Romanen. Auch auf die deutsche Bühne ist sie durch eine Uebersetzung des englischen Trauerspiels von Henry Jones durch Dyck gekommen.

Essig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüssigkeiten durch die zweite oder saure Gährung (welche darum auch Essiggährung genannt wird) erzeugte Säure heißt Essig. Nach der geistigen Gährung ist jede solche Flüssigkeit von selbst geneigt, in die saure überzugehen, und kann nur durch künstliche Mittel daran verhindert werden. Bei Bereitung des Essigs hingegen werden Mittel zu ihrer Beschleunigung und Beförderung angewandt. Der Essig ist um so besser, je stärker er ist; ist er durch Destillation von allen fremdartigen Stoffen getrennt und gereinigt worden, so heißt er Essigsäure, welches eine überaus scharfe, flüchtige und durchdringende Flüssigkeit ist. Da der Gebrauch des Essigs sehr vielfach ist, so macht die Fabrikation desselben einen bedeutenden Gegenstand der menschlichen Industrie aus. Vor Erfindung des Pulvers wurde der Essig vorzüglich auch zum Sprengen der Felsmassen und bei Belagerungen angewendet. Plinius spricht schon davon, und das letzte Beispiel seines Gebrauchs im Kriege, kommt nach unserm Wissen, im J. 1657 vor, wo Franz von Lothringen sich desselben bei seinem Feldzuge in Italien noch bediente. Toiletten- und feine wohlriechende, über Kräutern abgezogene, Essige liefert Paris in großer Menge, und versieht mit diesem Luxusartikel halb Europa. Man findet bei dem berühmten Essig- und Senffabrikanten Maille in Paris über 200 Arten solcher feinen Essige. — Ge-

Digitized by Google

wöhnliche französische Weinessige zieht man aus Bordeaux, Nantes und andern Seeplätzen.

Estaing (Jean Baptiste Charles, Graf d'), einer der verdienstvollsten französischen Krieger, welcher sich im nordamerikanischen Kriege großen Ruhm erwarb. Er stammte aus einem alten Geschlechte, und war ungefähr 1730 zu Ravel in Auvergne geboren. Er nahm zeitig Kriegsdienste und eröffnete seine Laufbahn unter dem Generallieutenant de Lally in Ostindien, wurde aber von den Engländern gefangen, und da er seines Versprechens ungeachtet, vor seiner Auswechselung wieder Kriegsdienste nahm und von neuem gefangen wurde, warf man ihn in Portsmouth in ein hartes Gefängniß. Aus Rache über diese Behandlung schwur er den Engländern ewigen Haß. Er wurde 1763 Gouverneur von St. Domingo. Auf welchem Posten er mit den Engländern bei jeder Gelegenheit Händel anfing, so daß er deshalb zurückgerufen wurde. Man hatte ihn indessen als einen tapfern und unternehmenden Mann kennen gelernt, und übertrug ihm daher, nach Ausbruch des Seekrieges zwischen England und Frankreich, 1778 das Commando einer Flotte, welche von Toulon nach Nordamerika segelte. Anfangs war er nicht glücklich, und wurde überall, zum Theil auch durch Stürme, zum Rückzuge genöthigt. Desto rühmlicher war für ihn das folgende Jahr. Denn am 4. Juli eroberte er die Insel Grenada, und schlug den englischen Admiral Byron, der die Insel mit einer Flotte von 17 Kriegsschiffen wieder wegnehmen wollte. Kurz vor dem pariser Frieden von 1783 war er zum Oberadmiral der vereinigten französischen und spanischen Flotten ernannt, der Friede aber setzte ihn in Ruhe. Im J. 1787 ward er bei der Zusammenberufung der Notablen Mitglied derselben, und 1789 Commandant der Nationalgarde. Im J. 1792 wurde er noch zum Admiral von Frankreich ernannt; allein am 28sten Apr. 1794 verlor er sein Leben unter der Guillotine.

Este, eins der ältesten und glänzendsten Fürstenhäuser Italiens, welches seit dem 10ten Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der Geschichte spielt. Ariost und Tasso lassen bekanntlich die Genealogie dieses Geschlechts sich in dichterische Fabelzeiten verlieren; allein wir wissen durch Muratori, daß man den Ursprung der Familie Este unter den kleinen Fürsten zu suchen hat, die im 10ten Jahrhundert Statthalter der Carolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten sie von den Kaisern mehrere Distrikte und Grafschaften als Lehn namentlich Este, Rovigo, Montagnana, Casalmaggiore, Fontremoli, und Obertenga, und führten den Titel Markgrafen. Von einem derselben, Guelfo VI., der 1071 das Herzogthum Baiern als Lehn erhielt, stammen die Häuser Braunschweig und Hannover, die man deshalb auch lange die Estensisch-Guelfischen nannte. Während des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts ist die Geschichte der Este großentheils mit den Schicksalen der übrigen Herrscherfamilien und kleinen republikanischen Staaten in Ober-Italien verflochten. Wir finden eine lange Reihe von Regenten des Hauses Este in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen beschäftigt, deren Macht, mancher Widerwärtigkeit ungeachtet, bereits so gestiegen war, daß sie nebst andern neuen Besitzungen bald Ferrara und Modena sich zueignen konnten. Mehr als durch Waffenthaten sollte indessen das Haus Este durch seine Verdienste um Künste und Wissenschaften in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen. Nicolaus II. (gest. 1388) muß als der erste genannt werden, der den Hof von Ferrara zum Sitz der Ele-

ganz und des guten Geschmacks erhob. Glänzender steht bald nach ihm Nicolaus III. da (gest. 1441), dessen thatenreiches Leben durch mannichfache Schicksale im Kriege wie im Frieden bezeichnet ist. Er stellte im J. 1402 die von seinem Vater Albert gestiftete Universität zu Ferrara her, die während seiner Minderjährigkeit eingegangen war, und stiftete eine andere zu Parma, so lange diese Stadt ihm unterworfen blieb. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetsten Männer der Zeit an seinen Hof, unter andern Guarino von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Aurispa; auch vererbte er die Liebe zu den Wissenschaften auf seine Söhne Lionel und Borso, deren höchstes Streben einzig dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Gelehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionel's (gest. 1450) glänzt weder durch Eroberungen noch andere politische Ereignisse, aber kein Fürst des Hauses Este wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geistes und Feinheit der Sitten von seinen Zeitgenossen mehr geschätzt, als Lionel. Er beförderte Handel und Industrie, Künste und Wissenschaften auf alle Weise, ja er selbst gab ein Muster von Beredsamkeit in zwei Sprachen, der lateinischen und italienischen, ab. Mit allen großen Männern Italiens stand er in Briefwechsel, lebte mit ihnen auf Bruderart, und trug mehr als irgend ein Fürst seiner Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung und Glanz zu bringen, der das 16te Jahrhundert so verherrlicht hat. Sein Bruder und Nachfolger Borso (gest. 1471) stand ihm in diesen Bestrebungen nicht nach. Auch unter ihm blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künste des Friedens, deren höchster Aufwand einem Lande nie so verderblich werden kann, als militärischer Luxus. Borso war prachtliebend, da er aber weder Festung noch Heer unterhielt, so erschöpfte doch aller Aufwand nicht die Finanzen, und er hatte sogar das Glück, auf diesem Wege Eroberungen zu machen. Durch ihn wurden seinem Hause neue Ehren und Würden zu Theil. Kaiser Friedrich III. war bei seiner Reise durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Borso gefunden, so entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio ertheilte. Hiezu verschaffte sich Borso noch vom Papst Pius II. im J. 1471 die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päbstliches Lehn besaß. Sein Nachfolger Herkules I. (gest. 1505) hatte viel von den Venezianern und ihren Bundesgenossen auszustehen, die das Haus Este seiner Staaten berauben wollten; Mailand, Florenz und Neapel bewaffneten sich für ihn, und so entspann sich ein allgemeiner Krieg. Nach einem ungünstigen Friedensschlusse (1484) bestrebte sich Herkules fortan, neutral zu bleiben, und es gelang ihm 21 Jahre hindurch, während Italien die größten Umwälzungen bestand. In dieser Zeit blühte sein Land in allen Segnungen des Friedens und seine Hauptstadt im Glanze des Luxus und der Künste. Sein Freund und Minister war der als Dichter des verliebten Rolands berühmte Graf Bojardo von Scandiano; und Ariost, damals noch sehr jung, erfreute sich ebenfalls schon der herzoglichen Gunst. Alles, was von schönen Geistern jener Zeit in Ansehn stand, schmückte den Hof zu Ferrara. Ueberhaupt beseelte im 14ten Jahrhundert die italienischen Fürstenhäuser der herrlichste Wetteifer, sich einander in der Pracht des Hofhalts, in edler Freigebigkeit und Unterstützung der Künste und Wissenschaften zu übertreffen. Dasselbe, was uns die Familie Este so

achtungswerth macht, preist uns die Geschichte von den Visconti in Mailand, den Gonzaga in Mantua, den Medici in Florenz u. s. w. — Auf Herkules I. folgte sein Sohn Alfons I. (gest. 1534), dessen zweite Gemahlin jene berühmte Lucrezia Borgia war, die durch seltene Talente und Liebe zu den Wissenschaften einigermaßen die Schande ihres frühern Lebens verwischte. Im Dienste seines Bruders, des Cardinals Hippolit, stand Ariost; doch war dieser Fürst des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut schützte ihn so wenig vor Leidenschaft und Verbrechen, daß er seinem natürlichen Bruder Julius, dessen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausstechen ließ, weil die von beiden verehrte Dame diese Augen einst schön genannt hatte. Alfons ließ diese Grausamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, sein anderer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten dafür eine Verschwörung an, um ihn zu entthronen und sich desto sicherer an Hippolit zu rächen. Sie wurde entdeckt und beide Brüder, über deren Haupt schon das Beil des Henkers schwebte, kamen zwar mit dem Leben davon, mußten dieses aber im Kerker beschließen. Alfons, der große Feldherrntalente besaß, hatte Gelegenheit sie während seiner Regierung zu entwickeln. Nachdem er 1509 der Ligue von Cambrai beigetreten, erschienen die Venezianer unter Angelo Trevisani mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrecken im ganzen Gebiet von Ferrara. Alfons brachte diese Flotte, die den Fluß hinauffuhr, zwischen das Feuer seiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er sie theils eroberte, theils verbrannte (1509) — ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern Italiens gefeiert worden ist. Papst Julius II., der bald die Ligue von Cambrai verließ und den Venezianern beitrat, wollte auch Alfons dazu bewegen, den er, als dieser sich weigerte, mit dem strengsten Interdict belegte und aller seiner Kirchenlehen verlustig erklärte. Alfons verlor Modena und allen Beistand, nur die Franzosen blieben ihm noch treu, denen er zum Siege bei Ravenna (1512) verhalf. Bald aber mußten auch die Franzosen Italien räumen, und Alfons stand nun ganz verlassen da. Indessen starb Julius II.; doch wollte sein Nachfolger Leo X., so günstig anfangs sein Benehmen schien, die Städte Modena und Reggio nicht herausgeben, wozu ihn König Franz I., der dem Hause Este vorzüglich wohl wollte, verpflichtet hatte. Ja, der römische Hof ging so weit, daß er den Herzog Alfons durch den Hauptmann seiner Leibwache, den man zu bestechen suchte, ermorden lassen wollte. Während, von allen Seiten bedroht, Alfons sich zur tapfersten Gegenwehr rüstete, starb Leo X. (1521), durch welches Ereigniß sich das Haus Este plötzlich vom nahen Untergange gerettet sah. Alfons ließ bei dieser Gelegenheit eine Münze schlagen, auf welcher ein Mann ein Lamm aus den Klauen eines Löwen befreit, mit der Umschrift: De manu leonis. Adrian VI. hob zwar den Kirchenbann auf, allein Clemens VII. schien den Haß seines Oheims Leo gegen Alfons geerbt zu haben, indem er ihm Modena vorenthielt und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen suchte. Modena ward während der Eroberung Roms (1527) wieder sein, wie auch bald nachher Carl V. ihm seine frühern Besitzungen wieder ausfertigen ließ, und die Hoheitsrechte seines Hauses bestätigte. So wußte Alfons, wie kein anderer Fürst seiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit den Talenten der Staatskunst zu vereinen, aber keiner wurde auch von so

Digitized by Google

ausgezeichneten Männern umgeben, und keiner von so hohen Dichtern gefeiert, unter welchen Arioſt obenan ſteht. Sein Nachfolger Herkules II. (geſt. 1569) beobachtete die größte Ergebenheit gegen Carl V., deſſen Uebergewicht in allen italieniſchen Angelegenheiten den Ausſchlag gab, während ſein Bruder zu Rom, Cardinal Hippolit der Jüngere, auf den Nothfall ſich den Schutz Frankreichs verſchafft hatte. Dieſer Cardinal, der die prächtige Villa d'Este in Tivoli erbaute, war der größte und edelmüthigſte Beſchützer der Wiſſenſchaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alfons II. (geſt. 1597) hatte zwar von ſeinen Vorfahren den Sinn für die Wiſſenſchaften geerbt, aber noch mehr den Hang zu Feſten und rauſchenden Vergnügungen. Seine Eitelkeit regte ihn unaufhörlich an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun, und um die Krone von Polen zu buhlen, die während ſeines ganzen Lebens ein Gegenſtand des koſtſpieligſten Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erſchöpft und die Unterthanen mit Auflagen gedrückt werden. Auch ſeinen Hof ſchmückten die erſten Dichter und berühmteſten Männer Italiens, allein die Schickſale Taſſo's an dieſem Hofe erwecken dem Namen Este nur trübe, wenn nicht gehäſſige Erinnerungen. Die ſieben Jahre, welche der Dichter im Narrenſpitale verleben mußte, weil er entweder die Fürſtin Leonore, Schweſter des Herzogs, wirklich liebte, oder in ſeiner Leidenſchaftlichkeit gegen dieſen ſich vergeſſend die Gränzen des Anſtandes überſchritt, — ſtehen da laut klagend und zeugend wider den unedlen hartherzigen Fürſten! Dieſer, obgleich drei Mal verheirathet, blieb kinderlos; deshalb erwählte er, den Stamm Este nicht ausgehen zu laſſen, ſeinen Vetter Cäſar (geſt. 1628), einen natürlichen Sohn von Alfons I. zum Nachfolger. Als dieſer die Regierung antrat, erhob ſich Pabſt Clemens VIII. wider ihn, erklärte ſeine Erwählung für unrechtmäßig und alle geiſtlichen Lehen des Hauſes Este für ein der Kirche wieder zuſtändiges Eigenthum. Cäſar beſaß ſo wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Truppen des Pabſtes gleich nachgab, und Ferrara nebſt den andern geiſtlichen Lehen wieder abtrat. Glücklicherweiſe machte ihm der Kaiſer das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht ſtreitig; er behielt Modena und Reggio, wohl aber mußte er mit der Republik Lucca zwei Kriege um den Beſitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichung vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger Alfons III. ließ anfangs ſeiner großen Heftigkeit wegen eine harte und tyranniſche Herrſchaft befürchten, allein der Tod ſeiner von ihm leidenſchaftlich geliebten Gemahlin Iſabelle von Savoyen ſtimmte ihn zur größten Sanftmuth um. Bald legte er ſogar die Regierung nieder, die er ſeinem älteſten Sohne Franz übergab, und zog ſich unter dem Namen des Bruders Johann Baptiſt von Modena in ein tyroliſches Kapuzinerkloſter zurück, wo er unter Andachtsübungen und frommen Werken ſeine Tage beſchloß. Faſt ſcheint es, daß mit dem Verluſte Ferrara's das Haus Este auch ſeine politiſche Bedeutung eingebüßt habe, und von dieſer Zeit an nur noch im Schimmer des alten Ruhmes glänze, da während des ganzen 17ten Jahrhunderts von ſeinen Fürſten weder Groſſes gethan noch gefördert wurde. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen: Franz I., Sohn Alfons III. (geſt. 1658), Alfons IV. (geſt. 1662), Franz II. (geſt. 1694), Rinaldo (geſt. 1737). Dieſer Fürſt, der früher Cardinal geweſen, aber den Purpur auf dem Throne ablegte, heirathete Charlotte Felicitas von Braunſchweig,

Tochter des Herzogs von Hannover, und vereinigte die so seit 1070 getrennten Zweige des Hauses Este. Sein Sohn Franz III. (gest. 1780) erwarb sich einige Verdienste um die Wissenschaften, Muratori und Tiraboschi waren seine Unterthanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Herkules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte seine einzige Tochter Maria Beatrix mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich; eine Frucht dieser Ehe war die verstorbene Kaiserin von Oesterreich. Herkules III., der sich bedeutende Schätze gesammelt, aber dadurch die Liebe seines Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der französischen Heere 1796 nach Venedig; Modena und Reggio traten 1797 dem cisalpinischen Bunde bei, und das Haus Este wurde förmlich durch den Vertrag zu Campo Formio (17. Oct. 1797) seiner Oberherrschaft über diese Länder beraubt. Zwar hatte Oesterreich dem Herzog Herkules Breisgau als Entschädigung versprochen, allein er starb zu Triest, ehe er sein neues Besitzthum übernahm. (S. d. Art. Modena.) XX.

Estocq (Johann Hermann L'), ein in der russischen Geschichte merkwürdig gewordener Mann, der während seines langen und thätigen Lebens die Wankelmüthigkeit des Glücks ganz erfuhr, das ihn zwei Mal erhob, um ihn zwei Mal zu stürzen, aber auch durch die härtesten Streiche nicht vermochte, seinen bis ans Ende ungetrübten Frohsinn zu ersticken. L'Estocq war im Hannöverschen im Jahr 1692 von französischen Aeltern geboren, die sich vor den Religionsverfolgungen Ludwigs XIV. dahin geflüchtet hatten. Er lernte von seinem Vater die Wundarzneikunst, und da er mit einem hellen, kenntnißreichen und unternehmenden Geiste sein Glück zu machen hoffen durfte, begab er sich nach Rußland, wo es geschickten Ausländern damals leicht ward, sich emporzuschwingen. Er trat als Wundarzt in die Dienste Peters des Großen, dessen Gunst und Vertrauen er in weitem Umfange genoß. Aber die Gesinnungen des Kaisers änderten sich plötzlich, und L'Estocq ward aus unbekannter Veranlassung nach Casan verbannt. Catharina I., die sich seiner Dienste erinnerte, rief ihn nach Peters Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. Hier fand L'Estocq einen weiten Schauplatz für seinen unternehmenden Geist. Mit unverbrüchlicher Treue seiner Gebieterin zugethan, bot er ihr schon nach dem Tode Peters II. seine Dienste an, um sie auf den Thron zu setzen; damals aber wurden seine verwegenen Plane verworfen. Als sich aber elf Jahre später (1740, zur Zeit des unmündigen Iwan und seiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna, neue günstige Gelegenheiten darboten, erneuerte er seine Anträge und fand Gehör. Mit Gewandtheit und Staatsklugheit leitete L'Estocq vorzüglich das kühne Unternehmen, verlor in den gefahrvollsten Augenblicken nie seine Ruhe und Kaltblütigkeit, und gelangte glücklich zum Ziele. Er bewog die Prinzessin, die Ausführung des Plans zu beschleunigen; alles gelang vollkommen, und Elisabeth bestieg den Thron (24. Novemb. 1741). Die Dankbarkeit der neuen Kaiserin gegen den Mann, dem sie so viel zu verdanken hatte, war sehr ausgezeichnet; er ward wirklicher geheimer Rath, erster Leibarzt und Director sämmtlicher medicinischen Anstalten; der König von Polen erhob ihn in den Grafenstand und übersandte ihm sein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloche zu tragen. Aber L'Estocq mußte sich nach dem Willen der Kaiserin auch in Angelegenheiten mischen, die außer seinem Wirkungs-

kreise lagen. Dadurch und durch seine Unbefangenheit und Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl seiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn bei der Kaiserin verdächtig zu machen, und seine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den nachherigen Peter III., als gefährlich und strafbar vorzustellen. L'Estocq ward 1748 arretirt und in die petersburger Festung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er diesen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit, als er aber durch die Folter zum Geständniß gebracht werden sollte, bekannte er sich für schuldig. Er wurde aller Ehrenstellen und Güter beraubt, und nach Uglitsch verbannt, wo er drei Jahre das größte Elend mit dem gefaßtesten Muthe ertrug. Dann ward er nach Ustinz-Weliki gebracht, wo er noch neun Jahre in gleicher Lage verlebte. Seine würdige dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, begleitete ihn überall, und theilte das Schicksal ihres Gemahls mit musterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron bestieg, ward L'Estocq zurückberufen und erhielt seine Ehrenstellen wieder. Catharina II. gab dem Grafen L'Estocq seinen sonstigen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geschäften. Er starb im J. 1767, ohne Kinder zu hinterlassen.

L'Estocq (Anton Wilhelm), berühmt gewordener königl. preuß. General, war geb. zu Hannover im J. 1738 und starb im J. 1815. Er trat 1758 im Regiment Gens d'armes als Junker in königl. preußische Dienste, dann als Adjutant des Generals von Ziethen in das Leibhusarenregiment; stieg von Stufe zu Stufe bis zum Chef des grünen Husarenregiments und später zu dem des Regiments Towarczys; wurde successive Gouverneur von Neu-Ostpreußen, commandirender General in Preußen, hierauf Gouverneur von Berlin, und wiederholt von Berlin und den Provinzen zwischen der Oder und Elbe. Während dieser ganzen Laufbahn zeichnete er sich aus als Held, Patriot und Menschenfreund; was ihn aber in den Annalen der Monarchie verewigen wird, sind seine Thaten bei Eylau und Heilsberg, wo er an der Spitze einer verhältnißmäßig kleinen Schaar dem übermüthigen Feinde zuerst bewies, was preußische Tapferkeit unter Leitung eines einsichtsvollen Feldherrn vermag, das Heer mit neuem Muthe begeisterte, die Nation wieder zum Vertrauen zu sich selbst erhob, und vielleicht dadurch zuerst die glorreichen Ereignisse der letzten Zeit vorbereitete.

Estrées (Gabriele d'), geboren ungefähr 1576, insgemein die schöne Gabriele genannt, hatte zuerst den Herzog von Bellegarde zum Liebhaber. Als derselbe ihr einst in Begleitung Heinrichs IV. einen Besuch abstattete, ward dieser ritterliche König von den Reizen ihrer Gestalt und der Anmuth ihrer Unterhaltung so hingerissen, daß er den Entschluß faßte, sie um jeden Preis zu besitzen. Sie zu besuchen, nahm er Bauerkleider, schlich sich mit Gefahr des Lebens durch die feindlichen Posten, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, sie von der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu überzeugen und ihre Gunst zu gewinnen. Heinrich liebte sie ganz im Geiste jenes Zeitalters der Chevalerie. „Werde ich besiegt," schrieb er ihr einst unter gefährlichen Umständen, „so kennen Sie mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht fliehen werde; mein letzter Gedanke wird an Gott, mein vorletzter an Sie seyn." Mit Recht singt daher Thümmel;

Wenn Heinrich in dem Arm der schönen Gabriele
Nach einer edeln That der Liebe Lohn empfaht,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe seiner Seele

Auf einen Bastard übergeht;
Indeß der Erbe seiner Krone
Nicht ihm, nur seinem Mißmuth gleicht,
Mit welchem er zur königlichen Frohne
Ins Bette der Infantin schleicht.

Wirklich war die Neigung des Königs eben so edel als glühend und unauslöschlich; er hatte, um seines Verhältnisses mit ihr freier genießen zu können, Nicolas d'Amerval, Herrn von Liancourt, ihr zum Gemahl gegeben. Aber wahrhaft Liebende glauben nichts genossen zu haben, so lange ihnen noch ein einziger Wunsch bleibt; und Heinrich dachte daran, sich selbst mit ihr zu verbinden. Es bedurfte dazu einer zwiefachen Scheidung, da auch er bereits mit Margarethe von Valois vermählt war. Die ersten Schritte waren schon geschehen und ein Theil der Schwierigkeiten hinweggeräumt, als der Tod durch einen plötzlichen Streich den Knoten aller Hindernisse löste. Gabriele starb am 10. April 1599, nach einem wol nicht grundlosen Verdachte, an Gift, das ihr auf Margarethens Antrieb durch den Finanzier Zamet beigebracht worden. Heinrich hatte nie eine Geliebte, der er mit gleicher unbegränzter Neigung zugethan gewesen; dennoch erlaubte er ihr nicht, sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen, und als sie es sich einst herausnahm, die Entfernung Sully's zu fordern, der ihr mißfiel, erklärte ihr der König unverstellt, daß er lieber zehn Geliebte als einen einzigen solchen Freund verlieren werde. Sie starb als Herzogin von Beaufort, und hinterließ drei mit Heinrich gezeugte Kinder.

Estrées (Louis César, Herzog von), Marschall von Frankreich und Staatsminister, ward geboren zu Paris den 1. Jul. 1695. Er focht zuerst gegen Spanien unter dem Marschall von Berwick, und that sich so vortheilhaft hervor, daß er zum Maréchal de Camp und Generalinspecteur der Cavallerie emporstieg. Nicht minder zeichnete er sich in dem Kriege von 1741 aus; der Uebergang über den Main bei Seligenstadt, das Treffen bei Fontenoi (1745), die Belagerung von Mons und Charleroi u. s. w. verherrlichten seinen Namen, und gewannen ihm das Vertrauen des Marschalls von Sachsen, der seine militärischen Verdienste erkannte und zu würdigen verstand. 1756 empfing er den Marschallsstab, und im Jahre darauf erschien er beim Ausbruche des 7jährigen Krieges an der Spitze einer Armee von 100,000 Mann in Deutschland. Er war mit den Worten von Ludwig XV. geschieden: „In den ersten Tagen des Juli werde ich den Feind über die Weser gejagt haben und mich anschicken, in Hannover einzudringen." Aber nicht zufrieden, sein Wort zu halten, lieferte er dem Herzoge von Cumberland am 26. Jul. 1757 die Schlacht bei Hastenbeck, worin er einen vollständigen Sieg erfocht. Die Hannoveraner schickten sich bereits an, das Churfürstenthum zu räumen, als der Marschall durch die Intriguen des Hofes abgerufen wurde, und Richelieu an seine Stelle trat. Nach der Niederlage von Minden ward er nach Gießen gesandt, nahm aber kein Commando an, sondern begnügte sich, Contades mit Rath zu unterstützen. Am Ende des Krieges ward er zum Herzog erhoben; er starb am 2. Jan. 1771 kinderlos. Alle Würden, mit denen er bekleidet worden, hatte er durch Verdienste und Tapferkeit erworben, und man verehrte in ihm nicht minder den Staatsbürger als den Helden.

Etappen nennt man die Verpflegung des Militärs durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die sie auf dem Marsche oder im

Digitized by Google

Felde an gewissen bestimmten Plätzen erhalten. Diese Plätze (Dörfer oder Städte) heißen Etappenörter. Sie haben gewöhnlich einen Etappencommandanten. Eigentlich heißt Etappe ein Magazin, ein Vorrathsort, auch der Stapel; denn nach dem jetzigen Verpflegungssystem werden Städte und Dörfer als natürliche Magazine für die Armeen angesehen.

Eteocles und Polynices, des Oedipus und der Jokaste Söhne. Sie schlossen einen Vergleich, nach welchem sie abwechselnd ein Jahr um das andre über Theben herrschen sollten. Eteocles aber brach den Vergleich; sein Recht zu erkämpfen, rückte Polynices mit noch sechs griechischen Fürsten vor Theben, das sie belagerten. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechselmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrscher in Theben. Er verbot bei Todesstrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schwester, der Stimme ihres Herzens folgend, geht dennoch hinaus, ihn zu bestatten, wird entdeckt, und auf Kreon's Spruch, jedoch ihm selbst zum Jammer, lebendig begraben; denn sein eigner Sohn Haimon, der sie liebte, gab sich an ihrer Seite den Tod. (Vergl. Theben.)

Ethik, die Sittenlehre oder die Lehre von den Pflichten, bei den Alten, so viel als practische Philosophie. Man verstehet aber darunter insbesondere die Lehre von denjenigen Pflichten, welche nicht durch äußere Gesetze bestimmt werden, sondern die eigentliche Tugendlehre, welche auf Gebote des Gewissens sich gründet. (S. Moral.) Die Lehre von denjenigen Pflichten, welche unter äußern Gesetzen stehen, heißt zum Unterschiede von jener die Rechtslehre. Ethisch sittenlehrig, zur Sitten- und Tugendlehre gehörig; z. B. ethische Schriften, welche das sittliche Leben der Menschen betreffen.

Ethnographie, die Völkerbeschreibung, Völkergeschichte. Ethnographisch, nach der Völkergeschichte. Die Geschichte wird nämlich entweder chronologisch, d. h. der Zeitfolge nach, oder ethnographisch, d. h. so, daß die Geschichte jedes einzelnen Volks besonders vorgetragen wird, bearbeitet. (Vergl. Geschichte.)

Etienne, s. Stephanus.

Etienne (Ch. Guillaume). Mitglied des französischen Nationalinstituts zur Zeit Napoleons und einer der vorzüglichsten neuern französischen dramatischen und politischen Schriftsteller, wurde 1777 im Departement der Haute-Marne unweit St. Dizier geboren, und kam in seinem 21sten Jahre nach Paris. Hier bekleidete er verschiedene Posten, bis er geheimer Secretär des Herzogs von Bassano, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, wurde, den er nach Italien, Oesterreich, Preußen und Polen begleitete. Nach dem tilsiter Frieden ernannte ihn Napoleon zum Redacteur des Journal de l'Empire, welchen Posten er bis zu dem Sturze des Kaiserthums bekleidete. Mit einer von Gresnick componirten komischen Oper le Rêve trat er zuerst als dramatischer Dichter auf; ermuntert durch den Beifall, der ihm gleich anfangs und mit jedem neuen Stücke reichlicher und allgemeiner zu Theil wurde, schrieb er für das Theater Feydau nach und nach une heure de mariage, Gulistan, un jour à Paris, Cendrillon und Joconde; für das Theater Louvois aber schrieb er la jeune femme colère, und gemeinschaftlich mit Ranteuil le Pacha de Surène, les deux Mères, la petite école des pères und le nouveau reveil d'Epiménide. Alle diese Stücke sind mit Beifall aufgenommen worden, vor allen Cendrillon

Digitized by Google

(Aschenbrödel), die auch bei uns ein ausgezeichnetes Glück gemacht hat; auf dem genannten Theater aber erregte nie ein Stück größeres Aufsehen. Auch auf dem Théâtre Français ist Etienne erschienen, zuerst mit einem höchst ergötzlichen und zierlichen kleinen Lustspiele Brueys et Palaprat (ins Deutsche von Blümner übersetzt und zuletzt mit les deux Gendres, einem Sitten- und Charakterstücke, das dem Ruhme des Verfassers das Siegel aufgedrückt, und ihn, nach dem Urtheil der Franzosen, in die Zahl der Schriftsteller gesetzt hat, die der französischen Bühne zur wahren Zierde gereichen. Auch verdankt er demselben seine Aufnahme in das Institut. Nach der zweiten Usurpation Buonaparte's zeigte er sich als einen abgesagten Feind der Bourbons, und haranguirte Napoleon an der Spitze des Instituts. Er wurde daher auch späterhin von dieser gelehrten Gesellschaft ausgeschlossen. Im J. 1818 zeichnete er sich als einen der Hauptherausgeber der Minerve française vortheilhaft aus, und er ward als einer der Stimmführer der liberalen und constitutionellen Opposition betrachtet.

Etikette oder französisch Etiquette, heißt zunächst das bei Hofe vorgeschriebene strenge Ceremoniel, nach welchem man sich, sobald man hier erscheint, genau richten muß; daher auch der Hofzwang, dann überhaupt der Wohlstandsbrauch, wie es Campe verdeutscht.

Eton oder Eaton, ein großer Flecken in der englischen Grafschaft Buckinghamshire, am nördlichen Ufer der Themse, Windsor gegenüber, berühmt wegen der von Heinrich VI. im J. 1440 daselbst gestifteten hohen Schule, die viele ausgezeichnete Männer unter ihren Zöglingen zählt.

Etruria, s. Wedgwood.

Etrurien, auch Hetrurien. Dieses reizende Land, westlich vom mittelländischen Meere, östlich von den Apenninen, nördlich vom Flusse Magra, südlich von der Tiber begränzt, dieses Vaterland der kunstreichen Etrusker, die in der Geschichte des neuesten Kunstgeschmacks und bei den wichtigsten archäologischen Untersuchungen wieder aus dem Grabe der ältesten Vorzeit hervorgerufen worden sind; dieses Land, das jetzt Toscana heißt, war im frühesten Alterthum eine wohlgeformte Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der zwölf Hauptstädte des Landes, von denen jede eine Republik war. Bei dem Tempel der Volturna hielten diese Volksrepräsentanten, Lucumonen genannt, die zugleich Oberpriester und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinschaftliche Berathschlagung gezogen wurden. Ein solcher Lucumo war der aus der römischen Geschichte bekannte Porsenna. In seiner schönsten Blüthe stand Etrurien schon, als Rom erst erbaut wurde, dessen Schule es ward; nur von den Griechen in ihrem höchsten Flor übertroffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunst, Arzneikunde, Waffenschmiedekunst, Befestigungskunst, Taktik, und besonders auch durch ihre technologischen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfnisse und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben sie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunstprodukten, und besaßen auf vielen Punkten bedeutende Niederlassungen. Da sie durch ihren Handel in häufige Berührung mit Griechenland kamen, so erreichten sie, bei eigenen natürlichen Fähigkeiten, bald den Grad von Cultur, wodurch sie Nebenbuhler der Griechen wurden. Für den Archäologen und Kunstkenner sind

Digitized by Google

aus jenem Zeitalter der Etrusker besonders die Fortschritte, die sie in der Mahlerei und Plastik gemacht hatten, interessant, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geschnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. s. w.) auch Aufschlüsse über ihre Mythologie gewährt. Aus Griechenland und Aegypten erhielten sie die Keime ihres Geschmacks, der Reiz genug in sich hatte, um selbst eine Epoche in dem Geschmacke der neuern Zeit bestimmen zu können. Die etruriſchen Gefäße (Vasen ꝛc.) mit ihren charakteriſtiſchen Basreliefs und Mahlereien ſind beſonders von Mellin und in Böttigers Abhandlung über die Vaſengemählde der genaueſten Unterſuchung unterworfen worden. (Man vergl. d. Art. Vaſe.) Die Miſchung der Farben, Schatten- und Lichtvertheilung kannten die etruriſchen Mahler jedoch nicht; ſchwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterſpiele, Muſik und Poeſie waren ihnen nicht fremd. Doch wie die Griechen, ihre Kunſtverwandten, ſo gingen auch ſie und ihre Kunſtfertigkeiten, noch ehe ſie die Höhe der griechiſchen erreichten, theils durch innern Zwieſpalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme der Zeiten unter. Sie ſelbſt verjagten die in Etrurien früher ſich angeſiedelten Pelasger, während ſie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie faſt ganz ſich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihr religiöſes Ceremoniel, ihre frühere Baukunſt ꝛc. Am Schluſſe der Periode ihres Ruhmes kam ein anderes Volk aus Gallien und vertrieb ſie aus ihren Pflanzſtädten in Ober-Italien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daſeyn. Endlich wurden ſie ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht, und fielen mit Rom zugleich unter die Gewalt fremder Sieger. Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte von Etrurien, oder wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geſchichte Deutſchlands und Italiens verwebt. Unter den Longobarden wurde es von Herzogen, unter Carl dem Großen von Grafen, und unter ſeinen Nachfolgern von Markgrafen regiert, bis die Zeit der Unabhängigkeit für die ſogenannten lombardiſchen Städte erſchien, unter denen Florenz, Toscana's Hauptſtadt, keine der kleinſten Rollen behauptete. Damals ſchien ganz Ober-Italien zu einem neuen Leben zu erwachen; eine freie Regſamkeit in allen Angelegenheiten, ein hoher aufſtrebender Geiſt, der die kleinen Republiken bald für, bald wider einander in Bewegung brachte, eine Thätigkeit, die, aus gegenſeitiger Rivalität entſprungen, zu wohlthätigen Reibungen führte, erhob auch Toscana zu einer hohen Cultur. Es war dort das Blüthenalter der ſchönen Kunſt, deren Prieſter und Jünger, beſonders in dem reichen Florenz, unter dem mächtigen Schutze der gefeierten Mediceer eine ſichere Zuflucht fanden. Nach dem Ausſterben des mediceiſchen Hauſes (1737) kam Toscana an das Haus Lothringen. (S. Toscana.) Bis zum Jahre 1801 wurde es von dieſer Dynaſtie in der Secundogenitur beſeſſen, bis es nach der Schlacht von Marengo in dem lüneviller Frieden von dem Großherzog Ferdinand abgetreten, und unter dem Namen Königreich Etrurien dem damaligen Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdinands I., Herzogs von Parma, als König des neuen Reichs, überlaſſen wurde. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm ſeine Wittwe, Marie Luiſe, König Carls IV. von Spanien Tochter, die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes Carl Ludwig, legte ſie aber am 10. Dec. 1807, in Folge eines kur-

vorher zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrags, nieder. Nun war Etrurien eine französische Provinz geworden. Wahrscheinlich ist es, daß es, durch eine ungeheure Staatsschuld niedergedrückt, bei nur 12,650,000 Franken jährlicher Einkünfte, seine Selbstständigkeit ohnehin nicht mehr hätte behaupten können. Doch hieß es noch nicht einverleibt. Diese Einverleibung geschah erst durch ein Senatus-Consult vom 30. Mai 1808; die Staaten von Toscana wurden unter dem Titel der Departements vom Arno, vom mittelländischen Meere und von Ombrone für einen ergänzenden Theil des französischen Reichs erklärt, und vorläufig mit unter die Aufsicht des Generalgouverneurs jenseits der Alpen, des Fürsten Borghese, Napoleons Schwager, gestellt. Im J. 1809 wurde das damals unglückliche Land der Schwester Napoleons, der sogenannten Prinzessin Elisa, die nun Großherzogin von Toscana genannt wurde, übergeben. Dieser Umstand dauerte bis 1814. Daß Toscana seit dieser Zeit seinen ehemaligen Regenten wieder erhalten, wird in dem Artikel Toscana ausführlicher angegeben. I.

Etymologie ist derjenige Theil der Sprachlehre, welcher sich mit der Abstammung der Wörter beschäftigt, und sie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt, um auf diese Weise ihre wahre und ursprüngliche Bedeutung zu erforschen; daher Etymolog und etymologisch.

Euböa (jetzt Negroponte,) eine große Insel an der Ostküste Griechenlands, von welcher sie bloß durch einen schmalen Canal (Euripus) getrennt war. Ihre Länge betrug an 1200 Stadien, und sie dehnte sich längs der ganzen Küste von Attike und Böotien bis Thessalien aus. Sie hatte vortreffliche Weideplätze, war überhaupt sehr fruchtbar, wie auch ergiebig an Eisen und Kupfer, das die Einwohner sehr geschickt zu bearbeiten wußten. Merkwürdig ist das Vorgebirge Artemision, wo eine berühmte Schlacht zwischen den Griechen und Persern vorfiel. Die merkwürdigsten Städte waren Chalcis, Eretria und Karystos. Die Verfassung war demokratisch, und eine Zeit lang übten die Athenienser eine Art von Oberherrschaft aus.

Eucharistie, der ältere Name des Abendmahls, die Feier des Abendmahls.

Eucheten, s. Messalianer.

Euclides, 1. einer der berühmtesten Mathematiker, wahrscheinlich aus Sicilien, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennen darf. Zu Alexandria in Aegypten, ungefähr 300 Jahre vor Christus, geboren, studirte er zu Athen unter Plato, lehrte dann zu Alexandria unter Ptolomäus Soter die Geometrie mit großem Beifall, und erweiterte das Gebiet der Mathematik mit großem Scharfsinn. Unübertroffen ist die Strenge seiner Methode. Seine Elemente (στοιχεῖα) besitzen wir nach einer im vierten Jahrhundert nach Chr. Geb. veranstalteten Revision (deutsch von Lorenz, 2te Aufl. Halle 1798. 8.). Als die scharfsinnigste seiner Schriften wird die über die geometrische Analyse gerühmt. Was er über die Musik geschrieben, gibt uns den besten Begriff von dem Zustande dieser Wissenschaft bei den Griechen. 2. Euclides, aus Megara gebürtig, war der Stifter der megarischen Schule. Obgleich Megara von Athen ziemlich entfernt und allen Megarensern bei Todesstrafe verboten war, das Gebiet von Athen zu betreten, kam er doch Abends in weiblicher Kleidung nach Athen, genoß einige Stunden

Digitized by Google

den Unterricht des Sokrates, und kehrte mit Anbruch des Tages zurück. Dennoch wich er später von den einfachen Grundsätzen seines Lehrers ab, und führte den Mißbrauch der Dialektik der ehemaligen Eleaten und Sophisten wieder ein, daher seine Schule die eristische genannt wurde. Er starb 424 v. Chr. Geb.

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückseligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die selbsteigene Glückseligkeit des Menschen zu seinem Hauptzweck, zum letzten und höchsten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchsten Grundsatz der Moral macht. Diesem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengesetzt, nach welcher man die Tugend zu seinem Hauptzwecke macht, das Gute will und thut, weil es gut ist, aus Pflichtgefühl und Achtung gegen das Sittengesetz, ohne eigennützige Rücksichten. (Vergl. Egoismus, Glückseligkeit und Epikurismus.) Eudämonist, wer dieser Lehre zugethan ist.

Eudiometer, wörtlich ein Luftgütemesser. Man versteht darunter ein zuerst von Priestley erfundenes, nachher von verschiedenen Andern verbessertes Instrument, mittelst dessen man die Güte der Luft, wiefern sie zum Einathmen mehr oder minder tauglich ist, messen und nach Graden bestimmen kann. Es ist bis jetzt noch in einem sehr unvollkommenen Zustande, und kann seinem Zwecke um so weniger entsprechen, da die Eigenschaften einer heilsamen, dem Einathmen ganz angemessenen Luft noch keineswegs gehörig erörtert sind.

Eudoxus, aus Knidos in Karien, im J. 366 v. Chr., einer der berühmtesten griechischen Mathematiker und Astronomen, der sich lange in Aegypten aufhielt. Seine Schriften, die verloren sind, galten lange als Hauptwerke, nach denen man sich richtete.

Eugen. — Franz Eugen von Savoyen, bekannter unter dem Namen Prinz Eugen, fünfter Sohn von Eugen Moritz, Herzog von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, und von Donna Olympia Mancini (einer Nichte des Cardinals Mazarin), ward geboren zu Paris den 18. Oct. 1663, und war ein Urenkel Carl Emanuels des Großen, Herzogs von Savoyen. Unter allen Helden und Staatsmännern, welche Oesterreich aufweisen kann, nennt die Geschichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenschaften diesem Regentenhause so wichtige, wesentliche und zahlreiche Dienste geleistet hätte, als Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfelde und im Cabinet, gehörte er zu den seltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laster verdunkelt wurden. Und diesen Mann gewann Oesterreich nur durch einen Zufall, ähnlich dem, wodurch ihm später ein anderer großer Feldherr, Laudon, zugeführt wurde. Eugen war wider seine Neigung zum geistlichen Stande bestimmt worden. Er bat Ludwig XIV. um eine Anstellung als Capitain bei einem Dragonerregiment. Der Kriegsminister Louvois haßte Eugens Familie, und die Bitte wurde abgeschlagen. Aus Verdruß über diese Verweigerung und wegen verschiedener Beleidigungen, die man seinen Verwandten, besonders seiner Mutter, zugefügt hatte, ging Eugen, wie schon zwei seiner Brüder gethan hatten, 1683 aus Frankreich in österreichische Dienste. Er machte unter den beiden vortrefflichen Feldherren, dem Herzoge Carl von Lothringen und dem Prinz Louis von Baden, seinen ersten Feldzug gegen die Türken als Volontair, zeichnete sich dabei sehr aus, und erhielt bald als Oberster ein Regiment Dragoner. Mit Verdruß hörte der Minister Louvois von den

Digitized by Google

glänzenden Thaten des Prinzen, und sagte zornig: „Er soll nicht zurückkommen in sein Vaterland!“ Der Prinz, dem diese Worte hinterbracht wurden, erwiderte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!“ und wirklich stand er wenige Jahre darauf mit einem siegreichen Heere in Frankreich. Im J. 1687 wurde er nach der Schlacht bei Mohacz Feldmarschall-Lieutenant. Als bald nachher der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, bewog er den Herzog von Savoyen zur Allianz mit dem Kaiser, und commandirte die dem Herzoge zugeschickten kaiserlichen Hülfsvölker in Savoyen. Er lehnte die großen Anerbietungen Frankreichs, ihn in seine Dienste zu ziehen, ab, und wurde vom Kaiser zum Generalfeldmarschall, und als der Krieg in Italien geendigt war, zum commandirenden General in Ungarn ernannt. Er schlug die Türken in der mörderischen Schlacht bei Zenta (11. Sept. 1697), und erwarb sich dadurch, ungeachtet seiner Neider, die ihn vor dem Kriegsgericht eines zu gewagten Unternehmens beschuldigen wollten, allgemeine Bewunderung und eine unumschränkte Gewalt über die kaiserl. Truppen. Der große Verlust, den die Türken bei Zenta erlitten hatten, nöthigte sie, den Frieden zu Carlowiz (1699) anzunehmen, wobei ihre anfangende Schwäche zuerst sichtbar wurde. Bald rief der spanische Erbfolgekrieg den Prinzen zu neuen Thaten. Italien wurde der Schauplatz für seine Feldherrntalente, in welches er (1701) durch die Schluchten Tyrols mit 30,000 Mann unerwartet schnell vordrang. Vergebens suchte der Marschall Catinat ihm zu widerstehen, noch unglücklicher war Villeroi, den Eugen durch einen kühnen Streich in Cremona überraschte und gefangen nahm. Eugen verließ die Armee in Italien (1703), um das Commando der Armee in Deutschland zu übernehmen. Nachdem er vom Kaiser zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt worden, war er die Haupttriebfeder aller wichtigen Unternehmungen; alles ging nun besser und thätiger, und in der einmüthigsten Verbindung mit Marlborough gelang es ihm, die Absichten Frankreichs und dessen Alliirten zu vereiteln. In der merkwürdigen und blutigen Schlacht bei Hochstädt (13. Aug. (1704) erhielten beide Helden einen entscheidenden Sieg über die vereinte französisch-baiersche Armee unter dem Churfürsten von Baiern und dem Marschall Tallard, der selbst gefangen wurde. Die Hälfte der feindlichen Armee ward aufgerieben, die andere verließ Baiern und Schwaben mit Eilfertigkeit und rettete sich über den Rhein. Eugen ging 1705 wieder nach Italien, konnte zwar anfangs wegen der Schwäche seiner Armee gegen den Herzog von Vendome nichts ausrichten, eilte aber im nächsten Jahre zum Entsatze Turins herbei, und zwang die Franzosen, indem er am 1. Sept. 1706 ihre Linien stürmte, und ihnen eine vollkommene Niederlage beibrachte, die Belagerung aufzugeben, auch nach einigen Monaten ganz Italien zu räumen. Im J. 1707 drang er selbst in Frankreich ein und belagerte Toulon, mußte aber wegen der Ueberlegenheit der Franzosen die Belagerung wieder aufheben und sich nach Italien zurückziehen. In den folgenden Jahren focht er an den Ufern des Rheins, eroberte Lille und schlug die Marschälle Villars und Boufflers in dem großen Treffen bei Malplaquet, worin er selbst gefährlich verwundet wurde. Wie ganz er auch hier jene nur den größten Geistern eigene Gemüthsruhe behauptete, erhellt aus der Antwort, die er den Offizieren gab, die in ihn drangen, daß er für seine eigne Person sorgen möchte. „Wozu ein Verband, wenn wir hier sterben sollen?“ sagte er, „und kom-

men wir davon, so ist dazu noch heute Abend Zeit genug.“ Nachdem Marlborough das Commando verloren und Eugen sich umsonst persönlich in London für ihn bemüht hatte, wurden seine weitern Unternehmungen, besonders nach der Niederlage des Generals Albemarle, gehemmt. Der Friede zu Utrecht führte auch (1714) den Frieden zu Rastadt herbei, der von Eugen und Villars abgeschlossen wurde. Kaum war auf dieser Seite die Ruhe wieder hergestellt, als ein neuer Krieg mit den Türken (1716) ausbrach. Eugen schlug die weit stärkern türkischen Armeen bei Peterwardein und Temesmar, und belagerte im folgenden Jahre Belgrad, welches sich ihm, nachdem er am 16. Aug. einen entscheidenden Sieg über die zum Entsatz herbeigekommene türkische Armee erfochten hatte, ergab. Der passarowitzer Friede (1718) war die Frucht seiner Siege. Funfzehn Friedensjahre hindurch, deren sich Oesterreich darauf erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet, und als 1733 die polnischen Angelegenheiten einen neuen Krieg herbeiführten, erschien er noch in seinem Alter mit dem Heere am Rhein, ging aber, ohne etwas Entscheidendes gewagt zu haben, nach Wien zurück, wo er 1736 in einem Alter von 72 Jahren starb. Das österreichische Kriegswesen, das er als Präsident des Hofkriegsraths sehr verbessert hatte, gerieth gleich nach seinem Tode wieder in Verfall.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst zu Eichstädt, vorher Vicekönig von Italien, wurde am 3ten September 1780 geboren. Seine Aeltern waren der nachmals guillotinirte Vicomte Alexandre Beauharnois und Josephine Tascher de la Pagerie, späterhin Gemahlin Napoleon Buonaparte's und franz. Kaiserin. (S. d. Art.) Eugen widmete sich im Laufe der Revolution frühzeitig den Waffen. Schon als zwölfjähriger Knabe begleitete er seinen Vater, als dieser das Commando der Rheinarmee erhielt. Nach dem Tode desselben kam er, da auch seine Mutter damals im Gefängniß war, zu Hoche, der in diesem Zeitpunkt in der Vendee befehligte. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zu seiner Mutter zurück, und widmete nun drei Jahre seiner geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung, die er im Institute des Herrn Mestre in St. Germain-en-Laye bekam. Josephine heirathete 1796 Napoleon, der eben zum Obergeneral der ital. Armee ernannt worden war, und Eugen begleitete seinen glücklichen Stiefvater nun in allen Feldzügen in Italien und in Aegypten. Er wurde, wie sich erwarten läßt, schnell genug zu allen höheren militärischen Würden befördert, und im Jahr 1805 zum französischen Prinzen und zum Vicekönig von Italien erhoben. Im Jahr 1805 zeichnete er sich im Feldzuge gegen Oesterreich sehr aus, und wurde nach Beendigung desselben mit der Prinzessin Augusta von Baiern vermählt. Im J. 1807 ernannte ihn Napoleon noch zum Prinzen von Venedig, und adoptirte ihn als Sohn und Erbe des Königreichs Italien. In der Verwaltung der Lombardei und was zu dem damaligen Königreich Italien gehörte, zeigte er viel Verstand und Mäßigung, und machte sich auf diesem Posten sehr beliebt. Im Kriege von 1809 war er anfangs gegen den Erzherzog Johann nicht glücklich, späterhin aber gewann er das Treffen bei Raab, und zeichnete sich in dem Riesenkampfe bei Wagram durch hohe militärische Talente aus. Bei der Scheidung Napoleons von seiner Mutter benahm er sich mit Würde und Anstand, und wurde am 3. März 1810 von Napoleon zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas zum Großherzog von Frankfurt ernannt. In dem russischen Feldzuge befehligte er das vierte Armeecorps und zeichnete

Digitized by Google

sich an der Spitze desselben in den Gefechten von Othowno und Mohilow, und in der Schlacht an der Moskwa aus. Bei dem verderblichen Rückzuge verließ er die Trümmer seines Armeecorps keinen Augenblick, theilte alle Beschwerden und Entbehrungen mit den Soldaten, und ermuthigte sie durch sein Beispiel. Ihm und Ney hatte Frankreich die Rettung der wenigen Trümmer der franz. Armee aus diesem Feldzuge zu verdanken. Nach Napoleons und Mürats Abgange von der Armee wurde er zum Oberbefehlshaber ernannt, und zeigte auf diesem wichtigen Posten in jener schwierigen Zeit große militärische Talente. Wir finden ihn wieder bei der Schlacht von Lützen am 2. Mai 1813, wo er durch die Umgehung des rechten Flügels der Alliirten das Schicksal des Tages entschied. Napoleon schickte ihn von Dresden nach dem bedrohten Italien zurück. Nach Aufhebung des prager Congresses und der Theilnahme Oesterreichs an der Coalition wurden auch in Italien die Feindseligkeiten bald eröffnet. Er wußte sich hier selbst nach Mürats Uebertritt geschickt in der Defensive zu behaupten. Nach Napoleons Sturz aber schloß er mit dem Grafen Bellegarde einen Waffenstillstand der die Lombardei u. s. w. in die Hände Oesterreichs lieferte. Eugen ging zunächst nach Paris und dann zu seinem Schwiegervater, dem Könige von Baiern, nach München. Er wohnte dem Congresse in Wien bei, und wurde bei Napoleons Rückkehr von Elba veranlaßt, Wien zu verlassen, und eine Zeitlang in Baireuth zu leben. An den Begebenheiten des Jahres 1815 nahm er keinen Theil. Es waren ihm in der Convention von Fontainebleau vom 11. April 1814 und später auf dem wiener Congresse angemessene Entschädigungen für seine verlornen Dotationen in Italien, die einen Capitalswerth von 20—25 Millionen Franken betrugen, zugesichert worden, die ihm theils der Pabst, theils der König von Neapel (letzterer 5 Millionen) auszahlen sollen. Durch eine Verordnung des Königs von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürstenthum Eichstädt unter bairischer Landeshoheit übergeben, und seine Nachkommen, im Fall des Aussterbens der baierischen Linie, für erbfähig erklärt. Er hat 2 Söhne und 4 Töchter. Seine Schwester ist die Herzogin von St. Leu, Hortense Eugenie, geschieden von Louis Buonaparte, ehemaligen König von Holland. (S. diesen.)

Eule. Dieser Nachtvogel wurde wegen seiner Lichtscheu und wegen seines ernsten und finstern Ansehens von den Alten zum Symbol des Nachdenkens und der tiefen Speculation gewählt, und der Minerva, der Göttin der Weisheit, beigesellt. Eulen nach Athen tragen, etwas Ueberflüssiges thun.

Eulenspiegel (Tyll). Dieser allbekannte Abenteurer aus der ersten Hälfe des 14ten Jahrhunderts wurde zu Keitlingen, einem wolfenbüttelschen Dorf unweit Schöppenstädt, geboren, und starb gegen das Jahr 1350 in dem Städtchen Möllen, vier Meilen von Lübeck, wo sein Grabstein mit der Anspielung auf seinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, steht. Sein Name ist zum Sprichwort geworden, alle muthwillig-lustigen, närrischen Streiche zu bezeichnen, die aus reiner Freude an solchen verübt werden; denn dergleichen verübend, zog Tyll durch Niedersachsen und Westphalen, ja selbst nach Polen und Rom. In der Volkspoesie leben sie noch immer fort. Wann und in welcher Sprache diese Schwänke zuerst geschrieben worden, läßt sich schwerlich mit Gewißheit bestimmen. Aus dem Titel der alten und Volksausgaben scheint zu erhellen, daß sie zuerst in

Digitized by Google

plattdeutscher Sprache geschrieben gewesen, und mehrere Umstände machen wahrscheinlich, daß der durch seine Narrenbeschwerung, Schelmenzunft und andere Schriften dieses Schlags auch sonst bekannte Franziscaner, Thomas Murner, der Theologie und Rechte Doctor, ein Gegner Luthers, der Uebersetzer sey. Der Verfasser sagt von sich in der Vorrede: „Da man zählet 1302 (Herr von Murr glaubt 1502) bin ich durch etliche Personen und gute Gönner gebeten worden, die Historien und seltsamen schalklistigen Possen Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohns, zusammen zu bringen und zu schreiben: welches ich nicht wohl füglich habe können abschlagen. Dieweil denn menschliche Natur und Wesen aus fröhlichem Gespräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergessen: habe ichs, so viel möglich, verfasset; nicht in Meinung, daß man daraus Böses, sondern allein das Böse zu vermeiden lerne, auch sich vor listigen Menschen desto besser hüten könne.“ Der Verfasser scheint die Urtheile der Nachwelt geahnt zu haben, die nicht bloß den ästhetischen, sondern auch den sittlichen Werth dieses Volksbuchs angriff. Unanständigkeiten sind freilich häufig darin zu finden, sie fallen aber dem Zeitalter zur Last, in welchem der Schalk lebte und seine Schwänke geschrieben wurden. Daß wir dies Zeitalter genauer dadurch kennen lernen, hat Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur gezeigt (Bd. 4. S. 283 ff.). Uebrigens erhielt es sich, ungeachtet jener Fehler, Jahrhunderte als Lieblingsbuch nicht nur des deutschen Volkes, sondern vieler anderer, denn es ist in die lateinische, französische, englische, holländische und polnische Sprache übersetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit allerlei Anmerkungen herausgegeben und modernisirt worden. (S. Reichards Bibliothek der Romane, Bd. 2. und 4.; Flögels Geschichte der Hofnarren und Görres über die Volksbücher.) Die älteste gedruckte Ausgabe ist bis jetzt die hochdeutsche 1540. 4. zu Augsburg erschienene. In artistischer Hinsicht ist noch zu bemerken, daß ein sehr seltenes Kupferblatt von Lucas von Leyden den Namen Eulenspiegels (l'Espiegle) hat. Ein Mann spielt auf einer Sackpfeife und trägt zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken, ein Esel trägt auch zwei Kinder und eine Frau eins. Vor ihr geht ein Kind an einem Stecken, auf dessen linker Schulter eine Eule sitzt; dies soll das Bildniß des jungen Eulenspiegels seyn. dd.

Euler (Leonhard), einer der berühmtesten und scharfsinnigsten Mathematiker der neuern Zeit, war geboren zu Basel den 15. Apr. 1707. Sein Vater, Paul Euler, der im folgenden Jahre Prediger zu Riechen wurde, ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht in der Wissenschaft, in der er späterhin so groß wurde. Auf der Universität zu Basel benutzte er den Unterricht von Johann Bernoulli, und genoß der Freundschaft von Daniel und Nicolas Bernoulli, welche schon ihrem berühmten Vater Jacob mit Glück nachstrebten. Im neunzehnten Jahre erhielt der junge Euler das Accessit des Preises, den die pariser Academie der Wissenschaften auf die beste Abhandlung über das Bemasten der Schiffe gesetzt hatte. Als Catharina die Erste die Stiftung der petersburger Academie vollenden wollte, berief sie auch Daniel und Nicolas Bernoulli dahin. Nicolas unterlag der Strenge des Clima's, und Daniel kehrte in sein Vaterland zurück, nachdem er Eulern eine Stelle bei der Academie verschafft hatte. Jetzt bildete dieser allein im Fache der Mathematik die ganze Academie, und arbeitete mit einem Fleiße und einer Anstrengung, welche Bewunderung verdienen, denn er verfaßte mehr als die Hälfte

der Abhandlungen dieses Faches in den 46 Quartbänden, welche die petersburger Akademie von 1727 bis 1783 herausgab, und bei seinem Tode hinterließ er noch ungefähr hundert ungedruckte Abhandlungen, welche die Academie nach und nach erscheinen ließ. Außerdem schrieb er mehrere größere Werke von nicht geringer Bedeutung; auch bereicherte er die Schriftensammlung der Academie zu Berlin, während der 25 Jahre, die er in dieser Stadt zubrachte. Der Academie der Wissenschaften zu Paris reichte er mehrere Abhandlungen ein, und gewann oder theilte zehn Preise. Diese Thätigkeit ist um so bewundernswerther, da er die letzten 17 Jahre seines Lebens in dem Zustande der Blindheit zubrachte. Seine Arbeiten zeichnen sich vor denen seiner Zeitgenossen besonders dadurch aus, daß er als unmittelbarer Nachfolger von Bernoulli, und so die Schule von Leibnitz fortsetzend, die Wissenschaft des Rechnens vorzüglich zu vervollkommnen suchte, indem er immer mehr und mehr die Ansichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meisten zu Hülfe nahmen. Er stellte zuerst das Beispiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erst mit Hülfe algebraischer Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und besiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein eben so tiefes als erfindungsreiches Genie. Was Voltaire im Gebiete der schönen Wissenschaften war, war Euler im Felde der mathematischen. Er gab seiner Wissenschaft eine ganz neue Gestalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analysis, und indem er so den Umfang dieser Wissenschaft erweiterte, vervollkommnete er sehr die Differenzial- und die Integralrechnung, worüber er späterhin einen ausführlichen Cursus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über diesen Gegenstand kannte. Seine erste Schrift: über das Bemasten der Schiffe, und noch mehr sein Aufenthalt zu Petersburg bestimmten ihn ohne Zweifel, die Mathemathik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden. Die wichtigen Fragen über das Weltsystem, welche Newton seinen Nachfolgern aufzulösen hinterlassen hatte, waren der immerwährende Gegenstand von Eulers Forschungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preise, die er bei academischen Bewerbungen erhielt. Eine sehr ausführliche Abhandlung über die Dioptrik war die Frucht seiner Untersuchungen über die Mittel, die Brillengläser zu verbessern. Schon der Antheil, den er an der Erfindung der achromatischen Ferngläser hatte, würde hinreichend seyn, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Physik, die ihm gleichfalls nicht fremd blieb, war er nicht so glücklich. Hier gibt er sich oft sehr unhaltbaren willkürlichen Hypothesen hin, und scheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzusuchen. Größer war hier Bernoulli. Auch mit der Philosophie im eigentlichen Sinne beschäftigte er sich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweisen, und die Offenbarung gegen die Freigeister vertheidigen. In seinen bekannten Briefen an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände der Physik und Philosophie greift er das Leibnitzische System der Monaden und der prästabilirten Harmonie an; allein man sieht doch bald, daß dieß nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. — Im J. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friederichs des Großen an die berliner Academie zur Stelle eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zu

Digitized by Google

rück, und ſtarb hier 1783 als Director der mathematiſchen Klaſſe der Academie. Er erhielt, wo er ſich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europens fortwährende Beweiſe der ausgezeichnetſten Achtung. Im J. 1755 wurde er von der franzöſ. Academie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obſchon keine der damals ſo geſuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geſchenke für ſeine Arbeiten von mehrern Höfen, unter andern erhielt er für ſeine Nachforſchungen über die Mondstafeln einen beträchtlichen Theil des Preiſes, den das engliſche Parlament demjenigen beſtimmt hatte, der eine ſichere Methode auffinden würde, die Längengrade auf der See zu beſtimmen. — Aus ſeiner erſten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von denen ihm 5 blieben, als er ſich zum zweiten Male mit ſeiner Schwägerin verheirathete. Von 38 Enkeln lebten bei ſeinem den 7. Sept. 1783 erfolgten Tode noch 26. Er verlor auch zwei verheirathete Töchter. Seine ſo äußerſt zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erſchienen ſind, finden ſich in Meuſels bekanntem Werke verzeichnet. Wir bemerken hier nur die ſchon genannten Briefe an eine deutſche Prinzeſſin, die ſehr oft gedruckt worden ſind, dann ſeine Theoria motuum planetarum et cometarum; ſeine Introductio in analysin infinitorum; ſeine Institutiones calculi differentialis; ſeine Institut. calculi integralis: ſeine Anleitung zur Algebra; ſeine Dioptrik; ſeine Opuscula analytica u. ſ. w. Als Menſch war er von liebenswürdigem Charakter, anſpruchlos, heiter und ſtets guter Laune; er liebte Geſellſchaft und wußte ſie durch angenehmen Witz zu beleben.

Eumenes, aus Kardia gebürtig. Philipp von Macedonien und Alexander der Große brauchten dieſen klugen und gewandten Mann, der ſich durch ſeine Talente frühzeitig auszeichnete, als ihren Geheimſchreiber, letzterer beſonders in Staatsgeſchäften. Nach Alexanders Tode hielt er es mit Perdiccas, und wurde Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien. Als Oberfeldherr in Kleinaſien war er glücklich gegen Kraterus, mußte aber doch endlich im Kampfe mit Antigonus unterliegen, der ihn zum Gefangenen machte.

Eumeniden (Furien bei den Römern) waren in der griechiſchen Mythologie die Rächerinnen der Blutſchuld, der Verbrechen der Kinder an den Eltern, der Meineide. Gräßlich erwuchſen ſie aus den Blutstropfen, welche dem Uranos entfielen, als ſein Sohn Kronos ihn entmannte. Spätere Mythographen ſetzen ihre Zahl auf drei, und nennen ſie: Alecto, Megära und Tiſyphone. Aeſchylus hatte in dem Trauerſpiel, das ihren Namen führt, 50, und mit ihnen Schrecken und Entſetzen auf die Bühne gebracht. Das waren noch die ſchrecklichen, ſchwarzeingehüllten mit den Schlangen ſtatt der Haare, kralligen Fingern, hervorgeſtreckter Zunge, deren Augen ſchwarzes Blut enträufelt, die Blutſaugerinnen, denen das Blut, wenn ſie ſich vollgeſogen hatten, wieder zum Hals herausquoll, und denen, wenn ſie zürnten, Gift entträufelte, das, wohin es fiel, wie eine böſe Flechte wuchernd, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubte. Groß war die Scheu vor ihnen, kaum ihren Namen wagte der Athener auszuſprechen, und nannte ſie nur die ehrwürdigen Göttinnen. Doch nicht ſtets wurden ſie als ſo entſetzliche Unholdinnen gedacht und gebildet. Mit den Fortſchritten der moraliſchen und äſthetiſchen Ausbildung der Hellenen erhielt auch der Mythus von dieſen moraliſchen Gottheiten vielfache Umwandlungen. Die Bildner gingen von der Idee der Menſchenjägerinnen aus, und ſtellten ſie als die ſchönſten

Digitized by Google

Jagdnymphen dar, die nur durch den hohen Ernst ihrer Mienen, durch Fackel, Dolch und ähnliche Attribute ihre Bestimmung ankündigten. Die Qualen des bösen Gewissens sah nun in ihnen vorerst die philosophische Erklärung, endlich auch der Glaube des Volks. Nun erst verdienten sie den Namen der Eumeniden, d. i. der wohlwollenden. Eine kleine aber vortreffliche Schrift über diesen Mythus ist die archäologische Untersuchung Böttigers: die Furienmaske im Trauerspiele und auf Bildwerken der alten Griechen. Weimar 1811. dd.

Eunomia, s. Grazien und Horen.

Eunuch, Verschnittener (ein griechisches Wort). Eunuchen wurden ehemals an den orientalischen Höfen, so wie noch jetzt am türkischen Hofe, als treue Leute zur Bewachung im Innern der Paläste gebraucht.

Eupen (franz. Neaux), ein Flecken im ehemaligen Limburgischen, jetzt im preußischen Großherzogthum Niederrhein, einige Stunden von Aachen, mit 10,000 Einwohnern, ist ein sehr bedeutender Fabrikort. Die hiesigen Tuchmanufacturen, die den Haupterwerbzweig des Orts ausmachen, liefern seit 20 oder 25 Jahren so schöne und feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins und d'Elbeuf den in Frankreich verfertigten gleich kommen und im Handel dafür passiren. Von gleicher Trefflichkeit sind die hier fabrizirten Kasimire, die größtentheils nach Frankreich gehen. Zur Zeit, wo der levantische Handel blühte, war Eupen in besonderm Flor; aber auch noch jetzt zählt man 20 große und 30 mittlere und kleine Häuser, die das Tuchgeschäft betreiben und Handel darin haben.

Euphemismus heißt die Umschreibung einer anstößigen oder widrigen Sache mit mildern und gelindern Worten. So bedienten sich z. B. die Alten, um den Begriff sterben auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus, und auch bei uns sind die Worte: abscheiden, zu seinen Vätern versammelt werden u. s. w., Euphemismen dafür; es ist daher auch eine Figur der Redekunst.

Euphon. Durch weitere Fortsetzung seiner akustischen Versuche kam der tiefforschende D. Chladni in Wittenberg auf die Erfindung eines neuen musikalischen Instruments, dem er, wegen seines sehr angenehmen Klanges, den Namen Euphon gab. Aeußerlich hat es die Gestalt eines kleinen Schreibpultes, inwendig zeigen sich 40 horizontalliegende gläserne Stäbe, deren untre Enden in der Mitte des Resonanzbodens mit rothem Fries umgeben erscheinen; die vordern Enden liegen auf einem Querbalken unter rothem Friese. Benetzt man diese Stäbe, an welchen die halben Töne durch eine andre Farbe kenntlich gemacht sind, mit einem Schwamme, und fährt mit nassen Fingern daran hin und her, so geben sie einen Klang, der weit angenehmer und reiner ist, als der Klang einer Harmonica von nicht ganz vorzüglicher Güte, nur daß sie nicht das Aushalten und Anschwellen der Töne hat wie diese. Alles, was auf der Harmonica spielbar ist, läßt sich auch auf diesem Instrumente spielen, allenfalls auch geschwindere Stücke. Vor der Harmonica hat es folgende Vorzüge voraus, daß es wohlklingender, leichter zu spielen, gefälliger für das Auge, viel wohlfeiler, weniger zerbrechlich, weit leichter wieder herzustellen, unschädlicher und eines weitern Umfangs fähig ist. Von der innern Einrichtung, die auf ganz neu entdeckten Gesetzen der Bewegung beruht, und von allem, was zu dessen Bau zu beobachten ist,

Digitized by Google

hat der geniale Erfinder noch nichts bekannt gemacht. 1780 begann er an diesem Instrumente und 1790 vollendete er es. dd.

Euphonie, Wohllaut der Töne, bezieht sich auf den Klang oder die Qualität des Tons und gehört zu den Vorzügen einer Sprache.

Euphrat, Euphrátes, auch Phrat genannt, einer der größten und merkwürdigsten Ströme des Orients, denn durch ihn wurden das vordere und hohe Asien, und mehrere Jahrhunderte hindurch auch das römische und persische Reich getrennt. Er entspringt in Armenien aus zwei Flüssen, dringt durch das Gebirge Taurus und fällt zuletzt in den persischen Meerbusen. Uebrigens war der Euphrat, welcher jetzt da, wo er sich mit dem Tigris vereint, Schat-al-Areb (Fluß der Araber) heißt, ehedem für Babylonien eben so wohlthätig, wie der Nil für Aegypten, indem er vom Monat August an das Land überschwemmte und mit seinem Schlamme düngte.

Euphrósyne, s. Grazien.

Eurhythmie, das schöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanze, in der Musik, und vorzüglich in den Worten als Sprachtönen (von Rhythmus). Auch letzteres ist ein Hauptvorzug der Sprache an sich, daß die Verbindungen ihrer Worte mannichfaltige und schöne Bewegungen verstatten. Hernach nennt man Eurhythmie überhaupt schöne Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen: schönes Verhältniß.

Euripides. Im ersten Jahre der 75sten Olympiade (480 v. Chr. Geb.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerres Uebermacht bei Salamis schlugen, an eben diesem Orte Euripides geboren, und die drei größten Tragiker Griechenlands trafen hier zusammen; denn Aeschylus stand in der Reihe der Siegenden und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Von des Euripides Aeltern wissen wir nichts Sicheres, und von seiner Erziehung nur so viel, daß sein Vater, um falsch gedeuteter Weissagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Eigne Naturart zog den Jüngling zu andern Künsten. Anfangs übte er sich in der Mahlerei, dann aber studirte er bei Prodikus die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philosophie, welche beide Studien auf seine Poesie einen so mächtigen Einfluß geäußert haben, daß man ihn mit demselben Rechte, mit dem man ihn den philosophischen Tragiker nennt, auch den rhetorischen nennen könnte. Des Euripides Zeit fällt in die Periode der höchsten Vollendung griechischer Tragödie durch Sophokles, neben welchem, wäre es auch nur als zweiter, zu stehen höchst ehrenvoll ist. Euripides war neben Sophokles der Liebling seines Zeitalters; seine Tragödien wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt, ja sie erhielten selbst einige Male den Preis über diese. Freilich stimmten ins Urtheil des Publicums nicht auch stets die Kritiker ein, und Aristophanes gab durch beißende Parodien gar oft den Lieblingsdichter dem Gelächter Preis. Daß er sich trotz Kritik und Parodien als Lieblingsdichter erhielt, beweist für ihn; daß die vorzüglichsten Kritiker sich mißfällig erklärten, beweist gegen ihn. Von seinen 123 Tragödien sind 19 auf uns gekommen; wir können also selbst entscheiden. Schwerlich wird dann das geprüfte unparteiische Urtheil anders ausfallen, als es A. W. Schlegel fällte. „Wenn man," sagt er, „den Euripides für sich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit seinen Vorgängern, wenn man manche seiner bessern

Stücke und in andern einzelne Stellen aussondert; so muß man ihm außerordentliche Lobsprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zusammenhang der Kunstgeschichte, sieht man in seinen Stücken immer auf das Ganze und wieder auf sein Streben überhaupt, das sich in den auf uns gekommenen sämmtlich offenbaret; so kann man nicht umhin, ihn vielfältig und streng zu tadeln. Von wenigen Schriftstellern läßt sich mit Wahrheit so viel Gutes und Uebles sagen. Er war ein unendlich sinnreicher Kopf, in den mannichfaltigsten Künsten des Geistes gewandt; aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften stand bei ihm nicht der erhabene Ernst des Gemüths, noch die strenge künstlerische Weisheit ordnend vor, die wir an Aeschylus und Sophokles verehren. Er strebt immer, nur zu gefallen, gleichviel, durch welche Mittel. Darum ist er sich selbst so ungleich; manchmal hat er hinreißend schöne Stellen, andre Male versinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen seinen Fehlern besitzt er eine bewundernswürdige Leichtigkeit und einen gewissen einschmeichelnden Reiz." Wer nun den Dichter von seinen beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er dieses Kunstrichters Schrift, Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, zusammenhält mit dem, was er in seiner fünften Vorlesung über dramatische Kunst und Literatur gesagt hat. Ein Theil der Fehler des Euripides mag freilich seiner Zeit zur Last fallen, die eine Zeit der grübelnden Sophistik, politischer Streitsucht und der Rhetorenkünste war: Fehler bleibt es aber stets, den Fehlern des Zeitalters zu huldigen. Eine Haupttendenz des Euripides war, auf Rührung auszugehen. „Er kannte," sagt ein andrer Kunstrichter, „das Wesen der Leidenschaften, und wußte Situationen zu finden, in denen sie sich auf das vollkommenste entwickeln konnten (daher vielleicht ὁ τραγικώτατος, der tragischste der Tragiker genannt). Dabei hat er einen elegischen Ton, welcher selten oder nie seine Wirkung verfehlt. Die meisten seiner Personen haben vormals in dem Genuß eines ausgezeichneten Glücks gelebt, und der Rückblick auf dasselbe in ihrem gegenwärtigen Zustand hemmt das Ungestüm der Leidenschaften und stimmt sie zur Wehmuth herab. Darum athmen sich bei ihm die Leidenschaften weit öfter in sanften Klagen aus, als daß sie sich zu einer merkwürdigen Größe erheben sollten; darum ist er auch so reich an Sittensprüchen und philosophischen Tiraden, indem seine Personen immer noch Besonnenheit genug behalten, über ihren Zustand nachzudenken. Euripides wußte sehr gut dasjenige zu finden, was auf den Augenblick Wirkung thut. Die Zeiten der Kühnheit waren vorbei, in denen Aeschylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmählig zu sinken an. Nun gefiel des Euripides rührender Ton." Mancherlei kann man übrigens gegen seine lockeren Plane, oft unerklärlichen Charakterveränderungen, ausserwesentlichen Chorgesänge, zum Theil auch gegen seine Stoffe selbst einwenden: vorzüglich bleibt er in wahrem, natürlichem Ausdruck der Leidenschaften, interessanten Situationen, originellen Charaktergruppirungen, vielseitiger Auffassung der menschlichen Natur, und ist ein Meister in der Kunst, den Dialog zu behandeln, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geschlecht und Stand, den offenbaren oder geheimen Absichten, der gegenwärtigen Stimmung des Redenden und dem Erforderniß des Moments, kurz allem, was ihnen die größte Bestimmtheit gibt, richtig anzupassen und geschickt in einander zu fügen. Ueberdies ist eine gewisse Zierlichkeit und Lieblichkeit

über seine Tragödien verbreitet, die das Gemüth einzunehmen nicht verfehlen können. Man hat ihn öfters den Weiberfeind genannt, wahrscheinlich wegen der vielen Sentenzen über die Schwächen des weiblichen Geschlechts. Dennoch war er diesem Geschlecht eben nicht abhold: auch soll er zwei Frauen zugleich gehabt haben. Indeß fehlt es bei ihm doch auch nicht an Darstellung schöner Weiblichkeit, und seine Empfänglichkeit für die edlern Reize weiblicher Sittsamkeit ist unverkennbar. Nicht wahrscheinlich ist es, daß sein Weiberhaß und — seine eigne Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des Königs Archelaus, dessen Gunst und Vertrauen er in gleichem Grade besaß. Leider fand er bei ihm einen unglücklichen Tod; er ward von Hunden zerrissen, oder starb doch wenigstens an dem Folgen ihrer Bisse. Der Monarch ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, mit der Aufschrift; „Nie wird, Euripides, dein Angedenken erlöschen!“ Noch ehrenvoller war für ihn die Inschrift an dem Cenotaphium, das die Athener ihm errichteten; „Ganz Griechenland ist des Euripides Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur seine Gebeine.“ Der ihn überlebende Sophokles betrauerte öffentlich seinen Verlust. Archelaus hat übrigens wahr prophezeit: Euripides wird, bei allen Fehlern, die er durch große Tugenden vergütet, stets ein Liebling zarterer Seelen bleiben. In Bothe's Uebersetzung kann man ihn ziemlich genau kennen lernen; man übersehe dann nicht, was Wieland über ihn im attischen Museum gesagt hat. Die berühmtesten Ausgaben des Euripides sind von Paul Stephanus (Paris 1602, 4.), von Barnes (Cambridge, 1694, Fol.), von Musgrave (Oxford, 1778, 4 Vol. 4.) und von Morus und Beck (Leipzig 1779 — 1788, 4.). Die neueste critische Ausgabe hat Matthiä (Leipzig 1813) begonnen. Um einzelne Stücke haben sich Valkenaer, Brunck, Porson, Markland u. A. verdient gemacht.

Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönizien und der Nymphe Mella, und Schwester des Cadmus. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schminknäpfchen von dem Putztische der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihre dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe Jupiters, der, um sie zu besitzen, sich in einen schönen weißen Stier verwandelte, und in dieser Gestalt ihr an den Ufern des Meers erschien, wo sie mit ihren Gespielinnen lustwandelte. Sie fand den Stier so herrlich und zahm, daß sie es wagte, ihn zu besteigen, worauf dieser mit seiner schönen Beute dem Meere zueilte nnd nach dem Welttheile hinüberschwamm, der von ihr den Namen empfangen haben soll. Hier verwandelte er sich in einen schönen Jüngling, mit welchem sie den Minos und Rhadamanth erzeugte.

Europa, einer von den Haupttheilen, worein unsere Erde gewöhnlich getheilt wird, ist zwar der kleinste Erdtheil; aber durch seine Bevölkerung, Cultur des Bodens, Flor der Künste, Wissenschaften, Industrie und des Handels, durch seine Macht und Einfluß auf alle übrigen Erdtheile und durch die Menge der großen und wohlgebauten Städte zeichnet er sich vor allen aus, und verdient daher, am genauesten kennen gelernt zu werden, wozu auch die reiche geographische Literatur, die wir von den sämmtlichen Ländern desselben (mit Ausschluß der Türkei) besitzen, die nützendsten Hülfsmittel darbietet. Wann und woher Europa seinen Namen und seine ersten Bewohner erhalten habe, reicht über die Gränzen der Geschichte hinaus. Am wahrscheinlichsten ist es, daß von Asien aus, als Wiege des der Men-

schengeschlechtes, die ersten Menschen nach Europa kamen. Griechenland war wohl der Theil, welcher zuerst von Asien aus seine Bevölkerung erhielt. Hier bildete sich etwa 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen, das bald die Cultur Asiens übertraf. Die Blüthe dieses Volks, gewöhnlich Griechen genannt, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Christi Geburt. Groß im Denken und Handeln, blühend durch Künste und Wissenschaften, fruchtbar an den herrlichsten Erzeugnissen eines mannichfach ausgebildeten Geistes, wird es, so lange die Cultur der Menschheit fortdauert, ein Gegenstand der Bewunderung, und ihr Nachlaß die erste Quelle unseres Denkens und Wissens bleiben. Aber auch dieses blühende Volk unterlag dem Wechsel aller menschlichen Schicksale. Mit der Auflösung des Universalreichs, welches Alexander der Große auf den Trümmern der griechischen Freiheit errichtet hatte, trifft der Verfall desselben wieder zusammen. Zu eben der Zeit, wo Griechenland sank, erhob sich in Italien ein anderes Volk, die Römer, das zwar schon früher in der Geschichte erscheint, aber erst um diese Zeit, nachdem es sich zum Herrn von ganz Italien gemacht, und den Kampf um die Herrschaft der am mittelländischen Meere gelegenen Länder mit den Carthaginensern in Africa, einer Colonie der Phönizier, siegreich bestanden hatte, in der Geschichte Epoche zu machen, und seinen Einfluß auch auf das übrige Europa zu verbreiten anfängt. Es überwältigte das seit dem Untergange der Alexandrinischen Monarchie geschwächte Griechenland, und verpflanzte griechische Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch die sich mehr und mehr erweiternden Eroberungen der Römer die südlichen Länder Europa's, Portugal, Spanien, Frankreich, auch selbst schon Englands Gestade, Belgien, Helvetien, der zwischen der Donau und den Alpen gelegene Theil Germaniens, die ungarischen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien und Dacien), bekannter, und erhielten von denselben römische Cultur, Sitten und Sprache. Aus Nomaden wurden nun Ackerbauer, und blühende Städte erhoben sich. Auch die Lehre der christlichen Religion, welche sich in den Provinzen des weiten römischen Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meisten europäischen Nationen. Nur Germanien widerstand der andringenden Macht der Römer, und verhinderte dadurch die Verbreitung der römischen Cultur in dem Norden von Europa, der bis dahin auch noch der Geschichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römischen Reichs, hauptsächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländisches und abendländisches Reich, trat eine große Umänderung der politischen Verfassung Europa's, die große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen über die schönen und angebauten Länder des schon geschwächten römischen Reichs her, brachten ihre ganze Rohheit in diese Länder mit, worin römische Cultur, Künste und Wissenschaften blüheten. Barbarei, tiefe Unwissenheit und Aberglauben verbreiteten sich hierauf. In Italien hatten Ostgothen und Longobarden, in Gallien Franken, in Spanien Westgothen, und in England Angelsachsen sich niedergelassen, und sich die Einwohner dieser Länder unterworfen, oder auch sich mit ihnen vermischt. Das Reich der Franken erhob sich unter Karl dem Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts zu einer solchen Größe, daß aus demselben in der Folge die neuen Staaten Frankreich, Deutschland, Italien, Burgund und Navarra hervorgehen konnten. Um eben diese Zeit fingen die nördlichen und östlichen Nationen Europas an, Einfluß

Digitized by Google

in die Welthändel zu erhalten. Slaven stifteten in Böhmen, Polen, Rußland und dem nördlichen Deutschland Reiche; in Ungarn traten die Magyaren auf, und im höchsten Norden spielten die tapfern Normänner eine bedeutende Rolle. Hierauf gelang es den Päpsten, durch ihre Herrschaft auf die abergläubischen Gemüther, eine Hierarchie zu gründen, die vorzüglich Gregor VII. auf den höchsten Gipfel brachte. Um ihre Herrschaft zu sichern, verleiteten sie die Völker zu den abentheuerlichen, Millionen von Menschen hinwegraffenden Kreuzzügen, welche jedoch bewirkten, daß in allen Ländern sich ein Mittelstand bildete, der Landmann meistens die Fesseln der Leibeigenschaft von sich warf, und daß gelehrte Kenntnisse und Künste von den Arabern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Universitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation begünstigten jene ersten Keime einer hervorsprossenden neuen wissenschaftlichen Bildung der europäischen Völker. Es gestalteten sich nun aus dem Chaos des Mittelalters die Staaten: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italienischen Staaten, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. Durch die 1453 erfolgte Eroberung Constantinopels mischten sich die Türken, ein asiatisches Volk und despotischer Staat in den europäischen Staatenbund, den Oesterreich, Holland und Preußen vermehrten; auch Rußland verwandelte sich erst seit Peter I. aus einem asiatischen in einen europäischen Staat. Die Versuche Karls V., Beherrschers der spanischen Monarchie, und Ludwigs XIV., das bestehende Gleichgewichtssystem der europäischen Staaten zu zerstören mißlangen, bis endlich in unsern Zeiten Napoleon beinahe das Ziel erreichte, aus allen europäischen Staaten eine Universalmonarchie zu bilden. Aber kurz und vorübergehend war seine Herrschaft und Macht. Seit der Gestaltung der Staaten Europa's sind aus der Reihe der selbstständigen verschwunden: Ungarn, Polen, das deutsche Reich, Schottland, Böhmen, Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen sind: die Staaten des deutschen Bundes, die italienischen, Jonien, und Krakau. — Europa ist von drei Seiten von dem Meere umflossen, das hier verschiedene Namen führt, und entweder zum nördlichen Eismeere oder zum atlantischen Ocean gehört. Eine schmale Meerenge des mittelländischen Meeres trennt es von Africa; gegen Osten allein hängt es mit dem festen Lande, nämlich Asien, zusammen, und hier wird seine Gränze von den Geographen auf verschiedene Art bestimmt. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen gemäßigten Zone, vom 8ten Grade der östlichen Länge bis zum 80sten und vom 36sten Grade der nördlichen Breite bis zum 71sten Grade. Mit Einschluß der Inseln, welche gegen 15,000 Q. M. enthalten, beträgt der Flächeninhalt Europa's 153,000 Q. M., wovon Rußland fast die Hälfte einnimmt. Die größte Ausdehnung hat Europa zwischen dem Cap St. Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwischen Europa und Asien, an der Straße Waigatz. Diese Ausdehnung beträgt in gerader Linie ungefähr 750 Meilen. Die größte Breite hat dieser Erdtheil zwischen dem Cap Matapan in Morea und dem Nordcap in Norwegen, welche Ausdehnung ungefähr 520 Meilen beträgt. Europa ist außerordentlich gut bewässert, obgleich seine Ströme wegen der geringen Landmasse keinen so langen Lauf und keine so große Wasserfülle haben, als in andern Erdtheilen, besonders in America. Von den vornehmsten Strömen fließen: der Ebro, die Rhone und der Po in das mittelländische Meer; die Donau, der Dniester und der Dnieper

Digitized by Google

in das schwarze Meer; der Don in das asowsche Meer; die Wolga in das kaspische Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichsel und die Oder in die Ostsee; die Elbe, Weser, Rhein (doch nachdem seine Gewässer andere Namen erhalten haben) in die Nordsee; die Seine in den Canal und die Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir in das atlantische Meer. Den längsten Lauf haben unter diesen Flüssen die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden sich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikanischen aushalten, in Nordeuropa, als in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäischen Seen) der Onega- und Peipussee; in Schweden der Mälar-, Wener- und Wettersee. An der Gränze von Deutschland und der Schweiz ist der Bodensee, an der Gränze der Schweiz und Italiens der Genfersee. In Ungarn sind der Platten- und der Neusiedlersee. Ein großer Theil von Europa ist gebirgig, der südliche mehr als der nördliche. Das höchste Land ist die Schweiz, von da der Boden sich nach allen Seiten zusenkt und endlich gegen die Nord- und Ostsee in flache Ebenen ausläuft. Die ebensten und niedrigsten Länder sind Holland und Norddeutschland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das größte europäische Gebirge sind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von da sich in viele Aeste nach verschiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erstrecken sich westlich nach Frankreich, und hängen vermittelst der Sevennen mit den Pyrenäen zusammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der Alpen zum mittelländischen Meere, wendet sich dann östlich und zieht unter dem Namen der Apenninen durch ganz Italien. Ostwärts gehen mehrere Arme von den Alpen aus, und erstrecken sich durch Süddeutschland bis in die türkischen Provinzen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andere Gebirgskette, und scheidet die Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem östlichen Theile von Europa sind besonders die Karpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten, und auf der andern mit den Gebirgen in der europäischen Türkei zusammenhängen. Der höchste aller europäischen Berge ist der zu den Alpen gehörige Montblanc in der italienischen Provinz Savoyen, dessen Höhe gewöhnlich auf 14,676 Fuß über dem Meere geschätzt wird, also beinahe nur halb so hoch als der Dholagir, die höchste Spitze des Himalleh-Gebirges in Asien. Mehrere von diesen Gebirgen, als der Aetna, der Vesuv, der Hekla, sind feuerspeiende Berge. Der Boden Europa's ist zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropischen Länder geschmückt, aber doch fast durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur nördlichen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht des Clima's kann man Europa in drei Landstriche eintheilen, den warmen, wo der Citronenbaum ohne Pflege blühet, bis zum 43sten Grade der Breite, mit angenehmen Frühling, heißem Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65sten Grade, wo noch das Getreide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußersten Norden, wo nicht einmal Holz, sondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erstirbt, außer dem Rennthiere kein Hausthier das Clima erträgt, und im höchsten Norden die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, und die drei Monate lange Nacht durch das prächtige Schauspiel des Nordlichtes erleuchtet wird. Die Produkte sind nicht so mannichfaltig, als in den übrigen Erdtheilen, und viele derselben sind erst aus fremden Zonen dahin verpflanzt und einhei-

Digitized by Google

misch gemacht worden. Dagegen hat aber Europa den Vorzug eines sorgfältigern Anbaues. Aus dem Thierreich hat es Pferde, zum Theil von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachsen und England mit der feinsten Wolle, Esel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speise-, Raub- und Pelzwild von verschiedenen Arten, Wallfische, Seekühe, Seehunde, vieles zahmes und anderes Geflügel, eine große Menge von Fischen in den Meeren, Seen und Flüssen, worunter besonders die Häringe vielen Bewohnern Unterhalt verschaffen, nutzbare Insecten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallwespen, spanische Fliegen, auch Austern und Perlenmuscheln. Aus dem Pflanzenreiche hat Europa Getreide aller Art und hinreichend zur Consumtion, schöne und schmackhafte Gartengewächse, vieles Obst, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kastanien, Citronen, Pomeranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Färberröthe, Tabak, die edelsten Weinsorten und einen großen Reichthum von Brenn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längsten trotzt die Weide und Birke der Kälte des nördlichen Polarzirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle und unedle und überhaupt die meisten Mineralien in hoher Güte und hinreichender Menge. An Gold und Silber sind Ungarn und Siebenbürgen am reichsten, an Eisen die nordischen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Europa hinlänglich, ja überflüssig, sowohl Stein- als See- und Quellsalz. Die Zahl der Einwohner kann man auf 178 Millionen rechnen, die ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt sind. Während in Rußland und Schweden gegen 3 bis 400 Menschen auf einer Quadratmeile leben, ernähren die Niederlande, wo die Bevölkerung am stärksten ist, Italien, Frankreich, Großbritannien und Deutschland eben so viele Tausende auf demselben Raume. Sämmtliche Bewohner bestehen aus Völkerschaften verschiedner Abstammung, und reden mehrere ganz von einander verschiedene Sprachen, wovon folgende die Hauptsprachen sind: die deutsche, von welcher zugleich die holländische, englische, schwedische und dänische entstanden sind; die lateinische oder römische, zwar jetzt nur Gelehrtensprache, aber Mutter der italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen und wallachischen Sprache; die slavische, wozu die russische, polnische, böhmische, wendische, bulgarische und illyrische gehören; die neugriechische; die türkisch-tatarische; die finnische; die ungarische; die kimrische im Fürstenthum Wales und in einem nordwestlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die schottisch-irische in Nordschottland und Irland; die baskische an den Pyrenäen. Am verbreitetsten sind die deutsche mit ihren Töchtersprachen, die von der römischen entsprungenen und die slavische Sprache. Die herrschende Religion ist die christliche, nämlich die römisch-catholische Kirche, welche die meisten Bekenner zählt, die protestantische, als die lutherische, reformirte und anglicanische oder englische Kirche, nebst mehreren Secten, Wiedertäufern, Mennoniten, Quäkern, Unitariern, Methodisten, Herrnhutern, und endlich die griechische Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt sich zu der jüdischen, ein anderer zu der muhamedanischen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. Die Cultur steht in den meisten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt sich täglich mehr und mehr. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die Länder aus, wo die deutsche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabri-

Digitized by Google

ken so außerordentlich, als in vielen europäischen Ländern, besonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und Helvetien; sie bearbeiten nicht allein europäische Naturprodukte, sondern auch außereuropäische, und liefern alle Bedürfnisse eines bequemen Lebens und selbst des Luxus. Eben so lebhaft ist der Handel, der in vielen Ländern durch Kunststraßen, Canäle, das wohleingerichtete Postwesen, Banken, Assecuranzen, Handelsgesellschaften und Messen befördert wird. Der Handel erstreckt sich nicht bloß auf Europa, sondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäische Nation in dieser Hinsicht der brittischen gleich, welche die Beherrscherin der Meere ist, und allein mehr Schiffe unterhält, als alle übrigen zusammen. Europa ist der Sitz der Künste und Wissenschaften. Ihm verdankt die Menschheit die Erforschung der wichtigsten Wahrheiten, die nützlichsten Erfindungen, die schönsten Producte des Geistes, die Erweiterung aller Wissenschaften; denn keine schließt die Europäer aus. Doch stehen hierin die deutschen und diejenigen Völker, welche die Töchtersprachen der lateinischen reden, nur auf dieser hohen Stufe; die slavischen Nationen stehen hierin nach, und der türkischen Nation ist bis jetzt noch die vielseitige wissenschaftliche Bildung der übrigen europäischen Nationen fast ganz fremd geblieben. Fünfundachtzig Universitäten sorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnasien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beschäftigen sich die bereits zahlreich vorhandenen Volksschulen. An vielen Orten bestehen Academieen der Wissenschaften, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen aller Art. Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in West- und Osteuropa, wovon jenes die pyrenäische Halbinsel (Portugal und Spanien), das Westalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutschland und die Niederlande, die Nordseeinseln (Großbritannien, Irland und Island), die Ostseeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Osteuropa enthält die nordcarpathischen Länder (Rußland und Galizien), und die südcarpathischen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politischer Hinsicht bestehen jetzt in Europa folgende Staaten: drei Kaiserreiche, Oesterreich, Rußland und die Türkei; vierzehn Königreiche, Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Sardinien, beide Sicilien, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover und Wirtemberg; ein geistlicher Staat, der Kirchenstaat; acht republicanische Staaten, die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Churfürstenthum, Hessen; sechs Großherzogthümer, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; dreizehn Herzogthümer, Oldenburg, Gotha, Meinungen, Hildburghausen, Koburg, Braunschweig, Nassau, Dessau, Bernburg, Cöthen, Modena, Parma und Lucca; ein Landgrafthum, Hessen-Homburg; und zwölf Fürstenthümer, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenstein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein und Reuß-Ebersdorf. Ceh.

Eurotas, der Name mehrerer Flüsse Griechenlands, unter welchen der jetzige Basilipotamo in Sparta der berühmteste ist.

Eurus, unser Südostwind, nach der Sage ein Sohn des Typhon.

Digitized by Google

Euryale, ſ. Gorgonen.

Eurydice, eine Dryade, des Orpheus Gattin, die von dem Biß einer Schlange ſtarb. Da ſtieg ihr troſtloſer Gatte in den Orcus hinab und rührte durch ſein Saitenſpiel die unterirdiſchen Götter, daß ſie ihm erlaubten, die Geliebte zurückzuführen, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher nach ihr umſehen ſollte, als bis er mit ihr auf der Oberwelt angelangt wäre. Orpheus aber ſah zurück, und ſie ward ihm auf immer entriſſen. Ein ſchöner, oft von Dichtern benutzter Stoff.

Eurynome, des Oceanus Tochter, nach Heſiod die Mutter der Horen.

Euryſtheus, ſ. Hercules.

Euſebia, die Göttin oder Vorſteherin der Gottesgelehrſamkeit.

Euſebianer, ſ. Arianer.

Euſebius, mit dem Beinamen Pamphili, der Vater der chriſtlichen Kirchengeſchichte, geb. in Paläſtina gegen 270 nach Chr. Geb., geſt. gegen 340. Er war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Presbyter und dann (von 314) Biſchof zu Cäſarea in Paläſtina. Anfänglicher Gegner der Arianer, ward er in der Folge ihr Freund und Vertheidiger und verurtheilte mit ihnen in Gemeinſchaft den heiligen Athanaſius. Durch anſehnliche Hülfsmittel, ſelbſt vom Kaiſer Conſtantin unterſtützt, ſchrieb er ſeine griechiſche Kirchengeſchichte in 10 Büchern von Chriſto bis 324 (die beſte Ausgabe von Valeſius, Paris 1639, Fol.); dann ſeine Chronik, welche nur in lateiniſchen Ueberſetzungen und in Bruchſtücken erhalten worden iſt. Außerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher ſeiner Praeparatio evangelica, welche, da ſie viele Stellen aus verlornen philoſophiſchen Schriften enthält, vorzüglich ſchätzbar iſt, und von den 20 Büchern ſeiner Demonstratio evangelica, in welcher er die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Judenthum zeigt, 10 nicht ganz vollkommen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeſchreibung oder vielmehr eine Lobrede auf den Kaiſer Conſtantin. Nachrichten von ſeinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valeſius.

Euſtachi (Bartolomeo), ein berühmter Arzt und Anatom des 16ten Jahrhunderts, war geboren zu San Severino in der Mark Ancona, und ſtudirte anfangs die lateiniſche, griechiſche und arabiſche Sprache zu Rom; dann legte er ſich auf verſchiedene Zweige der Heilkunde, beſonders auf diejenigen, welche die Kenntniß des menſchlichen Körpers zum Gegenſtande haben. Er verſah die Stelle eines Arztes bei den Cardinälen Carlo Borromeo und Giulio della Rovera, außerdem wurde er noch Archiater und Lehrer der Sapienza zu Rom. Seine verſchiedenen Aemter verſchafften ihm zwar großes Anſehen, aber wenig Einkünfte, und oft klagt er über ſeine Armuth. Als Anatom verdient er unter die Zierden dieſer Wiſſenſchaft gezählt zu werden. Es gibt vielleicht keinen Theil derſelben, den er, wo nicht durch wichtige Entdeckungen bereichert, doch durch ſein gründliches Studium aufgehellt hat. Manche jener Entdeckungen ſind nach ihm benannt worden, ſo der Verbindungscanal zwiſchen dem innern Ohre und dem hintern Theile des Mundes, der den Namen der Euſtachiſchen Röhre (tuba Eustachii) führt, und die Hohlader und Klappe, welche valvula Eustachii genannt wird. Unter ſeinen Werken ſind beſonders ſeine Tabulae anatomicae, quas e tenebris tandem vin-

dicatas et pontificis Clementis XI. munificentia dono acceptas, praefatione notisque illustravit Joannes-Maria-Lancisi, Romae 1714, fol. merkwürdig, weil sie treffliche Zeichnungen des menschlichen Körpers enthalten, welche schon 1552 verfertigt, aber erst später aufgefunden und bekannt gemacht wurden. Der Text von Eustachi wurde nicht entdeckt. Lancisi's Noten ersetzen ihn. Schade ist es, daß eine andere Schrift Eustachi's: de Anatomicorum controversiis verloren gegangen ist. Außerdem hat man noch verschiedene wichtige Werke von ihm. Boerhave gab 1707 zu Leyden eine Ausgabe derselben, welche 1736 zu Delft abermals erschienen ist. Er starb zu Rom 1574.

Eustathius, dieser berühmte Commentator des Homer und des Erdbeschreibers Dionys, war aus Constantinopel gebürtig, anfangs Mönch, hernach Diaconus, und endlich 1155 Erzbischof von Thessalonich. Er starb nach dem J. 1194. So gering auch seine theologische und religiöse Aufklärung gewesen seyn mag, so groß war seine Belesenheit in den Classikern, und der Umfang seiner gelehrten Kenntnisse, wie seine aus alten Scholiasten zusammengetragnen Commentare beweisen, von denen besonders der Homerische eine unerschöpfliche Fundgrube philologischer Gelehrsamkeit ist. (Gedruckt zu Rom 1542 — 1550, 4 Vol. Fol. und Basel 1559 — 1560, 3 Vol. Fol.)

Euterpe, die Muse der Musik: die Erfindung der Flöte wird ihr zugeschrieben. Sie wird dargestellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte und ein Musikblatt in der Hand und verschiedne andre Instrumente neben sich habend. Sie ist die Geberin des Vergnügens. (S. den Art. Musen.)

Euthanasia, ein sanftes, leichtes glückliches Sterben. Wieland gab diesen Namen einer seiner Schriften.

Eutin, eine kleine Stadt im Fürstenthum Lübeck, zum Großherzogthum Oldenburg gehörig, sonst Residenz des Bischofs von Lübeck, mit einem evangelischen Collegiatstift. Besonders berühmt ist die Stadtschule daselbst, welche drei berühmte Männer, D. Eckermann, den trefflichen Joh. Heinr. Voß, der als Schulmann 20 Jahre lang hier segenreich wirkte, und nach ihm seinen Schüler Bredow zu Rectoren hatte.

Eutropius (Flavius), ein lateinischer Geschichtschreiber, welcher, wie er selbst sagt, unter dem Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort ist unbekannt, wie auch die Umstände seines Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Geb. Sein Abriß der römischen Geschichte (Breviarium rerum romanarum) reicht von der Gründung Roms bis Valens, dem er zugeeignet ist. Die Schreibart ist nicht sonderlich, aber die Klarheit lobenswerth. Die geschätztesten Ausgaben sind von Havercamp (Leyden 1729, 8.) Verfeil (Leyden, 1762, 2B. 8.) und Tzschucke (Leipzig 1804, 8.).

Eva, s. Adam.

Evaluation, der Anschlag, die Schätzung. Insbesondre brauchen es die Kaufleute von der Schätzung des Werthes eines Waarenlagers, welche gemacht wird, wenn ein Waarenlager von einem andern übernommen wird, oder verbunden gewesene Handelsleute sich trennen. Von Münzen gebraucht, ist es die Währung; in der Rechenkunst die Einrichtung eines Bruchs nach seinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, Euan, Beiname des Bacchus, s. d. Art.

Evangelium ist ein griechisches Wort, welches der Etymologie nach fröhliche Botschaft bedeutet. Gewöhnlich aber wird es theils von der christlichen Lehr, welche mit der fröhlichen Botschaft von

Digitized by Google

der Ankunft der Messias, von der Geburt des den Vätern verheißenen Retters begann, theils von den Schriften gebraucht, in welchen Marcus und Lucas und die Apostel Mathäus und Johannes die Nachrichten von den Thaten und Schicksalen Jesu Christi aufgezeichnet haben. Evangelisten hießen in der apostolischen Kirche diejenigen Christen, welche von einer Gemeinde zu der andern zu reisen und den Unterricht der Apostel fortzusetzen pflegten; der spätere Sprachgebrauch aber hat dieses Wort auf die Verfasser der Lebensgeschichte Jesu Christi eingeschränkt. Evangelisch heißt der in den heiligen Schriften enthaltenen Lehre Jesu gemäß; evangelische Christen, evangelische Kirche nennen sich daher die Lutheraner. Vergl. Protestanten. N.

Evergeten, Euergetä, eigentlich Wohlthäter. Diesen Namen erhielt ein kleines Volk, Agriaspä genannt, in der persischen Provinz Drangiana, und zwar in den südlichsten Theilen derselben, weil sie einst den ältern Cyrus mit seiner Armee, durch starke Zufuhr von Lebensmitteln, in der Wüste vom Hungertode retteten. Diese kleine Republik hatte eine recht gute, von den umliegenden Barbaren ganz abgehende Verfassung; daher auch Alexander ihnen diese ihre Verfassung und völlige Freiheit nicht nur ließ, sondern ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien zutheilte. Auch einige Fürsten führten diesen Beinamen.

Eviction, Gewähr, Gewährleistung, s. d. Art.

Evolutionen, die Bewegungen einer Truppe zur Uebung oder vor dem Feind. Sie gehören in das Gebiet der Elementartaktik und umfassen daher alle Colonnenformirungen, Aufmärsche ꝛc. Manoeuvres dagegen sind Truppenbewegungen, welchen allemal gewisse Suppositionen zum Grunde liegen. Die Zahl thut nichts zur Sache, denn es kann ein Regiment manövriren, während ein ganzes Armeecorps bloß Evolutionen ausführt. Auch die Bewegungen einer Schiffsflotte zur See werden Evolutionen genannt. Evolutionsescadre, eine Schiffsflotte, welche Bewegungen zur See machen, bald diese, bald jene Stellung annehmen muß, um dem Feinde beizukommen oder ihm Abbruch zu thun.

Evolutionstheorie, ist diejenige Lehre von der Erzeugung, nach welcher man annimmt, daß die Seelen gleich den Körpern sich durch sich selbst fortpflanzen, und die Keime zu allen künftigen Seelen schon in der ersten Menschenseele gelegen seyen, folglich nur immer eine Seele sich aus der andern entwickle. Kant pflegte dies System die Einschachtelungstheorie zu nennen, weil nach demselben alle erzeugten Wesen wie kleinere Schachteln in größern und endlich alle in einer einzigen Schachtel enthalten sind. S. Befruchtung und Epigenesie.

Evremont (St.), einer der geistreichsten Schriftsteller seiner Zeit, der sich im Anfange des 17ten Jahrhunderts weniger mit den Gegenständen tiefer Speculation und Gelehrsamkeit, als mit der sogenannten Philosophie des geselligen Lebens beschäftigte. In der Gesellschaft zeichnete er sich durch Witz und hellen Verstand aus, und bis zu seinem Tode verließ ihn seine Heiterkeit nicht. Er spielte eine glänzende Rolle unter den witzigen, geistreichen Epikuräern jener Zeit, die bald so großen Einfluß auf die französische Philosophie erhielten; büßte aber Unvorsichtigkeiten, die er in Gesellschaften, wie in seinen Schriften begangen hatte (seine Oeuvres mêlées erschienen Paris 1690, 2 Bde. 4., hernach Amsterdam 1706, 5 Bde. 12. und

Digitized by Google

1750, 12 Bde. 12.), mit der Bastille, und entging einer zweiten Verhaftung nur durch eine schnelle Flucht nach England. In seinen Schriften ist Leichtigkeit, Anmuth und Frohsinn oft mit Tiefe gepaart.

Ewald (Johann), einer der originellsten dänischen Dichter der neuern Zeit, vornehmlich als Tragiker und Elegiker ausgezeichnet, geboren in Schleswig 1743. Da seine Aeltern ihn trotz seiner Neigung für den Militärstand nöthigen wollten, Theologie zu studiren, verließ er Copenhagen heimlich, und ließ sich in Hamburg zum preußischen Husaren anwerben. Man steckte ihn aber unter ein Infanterieregiment. Deßhalb desertirte er (während des siebenjährigen Kriegs) zu den Oesterreichern, wo man ihm bald eine Officierstelle anbot, unter der Bedingung, die catholische Religion anzunehmen. Als er so seine Aussichten auch hier verloren sah, ließ er sich von seinen Aeltern loskaufen, und kehrte nach Copenhagen zurück, wo sich bald sein poetisches Talent entwickelte. Klopstock ward sein Freund, Bernsdorf und nach diesem Carstens seine Beschützer. Sein dramatisches Gedicht: Balders Tod hat ihn am meisten berühmt gemacht. Seine sämmtlichen Schriften (samlige Skrifter) erschienen Copenhagen 1790 u. ff. 4 Bde. 4. Auch seine Prosa ist edel, männlich und kraftvoll. Er starb 1781.

Ewig, zeigt bald eine unbestimmbar lange, bald eine unendliche Dauer an. Das Ewige wird daher auch oft für das Unendliche gesetzt. Beide Ausdrücke sind aber nicht einerlei. Denn beim Gedanken der Ewigkeit erheben wir uns bloß über die Schranken der Zeit, beim Gedanken der Unendlichkeit aber über die des Raums und der Zeit zugleich. Wer daher die Welt für ewig erklärt, behauptet, daß sie weder Anfang noch Ende habe, wer sie aber für unendlich erklärt, behauptet, daß sie auch in Ansehung ihrer Ausdehnung unbegränzt sey. Die Ewigkeit ist übrigens für uns eine so überschwengliche Vorstellung, daß die Einbildungskraft erliegt, sobald sie dieselbe durch irgend ein Bild versinnlichen will. Daher sagt Haller in seinem Gedicht über die Ewigkeit:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich von der grausen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir!

D.

Ewige Einkünfte oder Renten heißen solche, die von eisernen Capitalien oder dergleichen Grundstücken erhoben werden und niemals erlöschen. Ewige Lampe, welche in den catholischen Kirchen und Capellen Tag und Nacht fortbrennen und nicht erlöschen soll. Ewige Messen, die in der catholischen Kirche jährlich an gewissen Tagen gelesen werden müssen. Güter an die Ewigkeit verkaufen oder verschenken, heißt in eben dieser Kirche, sie Kirchen

Digitized by Google

oder Klöstern überlassen, weil sie dann nicht wieder in die Hände weltlicher Besitzer kommen sollen.

Ewiger Friede ist die Idee eines ununterbrochenen rechtlichen Zustandes der Völker, wo sie ihre etwanigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt der Waffen, sondern nach Gesetzen der Vernunft entscheiden. Diese Idee liegt fast allen Friedensschlüssen zum Grunde; denn in denselben geloben sich die streitenden Parteien gewöhnlich ewige Freundschaft und ewigen Frieden. Da aber die Freundschaft selten aufrichtig ist und nie lange dauert, so wird auch der Friede bald wieder unterbrochen. Daher die Philosophen und Politiker über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ewigen Friedens vielfältig gestritten. St. Pierre war der Erste, der einen förmlichen Entwurf zum ewigen Frieden aufsetzte, welchen Entwurf nachher Rousseau bekannt machte. (Siehe auch Heinrich IV.) Seitdem ist dieser Gegenstand sehr häufig, unter andern auch von Kant in seiner Schrift: Zum ewigen Frieden, zur Sprache gebracht worden. Die allgemeinen Mittel zur Verwirklichung des ewigen Friedens, welche von den verschiedenen philosophischen und politischen Schriftstellern in Vorschlag gebracht worden, waren bald das politische Gleichgewicht, bald eine Universalmonarchie, bald endlich ein allgemeiner Völkerverein oder Staatenbund, der durch einen permanenten Congreß als höchstes Völkertribunal alle entstehenden Streitigkeiten der Staaten schiedsrichterlich beilegen sollte. Da aber alle diese Mittel als unzulänglich befunden wurden, weil es dem ewigen Frieden auch bei Voraussetzung jener politischen Zustände an einer hinlänglichen Garantie fehlen würde, so erklärten Andere den ewigen Frieden geradezu für ein Hirngespinnst, und traten wohl gar als Vertheidiger des Kriegs auf, wie fern derselbe ein zur Beförderung menschlicher Cultur nothwendiges Uebel sey. Da indessen die Vernunft den Krieg immer als einen rechtlosen Zustand, der Leben und Wohlseyn vieler Tausende zerstört, verabscheuen muß, so muß sie auch immerfort die Idee eines ewigen Friedens als eine rechtliche Forderung an die Völker und Staaten aufstellen; sie wird aber schon zufrieden seyn, wenn die von ihr geforderte Ewigkeit in der Wirklichkeit nur als eine sehr lange Dauer des Friedens erscheint. Vergl. Heilige Allianz. D.

Exantheme sind Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher sie acute, hitzige Hautausschläge genannt werden, um sie von den langwierigen, denen sich das Fieber als zufällig hinzugesellt (welche in der medicinischen Kunstsprache Impetigines genannt werden), zu unterscheiden. Die am häufigsten vorkommenden sind Blattern, Masern, Rötheln, Scharlach, Friesel, Blasenfieber, Nesselfriesel. Eine jede hat ihre Eigenheiten, die auf die Entstehungsweise, auf die Bildung und Stellung der veränderten Erscheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet sind. Blattern, Masern, Scharlach werden gewöhnlich zu den Kinderkrankheiten gerechnet, weil dieses Alter am häufigsten davon befallen ist; doch zeigen eine Menge Beispiele, daß jedes Alter davon ergriffen werden kann, und daß sie auch gar nicht einzutreten brauchen. Vgl. Hautkrankheiten, Blattern u. a. A.

Exarchus, Exarchat. Als Narses, der Feldherr des morgenländischen Kaisers Justinian, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz besiegt hatte (552—554), behandelte Justinian den mitt-

Digitized by Google

lern Theil Italiens als eine Provinz des morgenländiſchen Kaiſerthums, und ließ es durch einen Statthalter, der Exarchus hieß und ſeinen Sitz zu Ravenna hatte, regieren. Der Theil Italiens, der unter dieſem Statthalter ſtand, hieß das Exarchat. Aſtulph, König der Longobarden, eroberte Ravenna und das ganze Exarchat (752), aber der fränkiſche König Pipin nöthigte ihn (755), es zurückzugeben, und ſchenkte es Papſt Stephan III. Seit dieſer Zeit iſt Ravenna und ſein Gebiet mit dem Kirchenſtaate vereinigt geblieben. — Bei den heutigen Griechen iſt Exarchus ein Deputirter des Patriarchen, welcher in den Provinzen herumreiſt, und die Biſchöfe und Kirchen viſitirt.

Exception, Ausflucht, beſonders gerichtliche, ſ. Klagen und Einreden.

Exchequer, die königliche Rent- oder Schatzkammer in England. Sie ſteht unter dem Großſchatzmeiſter, gewöhnlich aber, wie jetzt, unter gewiſſen Commiſſarien, von denen der erſte Lord der Schatzkammer und der Kanzler der Schatzkammer zu den königlichen Miniſtern gehören. — Exchequer-Bills, Schatzkammerſcheine; Obligationen, zu deren Ausſtellung das brittiſche Finanzminiſterium durch ein Creditvotum vom Parlament autoriſirt wird. Sie ſind nicht auf einen beſtimmten Abzahlungstermin geſtellt; ſo lange ſie laufen, tragen ſie 3½ Pence von 100 Pfund Sterling tägliche Zinſen, welches 5 Procent beträgt, und ſtehen gewöhnlich um ein weniges beſſer als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Caſſenbeſtand gern in dieſem zinſentragenden Papier halten. Die Zinſen ſind aber nicht fundirt, ſondern werden aus den allgemeinen Revenüen entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieſer Obligationen zu verhindern, deren Emiſſion ein nothwendiger Theil des Mechanismus der brittiſchen Finanzen iſt, ruft der Staat alljährlich einen Theil derſelben auf, um ſie abzuzahlen oder unter beſtimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine permanente Schuld zu verwandeln, deren Zinſen durch beſtimmte, dazu aufgelegte Abgaben geſichert ſind. Erzwungen kann aber dieſe Verwandlung nie werden: wer ſie ſich nicht gefallen laſſen will, kann, wenn ſeine Serie aufgerufen wird, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, die Ausſchließung aus der Gemeine (Commune), wiefern darunter inſonderheit eine religiöſe Verbindung verſtanden wird, mithin der kirchliche Bann, Kirchenbann, vornehmlich der von milderer Art. Excommuniciren, in den Bann thun. S. Kirchenbann.

Excuſſion, die Ausklagung des Hauptſchuldners, daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für denjenigen, welcher ſich für jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptſchuldner zuerſt ausgeklagt werde. (Vergl. Bürgſchaft).

Execution, die Ausführung (z. B. einer Muſik), Vollſtreckung (eines Urtheils), Beitreibung der Abgaben. Executor, Vollſtrecker, z. B. eines Teſtaments. Executiv, vollſtreckend, z. B. vollſtreckende, ausübende Gewalt im Gegenſatz der geſetzgebenden. Executorialen (executoriales litterae), Vollſtreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegeſe iſt ein griechiſches Wort, welches Erklärung bedeutet, vorzugsweiſe aber von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht wird. Von der Erklärung der Profanſcribenten pflegt man häufiger das lateiniſche Wort Interpretation zu brauchen. Ein

Digitized by Google

Exeget ist ein gelehrter Schriftausleger, und exegesiren heißt zuerst überhaupt erklären, auslegen; dann aber besonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntnisse und anderer Hülfsmittel entwickeln. Die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst darstellt, kann man Exegetik nennen; gewöhnlich indeß wird sie mit einem andern aus dem Griechischen entlehnten Worte Hermeneutik genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfassern einer fernen Zeit und eines fremden Volks geschrieben sind, so leuchtet von selbst ein, daß, um ihr Verständniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, sondern auch eine Menge historischer, geographischer oder antiquarischer Kenntnisse erfordert werde, und da die Kenntniß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geschöpft werden muß, so ergibt sich, daß das ganze theologische Studium von der Exegese ausgehe. Die berühmtesten Exegeten unter den Kirchenvätern waren Origenes, Chrysostomus, Theodoret, Diodorus von Tarsus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man sich fast ausschließend an die Vulgata, d. h. an eine lateinische Bibelübersetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meisten Theologen an Sprachkenntnissen fehlte, ward die Exegese sehr vernachlässigt. Durch die Reformation aber ward dieses Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrhunderte haben eine lange Reihe vorzüglicher Exegeten, besonders in der protestantischen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien, die Todtenfeier. Man versteht in der catholischen Kirche unter Exequien nicht sowohl das Leichenbegängniß selbst, als vielmehr die feierlichen Seelenmessen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verstorbenen gelesen werden. Bei den Exequien hoher und besonders fürstlicher Personen wird zugleich ein Trauergerüst errichtet, eine feierliche Musik aufgeführt, die Kirche schwarz behangen und dgl. m.

Exhaustion, Exhaustionsverfahren. Die alten Geometer waren mit den Kunstgriffen der höheren Analysis völlig unbekannt. Das Verfahren, welches sie statt derselben zur Vergleichung krummlinichter Figuren, krummer Oberflächen und runder Körper anwandten, und welches darin besteht, die gedachten Größen vermittelnd auf andere zu beziehen, denen sie zwar nicht bis zum Erschöpfen (exhaurire) aber doch so nahe gebracht werden können, daß der Unterschied kleiner als jede angebliche Größe wird, heißt das Exhaustionsverfahren. So vergleicht man den Kreis mit einem darin beschriebenen Vielecke, weil der Unterschied zwischen beiden offenbar in dem Maaße geringer wird, als man die Seitenzahl des Vielecks vergrößert. D. N.

Exil, eine Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz oder auch das Land zu verlassen, wo er sich bis dahin wesentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politische Verweisung. Die alten Freistaaten exilirten zuweilen Männer um des bloßen Verdachts willen, daß sie der republikanischen Freiheit gefährlich werden könnten. In diesem Falle war das Exil nicht Strafe, sondern Vorsichtsmaßregel. (Vergl. Deportation und Verbannung.) Babylonisches Exil, s. Hebräer und Juden.

Exmouth (Lord Edward), früher unter dem Namen Sir Edward Pellew bekannt, zeichnete sich schon um 1780 als Lieutenant und später als Fregattencapitain im Kriege der Colonieen und gegen die neufränkische Republick, durch Gewandtheit, Kenntnisse und kühnen Muth

Digitized by Google

aus. 1802 trat er in die Kammer der Gemeinen und vertheidigte hier mit vieler Wärme den Lord St. Vincent, welchem man die Vernachläſſigung der engliſchen Marine Schuld gegeben hatte. Beim Wiederausbruch des Kriegs wurde er zum Contreadmiral, und 1804 zum Generalcommandanten der Seemacht in Indien ernannt, und erhielt nach ſeiner Rückkehr das Commando der vor Frankreich kreuzenden Flotte. 1814 wurde er unter dem Namen eines Lord-Baron Exmouth zum Pair erhoben, und erhielt den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere. Im Juli beſchützte er die Royaliſten von Marſeille gegen den Marſchall Brune, und erhielt ein ſchönes Geſchenk von ihnen, verweigerte aber dem König Murat die Aufnahme auf ſeine Flotte. Im April 1816 erhielt er Befehl von der Admiralität, zwiſchen Neapel, Sardinien und den Raubſtaaten einen Frieden, und wo möglich, die Abſchaffung der Chriſten-Sklaverei zu Stande zu bringen. Sogleich ſegelte er mit einer mächtigen Flotte nach Algier, wo der Friede zwar bewilligt, die Abſchaffung der Sklaverei aber nur mit Genehmigung der hohen Pforte zugeſtanden werden ſollte. Glücklicher war er vor Tunis und Tripolis, wo ſeine Anträge keine Schwierigkeiten fanden. Nach Algier zurückgekehrt, ſchloß er einen Interimsvertrag, beſonders wegen Loskaufung der Sklaven aus Genua und Neapel, und eilte dann nach England. Hier erfuhr er die Ermordung ſämmtlicher franzöſiſcher, engliſcher und ſpaniſcher Korallenfiſcher, und ſegelte mit einer noch mächtigern Flotte ab, um den Frieden zu erzwingen. Im Mittelmeere vereinigte ſich der holländiſche Admiral van Capellen mit 6 Fregatten mit ihm. Nach vergeblichen Vorſchlägen begann das Bombardement. Die ganze Flotte von Algier, der Molo, die Magazine ꝛc. wurden ein Raub der Flammen, und der Dey mußte harte Bedingungen eingehen. S. Barbareskен und Sklavenhandel.

Exorcismus iſt ein griechiſches Wort, welches Beſchwörung und Beſchwörungsformel bedeutet, ſo wie exorciſiren, beſchwören, bannen, namentlich böſe Geiſter bannen, heißt. In der alten Kirche herrſchte die Meinung, daß gewiſſe Perſonen, namentlich gewiſſe Kranke, beſonders Wahnſinnige und Epileptiſche, von böſen Geiſtern beſeſſen wären. Ueber dergleichen Perſonen nun wurden Beſchwörungsformeln ausgeſprochen, und dieſe Handlung nannte man Exorcismus. Es gab ſogar eine eigene Gattung von Geſellſchaftsperſonen, Exorciſten genannt, welche dieſes Geſchäft zu verrichten pflegten. Seit dem dritten Jahrhundert ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und die Häretiker von böſen Geiſtern beſeſſen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus nunmehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Und nachdem Auguſtins Lehre von der Erbſünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn ſeit dem fünften Jahrhundert auch bei der Kindertaufe zu brauchen. Luther ließ dieſen Gebrauch beſtehen: die reformirte Kirche aber gab ihn frühzeitig auf, und auch unter den lutheriſchen Geiſtlichen gab es ſchon im 16ten Jahrhunderte, zu der Zeit der cryptocalviniſchen Streitigkeiten, viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutheriſchen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, ſondern als ein Bekenntniß des angebornen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlöſung zu betrachten ſey. Er iſt aber ein unſchicklicher Gebrauch, welcher ſich leicht dem Aberglauben nähern kann, und es iſt daher ſehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten faſt aller Orten abgeſchafft hat. N.

Digitized by Google

Exoterisch, Exoteriker, s. Esoterisch.

Expansion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher Expansivkraft, Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher sie von ihrem Mittelpunkte aus einen Raum einnimmt, entgegengesetzt der Contractivkraft oder zusammenziehenden Kraft. Man unterscheidet an sich expansible Körper, wie Wärmestoff, Lichtstoff, und durch Mittheilung expansible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünste u. s. w. ihre Expansibilität der erstern verdanken.

Exploratór, eine von Beccaria angegebene Vorrichtung, welche in einem Drahte besteht, dessen isolirte, mit Zinnknöpfchen versehene Enden an einer Stange über dem Schornsteine oder an den Gipfel eines Baums befestigt werden. Von diesem Draht wird ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet; an dem Drahte im Zimmer befindet sich ein Electricitätsmesser, mittelst dessen man die tägliche Luftelectricität beobachten kann.

Explosion ist eine plötzliche und gewaltsame Ausdehnung einer elastischen flüssigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hindernisse, an den schwächsten Orten durchbricht und gemeiniglich mit einem Knall begleitet ist, besonders das Sprengen bedeutender Pulvermassen, wie in Leiden, Eisenach, Dresden, Danzig u. s. w. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dergl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhitzung plötzlich eine große Menge elastischer Materien, welche sich gewaltsam auszudehnen streben. Sind diese Materien noch überdies eingeschlossen, so treiben die erzeugten elastischen Flüssigkeiten die Pfropfe, welche sie einschließen, mit ungemeiner Kraft fort oder zersprengen die Körper, in denen sie enthalten sind. Von diesen Explosionen hängen die Wirkungen aller Feuergewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe in welche das Wasser durch die Hitze verwandelt wird, sind in einem hohen Grade elastisch. Wenn man daher Wasser in einem verstopften oder verschlossenen Gefäße erhitzt, so üben diese Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verschließt, eine überaus große Gewalt aus.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehrmal durch sich selbst multiplicirt wird, so setzt man, statt den Factor eben so oft zu wiederholen, zur Rechten desselben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche andeutet, wie oft die Wiederholung der Multiplication der Zahl oder Größe mit sich selbst hätte geschehen sollen.

Z. B. $a^4 = aaaa = a.a.a.a.$

$9^3 = 9.9.9 = 729.$

Exposition, Auseinandersetzung; im Schauspiel Darlegung, Erzählung der Vorgeschichte, d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Voraussetzung des Dichters sich begeben hat (im Franz. Avant-scène). Man kann sie eintheilen in die abgesonderte und verwebte. Jene wird dem Zuschauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides; diese empfängt er mittelbar, oder scheinbar zufällig, indem die handelnden Personen unter einander die Thatsachen der Vorgeschichte erwähnen und dem Zuschauer klar machen. Die verwebte kann sich erstrecken durch das ganze Stück bis zur Catastrophe, wie z. B. im König Oedip des Sophokles. Nebenzweck der Exposition ist Bekanntmachung

Digitized by Google

der Zuſchauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charaktern der Handelnden u. ſ. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeſchichte) ſpannen. Uebrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenactes geſchehen iſt.

Extenſion, natürliche Ausdehnung, Erweiterung, Umfang; daher extenſiv entgegengeſetzt dem Intenſiven.

Exterritorialität, ſ. Geſandte.

Exterſteine ſind ſenkrecht gegen einander emporſtehende, bis an den Boden getrennte Felſen, in welche man Zimmer, Küchen, Holzſtälle und Treppen ausgehauen hat. Man findet dergleichen Steine in der Grafſchaft Lippe in Weſtphalen bei dem Städtchen Horn.

Ex Voto, ſ. Votum.

Eyck (Hubert und Johann van). Dieſe beiden berühmten niederländiſchen Mahler, Stifter der niederländiſchen Schule, deren Vater und Schweſter ſich ebenfalls mit Glück der Mahlerei widmeten, arbeiteten meiſtentheils mit einander, und lebten in der vollkommenſten Einigkeit. Hubert ſtarb 1426 im 60ſten, Johann 1441 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Johann übertraf ſeinen ältern Bruder, und lange wurde ihm die Erfindung der Oelfarben irrig zugeſchrieben; gewiß iſt es aber, daß er ſeit 1410 der Wiederherſteller und Vervollkommner der Oelmahlerei iſt. Er wich von dem ganz idealen Style ab, und fing an, das Individuelle darzuſtellen. Gent beſaß viele Gemählde von ihm. (Vergleiche über ihn Sandrarts deutſche Academie.) Zwei Brüder gleiches Namens, Caspar und Nicolas, lebten in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und zeichneten ſich als Bataillenmahler vortheilhaft aus.

Eylau (Schlacht bei Preußiſch-), geliefert am 7. und 8. Febr. 1807 von der ruſſiſch-preußiſchen Armee unter dem Oberbefehl von Bennigſen (70,000 Mann in 7 Diviſionen incl. 5600 Preußen) und dem franzöſiſchen Heere (3. 4. 6. 7te Corps, Cavallerie unter Murat und die Garden, zuſammen 90,000 Mann) von Napoleon commandirt. Sie iſt eine der blutigſten in der neuern Zeit, und beſonders dadurch merkwürdig, daß dem Feinde, der gar nicht mehr zweifelhafte Sieg — der unermeßliche Folgen hätte haben müſſen — noch am Abend durch ein ganz ſchwaches Corps (das Leſtocqſche) wieder entriſſen, und dadurch das Gleichgewicht in ſo weit hergeſtellt ward, daß ſich die ruſſiſche Armee ohne Verluſt zurückziehen konnte. Bevor wir die Schlacht ſelbſt beſchreiben, müſſen wir der Umſtände gedenken, die ſie herbeiführten. — Als ſich die Franzoſen nach der verlornen Schlacht von Pultusk in Winterquartieren auf dem rechten Ufer der Weichſel bis an die Oſtſee zu erholen ſuchten, beabſichtigten die ruſſiſchen Oberfeldherren (Burhövden und Bennigſen gemeinſchaftlich), ſie darin zu überfallen, und vielleicht über die Weichſel zurückzuwerfen. Man drang in der Mitte Januars in mehreren Colonnen vor, der überraſchte Feind ſchien ſeinem Schickſal nicht entgehen zu können, da die ruſſiſchen Abtheilungen am 18ten mitten in ſeinen Cantonnirungen erſchienen. Doch Bennigſen vergaß den Hauptzweck ſeiner Bewegung und zog ſich von Rein aus nach Liebſtadt und Mohs-

rungen, statt rasch nach der Weichsel zu marschiren und Thorn zu nehmen — das Corps von Bernadotte entging so gleichsam durch ein Wunder der Gefangenschaft. Napoleon hatte indeß sein Heer bei Willenberg rasch versammelt (1. Febr.) und drängte mit dem rechten Flügel gegen Ortelburg; aus einer aufgefangenen Depesche ersah man, daß er den russischen linken Flügel am 3ten bei Altenstein mit Ueberlegenheit angreifen wolle. Dies mußte vermieden werden, und so verschwanden im Nu alle gehofften Vortheile; der nunmehr angetretene Rückzug verursachte beträchtliche Verluste, und als man sich, um Königsberg zu decken, bei Eylau aufstellte, entspann sich die Schlacht. Die russische Armee bezog am 7ten eine Stellung längs der von Schlippenbeil nach Königsberg führenden Straße, den rechten Flügel an Schloditten, den linken an Serpallen gelehnt, Eylau, welches vor dem Centrum (etwa 900—1000 Schritte) lag, stark besetzt haltend. Die Avantgarde stellte sich auf den noch vor der Stadt liegenden Anhöhen auf; sie ward Nachmittags 2 Uhr durch 3 feindliche Colonnen in der Richtung von Grüchöfchen angegriffen, und nach einem langen blutigen Gefecht durch die von einer vierten Colonne begonnene Umgehung in der linken Flanke gezwungen, sich zurückzuziehen. Ein heftiger Kampf entstand um den Besitz der Stadt, sie ward vom Feinde genommen und wieder verloren, mußte aber endlich doch nach einem großen Verluste auf beiden Seiten aufgegeben werden; die Avantgarde rückte daher in die Linie, das Detaschement unter General Barclay, das die Stadt vertheidigt hatte, verstärkte den linken Flügel. Dies war das Vorspiel der Schlacht. Durch die Eroberung von Eylau (es ist hoch gelegen und maskirte alle Bewegungen: besonders erhaben war der Kirchhof, welcher deshalb auch mit einer starken Batterie besetzt ward) hatten die Franzosen schon große tactische Vortheile errungen, das einzige Mittel, sie in etwas aufzuwiegen, die Besetzung der dominirenden Anhöhen bei Serpallen, war von den Russen übersehen worden. Am 8ten mit Tagesanbruch defilirten die Franzosen durch Eylau, und richteten den ersten Angriff gegen den russischen rechten Flügel, doch vergebens; ein fürchterliches Artilleriefeuer bereitete dann die Hauptattake vor, welche das 7te Corps (Augerau), von den Garden unterstützt, gegen das Centrum unternahm; sie ward nachdrücklich abgewiesen, das gedachte Corps zum Theil aufgerieben, sein Anführer verwundet. Die heroische Tapferkeit, mit welcher hier von beiden Seiten gefochten ward, wird in der Kriegsgeschichte unvergeßlich bleiben. Jetzt formirten sich hinter Eylau starke Colonnen zum Angriff des linken Flügels; eine Batterie von 40 Kanonen bestrich ihn, er ward umgangen; nach tapferer Gegenwehr mußte er sich in mehreren Absätzen so zurückziehen, daß er am Abende den Kregeberg, das Verwerk Anklappen und das Dorf Kuschitten, welche früh weit hinter dem Centrum lagen, links vor sich hatte; das Centrum hatte natürlich diesen retrograden Bewegungen folgen müssen, und ward bereits von einer auf dem Kregeberge etablirten französischen Batterie beschossen *). In diesem Augenblicke, wo der theuer erkaufte Sieg den Franzosen nicht

*) Die Schlacht zerfällt nach diesem allmäligen Terrainverlust in mehrere Perioden, die nur durch einen sehr guten Plan deutlich gemacht werden können; der von Bothmer ist immer noch der beste. Zu beklagen ist, daß Piatho's Tagebuch (die einzige gehaltreiche Schrift über diesen Feldzug) keinen enthält, in welchem einige Irrthümer jenes hätten verbessert werden können. Was Herr v. Cölln darüber geschrieben hat, ist, wie alle seine militärischen Aufsätze, ohne den mindesten Werth.

Digitized by Google

mehr zweifelhaft, die russische Armee, theilweise in Unordnung, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt war, erschien der General L'Estocq mit 5600 Preußen (doch befand sich das russische Inf. Reg. Wiburg darunter) auf dem Schlachtfelde; er hatte früh um 2 Uhr in Hussehnen, 5 Stunden von Eylau, den Befehl erhalten, den rechten russischen Flügel bei Althof zu verstärken. Mit vieler Umsicht, durch die Tapferkeit seiner Truppen unterstützt, vollbrachte er diese Bewegung trotz der fortwährenden heftigen Angriffe des 6ten feindlichen Armeecorps (Ney), und war kaum gegen Abend in der bezeichneten Stellung angekommen, als er angewiesen ward, hinter der Armee weg dem hart bedrängten linken Flügel zu Hülfe zu eilen. Dies geschah; Kuschitten, als der hier entscheidende Punkt, ward gestürmt, die zu dessen Besetzung verwendeten eben so wie die zum Soutien geschickten feindlichen Truppen fast völlig vernichtet; — das kleine Corps warf dann nach einem hartnäckigen Gefechte die dahinter stehenden feindlichen, weit überlegenen Massen so zurück, daß sie Anklappen aufgaben und sich erst bei Klein-Sausgarten wieder setzten. Das Gefecht war dadurch auf diesem Punkte wieder hergestellt, und nur die Dunkelheit (Abends 9 Uhr), so wie die völlige Ermattung der Truppen, welche seit 18 Stunden ununterbrochen marschirt, und im Gefecht gewesen waren, verhinderte die Wegnahme des letztern Dorfes, mit ihr die völlige Zerstreuung des französischen rechten Flügels. Das Corps von Ney hatte indeß Althof genommen und den rechten Flügel weit umgangen, die ganze erschöpfte russische Armee befand sich, wie schon gedacht, zum Theil in großer Unordnung, so daß an ein allgemeines Vorrücken zur Benutzung der erlangten partiellen Vortheile nicht zu denken war. Nach einem mißlungenen Versuche, Althof wieder zu nehmen, ward der Rückzug gegen Königsberg angeordnet und nach Mitternacht angetreten; die französische Avantgarde folgte, das Hauptquartier blieb noch einige Tage in Eylau, bis sich die ganze Armee hinter die Passarge zurückzog. Dies sind die Grundzüge einer Schlacht, bei welcher sich beide Theile mit Unrecht den Sieg zuschrieben; sie kostete der russischen Armee 9 verwundete Generale, über 400 todte und blessirte Offiziere, 7000 todte, 18,000 verwundete Soldaten; die Franzosen hatten 3 todte, 5 blessirte (worunter 1 Marschall) Generale, gaben aber ihren Verlust nach der beliebten Weise nur zu 1500 Todten, 5700 Blessirten an, obwol er gewiß das Dreifache betrug; die Russen hatten 13 Adler, 6 Fahnen erobert. S. z. M.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Busy's, aus dem Priestergeschlechte. Er wurde jung (gegen 599 v. Chr. Geb.) in die babylonische Gefangenschaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weissagung, als er sich mit andern Gefangenen am Flusse Chobar befand. Er hatte ein Gesicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Israel zu sprechen und ihn zum Wächter seines Volks bestellte. In einem andern Gesichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Israel für seine Abgötterei treffen sollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenschaft, die Rückkehr seines Volks nach Palästina und die Wiederherstellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Juda's und Israels unter einer Herrschaft und einen glücklichen Zustand seines Volks an. Von der Belagerung Jerusalems durch die Chaldäer bekam er durch ein Wunder Kunde, und erzählte sie seinen Mitgefangenen. Er prophezeihte wider Aegypten, wider Tyrus und Sidon,

wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeihungen bestehen aus 48 Capiteln; sie sind dunkel, voll poetischen Feuers, aber schwer zu verstehen, und wurden von den Juden erst spät in ihren Canon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel gestorben, ist ungewiß.

F.

F, der sechste Buchstabe des deutschen Abc, der durch ein Zusammenstoßen der Lippen, verbunden mit einem zischenden Ausstoßen der Luft zwischen dieselben hindurch hervorgebracht und deßwegen auch ein Blaselaut genannt wird. In der Musik wird mit diesem Buchstaben die vierte diatonische Klangstufe des Tonsystems bezeichnet. (Vergl. Ton, Tonart.)

Fabel, im weitern Sinne so viel als Mährchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik im doppelten Sinne gebraucht, indem man einmal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart oder Redeproduct mit diesem Namen bezeichnet. Zum Unterschied pflegt man diese Dichtungsart die Aesopische Fabel, öfters auch Apolog, zu nennen. Wenn man von der Fabel der epischen und dramatischen Gedichte spricht, so geschieht es im Gegensatz der Geschichte. Die letztere muß treu seyn; die Begebenheiten müssen so dargestellt seyn, und so aufeinander folgen, wie es in der Wirklichkeit der Fall war; des Dichters Darstellung hingegen strebt nach Schönheit, sein dargestelltes Ganze soll gefallen, er wird also die Begebenheiten so ordnen und einrichten müssen, wie es sein Zweck erheischt. Nicht das Wirkliche soll er darstellen, sondern das Mögliche; nicht wie es war, sondern wie es wahrscheinlich ist; nicht mit historischer Treue, sondern mit poetischer Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht wesentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit sich alles zum Zwecke füge, setzt hinzu, wodurch dieser besser erreicht wird. Auch der historisch gegebene Stoff wird dadurch Werk seiner Erfindung: er schafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geschichte geliehen oder neu erfunden seyn, so unterwirft ihn der Dichter dem Gesetze der poetischen Form, von welcher an seinem Orte wird gehandelt werden. Abgesehen nun von dem, was zur Behandlung der Fabel gehört, kommt bloß der Grad in Betracht, in welchem sie interessant ist. Ein wichtiger Punkt ist aber noch ihr Verhältniß zum Charakter. (S. d. Art. Charakter.) Zu unterscheiden ist dabei das epische und dramatische Gedicht; in die Begebenheit wird der Charakter verschlungen, die Handlung geht aus Freiheit (dem Charakter) hervor. Die Aesopische Fabel oder den Apolog rechnet man mit Recht zu den didaktischen Gedichten, und zwar ist sie eine Art Allegorie. Man kann sie erklären als Darstellung einer practischen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der physischen Welt hergenommenen Sinnbilde. Sie besteht demnach aus zwei wesentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in derselben liegenden Lehre, die man mit Unrecht die Moral der Fabel genennt hat, die aber nicht nothwendig mit den klaren Worten nackt ausgesprochen werden muß, wenn die Fabel poetisch seyn soll. Wegen

ihres Zwecks, welcher auch die Erfindung bestimmt, liegt die Fabel auf der Gränze der Poesie und Prosa; selten ist sie rein poetisch und gefällt abgesehen von ihrem Zwecke. Clodius sagt sehr richtig, sie sey eine Belebung der todten Natur, Prosopopöie. Dieses Wohlgefallen an ihr wird nicht bloß erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der sinnlichen Einkleidung findet, sondern es liegt tiefer, in der anschaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur nach ewigen Gesetzen, in unveränderlichen Charakteren fortgehe, in der physischen und moralischen Welt dieselbe sey. In der nicht moralischen Welt zeigt sich nur die ewige Beständheit jener Gesetze und Charaktere deutlicher und offenbarer, als in der Menschenwelt, und dies ist der Grund, warum der Fabeldichter (dem es also nicht bloß darum zu thun ist, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anschaulich zu machen, wozu ihm das Gleichniß, die Parabel, hingereicht haben würde) seine Acteurs aus der nicht moralischen Welt wählt. Herder hat hierüber das Treffendste gesagt, und wer sich weiter davon unterrichten will, kann es durch ihn. Er hat gezeigt, die Fabel mache eine Lehre als Naturgesetz in einem einzelnen Falle der großen Naturordnung anschaubar. Was die verschiedenen Arten der Fabeln betrifft, so hat man diese seit Aphthonius in vernünftige, sittliche und vermischte eingetheilt. Herder theilt sie in: 1. theoretische (den Verstand bildende); ein Factum der Natur als Gesetz und Weltordnung aufgestellt, übt den Verstand. Dies wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Wasser schnappt, jenes, wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; jenes, wenn man als Hase mit dem König Löwen jagt. 2. Sittliche. Nicht Moral sollen und können wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber sehen wir, und erkennen, wie sie die Glückseligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Gesetze des Strebens geknüpft hat. Gehe hin zur Ameise, du Träger! 3. Schicksalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange selbst anschaulich gemacht werden, wie aus diesem ein Anderes durch innere Consequenz folge; da tritt nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Schicksal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, so doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberische Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in sein Nest, der es in Flammen setzt, und seine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt, dem er einst treulos die Jungen geraubt. Bei den schönsten Fabeln dieser Art wird unsre Seele groß und weit wie die Schöpfung. Nach dieser dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet sich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach seyn, damit das Ganze leicht durchschaut werde, edel, weil der Gegenstand eine gewisse Würde hat. Doch schließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichsam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satirische, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige sind rührend und die Schicksalsfabeln streifen an das Erhabene hin. Ganz einfach, heiter und ernst in ihrer Darstellung waren die alten Fabulisten (Fabeldichter); Lafontaine führte den Scherz ein und sprach im geselligen Weltton; Lessing, Pfeffel u. A. befreundeten sie mit der Satire durch die Pointe des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und es ist nicht zu läugnen, daß besonders ein gewisser scherzhaft seyn sollender Schnickschnack die Fabel nicht nur breit, sondern wohl gar verächtlich gemacht, das Haschen nach Witz und Pointe

Digitized by Google

sie aus ihrer Sphäre gerückt hat. Manches Histörchen, das wir unter den Fabeln sehen, mag witzig, sinnreich und anmuthig seyn, nur eine Fabel ist es nicht. Die Form der Fabel ist übrigens verschieden, es gibt bloß erzählende, es gibt dialogisirte; man hat in Reinecke der Fuchs ein ganzes Fabel-Epos, und man sieht nicht, was in einem Fabel-Drama als Burleske Widersinniges seyn sollte. dd.

Fabier, ein berühmtes altes Geschlecht der Römer. Die ganze streitbare Mannschaft desselben (306 an der Zahl)) kämpfte einst vereint gegen die Vejenter, und Alle starben den Heldentod für's Vaterland. Einer der berühmtesten Fabier ist Quintus.

Fabius Maximus, mit dem Beinamen Cunctator, der Zauderer, einer der größten Feldherren des alten Roms, welcher sein Vaterland rettete, als es nach der unglücklichen Niederlage am Trasimen dem Untergange nahe schien, und Hannibal mit seinem siegreichen Heere gegen die Hauptstadt selbst im Anzuge war. In jenem entscheidenden Zeitpunkte trat Fabius, mit der Würde des Dictators bekleidet, an die Spitze der römischen Legionen, und entwarf, da er sein eignes Heer muthlos und bestürzt, das feindliche aber furchtbar und zahlreich fand, um nicht das Schicksal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu setzen, den weisen Plan, jedes Treffen zu vermeiden und seinen mächtigen Feind durch Märsche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der seinen gefährlichen Gegner wohl erkannte, ließ ihm sagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein so großer Feldherr ist, als er uns glauben machen will, so steige er herab in die Ebene und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete.“ Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein so großer Feldherr ist, als er glaubt, so zwing er mich, sie anzunehmen.“ Unzufrieden mit seinen langen Zögerungen, deren Grund sie nicht einsahen und falsch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beizuwohnen, und übertrugen unterdeß die Hälfte seiner Gewalt dem Minutius Felix, der eben so verwegen als Fabius vorsichtig war. Schon war dieser in einen Hinterhalt des punischen Feldherrn gefallen und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius seine Truppen zurück, um von ihm schlagen und siegen zu lernen. Als er mit Hannibal über das Lösegeld der in der Schlacht bei Cannä gefangenen Römer sich vereinigt hatte, der Senat aber den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle seine Güter, um sein Wort zu lösen, und bewährte dadurch eben so sehr seine unverbrüchliche Redlichkeit, als er im Felde sein Feldherrntalent bewiesen hatte. Er starb im Jahre Roms 552 in einem hohen Alter.

Fabliers und Fabliaux, s. d. Art. Französische Literatur.

Fabre d'Eglantine (Phil. Fr.), geboren zu Carcassonne 1755 in einer bürgerlichen Familie, hatte sich in seiner Jugend vielfachen Ausschweifungen überlassen, und wurde Schauspieler bei einer kleinen Gesellschaft. Er spielte abwechselnd auf den Theatern zu Genf, Lyon und Brüssel ohne höhern Beifall. Beliebter war er als Gesellschafter und durch sein Dichtertalent. Schon in seinem sechszehnten Jahre schrieb er ein Gedicht: l'Etude de la Nature, welches er zur Preisbewerbung bei der französischen Akademie 1771 einsandte. Als er später bei den Blumenspielen zu Toulouse den Preis der wilden Rose (Eglantine) erhalten hatte, fügte er dieses Wort seinem Namen bei.

Digitized by Google

Er schrieb jetzt auch mehrere Theaterstücke, wovon jedoch nur l'Intrigue épistolaire und der Philinte de Molière Glück machten. Letzteres ward zu den besten Charakterstücken der neuern französischen Bühne gerechnet. Von ehrgeizigem Charakter nahm er bald an der Revolution Antheil, verband sich mit Danton, Lacroix und Camille Desmoulins, schrieb mehrere Schriften und wirkte zu den Auftritten des 10. August mit. Er wurde von Paris zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt, zeigte Anfangs gemäßigte Grundsätze, votirte aber nachher für den Tod Ludwigs XVI. ohne Appellation, und wurde Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Er zeugte gegen die Girondisten und gegen Brissot, war auch Berichterstatter über die Einführung des republikanischen Kalenders, wobei er viel Unwissenheit in astronomischen Kenntnissen verrieth. Allein späterhin machte er sich den Jakobinern verdächtig. Man beschuldigte ihn des versteckten Royalismus, und er wurde am 5. April 1794 zum Tode verurtheilt.

Fabre (Maria J. J. Victorin), ein junger französischer Dichter und Schriftsteller, geb. 1785 zu Vals, im Ardechedepartement, der nach Ginguené's Urtheil einem Fruchtbaum gleicht, welcher mit dem ersten Jahre schon treffliche Früchte bringt. Seit 1805 hat er an allen Preisaufgaben des Instituts Theil genommen, und jedesmal bald den Preis, bald das Accessit, bald eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. Insbesondere verdient sein Gedicht sur l'indépendance des hommes des lettres und das sur les voyages Bemerkung. Auch als Prosaist erhielt er für sein Eloge de Corneille den Preis im Jahre 1808. Noch mehr rechtfertigte sein Eloge de la Bruyère, welches den Preis der Beredsamkeit am 4. April 1810 erhielt, die Meinung des Publikums von den Talenten Fabre's. Ein feiner Beobachtungsgeist, eine sehr gewählte Sprache und ein gereifter Geschmack vereinigten sich darin mit dem Glanze und dem Feuer seines jugendlichen Genies. Leider hat eine schmerzhafte Krankheit den jungen Dichter mitten in seiner Laufbahn aufgehalten. Er hat außer den genannten, noch herausgegeben: ein Eloge de Boileau. — La mort de Henri IV. poëme, suivi de notes histor. 1808. — Tableau littéraire du XVIII. siècle, suivi de l'Eloge de la Bruyère. — Eloge de Montaigne. C.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen Luscinus, ein Muster altrömischer Tugend, vorzüglich durch seine Furchtlosigkeit, Rechtschaffenheit, Enthaltsamkeit und Tapferkeit. Nachdem er mehrere Feinde Roms geschlagen, und sein Vaterland mit einer ungeheuern Beute bereichert hatte, von welcher allein er nichts behielt, wurde er als Gesandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geschickt, um die gefangenen römischen Soldaten auszulösen. Pyrrhus wollte den Fabricius, dessen Armuth ihm bekannt war, durch Geschenke für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte sie mit römischer Seelengröße ab; eben so wenig ließ er sich von einem Elephanten schrecken, welchen Pyrrhus hinter einer Tapetenwand hervorteten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus und erlaubte den Gefangenen nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Versprechen, nach der Feier in die Gefangenschaft zurückzukehren, welches sie auch hielten. Pyrrhus wurde bald so für Fabricius eingenommen, daß er ihm die erste Stelle in seinem Reiche anbot, wenn er nach geschlossenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten aber Fabricius freimüthig ablehnte. Als Consul im Jahre Roms 473 (278 vor Chr. Geb.) zwang er dem

Digitized by Google

Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm Nachricht gab, daß sich des Königs eigner Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften. Pyrrhus sagte hierbei: eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Rechtschaffenheit abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Lösegeld. In dieses Jahr ist auch die Schlacht bei Asculum zu setzen, in welcher Pyrrhus zwar siegte, aber den besten Theil seiner Armee verlor. Im Jahre Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Censoramt, vermöge dessen er den Cornelius Rufinus aus dem Senat stoßen half, weil derselbe zehn Pfund Silber an Tischgeräthen besaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich sterben; er starb so arm, daß seine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Gesetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbnisse in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Johann Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit berühmt gewordenen Deutschen. Er umfaßte sämmtliche Zweige des menschlichen Wissens, und wucherte mit seinen Kenntnissen als Lehrer und Schriftsteller reichlich. Er besaß eine unglaubliche Belesenheit, und einen unerschöpflichen Schatz, besonders philologischer Gelehrsamkeit. Er war zu Leipzig den 11ten Nov. 1668 geboren, wo er auch studirte. Darauf begab er sich zu Verwandten nach Hamburg, woselbst er nach Vincent Flaccius Tode Professor der Beredsamkeit wurde. Im J. 1719 trug ihm der Landgraf von Hessen-Cassel die erste theologische Professur zu Gießen und die Superintendentur der protestantischen Gemeinden in seinem Lande an. Fabricius war versucht, diesen glänzenden Einladungen zu folgen, allein der Magistrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entschädigen. Dieses Wohlwollen hielt ihn in Hamburg zurück, woselbst er den 3. Apr. 1736 in einem Alter von 68 Jahren starb. Ein Muster einer verständigen und geistvollen Behandlung der griechischen Literatur ist seine Bibliotheca graeca, durch deren Beendigung der gelehrte Harles sich verdient gemacht hat. Nicht minder brauchbar sind seine Bibliotheca latina, und die Bibliotheca mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Ueberdies zeugen von seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen seine Ausgaben des Sextus Empiricus und seine Anmerkungen zum Dio Cassius. Schröckh hat in seinen Lebensbeschreibungen (2r Bd. S. 344 u. f.) dieses literarischen Polyhistors Leben geschildert.

Fabricius (Johann Christian), der berühmteste Entomolog des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Tundern im Herzogthum Schleswig den 7. Januar 1745. Nachdem er im 20sten Jahre seinen academischen Cursus vollendet hatte, begab er sich nach Upsala um unter Linné seine Studien fortzusetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht desselben besser benutzt als Fabricius. Alle seine Werke über die Entomologie, die ihm einen so wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundsätze, die Methode, ja sogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genossenen Unterricht höchst dankbar, und suchte keinesweges zu verbergen, was er seinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht

das Bedeutendste hinterlassen, was zur vollständigen Biographie des großen Naturforschers gehört. Durch den Umgang mit demselben wurde in ihm die erste Idee seines Systems, die Insekten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er schlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe seines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Indessen munterte er den geistreichen Schüler auf, auf diesem Wege fortzugehen. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte an der Universität zu Kiel, und nun gab er sich ganz seinem Lieblingsstudium hin. Im J. 1775 ließ er sein System der Entomologie erscheinen, ein Werk, wodurch diese Wissenschaft eine ganz neue Gestalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Classen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile seiner Methode. Im J. 1773 machte er endlich seine Philosophia entomologica, nach dem Muster der Philosophia botanica von Linné bekannt. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode, also fast 30 J. lang war er unaufhörlich beschäftigt, sein System zu erweitern und es unter verschiedenen Formen in Werken von verschiedener Benennung darzulegen. Er durchreisete fast jedes Jahr einen Theil Europens, besuchte die Museen, knüpfte Bekanntschaften mit Gelehrten an, und beschrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Insekten, die er kennen lernte. Allein in dem Maaße wie die Zahl der Arten unter seiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und selbst der Classen ungewisser und willkürlicher; so daß aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, seine neuesten Schriften den ältern fast nachstehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein sie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Systeme der Natur, sondern bloß zu einer natürlichen Methode führen. Er starb im Jahre 1808.

Fabrik heißt die Werkstatt oder Anstalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen sind. Durch die letztere Bestimmung unterscheidet sich Fabrik von Manufactur, daher sagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Kattunmanufactur. Fabrikat, was in der Fabrik verfertigt worden ist. (Vergl. Manufactur.)

Fabrikmaschinen, s. Maschinen.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italienischer Biograph des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Marradi 1732. Nachdem er seine ersten Studien in seiner Vaterstadt vollendet hatte, erhielt er zu Rom eine Stelle an dem Collegio Bandinelli. Er hatte drei Jahre lang zu Rom Logik, Physik, Metaphysik und Geometrie studirt, als er dem Prälaten Bottari vorgestellt wurde, der ihn in der Folge zum Stellvertreter seiner Canonicatsgeschäfte zu St. Maria in Transtevere machte. In diesem Zeitpunkte beschrieb er das Leben des Papstes Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit sich dem Papste Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genusse einer Art von Stipendium verhalf, welches die Prinzessin Camilla Rospigliosi gestiftet hatte. Nun konnte er sich seinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken das Leben der italienischen Gelehrten zu beschreiben, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte geblüht hatten, und auf dieses Werk verwandte er von jetzt an seine angestrengteste Thätigkeit und Sorge. Den ersten Band davon gab er 1766 heraus. Seinem Glücke

Digitized by Google

stellten sich viele Hindernisse in den Weg, unter andern auch die Feindschaft der Jesuiten. Er begab sich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzoge Leopold die Stelle eines Priors erhielt. Er theilte nun seine Zeit zwischen seinen geistlichen Geschäften und seinen literarischen Arbeiten, reisete nach 2 Jahren nach Rom und wurde vom Papste Clemens XIV. (Ganganelli) mit großer Freundlichkeit empfangen, und zu einem Prälaten der päpstlichen Kammer ernannt. Er kehrte jedoch nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts aus den Archiven der Medicis heraus. Er arbeitete mit außerordentlicher Anstrengung, bis er vom Großherzog zum Erzieher seiner Prinzen ernannt wurde. Er trat diese Stelle im J. 1773 an, und nun gewann er auch Zeit, sich wieder mit seinen Biographieen zu beschäftigen, welche stets seine Lieblingsarbeit blieben. Er überarbeitete sie von neuem, und gab noch fünf neue Bände heraus. Er machte auch Reisen ins Ausland, besuchte Wien, Dresden und Berlin. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit theologischen Arbeiten, und starb den 22. Sept. 1803. Fabroni's vornehmste Werke sind: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beste Ausgabe ist die zu Pisa 1778 in 8. angefangene, wovon nach und nach 18 Bände, der letzte 1799, erschienen sind. Der 19. und 20. Band kamen nach seinem Tode hinzu, wovon der eine sein eigenes Leben enthält, von ihm selbst geschrieben bis 1800. Dieses biographische Werk enthält 167 Lebensbeschreibungen, und gehört unter die vorzüglichsten seiner Art. Es umschließt einen Schatz von Gelehrsamkeit. — Laurentii Medicis magnifici Vita, Pisae 1784. — Magni Cosmi Medicei Vita, 1789. — Leonis X. pontificis maximi Vita, 1797. — Elogi d'illustri Italiani, 2 V. Pisa 1786, 1789. — Elogi di Dante Alighieri, di Angelo Poliziano, di Lodovico Ariosto, e di Torquato Tasso 1806.

Façade nennt man die Außenseite oder äußere Ansicht eines Gebäudes, deren ein freistehendes vier hat, und unter denen die, wo sich der Haupteingang befindet, die vorzüglichste ist. Weil man an den wenigsten Gebäuden vier, an vielen nur zwei, an den meisten bloß eine Außenseite zu sehen bekommt, die nach der Straße sehende, so hat man diese Außenseite mit dem Haupteingange auch vorzugsweise Façade genannt. Als Werk schöner Baukunst muß sie ein Ganzes bilden, dessen Theile ein schönes Verhältniß an sich, eine symmetrische Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in derselben muß sich vorzüglich der Charakter des Gebäudes aussprechen.

dd.

Facette, Fasette, die rautenförmig geschliffene Seite, Spitze oder Ecke eines Glases oder Edelsteins. Die Menge von Facetten, durch welche man einen Diamant bisweilen heben will, wird demselben im Gegentheil oft nachtheilig. Facettenschleifer, ein Glasschleifer, der die rautenförmigen Flächen auf Spiegeln, Kronleuchtern u. s. w. einschneidet.

Facciolato, (Giacoino), ein ausgezeichneter italienischer Philolog des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geb. unweit Padua im J. 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Kardinal Barbarigo, ihn in's Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er reißende Fortschritte und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie Professor dieser Wissenschaft, so wie der Philosophie, endlich Präfekt

Digitized by Google

des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachläſſiget worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches unter dem Namen des Calepinſchen bekannt iſt. Er hatte bei dieſer Arbeit ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen und ſo wurde dieſes Werk im J. 1715 angefangen, und 4 Jahre darauf beendigt. Es erſchien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Worte dieſer Sprache und alle verſchiedenen Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca enthalten ſollte. Dieſes ungeheuere Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern gab Facciolato auch neue Editionen von dem Lexicon des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli heraus. Er ließ auch viele lateiniſche Reden drucken, welche ſeinen Ruf noch vermehrten. Im Jahre 1702 wurde er als Profeſſor nach Padua berufen; verließ aber nach 16 Jahren dieſen Lehrſtuhl. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Pappadopoli bis zum Jahre 1740 gebracht hatte. Sein Styl hatte etwas Laconiſches aber Elegantes, daher man ſeine Schriften mit Vergnügen las. Er wurde ſehr alt, und ſtarb den 25. Auguſt 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. Im Jahre 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Es enthält nach Wuth in 1 Pfd. zu 16 Unzen luftſaur. mineral. Laugenſalz 30 Gr. Selenit 1 Gr. Kochſalz $1^2/_3$ Gr. luftſ. Bittererde $^1/_3$ Gr. luftſ. Kalkerde $3^1/_3$ Gr. luftſ. Eiſen 1 Gr. Luftſäure $36^2/_3$ Kub. Zoll. Es iſt folglich ein alkaliſch-ſaliniſches Stahlwaſſer. Vorzüglich wirkſam iſt es in der Gicht, in langwierigen rheumatiſchen und katarrhaliſchen Zufällen, in Engbrüſtigkeit, Schleimhuſten u. ſ. w. Außerdem gebraucht man dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte nach gehabten Strapatzen oder ausgeſtandener Hitze ſehr ſchnell.

Fächſer heißt jeder zur Fortpflanzung beſtimmte und in die Erde geſetzte Gewächszweig; insbeſondere die umgelegten Weinreben, wenn ſie zwei Jahr alt ſind, und Wurzeln faſſen.

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren den Griechen und Römern, wie ſie es uns ſind, zwei nothwendige Erforderniſſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam durch Paranymphen ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel

Digitized by Google

vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieses Gottes gesungen wurden. Die Römer, welche diese Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, mischten ihre Fescennien hinein. Dies scheint der Ursprung des Fackeltanzes zu seyn, den schon Kaiser Constantin, als er seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieser Tanz schon dem ersten christlichen Kaiser im vierten Jahrhundert als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In späteren Ritterzeiten ward er ein Theil der Tourniere, womit Kaiser und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Tournieren, die Heinrich der Vogler anstellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als die Tourniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unsere Zeiten pflegt er bei der Vermählung fürstlicher Personen zum Beschluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Facsimile heißt eine der Originalschrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten nachgebildete Copie. Man pflegt dergleichen von alten Manuscripten oder auch von der Handschrift berühmter Männer in Kupferstich zu liefern, im ersten Fall, weil die Beschaffenheit der Schriftzüge ihr Alter bestimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt ist, nach Lavaters und Anderer Meinung, in der Handschrift etwas Charakteristisches zu finden.

Factor, in der Arithmetik (so viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; so sind 7, 4, 3, die Factoren der Zahl 84. Man theilet die Factoren in einfache und in zusammengesetzte ab. Erstere unterscheiden sich von letztern dadurch, daß sie durch keine andere Zahl als durch sich selbst theilbar sind. — Im Kaufmannswesen heißt Factor der Aufseher, Vorsteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder sonstigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor; sein Amt Factorie, aber auch die Niederlage, oder das Amt eines Factors. Die Engländer nennen so alle in Ostindien befindliche, den Europäern zugehörige Comtoirs. Factoreihandel, der Commissionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Gelder und Waaren empfangen und versendet werden.

Factur (italienisch fattura französisch facture,) die Rechnung über solche Waaren, welche für eines Andern Conto eingekauft worden sind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor seinem Prinzipal, der Commissionär seinem Committenten, oder auch ein Kaufmann dem andern übersendet. Facturbuch, Hülfsbuch, in welches diese Facturen von dem Absender eingetragen werden.

Facultäten, s. Universitäten.

Faden, ein Seelängenmaaß von 6 Schuh oder 1 Klafter.

Fagel, eine niederländische Familie, die seit beinahe zwei Jahrhunderten der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Seit 125 Jahren, von 1670 — 1795., war die wichtige Stelle eines Staatssecretärs bei den Generalstaaten stets einem Gliede dieser Familie anvertraut. Diese war dagegen ihrer Seits stets der Oranischen Partei ergeben, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabsichten. Wir führen hier einige der berühmtesten Mitglieder dieser Familie auf. 1. Der große Ahnherr dieser berühmten Familie ist Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629 und gest. 1688. Er bekleidete die ansehnlichsten Staats-

Digitized by Google

posten, und zeichnete sich insbesondere bei der Invasion Ludwigs XIV. durch Muth und Standhaftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlagen des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerstand er allen Verführungskünsten des franz. Gesandten d'Avaux, und lehnte stolz eine Summe von zwei Millionen Franken ab, die ihm d'Avaux anbot, um ihn in das Interesse seines Hofes zu ziehen. Fagels Triumph war die Erhebung Wilhelms des dritten auf den englischen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifest bei dieser wichtigen Begebenheit entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Er erlebte indessen den großen Erfolg seiner Maßregeln nicht, indem er, noch ehe die offizielle Nachricht vom vollständigen Gelingen derselben eingegangen war, starb. Er war unverheirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Ueber seinen Charakter ist zu vergleichen, was Temple, Wicquefort und Burnet gesagt haben. — 2. Franz, Neffe Caspars, und Sohn Heinrich Fagels, war wie jener Staatssecretär der Generalstaaten. Er war geb. 1659 und starb 1746. Auch dieser war ein großer Staatsmann. Er hatte einen trefflichen Biographen an Onno Zwier von Harlem gefunden. Leider wurde diese Biographie im Manuscript bei einer Feuersbrunst ein Raub der Flammen. — 3. Franz, geb. 1740 und gest. 1773. Auch er war Staatssecretär. Franz Hemsterhuis hat seine Lobschrift meisterhaft entworfen, und diese findet sich im ersten Bande seiner Werke. — 4. Heinrich, geb. 1706 und gest. 1790. Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalter-Würde im Jahr 1748 Theil. Er ist der Vater des Generals Fagel, von dem wir unter 6. Einiges anführen. — 5. Franz Nicolaus, auch ein Neffe Caspars, hat sich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben. Er trat 1672 in Dienst und starb 1718 Er war General der Infanterie im Dienste der Generalstaaten und kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus, die berühmte Vertheidigung von Mons im Jahr 1691 wurde von ihm befehligt; seine sonstigen Waffenthaten zeigte er bei der Belagerung von Namur, — bei der Einnahme von Bonn 1703; — bei dem Feldzug in Portugal in demselben Jahre; bei den Feldzügen in Flandern im Jahre 1711 und 1712 und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet. — 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), jetzt Gesandter des Königs der Niederlande in London. Er hat sich durch die treueste Anhänglichkeit an das Oranische Haus auch in den Zeiten des Unglücks ausgezeichnet, die wichtigsten Posten bekleidet, und die schwierigsten Unterhandlungen geleitet. Im Jahr 1814 unterzeichnete er den Friedensschluß zwischen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieutenant Fagel, ist niederländischer Gesandter in Paris.

Fagott, ein sanftsingendes, in den höhern Tönen dem Tenor sich näherndes Blasinstrument, welches ehedem der Hoboe zur Begleitung diente, daher es auch Basson de hautbois hieß; es ist aber jetzt durch mehrere Klappen so vervollkommnet, daß man auch darauf Solo bläst. Es umfaßt drei Octaven, und seine Vorzeichnung ist gewöhnlich der F-Schlüssel; doch bedient man sich auch jetzt in den höhern Tönen, der bequemern Uebersicht wegen, des Tenorschlüssels. Es bildet bei den Harmonien blasender Instrumente gewöhnlich den Baß. Viel tiefer steht der stärkere Quartfagott, des-

Digitized by Google

sen man sich jetzt bei Feldmusik statt des sonst mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne, ursprünglich ein Zeichen, das auf einer Stange, einem Spieß oder Balken aus verschiedenen Absichten aufgesteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen schon zu Moses Zeiten bekannt; sie waren damals schon mit Sinnbildern geschmückt. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. s. w. Ein Gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienser hatten eine Eule, die Thebaner eine Sphinx auf ihrer Fahne, durch deren Emporheben oder Senken sie das Zeichen zum Angriff oder Rückzug gaben; Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an eine Stange gebunden war. An die Stelle desselben trat später eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erst unter den Kaisern auf; sie behielten den Adler bei. Außerdem aber hatten die Fahnen auch Drachen und silberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römischen Reiterei bestanden aus einem viereckigen purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutschen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von diesem Bande soll das Wort Fahne entstanden seyn, indem aus Band Ban, Fan Fahne geworden sey; man führt dafür an, daß bandum und banderium (bandiera Banner, Panier) eine Fahne und banderesius ein Fähndrich heißt. In der Folge wurde aus diesem Bande ein großes Tuch, das mit Emblemen und Inschriften geziert wurde. Die neuen französischen Heere hatten zu ihren Fahnen, nach Art der römischen, Adler, nur von etwas verschiedener Gestalt.

Fahneneid heißt der Soldateneid, weil die Soldaten auf die Fahne schwören müssen. Fahnenlehen, ein kaiserliches Lehen, weil es ehemals mit Ueberreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der Folge vermittelst eines Schwertes geschah, dessen Knopf der auf dem Throne sitzende Kaiser den Vasallen nach abgelegtem Lehnseide küssen ließ. Fahnenschmid, ein Feldschmid bei einer Fahne der Reiterei. Fahnenschuh ist die lederne Scheide, worein das Untertheil der Fahnenstange gesteckt wird. Fähnenschwung war die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein Verbrechen oder eine Beschimpfung unehrlich gewordenen Soldaten, die mit verschiedenen Ceremonien geschieht. Fahnenwache ist die Wache vor der ersten Linie der Lagers.

Fahrbüchse hieß diejenige Büchse, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwarf, um sie nachher auf Kreis-Probationstagen nach dem Schmelz- und Tiegelregister gehörig untersuchen zu lassen. Fahrende Habe oder Fahrniß heißen im deutschen Rechte bewegliche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und den liegenden Gründen entgegengesetzt ist. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegensatz von Geld und Kleinodien. Fahrrecht heißt so viel als Standrecht; auch das an dessen Stelle eingeführte Bergegeld. Fahrt ist beim Bergwesen eine Leiter wodurch man in die Grube steigt. Eine ganze Fahrt ist zwölf, eine halbe sechs Ellen lang. Fahrschacht, wo man in die Grube fährt; sie ist von der Vorderschacht mit Brettern unterschieden. Fahrwasser ist diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen sind und wo daher ein Schiff gut und sicher fahren kann.

Digitized by Google

Fahrenheit (Daniel Gabriel), aus Danzig, ward anfangs zur Handlung bestimmt, aber seine Neigung zog ihn zur Physik, die er mit Eifer studirte. Er beschäftigte sich mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern, und brachte es darin zu einer großen Vollkommenheit. Statt des Weingeistes bediente er sich 1720 des Queckſilbers, wodurch das Instrument ungemein an Genauigkeit gewann. Er ging nach Holland und England, und starb daselbst gegen 1740. Wir besitzen von ihm eine Abhandlung über die Thermometer, die er 1724 herausgab. Von der genauen Einrichtung des Thermometers, das von ihm den Namen des Fahrenheitschen hat, s. den Art. Thermometer.

Fakir oder Senaſſey ist in Ostindien eine Art von heidnischen Bettelmönchen, die sich von der Welt absondern und der Betrachtung widmen. Sie bestreben sich zum Theil durch grausame und lächerliche Kasteiungen ihres Körpers sich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verschaffen. Manche wälzen sich im Koth, andere halten einen Arm so lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erstarrt und lebenslang in dieser Richtung bleibt; andere halten die Hände so lange zusammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachsen und auf der andern Seite herauskommen; wieder andere drehen das Gesicht über die Schulter oder die Augen gegen die Nasenspitzen so lange, bis sie in dieser Richtung unveränderlich bleiben. Sie kämmen und waschen sich nie, und thun das Gelübde der Armuth, um auf Kosten der frommen Gläubigen zu leben.

Fairfax (Thomas Lord), der in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls des Ersten eine bedeutende Rolle spielte, und endlich General der Parlamentstruppen wurde, war im J. 1611 geboren. Er studierte in Cambridge, und, von Natur kriegerisch, diente er nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio Lord Vere, um den Waffendienst zu lernen. Bei seiner Rückkehr nach England faßte er eine außerordentliche Abneigung gegen Carl I. So wie dieser Fürst den Versuch machte, zur Bewachung seiner Person ein Corps zu werben, erhielt Fairfax von seiner Partei den Auftrag, dem Könige eine Petition gegen diese Maßregel zu übergeben. Carl vermied die Gelegenheit sie anzunehmen, allein Fairfax war so beharrlich, eine solche aufzusuchen, daß er sie endlich dem Könige im freien Felde und Angesichts von hunderttausend Menschen auf den Sattelknopf seines Pferdes legte. Kurz darauf, als der Bürgerkrieg ausbrach, erhielt er vom Parlament eine Stelle als General der Reiterei. Er zeichnete sich auf diesem Posten durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit aus. Im J. 1645 wurde er vom Parlamente zum Nachfolger des Grafen Essex erwählt, als dieser das Commando verloren hatte. Zugleich wurde ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generäle unter seinem Befehle zu ernennen, und ging im April nach Windsor, wo er die neue Armee des Parlaments organisiren wollte. Allein Cromwell hatte einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durchsetzen konnte. Daher handelte auch dieser eigentlich unter dem Namen von jenem. Der König war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zwischen ihnen zur Schlacht. Carl wurde geschlagen, und zog sich nach Wales zurück. Fairfax unterwarf sich in kurzem alles westlich von London gelegene Land, zog dann nach Süden, und blokirte Exeter. Er war überall siegreich und begab sich endlich vor Oxford, wo eine

beträchtlichen Besatzung stand, die dem Könige noch ergeben war. Der König selbst entschlüpfte verkleidet aus der Stadt, um sich den Schottländern in die Arme zu werfen. Oxford kapitulirte und Carl I. hatte keine Armee und keinen festen Platz mehr in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das Parlament durch eine Deputation, allein er hatte kaum Zeit gehabt, sich zu erholen, als er den Auftrag erhielt, die 200,000 Pfund Sterling zu escortiren, welche das englische Parlament der Armee von Schottland für die Auslieferung der Person des Königs gab. Den 30. Januar 1646 wurde Carl I. den Commissären des Parlaments übergeben. Fairfax begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung, und dieser war mit ihm zufrieden. Das Parlament hatte ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten würde, denn man wollte einen Theil verabschieden, und den Rest nach Irland schicken. Die Truppen waren dieser Maaßregel nicht geneigt, weil sie dadurch zu verlieren fürchteten. Cromwell benutzte diesen Umstand und suchte die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax bemerkte dieses kaum, als er auch sah, daß nun eine völlige Anarchie eintreten werde; er beschloß daher zu resigniren. Allein die Führer des Heeres wußten die Ausführung dieses Entschlusses zu verhindern. Nun gab er sich den Maßregeln hin, die man ergriff, die Macht des Parlaments zu stürzen. Er zog gegen Befehl desselben triumphirend in London ein, und erfuhr hier bald, daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden. Er eilte daher, denselben bei Cambridge aufzusuchen, und betrug sich gegen ihn mit der größten Achtung. Er hätte ihn gern gerettet, allein Cromwell beherrschte ihn und die Umstände. Er konnte Carls Hinrichtung nicht verhindern. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedition, welche das Parlament gegen Schottland vorhatte, weil es sich für Carl II. erklärte, weigerte er sich zu dienen. So erhielt Cromwell den Oberbefehl. Fairfax sehnlichster Wunsch war die Wiedereinsetzung der königl. Familie, auch versuchte er sie thätig zu bewirken. Er brachte zu dem Ende selbst ein Heer zusammen, machte sich zum Meister von York und erschien noch einmal auf der Bühne der Welt. Er wurde von der Grafschaft York zum Deputirten im herstellenden Parlamente gewählt, und nach dem Haag gesandt, um Carl II. zu veranlassen, so schnell als möglich die Ausübung seines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflösung dieses Parlaments begab er sich wieder auf seine Güter und brachte den Rest seines Lebens in Ruhe zu. Er starb den 22. Febr. 1671. Seine Liebe zu den Wissenschaften hat er auch durch mehrere Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten seines Lebens sind, bewährt.

Falconet (Etienne-Maurice), einer der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit, war geboren zu Paris im J. 1716 von wenig bemittelten Eltern, deren Familie eigentlich von den Gränzen Piemonts herstammt. Frühzeitig kam er als Lehrling zu einem gemeinen Holzschneider, der Perückenstöcke und dergleichen Dinge verfertigte. In seinem 17ten Jahre hörte er von dem berühmten Bildhauer Lemoine, und wagte es, sich ihm vorzustellen und ihm einige Arbeiten zu zeigen, die er in seinen Mußestunden verfertigt hatte. Lemoine nahm ihn in seiner Werkstätte auf, und unterstützte ihn auch mit Geld. Nach sechs Jahren hatte er schon solche Fortschritte gemacht, daß er eine Statue, den Milo von Crotona vorstellend, verfertigte, die ihm

Digitized by Google

die Aufnahme in die Akademie (1745) verschaffte. Man hält die Arbeit für eine der besten der neuern Skulptur. Außer seinen Berufsarbeiten beschäftigte er sich auch mit Erlernung der lateinischen und italienischen Sprache, und machte sich mit den Werken der griechischen Philosophen bekannt. Dabei arbeitete er fleißig in seiner Kunst, verfertigte mehrere bedeutende Werke, z. B. eine Statue des Pygmalion, eine Badende, einen drohenden Amor. Für die Kirche von St. Roch arbeitete er einen sterbenden Christus, und mehrere andere Werke für andere Kirchen. Im J. 1766 hatte er einen solchen Ruf erlangt, daß ihn die Kaiserin Catharina II. nach Petersburg einlud, um die Statue Peters des Großen zu verfertigen. Dieses Denkmal, welches zu den ausgezeichnetsten Werken der neuern Zeit gehört, und den großen Monarchen nebst dem Pferde aus Metall gegossen auf einem Felsen darstellt, die Schlange des Neides unter die Füße tretend, beschäftigte Falconet 12 Jahre, während welcher Zeit er nur sehr unbedeutende andere Arbeiten ausführte. Catharina II. wurde dem Künstler persönlich gewogen, und unterhielt sich oft und gern mit ihm allein. Zuletzt aber wurde diese Harmonie gestört und Falconet sah die Kaiserin nicht mehr, auch erhielt er für seine Arbeit nichts mehr als den bedungenen Preis. Im J. 1778 kehrte er nach Paris zurück, und schickte sich nach einigen Jahren an, eine Reise nach Italien zu machen, woran ihn aber eine Krankheit hinderte. Er lebte noch 8 Jahre, und starb den 24. Jan. 1791. Er hat nur wenige Schüler gezogen, allein mehrere Schriften verfaßt, welche viel Treffliches für die Freunde der Kunst enthalten. Bemerkenswerth sind besonders seine Réflexions sur la sculpture, so wie seine Observations sur la statue de Marc Aurèle.

Falerner Wein, ein italienischer Wein, der von den Römern sehr hoch geschätzt, auch vom Horaz oft gepriesen wurde. Das falerner Gebiet war in Campanien, jetzt Terra di Lavoro.

Falk (Johann Daniel), geboren zu Danzig im Jahre 1768, lebt jetzt als herzoglicher Legationsrath zu Weimar. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn sein Vater, welcher arm und seines Metiers ein Perückenmacher war, hatte ihn kaum nothdürftig lesen und schreiben lernen lassen, als er ihn schon bei seiner Profession gebrauchte, und die Wißbegierde des Knaben auf alle Weise zu unterdrücken suchte. Aber seine Neigung wuchs nur durch den Widerstand, und er trug nun sein kleines Spargeld in die Leihbibliothek, und las Gellerts, Wielands, Lessings u. A. Werke bei Tag und Nacht, wie sich ihm eben die Gelegenheit darbot. Oft stand er zur Winterszeit lesend unter einer Laterne auf freier Gasse, und wenn er über sein langes Außenbleiben zur Rede gesetzt wurde, gab er vor, bei seinem Großvater gewesen zu seyn. Dieser war ein Franzose, Chalion mit Namen, und Falk lernte von ihm französisch. Aber mit den Jahren nahm seine Unzufriedenheit mit seiner Lage zu, und er faßte den Entschluß, das älterliche Haus zu verlassen und zur See zu gehen, um in der Fremde sein Heil zu versuchen. Wirklich entfernte er sich, und irrte einige Tage in den Wäldern von Weichselmünde herum; da ihm aber die Schiffer die Mitreise verweigerten, weil er nicht englisch verstand, so mußte er wieder zurückkehren. Es gelang endlich, dem Vater die Erlaubniß abzugewinnen, daß Johannes studiren solle. So kam er mit dem sechszehnten Jahre auf das Gymnasium, und unter des gelehrten Trendelenburg Anleitung studirte er, jedoch immer mit Mangel

Digitized by Google

kämpfend, die alten Dichter und Prosaisten. Nach sechsjährigem Besuch des danziger Gymnasiums ging er nach Halle, wo er sich durch den Unterricht und Umgang eines Wolf, Forster, Klein u. A. weiter ausbildete. 1798 verließ er Halle, und begab sich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anstellung vorziehend, nach Weimar. Im Jahr 1806 hatte er Gelegenheit, sich beim Einmarsch der Franzosen und in der verhängnißvollen Zeit nach der jenaer Schlacht wesentliche Verdienste um die Stadt Weimar zu erwerben, welche der Herzog dadurch belohnte, daß er Falk zum Legationsrath ernannte und ihm einen gewissen Gehalt anwies. Noch größer waren die Verdienste, welche sich Falk in den neuesten Zeiten um die leidende hülfsbedürftige Menschheit erwarb und fortwährend erwirbt. In dem verhängnißvollen Jahr 1813, als Sachsenland von Freunden und Feinden verheert wurde, drang die Noth der verlassenen Kinder und die Furcht vor der zu erwartenden Immoralität derselben an sein Herz. Er selbst hatte eben an dem herrschenden Typhus in einem Monat vier blühende und hoffnungsvolle Kinder verloren. Damals legte er den Grundstein zu einem noch wohlthätig wirkenden ehrwürdigen Verein, unter dem Namen: die Freunde in der Noth. Ihr erster Zweck war: verlassenen und verwilderten Kindern zur Erlernung von nützlichen Gewerben behülflich zu seyn. Der Verein, der in dem Jahre 1813 unendlich wohlthätig wirkte, dauert noch gegenwärtig unter durch veränderte Zeitumstände herbeigeführten Modificationen fort. Der Großherzog unterstützt ihn großmüthig, aber der beseelende Geist ist Johannes Falk, der auch vom Großherzog 1815 zum Ritter des verjüngten Falkenordens ernannt wurde. Wenige verdienten diese Ehrenbezeigung mehr, als er. — Als Schriftsteller trat Falk zuerst in der Satire auf und ward von Wieland auf eine so ausgezeichnete Weise eingeführt, daß er die gespanntesten Erwartungen erregte. Auch waren seine ersten Satiren, die Gräber von Kom und die Gebete reich an treffendem Witz. Ihm folgten von 1797 bis 1803 sechs Jahrgänge eines Taschenbuchs für Freunde des Scherzes und der Satire, in denen sich ebenfalls viel Gelungenes findet. Im J. 1803 erschienen überdies von ihm kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, und sein dramatisches Gedicht Prometheus, ein treffliches Werk voll Tiefe, dem nur die Harmonie und Vollendung im Einzelnen fehlt; endlich 1804 eine Sammlung kleiner Satiren und Erzählungen. Sein Elysium und Tartarus, eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts, bestand nur kurze Zeit. Seitdem ließ der Dichter bis 1817 wenig von sich hören; uns ist aus diesem Zeitraum außer dem ersten Bande seines römischen Theaters der Engländer und Franzosen nichts bekannt geworden. In dem genannten Jahre aber feierte er das dritte Reformationsjubiläum durch zwei schöne Gedichte in Stanzen unter dem Titel: Johannes Falks Liebe, Leben und Leiden in Gott, und im J. 1818 ließ er seine auserlesenen Schriften, die großentheils aus bisher ungedruckten bestehen, in 3 Bänden erscheinen.

Falkenbeize (Falconiren), die Falken- oder hohe Jagd, bei welcher man die Vögel mit abgerichteten Falken fängt (beizt). Diese Art zu jagen ist sehr alt, wir finden sie bei den Indiern und Griechen. Im Mittelalter gehörte sie zu den Hauptvergnügungen der Fürsten und Edelleute, und war eignen Gesetzen und Verordnungen unterworfen. Der Falke, dessen Kopf mit einer Haube bedeckt war,

wurde von dem Falkenier auf der Hand getragen. Zeigte sich eine Beute, so nahm ihm derselbe die Haube von den Augen, und augenblicklich hob sich der Falke in die Luft, nahm seinen Raub und kehrte auf die Lockung des Jägers mit demselben zu ihm zurück. Die weißen Falken galten unter allen für die schönsten und edelsten. Sie waren das köstlichste Geschenk, das ein Vasall seinem Lehnherrn machen konnte, und man pflegte ihnen Hals und Klauen mit goldenen Reifen zu zieren.

Falkiren. Ein Pferd falkiren lassen, heißt in der Reitschule das Pferd plötzlich anhalten, daß es seine Füße senken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimmt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu sitzen scheint, heißt Falkade.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde streben vermöge ihrer Schwere und der Attraction dem Mittelpunkte der Erdkugel zu. Kann dieses Streben frei wirken, so entsteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, so entsteht der Druck; ist es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirksam, so äußern sich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelassen, fällt sie lothrecht herab; auf eine schiefe Fläche gelegt, rollt sie herab, wobei sie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Gesetzen aber diese Bewegung geschieht, darüber bestanden ehemals die sonderbarsten und irrigsten Vorstellungen. Nach der Aristotelischen Physik verhält sich die Geschwindigkeit des Falles verschiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derselben. Demnach sollte ein zehnmal schwererer Körper auch zehnmal schneller fallen, als der leichtere. Diesen Irrthum bestritt Galilei schon zu der Zeit, als er noch in Pisa studirte. Kaum war er aber Lehrer daselbst geworden, als er sich öffentlich gegen diesen und andere Lehrsätze der peripatetischen Philosophie erklärte. Er bestieg die Kuppel des dortigen hohen Thurms, und ließ Körper von sehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu sehr an Dichtigkeit verschieden waren, den Boden fast zu gleicher Zeit erreichten. Diese Versuche zogen Galilei so heftige Feinde zu, daß er Pisa verlassen mußte und eine Lehrstelle in Padua annahm. Er erwies in der Folge die Richtigkeit seines Satzes auch durch zwei Pendel von gleicher Länge und sehr ungleichem Gewicht, die dessen ungeachtet ihre Schwingungen mit gleicher Geschwindigkeit verrichteten. Zu eben so irrigen Vorstellungen hatte die Wahrnehmung Anlaß gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunimmt. Die Aristoteliker sagten, alle Körper hätten ein inneres Bestreben nach dem Mittelpunkte der Erde, und eilten demselben um so schneller zu, je näher sie ihm kämen. Andere erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles aus dem zunehmenden Drucke der Luft; und zwar war, was die Gesetze dieser Beschleunigung betrifft, die allgemeine Meinung, daß die Geschwindigkeit in dem Verhältniß des zurückgelegten Raums zunehme, daß also ein Körper, wenn er fünf Klafter gefallen sey, fünfmal so viel Geschwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der ersten Klafter Weges gehabt; eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und scheinbaren Natürlichkeit doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, sich von ihr loszumachen. Endlich aber gelang es ihm, ihre Nichtigkeit zu beweisen, indem er darthat, daß sie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit sich selbst streite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Klafter in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen kam dieser scharfsinnige Naturforscher auf den glücklichen und

richtigen Gedanken, daß die Geschwindigkeit beim Falle im Verhältnisse der verflossenen Zeit zunehmen müsse, und zeigte, daß, da die Körper von der Schwere nie verlassen werden, sie also auch in jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derselben erhalten, der sich mit der Wirkung der vorigen verbindet. Aus diesem Gesetze folgt ferner, daß die von freifallenden Körpern durchlaufenen Räume sich wie die Quadrate der Zeiten verhalten. Versuche haben gelehrt, daß der Fall in der ersten Secunde etwas weniges über 15 Pariser Fuß betrage. Um daher die irgend einer andern Secundenzahl = t zugehörige Fallhöhe = h kennen zu lernen, müßte man setzen $1 : t^2 = 15 : h$. Ist t z. B. = 3, so wird h = 135 erhalten, d. h. in 3 Secunden fällt ein Körper durch 135 Pariser Fuß.

Fallgut, Fallehen, ein Gut, das bei jedem Todesfalle dem Herrn wieder heimfällt, wofern er nicht aus freiem Willen die Erben von neuem damit belehnt. Fallehnsmann, der zeitige Besitzer eines solchen Gutes.

Falliment tritt ein mit der erwiesenen Insolvenz eines Schuldners und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrlässigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es ist ein Hauptgegenstand aller Handelslegislationen, und namentlich zeichnen sich das preußische Landrecht und das französische Gesetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, besonders über die Falliments der Kaufleute, so rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der sächsische Concursprozeß, entsetzlichen Mißbräuchen und Uebelständen Raum geben, welche, wenn sie auch bei verwickelten Concursen, als Lehnsconcursen, Creditwesen insolvent verstorbener Geschäftsleute, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt weder Buch noch Rechnung führen und dergleichen, kurz bei Insolvenzen von Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch desto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten sind. Der Zweck der Concursprocedur ist zuvörderst: Berichtigung der activen und passiven Masse und sodann deren gerechte Vertheilung. Daß beides möglichst schnell geschehe, erfordert die Natur der Sache, zumal eines merkantilischen Creditwesens. Nach dem französischen Recht muß der Fallit binnen dreien Tagen, von Einstellung seiner Zahlung an, seine Insolvenz beim Handelsgericht anzeigen, welches sofort mit der Versiegelung und mit Ernennung eines Commissärs und einiger verpflichteten Agenten verfährt und den Falliten entweder ins Gefängniß oder unter Wache setzt, falls er nicht einen Salvum conductum sich ausgewirkt hat. Die Verfügungen werden öffentlich angeschlagen und in die Zeitungen eingerückt. Der Commissär und die Agenten betreiben das Verfahren, und letztere verwalten die Geschäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz vorlegen muß. Die Agenten, deren provisorische Geschäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz sofort dem Commissär, welcher binnen dreien Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufsetzen und diese durch Briefe und öffentliche Blätter zusammenberufen muß. Die Gläubiger sollen sich am bestimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commissärs versammeln und diesem die Liste überreichen, welche dreimal so viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach provisorische Curatoren (Syndics provisoires) der Masse zu ernennen sind, welche nach dieser Liste vom Handelsgericht erwählt werden. In den nächsten 24 Stunden nach Ernennung der provisorischen Curatoren stellen die Agenten ihre Verrichtungen ein und legen den Curatoren Rechenschaft ab, welche nun unter Aufsicht des Commissärs das ganze Creditwesen verwalten. Diese Cura-

Digitized by Google

toren tragen nun gleich auf Entsiegelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Zuziehung des hierzu vorgeladenen Gemeinschuldners. Sie müssen binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amts, bei der Polizeibehörde eine pragmatische Uebersicht des Creditwesens eingeben, übernehmen nach geschehener Inventur die Masse und vertreten solche activ und passiv. Alle eingehenden Gelder kommen in eine Casse mit doppeltem Schloß, wovon der älteste Curator den einen Schlüssel, den andern ein vom Commissär hierzu erwählter Gläubiger erhält. Alle Woche erhält der Commissär einen Auszug vom Cassenbestande des Creditwesens, und hat nach Maßgabe für Ausleihung des Bestandes zu sorgen. Die Curatoren haben die Activa einzutreiben und durch Hypothekgesuche zu sichern, auch auf alle ihnen bekannte unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Masse Hypothek zu suchen, desgleichen unverzüglich alle Gläubiger durch Briefe oder öffentliche Blätter zu benachrichtigen, daß sie binnen 40 Tagen persönlich oder durch Bevollmächtigte bei den Curatoren sich einfinden und in quali et quanto liquidiren, die Beweisurkunden einreichen oder in der Kanzlei des Handelsgerichts niederlegen sollen. Das Liquidationsverfahren zwischen den Gläubigern und den Curatoren geschieht mündlich binnen 14 Tagen nach jener Frist von 40 Tagen, zum Protokoll des Commissärs, und jeder Gläubiger, dessen Forderungen erörtert und beschworen sind, kann den Erörterungen der übrigen Forderungen beiwohnen, und dabei seine Einwendungen an die Hand geben. Nach erfolgter Erörterung binnen acht Tagen muß jeder Gläubiger in die Hände des Commissärs einen Eid ablegen, daß seine Forderung wahr und richtig sey. Ob über streitige Forderungen ein Beweisverfahren Statt finden solle, entscheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Prüfung der Forderungen festgesetzten Fristen haben die Curatoren die ausgebliebenen Gläubiger aufzuzeichnen, welche, nachdem der Commissär dies Protokoll für geschlossen erklärt, als ausgeblieben geachtet werden. Der Commissär berichtet nun ans Handelsgericht und dieses setzt mittelst Bescheids eine neue Frist für die Untersuchung fest, welche rücksichtlich der inländischen Gläubiger nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erschienenen Gläubigers bestimmt wird, so daß für jede Entfernung von drei Meilen ein Tag gerechnet wird. Bei ausländischen Gläubigern werden längere Fristen gestattet. Nach Verlauf dieser Fristen werden die Ausgebliebenen von künftiger Vertheilung ausgeschlossen. Binnen dreien Tagen nach der Frist der Eidesleistung werden die für zulässig erkannten Gläubiger von den Curatoren zusammenberufen und ihnen in Gegenwart des Commissärs und des Gemeinschuldners der Zustand des Creditwesens vorgelegt. Hier tritt der Zeitpunkt des Accordes ein. Die Majorität der Gläubiger erfordert außer der Mehrzahl noch ¾ der liquidirten Passivorum, und Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Voraussetzung eines Banquerotts darf kein Accord geschlossen werden. Kommt der Accord zu Stande, so muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer gegen den Accord ist, hat binnen einer Nothfrist von acht Tagen seine Einwendungen den Curatoren oder dem Gemeinschuldner anzuzeigen, Der Accord muß gerichtlich bestätigt werden und restablirt den Falliten in seine kaufmännische Qualität. Kommt kein Accord zu Stande, so haben die versammelten Gläubiger, nach persönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics définitifs) und einen Cassirer zu ernennen, welche die Masse ausmitteln und monatlich dem Commissär eine Uebersicht des Creditwesens und des Cassen

bestandes vorlegen, der sodann die Vertheilung und die Dividende zu bestimmen hat. Vor der letzten Vertheilung werden die Gläubiger unter Vorsitz der Commissärs zusammenberufen und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandsrecht der Ehefrau rücksichtlich ihres Eingebrachten betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinschuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung besaß, und das Separationsrecht bloß die Immobilien, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinschaft ausnimmt, oder ererbt oder geschenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöse solcher ererbter oder geschenkter Immoblilien erstanden worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Separationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck, Diamanten und Geschirr (vaiselle), wenn sie beweist, daß sie ihr durch den Ehecontract zugeeignet oder durch Erbschaft zugefallen sind. Abgesendete Waaren können zurückgefordert werden, so lange sie noch unterwegs und noch nicht in das Waarenlager des Falliten oder des von diesem zum Verkaufe beauftragten Commissionärs abgeliefert sind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preises zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commissionswaaren und zwar sogar deren Erlös, wenn der Fallit solche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remessen in Handelspapieren, welche sich noch im Portefeuille des Falliten vorfinden, und ihm zum Incasso mit oder ohne Disposition gemacht waren, jedoch im letztern Falle bloß dann, wenn sie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Remittent allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher der Fahrlässigkeit überführt wird) hat Gefängnißstrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahre erkannt werden kann. Der betrügerische Banquerottirer wird auf bestimmte Zeit zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) verurtheilt. Nach englischen Rechten kann bloß ein Kaufmann zum Falliment im gesetzlichen Sinne des Worts kommen; und es sind gewisse Handlungen festgesetzt, welche den Gläubiger berechtigen, seinen Schuldner für insolvent anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn der Schuldner das Haus hütet, und sich, wenn er gemahnt wird, verläugnen läßt. Ferner Veräußerungen in fraudem creditorum, u. s. w. Ein Gläubiger, welcher seinen Schuldner zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit seiner Schuld, daß der Schuldner ein Handelsmann und solche Handlungen vorhanden sind, darthun, um eine Commission gegen den Schuldner beim Lord Kanzler auszubringen. Die Schuld muß wenigstens 100 Pfund seyn, wenn ein Gläubiger, 150 Pf., wenn zwei und 200 Pf., wenn mehrere Gläubiger um Commission nachsuchen. Der Lord Kanzler erkennt und ernennt sodann die Commission, welche alle Effecten des Schuldners in Beschlag nimmt und untersucht, ob der Fallit dafür zu erklären sey. Unmittelbar nach dieser Erklärung berufen die Commissäre die Gläubiger (zu London in the Guildhall), um zur Wahl der Curatoren zu schreiten, welche aus der Creditorschaft, jedoch nur aus solchen Gläubigern gewählt werden, welche 10 Pf. und drüber zu fordern haben. Die Curatoren müssen vier Monate nach und innerhalb zwölf Monaten von der erkannten Commission an eine Dividende in der Zeitung ankündigen, und binnen achtzehn Monaten eine zweite Dividende vornehmen, in welcher Zeit auch noch sich meldende Gläubiger zugelassen werden. Der Schuldner muß von der Zeit der Erklärung seines Falliments an,

Digitized by Google

bis zu einer gewissen Zeit sich den Commissarien überliefern und dem strengsten Verhör unterwerfen. Wird seine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, so kann er nach dem letzten Verhör durch ein desfallsiges Zeugniß von allen Schuldnern, so er beim Ausbruch des Falliments gehabt, befreiet werden, und sein Geschäft von neuem anfangen. Dies Zeugniß bedarf zu seiner Gültigkeit, daß $^4/_5$ der Gläubiger, deren Forderung nicht unter 20 Pf. beträgt, ihre Zustimmung unterzeichnet haben, sodann die Curatoren beigetreten sind, und dasselbe vom Lord Kanzler bestätigt worden. Ohne solches Zeugniß heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit seinen Effecten den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat richtet sich nach der Größe der Dividende, doch darf sie nie über 200 Pf. steigen. In Holland bestand seit 1643 zu Amsterdam und in andern Handelsstädten ein besonderes Concursgericht (Kamer van desolade Boedel) halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche sich versammeln, um die laufenden Banquerottsachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurses deputirt dieses Gericht zwei Commissarien (einen Kaufmann und einen Juristen) zur Direction des Creditwesens, welche sich nebst einem Secretär sogleich zum Falliten begeben, versiegeln, inventiren, die Bücher an sich nehmen u. s. w. Den folgenden Tag berufen sie die inwohnenden Gläubiger zusammen, und setzen darüber und über nachfolgende Versammlungen der Gläubiger einer Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Gläubiger ernannt, der Effecten des Falliten sich zu versichern, und solche zu verwalten, und zur Liquidation zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat zeit, seinen Gläubigern einen Accord vorzulegen, welcher von den Commissarien durch Edictanschlag den in- und ausländischen Gläubigern bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, so muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rücksicht genommen werden, so muß es entweder ein Hauptgläubiger seyn, der $^1/_3$ oder $^1/_6$ zu fordern hat, oder wenigstens zwei Gläubiger, welche $^1/_{24}$ zusammen zu fordern haben. Kommt kein Accord zu Stande, so wird der Fallit von den Commissarien für insolvent erklärt, seine Masse zur Curatel gebracht, und die zeitherigen Sequester werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Liquidation schreiten. Die Insolvenz wird nun von der Sequestration datirt und alle vier Wochen vorher geschehene Cessionen, Deckungen ꝛc. für null und nichtig angesehen. Die Curatoren berichtigen die Masse und vertheilen, jedoch muß die letzte Dividende achtzehn Monate nach erkannter Curatel berichtigt seyn. Die Competenzwohlthat findet nach Maaßgabe der Dividenden Statt, 3 bis 10 pC.: doch darf sie nie über 10,000 Fl. steigen. Wird der Fallit schuldlos erfunden, so kann er ein Zeugniß erhalten, welches von den Curatoren und von den Gläubigern wenigstens von $^1/_2$ der Zahl und $^5/_8$ der Schuld, oder von $^1/_8$ der Zahl und $^1/_2$ der Schuld, unterzeichnet seyn muß, und ihn nicht nur in vorigen Stand restablirt, sondern auch von allen Nachforderungen bisheriger Gläubiger frei macht. Auch in Dänemark hat man ein besondres Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Gläubigern unter Genehmigung des Gerichts ordnen. Kein Gläubiger darf unter diesen Curatoren seyn. In Schweden muß der Schuldner von Anzeige der Insolvenz an sich zu Hause halten. Die Gläubiger des Orts und der Nachbarschaft werden so-

Digitized by Google

fort aufgerufen, und der Fallit beschwört sein Inventarium. Die Gläubiger geben die Masse zu einstweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer über, und die Gläubiger werden auf einen sechsmonatlichen Termin öffentlich vorgeladen, in quali et quanto zu liquidiren. Vor zwölf Uhr müssen die Gläubiger am Liquidationstage erscheinen und ihr Anbringen wird vorgelesen und wo möglich an demselben Tage die Liquida beschworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Curatores bonorum übernehmen die Masse. Drei Wochen nach dem Liquidationstermin geschieht der zweite, nnd vierzehn Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger und nun wird vertheilt. Alle diese Legislationen sind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorschriften über den Concurs, obschon in deutschen Handelsorten häufig durch Statuten abgeholfen ist. Die Verschleifung und Kostbarkeit der deutschen Concurse ist sündlich, und selbst der redlichste Richter ist oft nicht im Stande, die Ränke einzelner Theilnehmer zu hindern. Die langweiligen Edictalcitationen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulassung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Streitigkeiten über Priorität, alles dieses trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abscheu gegen alles Concursverfahren haben und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Masse wird durch die Kosten oder durch den oft unvermeidlichen Verzug der Versilberung verschlungen und man hat traurige Beispiele, daß Concurse über hundert Jahre gedauert haben. Die Strafe der leichtsinnigen und boshaften Banquerottirer ist willkührlich, gewöhnlich Arrest oder Zuchthaus. A.

Falsarius, der ein Falsum, eine betrügerische Fälschung, zum Nachtheile eines Dritten begeht, z. B. Urkunden verfälscht, Unterschriften nachmacht — Verfälscher.

Falsch heißt im Allgemeinen das, was etwas scheint, das es nicht ist, und was durch seinen Schein betrügt, weil es irriger Weise für etwas gehalten wird, was es doch nicht ist. Wo jener Schein absichtlich hervorgebracht wird, also im Moralischen, da ist Betrug jederzeit der Zweck. Falschheit im moralischen Sinne steht der Aufrichtigkeit entgegen, und ist als Laster das zur Fertigkeit gewordene Bestreben, Andre durch seine Aeußerungen zu einer unwahren Vorstellung von seinen Eigenschaften, Gesinnungen, Handlungen, Gefühlen und Verhältnissen zu bestimmen. In allen diesen Fällen steht das Falsche dem Wahren entgegen, öfters aber wird es auch nur als dem Richtigen entgegenstehend für gleichbedeutend mit Unrichtig gebraucht, und das dürfte wohl überall der Fall seyn, wo man des Falschen im Aesthetischen und Logischen gedenkt; falsche Zeichnung, falscher Witz, falsches Urtheil u. s. w. In der Musik bedient man sich des Ausdrucks Falsch in dreierlei Hinsicht: 1. wenn ein Ton nicht rein intonirt wird, 2. wenn die Fortschreitung der Intervallen fehlerhaft ist, und 3. als Prädicat der verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner ist als die reine. dd.

Falsches Licht (Faux-jour), ein Kunstausdruck der Mahlerei. Wenn ein Gemählde so gestellt ist, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt als von der, von welcher der Mahler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erscheint, der das deutliche Unterscheiden der Gegenstände verhindert, so sagt man, das Gemählde steht

Digitized by Google

im falschen Lichte. Daß es an seiner Wirkung auf diese Weise viel verliere, ergibt sich von selbst.

Fallschirm, Parachute, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmesser, mit welchem man sich aus einer Höhe langsam auf die Erde herablassen kann. Er ist für den Luftschiffer in Fällen, wo sein Ball in Gefahr kommt, von großer Wichtigkeit. Blanchard machte im Jahr 1785 zuerst einen glücklichen Versuch damit in London; die Erfindung scheint ihm anzugehören, wiewohl andere sie dem Etienne Montgolfier zuschreiben. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallschirm.

Falset, s. Fistel.

Faltenwurf, s. Draperie, Gewand.

Falter ist eine Benennung alles Geziefers mit vier Flügeln, das dieselben auf mancherlei Art zusammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt sind. Im gemeinen Leben braucht man dafür Schmetterling, Sommervogel.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder richtiger, des Rufes. Sie war die jüngste Tochter der Erde, welche sich durch die Hervorbringung derselben an den Göttern wegen der Ermordung ihrer Söhne, der Giganten, rächte. Die geschwätzige Fama machte die Frevel der Götter bekannt. Sie wird mit Flügeln vorgestellt; ferner schreibt man ihr eben so viel Augen, Ohren und Zungen als Federn zu, erzählt, daß sie des Nachts die Welt durchfliege und des Tages von hohen Thürmen und Dächern herabschaue, daß sie anfangs klein sey, allein im Fortgange immer wachse u. s. w. Dichtungen, deren Sinn nicht schwer zu enträthseln ist.

Familiaren, die Diener der Inquisition. (S. d. Art.)

Familie. Der Begriff einer Familie ist verschieden. Bei den Römern machten alle einem römischen Bürger zugehörigen Sclaven dessen Familie aus. Bei uns heißen Familie einmal sämmtliche unter der Direction eines Hausvaters stehende Personen, dann aber auch sämmtliche, von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammende, und sich von ihm noch im Besitz gewisser Rechte befindende Personen. — In der Naturgeschichte nennt man uneigentlich die ähnlichen Arten der Pflanzen zusammengenommen eine Familie.

Familienrath, ein Institut des französischen Gesetzbuchs. Er tritt ein vorzüglich zu Wahrung des Interesses der Unmündigen und Waisen und besteht, in der Regel, außer dem Friedensrichter noch aus sechs Blutsverwandten oder Verschwägerten sowohl aus dem Orte, als aus den im Bezirk von vier Lieues wohnenden Verwandten, halb von der väterlichen, halb von der mütterlichen Seite, nach dem Grade des Alters und der Verwandtschaftsnähe. Das nächste Recht haben vollbürtige Geschwister und Schwäger, wenn auch deren mehr als sechs vorhanden sind. In Ermangelung von nahe wohnenden Subjecten hat der Friedensrichter den Familienrath aus entfernter wohnenden, oder aus Freunden der verstorbenen Aeltern des Unmündigen zu bestellen und respective zu ergänzen, so wie es auch dem Friedensrichter frei steht, die entfernter wohnenden nähern Verwandten herbeizurufen, jedoch nicht die gesetzliche Zahl zu überschreiten. Der Friedensrichter hat die Berufung und Bestimmung des Versammlungsorts, und jeder Berufene muß selbst oder durch Spezialbevollmächtigte erscheinen, jedoch kann ein Bevollmächtigter nur eine Person vertreten. Drei Viertel der Berufenen müssen wenigstens gegenwärtig seyn, und der ohne gesetzliche Entschuldi-

Digitized by Google

gung ausbleibende kann vom Friedensrichter mit einer Geldbuße bis 50 Franken inappellabel bestraft werden. Der Friedensrichter hat den Vorsitz, und seine Stimme gibt bei Gleichheit den Ausschlag. Der Familienrath hat zu ernennen den Vormund der unmündigen Waisen, und den Curator der Leibesfrucht und den Nebenvormund des überlebenden Ehegatten (indem letzterem ipso jure die Vormundschaft zukommt), entscheidet, ob die Wittwe bei anderweiter Verehelichung die Vormundschaft über die Kinder erster Ehe behalten soll, wählt, wenn zwei Ascendenten gleiches Recht zur Vormundschaft haben, muß jedem Vormunde einen Nebenvormund setzen, hat über die Emancipation durch Heirath zu beschließen, und hat überhaupt alle Rechte und Pflichten der bei uns der Obrigkeit zustehenden Obervormundschaft, und gleiche Rechte und Pflichten wie für Minderjährige und Waisen, für Verschwender und Gemüthskranke. Ausgeschlossen sind vom Familienrathe Minderjährige, ausgenommen die Aeltern; diejenigen, welche der Verwaltung ihres eigenen Vermögens für unfähig erklärt worden; Frauenspersonen mit Ausnahme der weiblichen Ascendenten; diejenigen, welche selbst oder deren Väter oder Mütter mit dem Minderjährigen in einem das Interesse desselben wichtig tangirenden Prozesse befangen sind, und endlich zu infamirenden Strafen Verurtheilte, Leute von notorisch schlechtem Rufe, von einer Vormundschaft Entsetzte ꝛc. Ueber den Werth dieses Instituts ist man verschiedener Meinung. Auf der einen Seite scheint nichts vortrefflicher zu seyn, als das Wohl der Pupillen in die Hände derer zu legen, welche durch Religion und Natur schon für sie am wärmsten interessirt sind, und hierdurch auch die leidigen Kosten zu vermeiden, welche mit der gerichtlichen Verhandlung von Vormundschaftsangelegenheiten verbunden sind, allein der Familiencabale scheint das Spiel freier gemacht und die Beschränktheit der guten Großmutter, die sich kreuzenden Interessen der Brüder und Schwäger, die Vervielfachung der interessirten Personen, der oft erwachsende Uebelstand aller aus Nichtgeschäftsleuten bestehenden und doch geschäftlich berathschlagenden Versammlungen ꝛc. dürfte nicht ohne Grund gegen den Familienrath eigewendet werden. Alles scheint auf der Einsicht und Redlichkeit des Friedensrichters zu beruhen, und darum dürfte doch eigentlich unsere Verfassung, wo sie zumal durch Errichtung eigner Pupillenbehörden verbessert ist, verbunden mit dem gegen die Unmündigen so wohlwollenden Genius unsrer Legislation, zweckmäßiger seyn. A.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen ꝛc., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küsten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch besonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharus; 3. bei den Schiffen eine große Schiffslaterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Mastkorbe angebracht ist; 4. bei der Artillerie die Lärmstange.

Fanatismus oder Fanaticismus ist die durch religiöse Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, sondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denselben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer, welchen man vorzüglich Fanatismus nennt, fortgerissen werden. Zuweilen werden die Worte Fanatismus, Fanatiker und fanatisch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern

gebraucht, welche sich lebhaft und stürmisch äußern. Es kann verschiedne Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verschiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantasie wirkt. Eine besondre Art des Fanatismus ist die Enthusiasterei oder der Wahn, wo man in Gemeinschaft mit höheren Naturen zu stehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verstorbenen umzugehen, bald wähnt er Jesum und Gott selbst mit leiblichen Augen zu schauen, bald kämpft er mit bösen Geistern, bald fühlt er sich in unaussprechliche Entzükkungen versetzt. Die Züge, welche den Fanatiker charakterisiren, sind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, stolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwunge seiner Phantasie nicht folgen können, hartnäckige Rechthaberei, weil Beweise nichts über ihn vermögen, Geringschätzung der Gelehrsamkeit und des mühsamen Forschens, oft eine sanfte und harmlose Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unduldsamkeit und Verfolgungssucht. N.

Fandango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am schönsten und graziösesten getanzt wird. Er schreitet von einer einförmigen zu der lebhaftesten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erschüttert. Der Tact wird dazu mit Castagnetten geschlagen.

Fanfare, ein kleines für das Militär bestimmtes Tonstück von glänzendem Charakter für Trompeten und Pauken, dann auch ein lärmendes Stück (daher der Ausdruck Fanfaron, Großsprecher, Prahler, Windbeutel, und Fanfaronade Großsprecherei). So heißen auch bei uns kleine, bei der Jagd eingeführte Tonstücke für zwei Hörner von munterer Bewegung. dd.

Fang, in der Jagdsprache ein Hirschfängerstich. Fänge heißen die Klauen der Raubvögel; bei den Hunden und dem Wildpret die großen hervorragenden Spitzzähne.

Fantasie, Fantom, Fantasma, Fantasmagorie, s. unter Ph.

Faraо, auch Faro oder Pharao, ein Hazardspiel, bei welchem Einer Bank hält, und die übrigen (Pointeurs) auf selbstgewählte Kartenblätter, die sie vor sich hinlegen, Geld setzen. Es würde zu weitläufig sein, die Regeln des Spiels hier angeben zu wollen, und wir können sie um so eher übergehen, da das Farao fast allenthalben wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat und welche auf die Länge den Verlust der Pointeurs allemal herbeiführen müssen, so wie überhaupt wegen seines verführerischen Charakters zu den verbotenen Spielen gehört.

Farbe ist eine Eigenschaft des Lichtes, welche sich durch keine Beschreibung angeben, sondern bloß durch den Sinn des Gesichts erlangen läßt. Körperliche Farben oder Pigmente nennt man die farbigen Körper, deren man sich bedient, um andern Körpern durch Ueberziehn oder durch Mischung mit denselben eine bestimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den Farben im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigstens nicht immer im erstern Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nennt. Schwarz ist Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verschiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an sich, sondern auch vereint, durch Harmonie oder Con-

Digitized by Google

traft, verſchiedene Eigenſchaften, welche beſonders der Mahler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung und nicht der Worte iſt. Scharlachroth iſt z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün iſt eine milde, dem Auge ſchmeichelnde Farbe. Gelb iſt unter allen farbigen Lichtern das hellſte, roth das heißeſte, dunkelbraun und violet das ſanfteſte; dies nähert ſich mehr dem Dunkel und dem Schatten, ſcharlachroth mehr dem brennenden Weiß, wovon es ſehr viel in ſeiner Miſchung hat. Die Uebergänge einer Farbe in die andere durch Miſchung hat man auf verſchiedne Arten zum Behufe der Mahler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. ſ. f. darzuſtellen verſucht; nur eigne Beſchäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derſelben tief genug ein, um dieſe feinen Abſtufungen ſogleich zu erkennen und über ſie richtig zu urtheilen. (S. Farbenlehre.)

Färbekunſt, Färberei, iſt die Kunſt, allerlei Zeugen, Geſpinnſten oder Geweben allerhand beſtimmte Farben zu geben. Sie bildet ein zünftiges Gewerk und theilt ſich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärberei. Der practiſche Färber unterſcheidet einfache Farben, wohin er roth, blau und gelb rechnet, und zuſammengeſetzte. Die Kunſt beruht hauptſächlich 1) auf der Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, indem ihnen der firnißartige Ueberzug, den ſie im natürlichen Zuſtande haben, und der die Annahme des Farbeſtoffs hindert, genommen, und ihnen durch Beizmittel die gehörige Verwandtſchaft gegeben wird; 2) auf der richtigen Bereitung der Farben; 3) auf der Auswahl dauerhafter Farben, daher man echte und unechte Farben unterſcheidet. Die Operationen des Färbens ſind bei der Wolle: das Anſieden oder das Aufkochen mit der Beize, das Ausfärben oder das Eintauchen in die beſtimmten Farben (Flotten genannt), das Spülen in kaltem reinen Flußwaſſer, und zuweilen noch das Schauen oder Scheuen oder das Hinzuſetzen eines gewiſſen Stoffs, durch deſſen chemiſche Einwirkung die ſchon fertige Farbe noch abgeändert wird. Die Seide muß allemal zuvörderſt durch Seife degummirt werden. Baumwolle bedarf zur Vorbereitung (Entſchälung) einer ſchwachen Pottaſchenauflöſung; bei der Leinwand wird daſſelbe durch die Bleiche erreicht.

Farben der Pflanzen. Man nimmt als Grundfarben folgende acht an, die man auch reine, ungemiſchte Farben nennt, weiß, grau, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede derſelben gibt ſieben beſtimmte Abänderungen, die ſich, hinſichtlich ihrer Abſtufungen, faſt durchaus gleich ſind, z. B. das Weiß gibt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant- oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß, und Kreide- oder Bräunlichweiß. Merkwürdig ſind die Verwandlungen der einen Farbe in eine andre. Der blaue Crocus verwandelt ſich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein weißes, das blaue Akaley in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe und die gelbe in eine weiße u. ſ. w. Ein gleiches läßt ſich an Früchten beobachten. Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenſchaften, beſonders auf ihren Geſchmack, geſchloſſen. Gelb verräth nach ihm einen bittern, Roth einen ſauern, Grün einen rohen alkaliſchen, Blaß einen faden, Weiß einen ſüßen und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geſchmack, und überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenſchaft.

Digitized by Google

Farben zum Mahlen, s. Malerfarben.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbestandtheil der Mahlerei (s. Mahlerei), hat ihren technischen und ästhetischen Theil. Zu dem technischen Theile gehören die Handgriffe des Mahlers für Bereitung und Mischung der Farben, und für das ganze Verfahren von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemähldes, welche in den verschiedenen Arten der Mahlerei nach dem Materiale einer jeden verschieden sind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Mahlers aus, welches der Schüler von dem Meister lernen muß. Ferner kann man noch hieher rechnen die Kenntniß der Gesetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Mahlers als Regel aufgestellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbenmischung verwechselt werden muß), d. h. diejenige Farbenmischung, wodurch ein Gegenstand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in seiner Abhandlung von der Mahlerei, Lomazzo, Gerhard Laireſſe in seinem Mahlerbuch, Mengs in seinem praktischen Unterricht und Andere haben davon gehandelt. Göthe in seiner Farbenlehre gibt uns gleichsam eine geistige Geschichte des Colorits. Mit allem diesen aber ist noch nicht erreicht, was erreicht werden soll, es ist noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geschmacke des Künstlers abhängt: der ästhetische Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine besondre, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgesetzt, die ein wesentlicher Bestandtheil des Kunsttalents ist, die Anlage nämlich: den eigenthümlichen Stoff und die Farbe der Gegenstände unter den Einflüssen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufassen, und in der Nachbildung mit charakterischer Wahrheit auszudrücken. Soll dieser Ausdruck in der Nachbildung gelingen, so wird genaue Beobachtung der Localtöne und Dinten erfordert. Unter Localtönen versteht man die natürliche Farbe eines Gegenstandes, wie sie aus dem Standorte desselben oder in der Entfernung vom Zuschauer erscheint. In der Kunst erscheint aber die natürliche Farbe der Gegenstände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemaß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abstand abgestuft wird. Unter Dinten versteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Mischungen, deren der Mahler sich in den Lichtern, Halbschatten, Schatten, und Wiederscheinen bedient, um die feinern und stärkern Abstufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenstande der Kunst finden sich diese Veränderungen und Verschattungen in größerer Zartheit und Mannichfaltigkeit, als an dem Nackten des menschlichen Körpers, der daher auch der schwierigste Gegenstand des Mahlers ist. Die Farbengebung, in sofern sie sich mit der Nachahmung der Farbe und Beschaffenheit des Fleisches (des Nackten) beschäftigt, heißt Carnation oder Incarnation. Kommt zu der genauern Uebereinstimmung der natürlichen Farben, der Localtöne und Dinten eines Gemähldes mit dessen Gegenstand in der Natur noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenstand besteht, so heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit soll sich aber die Schönheit gesellen, welche durch harmonische Vereinigung aller Töne des Gemähldes in einen Hauptton erreicht wird. Das Go-

Digitized by Google

lorit muß dem ästhetischen Zwecke der Darstellung gemäß seyn und diesen unterstützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunstmäßiges schönes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben sollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darstellung, sondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernsten oder reizenden, düstern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Gesammteindruck des Kunstwerks unterstützt. Dieser Forderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunstmäßig schönen Farbengebung. (Vergl. Accord.) dd.

Farbenlehre, die Lehre von dem Ursprunge, der Mischung und den Wirkungen der Farben, als Eigenschaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht sich farbig, andres weiß zeigt, und nach welchen Gesetzen erfolgen die Erscheinungen der Farben? Diese Fragen sind es hauptsächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma ist die erste Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten auf die Fragen geführt, und Isaak Newton, der erste Physiker, der diese Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenstrahl auf einen geschliffenen, dreiseitigen, senkrecht prismatischen Glaskörper fallen, so sieht man sehr deutlich: 1) daß der Lichtstrahl bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demselben von seiner Bahn abgelenkt und in eine andre geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austritt, dem sogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtstrahl, der vor dem Prisma auf einem Papier (welches man in denselben so hält, daß er darauf senkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildete, hinter dem Prisma auf einem eben so gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darstellt, das ungefähr fünf Mal so lang als breit ist, und die Farben des Regenbogens genau in derselben Folge und Art zeigt, wie wir sie in diesem Luftgebilde sehen. Man nennt dieses Bild das prismatische Farbenbild oder Farbenspectrum. Die Länge desselben befindet sich in einer auf der Axe des Prisma senkrecht stehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, ist es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weitesten abwärts liegenden Ende violet, dazwischen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus diesen und vielen ähnlichen, mannichfach abgeänderten und genau beobachteten Erscheinungen geschlossen, daß diese farbigen Lichter die einfachen sind, und daß alles weiße Licht aus ihnen nach eben dem Verhältnisse zusammengesetzt ist, worin sie sich in dem prismatischen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtstrahl enthält nach ihm alle sieben farbigen Lichter zugleich; diese erkennen wir aber nicht, weil sie in ihrem Zusammenwirken auf jedem Punkte der Netzhaut, in ihrem völligen Verschmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Diese farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Gesetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber sie haben eine verschiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinste, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, so oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander gesondert, weil sie vermöge ihrer verschiedenen Brechbarkeit, wenn sie gleich ra-

Digitized by Google

rallel einfallen, doch in verschiedenem Grade abgelenkt, und daher in verschiedene Richtungen gebrochen werden., das Roth am wenigsten, Orange stärker, noch stärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerstärksten Violet oder Purpur. Wenn diese siebenfarbigen Strahlen wieder möglichst nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, sehen wir sie als weißes Licht. Die mehrsten Körper haben die Eigenschaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verschlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch sich hindurch zu lassen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verschluckt sechs farbige Lichter des weißen Strahls, und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißen Lichte bloß den rothen Theil hindurch, und verschluckt die andern Theile. Für alles dieses sprechen Versuche mit Farbenscheiben, die auf einem kleinen Rade schnell in die Runde getrieben werden, und Versuche mit dem Farbenspectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt. Newton hat diese Theorie in seiner Optik (welche vielmehr die Ueberschrift Farbenlehre verdiente) aus einander gesetzt; sie ist alles Scharfsinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinsicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebessert, besonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andere auf zwei haben vermindern wollen. U.

Farbenlehre (Göthische). Im Jahr 1810 gab Göthe ein neues Werk über die Farben, unter dem Titel: Zur Farbenlehre, heraus, welches das ästhetische Genie seines Verfassers beurkundet. Es besteht aus zwei Theilen, einem theoretischen, dessen erste Hälfte didaktisch, die andre polemisch ist, und einem historischen, voll schätzbarer Notizen. In jenem verwirft Göthe Newtons Theorie von den Farben, und kehrt zur alten Vorstellung wieder zurück, nach welcher die Farben durch Mischung des Lichts und der Finsterniß, oder wie er es ausdrückt, durch Mischung trüber Mittel mit dem Lichte entstehen. Nach ihm ist das Sonnenlicht und in Lebensluft brennender Phosphor das höchst energische Licht. Es ist farblos, wie die Finsterniß, aber durch ein trübes Mittel gesehen, wird es gelb, und nähert sich destomehr dem rothen, je trüber jenes ist. Wird dagegen die Finsterniß durch ein helles Mittel gesehen, so wird sie blau, z. B. wenn wir zum wolkenlosen Himmel schauen, so sehen wir in die Finsterniß, weil aber am Tage das helle Mittel der vom Sonnenlicht beleuchteten Dünste dazwischen ist, so erscheint jener blau. Diese Theorie beruht meistens auf Gründen, welche aus den Erscheinungen genommen sind, die Newtonische dagegen auf mathematischen Gesetzen, und in ihr ist alles nach Maß und Zahl bestimmt. Wiewol der Göthischen bis jetzt noch kein Physiker Beifall gegeben hat, so findet man dagegen in diesem Werke das wahre Princip der Harmonie der Farben aufgestellt, und einen schätzbaren Reichthum an Bemerkungen und Andeutungen, welche fruchtbare Keime künftiger Untersuchungen enthalten. Den Grund der angenehmen und unangenehmen Eindrücke der Farben findet Göthe in dem wechselseitigen Gefordertseyn der verschiedenen Farben im Auge bei denjenigen Erscheinungen, worin sich die physiologischen Farben zeigen. Ist der ästhetische Theil dieses Werks insbesondere für den Freund und Kenner der Mahlerkunst von dem höchsten Interesse, so ist es nicht minder für den Psychologen diejenige Abtheilung desselben, welche von den moralischen Wirkungen der Farben handelt, und das Genie

ihres Urhebers verherrlicht. Zwei Beurtheilungen finden sich in den Ergänzungsblättern zur jenaischen Literaturzeitung, Jahrgang 1813, Nr. 3 u. ff. S. x.

Färbestoffe, Pigmente, alle zum Färben, Mahlen oder Anstreichen brauchbaren Materiale, dergleichen alle Reiche der Natur liefern. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campecheholz, Berlinerblau; rothe, Cochenille, Krapp, Brasilienholz, Rothholz, Saflor; gelbe, Wau, Gelbholz, Querzitronrinde, Scharte, Fisetholz; schwarz färben Galläpfel, Knoppern, Schmack, Campecheholz mit Eisenvitriol. Die übrigen Farben sind aus den genannten zusammengesetzt.

Farce (Farse), ein Lustspiel, das, ohne höhern Zweck, bloß Lachen erregen will, und mit unserm deutschen Worte Posse übereinstimmt. Es herrscht darin das niedere Komische, und viele Nationen haben eigne stehende Charaktere dazu, die Spanier den Gracioso, Gallego, die Italiener den Arlechino, Scaramuz u. A., die Deutschen den Hanswurst, Kasperle u. s. w. (s. Komisch). Der Ausdruck Farse kommt von dem italienischen Farsa, dieses aus dem Lateinischen von farsum (gestopft), und bedeutet eigentlich ein Mischmasch von Allerlei. Lessing will, man soll Farse, nicht Farce schreiben, damit es weniger französisch aussehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen scheinen, was wir so gut als die Franzosen aus der ersten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten Farsa eine Art Gesänge gewesen sey, welche zwischen den Gebeten u. s. f. gesungen wurden. Demnach könne vielleicht die ursprüngliche Bedeutung dieses Worts auf die Komödie angewandt, so viel als Intermezzo, Zwischenspiel, seyn. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzalischen Gerichte Farsum herzuleiten.

Faria de Sousa (Manoel), ein berühmter castilianischer Geschichtschreiber und Dichter, wurde geboren zu Suto in Portugal, im Schooße einer alten und erlauchten Familie. Er verrieth sehr frühzeitig bedeutende Talente, und schon im 9ten Jahre sandte ihn sein Vater auf die Universität zu Braga, wo er große Fortschritte in Sprachen und in der Philosophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Cavalier in die Dienste des Bischofs von Oporto, und bildete sich unter dessen Leitung weiter in den Wissenschaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier sein dichterisches Talent, und er besang sie unter dem Namen Albania. Er vermählte sich mit ihr 1618, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier sein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er besuchte auch Rom, und erwarb sich die Aufmerksamkeit des Papstes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch seine ausgebreiteten Kenntnisse. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er sich einzig den Wissenschaften, und arbeitete so anhaltend, daß er sich selbst den Tod dadurch zuzog. Er starb im 59sten Jahre seines Alters. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: **Discursos morales y politicos. 2. Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios sobre la Lusiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las Historias Portuguesas** — und dann **el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa**, jedes ein besonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: **Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46.** (Aganippens Quelle), ist von ihm vorhanden. Sein

Digitized by Google

Styl ist rein und kräftig, und seine Darstellung voll dichterischen Lebens.

Farinelli (Carlo Broschi, genannt). Dieser ausgezeichnete Virtuos, der sich durch sein seltnes Talent den Ruf eines der vollkommensten Sänger des vorigen Jahrhunderts erworben hat, wurde zu Neapel den 24. Jan. 1705 geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Musik: darauf genoß er der Anweisung Porpora's, den er auf mehreren Reisen begleitete. Er war 17 Jahr alt, als er sich nach Rom begab, wo er mit seiner hellen und volltönenden Stimme einen Wettstreit einging mit einem berühmten Virtuosen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in diesem, dem Anscheine nach so ungleichen Kampfe den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits sein Gegner erschöpft verstummte, seinen Gesang aufs neue mit so viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit solcher Schärfe der Töne durch, daß seine Stimme alle Gränzen der Möglichkeit zu übersteigen schien, und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den ersten Sänger Italiens, zu hören und seinen Unterricht zu genießen. Im J. 1728 reisete er nach Wien, wo Kaiser Carl VI. ihn mit Wohlwollen und reichen Geschenken überhäufte. Dieser Kaiser war es, der einst, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm sagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit seiner Stimme Erstaunen errege, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu interessiren, wenn er sich eines natürlichen Gesanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte diesen Wink, und bezauberte seitdem seine Hörer eben so sehr, als er sie überraschte. Als im J. 1734 Porpora eine Theatergesellschaft nach London führte, berief er Farinelli zu sich, der durch die Schönheit seiner Stimme und den Zauber seines unvergleichlichen Gesanges das Publikum dergestalt anzog, daß Händel, der an der Spitze einer andern Gesellschaft stand, vergebens alle Hülfsmittel seines Genies aufbot, die Auflösung derselben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Senesino und Farinelli waren beide zu derselben Zeit in England, aber an zwei verschiedenen Theatern engagirt; und da sie immer an gleichen Tagen sangen, hatten sie nicht Gelegenheit, sich zu hören. Ein Zufall führte sie einst zusammen. Senesino hatte einen blutdürstigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Fesseln schmachtenden Helden darzustellen. Farinelli's erste Arie aber erweicht das harte Herz des grausamen Tyrannen so sehr, daß Senesino, den Charakter seiner Rolle vergessend, sich ihm in die Arme stürzt, um ihn entzückt an seine Brust zu drücken. Im Jahre 1737 ging er nach Paris, wo er vor dem Könige sang, der ihn reichlich beschenkte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich ging er nach Spanien. Zehn Jahre hindurch sang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Elisabeth. Als dieser Fürst in eine tiefe Melancholie versank, welche machte, daß er alle Geschäfte vernachlässigte, versuchte die Königin die Gewalt der Musik, um ihn zu heilen. Sie ließ heimlich ein Concert dicht neben dem Appartement des Königs veranstalten, und Farinelli sang plötzlich eine seiner schönsten Arien. Der König schien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schlusse der zweiten Arie rief er den Virtuosen zu sich, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen schwur. Farinelli bat den König, sich rasiren zu lassen, und in das Conseil zu gehen.

Digitized by Google

Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre ſeiner Geneſung. Dies war der Grund ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Er nahm nie die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu ſpeiſen. Von ſeiner wahrhaft edelmüthigen und weiſen Mäßigung gibt folgende Anekdote einen ſprechenden Beweis. Als er ſich eines Tags in das Zimmer des Königs begab, hörte er, daß ein Gardeoffizier zu einem andern ſagte: „Die Ehrenſtellen regnen auf einen elenden Theaterhelden, und ich, der ich dreißig Jahre diene, bin ohne Belohnung.“ Farinelli beklagte ſich beim König, daß er ſeine Diener vernachläſſige, ließ ihn auf der Stelle ein Patent unterzeichnen, und übergab es mit den Worten dem Offizier: „Ich hörte Sie kurz vorher ſagen, daß Sie dreißig Jahren dienen; Sie hatten Unrecht hinzuzufügen, daß Sie unbelohnt geblieben wären.“ Einen nicht minder charakteriſtiſchen Beweis ſeiner Herzensgüte gibt folgende, auch für die Bühne bearbeitete Anekdote: Ein Schneider in Madrid, der ihm ein Kleid gemacht hatte, verweigerte die Annahme jeder Bezahlung, und erklärte, daß er ſich für reichlich belohnt halten würde, wenn er ſo glücklich ſeyn könnte, von einem ſo großen Meiſter eine Arie ſingen zu hören. Farinelli, der ihn umſonſt zur Annahme des Geldes genöthigt hatte, gewährte ihm ſeinen Wunſch. Als er geendet hatte, dankte ihm jener, außer ſich vor Entzücken, und war im Begriff ſich zu entfernen. Farinelli hielt ihn zurück. „Ich habe ihnen nachgegeben,“ ſagte er, „es iſt billig, daß Sie auch Ihrer Seits mir nachgeben;“ zog ſeine Börſe und bezahlte dem Schneider den doppelten Werth ſeines Kleides. Ueberall bediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI, und Carl III. ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Nachdem Farinelli zwanzig Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, im J. 1761 nach Italien zurückzukehren. Er wählte Bologna zu ſeinem Aufenthalt, und ließ ſich eine Stunde von dieſer Stadt ein geſchmackvolles Landhaus bauen, auf welches er die Inſchrift ſetzen ließ: Amphion Thebas, ego domum. Hier erwarb er ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden konnte. Farinelli ſetzte ihn in den Stand, die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik zuſammenzubringen, die man je in Europa geſehen hat. Er ſtarb im Jahr 1782, noch in ſeiner Zurückgezogenheit unabläſſig mit der Literatur und der Muſik beſchäftigt, nachdem er in einem glücklichen Alter der Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem Maße genoſſen.

Farneſe, ein berühmtes italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farnero bei Orvieto und lieferte der Kirche und der Republik Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich Pietro Farneſe (fl. 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdankten. Papſt Paul III., ein gebohrner Farneſe, verlieh ſeinem Hauſe in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Hoheitsrechte über Parma und Piacenza, deren erſter Herzog Pietro Luigi F., ein Sohn des Papſtes Paul III. war. Paul III., der auf Clemens VII. folgte, verlieh

die Erhöhung ſeiner Familie mit leidenſchaftlichem Eifer. Nicht nur Pietro Luigi, ſondern auch deſſen fünf Söhne, wurden, auf das herrlichſte von ihm verſorgt; vor allen aber ließ er ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſeyn, eines von allen Laſtern gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benvenuto Cellini bekannt ſeyn wird. Paul III. ſuchte für ihn von Karl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich damals ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mailändern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Auguſt 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei Beſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels ſeiner neuen Staaten begann. Als das Maß der Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtändniſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adlichen Familien. Sieben und dreißig Verſchworne begaben ſich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Widerſtand zu leiſten vermochte und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel. Als Ottavio Farneſe, der Sohn und Nachfolger Pietro Luigi's, die Nachricht vom Tode ſeines Vaters erhielt, befand er ſich bei Paul III. in Perugia. Zugleich erfuhr er, daß Gonzaga im Namen des Kaiſers Piacenza beſetzt und Abſtellung aller Beſchwerden verſprochen habe. Zwar erklärte ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einer päpſtlichen Armee dorthin begab, allein er fühlte ſich zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach und mußte mit Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Frankreichs bewarb. Durch den Tod Pauls III. (1549) ſchien Ottavio, faſt aller ſeiner Staaten beraubt, ohne Rettung verloren, doch der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III. verſchaffte ihm aus Anhänglichkeit an das Farneſiſche Haus 1550 das Herzogthum Parma wieder und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche. Allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchloß, zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, er gerieth abermals in große Bedrängniß, aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöſte. Mit dem Hauſe Oeſterreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner Gemahlin Margarethe und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche Monarchie wieder aus. Margaretha, die als Statthalterin in den Niederlanden mit weiſer Mäßigung regiert, aber 1562 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma, und zog ſich dann nach Abruzzo zurück, wo ſie 1586 ſtarb. In demſelben Jahre ſtarb auch Ottavio, nachdem er dreißig Jahre eines ungeſtörten Friedens genoſſen und ihn benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingeriſſenen Unordnungen zu verbeſſern und das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein geſegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, Aleſſandro Farneſe, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen.

Digitized by Google

Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Seeſchlacht bei Lepanto ab. Im Jahre 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die ſpaniſchen Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern hatte zurückſchicken müſſen. Aleſſandro fand ihn dort ſehr ſchwach und krank, auch erfolgte ſein Tod wirklich im nächſten Jahre. Indeß ſtanden die ſpaniſchen Angelegenheiten ſehr ſchlecht und die Inſurgenten gewannen allenthalben die Oberhand. Aleſſandro wurde nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die catholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, ſondern ſetzte den Krieg in Flandern fort und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie mehr wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, um Heinrich IV. zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben, was ihm, ohne eine Schlacht zu liefern, gelang. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moriz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen, allein nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV. ſtand Aleſſandro mit obencin unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen ſiegreich entgegen; den letztern zwang er noch die Belagerung von Rouen aufzuheben. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm den Tod zu Arras, im ſiebenundvierzigſten Lebensjahre, zuzog. Ihm folgte als Herzog von Parma ſein älteſter Sohn Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden ſeines Vaters beſaß, ſondern finſter, ſtrenge, habſüchtig und mißtrauiſch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit ſeiner Regierung veranlaßte ihn, den Häuptern der angeſehenſten Familien eine Verſchwörung anzudichten, ihnen heimlich den Prozeß machen, ſie hinrichten (19. Mai, 1612) und ihre Güter einziehen zu laſſen. Dieſes unerhörte Verfahren empörte viele italieniſche Fürſten, und nur der Tod des aufgebrachteſten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volkes beſaß, ließ er in einem ſchrecklichen Kerker unbarmherzig verſchmachten. Er ſelbſt ſtarb 1622. Ungeachtet der Rohigkeit ſeines Charakters zeigte er Geſchmack für Wiſſenſchaften und Künſte; auch wurde unter ſeiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muſter der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (geſt. 1646) beſaß viel Talent zur Satire, große Beredſamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Ein Hang zu Abenteuern und die Eitelkeit auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickelte ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Papſt Urban VIII., dem er große Summen ſchuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegsweſen

Digitized by Google

faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich er es auch liebte. Nicht ſo grauſam wie ſein Großvater, auch nicht ſo voll Dünkel wie ſein Vater war der nun folgende Ranuzio II. (geſt. 1694), aber ſchwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günſtlinge. Einer von dieſen, Namens Godefroi, den er aus einem franzöſiſchen Sprachlehrer zum erſten Miniſter und Marcheſe umgeſchaffen hatte, ließ den neuen Biſchof von Caſtro ermorden, den Farneſe nicht anerkennen wollte. Höchſt entrüſtet darüber ließ Papſt Innocenz X. Caſtro ſchleifen, und Godefroi, der ſich von den päpſtlichen Truppen ſchlagen ließ, verlor endlich die Gunſt ſeines Herrn, und bei ſeiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteſte Sohn Ranuzio's, Odoardo, wurde ſo dick, daß er erſtickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Franceſco und Antonio, folgte zuerſt Franceſco F. (geſt. 1727), deſſen ungeheure Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger geſtattete. Philipp V. von Spanien heirathete indeſſen Eliſabeth Farneſe, eine Tochter des erſtickten Odoardo und Nichte des Herzogs Franceſco. Da man die Kinderloſigkeit des letztern vorausſah, ſo beſchloſſen die erſten Mächte Europa's, daß ein Sohn Philipps V. und Eliſabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farneſiſchen Beſitzthümer erben ſollte. Auf dieſe Weiſe fielen ſie dem Hauſe Bourbon zu. Auf Franceſco F., der ſich alle dieſe Anordnungen gefallen laſſen mußte, ohne dabei befragt zu werden; folgte ſein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (geſt. 1731). Auch er blieb ſeines Alters und ſeiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während ſeiner ganzen Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu beſtehen. Er ſtarb endlich, und ſogleich wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Beſitz genommen. F—r.

Farneſiſcher Palaſt, ſ. d. Art. Rom (Rom's Paläſte).

Farquhar (Georg), ein engliſcher Dramatiker, war 1678 zu Londondery in Irland geboren. Er verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um ſich mit einer Geſellſchaft von Schauſpielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater hatte ihn jedoch nicht verlaſſen und er befriedigte ſich durch Arbeiten für daſſelbe. Im Jahre 1698 trat er mit ſeinem erſten Luſtſpiel: Amor in einer Flaſche, hervor, welches gefiel. Im Jahr 1700 gab er die ſtandhaften Liebenden, und bald darauf: Sir Harry Wildair, den Unbeſtändigen und den Offizier auf Werbung. Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Luſtſpiel ſind die Kriegsliſten. Er ſtarb in der Mitte ſeiner Laufbahn und hatte ſich durch ſeine höchſt ergötzlichen und ziemlich ausgelaſſenen Theaterſtücke einen vortheilhaften Namen erworben.

Farrill (Don Gonzalo O [o Farrill]) ſpaniſcher Generallieutenant und jetzt aus ſeinem Vaterlande von Ferdinand VII. proſcribirt in Paris im Privatſtande lebend, iſt 1752 in Havannah geboren. Er trat 1766 in k. ſpan. Dienſte, zeichnete ſich durch Talent und Tapferkeit aus, namentlich bei der Belagerung von Gibraltar und ward nach Berlin geſchickt, um die in jener Zeit bewunderte preußiſche Taktik zu ſtudiren. Dann war er Vorſteher der k. ſpan. Militair-Academien zu Puerto de S. Maria und wurde in dem Feldzuge von 1795 bei der Armee von Catalonien Chef des Generalſtabs. Nach dem Frieden mit der franz. Republik machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe faſt durch ganz Europa und wurde dann 1807,

Digitized by Google

als Napoleons arglistige Politik die spanischen Linientruppen aus ihrem Vaterlande wegzog, befehligt, eine Division derselben nach Toscana zu führen. Die Revolution von Aranjuez fand ihn wieder als spanischen Kriegsminister. Er ergab sich der Sache Ferdinands VII. und der Nationalehre mit Enthusiasmus und widersetzte sich Murets Anmaßungen mit Nachdruck. Ganz veränderte Verhältnisse bestimmten ihn indeß bald darauf, sich der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen, und die Stelle eines Kriegsministers unter Joseph anzunehmen. Er behielt diesen Posten bis zur Schlacht von Vittoria. Nach dem Traktat von Valençay rechtfertigte er sich mit Edelmuth und Charakterstärke gegen Ferdinand VII., indem er ihm und dem Vaterlande seine Dienste anbot, über die Motive seiner Laufbahn in den Revolutionsjahren. Allein Ferdinand blieb unerbittlich und O Farrill wurde durch ein Contumazialurtheil der sogenannten Centraljunta für einen Vaterlandsverräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Er gab hierauf in Vereinigung mit Azanza eine merkwürdige Rechtfertigungsschrift heraus.

Fasanerien. Die Anlage zur Hegung der Fasanen nennt man Fasanerie. Man unterscheidet wilde und zahme Fasanerien. In ersten ist der Fasan sich selbst überlassen und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, sondern nur hie und da einiger Kirrungen und Stände in dem Gebüsch, auf welchen man zu gewissen Zeiten mit Haferstroh, Kampfer, Anis und einigen andern Ingredienzien räuchert, um die Fasanen zusammenzuhalten; denn sie lieben diesen Geruch sehr. Mehr Sorgfalt und Kosten erfordert eine zahme Fasanerie. Außer einem gutgewählten Local, von dem alle Raubthiere möglichst abzuhalten sind, werden ein Fasanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derselben, vor demselben ein Zwinger, der mit den Stuben des Hauses durch Löcher zum Ein- und Auslassen in Verbindung steht, ferner ein Brüthaus, ebenfalls mit einem Zwinger und außerdem noch ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verschiedene kleine Häuschen mit Zwingern und eine Wohnung des Fasanenwärters erfordert. In jeden Zwinger setzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl füttert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Legzeit sammelt man sorgfältig die Eier und läßt sie entweder durch die Fasanenhennen oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleisch dieses Vogels sehr geschätzt und beliebt ist, und für etwas besonders Köstliches und Leckeres gilt, so ist er in den meisten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Fasanerien anzulegen. Als die prächtigsten von allen Fasanarten nennen wir den chinesischen Goldfasan und Silberfasan, welche beide Gattungen auch in unserm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, ein Ehrenzeichen der römischen Magistratspersonen, welches in Bündeln glatter Stäbe bestand, in deren Mitte sich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Diese Fasces, deren Anzahl verschieden bestimmt war, wurden den höhern Magistratspersonen von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Lictoren, zu Anerkennung der Obergewalt desselben, die Fasces senken; auch wurden in der Hauptstadt die Beile aus denselben weggelassen.

Fasch (Carl Friedrich Christian), Kammermusikus des Königs von Preußen und Cembalist zu Berlin, war geboren zu Zerbst den 15. Nov. 1736, wo sein Vater Capellmeister war. Sein musikali-

sches Talent entwickelte sich früh. Er lebte seit seinem vierzehnten Jahre in Strelitz, kam 1756 in die Capelle Friedrichs II, nach Berlin und starb daselbst den 3. Aug. 1800. Er war ein großer Musiker, in dessen Werken die tiefste Kenntniß der musikalischen gelehrten Kunst mit dem verständigsten Sinn und dem innigsten Ausdrucke verknüpft waren. Im vielstimmigen Satze zeigt er eine Vollkommenheit, die vor ihm nicht erreicht worden war. Man findet darin den künstlichsten Contrapunkt verbunden mit der größten Simplicität und mit der ausdrucksvollsten Melodie in allen Stimmen. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht sein achtstimmiges Miserere als ein vollendetes Meisterstück aus. Sein sechzehnstimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geschmack alles übertreffe, was man von Benevoli, Antonio Lotti, Orazio Vecchi in dieser Gattung gehört habe; und dieses großen Meisters Urtheil haben die Kenner unterschrieben. Als ein wahrer Verlust ist es zu bedauern, daß Fasch, der in allem nach höchster Vollkommenheit strebte, seine meisten Compositionen noch vor seinem Tode verbrennen ließ, so daß wir der Zahl nach nur wenig von ihm besitzen. Sein größtes Verdienst ist unstreitig die Stiftung der in ihrer Art einzigen Berliner Singacademie, die nach ihm Zelter, der seines großen Vorgängers Verdienste in einer eignen Schrift gewürdigt hat, mit vielem Ruhme dirigirt.

Fäsch, s. Fesch.

Faschinen sind eigentlich Gebunde von Reisig, welche nach der Art ihrer Verfertigung entweder Faschinen oder Würste genannt werden. Sie werden zu Ausfüllung der Gräben, Ausbesserung der Wege, auch zu Schanzkörben und insbesondere beim Wasserbau gebraucht. Ein ganzes aus solchen Bündeln bestehendes Werk heißt ein Faschinenwerk.

Fasching, Fasten, s. Fastnacht und Carneval.

Fasti, hießen in Rom gewisse marmorne Tafeln, worauf entweder die jährlichen Feste und solennen Tage, oder die Namen der Consuln, Dictatoren ꝛc. eingehauen waren. Jene, fasti minores genannt, waren nichts anders, als der Calender, woraus man wissen konnte, wann die Festtage einfielen: sie wußte ehedem niemand, als die Pontifices, welche dann die Feste — freilich nach ihren, oder der Vornehmeren Staatsabsichten — dem Volke ansagten. Im J. Roms 550 aber brachte sie C. Flavius, welcher beim Pontifex Max. Appius Claudius Schreiber gewesen war, unter das Volk und von dieser Zeit an waren sie ein Gegenstand der öffentlichen Kunde.

Fastnacht, Fastnachtsspiele. Dieselben Ansichten, welche die Menschen bewogen, den unsichtbaren höheren Mächten durch Opfer, Gaben und Reinigungen zu gefallen, brachten sie auch zu Fasten, Enthaltungen und Büßungen. Unter Fasten versteht man eine Versagung gewohnter Nahrungsmittel, die man sich auferlegt, um die Gottheit dadurch zu versöhnen. Man findet kein bedeutendes Volk ohne Gebräuche dieser Art: der historische Ursprung liegt in dem Religionscultus des Orients, wo Priester anfänglich auch die Aerzte des Volks waren, und die in diesen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Auch sind die Fasten noch heutiges Tages von den orientalischen Religionen unzertrennlich. Die Religionen der Perser, der Hindus, des Lama, des Mahomed, und die Mosaische halten viel auf Fasten. In der Reli-

gion der nordiſchen Vorzeit finden ſich dagegen wenig Spuren davon, auch würde es dem Nordländer, der überhaupt ein ſtärkerer Eſſer als der Südländer iſt, ſchlecht bekommen, wenn er ſeinen Gottesdienſt immer auf Koſten des Magens verrichten müßte. Die älteſten Chriſten faſteten an den ſogenannten Vigilien, d. i. in den Nächten, die vor den großen Feſten vorhergingen, welche Faſten eigentlich nur zur Vorbereitung der würdigen Feier des Feſtes dienen ſollten. Büßend hingegen waren die Faſten an den ſogenannten jejuniis quatuor tempestatum, die in jedem Vierteljahre drei Tage dauerten, in den ſogenannten vierzig Tagen (vor Oſtern nämlich, oder vielmehr vor dem Charfreitage, Quadragesimae), welche ausſchließlich die Faſtenzeit oder Faſten genannt wurden, über deren Urſprung aber die Meinungen ſehr verſchieden ſind. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß Telesphorus, Biſchof zu Rom in der Mitte des 2ten Jahrhunders, dies vierzigtägige Faſten zuerſt durch ein Kirchengeſetz verordnet habe. Durch Papſt Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, die Aſchermittwoche zum Anfang der Faſten geſetzt, und der Tag vorher hieß Faſtnacht, weil in der Nacht derſelben, mit 12 Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem Faſten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, ganz teufliſches Feſt, das ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten, heißt es, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſeten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die Geſchlechter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt.“ Dies iſt der Urſprung des heutigen Carnevals oder Faſchings, wie er im ſüdlichen Deutſchland genannt wird. Der Name Carneval wird aus dem Lateiniſchen, von carne und vale oder, nach Adelung, von der latein. Benennung im Mittelalter. Carne levamen abgeleitet, weil man gleichſam dem Fleiſche Lebewohl ſagte. Man wollte ſich vorher noch gütlich thun, und dies geſchah im reichſten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Carnevals. Uebrigens iſt das Carneval ſelbſt nichts anders als die Saturnalien der chriſtlichen Römer, die ihre heidniſchen Feſte noch nicht vergeſſen konnten, und am wenigſten ein ſolches, wie die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit ſeiner ehemaligen Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menſchen in der erſten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, alljährlich im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelaſſenheit gefeiert wurden. Beſonders zu Rom ſelbſt brachte das Carneval die alten Saturnalien in einem neuen Coſtume lebhaft wieder vors Auge, und bei den neuen Ceremonien ſchimmern die alten Gebräuche durch. Weil in den letzten Tagen des Carnevals, alſo Faſtnacht, und vornehmlich noch an dem dieſer Nacht langer Faſten vorhergehenden Tage, der Muthwille in Mummereien, Scherzen, Poſſen und Ausgelaſſenheiten aller Art ſich drängte; ſo erſchien Faſtnacht beſonders als die Zeit des privilegirten Muthwillens, und Faſtnachtsſtreich galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poſſe. Aus Italien gingen die neuen Saturnalien in die andern chriſtlichen Länder über, und Deutſchland blieb mit Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen um dieſe Zeit nicht dahinten. Merkwürdig iſt, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie dadurch entwickelt wurde, nachdem die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13ten Jahrhundert zeigen ſich davon die erſten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine

Digitized by Google

angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen desto sicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Fastnachtseinfall gewesen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Fastnachtszeit," sagt Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur (Bd. 4. S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Personen aus einem Haus ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Lust zu machen. Eine lustige Gesellschaft dieser Art kam auf den Einfall, in dieser Verkleidung etwas vorzustellen, und eine dieser Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieser Versuch gelang ihr: man lobte die unbekannten Schauspieler, man bewirthete sie wohl, oder beschenkte sie gar. Durch diesen Beifall aufgemuntert, verstärkten sich die Banden, und ihre Fabeln und Gespräche wurden allmählich länger, bis sie zu ordentlichen Nachahmungen menschlicher Handlungen anwuchsen." In Nürnberg, wegen seiner Waaren und seines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderschaft der Meistersänger die ersten Fastnachtsspiele hervorkamen, derb und lustig, wie sie dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter zusagten. Hans Folz und Hans Rosenblüt, führten zuerst diese Gattung in die deutsche Literatur ein. Der zweite wurde schwerlich von einem seiner Zeitgenossen in der Frechheit der Fastnachtsscherze übertroffen. Man findet einige seiner Fastnachtsspiele im zweiten Theil von Gottscheds dramatischem Vorrath. Züchtiger trat später der wackere Hans Sachs darin auf, der

Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
Mancher Art, daß ihn selber wundert,

solcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen seine ergötzliche Laune, sein munteres Witz, gemüthvolle Darstellung und oft bewundernswerthe Charakteristik in allen Zeiten erfreuen werden. Diese Stücke sind verwandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franzosen, und die geistlichen Fastnachtsspiele, religiöse Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden diese Fastnachtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beschlossen. — In den neuesten Zeiten hat man die Fasten aus der Religion größtentheils in die Heilkunde verwiesen. Die Catholischen haben noch als Fasttage die Mittwoche, Freitage und Sonnabende der Quatemberwoche und die Tage vor den Festtagen; als Abstinenztage, an welchen nur die Fleischspeisen verboten sind, alle Freitage und Sonnabende. Luther nennt das Fasten eine feine leibliche Zucht, und wenn man noch jetzt in den protestantischen Ländern Fasttage hält und ausschreibt, so sind dies Ueberbleibsel der catholischen Liturgie. A. dd.

Fatalismus, der Glaube an ein Fatum, d. i. ein sogenanntes absolutes oder unbedingtes Verhängniß, oder an eine von Gott ohne Rücksicht auf das Verhalten des Menschen bestimmte Nothwendigkeit, welcher man mit aller Vorsicht und Klugheit nicht ausweichen kann. Die Türken haben diesen Irrglauben, daher sie selbst gegen Pest und Viehseuche keine Anstalten treffen. Fatalist heißt ein Anhänger jenes Glaubens. (S. Fatum.)

Fata Morgana (Mirage, deutsch: Kimmung, Luftspiegelung), heißen auf der Küste der sicilianischen Meerenge die bei heiterem, warmem und stillem Wetter über dem Meere aufsteigenden Lufterscheinungen, die sich oft zu seltsamen Bildern von Schiffen, Thürmen, Schlössern u. s. w. gestalten, und den Naturunkundigen täuschen. Sie entstehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünsten des Meeres, und kommen auch in den großen Sandebenen Persiens in der asiat. Tartarei vor.

Digitized by Google

Fatum, sagt Minutius Felix, ist nichts anders, als was Gott über einen jeden unter uns beschlossen oder ausgesprochen hat. In der Folge verband man damit den Begriff der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Alles, was dem Menschen begegnet, kann man sich denken, entweder als unbedingte Nothwendigkeit ohne Hinsicht auf göttlichen Rathschluß, oder als bedingte Nothwendigkeit vom göttlichen Rathschluß abhängig, oder endlich als völlige Zufälligkeit aller Veränderungen oder nur der moralischen Wesen. Im Allgemeinen verstanden die alten Philosophen unter dem Fatum im engsten Sinn eine gewisse unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereignisse und Begebenheiten in der Welt, wodurch sie freilich in die größten Widersprüche mit ihren eigenen Systemen, mit der Lehre von der menschlichen Freiheit und selbst mit der Natur der Gottheit verwickelt werden mußten. Es ist aber schwer zu bestimmen, ob alle Weltweisen, besonders die Stoiker, in der Bedeutung das Fatum behauptet haben, in welcher man sie gewöhnlich desselben beschuldigt. Man unterscheidet gewöhnlich folgende Arten des Fatums: das vernünftige, Spinozistische, astrologische, türkische und stoische. Jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, daß die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in sich selbst hat und keine andere Ursache außer sich erkennt (und heißt das Spinozistische), oder von einem Wesen, das nicht zur Welt gehört und zwar entweder mittelbarer Weise durch den Einfluß der Gestirne, worin freie Wesen nichts ändern können (das astrologische der Chaldäer), oder unmittelbarer Weise, und zwar wieder entweder ohne Hinsicht auf gewisse Mittelursachen, dergestalt, daß dasjenige, was einmal beschlossen ist, geschehen müsse, es mögen die Begebenheiten eine Ursache haben oder nicht (das türkische), oder mit Hinsicht auf gewisse Mittelursachen, und zwar entweder, daß diese Mittelursachen und ihre Subordination von einem absoluten Entschluß, worauf das Betragen verständiger Wesen aus Bewegungsgründen gar keinen Einfluß habe, herrühren (das stoische), oder, daß die Subordination der Ursachen von einem freien Entschluß der Gottheit und objectiv in Hinsicht des freien Betragens vernünftiger Wesen herkomme (das vernünftige Fatum). Wir begnügen uns, von dem letztern noch dies zur Erläuterung hinzuzusetzen. Der Mensch ist als ein Sinnenwesen physischen Gesetzen unterworfen. Da er nicht Herr der Natur ist, muß er sich ihren Einflüssen auf seine Lage und Umstände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, stand nicht in seiner Gewalt zu bestimmen. Indem er nun sagt, das Verhängniß oder Schicksal hat es so gewollt, so glaubt er damit nicht an ein blindes Ungefähr, sondern er beruft sich nur auf Ursachen, die über seinen Kräften und Einsichten sind. Glaubt er dabei 1. daß die Veranstaltung und Subordination aller vorhergehenden Ursachen von einem höhern Wesen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt seyen, 2. daß dieses Wesen durch einen freien Entschluß diesen großen Weltplan realisire, und 3. nach Verhältniß seines sittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Qualität seiner Kräfte, auch ihn in diesen Plan mit aufgenommen und dergestalt bedacht habe, daß es ihn an denjenigen Posten in der Welt, durch den Zusammenfluß zwar lauter natürlicher, ihm aber oft undurchdringlicher, unbegreiflicher Ursachen gestellt, wo er nach seinen Kräften für das Ganze das Meiste wirken und an einer sittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: so statuirt er ein vernünftiges Fatum. Das Verhalten des Men-

schen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anschlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schicksal in der Bedeutung anzunehmen, daß alles, was einem begegnet, unabhängig von dem eignen Handeln und ohne vorgängigen Grund geschehe. Es ist falsch zu sagen, das Zukünftige wird geschehen, man thue auch was man wolle; sondern es geschieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Ist im Buche des Verhängnisses das Zukünftige geschrieben, so ist auch zugleich die Ursache davon geschrieben. Es gibt daher keine absolute, sondern nur eine hypothetische Nothwendigkeit.

Fauche Borel (Louis), ein in der Geschichte der franz. Revolution sehr bekannt gewordener Intrigant, oder wie er selbst und Andere wollen, ein sehr eifriger Anhänger der Bourbons, der sein ganzes Leben ihrem Dienste geweiht hat, aber von ihnen mit Undank belohnt worden und jetzt von einer mäßigen Pension in London lebt, die ihm die englische Regierung reichen läßt. Er ist in Neufchatel 1762 geboren. Auch hat er sich seiner Geburt als preußischer Unterthan oft bedienen müssen, um aus den Verlegenheiten und persönlichen Arresten befreit zu werden, in die ihn seine Keckheit oder sein Eifer für die genommene Partei geführt hatte. Er besaß in Neufchatel bis 1795 eine Buchdruckerei, wurde als ein geistreicher und unternehmender Mensch bemerkt und nun vom Prinzen Condé gebraucht, Pichegrü in das Interesse der Bourbons zu ziehen. Dies hatte viele Jahre lang dauernde Intriguen mit Pichegrü, Moreau, Barras, Antraigues, Puisaye, Perlet und anderen Einfluß habenden Personen zur Folge, denen wir hier nicht folgen mögen, und die ohne Erfolg für die Bourbons geblieben seyn würden, wenn nicht andere Ursachen ihre endliche Restauration herbeigeführt hätten.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem sich sowol vegetabilische als auch thierische Substanzen, eine jede nach ihrer Eigenthümlichkeit oder Natur, freiwillig, unter Entwickelung kohlensaurer, stick- und wasserstoffhaltiger Gasarten, denen durch die Beimischung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor ein mephitischer Geruch zugesellt ist (was jedoch mehr bei Faulung thierischer Substanzen gefunden wird), zersetzen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige reine Masse zurücklassen, an der die vorausgegangene Faulung durch den diesen Act begleitenden Geruch zuweilen noch lange errathen werden kann. Ein sehr geminderter Grad oder gänzliche Aufhebung der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft, Wärme und Feuchtigkeit, Annäherung schon faulender Substanzen bedingen, unterhalten und vollenden sie, jedoch ist der Ausdruck von Faulung bei noch vorhandenem, wenn auch sehr vermindertem Leben nicht so deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulniß in den sogenannten Faulfiebern, Faulkrankheiten, und nicht wahre Fäulniß angenommen werden kann. Beim kalten Brande eines Theiles hingegen ist wahre Faulung, hier ist aber auch in dem brandigen Theile alles Leben völlig verschwunden, es ist eine örtliche Fäulniß zu nennen. Man unterscheidet die Faulung vegetabilischer und animalischer Substanzen. Bei erstern geht alles langsamer vor sich, sie müssen mit Wasser angefeuchtet seyn, der Gestank ist nicht so durchdringend, der Rückstand schwärzlich, erdig, gesäuert und mit Kohle verbunden; letztere faulen schneller, der Gestank ist viel durchdringender, es entwickelt sich mehr Stickstoff, der, mit Wasserstoffgas zu Ammonium verbunden, größtentheils sich verflüchtigt, sobald dieses sich gebildet hat; es vermindert sich die Masse der fau-

lenden Substanzen beträchtlicher, und nichts als eine fette, schmierige, noch stinkende Erde bleibt zurück, die erst sehr spät so austrocknet, daß sie wie Asche aussieht. Boissieu hat den zur vollkommnen Zersetzung erforderlichen Zeitraum in vier Perioden getheilt. Fälschlich wird die Faulung thierischer Substanzen alkalische Gährung genannt, weil sie nicht allein Alkali (Laugensalz) bildet. Fehlen gewisse Bedingungen, so kann zwar auch eine Zersetzung der Bestandtheile geschehen, die aber nicht Fäulniß ist, so z. B. verwandeln sich im Innern der Erde die Vegetabilien in bituminöse, versteinerte Hölzer, in Torf, Erdharze mancherlei Art. Nicht so ist es unter gleichen Umständen mit thierischen Substanzen der Fall, diese haben schon viel Feuchtigkeit in sich, werden unter der Erde für sich warm, in der Erde selbst ist etwas Luft, sie faulen nur langsam. So z. B. fand man beim Ausgraben der Leichname auf dem Kirchhofe des Innocens zu Paris, daß manche erst nach einer Zeit von sieben, dreißig und mehr Jahren, aber auch manche früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leichname zusammen auf einem kleinen Raume liegen, desto später faulen sie zu einer erdigen Masse, sie bilden mehr eine seifenartige Masse. Da die Bedingnisse zur Fäulniß so bekannt sind, so kann man, wenn man sie entfernt hält, die Fäulniß abhalten, wonach das Räuchern, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Einböckeln, berechnet ist: daher sind in dem ägyptischen Sande Körper ohne weiteres Zuthun mumienartig ausgetrocknet worden. Die Fäulniß wird benutzt, um mancherlei Zubereitungen verschiedener Substanzen möglich zu machen, so z. B. beruht hierauf das Rösten der Flachspflanze, des Leins, die Papierbereitung; durch sie entsteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde die Möglichkeit, das Leder zu gerben u. s. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimischen Thierclassen, auch ein Verzeichniß derselben.

Faunen sind Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, welche in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von denen, die das Feld bauten, verehrt wurden. Sie werden meistentheils ganz in menschlicher Gestalt abgebildet, nur mit einem kleinen Ziegenschwanz, spitzigen Ohren und hervorkeimenden Hörnern. Ihre Kleidung ist ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man sieht sie auch mit Weinranken bekränzt, weil sie gleich den Satyrn zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Die Dichter schildern sie uns als mißgestaltete, sinnliche Götter, und diesen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie werden als Söhne des Faunus betrachtet. Dieser wurde als einer der ältesten Könige in Latium, zugleich als weissagender Gott verehrt, und ist der Pan der Römer, so wie auch seine mit der Fatua aber Fauna erzeugten Söhne, wie die griechischen Pane, als Schützer und Mehrer der Heerden, Wald- und Feldgötter verehrt wurden.

Faust (Johann) oder Fust, ein Goldarbeiter zu Mainz und einer der Ersten, welche die Buchdruckerkunst ausübten. (S. Buchdruckerkunst.) Verschieden von diesem ist der berüchtigte Schwarzkünstler D. Johann Faust, im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg sey, ist unentschieden. Das erste ist am wahrscheinlichsten. Er war der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten sendete, wo er sich den Wissenschaften widmete. In seinem sechzehnten Jahre ging er nach In-

Digitized by Google

golstadt, studirte Theologie, wurde drei Jahre nachher Magister, wendete sich aber von der Theologie zu der Medicin, Astrologie und Magie, worin er auch seinen Famulus, Joh. Wagner, eines Predigers Sohn zu Wasserburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erbschaft seines Oheims verschwendet hatte, bediente er sich seiner erlangten Kraft, die Geister zu beschwören, beschwor den Teufel, und machte mit ihm einen Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geist, Mephistopheles, zu seinem Diener, mit welchem er nun umherreisete, lustig lebte und durch Wunder die Welt in Erstaunen setzte (z. B. auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller 1523 in Leipzig davonritt, worauf sich noch ein altes Bild in diesem Keller bezieht), bis endlich in dem Dorfe Rimlich Nachts zwischen 12 und 1 Uhr der Teufel ihn grausamlich umbrachte, wie solches von Georg Rudolf Wiedemann in den wahrhaftigen Historien von denen greulichen Sünden D. Johann Faustens, 1599 Hamb. und in dem alten beliebten Volksbuche, „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers D. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und schreckliches Ende," gedruckt zu Cöln am Rhein und Nürnberg, des breiteren berichtet wird. Ob an dieser Sage etwas wahr sey oder nicht, darüber ist mancherlei Streit gewesen. Einige, welche diesen Faust mit dem vorigen verwechselten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abschreiben der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunst sich beeinträchtigt sahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als des Teufels Werk verschrien, und dem Namen Faust ein ewiges Brandmal durch die Erfindung jener Geschichten aufdrücken wollen. Diese Meinung aber widerlegt sich dadurch, daß jener Faust in das 15te, dieser in das 16te Jahrhundert gehört und gegen 1560 verschwand. Die, welche sein Daseyn gänzlich läugnen wollten, haben die Zeugnisse Tritheims, Melanchthons u. A. gegen sich, die ihn selbst gesehen hatten. Demnach würde uns wohl am Ende ein ungewöhnlicher Mensch übrig bleiben, mit physikalischen Einsichten, die sein Zeitalter als Wunderwerke, und mithin als Werke des Teufels, anstaunte und fürchtete. Vielleicht fehlte es ihm auch nicht an Charlatanerie, und er zog umher, durch Taschenspielerkünste und natürliche Magie die Augen der Menge zu blenden. Die Erzählung der Faustischen Abenteuer hat die Entstehung eines andern Buchs veranlaßt: „Fausts Höllenzwang oder der schwarze Rabe." Diesem Buche schrieb sonst der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält schon auf dem Titel, dem zufolge es 1404 zum ersten Mal gedruckt ist, eine Lüge und ist mit lauter sinnlosen Charakteren und Figuren, und schändlich gemißbrauchten Bibelsprüchen angefüllt. Sey dem aber wie ihm wolle, uns muß jene Legende lieb seyn, weil sie der Poesie Stoff zu mehr als einem Meisterwerke geliefert hat. Nachdem dieser Stoff lange Zeit nur für Farcen und Marionetten-Theater war benutzt worden (siehe Görres über die deutschen Volksbücher, verglichen mit den Spittlerischen Zusätzen zu Mosers wirtembergischer Bibliothek), faßte Lessing die Idee, ihn zu höhern Zwecken zu benutzen, und entwarf zwei Trauerspiele von D. Faust, wovon leider nur ein kurzes, aber sehr meisterhaftes Bruchstück übrig ist. Von welcher Idee Lessing dabei ausgegangen, zeigt folgende Stelle. Satan. Sag' an, du vierter Teufel, was hast du für Thaten gethan? Teufel. Keine, Satan. Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge. Satan. Der ist? Teufel.

Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan! Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? — Teufel. Sieh, ich knirsche; ich knirsche; ich habe keinen. Ich schlich von allen Seiten um seine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte. Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde? Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher. Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben. — Von derselben Idee gingen zwei andere große Dichter aus. Klinger in Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt; und Göthe in seinem unübertroffenen und unübertrefflichen Faust, nur mit dem Unterschied, daß es bei Beiden nicht der Teufel ist, der Fausten an der schwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, sondern daß die Wißbegierde selbst ihn dem Teufel in die Arme führt, so daß man mit dem Götheschen Mephistopheles sagen möchte:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Faust ist bei Beiden eine hypergeniale Natur. Früh schon fand er die Gränzen der Menschheit zu enge und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf sich in die Wissenschaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren seine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit der Menschen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. In der weitern Ausführung weichen Beide von einander ab, und es findet eigentlich keine Vergleichung zwischen Klingers Roman und Göthe's Drama weiter Statt! jener ist durchdrungen von philosophischem, dieser von poetischem Geiste. Bei Klinger trifft Fausten das unvermeidliche Schicksal, des Teufels Beute zu werden; Göthe's Drama ist zwar leider auch in der neuen Ausgabe nur Fragment, allein irren wir nicht gänzlich, so muß nach dieser Anlage Faust gerettet werden. Darum ist auch bei Klinger alles greller und düstrer, bei Göthe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermischten sich die Sagen von beiden Fausten, Göthe aber hat sich bloß an die von Faust dem Zauberer gehalten. Nach Göthe und Klinger verdienen die Bearbeitungen dieses Stoffes von Schink, Schreiber und dem Mahler Müller genannt zu werden; die letztere ist die roheste, aber unter diesen dreien die kräftigste und genialste. Auch von Baggesen ist eine Bearbeitung zu erwarten. dd.

Faust (Bh. Ep.), lebt gegenwärtig als Doctor der Medicin und Hofrath zu Bückeburg, und ist als Schriftsteller seit 1780 sehr bekannt. 1794 schrieb er über die Perioden des Lebens. Sein Streben nach Gemeinnützigkeit ließ ihn nicht einzig bei solchen gelehrten Gegenständen verweilen; er ergriff, obschon bejahrt, gleich einem Jünglinge mit warmem Eifer oft die Feder, um die Mitwirkung Hoher und Niederer für das gemeine Gesundheitswohl zu gewinnen und üble hinderliche Gebräuche abzustellen. Schon 1794 stellte er einen Versuch auf über die Pflicht der Menschen, jeden Blatternkranken von der Gemeinschaft der Gesunden abzusondern und dadurch die Ausrottung der Blatternpest zu bewirken. Und obschon man diesen

für die Sache der Menschheit beherzigungswerthen Vorschlag fast unbeachtet gelassen hatte, ließ sich Faust nicht abhalten, denselben sogar den zum Friedenscongreß zu Rastadt versammelten Ministern 1798 nochmals vorzulegen. Späterhin 1802 und 1804, als Jenners Entdeckung Faust's philanthropischem Plane zu Hülfe kam, that auch dieser viel für die Verbreitung der Kuhpocken: er schrieb deßhalb einen Zuruf an die Menschen, schlug auch schon öffentliche Impfanstalten vor. Mehrere Gebrechen, die in der Ausübung der Geburtshülfe eingewurzelt sind, entgingen ihm nicht, und um den Nachtheil, der oft daraus entspringt, abstellen zu helfen, hat er viele gute und gut gemeinte Vorschläge bekannt gemacht. Mit noch eindringendern Worten nahm sich Faust der im Kriege Verwundeten an und sprach für ihre menschlichere Behandlung auf dem Schlachtfelde in allen periodischen Blättern, auch mit Ph. Hunold gemeinschaftlich über die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgischen Operationen, welcher Schrift 3 Abhandl. angehängt sind über die Heiligkeit der Feldlazarethe, Beschreibung einer Beinbruchmaschine und das Lebendigbegraben auf den Wahlplätzen zu verhüten, 1806. Sein gemeinnützigstes Werk bleibt aber seine populäre Diätetik, welche als Gesundheitskatechismus hinlänglich bekannt ist. F.

Faustina. Zwei römische Kaiserinnen führten diesen Namen: die Gemahlin des Antoninus Pius, und dessen Tochter, welche nachher an den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit haben die schönen Beschreibungen, welche sie von dem glücklichen Zustande des Reichs unter der Regierung dieser Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen befleckt. Aber zur Ehre der jüngern Faustina, welche diese Flecken am meisten treffen, darf man nicht verhehlen, daß ihr eigener Gemahl, Marcus Aurelius, der sich durch seinen trefflichen Charakter und durch seine Neigung zur Philosophie den Beinamen des Philosophen erwarb, ihrer Tugend Gerechtigkeit wiederfahren ließ und ihr, in den Betrachtungen über sich selbst, das Lob einer musterhaften Gattin beilegt. In unsern Tagen hat Wieland versucht, sie von den Schmähungen der plauderhaften Geschichtschreiber der römischen Kaisergeschichte zu retten.

Faustrecht, die Selbsthülfe, welche der deutsche Adel im Mittelalter durch die Fehden gegen einander ausübte. Nur mit großen Anstrengungen gelang es der Geistlichkeit durch die Hülfsmittel der Religion und den Kaisern durch die Gewalt der Waffen den Unordnungen und Zerrüttungen dieses unheilvollen Rechts Einhalt zu thun und einen allgemeinen Landfrieden herzustellen. Man sehe das Nähere darüber in dem Art. Landfrieden.

Fauvel, Correspondent des französischen Nationalinstituts, ist als Künstler vortheilhaft bekannt durch seine Zeichnungen von den schönsten Denkmälern Griechenlands, die er auf seiner ersten Reise nach der Levante im J. 1780, und auf seiner zweiten im J. 1787, entworfen hatte. Zugleich bewährten ihn seine Nachforschungen als einen wackern Alterthumskenner. Die Regierung ernannte ihn daher 1783 zum Consul in Athen, wo er noch jetzt in allgemeiner Achtung lebt. Alle ausgezeichnete Reisende, die dieses Land besuchten, wie Lord Elgin, Chateaubriand, Cockerell, Apramiotti,

Digitized by Google

Aberdeen, Bartholdy u. A. erkennen den Eifer dankbar an, mit welchem Fauvel sie durch seinen Rath und Einfluß unterstützte. Die Denkschriften dieses Künstlers, der Athen genauer kennt, als irgend ein Pariser sein Paris, sind noch nicht gedruckt. Man verdankt ihm wichtige Entdeckungen über die Lage von Olympia, die Ebene von Marathon, das Grabmal des Themistokles u. s. w. Das berühmte Basrelief der Panathenäen, das Innere des Parthenon u. a. m. sind nach Fauvel's Zeichnungen in dem Museum von Filhol, in der Galerie antique und in andern Werken in Kupfer gestochen. Er arbeitet jetzt an einer Voyage pittoresque de la Grece.

Favart (Charles Simon), geb. 1710, gest. 1793, der Schöpfer der komischen Oper im veredelten Stile unter den Franzosen. Er ist in Naivetät und Feinheit, in Anmuth, Zartheit und Gefühl unübertroffen geblieben. Trotz seiner Fruchtbarkeit wurde er nur selten in seinem Stile nachlässig. Seine Stücke werden nie ganz von der Bühne verschwinden. Als einige der beliebtesten nennen wir bloß les trois Sultanes und Nanette à la cour (von Weiße unter dem Titel Lottchen am Hofe nachgebildet). Seine Gattin war eine der vortrefflichsten Schauspielerinnen und Sängerinnen ihrer Zeit. Sie war geboren 1727, debütirte 1749 und starb 1772.

Favier, ein berühmter französischer Publicist und Diplomatiker, wurde geboren zu Toulouse im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und folgte im fünf und zwanzigsten Jahre seinem Vater, in der Stelle eines Generalsecretairs der Stände von Languedoc; allein die Ausschweifungen seiner Jugend nöthigten ihn, diese eben so ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, studirte er besonders Geschichte und Politik; und da er ein außerordentliches Gedächtniß besaß, erwarb er sich sehr bald eine vollkommene Kenntniß der Traktaten, Alliancen, der Genealogie, der Rechte und Ansprüche aller regierenden Häupter. Zum Secretair des Herrn de la Chetardie, Gesandten am Turiner Hofe ernannt, erweiterte er unter Anleitung dieses geschickten Diplomaten nicht nur seine Kenntnisse, sondern wurde auch in die Geheimnisse der alten europäischen Politik eingeweiht. Nach Chetardie's Tode wurde er von d'Argenson ausgezeichnet, für den er mit seltenem Talente mehrere höchst bedeutende Denkschriften arbeitete. Auch der Minister leistete ihm wichtige Dienste, und voll Vertrauen auf seinen Patriotismus enthüllte er ihm das ganze alte System der französischen Politik gegen die andern europäischen Mächte. Diese Mittheilung erfüllte Favier's ganze Seele; auch verfaßte er nach Argenson's Anweisung ein Memoire, unter dem Titel: Réflexions contre le traité de 1756 (zwischen Frankreich und Oesterreich). Diese Schrift ist eine der besten über die Diplomatik jener Zeit und noch jetzt für alle Staatsmänner sehr wichtig. Er machte sich damit aber viel Feinde und als d'Argenson das Ministerium verließ, konnte auch Favier seine Stelle nicht behalten. Er erhielt nun verschiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland unter dem Ministerium von Chaseuil. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs XV. Befehl mit den Gesandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwechsel führen mußte, trug ihm die Abfassung mehrerer Denkschriften auf, worin er seine tiefen Kenntnisse entfaltete. Favier gerieth dabei in große Gefahren, weil er dem Monarchen selbst gegen die Minister diente. Er mußte daher aus Frankreich fliehen. In Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem

Digitized by Google

er wichtige Eröffnungen über seine diplomatischen Missionen machte. Allein die Rückkehr nach Frankreich konnte er nicht für sich gewinnen, selbst im Auslande verfolgte ihn der Haß der Mächte, gegen die er geschrieben hatte. Er wurde sogar unter dem Vorwande einer Verschwörung in Hamburg ergriffen, und als ein Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Sein Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen wurde für strafbar erklärt und er in die Bastille gesetzt, wo er mehrere Jahre saß. Auf des Grafen von Broglio Verwenden erhielt er endlich seine Freiheit, allein er lebte nun ohne Anstellung bloß von den Früchten seiner Talente. Er schrieb Denkschriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erst bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung erhielt er eine Pension von 2000 Thalern. Er starb zu Paris den 2. April 1784. Ségür hat einen Theil seiner Schriften gesammelt und unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe in 3 Bänden herausgegeben (1802).

Farardo (Diego de Saavedra), berühmt als ein talentvoller und gewandter Staatsmann, und als einer der geistreichsten spanischen Prosaisten. Er war zu Ende des 16ten Jahrhunderts aus einem edeln Hause in der Provinz Murcia geboren, studirte zu Salamanca, ward daselbst Doctor der Rechte, und erhielt darauf ein Canonicat. Als Secretär für die neapolitanischen Geschäfte ging er mit dem spanischen Gesandten Borgia nach Rom, wurde hierauf spanischer Agent am römischen Hofe, in welcher Eigenschaft er bei den Papstwahlen Gregor XV. und Urbans VIII. zugegen war, und begab sich 1636 zur römischen Königswahl Ferdinands nach Regensburg. Nach anderen diplomatischen Geschäften wurde er von Philipp IV., Könige von Spanien, im Jahr 1643 auf den Friedenscongreß nach Münster geschickt. Von hier ward er 1646 nach Madrid zurückberufen, wo er als Mitglied des hohen Raths von Indien 1648 starb. Seine von Geist und Witz zeugenden Schriften sind folgende: Idea d'un principe politico Christiano represendado en cien Empresas (ein Fürstenspiegel in Emblemen), (auch italienisch, französisch, lateinisch und deutsch) ferner Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada. Er wollte von diesem in den historischen Untersuchungen unkritischen und flüchtigen, aber classisch geschriebenen Werke drei Theile herausgeben; es ist aber nur dieser erste erschienen. Alphons Nunnez de Castro lieferte eine schlechte Fortsetzung: endlich Republica literaria (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich spanischer, Schriftsteller) und Locuras de Europa, dialogo posthumo. Seine sämmtlichen Werke erschienen Antwerpen 1683. 4. As.

Fayance. Halbporzellan oder unechtes Porzellan, ist eine Art von feinem Geschirr aus einer weißen Erde, und unterscheidet sich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit, edlere Formen, bessere Mahlerei und feinere Glasur. Es hat seinen Namen von der Stadt Faenza in Romagna erhalten, wo es nach der gemeinen Meinung im J. 1299 erfunden seyn soll. Man verfertigte dort zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße, welche die Italiener Majolica nannten. Einige Stücke wurden von den damals lebenden großen Künstlern, einem Rafael, Julius Romanus, Tizian u. s. w. mit Mahlereien geziert, und stehen als Denkmäler alter Kunst in hohem Werth. Der König von Wirtemberg besitzt eine kostbare Sammlung davon. Die Erfindung der eigentlichen heutigen Fayance scheint aber erst gegen die

Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Faenza gemacht worden zu seyn, und bekam den Namen Fayance in Frankreich, als ein Mann aus Faenza durch Auffindung einer ähnlichen Erde bei Nevers in Frankreich die Kunst dahin verpflanzte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts zeichnete sich die Stadt Delft in Holland durch Fabrikation der Fayance aus, welches man wol auch delftisches Porzellan nannte. Es hält aber im Feuer wenig Stand. Das englische Steingut, welches aus gestoßenen Feuersteinen bereitet wird, ist zwar der Fayance ähnlich, aber doch wesentlich davon verschieden.

Fayette (Marquis de la), Generallieutenant, Deputirter bei den Generalstaaten, der Kammer von 1815 u. s. w. Er ward im J. 1757 aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Auvergne's geboren und befand sich in einem Alter von 20 Jahren als Herr eines großen Vermögens. Er umfaßte beim Ausbruch der Streitigkeiten zwischen England und Amerika das Interesse der americanischen Colonien mit Enthusiasmus; er beschloß, ihnen Leben und Vermögen zu widmen, und im April 1777 landete er in Charles-Town. Er bot dem Congreß seine Dienste als Freiwilliger an, erhielt aber gleich ein ausgezeichnetes Commando. Seine Thaten in der neuen Welt sind bekannt, insbesondere hatte er die Ehre der Capitulation von Cornwallis. Der wackere, aber unglückliche englische Feldherr wollte nur in La Fayette's Hände seinen Degen niederlegen. La Fayette wurde der Held seiner Zeit. So kam er nach Frankreich zurück, voll von Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksrechte, Volksvertretung und all' den Elementen, aus denen sich der Vulkan der französischen Revolution endlich entzündete. Er ward zu den Generalstaaten von dem Adel seiner Provinz deputirt, wo er sich bei allen Discussionen auf die Seite der Liberalen hielt und eine der stärksten Stützen der Volkspartei wurde. Man ernannte ihn zum Chef der pariser Nationalgarde und er machte sich des Vertrauens, was ihn zu diesem wichtigen Posten ernannt hatte, durch Mäßigung und weise Umsicht würdig, mißfiel aber auch dadurch den Anarchisten, die ihn von jetzt an nicht zu verleumden aufhörten. Nach dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1792 erhielt er das Commando der Ardennen-Armee. Er erfuhr auf diesem Posten und in Sedan die Catastrophe des 10. Augusts. Nachdem er sich überzeugt hatte, den Orkan, der damals im französischen Volke wüthete, nicht bezwingen zu können, beschloß er, mit einigen erwählten Freunden sein undankbares Vaterland zu verlassen und zu seinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren. Von den österreichischen Vorposten angehalten, wurde er, anstatt als Freund, wie er geglaubt hatte, behandelt werden zu müssen, als Staatsgefangener betrachtet, erst nach Luxemburg und dann nach Wesel und Magdeburg und endlich nach Ollmütz gebracht und mit unedler Härte behandelt. In Ollmütz suchten ihn 1794 zwei junge Americaner, D. Bollmann und Hager, zu befreien, allein acht Meilen von Ollmütz wieder eingeholt, wurde sein Schicksal nun noch härter. Endlich nach fünfjähriger Gefangenschaft erhielt er 1797 durch Bonaparte's Verwendungen die Freiheit. Er ging erst nach Hamburg, wo er an Archenholz einen großen Verehrer und Freund hatte. Er kehrte nach Frankreich erst nach dem 18. Brumaire zurück, lehnte aber alle Ehrenstellen ab, die Bonaparte ihm anbot, und lebte, von allen Geschäften zurückgezogen, ruhig auf seinem ihm übrig gebliebenen Landsitze Lagrange in Auvergne. Hier sah ihn auch Fox nach dem

Digitized by Google

Frieden von Amiens. Erst 1815, nach Bonaparte's Rückkehr von Elba, trat er für eine kurze Zeit wieder ins öffentliche Leben. Er war zum Deputirten in die von Bonaparte zusammenberufene Repräsentantenkammer ernannt und wurde hier als einer der Veteranen der alten Freiheit zum Vicepräsidenten erwählt. Nach der Schlacht von Waterloo war er einer derjenigen, welche sich den weitern Usurpationen Bonaparte's, der jetzt nach der Dictatur greifen wollte, kräftig widersetzten. Auch war er einer der Commissarien, welche mit Blücher und Wellington provisorische Unterhandlungen anknüpfen sollten. Nach der zweiten Einnahme von Paris zog er sich ganz in den Ruhestand zurück. Im Jahr 1818 ward er zum Mitglied der Deputirten-Kammer gewählt, wo er wie immer für die Sache der Freiheit sprach.

Fayette (Marie Magdalene, Gräfin la), geistreiche französische Schriftstellerin. Eine sorgfältige, und selbst gelehrte Erziehung hatte ihr eine so große Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt, daß sie dieselben nicht allein mit Eifer beschützte, sondern auch mit glücklichem Erfolg selbst bearbeitete. Im Jahr 1655 heirathete sie den Grafen Franz la Fayette, und nun machte sie ihr Haus zum Versammlungsort der ausgezeichnetesten Geister ihrer Zeit. Der berühmte Herzog von Rochefaucauld stand in dem innigsten Freundschaftsverhältniß mit ihr. Unter den Gelehrten, die sich näher um sie versammelten, waren die bekanntesten und vorzüglichsten Huet, Menage, Lafontaine und Segrais. Sie starb im Jahr 1693. Ihre Schriften haben ihr mit Recht einen ehrenvollen Platz unter den geistreichsten und gebildetsten Frauen Frankreichs erworben. Die vorzüglichsten sind: Zaïde, la Princesse de Clève und la Princesse de Montpensier. Friedrich Schulz hat dieselben ins Deutsche übertragen.

Fea Carlo, einer der verdientesten italienischen Archäologen unseres Zeitalters, der auch Winkelmanns Kunstgeschichte auf italienischen Boden verpflanzte.

Febvre (François Joseph Le), Herzog von Danzig, französischer Marschall u. s. w., der Sohn eines Müllers zu Ruffac im Elsaß, ist geb. 1755, nahm zeitig Militärdienste und trat schon 1773 in das Regiment gardes françoises, wo er jedoch bis zum Zeitpunkt der Revolution nur bis zum Sergent avancirte. Er umfaßte die Revolution selbst aufs lebhafteste und zeichnete sich in den Kriegen, welche sie herbeiführte, durch Einsicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 war er als General bei der Moselarmee angestellt; gewöhnlich hatte er von jetzt an das Commando einer Avantgarde, da er sich vorzüglich zum Befehl der leichten Truppen eignete. Er machte alle Feldzüge mit und befand sich zur Zeit des 18. Brumaire in Paris, wo ihn Napoleon zu seinem ersten Lieutenant erwählte. Im J. 1804 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt. 1806 trug er zum Siege bei Jena bedeutend bei; er zeichnete sich bei Eylau aus und erhielt den Oberbefehl über die Belagerung von Danzig. Dann folgte er 1808 Napoleon nach Spanien; 1809 hatte er den Oberbefehl über die Baiern im Kriege gegen Oesterreich und wurde dann gegen das insurgirte Tyrol abgeordnet. Hier war er weniger glücklich. Auch den unglücklichen russischen Feldzug machte er mit. Im J. 1814 focht er gegen die Preußen bei Montmirail. Nach der Resignation Bonaparte's erkannte er Ludwig XVIII. an, und wurde von ihm zum Pair ernannt. Aber er schlug sich auch wieder auf die Seite Bonaparte's, als dieser ein Jahr später zurückkehrte, und

Digitized by Google

wurde deshalb nach dessen zweiter Catastrophe aus der Liste der Pairs gestrichen.

Febronius, s. Hontheim.

Fecialen, s. Herold.

Fechtkunst an sich, die Kunst des geschickten persönlichen Angreifens und Vertheidigens, besonders durch Degen oder Schwerdt, kann nicht bloß im Fall des wirklichen ernstlichen Kampfes, sondern auch zur Stärkung und Geschmeidigung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja selbst zur höheren Belustigung, als vollendete Darstellung eines wechselseitigen Kampfes angewendet werden, und nähert sich hierdurch der schönen Kunst, obgleich die Bewegungen des Körpers nicht frei, sondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidigung sehr beschränkt sind. Im letztern Falle aber muß sie nicht als wirklicher Kampf auf Tod und Leben, sondern durch Nachahmung als Spiel erscheinen und sich darum besonders der Hieb- und Stechrappiere bedienen. In der Fechtkunst haben es vorzüglich die Franzosen weit gebracht. Die Fechtkunst des Cavalleristen aber hat mit der gewöhnlichen Fechtkunst sehr wenig gemein. Schriftlichen Unterricht erhält man in Schmidts Lehrschule der Fechtkunst, der beste ist aber hierin der praktische.

Feder. Die Federn sind das charakteristische Eigenthum des ganzen Vogelgeschlechts; sie bestehen, ihrer äußern Bildung nach, aus zwei Theilen, dem Kiele und der Fahne. An dem Kiele unterscheidet man wieder zwei Theile: die Spule, welche einer runden, durchsichtigen, hohlen, hornartigen Röhre gleicht, und gleichsam die Wurzel der Feder ist, und den Schaft, welcher elastisch ist und aus einem weißen, trocknen und sehr leichten Mark besteht. In der Spule findet sich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder), welches aus lauter in einander geschobenen Trichterchen oder Bläschen besteht, die mit einander Gemeinschaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber steht es mittelst einer kleinen Oeffnung des Kiels mit der Haut des Vogels in Verbindung, und ist wahrscheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder Nahrung zugeführt wird. Der Schaft ist zu beiden Seiten mit parallel laufenden, dicht neben einander stehenden Fasern besetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäserchen enthält. Diese Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, welche bald zu beiden Seiten gleich, bald auf der einen kleiner und auf der andern größer ist, je nachdem die Federn aus dem Flügel, aus dem Körper oder aus dem Schwanz des Vogels sind. Der Bau der letztern ist so beschaffen, daß die Fahne derselben ein dicht zusammenhängendes Blättchen bildet, welches die Luft nicht durchläßt, ohne daß jedoch die Fasern verwachsen wären. Sie sind vielmehr mit Härchen und Häutchen besetzt, mittelst welcher sie sich so fest an einander schließen, daß sie an einander zu kleben scheinen. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es sich zu gewissen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mausern. Bei den meisten einheimischen Vögeln geschieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbst; bald früher, bald später; nur wenige, wie die Wachteln, mausern sich zweimal des Jahrs. Da die Fasern die Eigenschaft haben, daß sie, wenn sie ihr Wachsthum vollendet haben, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einsaugt, so wächst auch ein abgeschnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verschnitten sind, bleibt bis zur nächsten Mauserung in

Digitized by Google

diesem Zustande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachsen, man müßte sie ihm denn früher allmälig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet und sein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, ist bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen sich der abgezogenen befiederten Häute mehrerer Wasservögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federseite auf dem bloßen Körper, und widersteht darin der furchtbaren Kälte seines Himmelsstrichs. Die alten Mexicaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihrer Colibri's allerlei Gemählde, nach Art der Mosaik, die aber höchst unvollkommen seyn mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer so niedrigen Stufe der Kunstbildung stand. Professor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmosaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (auch, und insbesondere, Gummi elasticum genannt). Der Baum, von welchem dieses merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächst in mehreren Gegenden Südamerika's, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im System aufgeführt. Ritzt man den untern Theil seines Stammes mit einem scharfen Instrumente, so ergießt er einen milchähnlichen Saft, der sich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen diesen Saft zur Zeit seiner Flüssigkeit über thönerne Formen, die sie nachher im Wasser auflösen und herausspülen, daher rührt die birnenförmige Gestalt, in der er auch nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir besitzen unter diesem Namen eine aus einigen zwanzig Stücken bestehende Lustspielsammlung, die sich sehr vortheilhaft auszeichnet, deren Verfasser aber eigentlich Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, studirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und widmete sich der Advocatur. Im Jahre 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Asti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er sich allgemeine Liebe erwarb, gab er doch, aus unbekannten Ursachen, seinen Posten auf, veränderte seinen Namen und widmete sich dem Theater. Im Febr. 1803 starb er zu Turin. Seine Stücke sind verdienter Weise mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; sie haben einen regelmäßigen Gang und einen Reichthum an interessanten Situationen. Die Charaktere sind treffend und ohne Ueberladung gezeichnet. Der Dialog ist fließend und correct, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der seine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Lustspiel La bugia vive poco ist unter dem Titel: Gleiches mit Gleichem, von Vogel bearbeitet, auf die deutsche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern gesehen.

Federkraft, s. Elasticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geister seyen, eine Art von Schicksalsgöttinnen, weiß jeder aus seiner Kindheit. Bekanntlich gibt es zweierlei Arten, gute und böse, und gewöhnlich sind jene die schönsten Damen von der Welt, diese die häßlichsten Mißgeburten, die man sich vorstellen kann. Wichtig ist ihr Einfluß auf das Leben der Menschen. Oft finden sie sich bei der Wiege oder in entscheidenden Augenblicken des Lebens ein, bestimmen und wenden das Schicksal, geben und nehmen Geschenke. Neben einer Art von Allwissenheit ward ihnen die hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie

Digitized by Google

ein Zauberstab. Doch sind beide, ihr Wissen und ihre Macht, nicht unbeschränkt, und zumal der letztern Art wirken oft andere Feen, oder Zauberer entgegen. Was eine Fee gewirkt hat, kann eine andere nicht sogleich aufheben, der Macht des Zauberers unterliegen sie oft selbst, und man hat Beispiele, daß Feen, die sonst durch eigene Macht die wunderbarsten Verwandlungen der Wesen bewirkten, selbst Verwandlungen unterliegen mußten. Beschränkt, wie ihre Macht, ist auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben sind, können sie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberstab ist das im Dunkeln waltende Schicksal. Wer kennet nicht in diesem poetischen Wesen und ihrer Wirksamkeit einen Versuch, das ewige Räthsel der oft bis zum Wunderbaren verschlungenen Begebenheiten des Lebens zu lösen, und die unsichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesversuch, der statt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philosophischen Systems von natürlichen Ursachen ein poetisches System von Mythologie setzt. Je angenehmer das Wunderbare und Uebernatürliche ist, desto lieber ergreift es die Imagination; das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, besonders wenn es von der Poesie gepflegt wird. Das Vaterland dieser Mythologie der Feen ist Arabien, von woher sie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäische Name Fee kommt von fatum, d. i. Schicksal, und bei den Italienern heißt Fee noch fata. In den historischen Sagen der Italiener stößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt sey. In Frankreich erhielten sie im zwölften Jahrhundert durch Lancelot vom See ihre poetische Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geschmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk sah Feen überall, besonders aber in verfallenden Schlössern, oder solchen, die in Wäldern lagen. Im Schlosse von Lusignan waltete die Fee Melusine; aber auch um Quellen und Bäume webten sie. Eine bedeutende Rolle spielten sie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantischen Poesie des christlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; sie machten die Maschinerie derselben aus, und die romantisch-epischen Gedichte eines Bojardo, Arioste u. A. gewann nicht wenig dadurch. In England führten sie nicht etwa bloß Chaucer und Spenser durch seine Feen-Königin (The Fairy-Queen) ein, sondern Erzählungen von ihnen waren so ungemein gewöhnlich, einem jeden geläufig, und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen selbst dann nicht seltsam und unnatürlich schienen, als Shakspeare sie auf die Bühne brachte. Neben der christlichen Lehre von guten und bösen Geistern konnten sie recht gut bestehen, und Tasso machte in seinem befreiten Jerusalem einen Versuch, diese geistigen Mittelwesen des Christen- und Heidenthums in eine poetische Harmonie zu bringen. Im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wurden aber besonders die eigentlichen Feenmährchen Mode, und es scheint, daß auch hier die Italiener vorangingen. Der Pentamerone von Basilio, vermehrt von Alessia Abbatutis, brach 1672 die Bahn. Durch Ursachen, welche ihren Grund in der Privatgeschichte Ludwigs XIV. haben, kamen diese Mährchen, seit der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685, in Frankreich an die Tagesordnung, und es kamen, nachdem Perrault, den man gemöhnlich den

Erfinder der Feenmährchen nennt, 1697 die Contes de ma mère l'Oye herausgegeben hatte, ihrer fast zu gleicher Zeit eine Menge von verschiedenen Verfassern und Verfasserinnen in Umlauf. Sieht man auf die Jahreszahl der Titel, so scheint es, daß der gelehrte Orientalist Antoine Galland zur Uebersetzung der arabischen Feenmährchen Tausend und eine Nacht, welche 1704 herauskam, erst durch die fast epidemische Vorliebe, mit der sich das Publikum für Erzählungen dieser Art interessirte, veranlaßt worden sey. Vielleicht aber hatte Galland durch frühere Mittheilung in Privatcirkeln die Idee davon geweckt, die Erinnerung an die Feen in den alten Fabliaux und Ritterromanen kam hinzu, und man versuchte ähnliche Erfindungen. Mit welcher Begierde diese von dem Publikum aufgenommen wurden, beweist die Menge, welche seit der Zeit erschien. Man hat die vorzüglichsten gesammelt in dem Cabinet des Fées (Paris und Genf 1786. 37 Bde. 8.), deren letzter Band Nachrichten über die Verfasser enthält. Die ernsten Geschmacksrichter aus der Schule Boileau's, die so sehr den Verstand der Einbildungskraft vorzogen, schüttelten freilich gewaltig die Köpfe, allein der Modegeschmack kehrte sich nicht daran, bis die Ueberfüllung endlich Ekel erregte. Dann sah man freilich ein, daß Hamilton, der selbst so vortreffliche Feenmährchen schreiben konnte, Recht gehabt haben möge, sich darüber lustig zu machen, und würde, wenn Wieland damals seinen Don Silvio von Rosalva geschrieben hätte, alle Lauge von Spott und Witz, die in diesem Seitenstück des Don Quixote über die Armseligkeiten und Ungereimtheiten vieler dieser Producte ergossen ist, gebilligt und gern belacht haben. Indeß sagen wir mit Herder: „Daß nicht selbst in verstand- und zwecklose Erzählungen dieser Art Verstand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? die Blume der Arabeske steht da; laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten! Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sey man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwarteste Wendung.“ S. auch Volksmährchen. dd.

Fegefeuer ist nach einer gereinigten catholischen Dogmatik der Uebergang noch unvollendeter Gerechten zum endlichen Besitze der himmlischen Seligkeit. Das Concilium zu Trident bestätigt diesen Artikel des catholischen Glaubens, als in der heiligen Schrift und auf Tradition gegründet, die Protestanten und die griechische Kirche haben ihn stets geläugnet. Die Bibelstellen, welche man dafür allegirt, sind Offenbarung Johannis XXI. 27. Nichts unreines wird in das Himmelreich eingehen; sodann Maccabäer II. Cap. 12. V. 38. sq. Matth. XXV. Lucas XII. V. 58. Paulus an die Corinther I. Cap. 3. V. 2. Von den Kirchenvätern haben besonders Origines und Augustin die Idee des Fegefeuers ausgebildet, und die finstern catholischen Dogmatiker mit Hülfe des speculativen Mönchsgeistes haben dieses Dogma in die lächerlichsten Hypothesen ausgesponnen. Sie setzen das allgemeine Fegfeuer neben oder rund um den Höllenpfuhl; sie behaupten, ein Funke des Fegfeuers sey empfindlicher, denn aller körperliche Schmerz, jeglicher Fromme werde darin

gereinigt und zwar an dem Gliede gebrannt, womit er gesündigt habe, durch Seelenmessen ꝛc. werde der Aufenthalt im Fegefeuer erleichtert und verkürzt, manche Seelen hätten ihr besondere, Fegefeuer auf gewissen Orten der Erde, wohin sie gebannt würden, z. B. in Backöfen ꝛc. und besonders da, wo sie eine Hauptsünde begangen hätten ꝛc. und was dergleichen Alfanzereien mehr sind. Der historische Ursprung des Fegefeuers ist in der Platonischen Philosophie, und zwar in der Lehre von der Seelenwanderung zu suchen, welche die Kirchenväter in das christliche Religionssystem auf diese Art einzuschwärzen versucht haben. Auf den Concilien kam das Fegefeuer zuerst 1439 auf dem zu Florenz zur Sprache, und die protestantischen Theologen haben mit Ernst und Spott dieses Dogma möglichst angegriffen, was ihnen bei dessen Entstellung durch das Mönchsthum sehr leicht werden mußte. Philosophisch betrachtet ist es, wie jede andere Hypothese über den Zustand der Seelen nach dem Tode, Sache des Glaubens und übrigens in consequentem Contact mit andern catholischen Dogmen. Der Religion der Phantasie sagt diese Feuerreinigung, so wie die Wirkungen der frommen Vorbitten und Söhnopfer sehr zu, und die Unvollkommenheit des irdischen Menschen gibt sogar innere Gründe an die Hand, einen allmählichen Uebergang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung des sinnlichen Wesens anzunehmen. A.

Fehde, ein altdeutsches Wort (Fehd, Fehde), welches Zwist, Uneinigkeit, einen feindseligen Kampf bedeutet, besonders aber im Mittelalter die Kämpfe und Ueberfälle der deutschen Unterthanen, vorzüglich der Ritter, wozu sie durch das Faustrecht berechtigt zu seyn glaubten, denn die Stärke galt statt des Rechts. Wo der Streit ehrlicher geführt wurde, ging demselben ein Fehdebrief oder eine Ankündigung desselben vorher; auch wurde zum Zeichen der Ausforderung ein Handschuh, der Fehdehandschuh, hingeworfen; wer ihn aufhob, nahm den Kampf an.

Fehmgericht, s. Vehmgericht.

Fehrbellin, eine kleine Stadt in der Mittelmark Brandenburg, berühmt durch den von dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm im Jahr 1675 über die Schweden erfochtenen entscheidenden Sieg. Ein Denkmal der Schlacht steht auf einer Anhöhe bei Fehrbellin. Hier war es, wo dem Churfürsten von seinem treuen Stallmeister Frohben das Leben gerettet ward. Der Churfürst ritt einen Schimmel, und machte sich dadurch den Feinden kenntlich. Frohben bat seinen Fürsten, das Pferd mit dem seinigen zu tauschen, unter dem Vorwande, daß es scheu sey, und hatte es kaum bestiegen, als er von einer Kugel todt zur Erde gestreckt wurde. Der Churfürst konnte seine Dankbarkeit nur der Familie des Edlen bezeigen, die er in den Adelstand erhob und mit Gnadenbezeigungen überhäufte.

Feigen, die getrockneten angenehmen Früchte des Feigenbaums, gedeihen vorzüglich auf den Inseln des griechischen Archipelagus und des mittelländischen Meers, so wie in den dies Meer begränzenden Ländern. Man hat ihrer unendlich viele Arten, und werden solche sowohl als Leckerei, als auch in der Arznei gebraucht. — Man verfertigt aus diesen Früchten auch den sogenannten Feigenkäse, der aus Spanien und Portugal zu uns kommt. Dieser wird aus den erlesensten Feigen mit geschälten Mandeln, Nüssen, Pinien, Pistazien und sonstigen feinen Gewürzen und Kräutern vermengt, in eine Käseform gepreßt und als Confect gebraucht. Aus dem Holze

Digitized by Google

des Feigenbaums werden vielerlei zierliche und dauerhafte Sachen gemacht, z. B. Schnupftabaksdosen und Gewehrschäfte.

Feierlich heißt das Erhabene, wenn es ehrerbietige Stille in uns schafft, sey es, weil der Geist durch die Betrachtung in die Tiefen seiner selbst hinabgezogen, oder in eine ideale Welt hinauf erhoben wird. Alle wahre Feierlichkeit hat etwas Stilles, Entfernung vom Geräusch und Leidenschaft; nicht jede Stille aber ist deshalb feierlich, sondern nur jene, welche Ideen des ästhetisch-moralisch- oder religiös-Erhabenen im Gemüthe weckt. Langweilige und todte Stille, z. B. in einer Gesellschaft oder in einer öden Gegend, wird dem Geiste zur Last. Dies scheinen jene nicht zu wissen, die durch Gravität, eine falsche Feierlichkeit, auf eine steife Weise zu imponiren gedenken. Das steife, gezwungene Wesen der Gravität gründet sich übrigens auf die richtige Bemerkung, daß die Feierlichkeit in allen Theilen etwas übereinstimmendes verlangt und durch rasche Wendungen und Uebergänge gestört wird. dd.

Feldgeschrei heißt überhaupt das wilde Geschrei, mit welchem ehemals die Krieger eine Schlacht begannen, um sich Muth zu machen und den Feind zu schrecken. Es ist bei den Türken und andern, besonders rohen Völkern, noch Sitte. Im engern Sinne und bei uns bedeutet es das Losungswort, woran sich die Parteien im Felde, zumal in der Nacht, erkennen (Parole).

Feldmarschall, Generalfeldmarschall, ist der oberste Befehlshaber bei der ganzen Armee, wenn kein Generalissimus besteht. Bei der österreichisch-kaiserlichen Armee ist der Feldmarschall das Mittel zwischen dem General en chef und dem Feldmarschall-Lieutenant. Ein Feldstück, im Gegensatz von Belagerungsgeschütz, hat ein geringeres Caliber als jenes; man rechnet jetzt die Zwölfpfünder noch dazu. Feldzeichen, im eigentlichen Sinne, heißt alles das, was die Offiziere und Soldaten bei einem nächtlichen Unternehmen, um sich gegenseitig zu erkennen, tragen, z. B. ein weißes Tuch um den linken Arm, eine weiße Hutcocarde u. s. w. Feldbinde, die Binde, welche der Offizier um den Leib trägt, und welche zugleich Zeichen der Truppen, oft auch des Regiments ist. Feldzeugmeister, der oberste General bei der Artillerie, der Oberaufseher über das Feldzeug oder schwere Geschütz.

Feldmessen, hierunter versteht man entweder die Ausmittelung des Flächenraums gewisser durch Felder, Wälder, Wiesen, Wege, Gewässer und Gebäude sich bildender Figuren, oder die Entwerfung eines verjüngten der Natur ganz ähnlichen Bildes dieser Gegenstände im Grundriß auf einer ebenen Fläche. Da die Feldmeßkunst ein Zweig der angewandten Mathematik ist, so setzt sie richtige und gründliche Kenntnisse der Arithmetik und Geometrie voraus. Das Ausmessen selbst geschiehet mit mehr oder weniger zusammengesetzten Instrumenten. Linien werden mit Meßstangen, Meßketten und Meßleinen im Maße gefunden. Zu den Winkelmessungen bedient man sich des Astrolabii, des Scheibeninstruments und der Spiegelsextanten, so wie zur Detailaufnahme der Meßtisch nach Meyers Angabe, immer das vorzüglichste Instrument bleibt. Ein guter Feldmesser muß mancherlei juristische, ökonomische und Geschäftskenntnisse besitzen, hierbei ein fertiger Zeichner seyn, und ein gutes Augenmaß haben. Von den darüber vorhandenen Anweisungen empfehlen wir Meyers Unterricht zur praktischen Geometrie, 1815; Benzenbergs Geodäsie, 1811; Lehmanns Anweisung zur rich-

Digitized by Google

ligen Erkennung und genauen Abbildung der Erdoberfläche, 1812, und v. Schlieben, der selbstlernende Feldmesser, 1811.

Feldwacht, ein detachirter, zu dem ganzen Vorpostensystem gehörender Posten, welcher das Lager des Corps vor plötzlichen feindlichen Anfällen schützt. Sie hat vor sich noch Doppelposten und Vedetten, hinter sich einen Soutien; im Lager selbst ist gewöhnlich eine Abtheilung unter dem Namen Piket bestimmt, sie bei einem feindlichen Angriffe zu unterstützen. Da das zeitige Erkennen und Aufhalten des Feindes ihr Zweck ist, so richtet sich ihre Stärke und Aufstellung nach den Umständen, dem Terrain ꝛc. Doch wird man nie durch Feldwachten allein ganz sicher seyn, und fortwährendes aufmerksames Patrouilliren bleibt immer nöthig.

Felicitas, bei den Römern die vergötterte Glückseligkeit, vorgestellt als weibliche Figur, die auf einem Füllhorn ruht, bald einen Oelzweig, bald eine Lanze in der Hand. Symbolische Beziehungen derselben sind auch über einander gelegte Füllhörner, Kornähren zwischen ihnen, in einem Scheffel stehende Kornähren, ein Getraideschiff u. s. w.

Fellenberg (Philipp Emanuel von), geb. den 27. Jun. 1771 zu Bern, ein berühmter schweizerischer Landwirth und Erzieher zu Hofwyl. Sein Vater, Mitglied der Regierung zu Bern, wandte die größte Sorgfalt auf seine Erziehung. Mehr noch that dieses seine Mutter, eine Enkelin des berühmten Admirals Tromp. Begeistert für alles, was edel, recht und schön war, haßte sie mit Leidenschaftlichkeit die Selbstsucht, dieses Gift aller Seelengröße. Sie war sehr religiös, die Mutter der Armen, die Freundin der Volksfreiheit. Alle diese Gefühle und Gesinnungen suchte sie dem Sohne einzuflößen. Auf den Knieen beschwor sie ihn eines Tages, besser zu werden, als der große Haufen der Zeitgenossen. „Die Großen," sagte sie, „haben überall Freunde. Aber du, sey du der Freund der Armen, der Verlassenen und der Unterdrückten." Eben so sah man sie eines Tages bitterlich weinen, als sie befürchtete, das um Freiheit kämpfende America werde endlich der Gewalt Englands unterliegen müssen. Solche Lehren mußten auf das weiche Herz des lebhaften Knaben die tiefsten Eindrücke machen; sie haben noch im männlichen Alter seine Unternehmungen geleitet. Im J. 1795 kam Fellenberg in das Institut Pfeffels zu Colmar. Nach einigen Jahren kehrte er in die Schweiz zurück. Sein ununterbrochenes Studiren hatte seine Gesundheit geschwächt; um sie zu stärken und um in jeder Selbstverläugnung sich zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speisen und Getränke des väterlichen Tisches Verzicht, begnügte sich mit Wasser und Brot, oder einfacher Hafergrützsuppe, härtete seinen Körper ab, und verwendete sein Erspartes zu allerlei wohlthätigen Zwecken. Am meisten war es ihm um Kenntniß des Menschen in allen Ständen und Verhältnissen zu thun. Zur Vollendung der Lehrjahre begann er daher schon früh die Wanderjahre. Allein anstatt in großen Städten, lebte er in unbekannten Dörfern mit dem Volke, dessen Gebräuche, Bedürfnisse und Ideenkreise er studirte. Dies that er bis zum Ausbruche der Revolution der Schweiz, nicht nur in allen Cantonen seines Vaterlandes, sondern auch in Frankreich, Tyrol, Schwaben und andern deutschen Ländern. Eines Tages sprach ihn zu Rigolsau ein junges Frauenzimmer an, er möchte ihren Oheim zu einem tröstlicheren Glauben bekehren, da er, von religiösen Schwärmereien verleitet, an seiner Seligkeit verzweifelte. Der An-

trag reizte den jungen achtzehnjährigen Menschenbildner um so mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß er einen dreißig Jahre ältern Mann bekehren sollte. Der Oheim war leider taub. Fellenberg machte sich ihm bald durch Geberden verständlich. Der Mann gewann ihn lieb, und sie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am Züricher See zu leben, um zu versuchen, ob einer den andern zu seinem Glauben oder Unglauben bekehren könnte. Es gelang keinem. Allein dieser Vorfall und die Bekanntschaft eines 28jährigen Genfers, der ihn bat, daß er ihm einige angenommene böse Gewohnheiten abgewöhnen möchte, bestimmten Fellenbergen, der außerdem sehr freigebig und wohlthätig war, nur noch entschiedener für Volksbildung und Erziehungswesen. Auf diesen Kreuz- und Querzügen auf welchen er jedoch nie seines Zieles vergaß, versäumte er darum die wissenschaftlichen Studien nicht. Im bernischen Dorfe Limpach warf er sich auf das Studium der griechischen Literatur, und im aargauischen Dorfe Veltheim auf die kantische Philosophie. Auch Pestalozzi sah er öfters, bald wo sie einander auf ihren Reisen begegneten, bald in der Wohnung desselben in Birrfeld. Fellenberg ehrte den von seinen Mitbürgern oft verkannten Mann mit Enthusiasmus. Inzwischen näherte sich der Zeitpunkt, in welchem Fellenberg seine Ideale in die Wirklichkeit des Lebens rufen wollte. Aber der Gang der französischen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein freies Vaterland einzubüßen, bewog er seinen Vater, einen Theil des Vermögens in den öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Noch mehr reizte ihn dazu die Bekanntschaft mit dem Verfasser des „Calm observer," Benjamin Vaughan, gewesenen englischen Parlamentsgliede, von dessen Brüdern der eine, John Vaughan, Director der öffentlichen Bank in Neu-York, der andere, Charles Vaughan, Handelsman in Boston war. Aber diese Amerikaner, statt die ihnen anvertrauten nicht unbeträchtlichen Capitalien, nach dem Willen der Eigenthümer anzulegen, verwendeten einen Theil der Summen zu ihrem eigenen Gebrauche, und Fellenberg erhielt keine Zurückzahlung. Dies hatte wichtigen Einfluß auf Fellenbergs Lage, dessen Vater in der letzten Nacht des J. 1801 starb. Bei der 1798 in seinem Vaterlande entstandenen Revolution wirkte er weder mittelbar noch unmittelbar mit, sondern unterwarf sich als ein treuer Staatsbürger den jedes Mal geltenden Gesetzen. Er übernahm sogar auf eine Zeit lang das Amt eines Quartiercommandanten der obern Districte des Cantons Bern, und leistete als solcher bei dem Bauernaufstande des Oberlandes wichtige Dienste. Als man aber seine den aufgewiegelten Bauern geleisteten Versprechen nicht erfüllte, nahm er seinen Abschied und beharrt seitdem in dem Entschlusse, keine öffentliche Stelle mehr zu bekleiden, sondern lebt seinem Lieblingsfache, der Landwirthschaft. Vermählt mit einer liebenswürdigen Frau, die ihn zum glücklichen Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er bereits 1799 einen Garten zu Kersatz unweit Bern. In demselben Jahre hatte er gemeinschaftlich mit seinem Vater das Gut von Hofwyl, 1½ Stunde von Bern, um 225,000 franz. Livres erkauft, und brachte es zwei Jahre später, nach seines Vaters Tode ganz an sich. Von nun an ging er muthiger dem großen Ziele seines Lebens, der Veredlung des Landbaues und der Menschen, die ihm gewidmet sind, entgegen. Vielen war dieses Unternehmen, dessen Zweck sie nicht begriffen, wie jede neue Idee, ein Aergerniß: viele

Digitized by Google

schrieben sein Thun und Lassen einer besondern Liebhaberei fürs Abenteuerliche zu; viele ärgerten sich an seiner Verbindung mit Pestalozzi; noch mehrere konnten ihm nicht vergessen, daß er während der Revolution der damaligen Centralregierung der Schweiz gedient hatte. Ueber seine landwirthschaftliche Anstalt waren die Urtheile sehr widersprechend. Der eine sagte, die Ackerwirthschaft in Hofwyl sey so vortheilhaft, daß sie drei und viermal mehr einbringe als vorher. Ein anderer versicherte, Herr Fellenberg habe so viele Capitale auf sein Gut aufgenommen, daß er sich nicht würde halten können, wenn er nicht mit seiner Wirthschaft Pensionsanstalten verbunden hätte, in welchen jeder Knabe 40 Carolins und jeder Lehrling in dem auf dem naheliegenden Schlosse zu Buchsee errichteten Ackerbauinstitute 72 Carolins bezahle. Ein dritter sagte, die Ackerwirthschaft Fellenbergs sey nur Nebensache in seinen philantropischen Planen, nach welchen er durch den Unterricht der Schullehrer und durch die Anlage einer Armenschule, welche zugleich Musterschule sey, vorzüglich auf die Erziehung des Volks wirken wolle, weswegen er auch die Schullehrer aus der ganzen Gegend sechs Wochen auf Hofwyl versammelt habe und sie nach Pestalozzischer Methode unterrichten lasse. Ein vierter schrieb ihm bloß politische Zwecke zu, die er durch den Bauernstand erreichen wolle, den er sich zum Freunde zu machen suche. So wirkten hundert kleinliche Leidenschaften zusammen, um ihm das Ziel zu verrücken, dem er sein Leben weiht. Obgleich das Verdienst Fellenbergs um die schweizerische Landwirthschaft von schweizerischen Ackerbauern sowohl, als von Ausländern anerkannt und mit Beifall belohnt wurde, so fand der ruhige Beobachter doch manches anders, als es seyn sollte. In Hofwyl hat man freilich die große Meinung, daß hier alles neu und wichtig sey, weil es einige unkundige Landwirthe für neu und wichtig gehalten haben; aber darum ist es den meisten deutschen Landwirthen, sogar mehreren Schweizern, weder neu noch wichtig; sondern sie haben diese Gegenstände oft schon besser behandelt. — Die Anstalten zu Hofwyl umfassen gegenwärtig: 1. eine Muster-Landwirthschaft, die von Fellenberg selbst betrieben, einen fünffachen Ertrag gibt. Sie vereinigt alles, was man in der Landwirthschaft nützliches entdeckt hat. 2. eine Versuchs-Wirthschaft, wo Felder zu den täglichen Versuchsarbeiten, zum Unterrichte junger Landwirthe, die aus allen Gegenden Europa's nach Hofwyl kommen, bestimmt sind; 3. eine Fabrik für Ackerbau-Instrumente; eine Werkstatt zur Vervollkommnung der mechanischen Werkzeuge des Ackerbau's, nebst einer Industrieschule für die Armen, welche hier, jeder nach seiner Fähigkeit, das Zimmer-, Tischler-, Drechsler-, Wagner-, Hufschmiedts-, Schlosser-, Gießer-, Schumacher- und Schneiderhandwerk lernen; Sprechen, Schreiben, Zählen, Messen und Zeichnen sind die Elemente des Industrieunterrichts; 5. eine Pensionsschule für junge Leute von Stande (von 8 — 20 Jahren), die alles umfaßt, was zur höheren Bildung erforderlich ist; 6. eine theoretisch-praktische Ackerbau-Lehranstalt; 7. eine Normalschule, welche im Sommer die Schullehrer aus den verschiedenen Cantonen der Schweiz vereinigte, seit vier Jahren aber nicht mehr in Thätigkeit ist. Doch bilden sich in Hofwyl viele junge Ausländer, zum Theil auf Kosten ihrer Regierungen, zu Lehrern der Jugend nach Fellenbergs Methode. Alle diese Anstalten machen ein Ganzes und unterstützen sich gegenseitig. Sie sind verbunden durch den höheren Zweck, alle Stände zur Humanität zu vereinigen, und

zwar jeden in seiner Sphäre, die der Zögling eben sowohl geistig als sittlich begreifen lernt. Daher soll derselbe Geist gegenseitiger Achtung und des gemeinschaftlichen Strebens nach Veredlung alle durchdringen, Lehre und Ausübung aber jeden für seine Bestimmung reifer machen, d. h. geistig kräftiger, physisch stärker, sittlich edler, bürgerlich brauchbarer. Die Basis ist Religiosität, Entwickelung des Nachdenkens, Bildung des Gefühls (z. B. durch Gesang und Musik), und Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit sind die Regeln, nach welchen aller Unterricht und jede Arbeit angeordnet wird. Außer Herrn Fellenberg arbeiten in den Anstalten zu Hofwyl 22 Lehrer, darunter Herr Wöhrli, ein junger Mann von seltner Fähigkeit. Von einem Thürme aus, der die ganze Gegend beherrscht, kann Herr Fellenberg alles übersehen, und sogleich mittelst eines Sprachrohrs überall hin die nöthigen Befehle ertheilen. Damit die Anstalt auch nach seinem Tode fortdaure, hat Herr Fellenberg eine immerwährende Commission von drei ordentlichen Mitgliedern und vier Stellvertretern zur Vollzieherinn seines Testaments zu Gunsten der Armenschule, ernannt. Auf Befehl des Kaisers von Rußland, erstattete im Oct. 1814, der Graf Capo d'Istria an ihn einen Bericht über die hofwyler Anstalt; und der Monarch übersandte an Fellenberg den St. Wladimir-Orden vierter Classe, mit einem beifälligen Schreiben. Auch läßt er mehrere junge Russen und Polen daselbst zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vergl. in der Bibl. britannique die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles Pictet von Genf im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictet's Brief ebendas. Letzterer hat auch Fellenberg's Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz und die Mittel ihn zu vervollkommnen ins Französische übersetzt. Ferner vergl. man die Berichte über die Anstalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schweiz, von einem Commissär des Königs von Wirtemberg, von Chavannes an die Agriculturgesellschaft des Waatlandes, vom Grafen Capo d'Istria, und den von Rengger, im Namen der zur Untersuchung der Armenschule zu Hofwyl, von der Regierung niedergesetzten Untersuchungscommission, 1815. S. ferner Hofmanns Reise nach Hofwyl, in Auftrag der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer. Ueber diese Schrift hat Fellenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaer's Annalen der Landwirthschaft und in den Blättern von Hofwyl, die seit 1808 heftweise erschienen sind. Ueber die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Pestalozzi's Grundsätzen beruhen, sehe man außer den angeführten Schriften, insbesondere den Bericht der Herren Künzli und Vetsch, Mitglieder der Regierung des Cantons St. Gallen, welche in Auftrag derselben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobachtet haben; ferner Jüllien's Précis sur les Instituts d'Education de M. de Fellenberg. Paris 1817. Und die Landwirthschaftl. Blätter von Hofwyl. Aarau 1817. 5. H. m. K. K.

Felloplastik, s. Phelloplastik.

Felonie nennt man 1. im Lehnrecht die Verletzung der Lehnstreue, dann aber auch 2. jedes Verbrechen, wodurch das Leben verwirkt wird (so bei den Britten felony), und 3. Hinterlist und Arglist jeder Art. Ob das Wort aus dem Lateinischen (von fallere, betrügen), oder aus dem Deutschen (von fehlen), oder aus dem Fränkischen (von felons, Untreue) herstamme, ist ungewiß. Die Felonie im lehnrechtlichen Sinne ist entweder Verletzung der Lehns-

treue des Lehnsherrn gegen den Belehnten oder Vasallen durch alle Handlungen gegen Leben, Ehre, Gesundheit und Vermögen desselben, oder Verletzung der Lehnstreue des Vasallen gegen den Lehnsherrn durch Verweigerung des Lehnseides oder der Lehnsdienste, Verlassung des Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit den Feinden desselben, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimnisse desselben und Versuche auf sein Leben. Nicht aber bloß auf die Person des Lehnsherrn selbst, sondern auch auf dessen Frau, Kinder und Enkel erstreckt sich die Felonie, und als eine eigne Art derselben gilt, wenn der Vasall seinen Lehnsherrn entweder wirklich zum Hahnrei machte, oder es nur zu thun versuchte. dd.

Felsen, große Steinmassen, sowohl hoch über der Erde, oder dem Wasser, als auch unter der Oberfläche derselben oder des Wassers verborgen. In engerer Bedeutung versteht man darunter diejenigen großen Steinmassen, die bei den Bergleuten Ganggebirge heißen und die watig, hornartig, quarzig, sandartig, spathartig, kalkartig sind. In diesem Sinne nennen die Bergleute alle taube Gänge, von welchen das Erz geschieden ist, Felsen.

Felucke, ein Ruderschiff ohne Verdeck, auf dem mittelländischen Meere gebräuchlich.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdigsten französischen Prälaten, der an einem verdorbenen Hofe als Muster der Tugend lebte, und eine sanfte, duldsame Tugend durch Liebe und Einsicht zu erwecken hatte. Er wurde den 6. Aug. 1652 auf dem Schlosse Fenelon im ehemaligen Querci geboren, und stammte aus einem alten mit Staatsämtern und geistlichen Würden geschmückten Geschlechte. Glückliche Anlagen, ein sanfter Charakter, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit des Geistes, zeichneten ihn früh aus. Sein Oheim, der Marquis von Fenelon, ließ ihn zu Cahors unter seinen Augen erziehen. Der Jüngling machte reißende Fortschritte, die schwierigsten Studien waren ihm nur ein Spiel. Schon in seinem 19ten Jahre predigte er mit ungetheiltem Beifall. Der Marquis, welcher fürchtete, daß die rauschenden Lobeserhebungen und die Schmeicheleien der Menge ein so gut geartetes Herz verderben möchten, bewog seinen Neffen, sich in der Stille und Einsamkeit fortzubilden. Er übergab ihn der Leitung des Abts Tronçon, Superiors von St. Sulpice zu Paris. In seinem 24sten Jahre trat er in den geistlichen Orden, und verrichtete die beschwerlichsten Dienstgeschäfte in dem Sprengel von St. Sulpice. Der Erzbischof von Paris, Harlay, vertraute ihm drei Jahre darauf die Aufsicht über die zur catholischen Kirche übergegangenen Protestanten. In diesem Posten versuchte er zuerst sein Talent, einzunehmen, zu belehren und zu überzeugen. Als der König von dem guten Erfolge seiner Bemühungen hörte, ernannte er ihn zum Chef einer Mission zur Bekehrung der Hugenotten an den Küsten von Saintonge, wo seine einfache und tief ergreifende Beredsamkeit, verbunden mit den sanftesten Sitten, ganz die erwarteten Wirkungen hervorbrachte. Im J. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung seiner Enkel, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry an. Fenelon bildete mit Glück den Geist des Herzogs von Burgund, der zum künftigen Beherrscher Frankreichs bestimmt war, und streute den Samen aller einen Fürsten zierenden Tugenden in sein Herz, aus denen das Glück Frankreichs entsprossen seyn würde, wenn nicht ein frühzeitiger Tod

Digitized by Google

diese schönen Hoffnungen vernichtet hätte. Seine Dienste blieben nicht unbelohnt. Im J. 1695 wurde Fenelon zum Erzbischof von Cambray ernannt. Aber während er sich dieser Gunstbezeigungen seines Königs erfreute, zog sich unerwartet ein Ungewitter wider ihn zusammen. Die Freundschaft, in der er mit Madame Guyon stand, verwickelte ihn in einen theologischen Streit mit Bossuet, der die religiösen Ideen dieser Frau anfocht, und von dem Erzbischof von Cambray, seinem ehemaligen Schüler und nunmehrigen Nebenbuhler, verlangte, daß er sie mit ihm verwerfen solle. Statt dessen schrieb Fenelon seine Explication des maximes des Saints, welche Bossuets Eifer nur noch heftiger erregte; alles, was Fenelon zu seiner Vertheidigung und zur Erläuterung seiner Grundsätze vorbrachte, konnte nicht verhindern, daß die Maintenon sich von ihm lossagte, Ludwig XIV. ihn in seine Diöcese verwies, und Innocenz XII. seine Lehre verdammte. Fenelon ertrug diesen Schlag mit gefaßter Seele, und unterwarf sich unbedingt und ohne Vorbehalt. Er lebte von jetzt an in seiner Diöces als ein würdiger Erzbischof und christlicher Philosoph. Eine Brustentzündung endigte sein Leben im J. 1715. Die verschiedenen philosophischen, theologischen und belletristischen Werke, die aus Fenelon's Feder geflossen sind, haben seinen Namen unsterblich gemacht. Man erkennt in ihnen einen, durch die besten ältern und neuern Schriften genährten, und durch eine lebendige, anmuthige und blühende Phantasie beseelten Geist. Sein Styl ist fließend, angenehm rein und harmonisch. Sein vorzüglichstes Werk ist Les avantures de Télémaque, in welchem er als Erzieher des Prinzen das Muster einer fürstlichen Erziehung aufstellen wollte. Es soll ihm durch seinen Kammerdiener heimlich weggenommen und nachher zum Druck befördert worden seyn; doch durfte es erst nach dem Tode Ludwigs XIV. erscheinen. Denn da der König einmal wider den Verfasser eingenommen war, erblickte er in diesem historischen Romane eine Satire auf seine Regierung, und verbot die Vollendung des schon begonnenen Drucks. Es war den Uebelwollenden nicht schwer, zu finden, was sie suchten. Sie erkannten, woran Fenelon nicht gedacht hatte, in der Calypso die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Protesilaus den Louvois, in dem Idomeneus den König Jacob, und im Sesostris Ludwig XIV. Leute von Geschmack, die nur auf das Werk selbst sahen, bewunderten es als ein Meisterstück, das eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligsten, wenn auch modernen Gewande vorträgt, und alle Reize der Fabel mit der ganzen Gewalt der Tugend verbindet. Erst zwei Jahre nach des Verfassers Tode gaben seine Erben den vollständigen Telemach in zwei Bänden heraus; er ist seitdem unzählige Mal wieder gedruckt worden. Man rechnet auf 150 Ausgaben und mehr als 100 Uebersetzungen. Die Eloges von la Harpe und d'Alembert auf Fenelon enthalten manches interessante Detail. Im Jahr 1819 wurde ihm, durch öffentliche Unterzeichnung von der Nation, zu Cambrai ein Denkmal errichtet.

Feodosia, s. Caffa.

Ferdinand, römisch-deutsche Kaiser. Hierher gehört 1. Ferdinand I., Carls V. Bruder, dem er auch als deutscher Kaiser 1558 folgte, nachdem er schon vorher, 1531, zum römischen König erwählt worden, und seit 1526 König von Ungarn und Böhmen war. Schon im folgenden Jahre (1559) hielt er einen Reichstag zu Augsburg,

Digitized by Google

auf welchem Deutschland eine allgemeine Münzordnung erhielt, die aber nicht immer allgemein beobachtet worden ist, und von den Protestanten mehrere Religionsbeschwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war sehr tolerant, und wirkte auf dem tridentinischen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, seinen Unterthanen mehrere religiöse Freiheiten aus, weshalb er auch bei ihnen sehr beliebt war. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath durch eine Reichshofrathsordnung seine bestimmte Organisation. Doch er bestieg schon zu bejahrt den deutschen Thron, um so viel Gutes, als er gekonnt, für Deutschland auszuführen. Er starb 1564. 2. Ferdinand II., dem Matthias, welchem er als deutscher Kaiser folgte, schon früher (1617) die Succession in seinen gesammten Staaten zugesichert hatte, bestieg zu einer Zeit den Kaiserthron, wo der dreißigjährige Krieg (s. d. Art.) im Ausbruche und das österreichische Haus in großer Gefahr war. Er war ein finstrer verschlossener Mann, von den Jesuiten zu Ingolstadt erzogen, und in religiöser Hinsicht seinen Vorfahren Ferdinand I., Maximilian, ja selbst Rudolph und Matthias sehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentinischen Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühte sein wilder Eifer; der hartnäckig seiner beschränkten und einseitigen Religionsansicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die schon unter Thurns Anführung vor Wien standen, gewann ihm Zeit, seine Kaiserwahl trotz aller Protestationen der Union und der Böhmen (1619) durchzusetzen. Die Unterstützung der Ligue und des Churfürsten von Sachsen, Johann Georg I., der auf seine Seite trat, befestigte ihn auf dem Thron von Böhmen; desto härter und willkührlicher verfuhr er nun in diesem Lande gegen die Protestanten; überall mußte ihr Blut fließen, die protestantischen Lehrer wurden vertrieben, und viele tausend fleißige Böhmen wanderten damals ins Ausland; die Jesuiten aber rufte er zurück und zerschnitt mit eigner Hand den Majestätsbrief. Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die Reichsacht, und die Churwürde der Pfalz, trotz des Widerspruchs von Churſachsen, übertrug er 1622 dem Herzoge von Baiern, der ihm Beistand geleistet. Durch Tilly und Wallenstein wurde er auch Sieger über Christian IV., König von Dänemark, Christian von Braunschweig und den Grafen von Mannsfeld; die beiden Herzoge von Meklenburg, welche an dem dänischen Kriege Theil genommen, that er in die Acht, und belehnte Wallenstein mit Meklenburg; auch wollte er sich der Handelsherrschaft auf der Ostsee bemächtigen, aber dieses Project scheiterte bei der Belagerung von Stralsund an der thätigen Unterstützung dieser Festung durch die Hansestädte. Nun trat er mit dem Restitutionsedicte hervor (1629), nach welchem alle gegen den geistlichen Vorbehalt von den Protestanten säcularisirte, unmittelbare Stifter wieder mit catholischen Bischöfen und Prälaten besetzt, die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und die protestantischen Unterthanen catholischer Fürsten zum Catholicismus zurückgeführt werden sollten; ein Edict, welches mit Gewalt der Waffen schon zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und Regensburg vollzogen wurde. Aber die Entlassung Wallensteins, welche die Reichsstände vereinigt verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, der alle politischen Triebräder in Bewegung setzte, um Frankreich einen mächtigen Einfluß in Europa zu verschaffen, dem nur von seinem Eigensinn und fremden Rathschlägen geleiteten Ferdinand die Frucht seiner Bemühungen zu entreißen und die fast überwiegende Macht des Hauses Oesterreich zu beschränken, end-

Digitized by Google

lich Gustav Adolphs Macht von Frankreich unterstützt, und das spätere Anschließen der Protestanten an denselben, seit sie sich durch die Belagerung Magdeburgs, wodurch das Religionsedict vollstreckt werden sollte, in der Hoffnung eines Vergleichs getäuscht sahen, hinderten Ferdinand an der Ausführung seiner finstern Plane. Er hoffte jedoch, ungeachtet mancher früheren Niederlagen, durch die von seinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen gewonnene Schlacht, nach welcher Sachsen einen Particularfrieden zu Prag 1635 schloß, bedeutende Vortheile über die Protestanten zu gewinnen. Doch der Ueberfall des Churfürsten von Trier, welcher französischen Schutz gesucht und französische Truppen in seine Festungen genommen hatte, und nun auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl als Gefangner von spanischen Truppen von Luxemburg aus, nach Niedermetzelung der französischen Garnison, hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum unmittelbaren Kriege gegen Oesterreich und Spanien. Schweden konnte nun kräftiger wirken; Banner schlug das kaiserlich sächsische Heer bei Wittstock 1636, verdrängte sie aus Hessen, und Ferdinand starb 1637, 15. Februar, ohne daß er seine Absicht, die Vernichtung des Protestantismus und der politischen Freiheit in Deutschland, erreicht hätte. Einige schreiben ihm nur Bigotterie zu. Blutig ging die Sonne seiner Regierung unter, wie sie aufgegangen war. 3. Sein Sohn Ferdinand III., dessen schon vorhin als Sieger von Nördlingen gedacht worden ist, und dessen römische Königswahl Ferdinand II. noch kurz vor seinem Tode auf dem zu Hamburg des Friedens wegen gehaltenen Congresse dadurch zu Stande brachte, daß er sich zum Frieden bereitwillig zeigte, folgte seinem Vater als Kaiser. Unter seiner Regierung wurde der dreißigjährige Krieg geendigt. Banner, der schnell aus Sachsen nach Pommern, und von da zurück nach Böhmen drang, dann in Regensburg den Reichstag 1641 in Schrecken setzte, den Ferdinand, zum Frieden geneigter als sein Vater, veranstaltet hatte, und Herzog Bernhard von Weimar hatten die Kaiserlichen mehrmals geschlagen; der letztere bei Rheinfelden und Breisach (1638). Der erwähnte Reichstag erlangte die erwünschte Absicht nicht. Ferdinand, der sich nicht so sclavisch als sein Vater von dem Interesse Spaniens und dem Einflusse der Jesuiten leiten ließ, zeigte auf demselben viel Muth, konnte aber dennoch weniger durchsetzen, als er wünschte, wozu die damals verbreitete Schrift des sogenannten Hippolytus a lapide viel beitrug, deren Tendenz war, die Stände gegen den Kaiser zu erbittern; der erste mächtige Einfluß, welchen der große Churfürst von Brandenburg damals äußerte. Doch war man darüber einig, die Unterhandlungen eifrig fortzusetzen; auch bewilligte der Kaiser mehreren Reichsständen, welche schwedische Partei genommen hatten, Amnestie. Aus diesen fortgesetzten Unterhandlungen kamen die hamburger Präliminarien (1641) zu Stande, daß ein allgemeiner Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück gehalten werden sollte. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis dieser Congreß seinen Anfang nahm; auch wurde der Krieg unterdessen unaufgehalten fortgesetzt, weil kein Waffenstillstand festgesetzt war. Torstensohn, der das Commando an des verstorbenen Banners Stelle übernommen hatte, drang nach Mähren vor, von da ging er aber zurück nach Sachsen, schlug bei Leipzig den Erzherzog Leopold Wilhelm, und drang zum zweiten Mal nach Mähren vor. Gegen die Franzosen waren die Kaiserlichen glücklich, auch sah sich Torstensohn wegen der Erschöpfung

Digitized by Google

der Länder, in denen er stand, genöthigt, einen andern Tummelplatz zu suchen; er zog daher nach Dänemark, schlug selbst auf diesem Rückzuge den kaiserlichen General Gallas, worauf er, als er sich wieder erholt hatte, Mähren abermals überschwemmte und bis in die Nähe von Wien vordrang. Sein Nachfolger im Commando, Wrangel, verband sich mit Turenne. Sie drangen beide durch Schwaben nach Baiern vor (1646), um den Churfürsten Maximilian von Oesterreich zu trennen. Dies geschah 1647 in dem Waffenstillstande zu Ulm. Sie mußten sich zwar wieder zurückziehen, kamen aber 1648 wieder, und bestraften das abgefallene Baiern. Die Schweden wollten sich eben der Hauptstadt Böhmens bemächtigen, als der Friede zu Stande kam. (S. westphälischer Friede). Bald nach diesem Frieden bewirkte Ferdinand die römische Königswahl seines Sohnes Ferdinand IV., der aber ein Jahr darauf starb. Auf dem Reichstage von 1653 bis 54 wurden noch wichtige Veränderungen in der Justizverfassung durchgesetzt. Ferdinand, der seine Feindseligkeit gegen Schweden nicht vergessen konnte, schloß kurz vor seinem Tode (1657), noch ein Bündniß mit Polen gegen Schweden.

Ferdinand V., König von Aragonien, wegen der Vertreibung der Mauren der Catholische genannt, war der Sohn Königs Johann II. von Aragonien, und wurde im Jahr 1453 geboren. Durch seine Vermählung mit der Königin Isabelle von Castilien legte er den Grund zur Vereinigung aller einzelnen spanischen Königreiche, welche 42 Jahre später völlig zu Stande kam. Ferdinand und Isabelle lebten mit einander, bemerkt ein Geschichtschreiber sehr richtig, nicht wie zwei Gatten, deren gemeinsames Eigenthum unter den Befehlen des Mannes steht, sondern wie zwei ihres gemeinsamen Interesses willen eng mit einander verbundene Monarchen. Isabelle verstattete ihrem Gemahl keinen weitern Antheil an der Regierung Castiliens, als seinen Namen den Verordnungen zu unterzeichnen und sein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint bildeten eine Macht, wie sie Spanien zuvor noch nicht gesehen hatte. Sie unterwarfen sich mittelst derselben, nach einem langen und blutigen Kampfe Granada, das einzige Reich, welches den Mauren in ganz Spanien noch übrig geblieben war; aber den höchsten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerika's, wozu Ferdinand die Schiffe ausgerüstet hatte, und die ihn zum Souverän einer neuen Welt machte. (S. Columbus.) Nicht zufrieden, seine Macht in Spanien durch die Eroberung Navarra's noch weiter auszubreiten und in einem neuen Welttheile weitläufige und reichbegabte Länder zu erwerben, sandte er seinen Feldherrn, Gonsalvo von Cordova, nach Italien, und bemächtigte sich auch des Königreichs Neapel, ohne weder für diese Eroberung noch für die Besitznahme von Navarra einen rechtmäßigen Grund anführen zu können. Daher kam es denn, daß Ferdinand, der in Spanien der Weise und Kluge, und in Italien der Gottesfürchtige hieß, in Frankreich und England nur der Herrschsüchtige und Treulose genannt wurde. Diese Flecken verdunkelten seine unläugbar großen Eigenschaften, die ihn zum ersten Monarchen seines Jahrhunderts machten. Er schien nur einen Gegenstand im Auge zu haben, die Vergrößerung und Befestigung seiner Macht; aber dieses unverwandte Bestreben und der ihm eigne Fanatismus verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Er wollte seine Macht selbst über das Gewissen seiner Unterthanen erstrecken, und schuf das furchtbare

Tribunal der Inquisition, ohne einzusehen, daß er dadurch der Geistlichkeit eine Gewalt einräumte, die sie bald auch über den Monarchen selbst ausüben würde. Eine eben so falsche Maßregel war die gewaltsame Vertreibung der Juden, die durch ihre Gegenwart seinem Reiche eben so nützlich werden konnten, wenn er sie durch sanfte und weise Gesetze zu arbeitsamen Bürgern zu bilden suchte, als ihre grausame Verfolgung und Verbannung dem Lande tiefe Wunden schlug. Nach dem Tode seiner Gemahlin Isabelle im J. 1504 vermählte sich Ferdinand aufs neue mit Germaine de Foix, und starb im J. 1516 an der Wassersucht, die durch einen Trank verursacht worden seyn soll, den ihm seine zweite Gemahlin eingab um ihn der Zeugung fähig zu machen.

Ferdinand I. (vorher IV.), König beider Sicilien (von Bourbon, Infant von Spanien), dritter Sohn Carls III. von Spanien und der Prinzessin Amalie von Sachsen, geb. den 12. Jan. 1751. Er war noch minderjährig, als ihm sein Vater, der das Königreich Spanien erbte (1759), den Thron von Neapel überließ. Er ward investirt zu Rom den 3. Febr. 1760, und übernahm die Regierung selbst 12. Jan. 1767. Seine und seines ältern Bruders (Carls IV. K. von Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtschaffener Mann, aber von beschränkter Einsicht, daher auch Ferdinand, obwohl nicht ohne glückliche Anlagen, sehr unwissend blieb, und sich späterhin vergnügenden Zerstreuungen (Jagd, Fischfang u. s. w.) ganz überließ. (Vergl. Düclos: Voyage d'Italie.) Als Kind äußerte Ferdinand viel Liebe für das Volk; auf seinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben seines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud sie ein, ihn zu besuchen. An Festtagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazzaroni, und er ließ seine lieben Cameraden, wie er sie nannte, gut bewirthen. Ein solcher Knabe gewann sogar seine Freundschaft, und er sorgte für dessen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. Als Carl III. den Thron von Spanien bestieg, ernannte er zu Neapel einen Regentschaftsrath, unter dem Vorsitz des berühmten Marquis Tanucci, ehemals Prof. der Rechte zu Pisa. Im J. 1768 vermählte sich Ferdinand mit Marie Caroline, Tochter der Kaiserin Maria Theresia (st. zu Hetzendorf bei Wien 8. Sept 1814), aus welcher Ehe noch 4 Kinder leben. Diese geistvolle und liebenswürdige Fürstin erlangte bald auf Ferdinand einen entschiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung stand damals noch der erste Minister Tanucci. Dieser schaffte 1769 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papst bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Carls III. v. Spanien, und nahm 1777 seinen Abschied. An seine Stelle trat der Marquis de la Sambuca. Jetzt widmete der König, von seiner Gemahlin dazu aufgefordert, seine Zeit öfter den Regierungsgeschäften, und zeigte viel Gerechtigkeitssinn; doch that er nichts ohne den Rath der Königin. La Sambuca suchte daher den König durch eine schöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzosen (Goudar) verheirathet war, von seiner Gemahlin abzuziehen; allein die Königin bemerkte dies, und H. und Mad. Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem stieg die Macht der Königin, und La Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Madrider Cabinet eine ungünstige Schilderung gemacht hatte, mußte sich 1784 in seine Vaterstadt Palermo zurückziehen. Nun wurde der Ritter Acton sein Nachfolger. Dieser folgte ganz dem Willen der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das

Digitized by Google

von Neapel, welches sich mehr an Oesterreich und England anschloß. Doch bald zog die franz. Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel schwankte, erschien La Touche mit einer franz. Escadre vor der Hauptstadt, und nöthigte den Minister Acton, die vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Neapel zu der Coalition gegen Frankreich, und Ferdinand nahm von 1793 — 1796 an dem allgemeinen Kriege wider dasselbe Theil. Nach zwei Friedensjahren machte ihn Nelsons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack sich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeische Republik proclamirte. Der Hof, nebst Acton und der Lady Hamilton, der Freundin der Königin, hatte sich bereits den 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch schon den 21. Juni 1799 fiel die Hauptstadt wieder in die Gewalt der Royalisten-Armee, die der Card. Ruffo anführte. Der König setzte nun eine Staatsjunta nieder, welche bis zum Dec. desselben J. eine Menge Anhänger der Republik hinrichten ließ. Erst im Jan. 1800 kehrte der Hof von Palermo nach Neapel zurück, und Spanien schloß mit dem ersten Consul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien gesichert wurde. Dessen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Presidj u. s. w. abtreten und französische Truppen in seinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 versprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu gestatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine russisch-englische Flotte vor Neapel erschienen war und 12,000 Mann Russen gelandet hatte, so ließ Napoleon, der in diesem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an den Feindseligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von seinen Heeren besetzen, und nöthigte 1806 die königliche Familie, nach Sicilien überzuschiffen. Hier wußte sich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog sich jedoch, da seine Gemahlin mit den Engländern entzweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geschäften zurück, indem er provisorisch resignirte und seinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Caroline aber mußte im Dec. 1811 Sicilien verlassen, und ging über Constantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König Ferdinand im Jahr 1812, die Regierung wieder zu übernehmen. Endlich hat der Wiener Congreß Ferdinand IV. in allen seinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814). Die königl. Familie ist seitdem wieder nach Neapel gegangen, wo sie am 17. Jun. 1815 einzog. Hierauf vereinigte Ferdinand den 8. Dec. 1816 seine sämmtl. Staaten diesseits und jenseits der Meerenge in ein Königreich beider Sicilien, und nannte sich Ferdinand I. Den 27. Nov. 1814 vermählte er sich mit der verwittweten Prinzessin von Partana, nunmehr, seit 1815, Herzogin von Florida. Im J. 1801 stiftete er den Ferdinand-Verdienstorden. Der Erbprinz Franz (geb. 10. Aug. 1777), in zweiter Ehe vermählt 1802 mit Isabella, Carls IV. von Spanien Tochter, residirt seit dem Jul. 1816 zu Palermo als Statthalter von Sicilien, und erhielt den 4. Jan. 1817 den Titel: Herzog von Calabrien. Ferdinands I. zweiter Sohn Leopold, Fürst von Salerno (geb. den 1. Jul. 1790), vermählt 1816 mit Clementine, Franz I., Kaisers von Oesterreich, Tochter, ist

ſeit 1815 Generaliſſimus der neapolitaniſchen Armee und Präſident des Kriegsraths. Im J. 1818, 16. Febr., ſchloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Pabſte, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwiſchen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Ueber den perſönlichen Charakter dieſes Königs urtheilen ſelbſt partheiiſche Schriftſteller, wie Gorani u. A., günſtig. Das Wohl ſeines Volks liegt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Meſſina und in Calabrien, im J. 1783, erſchütterte ihn ſo, daß er vor Schmerz faſt wahnſinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen Anſtalten, um den Unglücklichen beizuſtehen. Auch hat er mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten geſtiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio, deren Beſchreibung er ſelbſt bekannt machte. Abbé Clemaron hat ſie ins Franz. überſetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Ferdinand legte ſie zu ſeiner Erholung im Jahr 1773 an, und ſorgte auch für die Erziehung der Kinder der daſelbſt angeſiedelten Familien. Gegenwärtig iſt ſein Miniſterium bemüht, nach dem Abzuge der öſterreichiſchen Truppen, das neapolitaniſche Heer neu zu bilden, die innere Sicherheit wieder herzuſtellen und die Armen durch öffentliche Arbeiten zu beſchäftigen, wozu 18 Mill. Fr. angewieſen ſind, während am Hofe ſelbſt eine ſtrenge Sparſamkeit eingeführt iſt. Ferdinands Miniſter Medicis iſt die Seele der Staatsverwaltung. In dem Frieden mit Algier, der unter Englands Vermittlung im Jahr 1816 abgeſchloſſen wurde, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährl. Tributs von 25,000 Piaſter eingewilligt, welcher auch im J. 1818 entrichtet worden iſt. (Vergl. d. Art. Neapel, Sicilien, Acton, Buonaparte, Joſeph und Mürat.) B.

Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. 14. Oct. 1784, Prinz von Aſturien ſeit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. Mai 1808 ſechs Wochen lang König von Spanien; darauf unter franz. Staatsaufſicht zu Valençay in Frankreich bis 1814 (Vergl. d. Art. Spanien ſeit 1808). Sein Vater, König Carl IV., und ſeine Mutter, Marie Luiſe von Parma, ernannten den Herzog von San Carlos zu ſeinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Alvarez, einen ausgezeichnet rechtſchaffenen Mann, zu ſeinem Gouverneur. Der Prinz zeigte Anlagen, und machte Fortſchritte in der Mathematik. Da er gegen den Günſtling Alcudia eine große Abneigung verrieth, ſo entfernte dieſer von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand ſehr lieb gewonnen hatte, unter dem Vorwande, daß er durch ſeine ſtrengen Grundſätze dem Charakter des Prinzen eine ſchiefe Richtung gebe. Man wollte ihm Vergnügen an der Jagd beibringen; allein der Prinz liebte dieſe Zerſtreuung nicht. Im Oct. 1802 ward er zu Barcellona mit Antoinette Thereſie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Dieſe Prinzeſſin war liebenswürdig, geiſtvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte ſich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Aſturien liebte ſie zärtlich. Da man über ſie die Königin vernachläſſigte, ſo entſtand Eiferſucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil ſie dem Günſtling, der vergebens ihre Gunſt geſucht hatte, keine Ergebenheit bewies, ſo beſchuldigte man ſie, daß ſie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, ausübe, und ihm ihren Haß gegen die Franzoſen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, beſonders von Seiten

der Königin, verzehrt, starb die Prinzessin den 21. August 1806, 22 Jahre alt, ohne ihrem Gemahl Kinder geboren zu haben. Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandtin des französischen Kaisers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widersetzte sich einer solchen Verbindung. Er gab vielmehr dem stolzen Günstlinge bei mehrern Gelegenheiten seine Verachtung zu erkennen. Mehrere Große suchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Absicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürsten Godoy zu befriedigen, als eine bessere Ordnung der Dinge in Spanien herzustellen. An der Spitze dieser Partei stand der Herzog von Infantado. Um den Prinzen für seine Absichten zu gewinnen, wählte der Herzog den Canonicus Don Juan Escoiquiz, ehemaligen Lehrer desselben, einen Mann von Welt, Intrigue und nicht ohne politische Tendenz, der mit Hülfe Englands auf Spaniens politische Wiedergeburt wirken zu können glaubte. Da auch er den Friedensfürsten haßte, war er leicht in den Verein gezogen, zu welchem noch der Marquis von Ayerbe, des Prinzen Kammerherr, und die Grafen Orgoy und Bornas gehörten. Man stellte Ferdinand vor, daß Godoy nach des Königs Tode ihn wohl gar vom Throne verdrängen könne, da der Prinz in völlige Passivität versetzt, von seinem Vater verkannt und von der Königin gehaßt sey. Schon 1806 wurde der Prinz so weit gewonnen, daß er dem Herzog von Infantado für den Sterbefall Carls IV. den Oberbefehl über die Truppen in Neu-Castilien übertrug. Zugleich schrieb der Prinz mit eigner Hand ein Memoire, worin der Friedensfürst geheimer Verbrechen beschuldigt, sein Uebermuth und seine Habsucht mit den grellsten Farben geschildert und der König gebeten wurde, diesen Günstling und seine Anhänger zum Wohle des Throns und der Nation zu entfernen. Diese Denkschrift sollte dem Könige überreicht werden. Man ging noch weiter. Als im Jahr 1807 eine französische Armee, um Portugal zu besetzen, in Spanien einrückte, zog man den franz. Gesandten zu Madrid, Beauharnois, ins Interesse, und auf den Rath desselben schrieb Ferdinand an Napoleon, und gab demselben den Wunsch zu erkennen, sich mit einer franz. Prinzessin (einer Tochter Lucians) zu vermählen. Dieser Schritt blieb dem Friedensfürsten nicht verborgen; seine Nachforschungen brachten ihn bald auf die nähere Spur; er wußte sich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen, und mit ihnen lag der Plan desselben gegen ihn klar vor Augen. Er eilte zur Königin, und beide suchten den König zu überzeugen, daß sein Sohn ihm nach Leben und Krone trachte. Ferdinand und seine ganze Dienerschaft wurden im Escurial arretirt; das Verhör desselben fand in der Nacht vom 28. — 29. Oct. in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Minister und der Präsidenten des Conseils Statt. Eine vom Friedensfürsten eigenhändig geschriebene, an den Rath von Castilien gerichtete königl. Kundmachung vom 30. Oct. 1807 erklärte den Prinzen und dessen Diener für Verräther. Allein die öffentliche Stimme klagte den Friedensfürsten als den Urheber der ganzen Sache an. Dieser wollte daher den Vermittler spielen, und der Prinz unterzeichnete in seinem Arrest einen Brief, worin er seinen königl. Vater um Verzeihung bat. Dieser verzieh, aber gegen die Mitschuldigen ging die Untersuchung fort, in deren Folge der Herzog von Infantado und der Canonicus Escoiquiz exilirt wurden. Doch die Besorgnisse des Friedensfürsten waren dadurch nicht beruhigt. Die Unthätigkeit des franz. Hofes bei diesen

Digitized by Google

Vorfällen und die laut werdende Stimme des Volks ſchienen ihm eine ungünſtige Vorbedeutung. So wurde durch die verſchiedenen Hofparteien und durch die Erbitterung des Volks die Revolution von Aranjuez herbeigeführt, die am 19. März 1808 ausbrach. Am 18. Abends hatte der Prinz zu einem Gefreiten der Garde geſagt: „Dieſe Nacht zähle ich auf Euch!“ Da fiel dieſe in der Nacht über die Garden des Friedensfürſten her, das Volk vereinigte ſich mit ihr, die Wohnung des Günſtlings wurde geſtürmt, er ſelbſt rettete ſich, mit Wunden bedeckt, auf einen Boden, wo er ſich unter Stroh verbarg. Seine Entſetzung und Unterwerfung unter ein Criminalgericht, die Carl IV. am andern Morgen verhängte, konnte das Volk jetzt nicht mehr beruhigen. Der König entſagte daher an demſelben Tage ſeiner Krone, und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen, der den Namen Ferdinand VII. annahm und von dem Volke als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Der Herzog von Infantado ward Commandant der ſpaniſchen Garden und Präſident des Raths von Caſtilien. Gegen Godoy war der Prozeß inſtruirt. Allein während der durch den Jubel des Volks berauſchte Ferdinand ſeines Triumphes genoß, ſchrieb der alte König durch Murat an Napoleon, erklärte ſeine Thronentſagung für erzwungen, ſeinen Sohn für einen Kronräuber, und forderte den franz. Kaiſer zum Schiedsrichter in dieſer Sache auf. Dies geſchah unter dem Schutze einer franz. Armee, die unter dem damaligen Großherzoge von Berg am 23. März in Madrid eingerückt war. Am folgenden Tage zog Ferdinand VII. als König in Madrid ein. Er hatte Napoleon ſeine Thronbeſteigung bekannt gemacht und um eine Prinzeſſin angehalten; zugleich aber durch die Bekanntmachung der Actenſtücke über die Begebenheiten im Escurial ſich von der Beſchuldigung ſeines Vaters zu reinigen geſucht. Napoleon hatte indeß beſchloſſen, die Schwächen des alten Königs zu benutzen; er meldete daher dem Prinzen Ferdinand, daß er ſich auf der Reiſe nach Spanien befinde, und lud ihn durch Savary ein, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, um mündlich dieſe Angelegenheiten zu regulieren. Auf dieſen Brief reiſete Ferdinand in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatsſecretärs Cevallos, des Canonicus Escoiquiz und Anderer, am 10. April wirklich ab. In allen Städten auf ſeiner Reiſe umringte das Volk ſeinen Wagen und bat ihn, das Reich nicht zu verlaſſen. Doch Savary und ſeine Vertrauten überredeten ihn zur Fortſetzung der Reiſe. Nahe an der Gränze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayonne vom 16. April, worin dieſer ihm erklärte: daß er ihn nur dann als König von Spanien anerkennen werde, wenn ſeines Vaters Abdankung freiwillig geſchehen und nicht durch die Begebenheiten in Aranjuez erzwungen worden ſey. Auf Savary's Betheurung, daß der Kaiſer ihn beſtimmt als König anerkennen werde, ſetzte Ferdinand ſeine Reiſe fort, und kam am 20. April zu Bayonne an, wo zehn Tage ſpäter auch der gekränkte Vater und die erbitterte Königin nebſt dem Friedensfürſten eintrafen. Napoleon empfing die altkönigliche Familie mit vieler Theilnahme. Ferdinands Bemühungen, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen, blieben fruchtlos. Seine bedingte Entſagung auf die Krone, vom 1. Mai, ward verworfen, und nach einer perſönlichen Vernehmung am 5. Mai mußte er, als Rebell mit dem Tode bedroht (Buonaparte ſelbſt ſagte damals zu ihm: il faut opter entre la cession ou la mort), der Krone Spaniens den 6. entſagen, und folgte, nachdem Carl IV. alle ſeine Rechte

Digitized by Google

an Spaniens Thron feierlich auf Napoleon übertragen hatte, seinen Aeltern nach Bordeaux, wo er mit seinen Brüdern am 12. Mai der väterlichen Entsagungsacte beitrat *). Dagegen erhielt er als Appanage a. eine jährliche Rente von 400,000 Fr. für sich und seine Nachkommen aus dem Kronschatze von Frankreich, b. die Paläste, Parks und Pächtereien von Navarra bis zum Belauf von 60,000 Morgen, schuldenfrei als völliges Eigenthum für sich und seine Erben, und c. noch eine jährliche Rente von 600,000 Fr., ebenfalls auf den Schatz von Frankreich angewiesen. Er bezog hierauf mit seinem Bruder D. Carlos, seinem Oheim D. Antonio, dem Canonicus Escoiquiz, dem Herzog von San Carlos und dem Secretär Macanaz das Schloß Valençay, wo er so streng bewacht wurde, daß der Plan des englischen Ministeriums im J. 1810, ihn von dort zu entführen, fehlschlug. Dasselbe hatte einen gewissen Baron Kolly an ihn abgeschickt, welcher aber verhaftet wurde. Ein Spion mußte dessen Rolle spielen; doch der Prinz ging nicht in die Falle. Um sich den Schein zu geben, als verabscheue er selbst das beabsichtigte Unternehmen, machte er (freilich zu einer Zeit, wo alles schon entdeckt war) eine Anzeige davon, und erniedrigte sich so sehr, nicht nur Napoleon seiner unbegränzten Ergebenheit zu versichern, sondern auch den Wunsch auszudrücken, von ihm adoptirt zu werden. In den Bedrängnissen, in denen sich Napoleon am Ende des J. 1813 befand, bot er, um seinen Rücken zu sichern, Ferdinand die Wiederherstellung auf seinen Thron an, und dieser willigte in den am 11. Dec. zu Valençay von dem Herzog von San Carlos und dem Grafen La Forêt unterzeichneten Vertrag, der ihm den Besitz seiner Reiche wieder zusicherte. Durch ihn trennte der König sein Interesse von der Sache Europa's, und setzte dieselbe in die größte Gefahr, indem er die Verlegenheit des gemeinschaftlichen Feindes verminderte. Die Cortes verweigerten daher die Bestätigung. Ferdinand blieb deshalb in Frankreich zurück, bis die Macht der Franzosen in Spanien vernichtet war. Den 3. März 1814 verließ er Valençay; den 19. kam er in Perpignan an, den 23. in Figueras, wohin ihn der Marschall Suchet begleitete, welcher am 24. an den Ufern der Fluvia von ihm Abschied nahm. Am 14. Mai 1814 zog Ferdinand wieder in Madrid ein, und wurde mit den rührendsten Bezeugungen von Liebe und Treue von seinen Unterthanen empfangen. Daß er die Bedingungen nicht annahm, welche die Cortes ihm, als dem künftigen Regenten des Reichs, in ihrer Constitution vorschrieben, mochte wohl gerechtfertigt werden, nicht nur weil diese Bedingungen die Macht der höchsten Staatsgewalt auf eine dem allgemeinen Besten nicht zuträgliche Weise lähmten, sondern auch, weil er wußte, daß die Partei, welche ihm freiere Hände lassen wollte, die überwiegende war; überdies ertheilte er die feierliche Versicherung, selbst eine Constitutionsurkunde zu geben, wie sie die Aufklärung von ganz Europa, die Oertlichkeit und die allgemeinen Bedürfnisse der spanischen Unterthanen auf beiden Halbkugeln der Erde nothwendig machen. Aber es wurde diese Versicherung nicht nur nicht erfüllt, sondern es erfolgten auch von dem Augenblicke des Regierungsantritts des Königs Schritte und Handlungen, welche das Erstaunen und die

*) Ferdinand hatte vor seiner Entsagung der von ihm in Madrid zurückgelassenen obersten Regierungs-Junta das Recht ertheilt, die Cortes zu berufen, den Krieg an Frankreich zu erklären, und ihr überhaupt uneingeschränkte Vollmachten gegeben.

Digitized by Google

Mißbilligung von Europa erregten. Es bildete sich ein furchtbares Verfolgungssystem gegen Alle, denen man in politischer Hinsicht liberale Ideen zutraute, und seine Schläge trafen viele von den verdienten Männern, deren patriotischem Sinne Ferdinand die Wiederherstellung seines Thrones verdankte. Hinrichtungen, Arretirungen, Verbannungen und Vermögensconfiscationen hatten in allen Gegenden des Reichs Statt, und wurden oft durch unmittelbares königl. Erkenntniß verfügt. Das Decret vom 30 Mai 1814, welches alle Spanier, bis zum Capitain herab, die dem Kaiser Napoleon oder dem König Joseph den Eid der Treue geleistet und in ihren Diensten gestanden, proscribirte, ist noch immer in Kraft. (S. d. Art. Farrill.) Die Preßfreiheit wurde aufgehoben und die Censur in ihrem ganzen ehemaligen Umfange wieder hergestellt. Alle Mönchsorden erlangten ihre vorige Verfassung und ihre Güter. Sogar die Inquisition trat in ihre alten Rechte ein. Die Geistlichkeit erhielt die ausgezeichnetsten Begünstigungen. Der Jesuitenorden wurde wiederhergestellt. Es erwies sich in allen Acten der Regierung ein despotischer, mit Heftigkeit durchgreifender, überall auf Unterdrückung der Geistesfreiheit hinstrebender Charakter. Unzählige Mal wechselten die ersten Staatsbeamten ihre Rollen; es erhuben sich Bewegungen im Reiche; die Straßen waren unsicher; die Gewerbe lagen darnieder; die Cassen des Staats befanden sich in der tiefsten Erschöpfung; die Colonien in Amerika beharrten in einer immer weiter greifenden Empörung; selbst die auswärtigen Mächte ließen den König daran erinnern, was er der so herrlich bewährten Treue seines Volkes und dem Geiste der Zeit schuldig sey. Er vermählte sich im J. 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Isabella Franziska; und als diese den 26. Decbr. 1818 starb, im August 1819 zum dritten Male mit der Prinzessin Josephe von Sachsen (geb. den 6. Decbr. 1803, Tochter des Prinzen Maximilian). Seit Cevallos Entfernung schien die Verwaltung einen mildern Geist anzunehmen; der Finanzminister Garay hat ein gleichförmiges Abgabesystem durchgesetzt, und der König Ferdinand gewann durch seine Persönlichkeit die Liebe des Volks; allein die Minister wurden 1816 in Ungnade entlassen und Garay's System ward aufgehoben. Ueberhaupt hat der König seit 5 Jahren 25 Ministerial Veränderungen vorgenommen und mehrere Verschwörungen (Mina, Porlier, Lacy u. A.) mit Strenge unterdrückt. Er ist der heil. Allianz und im Juni 1817 auch der Wiener Congreßacte beigetreten. Sein Cabinet ist in sehr gespannten Verhältnissen mit Portugal, und im Begriffe an die vereinigten Staaten die Floridas abzutreten. (Vergl. d. Art. Spanien, Westindien, Bourbon, Alcudia, Cevallos, Escoiquiz, Infantado und Carl IV.) B.

Ferdinand (Friedrich Christian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand oder Prinz Louis genannt, war ein Sohn des Prinzen August Ferdinand, ward geboren den 18. Nov. 1772, und blieb in der Affaire bei Saalfeld am 10. Oct. 1806. Dieser Prinz ist für Preußen höchst merkwürdig geworden, da der Krieg von 1806 und 1807 gegen Frankreich angeblich zum Theil sein Werk und das unglückliche Beginnen desselben bei Saalfeld zum Theil seine Schuld war. Seiner lebendigen Kraft und seinem glänzenden Talent fehlte richtige Leitung und gehöriges Maaß. Als er im ersten Kriege Preußens gegen das revolutionirte Frankreich seine militärische Laufbahn eröffnete, als er da mit vielem Muthe focht, bei Mainz einen

Digitized by Google

schwer verwundeten Oesterreicher auf seinen Schultern aus dem feindlichen Feuer trug: da erhob sich die Hoffnung auf den jungen Helden. Konnte der Prinz immer nur im Waffenrocke seyn und auf den Schlachtfeldern, so wäre er gewiß ein anderer Mensch geworden, als er war. Die Unthätigkeit, die dem bloß auf die Wachtparade beschränkten Generallieutenant bei seinem natürlichen Feuer peinlich werden mußte, ward ihm nachtheilig, und so verfiel er in manche Ausschweifung. Es waltete in ihm eine glühende Liebe zur Freiheit, die mit seinen Einsichten nicht im Gleichgewicht stand, und ihn durch kühnes Selbstvertrauen über die Kraft des neuen Imperators von Frankreich und seiner Heere verblendete. Das Schwert wurde gezogen, und der Prinz suchte einen wichtigen Platz bei der Armee; lange blieb seine Bestimmung unentschieden: endlich übertrug ihm der Fürst von Hohenlohe, trotz der Vorstellungen des Obersten Massenbach, das Commando seiner Avantgarde, und von diesem Augenblicke an näherte sich Louis Ferdinand mit starken Schritten dem unabwendbaren Verhängniß, das seiner harrte. Als am 9. Oct. der General Tauenzien bei Schleiz zurückgeworfen worden, wendeten die Marschälle Lannes und Augereau sich gegen die Hohenlohische Avantgarde, welche etwa 8000 Mann stark, bei Saalfeld stand. Die erste Nachricht hiervon entflammte den Prinzen in so hohem Grade, daß er sein ganzes militärisches Verhältniß vergaß, und sich mit dem Feinde zu messen beschloß, ehe er noch dem Fürsten von Hohenlohe Nachricht davon gab. Sogleich traf er seine Disposition, und um 9 Uhr früh am 10. Oct. waren die Truppen engagirt. Als der Prinz die Ueberzeugung erhielt, daß er nicht im Stande sey, dem fast viermal stärkern Feinde zu widerstehen, ordnete er mit aller Besonnenheit den Rückzug an. Im Begriffe, persönlich die Artillerie durch Saalfeld zurückzubringen, hielt er sich bei der zerbrochenen Achse einer Kanone so lange auf, daß unterdessen eine starke Colonne französischer Cavallerie eingedrungen war und die preußische und sächsische angreifen konnte. An der Spitze der Husaren brach der Prinz auf sie los; doch der Mangel an Einheit in diesem Manoeuvre ließ es mißlingen; die Schwadronen wurden in Unordnung zurückgeworfen, der Prinz in das Handgemenge verwickelt und von feindlichen Husaren umzingelt. Er lehnte mit Heftigkeit den dargebotenen Pardon ab, und fiel als das erste Opfer eines Kriegs, dessen erste Kanonenschüsse er seit Jahren kaum hatte erwarten können. In der Kirche von Saalfeld wurden seine Ueberreste beigesetzt. Seine beiden natürlichen Kinder, Louis und Blanche, wurden 1810 unter dem Namen von Wildenburg vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben. Noch ist zu bemerken, daß er großes Talent für die Musik besaß, und nicht nur einer der ersten Clavierspieler, sondern auch ein trefflicher Componist war. I.

Ferdusi (Ishak Ben Sheriffshah), der wichtigste epische Dichter der Perser, blühte um das Jahr Christi 1020. Er war zu Thus geboren, woselbst seine Aeltern als Ackersleute lebten. Die alte Geschichte Persiens reizte seine Wißbegierde, und als er sich mit ihr bekannt gemacht hatte, beschloß er, sie durch die Dichtkunst zu verherrlichen. Einige Beschwerden anzubringen, wanderte er nach Gasne, wo Sultan Mahmud seinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um sich versammelte. Er trat in den Garten des kaiserlichen Palastes, und fand in einer Laube den Dichter des Kaisers, Anasari mit zweien seiner Schüler, welche sich eben mit Versemachen aus dem

Stegreif unterhielten. Ferdusi näherte sich ihnen, und mischte sich in ihre Unterhaltung. Arsari erstaunte, einen Fremdling in Bauernkleidern so geistreich sich äußern zu hören, und setzte das Gespräch mit ihm fort. Er erfuhr von ihm, in welcher Absicht er gekommen sey, und erzählte den Vorfall dem Kaiser, welcher dem Ferdusi, nachdem er ihn genauer geprüft hatte, den ausdrücklichen Auftrag gab, die Thaten der alten Perserkönige zu besingen, und ihm für jeden Vers ein Goldstück verhieß. Ferdusi widmete eine Reihe von Jahren dieser Arbeit, und brachte ein großes historisches Gedicht von 60,000 Versen, Shahnameh (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geschichte Persiens von Nushirvan bis auf Jezdejerd umfaßt, und eigentlich aus einer Reihe historischer Epopöien besteht. Die Thaten des Helden Rustan, des persischen Herculs, machen eine der schönsten Episoden darin aus Ferdusi übergab sein Gedicht dem Sultan, welcher, von Verläumdern gegen ihn eingenommen, für jeden Vers ihm nur eine Silbermünze auszahlen ließ. Jener, der sich mit Unwillen so unwürdig behandelt und um den Lohn seiner vieljährigen Arbeit verkürzt sah, verschenkte das Geld, strich eine Menge von Versen zum Lobe Mahmuds, die er in sein Gedicht verwebt hatte, weg, und rächte sich durch eine bittere Satire (welche in Jones Commentarien de poesi asiatica zu finden ist). Genöthigt, die Flucht zu nehmen, begab er sich nach Thus und lebte dort in der Verborgenheit. Inzwischen bereute Mahmud seine Ungerechtigkeit, und ließ, als er auf seine Nachforschungen erfuhr, daß Ferdusi noch lebe und Mangel leide, zwölf Kameele mit reichen Geschenken für den Dichter beladen. Als sie an das Thor von Thus kamen, begegnete ihnen der Leichenzug Ferdusi's. — Das Shahnahmeh ist unter den Dichterwerken Asiens eines der ausgezeichnetsten; die persische Sprache hat kein Werk ihm an die Seite zu setzen. Für die Geschichte ist es von unschätzbarem Werthe, aber noch wenig benutzt. Eine englische Uebersetzung, welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchstücke finden sich übersetzt in Jones Commentarien, in Wilkens persischer Chrestomathie, ferner in Schlegels Europa, im deutschen Merkur, in den Fundgruben des Orients, und in Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Das Ganze wird jetzt in Ostindien gedruckt erscheinen. Ein Bruchstück, betitelt Sohreb, erschien in Calcutta 1814. Görres hat eine Uebersetzung des Ganzen angekündigt.

Fere Champenoise, ein Städtchen von 336 Feuerstellen, in Champagne, im Departement der Marne, das eine nicht geringe Berühmtheit durch das Treffen erlangt hat, welches am 25. März 1814 hier geliefert worden. Als sich am 25. März Napoleons Plan, gegen Lothringen vorzudringen, entwickelt hatte, beschlossen die verbündeten Monarchen, dem Feinde den Weg gegen den Rhein frei zu lassen, sich mit dem Blücherschen Heere zu vereinigen, und gerades Wegs auf Paris loszugehen. Indem der General Winzingerode Napoleon nachfolgte, setzten sich die verschiedenen Corps der großen Armee, in Gemäßheit jenes Entwurfes, in Bewegung. Am 25. März kamen dieselben in drei Colonnen bei Fere Champenoise an. Die Cavallerie, die den Vortrab bildete, war nach Sezanne vorgetrieben. Blücher traf in Chalons ein. Vor diesem hatten sich die Corps der Marschälle Marmont und Mortier zurückgezogen, um sich mit Napoleon in Verbindung zu setzen. Am Morgen des besagten 25. März stieß das 6te Corps, unter dem General Rajewsky, auf ihre Avantgarde, und trieb sie nach Connautray zurück, und durch

Digitized by Google

Fere Champenoise hindurch, wo eine große Anzahl Pulverwagen, Fuhrwerk und viel Bagage genommen wurde. Zugleich führte der Großfürst Konstantin, mit der russischen Reservecavallerie, auf dem linken Flügel einen glücklichen Angriff aus, und nahm dem Feinde 18 Kanonen und viele Gefangene ab. Unterdessen marschirte die Avantgarde der verbündeten Armee durch Fere Champenoise Zu gleicher Zeit zog eine feindliche detaschirte Colonne, 6000 Mann stark, unter dem Befehle des Generals Amey, über Montmirail her, in der Absicht, sich an das Heer Napoleons anzuschließen. Diese Colonne, welche von Blücher entdeckt worden war, wurde von den Generalen Korf und Witschakof verfolgt, und gerade gegen Fere Champenoise getrieben. Hier stieß sie auf den Vortrab der großen Armee. Es kam zu einem heftigen Gefechte, in dem sich die Franzosen mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigten. Auf allen Seiten von Cavallerie umringt, und wiederholt zur Uebergabe aufgefordert, fuhren sie standhaft fort, zu fechten, bis endlich eine gegen sie eröffnete russische Batterie und erneuerte Cavallerieangriffe ihre Vernichtung vollendeten. Gegen 100 Kanonen, 120 Pulverwagen, und 6000 Gefangene, worunter sich die Divisionsgenerale Amey und Pactod und 6 Brigadiere befanden, fielen an diesem Tage den Siegern in die Hände. Das Schlachtfeld war mit Leichen, zerbrochenen Gewehren und Rüstungen aller Art bedeckt. — Nach diesem Gefecht überließ der Feind den Verbündeten die offene Straße in seine Hauptstadt. Alle Corps der großen Armee rückten in Eilmärschen gegen dieselbe vor. Am 29. Abends kamen sie bei den Gehölzen von Bondy, zwei Stunden von Paris an, und nun erfolgten in reißender Schnelle die großen Begebenheiten, welche die Gestalt von Europa verändert haben.

Ferguson (Adam), geboren zu Logierait im schottischen Hochlande 1724, eine Zeitlang Feldprediger, hernach (1757) Hofmeister in dem Hause des Lord Bute, darauf 1759 Professor der Naturwissenschaft, und endlich seit 1764 Professor der Moral zu Edinburgh, welche Stelle er auch nach einer anderthalbjährigen Reise ins Ausland, auf welcher er den jungen Chesterfield begleitete, wieder einnahm. Vorzüglich hat er sich durch seine Geschichte der Fortschritte und des Untergangs der römischen Republik (London 1785, 3 Bde. 4., deutsch von Beck 1784, 3 Bde. 8.), und schon früher durch seinen Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (1767, deutsch von Jünger 1768) als philosophischen Geschichtschreiber Englands, als Moralphilosophen aber durch seine Anfangsgründe der Moralphilosophie, das erste geistreiche Compendium dieser Wissenschaft in der englischen Literatur (1769, deutsch von Garve 1772) und andere moralische Schriften, die er nach Niederlegung seiner Professur (1784) herausgab, berühmt gemacht.

Fermate heißt in der Musik das Aushalten einer Note über ihre eigentliche Geltung, welches durch das Zeichen ⌒ angedeutet wird. Sie bringt einen Ruhepunkt in die musikalischen Perioden, ohne sie zu schließen. Bisweilen werden auch Cadenzen dabei angebracht.

Ferment, Gährungsmittel, d. h. eine Substanz, durch welche man die Gährung eines andern Körpers hervorbringt, s. d. Art. Gährung.

Digitized by Google

Fernan Nunez, (Graf von) Grand von Spanien der ersten Classe, Herzog von Montelano und Casa, geboren zu Madrid 1778. Sein Vater, der Gesandter am franz. Hofe im J. 1790 war, und selbst ein Buch (Madrid 1796) für die Erziehung seiner Kinder schrieb, gab ihm die sorgfältigste Erziehung. Der junge Graf zeichnete sich am Hofe zu Madrid durch Bildung und Charakter vortheilhaft aus. Er schmeichelte dem mächtigen Günstling, dem Fürsten de la Paz, auf keine Weise; und erklärte sich laut gegen die Verhaftung des Prinzen von Asturien. Nach dessen Befreiung trat er entschieden auf seine Seite. Späterhin rieth er ihm dringend ab, nach Bayonne zu gehen, als es aber Ferdinand dennoch that, folgte er ihm dahin. Nach Ferdinands Verzichtleistung auf die Krone, suchte Napoleon die spanischen Großen durch hohe Stellen zu gewinnen, und der Graf Fernan Nunez mußte den 4 Jul. 1808, die Stelle eines Oberjägermeisters bei dem König Joseph annehmen. Allein kaum war er in Madrid, so ließ er Waffen unter seine Unterthanen austheilen, wies der allgemeinen Nationalhülfscasse monatlich 40,000 Realen (über 2500 Rthlr.) an, und besoldete die Insurgenten in Castilien. Auf die Anzeige davon ächtete ihn Buonaparte. Der Graf entfloh zu dem spanischen Volksheere, und schien anfangs auf die Seite der Cortes sich zu neigen, trat aber zur Opposition, weil die neue Constitution die königliche Gewalt seiner Meinung nach zu sehr beschränkte. Darum unterstützte er auch nach Ferdinands VII. Rückkehr auf den Thron, diesen Monarchen in der Unterdrückung der Cortes. Im J. 1815 ging er als spanischer Botschafter nach London, und seit 1817 bekleidet er denselben Posten an dem Hofe Ludwigs XVIII. C.

Ferne, s. Perspective.

Ferney. Nur ein kleiner unbedeutender Flecken mit einem Schlosse, nahe bei Genf, aber berühmt als ehemaliges Besitzthum Voltaire's, der hier seinen beständigen Wohnsitz nehmen wollte, als er vom Hofe Friedrichs des Großen zurückgekehrt war. Doch auch diesen Ort des Friedens verließ er wieder und ging noch ein Mal nach Paris zurück, wo er bald darauf die ewige Ruhe fand. Voltaire's „Nordische Semiramis," Kaiserin Katharina II. von Rußland, feierte das Andenken an Ferney dadurch, daß sie sich ein genaues Modell des dasigen Studirzimmers Voltaire's in erhabener Arbeit verfertigen ließ. Das Schloß verfällt bereits, aber die untern Zimmer sind noch in unverändertem Zustand, wie sie bewohnt wurden.

Fernow (Carl Ludwig), einer der gründlichsten und geschmackvollsten Kunstkenner und Kritiker der Deutschen, war den 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Pasewalk in der Ukermark, geboren, woselbst sein Vater als Knecht auf dem Edelhofe diente, später aber ein kleines Eigenthum erwarb. Die Gerichtsherrschaft nahm sich des Knaben an, dessen Anlagen sich entwickelten. Zwölf Jahre alt kam er als Copist zu einem Notar und ward dann bei einem Apotheker in die Lehre gegeben. Hier hätte ein an sich unseliges Ereigniß für den armen Jüngling die traurigsten Folgen haben können. Ein Jägerbursche kommt eines Morgens sehr früh in die Apotheke, als Fernow und ein zweiter Lehrbursche eben geöffnet hatten. Fernow, der mit dem Jäger scherzt, nimmt dessen Gewehr, legt es auf ihn an und drückt es los, ohne zu ahnen, daß es geladen ist. Der unglückliche Schuß tödtet jenen auf der Stelle; der Apotheker eilt herbei, vernimmt das Geschehene, und beschließt schnell gefaßt,

Digitized by Google

Fernow zu retten; er verbindet den andern Burschen durch einen Eid zum ewigen Stillschweigen, und man gibt vor, die von selbst losgegangene Flinte des Jägerburschen habe ihn getödtet. So war Fernow einer langwierigen peinlichen Untersuchung entzogen; aber erst spät konnte er sein Herz einigermaßen beruhigen. Indeß beendigte er seine Lehrjahre, und begab sich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck. Hier war er so glücklich, eine gute Condition zu finden, die ihm bei einem genügenden Unterhalt einige Zeit übrig ließ, an seiner höhern Bildung mit Erfolg zu arbeiten. Schon früher hatte ihn seine Neigung zum Zeichnen und zur Dichtkunst gezogen. Er fuhr fort, in beiden seine Kräfte zu üben, machte die Bekanntschaft Carstens (s. d. Art.), und gewann durch den vertrauten und belehrenden Umgang mit diesem originellen Künstler höhere und richtigere Ansichten der Kunst; bis endlich seine immer steigende Liebe für die Malerei und die sichtbaren Fortschritte, die er darin machte, ihn zu dem Entschluß brachten, der Apothekerkunst zu entsagen, um sich ganz seiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun an lebte er vom Porträtiren und Zeichenunterricht, übte sich nebenbei auch in der Dichtkunst; aber seine Arbeiten sowohl in dieser als jener Kunst bewiesen bei manchen löblichen Eigenschaften doch, daß sein Beruf nicht in der Ausübung derselben sey. In Ludwigslust lernte Fernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die reinste Liebe knüpfte. Er folgte ihr nach Weimar, fand aber seine Hoffnungen getäuscht, und sah sich genöthigt, Weimar zu verlassen, um nach Jena zu gehen. Hier machte er die vertraute und lehrreiche Bekanntschaft des trefflichen Reinhold, in dessen Hause er Baggesen kennen lernte, der im Begriff war, nach der Schweiz und Italien zu reisen, und gleich in den ersten Tagen Fernow den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten. Nichts konnte dem Lernbegierigen willkommener seyn. Die Reise ward schnell beschlossen, beide trafen in Bern zusammen, hatten aber erst einen kleinen Theil Italiens gesehen, als Baggesen durch unerwartete Familienereignisse zurückgerufen wurde. Fernow fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Burgstall zwei Gönner, die ihn in den Stand setzten, sich dennoch nach Rom zu begeben (1794) und sich dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunstreichen Umgebungen der alten Weltgebieterin, geleitet und gekräftigt durch seinen väterlichen Freund Carstens, den er in Rom fand, und mit dem er zusammenzog, begann er jetzt die Theorie und Geschichte der Kunst, so wie die Sprache und die Dichter Italiens mit Eifer zu studiren; seine Ansichten erweiterten und berichtigten sich, und als die Unterstützung seiner Gönner aufhörte, wußte er durch Vorlesungen sich in den Stand zu setzen, seinen Aufenthalt in Rom fortzusetzen. Nachdem er mehr als acht Jahre in Rom auf das Studium der Kunst gewandt, und seinen Geist mit Kenntnissen bereichert hatte, kehrte er 1803, mit einer Römerin verheirathet, nach Deutschland zurück, und ward außerordentlicher Professor in Jena. Seine nicht ganz günstige Lage daselbst dauerte nur bis zum Frühjahr 1804, wo er die durch den Tod des Raths Jagemann erledigte Bibliothekarstelle bei der verwittweten Herzogin Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieses Amt gewährte zwar kein hinreichendes Auskommen, raubte aber auch nur wenig Zeit, und hätte Fernow vollkommen in den Stand gesetzt, in ungestörter Muße den Schatz seiner Kenntnisse zu verarbeiten, wenn er nicht auf der Rückreise über die Alpen eine Krankheit eingesogen

Digitized by Google

hätte, deren zerstörenden Wirkungen er, nachdem er vergebens in Carlsbad und Biberstein Genesung gesucht hatte, am 4. Dec. 1808 erlag. Er starb an einer unheilbaren Pulsadergeschwulst in einem Alter von kaum 45 Jahren. Seine reichhaltigen römischen Studien, z. B. seine gelehrte und geschmackvolle Ausgabe der italienischen Dichter und seine italienische Sprachlehre werden seinen Namen erhalten. Eine Freundin des Verstorbenen, Johanne Schopenhauer, hat uns seine Lebensumstände in einer eigenen Biographie mitgetheilt. M.

Fernrohr (auch Perspectiv, Sehrohr genannt), Telescop und Tubus, müssen wegen ihrer genauen Verwandtschaft in Verbindung betrachtet werden. Das Fernglas ist ein einzelnes Glas, welches entweder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geschliffen ist, und dazu dient, entfernte Gegenstände zu verdeutlichen. Das Fernrohr hingegen ist ein aus einer oder mehreren in einander geschobenen Röhren bestehendes Werkzeug, welches einige kunstmäßig geschliffene und in gehöriger Entfernung eingesetzte Gläser enthält, und vermöge dessen entfernte Gegenstände näher und vergrößert vors Auge gebracht werden. Willkührlich, aber sehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr Perspectiv, ein größeres vorzugsweise Fernrohr oder Tubus. Telescop ist wie Tubus eigentlich ein allgemeiner Name für jedes Fernrohr, doch bezeichnet man damit vorzugsweise die Art der Fernröhre, bei welchen statt des Objectivglases ein Spiegel gebraucht wird (Spiegeltelescop), oder die zu astronomischem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Die Erfindung der Ferngläser und Fernröhre gehört zu den wichtigsten und nützlichsten. Sie machte den Anfang des 17ten Jahrhunderts zu einer in der Geschichte der Dioptrik und Astronomie unvergeßlichen Epoche. Den Alten waren sie völlig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die sich bei Baco und Andern von dem Gebrauche geschliffener Gläser finden, können doch erst die Jahre 1608 und 1609 als die wahre Zeit dieser Erfindung angesehen werden, welche von Holland ausging, ohne daß wir den Urheber derselben genau anzugeben wissen. Unbestimmte Nachrichten nennen einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Professor der Mathematik zu Padua, befand sich gerade in Venedig, als er hörte, daß man in Holland dem Prinzen Moriz von Nassau ein Werkzeug überreicht habe, welches entfernte Gegenstände nähere und verdeutliche. Ein Brief aus Frankreich bestätigte ihm die Sache, und sein scharfsinniger Geist errieth schnell die Zusammensetzung. Ein Versuch, den er sogleich mit einem planconveren und planconcaven Glase anstellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entsprach seiner Erwartung, ungeachtet der schlechten Beschaffenheit der Gläser. Er verfertigte ungesäumt ein besseres Sehrohr, legte es den Senatoren der Republik vor, und erntete Bewunderung und Belohnungen. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr noch höchst unvollkommen, und darf nicht für seine Erfindung gelten. Es bestand dies holländische oder galileische Fernrohr nach seiner ursprünglichen Einrichtung aus einem erhabenen Vorder- oder Objectivglase, und einem hohlen Augen- oder Ocularglase. Beide sind in die Enden eines Rohres in einer solchen Entfernung eingesetzt, daß der Brennpunkt des Vorderglases mit dem jenseitigen Zerstreuungspunkte des Oculars ungefähr zusammenfällt. Um nach den Umständen die Entfernung der Gläser ändern zu können, sind die Röhren aus zwei Stücken gemacht, die auseinander und in einander geschoben werden können. Man muß, um sich eine

deutliche Vorstellung von der Wirkungsweise eines solchen Instruments zu machen, die Natur der Linsengläser kennen (s. d. Art.). Beide Gläser, sowohl das erhabene, als das Hohlglas, müssen auf einerlei Achse gestellt seyn, damit der eingebildete Brennpunkt des letztern mit dem wahren Brennpunkt des ersten zusammentreffe. Die Entfernung der Gläser ist also der Differenz ihrer Brennweiten gleich. Gegenstände, durch dieses Fernrohr betrachtet, erscheinen gerade und unter einem größern Sehwinkel eigentlich so viel Mal vergrößert, als die Brennweite des Augenglases in der des Objectivglases enthalten ist. Später gab man dem holländischen oder galileischen Fernrohr, das nur als Taschenperspectiv gebräuchlich ist, eine vollkommnere Einrichtung, und so entstanden nach und nach das astronomische Fernrohr, das Erdfernrohr, das achromatische Fernrohr und das Spiegeltelescop. Ersteres besteht aus einem erhabenen Vorder- und Augenglase, deren Brennpunkte in der Röhre, an deren Enden sie eingefügt sind, zusammenfallen. Kepler gab die Idee dazu an, und Pater Scheiner führte sie aus. Das Sternrohr stellt die Gegenstände zwar verkehrt dar, allein bei den Himmelskörpern ist dieser Umstand gleichgültig. Das Erdfernrohr weicht von dem vorigen darin ab, daß ihm noch zwei, auch wohl drei und vier Gläser zugefügt sind, theils um das Bild wieder umzukehren, theils um die Abweichung wegen der Farbenzerstreuung zu vermindern und das Gesichtsfeld zu vergrößern. Allein die aus der Farbenzerstreuung nothwendig entstehende beträchtliche Undeutlichkeit war nicht ganz zu entfernen, bis es gelang, in dem Spiegelteleskope und achromatischen Fernrohre Instrumente aufzustellen, bei welchen, wenn sie vollkommen gut gearbeitet sind, gar keine Zerstreuung der Farben Statt findet, und sich die Gegenstände in ihrer ganzen Reinheit dem Auge darstellen. Ueber jenes wird der Art. Spiegeltelescop nähere Auskunft geben, über dieses, welches auch nach seinem Erfinder Dollond genannt zu werden pflegt, vergl. man die Art. Achromatisch und Dollond. Wir fügen nur hinzu, daß sich dieses Instrument von den übrigen dadurch unterscheidet, daß seine Objectivlinse aus drei Gläsern, von denen die beiden äußern aus Kronglas, das mittlere aber aus Flintglas besteht, dergestalt zusammengesetzt ist, daß dadurch die Farbenzerstreuung aufgehoben wird. Ungeachtet der Schwierigkeit, die in der Composition der Glasarten besteht, hat man ihm doch, weil es die Gegenstände lebhafter darstellt, auch wohlfeiler und von unwandelbarer Dauer ist, noch den Vorzug vor dem Spiegeltelescop gegeben. Zur Theorie des Fernrohrs gehören folgende Sätze: 1. Jedes erhabene Glas vereinigt Strahlen, welche aus einem Punkte des Gegenstandes kommen, so, als ob sie aus einem in der Achse des Glases liegenden nähern Punkt ausgegangen wären. Dieser Vereinigungspunkt heißt für parallel auffallende Strahlen der Brennpunkt, und sein Abstand vom Glase die Brennweite. Die im Vereinigungspunkte aufgefangenen Strahlen geben das Bild umgekehrt. 2. Jedes hohle Glas zerstreut die von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Strahlen so, als ob sie aus einem in der Achse des Glases liegenden näheren Punkt ausgegangen wären. Für parallel auffallende Strahlen heißt dieser Punkt auch der Brennpunkt, und sein Abstand die Brennweite des Glases, eigentlich der Zerstreuungspunkt und die Zerstreuungsweite desselben. 3. Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus seinem Brennpunkte oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob sie

Digitized by Google

ſich in ſeinem Brennpunkte vereinigen wollten, werden von beiden ſo gebrochen, daß ſie nachher mit einander parallel laufen. 4. Wenn die Gläſer nicht allzudick ſind, läßt ſich ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebrochen durchgehe.

Feronia, eine der älteſten italieniſchen Göttinnen. Berühmt iſt der uralte Hain unweit Anxur (ſ. Terracina), der ihr geweiht war. In ihrem Tempel empfingen die Freigelaſſenen einen Hut zum Zeichen der Freiheit.

Ferrand (Graf Antoine) Staatsminiſter Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, der beredteſte Anwald des Grundſatzes der Legitimität, geboren 1752, vermählt 1780 mit der Tochter des Miniſters Roland, der 1795 in der Revolution umkam. Schon als Parlamentsrath zu Paris zeichnete ſich Graf Ferrand durch Beredſamkeit aus. Er ſprach 1787 gegen die königl. Anleihe-Edicte, und forderte den König auf, durch die Einheit des Thrones mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befeſtigen. Sein Rath ward nicht befolgt. Da er demohnerachtet den Grundſätzen der Revolution abgeneigt war, wanderte er im Sept. 1789 aus und ſchloß ſich an den Prinzen von Condé an. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er Regentſchaftsrath, und hielt ſich 1795 in Regensburg auf. Nach ſeiner Rückkehr 1801 nach Frankreich, wo er an öffentlichen Geſchäften keinen Theil nahm, erſchien ſein berühmtes Werk: L'esprit de l'histoire, ou lettres politiques et morales d'un père à son fils, sur la manière d'étudier l'histoire en général, et particulièrement celle de France. (4 vol. 1809. 6. édit. 1816.) Es athmet durchaus Abſcheu gegen alle Revolutionen, und iſt freimüthig geſchrieben; nur geht ihm hiſtoriſche Genauigkeit ab, weil ſich der Verfaſſer zu oft auf ſein Gedächtniß verlaſſen hat. Eine Stelle darin, die Rede des Viomandus, eines Generals, der den rechtmäßigen König Childerich auf den Thron zurückführt, machte Napoleons Argwohn rege. Das Buch mußte Cartons erhalten, fand aber um ſo mehr Gunſt beim Publikum, und der Kaiſer von Rußland überſandte dem Verfaſſer dafür einen koſtbaren Ring. Darauf ſetzte Graf Ferrand aus Rulhiere's Papieren deſſen Histoire de Pologne fort; ein Werk, das von Seiten der Polizei, weil Ferrand den Text von Rulhier'n, wo er die Ruſſen Barbaren nannte, abgeändert hatte, ſehr angefochten wurde. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814, ſprach Herr Ferrand in einer Verſammlung der Royaliſten bei Herrn Lepelletier de Morſontaine, kräftig für die Zurückberufung der Bourbons. Dieſer Wunſch ward durch eine Deputation, die aus ihm, dem Herzog de la Rochefaucauld, Chateaubriand u. A. beſtand, dem Kaiſer Alexander vorgetragen, und Herr von Neſſelrode, der die Abgeordneten empfing, verſicherte ſie von der Geneigtheit des Kaiſers. Den 18. Mai 1814 ward Herr Ferrand zum Staatsminiſter ernannt. Auch hatte er weſentlichen Antheil am Entwurfe der königl. Verfaſſungscharte. Bei Napoleons Vordringen nach Paris im Jahre 1815, zog er ſich auf ſeine Güter zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs erhielt er ſeine Aemter wieder, und zeigte ſich als gemäßigter und conſtitutioneller Royaliſt. Der Graf Ferrand iſt Mitglied der franz. Akademie. Von ſeinen Schriften führen wir noch ſein neueſtes Werk an: Théorie des revolutions, 4 vol. 8. Paris 1817. C.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, welches gegen Norden an das venetianiſche Gebiet, gegen Weſten an die Herzogthümer Mantua und Mirandola, gegen Süden an das Bologneſi-

Digitized by Google

sche und Romagna und gegen Osten an den Golfo von Venedig gränzt, und eine ungesunde Lage hat. Das alte aus Toscana stammende und schon im neunten Jahrhundert berühmte Haus Este hatte über Ferrara das Vicariat. (S. d. Art. Este). Als 1597 der Mannesstamm dieses Hauses in der Hauptlinie ausgestorben war, folgte aus einer Nebenlinie Herzog Cäsar. Diesem entriß aber Clemens VII. Ferrara (1598), das er als eröffnetes Lehn zum Kirchenstaate schlug. Die Herzoge von Modena haben ihre Ansprüche darauf nicht wieder geltend machen können. Die Hauptstadt Ferrara, in einer niedrigen und ungesunden Gegend an einem Arme des Po gelegen, ist eine ziemlich ansehnliche, aber von ihrer ehemaligen Größe heruntergesunkene Stadt. So blühend und glänzend sie unter der Regierung der Herzoge von Este war, welche hier residirten, so verfallen und melancholisch ist sie jetzt. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläste groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päbstlichen Legaten bewohnt, enthält noch Ueberbleibsel guter Freskomalereien von Dossi und Tizian. In den Kirchen findet sich manches gute Bild, besonders von dem hier einheimisch gewesenen Garofalo, einem Schüler Raphaels. Der Dom, mit einer altgothischen Vorderseite, aber inwendig in neuerem Style ausgebaut, ist ein großes, doch eben nicht ansprechendes Gebäude. Desto interessanter ist die Bibliothek, wo außer sehr schätzbaren Sammlungen von alten Handschriften, Antiken, Münzen u. dgl. sich mehrere Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintenfaß und den Stuhl des Ariost, das Manuscript seiner Satyren, mehrere Briefe, und auch sein Denkmal, welches aus der Kirche S. Benedetto, wo er begraben liegt, hieher gebracht worden ist. Ferner bewahrt man hier die Handschrift des Pastor Fido von Guarino und sehr viele Reliquien des Tasso auf, unter diesen ein Heft seiner Rime mit der Zueignung an Leonore von Este, ein Manuscript des befreiten Jerusalems von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbessert, mehrere Briefe u. s. w. Auf das wehmüthigste wird man an den unglücklichen Dichter im St. Annenspitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer stolzen Inschrift über dem feuchten und finstern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alfons II. sieben Jahre schmachten ließ. (Vergl. d. Art Este und Tasso). Erfreulicher sind die Erinnerungen an Ariost; ihm zu Ehren heißt ein platz der Stadt Piazza Ariostea, und sein Wohnhaus, von innen und außen mit Inschriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Festungswerke Ferrara's waren ehedem nicht unbeträchtlich, Oesterreich hat hier nach der Wiener Congreßacte das Besatzungsrecht; Wohlstand, Industrie und Bevölkerung sind gesunken; kaum zählt man jetzt 20.000 Einwohner, wo einst gegen 80,000 den glänzendsten und gebildetsten Hof Italiens umwohnten. xx.

Ferreira (Antonio), einer der classischen Dichter Portugals, geboren zu Lissabon im J. 1528. Er vervollkommnete die schon von Seide Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Epistel, und gab der portugiesischen Poesie überdies das Epithalameum, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine Ines de Castro ist die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa; nur Trissino ging ihm mit der Sophonisbe voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Styls, von den Portugiesen als eins der

schönsten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet. Uebrigens sind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da sein Richteramt, das er verwaltete, ihm wenig Muße übrig ließ und er schon in der Blüthe der Jahre 1569 starb. Dias Gomes sagt von ihm: die Lectüre des Horaz, die Begierde, Miranda nachzuahmen und die natürliche Strenge seines Geistes wurden ihm Veranlassung, nach Kürze in der Schreibart zu streben; aber er geht darin so weit, daß er den Wohlklang fast immer dem Gedanken aufopfert. In allen seinen Werken sind Verstand und Tiefe die charakteristischen Kennzeichen. Seine Gemälde sind ernst, aber ein wenig geringfügig; sein Ausdruck, mehr kräftig als sanft, ist sehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geist erhebt, das Herz erwärmt. Er verstand das utile dulci des römischen Lyrikers.

Ferreras, (Jean de) ein berühmter spanischer Geschichtschreiber wurde geboren zu Labaucza den 7. Juni 1652 von edlen, aber armen Eltern. Ein väterlicher Onkel übernahm die Erziehung des jungen Ferreras, und sandte ihn Anfangs ins Jesuitenkollegium von Montfort de Lemos. Nachdem er hier Griechisch und Lateinisch gelernt hatte, trat er nach und nach in drei Dominikanerklöster ein, wo er Poesie, Beredsamkeit, Philosophie und Theologie studirte. Ueberall zeichnete er sich durch Scharfsinn und Fleiß aus; zugleich machte er sich durch seinen sanften Charakter, so wie durch seine gute Aufführung beliebt. Ferreras war zum geistlichen Stande bestimmt, und um seine Studien zu vollenden begab er sich auf die Universität zu Salamanca, wo er alle Orden erhielt. Nachher bewarb er sich um eine Pfarrerstelle, die er auch erhielt. Hier zeichnete er sich durch seine geistliche Beredsamkeit aus. Als er Pfarrer zu Alvares war, lernte er den Marquis de Mendoza kennen, einen Freund und Kenner der Musen und der Gelehrsamkeit. In diesem Umgange gewann er nicht nur an Kenntnissen, sondern er lernte auch die schwere Kunst des Geschichtschreibers. Späterhin erwachte seine Neigung zur Theologie von neuem, und er schrieb einen vollständigen Cursus derselben. Sein Name wurde immer bekannter. Er stieg von einer Ehrenstelle zur andern, und wurde selbst bei der Congregation der Inquisition angestellt. Mehrere andere Ehrenämter schlug er aus. Die neue spanische Akademie ernannte ihn im Jahr 1713 zum Mitgliede; er wurde ihr sehr nützlich, indem er an dem 1739 erschienenen spanischen Wörterbuche ein fleißiger Mitarbeiter war. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu seinem Bibliothekar. Hier setzte er seine früher angefangene Geschichte Spaniens fort. Nachdem er mehrere Jahre in diesem Amte gestanden hatte, starb er den 14. April 1735 im 83sten Jahre des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht Alle durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Unter den im Druck erschienenen zeichnet sich besonders aus, die Historia de Espanna, Madrid 1700 — 1727. 16. Fol. 4. Dies ist sein wichtigstes Werk. Er hat sich dadurch sehr um die Berichtigung und Aufhellung der Geschichte Spaniens verdient gemacht. Dieses Werk geht bis zum ersten Ursprunge der spanischen Völkerschaften hinauf, und endigt sich mit dem J. 1589. Der Verfasser hat hier immer an die authentischen Quellen sich gehalten, und verdient meist unbedingtes Vertrauen. Sein Styl ist rein, männlich concis, aber nicht immer elegant und belebt. In dieser Hinsicht scheint ihn der bekanntere Mariana zu übertreffen.

Digitized by Google

Ferro ist die westlichste unter den canarischen, der Krone Spanien gehörigen Inseln. Die mehrsten Geographen ziehen durch diese Insel den ersten Mittagskreis.

Fersen (Axel Graf von) schwedischer Feldmarschall und Senator, starb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Er war aus einer alten liefländischen Familie entsprossen die sich seit der Regierung Christinens, Carls X. und XI. in Schweden ausgezeichnet hatte. Nachdem er mehrere Jahre in Frankreich gedient, wo er die Würde eines Maréchal de camp erhielt, kehrte er nach Schweden zurück und machte sich hier durch seine militärischen und politischen Talente bemerklich. Er commandirte in Pommern, und wurde dreimal Reichsmarschall oder Präsident des Adels. Sein Einfluß zeigte sich besonders bei der Ständeversammlung im J. 1756, während deren man den Plan zu einer Revolution zu Gunsten des Hofs entdeckte. Der Graf von Fersen führte das Wort in dem Ausschusse, der die Angeklagten richten sollte. Das Gericht verurtheilte den Grafen von Brahe, Baron Horn, Capitän Puole und Andre zum Tode. Als Gustav III. von Frankreich und von seinen Talenten unterstützt, im J. 1772 es unternahm die Regierungsform zu ändern, und Graf Fersen sah, daß er nicht mit Glück gegen die Partei des Volks und des Königs kämpfen könnte, zog er sich aus der Hauptstadt zurück. Wenig Tage nach Annahme der neuen Verfassungsurkunde, erhielt er eine Stelle im Senate. Allein die Macht dieses Corps war gebrochen und die Grundsätze der Regierung änderten sich, so wie die Zeit die Staatsveränderung befestigte. Mehrere Senatoren nahmen den Abschied, auch Graf von Fersen; allein er entfaltete von neuem seine politische Thätigkeit als Mitglied des Adels bei den Reichstagen von 1778 und 1786, wo er eine Oppositionspartei bildete. Da er denselben Einfluß auch bei der Versammlung von 1789 behaupten wollte, wurde er mit andern Adelsdeputirten, in Folge einer sehr stürmischen Debatte zwischen diesem Stande und seinem Präsidenten, verhaftet. Nun nahmen die Verhandlungen so gleich einen andern Gang, und der Monarch gewann neue Vorrechte. Fersen erhielt die Freiheit wieder, und erschien an Gustavs Hofe, ein Zeuge des Triumphs dieses Fürsten zu seyn. Sein Glück in der Reichsversammlung dankte er meistens seinem Rednertalente und seiner Uneigennützigkeit, welche seiner Ehrsucht ein minder gehässiges Ansehn gab.

Fersen (Axel) Sohn des Vorigen, Hofmarschall, wurde geboren zu Stockholm gegen das J. 1750. Nachdem er unter Leitung seines Vaters seine Studien in Schweden vollendet hatte, ging er nach Frankreich, wo er Oberster des Regiments Royal suédoi wurde. Er diente nun in Amerika und reisete nach England und Italien. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, zeichnete sich Graf Fersen durch seine Anhänglichkeit an die königl. Familie aus. Er trotzte allen Hindernissen, um dieser unglücklichen Familie während ihres Aufenthalts im Tempel Trost und Linderung ihres Elends zu gewähren, wie er sie früher auch auf ihrer Flucht begleitet hatte. Im Volke galt sogar die Meinung, er habe ein näheres Verhältniß zur Königin gehabt. Als er Frankreich hatte verlassen müssen, hielt er sich in Wien, Dresden und Berlin auf, und kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück. Er erhielt schmeichelhafte Auszeichnungen: der König ernannte ihn zum Großmeister seines Hauses, Ritter seiner Orden, Kanzler der Universität Upsala. Der Graf von Fersen, der den Revo-

Digitized by Google

lutionsstürmen in Frankreich entgangen war, fiel als ein Opfer der Gährungen, welche im Jahre 1810, nach dem Tode des Prinzen von Holstein-Augustenburg, der kurz zuvor zum Kronprinzen erwählt worden war, in Stockholm ausbrachen. Beim Leichenbegängniß des Prinzen wurde er vom Volke mißhandelt und ermordet. Die Ursache hiervon war der Verdacht, daß Fersen an dem plötzlichen Tode des Prinzen Schuld habe.

Fescennische Verse haben ihren Namen von der Stadt Fescennia in Etrurien, wo sie zuerst gebräuchlich waren. Man verstand darunter Verse von schlüpfrigem oder schmutzigem Inhalt, vielleicht dramatische Impromtu's.

Fesch (Joseph), Cardinal, Erzbischof von Lyon; geboren zu Ajaccio den 3. Jan. 1763. Sein Vater, Franz Fesch, kam von Basel, als Oberlieut. im Schweizer-Regiment Boccard nach Corsika. Seine Mutter war die Wittwe Ramolini, Mutter der Madame Lätitia, verehel. Buonaparte, (geb. 1750) welche in zweiter Ehe sich mit Franz Fesch vergeirathet hatte. Bis zu seinem 15ten Jahre ward er in Corsika, hierauf im Seminarium zu Aix erzogen. Er umfaßte die Grundsätze der Revolution mit Feuer, war eine Zeitlang Magazinaufseher bei der Armee des Generals Montesquiou in Savoyen, und 1796 Kriegskommissär bei der italienischen Armee, in welchem Posten er viel gewann. Hierauf trat er in den geistlichen Stand. Napoleon machte sein Glück. So wurde er 1802 zur Zeit des Concordats Erzbischof von Lyon, und 1803 Cardinal. Als französischer Gesandter in Rom, seit dem 1. Juli 1803, betrug er sich mit Verstand und Feinheit. Im J. 1804 begleitete er den Papst nach Paris zu dem Krönungsfeste. Im Jan. 1805 ernannte ihn Napoleon zu seinem Großalmosenier, und, mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt, den 1. Febr. zum Senator. Im Jul. gab ihm der König von Spanien den Orden des goldnen Vließes. Im J. 1806 bestimmte ihn der Churfürst Erzkanzler, nachmals Fürst Primas, von Dalberg, zu seinem Coadjutor und Nachfolger; allein Napoleon genehmigte dies nicht, weil er sich im Nationalconcilium 1810 seinen Ansichten widersetzt und sich des Pabstes gegen Napoleons gewaltsames Verfahren mit Nachdruck angenommen hatte. Er schlug nun seiner Seits 1809 das Erzbisthum von Paris aus, und lebte in einer Art von Ungnade, auf seinem erzbischöflichen Sitze zu Lyon bis 1814. Von hier flüchtete er, bei der Annäherung der Oesterreicher, nach Orleans, und begab sich darauf mit Mad. Lätitia Buonaparte nach Rom. Nach Napoleons Rückkehr von Elba stellte er sich nebst andern Mitgliedern der Familie wieder in Paris ein, und wurde zum Pair ernannt, mußte aber nach der Schlacht von Waterloo abermals auf die Rückreise nach Italien denken, wo er seitdem mit seiner Halbschwester Lätitia in Rom lebt.

Feß oder Fez und Marokko, auf der nordwestlichen Küste von Afrika, in der Berberei. Im J. 1647 warf sich Muley Scherif, ein angeblicher Abkömmling des Propheten Muhammeds, zum König von Tafilet auf; sein Sohn brachte auch die Reiche Feß und Marokko an sich, und seine Nachkommen besitzen sie noch jetzt. Der Beherrscher dieser Reiche (Scherif, Kaiser) will die Oberherrschaft der Pforte nicht mehr anerkennen, und regiert ganz despotisch. Der Flächeninhalt dieser Länder beträgt 13,712 Q. M. Das Clima ist wegen der verschiedenen Arme des Atlasgebirges, die das Land durchstreichen, und wegen der Nähe des Meeres gemäßigt. Der überaus fruchtbare

Boden bringt Getraide im Ueberfluß, Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor; und die Viehzucht, hauptsächlich die Pferdezucht, ist vortrefflich. Die Bergwerke sind ergiebig an Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Die Manufacturen liefern vorzüglich Corduan, Saffian und vergoldetes Leder. Mit diesen Artikeln und mit den natürlichen Producten des Landes wird ein bedeutender Handel geführt. Die Einwohner gegen 5 Millionen, bestehen aus Mauren (Arabern), Berbern, Christen, Renegaten und Juden. Der Monarch allein treibt Seeräuberei, die aber jetzt nicht einträglich ist, weil er mit den meisten christlichen Mächten in Frieden lebt, und von ihnen jährliche Geschenke erhält. Seine Flotte besteht aus 10 Fregatten von 16 bis 30 Kanonen, und 14 Gallioten von 2 bis 10 Kanonen. Seine Landmacht, 86,000 Mann zu Fuß, und 3500 Mann Artillerie ohne die Reiterei, kann im Nothfall auf 100,000 Mann gebracht werden. Feß ist die wichtigste Stadt des Reichs, an dem kleinen Flusse Fez (oder Perlenflusse) mit 70,000 Einwohnern und beträchtlichem Handel. S. Marocco, und Barbaresken.

Feßler (Ignaz Aurelius), berühmt durch seine Schicksale und Schriften, geboren 1756 zu Preßburg in Ungarn, trat 1773 in den Orden der Capuziner zu Mödling und wurde 1781 in das Kloster zu Wien versetzt. Im Jahr 1783 ernannte ihn Kaiser Joseph anfänglich zum Lector, und nachdem er die theologische Doctorwürde angenommen, zum Professor der orientalischen Sprachen und der Hermeneutik des alten Testaments auf der Universität zu Lemberg. Zugleich wurde er auf sein Verlangen gesetzlich aus dem Capuzinerorden entlassen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 sein erstes Trauerspiel Sidney auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn seine Feinde in einen fiskalischen Prozeß, denuncirten das Stück als ärgerlich, gottlos und aufrührerisch, und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen Revolution in den Niederlanden, keiner günstigen Entscheidung seiner Sache entgegensah, auch bei dem zu vermuthenden nahen Tode Josephs seine Lage als unsicher betrachtete, im folgenden Jahre sein Amt niederzulegen und sich nach Schlesien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. Korn zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen von Carolath vortheilhaft angestellt, der ihm, als er seinem Vater in der Regierung folgte, den Unterricht seiner Söhne übertrug. Im Jahr 1791 trat er zur lutherischen Religion über, ging 1795 nach Berlin, woselbst er privatisirte, Consulent für die catholischen Angelegenheiten der neuorganisirten polnischen Provinzen mit einem angemessenen Gehalte ward, und sich theils als Schriftsteller, theils als Erzieher thätig erwies. In Berlin heirathete er, verließ aber diese Stadt 1803, und kaufte sich einen Landsitz in Kleinwall, ein Paar Meilen davon, wo er im Schooße seiner Familie seine literarischen Arbeiten fortsetzte. Die Folgen der jenaer Schlacht vernichteten plötzlich sein stilles Glück. Er verlor sein Amt, mußte sein Grundeigenthum mit Verlust verkaufen, ließ sich in Niederschönhausen bei Berlin und bald darauf in Bukow nieder. Keinen andern Erwerb vor sich, als der ihm aus seiner literarischen Thätigkeit entsprang, gedrückt von den harten Lasten des Krieges, umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einziger Versorger er seyn sollte, bedurfte er eines mehr als gewöhnlichen Muths. Endlich wurde er 1810, mit dem Charakter eines Hofraths, als Professor der orientalischen Sprachen und der Philosophie bei der Alexander-Newsky-Aka-

demie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Petersburg berufen, gab aber auch dieses Amt bald wieder auf, weil seine philosophische Ansicht mit der dort herrschenden nicht stimmte; doch erhielt er die Stelle eines Correspondenten bei der Gesetzcommission, mit einem Gehalte von 2500 Rubeln. Er ging nun nach Volsk im saratow'schen Gouvernement, wo er die philanthropischen Ideen eines Collegienraths Slobin realisiren sollte. Er traf hier mit Carl von Kügelgen zusammen. Aus diesen Entwürfen wurde aber nichts rechtes, und Feßler beschäftigte sich mehr mit schriftstellerischen Arbeiten, insbesondere mit den Geschichten der Ungarn, von denen bis jetzt 4 Bde. (Leipzig bei Gleditsch) erschienen sind. Seine schriftstellerischen Arbeiten u. a. Marc. Aurel, ein histor. Gemälde, (Breslau 1790; 3. Aufl. 1799 4 Bde.) Aristides und Themistokles, (Berl. 1792 2 Bde.); Matthias Korvin, K. d. Ungarn, (Bresl. N. Aufl. 1796. 2 Bde.); Attila, K. d. Hunnen, (Bresl. 1794.); und seine Fortsetzung der Geschichte des alten Griechenlands, nach Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis, (Berlin 1797. 2 Bde.); — zeigen Feßler'n als einen gelehrten, hellen und gewandten Kopf und als einen scharfen Beobachter. Ungeachtet bedeutender Fehler, die zum Theil der Gattung des historischen Romans, welche er für seine ersten Darstellungen gewählt hat, überhaupt anhängen, verdient er den Namen eines geistreichen, männlichedeln und correcten Schriftstellers. Im J. 1818 ward seine Lage durch Alexanders Aufmerksamkeit verbessert. Er erhielt nicht nur seinen vollen Gehalt wieder, sondern auch alle Rückstände desselben. C.

Fest- und Feiertage, dem gemeinsamen Gottesdienste der Kirche gewidmet, theilen sich in die Sonntage und eigentlichen Festtage; diese sind entweder ordentliche oder außerordentliche, bewegliche oder unbewegliche. Bewegliche sind Ostern, Pfingsten ꝛc., unbeweglich Weihnachten, Michaelisfest, Dreikönigsfest, Lichtmeß, Johannis, Marienfeste ꝛc. Man ist in allen aufgeklärten Staaten bemüht gewesen, ihre Zahl durch Abschaffung oder durch Verlegung auf den nächsten Sonntag zu vermindern. Dagegen fehlt es unserm Gottesdienste an Festtagen, welche mit den die Religiösität der Menschen ansprechenden Perioden der Natur in Berührung wären. Ein kirchliches Frühlingsfest, ein allgemeines Ernte- oder Herbstfest, eine allgemeine Todtenfeier, zum kürzesten Tage und seit der Befreiung Deutschlands, erhebende Feste der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft mit weltlichen Festen verbunden, an welchen die Kraft der Nation durch öffentliche Uebungen sich prüfte und entwickelte ꝛc., wären treffliche Vehikel, um mit Beihülfe passender Liturgie den äußern Cultus zu heben. Denn nur dieser ist wegen der verschrobenen einförmigen Liturgie gesunken, nicht aber die wahre Religion, welche ihren Altar in jedem denkenden und fühlenden Menschenherzen findet und ihren Gottesdienst ohne Rücksicht auf den Calender hält.

Festigkeit ist derjenige Aggregatzustand eines Körpers, in welchem seine Theile nicht durch eine jede Kraft sogleich aus ihrer Lage verschoben werden können, sondern (nach dem Grade der Festigkeit) mehr oder weniger Widerstand leisten. Daß man das Wort Festigkeit in dem engern Sinne von solchen Körpern braucht, die einer starken, auf sie einwirkenden Kraft zu widerstehen vermögen, im Gegensatze zerbrechlicher Körper, ist bekannt. Beide Zustände sind in-

Digitized by Google

deß überhaupt relativ und fließen in einander. Die Stärke des Zuſammenhangs äußert ſich vorzüglich bei feſten Körpern, wenn ſie zerriſſen oder zerbrochen werden ſollen. Die Kraft, die zum Zerreißen erfordert wird, zeigt die abſolute Feſtigkeit; diejenige, die zum Zerbrechen erfordert wird, die relative Feſtigkeit an.

Feſton (Fruchtſchnur, Gehänge) iſt eine lebendige oder künſtliche, und im letzten Falle entweder gemalte, oder von Stein (oder Stucco) erhaben gearbeitete, architektoniſche Verzierung aus zuſammengebundenen Zweigen mit Blumen und Früchten vermiſcht, bald an den Außenſeiten der Gebäude, beſonders über Thüren und Fenſtern, bald im Innern der Gebäude, in Zimmern und Sälen. Bisweilen nimmt man auch, je nach der Beſtimmung des Ortes, ſtatt der Blumen und Früchte, Muſcheln, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Thiere u. ſ. w. als Attribute der Fiſcherei, der Jagd, der Muſik, der Jahrszeiten. Die Art, dieſe Feſtons aufzuhängen, iſt verſchieden, denn bald hängen ſie nur an einem Ende gerade herab, bald ſind ſie an zwei Enden befeſtigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald ſind beide Arten vermiſcht. Wie dem ſey, ſo iſt immer rathſam nicht allzuviele anzubringen, am wenigſten an den Außenſeiten der Gebäude, und ſie leicht und locker zu bilden, weil die zu vollen und gedrängten ſtets die Idee der Schwerfälligkeit erwecken. dd

Feſtung wird ein Ort genannt, wo ſich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Dazu iſt nöthig, daß die Beſatzung gegen die Schuß- wie gegen die Stoßwaffen des Feindes möglichſt geſichert ſey; dies geſchieht aber durch zwei Dinge, den Wall und den Graben. Erſterer ſoll die Stadt und Beſatzung gegen feindliches Geſchütz ſichern, aus letzterm aber wird die Erde zum Wall genommen, und zugleich hindert er den Feind, ſich dem Walle ſelbſt zu nähern. Der Wall pflegt nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß hoch, und 50 bis 80 Fuß dick gemacht zu werden. Der Graben wird 12 bis 24 Fuß tief und 60 bis 120 Fuß breit gemacht. Er iſt entweder trocken oder 6 Fuß tief mit Waſſer gefüllt. Wall und Graben umgeben die ganze Feſtung, jedoch werden ſie nach gewiſſen Grundſätzen einwärts und auswärts gebrochen. Bildet dieſer Umriß von Zeit zu Zeit Vorſprünge, welche nochmals rückwärts gebrochen ſind, ſo heißen dieſe Baſtionen und die Feſtung eine baſtionirte. (Nach dieſer Weiſe ſind die meiſten Feſtungen gebaut, und Marchi, Pagan, Freytag, Vauban, Coehorn und Cormontaigne die bekannteſten Namen unter den Ingenieurs, die auf dieſe Art befeſtigt haben. Die baſtionirte Manier theilt ſich wieder in die italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche und niederländiſche Befeſtigungsmanier, und jede von dieſen zerfällt wieder in ein Heer von Unterabtheilungen.) Der dem Feinde zugekehrte Theil der Baſtionen, heißt Facen, die der Feſtung näheren, Flanken. Das Stück Wall zwiſchen zwei Baſtionen heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Spitzen der Baſtionen pflegen 90 Ruthen von einander entfernt zu ſeyn; die Facen 30°, die Flanken 10 — 14° lang gemacht zu werden. Zwiſchen zwei Baſtionen liegt bei regelmäßigen Feſtungen meiſtens ein Ravelin (halber Mond), welcher aus einem fleſchenförmigen Werke, das einen einzigen ausſpringenden Winkel bildet, beſteht. Es hat gleichfalls einen Graben vor ſich. Zuweilen liegt ein ähnlich geſtaltetes Werk vor der Baſtion, welches Contregarde genannt wird Das Ravelin wie die Contregarde gehören ſchon zu den Außenwerken.

zu denen noch die Grabentenaille, Lünetten u. s. w. gezählt werden. Alle diese Werke werden durch einen 24 — 30° breiten Gang umschlossen, der durch eine Brustwehr, welche sich sanft in das Feld verläuft und das Glacis heißt, gegen feindliche Schüsse gedeckt ist, und daher der bedeckte Weg genannt wird. Vor dem Glacis befinden sich oft noch andere Außenwerke. (S. d. Art.) Sie sind jedoch nur in besondern, durch sehr coupirtes Terrain erzeugten, Fällen anzurathen, sonst aber durchaus fehlerhaft und eher schädlich als nützlich. Die holländischen Ingenieurs haben diese Art Werke im 16ten und 17ten Jahrhundert in unglaublichem Uebermaß an ihren Festungen angebracht. Die Außenwerke hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, welches der Flügel des Werks genannt wird, wenigstens mit dem bedeckten Wege des Platzes zusammen. Eine andere Gattung Außenwerke aber liegt völlig isolirt auf irgend einem wichtigen Punkte, oft mehrere tausend Schritte vom Glacis entfernt; man nennt dieselben detachirte Werke. Sie bestehen aus Redouten, Fleschen, Sternschanzen und ähnlichen Werken. Ihr Zweck ist, besonders wichtige Punkte in der Gewalt der Festung zu erhalten. Sobald sie oben mit keiner bombenfesten Bedeckung versehen sind, haben sie den großen Fehler, daß die einschlagenden Bomben die Besatzung in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, und die Geschütze zertrümmern. Man hat daher in dem letzten halben Jahrhundert bombenfeste Bedeckungen mancherlei Art erfunden, um diesem Uebel abzuhelfen, und wirklich war diese Aufgabe durch die Montalembertschen Thürme sehr glücklich gelöst worden. Diese Thürme sind rund, 2 bis 3 Stockwerk hoch, völlig bombenfest und auch durch Kanonen viel schwerer als andere Werke zu zertrümmern. Sie können 36 Geschütze fassen. Das untere Stockwerk ist nicht rund, sondern besteht aus 6 — 12 ein- und ausspringenden Winkeln, um Seitenvertheidigung zu erhalten. Solche bombenfeste detachirte Werke verstärken die Vertheidigungsfähigkeit einer Festung ungemein, und ihr Nutzen ist jetzt durchgängig anerkannt. Gleichzeitig mit den bombenfesten Thürmen kam auch, um mehrern sehr wichtigen Fehlern der bastionirten Form abzuhelfen, der Vorschlag wieder in Anregung, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Bastionen und Curtinen, sondern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln bestehen zu lassen. Letztere sollten dann immer rechte Winkel und erstere nicht spitziger als 60° bilden. Diese Einrichtung, welche man das tenaillirte System nennt, war schon früher von Dillich, Rimpler, August II. (König von Polen), besonders aber von dem genialen Landsberg vorgeschlagen; später ist sie von dem noch talentvollern Montalembert wieder ergriffen worden, und dessen geistreiche Vorschläge haben es jetzt, trotz aller Einwürfe seiner verblendeten Landsleute, die das handwerksmäßig Erlernte ihrer Kunst blind vertheidigten, dahin gebracht, daß es wohl keinen in seine Wissenschaft eingeweihten Ingenieur gibt, der nicht den großen Vorzug dieser Befestigungsweise erkennt. Sie charakterisirt sich auch noch vorzüglich dadurch, daß ihre Anhänger die Zerstörungen, welche die Ricochetschüsse und das Wurfgeschütz in den gewöhnlichen Festungen anrichten, einsahen, und daher größtentheils auf die Anlage von mit Kanonen besetzten Casamatten und andern bedeckten Geschützständen drangen. — Außer bastionirten und tenaillirten Plätzen unterscheidet man auch natürliche und künstliche Festungen. Erstere sind solche, welche an den meisten Stellen durch Terrainhindernisse, z. B. durch unersteigliche Felsen, Sümpfe

Wasser u. s. w. gesichert sind, und daher nur an wenigen Orten durch Menschenhände befestigt zu werden brauchen; letztere hingegen müssen an allen Punkten durch künstliche Werke in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Nach einer dritten Eintheilung zerfallen die Festungen in reguläre und irreguläre. In erstern sind alle gleichnamigen Winkel und Seiten gleich groß, in letztern hingegen die Lage der Werke dem Terrain angepaßt. Jene sollten nur auf dem Papier existiren, indem Benutzung des Terrains und Kostenersparniß die Hauptsache ist; die reguläre aber, da sie das Terrain nicht berücksichtigt, bei weitem mehr kostet als die, welche dem Terrain angepaßt wird, und überdem, da alle Seiten gleich stark sind, dem Feinde freie Wahl der Angriffsseite läßt, während bei den unregelmäßigen Plätzen nur ein oder zwei schwache Seiten vorhanden seyn dürfen, auf denen man nun gehörige Vorbereitungen treffen kann. — Der Zweck der Festungen ist von mannichfaltiger Art: sie dienen zur Bewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung der Gebirgspässe, Stromübergänge und der Schiffahrt, zum Anlehnungspunkte fester Stellungen, zum Sammelplatze geschlagener Armeen, zur Basis militärischer Operationen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an denen sich die Kräfte einer offensiv operirenden feindlichen Armee brechen sollen, während die diesseitigen Truppen hinter dieser schützenden Kette die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges machen. Es ist in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, ob nicht die Festungen, statt einem Staate zu nützen, ihm in Kriegszeiten vielmehr Schaden brächten? und die Vertheidiger dieser Meinung haben die schnelle Uebergabe der preußischen Festungen im J. 1806 und den geringen Nutzen, den der Französische dreifache Gürtel von Festungen 1814 und 15 leistete, als Grund für ihre Behauptung angeführt. Indeß kann dieser Satz doch nur von Profanen ernstlich vertheidigt werden, da die ganze Theorie des Kriegs, bestätigt von den Vertheidigern der Festung Danzig, Sarragossa und anderer spanischen und italienischen Plätze, den hohen Werth dieser Einrichtung beurkundet. Der schnelle Fall jener Plätze aber entstand wohl aus der Ueberlegenheit der Kunst des Angriffs, oder aus der Feigheit der Commandanten, dem Mangel an Ausrüstung und aus geringer Anzahl der Vertheidiger. Der Werth eines Platzes muß offenbar nach der Vertheidigungsfähigkeit desselben, d. h. nach der Zeit, welche man sich gegen den geregeltsten, mit allen Mitteln geschehenden Angriff halten kann, bestimmt werden. Nicht ohne Glück haben daher die neuern Franzosen die Stärke der Festungen durch fingirte Tagebücher der zu führenden Belagerungen bestimmt, und je nachdem die eingebildete Eroberung später oder früher erfolgte, den Platz für stärker oder schwächer gehalten. Bei diesen Tagebüchern werden zwar Wetter, Boden und viele andere Zufälligkeiten nicht mit in Anschlag gebracht, und es läßt sich daher durchaus nicht bestimmen, ob die Belagerung nicht vielleicht statt, wie im Tagebuche gesagt, 30, 60 und mehr Tage dauern werde; indessen können diese Zufälligkeiten bei allen Festungen eintreten, und jene Tagebücher sind daher nicht als Vorausbestimmung der Dauer einer Belagerung, wohl aber als wechselseitiger Maßstab der Vertheidigungsfähigkeit zu brauchen. Die nöthige Besatzung einer Festung bestimmt sich nach den möglichen Angriffspunkten. Kleine Festungen können aus mehreren Gründen mit Laufgräben nur an einem Punkte angegrif-

Digitized by Google

fen werden, und bedürfen nur der Beſatzung, um einen Angriff abzuſchlagen. Hierzu werden aber 5 bis 6000 Mann hinreichend ſeyn. Iſt hingegen ein doppelter Angriff möglich, ſo wird es einer Beſatzung von 10 bis 12,000 Mann bedürfen, die ſich bis auf 15,000 ja ſelbſt bis 20,000 Mann ſteigern kann, wenn die Feſtung viel detachirte Werke hat. Mehr als dieſe Menge hat keine Feſtung nöthig, und es iſt ein großer Fehler, wenn man, wie z. B. 1813 in Danzig, mehr Beſatzung zurückläßt. Die angegebene Mannſchaft iſt zur Abwehrung jedes Sturmes völlig hinreichend. Die Beſatzung, wie bisher gewöhnlich war, dadurch zu beſtimmen, daß man auf jeden Fuß der Länge der Bruſtwehr einen Mann rechnete, beruht auf falſchen Grundſätzen, und iſt jetzt allgemein für falſch anerkannt. Artillerie und Lebensmittel, werden nach ähnlichen Grundſätzen proportional der Beſatzung beſtimmt. P.

Fetfa, ſ. Mufti.

Fetiſchismus. Mit dieſem Worte bezeichnet man den natürliche oder künſtliche Körper, belebte oder unbelebte Weſen als göttliche anbetenden Religionsdienſt. Das Wort iſt neu, die Sache alt. De Broſſes in ſeiner Schrift: du culte des Dieux Fétiches (1760, überſ. v. Piſtorius. Stralſund 1785) hat den Ausdruck Fetiſch, der entweder aus dem Portugieſiſchen von Fetiſſo, ein Zauberklotz, oder nach Winterbottom von Faticeira, Zauberin, abſtammt, zuerſt in Umlauf gebracht. Die Portugieſen nannten die Götzen der Neger am Senegal und die Manitus andrer wilden Nationen ſo, und nachher erhielt das Wort eine allgemeine, umfaſſendere Bedeutung. Man kann zweierlei Arten von Fetiſchen unterſcheiden: 1. Theile und Werke der Natur, und 2. Werke von Menſchenhand. Zu den erſtern gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Caukaſus, die Perſer, Araber, alten Deutſchen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüſſe und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtſchadalen; Wälder und Bäume, welche die Slaven, Tſcheremiſſen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkineſen, Lappländer; Thiere, welche die Aegypter, Oſtiaken u. A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn u. a. m. Die zweite Claſſe iſt nicht minder zahlreich: Pfeile und Pflöcke verehrten die Parias, Scythen, Taurier; andere hingegen Töpfe, Pfähle u. dgl. Wichtig iſt die Frage, wie der Menſch wohl darauf gekommen ſey, Fetiſchen zu verehren? Bei einigen dieſer Fetiſchen iſt's begreiflich, bei andern ſollte man meinen, die Menſchen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und das erſte beſte dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahnung des Göttlichen, die ſie nothwendig haben mußten, ehe ſie darauf verfallen konnten, irgend etwas, was es auch ſey, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetiſchismus iſt die dem Naturmenſchen eigenthümliche Anſicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er ſein Leben hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig geworden iſt, das erſcheint ihm höher und mächtiger als er ſelbſt iſt, und im fremden Weſen findet er das Eigene und Menſchliche göttlich. Dies iſt der reinere und edlere Fetiſchismus der Natur. Hiebei aber blieb es nicht. So wie der Naturmenſch dem Todten außer ſich ſein Leben gegeben hatte, ſo gab er dem Lebenden, der Thierwelt, ſeinen Sinn und ſein inneres Leben. Der Inſtinkt des Thieres wurde ihm Abſichtlichkeit und Ueberlegung,

Digitized by Google

und da es durch Kunsttriebe, durch List, in der Art seinem Feinde zu entgehen, seine Nahrung zu finden, menschliches Nachdenken übertraf, da es sogar das Ungesehene wußte, durch Witterung seiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters; so gab die Thierwelt dem Menschen seinen eignen Sinn höher und übermenschlich zurück. (Thierfetischismus.) Nicht Thiere, sondern die belebte Natur mit Sinnen und Gestalt der Thiere betete ursprünglich dieser Fetischismus an. Den niedrigsten Fetischismus dieser Art erzeugten die brennendsten Climate von Afrika und die kältesten des Nordens. Die äußerste Ausartung des Fetischismus im Alterthum war unstreitig in Aegypten; von den Wilden der neuern Zeit ist es bekannt, daß sie ihre Götzen, wenn sie ihre Wünsche und Gebete nicht erhören, verkaufen und ersäufen, ihnen drohen, sie beschimpfen, prügeln und zerstören. Die feinste Veredlung des Fetischismus hatte ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sängerschulen und die bildende Kunst aus ihm ein schönes Göttergeschlecht hervorging. Der edlere Fetischismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeistern mit eigenthümlicher Persönlichkeit in menschlicher Gestalt, mit menschlichem Willen und Denken. Die dritte Art des Fetischismus gilt nur uneigentlich für solchen; denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. s. w. anbeten, so ist eine Anbetung unter solcher Gestalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entsprungen, sondern nachdem diese im Cultus untergegangen war, als Cultus selbst entstanden. dd.

Fett, ein Bestandtheil thierischer Körper, weich, beinahe flüssig, so lang es warm und im lebenden Körper enthalten, — hart, fest, weiß und blätterig, wenn es kalt ist. Es besteht nach den neuesten chemischen Untersuchungen größtentheils aus Wasserstoff und Kohlenstoff, mit einem geringen Antheil von Stickstoff und Sauerstoff. Von der vorherrschenden Neigung des Wasserstoffs und Kohlenstoffs sich mit einem größern Antheil von Sauerstoffe zu verbinden, rührt die Verbrennlichkeit des Fettes her. Es hat mit dem fetten Oel des Pflanzenreiches vieles gemein. (S. d. Art. Oele.) Der chemischen Kunst ist es gelungen, durch die Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff eine Masse hervorzubringen, welche sich ganz wie Fett verhielt. (S. Döbereiner's neueste stöchiometrische Untersuchungen 1816.) Auch hat man gefunden, daß andere weiche thierische Theile sich in eine fettähnliche Masse verwandelten, wenn sie lange unter Wasser, welches sich stets erneuerte, oder in feuchter Erde aufbewahrt wurden. In dem thierischen Körper ist die Erzeugung und Absonderung des Fettes die Verrichtung desjenigen Theils des Haargefäßsystems, welcher sich in die Zellchen des Zellgewebes sowohl unter der Haut als um verschiedene Eingeweide, besonders aber in den Netzen des Unterleibes befindet, wo sich alsdann das Fett ansammelt. Vergl. d. Art. Corpulenz.)

Feudalrecht und Feudalsystem, s. Lehnrecht und Lehnsystem.

Feuer ist dasjenige, was in einem Körper Wärme hervorbringt, die unbekannte Ursache der Wärme. Einige Naturlehrer nun haben das Feuer bloß für einen Zustand der Körper gehalten, der durch eine gewisse Art der Bewegung entspringen soll, z. B. Baco, Descartes, selbst Newton; andere nehmen einen besondern Stoff, Feuermaterie,

Digitized by Google

an, z. B. Euler, und dieſe Meinung iſt jetzt die herrſchende. Ueber die Natur dieſes Stoffs aber ſind die Meinungen höchſt verſchieden. (S. d. Art. Licht.) Im gemeinen Leben verſteht man unter Feuer die Erſcheinung des Verbrennens, eine Erſcheinung, die auf dem Zuſammentreffen des Lichts, der Wärme und des Kohlenſtoffs beruhen ſoll. Die Körper, an denen es ſich äußert, heißen verbrennliche. Lange hatte dem Menſchen das Feuer gemangelt, oder wenigſtens ein Mittel zu ſeiner Aufbewahrung und Hervorbringung. Allmählich wurde die Flamme durch eigne Wachen, wie z. B. das heil. Feuer von den veſtaliſchen Jungfrauen, unterhalten. Zum Schmelzen der Metalle, zur Sprengung der Felſen u. ſ. w., ward das Feuer ſchon ſehr früh angewendet; daß es zu letzterm gebraucht worden ſey, davon finden wir ſchon bei Hiob Spuren. Das Feuer brennt bald mit Flamme, bald beſteht es in einem bloßen Glimmen; es wärmt und leuchtet zugleich. Die Flamme leuchtet verſchiedenfarbig, je nachdem die Beſchaffenheit des verbrennenden Körpers iſt. Ihr Farbe zu geben, ſteht zum Theil in unſerer Gewalt. Ordnet man verbrennliche Körper von beſonderer Miſchung und in eigene Formen gefaßt, ſo, daß ſich in ihrem Verbrennen ein gewiſſer Ausdruck, Bild, Gedanke, darſtellt, ſo entſteht ein Feuerwerk. Der Zubereiter deſſelben heißt ein Feuerwerker. Der Feuerwerker in der Artillerie beſorgt die Munition fürs Geſchütz und was weiter dahin gehört. (Vergl. Feuerwerkerkunſt.)

Feuer (das griechiſche) ward im ſiebenten Jahrhundert erfunden. Als im Jahr 668 die Araber Conſtantinopel belagerten, ging der griechiſche Baumeiſter Kallinicus aus Heliopolis von dem Chalifen zu den Griechen über, und brachte eine Miſchung mit, deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken ſetzten und zur Flucht zwangen. Bald wurde es mittelſt flachsumwundener Pfeile und Wurfſpieße auf feindliche Feſtungswerke und Gebäude abgeſchoſſen, um ſie in Brand zu ſtecken; bald trieb man durch daſſelbe aus eiſernen oder metallenen Röhren ſteinerne Kugeln gegen die Feinde. Der Gebrauch dieſes Feuers dauerte wenigſtens bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts fort, und billig muß man es um ſo auffallender finden, daß kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller uns die Beſtandtheile deſſelben in einer genauen Angabe aufbehalten hat. Nach den angegebenen Wirkungen zu ſchließen, waren nicht Naphtha, Schwefel und Harz, ſondern wahrſcheinlich Salpeter ein Hauptbeſtandtheil deſſelben. Uebrigens folgt aus den Nachrichten den Alten nicht, daß es unter, ſondern nur, daß es auf dem Waſſer brannte; ein ſolches Feuer erfand Cardanus auch. Nach einer Angabe im Magazin aller Erfindungen ſoll der Freiherr von Aretin in München in der dortigen Central-Bibliothek, in einer lateiniſchen Handſchrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Abhandlung über das griechiſche Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept deſſelben enthält.

Feuerbeſtändig, der Wirkung des Feuers widerſtehend; das Gegentheil von flüchtig, in Dämpfe verfliegend.

Feuerdienſt, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetiſchismus (ſ. dieſen Artikel) oder reinern Naturdienſtes, welche vorzüglich bei den Perſern herrſchend und ausgebildet war. S. Gebern.

Feuerkugel, 1) in der Naturlehre feurige Lufterſcheinungen in Kugelgeſtalt, die ſich in verſchiedenen Größen ſchnell und lang-

sam durch die Luft bewegen, oft auch feurige Schweife haben, in welchem Falle man sie auch feurige Drachen nennt; kleine Kugeln der Art werden auch Sternschnuppen genannt. Es gibt über diese Erscheinung vielerlei Hypothesen. Chladni erklärt sie für dichte Massen, welche sich außer unserer Atmosphäre im höhern Weltraume gebildet haben, und setzt solche mit den Aerolithen oder sogenannten Mondsteinen in die nämliche Classe. 2. In der Geschützkunst jede Kugel, welche angezündet werden und brennen kann.

Feuerland (Tierra del fuego, heißt ein Land an der südlichen Spitze von Amerika, und von dieser bloß durch die Magelhaenische Straße getrennt. Der Entdecker Magelhaens nannte es so, weil er zur Nachtzeit überall viel Feuer sah, und glaubte, daß dieses von Vulkanen herrühre. Aber es ist wahrscheinlich, daß die Eingebornen diese Feuer angezündet hatten. Es liegt zwischen dem 52sten Grad 30′ und dem 56sten Gr. S. Br., so wie zwischen dem 65 und 76sten Gr. W. L. von Greenwich, und erstreckt sich etwa 80 Meilen in die Länge von Osten nach Westen, und 40 Meilen von Norden nach Süden in die Breite. Eigentlich wird es durch sehr schmale Meerengen in elf Inseln von bedeutender Größe getheilt. Das Clima des Landes ist außerordentlich rauh: selbst in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. Die Flora dieses Landes ist ganz eigenthümlich, und hat höchstens einige Gewächse mit Patagonien und den höheren Andes gemein. Insekten hat man kaum bemerkt, wenigstens keine lästige; auch wenig Landvögel, als einige Geyer und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier, was man auf dem Feuerlande gesehen, ist der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menschen. Dagegen wimmelt die See von Wallfischen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von Wasservögeln, unter denen besonders eine Ente genannt wird, die auf dem Wasser läuft. Auch erwähnt man einer Möve, des Port Egmonts Huhns, und sehr schmackhafter wilder Gänse. Die Eingebornen dieses Landes sind die beklagenswürdigsten, beschränktesten und verlassensten Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Climas so zu Boden gedrückt, daß sie sich auch die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verschaffen wissen, ein kleiner, häßlicher, magerer, bartloser Schlag Menschen, mit langen schwarzen Haaren und von einer Farbe, als wenn Eisenrost mit Oel vermischt, eingerieben wäre. Ihr ganzer Staat besteht in dem Fell eines Seehunds, selten eines Llamas, wie es vom Thier abgezogen worden, welches sie um die Schultern werfen, und beutelförmig um die Füße binden. Doch lieben sie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen sie von kleinen Muscheln oder Knochenstückchen; um die Augen malen sie sich weiße Ringe; alles, was roth aussieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren alles, Seethiere vorzüglich, roh, oder halb verweset. Kein anderes Getränk kennen sie, als Wasser. Auch feste Wohnplätze haben sie nicht, sondern sie ziehen von einem Ort zum andern, wo sie Vorräthe von Seethieren finden. Die Bauart ihrer Hütten ist höchst roh. Etliche Pfähle, kegelförmig zusammengestellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und eine Oeffnung unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornstein dient: das ist das Ganze. Kein Geräth sieht man in ihren Hütten. Sie führen auch nichts anderes, als eine Tasche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand, und eine Blase worin sie Wasser tragen. Wo sie Halt machen, zünden sie ein Feuer an: von dem beständigen Rauch haben sie fast alle rothe Augen. Auch ihre Kähne zeugen von

Digitized by Google

dem Mangel aller Kunstfertigkeit; sie sind bloß aus Baumrinden mit Sehnen zusammengenäht, und auswendig mit irgend einem Harz überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunst. Die Bogen, die Pfeile, die Wurfspieße und die Fischangeln sind nett gearbeitet, und sie wissen sie wohl zu brauchen. Man hört das Wort Pescherähh am häufigsten von ihnen; doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt sie daher jetzt selbst so. Nach einigen Nachrichten sind sie Flüchtlinge, die aus bessern Gegenden in dieß unwirthbare Land verdrängt sind; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jesuitischen Missionarien auf der Westküste von Patagonien.

Feuerprobe s. Ordalien.

Feuerspeiender Berg, s. Vulkane.

Feuerstein, ist ein mit allen Farben, gewöhnlich gelblich und rauchgrau, meistens derb, selten crystallisirt, vorkommendes Fossil, das sich weit auf der Erde verbreitet in Ur-, Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgen (vorzüglich in Kreidegebirgen) findet. Man bedient sich desselben, besonders in Muesnes in Berry, in Gallizien, zu Avio in Welsch-Tyrol, zur Verfertigung der Flintensteine, wozu man eine Art wählt, welche hinlänglich scharfkantig und schalig zerspringt. Die regelmäßige Form wird ihnen mit eignen Instrumenten gegeben. Das Verfahren dabei, welches so schnell von Statten geht, daß ein Arbeiter täglich 500 Stück verfertigen kann, war lange ein Geheimniß und ist erst durch Dolomieu bekannt geworden.

Feuerversicherung (Brandversicherung), die Sicherstellung vor Feuerschaden von Seiten des Staates, oder einer Gesellschaft, welche sich dazu verbunden hat, durch Ersetzung dessen, was durch eine Feuersbrunst an Häusern oder anderm Vermögen verloren gegangen, dem Eigenthümer, und zwar nach Maßgabe des angegebenen Werths, und des dieser Angabe gemäß zu entrichtenden jährlichen Geldbeitrags, den erlittenen Schaden zu vergüten. Dergleichen Anstalten kamen erst nach dem Jahre 1726 auf. Die Pariser wurde 1745, und die churbraunschweigische, als die erste in Deutschland, 1750 errichtet. In Sachsen wurde sie vom Jahre 1787 an eingeführt.

Feuerwerkerkunst, die Kunst oder Wissenschaft, aus Schießpulver und andern Stoffen künstliche und dem Auge wohlgefällige brennende Figuren zu bilden. Man nennt sie auch Pyrotechnie, und theilt sie in Land- und Wasserfeuerwerkerkunst ein. Zu ersterer gehören alle Arten von Raketen, Landpatronen, Feuerräder, brennende Sonnen, Namen u. s. w.; zu letzterer zählt man die Feuerkugel, Wasserteufel, Igel u. s. w. Verschieden von der Lustfeuerwerkerei ist die Ernstfeuerwerkerei, die sich mit allen Arten von Geschützpatronen, Brandkugeln, Petarden beschäftigt.

Feuilleton. Die Pariser Zeitungen mit Ausnahme des Moniteurs haben seit der Revolution die Einrichtung, daß ein durch eine Linie abgeschnittenes Winkelchen dazu bestimmt wird, literarische, theatralische und nichtpolitische Notizen mitzutheilen. Diese auch mit kleinerer Schrift gedruckte Abtheilung der Pariser Zeitungen nannte man Feuilleton. In Deutschland ist namentlich beim Nürnberger Correspondenten diese Form und Einrichtung im Aeußern nachgeahmt worden.

Fevre (Robert Le), einer der ersten Bildnißmaler unserer Zeit, lebt in Paris und ist ein Schüler Regnaults. Er hat zugleich mehrere treffliche historische und andere Compositionen geliefert, die

Digitized by Google

mit denen Davids, Guerins, Gerards, zu den ersten der neuern französischen Schule gehören. Sein schönes Bild: die den Amor entwaffnende Venus, hat Desnoyers in Kupfer gestochen. Im Salon von 1802 war von ihm eine Composition ausgestellt, die Callipygen genannt: zwei Jungfrauen, welche ihre geheimsten Reize einem jungen heirathslustigen Manne, der die schönste unter ihnen wählen will, zur Schau bringen, welche Ausstellung trotz ihrer Unsittlichkeit von Kennern wegen ihrer trefflichen Carnation allgemein bewundert wurde. Man hat von ihm mehrere Bildnisse Buonapartes, die zu den gelungensten gehören.

Feyerabend, war eine Familie zu Frankfurt am Main, berühmt im 16ten Jahrhundert durch eine große Menge von Künstlern und Literatoren, welche aus ihr hervorgingen. Der älteste, den man kennt, ist Johann Feyerabend, ein Holzschneider. Er hat seine Werke mit den beiden Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Er soll ein neues Testament in lateinischer Sprache mit seinen Holzschnitten verziert haben. — Hieronymus Feyerabend war ein ausgezeichneter Buchdrucker. — Johann Feyerabend auch ein Buchdrucker von Werth und Ruf. — Christoph Feyerabend, Verfasser einer deutschen Uebersetzung der Commentarien von Julius Cäsar. (Frankf. 1565, 1588 und 1620 Fol.) — Sigismund Feyerabend, Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker, besorgte treffliche Ausgaben alter Schriftsteller, worunter sich die des Livius (1568 Fol. mit saubern Kupferstichen von Josse Amman) auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bibel an, (1569 in 4.) welche mehrere Blätter, mit den Anfangsbuchstaben des Sigismund Feyerabend bezeichnet, enthält. Auch spricht er von Icones novi testamenti arte et industria singulari exprimentes, (1571 in 4.) worin sich Kupferstiche von diesem Künstler befinden sollen. Sigismund Feyerabend ist auch noch Herausgeber folgender zwei Sammlungen: 1. Annales seu Historiae rerum belgicarum a diversis autoribus ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae. Francof. 1580. II. Vol. fol.; 2. Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuris artificiosissimis expressa. Ibid. 1585 in fol. Er war es auch der auf seine Kosten das Gynaeceum, eine Sammlung von Frauentrachten darstellend, herausgab. — Carl Sigismund Feyerabend, folgte ums J. 1580 seinem Vater in demselben Gewerbe. Er hat mehrere Kupferstichsammlungen erscheinen lassen.

Fiacre (Fiacker), eine Miethkutsche, dergleichen in großen Städten auf öffentlichen Plätzen zu Jedermanns Dienste immer bereit stehen. Sie hat angeblich ihre Benennung von dem heiligen Fiacre, König der Schotten, im siebenten Jahrhundert, dessen Bildniß der erste Miethkutscher in Paris zum Schilde seiner Wohnung machte.

Fibel, eigentlich ein Heft, um etwas zusammenzuhalten, dann ein Büchelchen, woraus die Kinder lesen lernen — ABCBuch. Biesenrod soll der Verfasser der ersten deutschen Fibel seyn.

Fiber, Fibern, sind die feinen Fasern oder zarten Fäden, mit welchen die festen Theile der Thier und Pflanzenkörper zusammengewebt sind. Fibrös, faserig, was Fasern hat, oder fasericht, was aus Fasern besteht.

Fichte (Johann Gottlieb), geboren zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz den 19. Mai 1762. Er erhielt seine erste

Erziehung durch die Unterstützung eines Herrn von Miltiz. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine classische Bildung, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, lebte dann einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er in Königsberg auch den Umgang Kants genoß. Zuerst leitete er die Aufmerksamkeit des philosophischen Publikums auf sich durch seinen Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Königsberg 1792. 8.) Eben dieses Werk verschaffte ihm im Jahr 1793, nach Reinholds Abgang von Jena, den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die dasige Universität, welchem Rufe er auch folgte, und bis zum Jahr 1800 eine der ersten Zierden dieser Universität während ihrer glänzendsten Periode war. Hier machte er unter dem Namen der Wissenschaftslehre ein philosophisches System bekannt, welches er früher auf dem Kantischen fortbaute, von welchem er aber nachher sich immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgegebene philosophische Journal (B. 8. H. 1.) eingerückten Aufsatzes: Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung, fiel er in den Verdacht einer irreligiösen Denkart. Das Aufsehen, welches dieser Aufsatz erregte, veranlaßte eine Untersuchung, welche bei der aufgeklärten und milden weimarischen Regierung keine nachtheiligen Folgen für den Verfasser gehabt haben würde, wenn derselbe nicht mit Niederlegung seiner Stelle gedroht hätte, die ihm seine strenge Wahrheitsliebe zur Pflicht machte, worauf er seine Entlassung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preußischen Staate. Eine Zeitlang privatisirte er in Berlin. Im Sommer 1805 wurde er Professor der Philosophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des französisch-preußischen Krieges ging er nach Königsberg; wo er auch eine kurze Zeit Vorlesungen hielt, kehrte aber nach hergestelltem Frieden nach Berlin zurück, wo er im Jahr 1809 bei der neu errichteten Universität als Professor der Philosophie angestellt wurde, der er bis an seinen Tod seine schönsten Kräfte mit rastlosem Eifer widmete. Er wurde am 29. Jan. 1814 durch das verheerende Nervenfieber in seinem 51sten Jahre hinweggerafft. Fichte war ein Mann von großem Scharfsinn und hoher Beredsamkeit in seinem Vortrage. In seinen weniger wissenschaftlichen Werken ist ein Muster deutscher Prosa aufgestellt. Seinen Werth, seinen Einfluß auf die Geisterwelt, den großen und gerade für die letzte Zeit der Selbstsucht so wohlthätigen Impuls, den er ihr gab, bezeugen Tausende, und wird erst die Nachwelt ganz unparteiisch beurtheilen. Sein Streben war nicht irdisch, sondern immer auf das Ewige und Höchste gerichtet. Mit einer beispiellosen Kraft und Stärke des Geistes durchdrang er die Tiefen des menschlichen Wissens und gründete ein neues System der Philosophie, welchem er jedoch später nicht ganz treu geblieben ist, indem sein religiöser Sinn ihn in dem innersten Gemüthe (Ich) Gott finden ließ. Das frühere Princip desselben sollte der Satz seyn: A — A oder Ich bin Ich. Dieses Ich soll ferner als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewisse unbegreifliche Schranken eingeschlossen ist, sich in seiner Thätigkeit gehemmt sieht, und nun vermöge dieses Anstoßes ein Nicht-Ich setzt und es als eine objective Welt anschaut. Das Ich kann sich daher nicht selbst setzen, ohne zugleich sich selbst ein Nicht-Ich entgegenzusetzen, das aber eben darum ein bloßes Product des Ichs ist. Das Fichtische System ist sonach ein strenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir außer uns setzen, nach diesem Systeme

Digitized by Google

nur ein Geschöpf unserer eigenen innern Thätigkeit ist. Dasselbe Ich, welches sich ein Nicht-Ich entgegensetzt, strebt aber auch nothwendig nach einer sittlichen Ordnung der Dinge in der von ihm selbst geschaffenen Welt. Und diese moralische Weltordnung nannte sonst die Wissenschaftslehre Gott. Später stellte sie Gott als das Eine, was schlechthin durch sich selbst und lauter Leben ist, an die Spitze des Systems, und betrachtete die Welt als eine Aeußerung des Wesens Gottes, als ein Bild oder Schema desselben. Man vergleiche insonderheit die beiden Schriften: Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre (Jena 1794. 8.), und: Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse (Berlin 1810. 8.) (S. den Art. Wissenschaftslehre.) Den Geist zu erheben über Materie und Sinnlichkeit, nur des Geistes Leben als wahres Leben, alles andere als Scheinleben darzustellen und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchster Reinheit, Tugend und Selbstverläugnung, das war sein tägliches Streben als Lehrer und Schriftsteller, und das war es, was ihm so herrlich gelang in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigene Kraft des Gedankens und der Sprache, sondern mehr noch durch die Gewalt seines ganzen Seyns, dadurch, daß er es nicht bloß sagte, sondern war. Denn was diesem außerordentlichen Geiste die Krone aufsetzte, war ein Herz, wahr und rein und empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundschaft und Liebe, eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, die höchste Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung derselben, der bei der Festigkeit seiner Ueberzeugung und bei der Abgeschlossenheit seines Charakters jedoch oft in Eigensinn, Hartnäckigkeit und wissenschaftliche Intoleranz ausartete, was ihm nicht selten große Unannehmlichkeiten und Feindschaft zuzog. Mit welchem Muthe trat er im Jahr 1808, mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin, als echter deutscher Mann auf, hielt die nachher gedruckten Reden an die deutsche Nation (Berlin 1808. 8.) und proclamirte schon damals den Kampf des guten Princips mit dem Bösen, den wir nachher so herrlich in die Wirklichkeit übergehen sahen. Wie Fichte für das Gute lebte, so starb er dafür. Seine würdige Gattin, eine geborne Schweizerin, hatte sich nicht bloß aus eigenem Antrieb, sondern auch auf seine Aufforderung der Sorge für die Militärhospitäler in Berlin gewidmet. Sie ward vom Hospitalfieber befallen, von dem sie wieder genas; ihn traf es, um ihn im Januar 1814 der Welt zu entreißen. Der Aufzählung seiner Werke dürfen wir uns überheben.

Fichtelberg. Es sind zwei verschiedene Berge, welche diesen Namen führen. Der höchste und wichtigste davon ist der Fichtelberg im Fürstenthum Bayreuth, aus dem mehrere Bergreihen nach allen Gegenden auslaufen. Er ist mit vielen Fichten bewachsen und hat gegen sieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die Hauptmasse der beiden Bergspitzen, aus denen dieses Gebirge besteht, ist Granit, die Seitenzweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin, sind Kalkstein. Er ist reich an Mineralien, als Eisen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunsiedel sieht man noch auf einer großen Anhöhe dieses Gebirges die Lurenburg, worauf das zerstörte Raubschloß Rudolphstein gestanden. Die vornehmsten Spitzen sind der Schneeberg, 3682 Fuß hoch, der Ochsenkopf, 3521 Fuß hoch, der Fichtelberg, 3521 Fuß hoch, der Zinnberg, 3316 Fuß hoch. Auf dem Schloßberg ist der Fichtelsee, ein ganz mit

Moos und Schilf bewachsenes Gewässer. Es entspringen auf diesem Gebirge die Saale, Eger, Nabe und der Mayn. Der sogenannte kleine Fichtelberg bei Wiesenthal ist der höchste Berg im sächsischen Erzgebirge. Seine Höhe beträgt 3731 Pariser Fuß. Auf ihm entspringen die Tschoppe, Sehme, Mitweyda u. s. w., die mehrere schöne Wasserfälle bilden. S. Helfrechts Beschreibung des Fichtelgebirgs, 2 Theile, 1799. und die Physik. statist. Beschreibung des Fichtelgebirgs von Goldfuß und Bischof, Nürnberg 1817., 2 Theile.

Ficinus, (Marsilius) geb. zu Florenz 1433, Priester und Canonicus, der gelehrte Dollmetscher Platons, war Vorsteher der platonischen Akademie daselbst, starb 1499.

Fidalgo heißt in Portugal eine Person von allgemeinem Adel; wie in Spanien Hidalgo. Auch die jungen Edelleute, die als Pagen am Hofe dienen, werden Fidalgo's genannt. Vergl. Hidalgo.

Fideicommiß, die Verordnung eines Erblassers an den Erben, daß er die Erbschaft ganz oder zum Theil nach einer gewissen Zeit oder auf einen eintretenden Fall an einen Andern ablassen soll; auch das so anvertraute Gut oder Vermächtniß selbst; endlich überhaupt ein Gut, welches die Erben nur benutzen, nicht aber veräußern dürfen, indem es bei der Familie für immer bleiben soll. Der nutznießende Erbe heißt Fiduciarius, der dritte Fideicommissarius. Gewöhnlich enthalten die Fideicommisse eine Substitution, indem der Erbe des Erben letzterem vorgeschrieben ist. In dieser Art sind die mehrsten Seniorate und Majorate Fideicommisse. Sie sind jetzt, da die Aufklärung den Castengeist verdrängt hat, sehr selten geworden, und haben alles das gegen sich, was gegen andere Institute zu Erhaltung des Familienglanzes zu sagen steht.

Fides, die Treue, weihte Numa zur Göttin. Ihre gewöhnlichen Symbole verschlungene Hände, eine Turteltaube.

Fidibus, bekanntlich ein Streifen Papier zur Anzündung der Tabakspfeife. Sinnreich ist wenigstens folgende, von Ebert herrührende Erklärung des Worts. Es soll nämlich von den ersten abgebrochenen lateinischen Sylben des Zettels herkommen, durch welchen sich die Studenten, zur Zeit da das Tabacksrauchen noch verboten war, zu einer Tabacks- und Biergesellschaft einluden. Mit diesem Einladungsbillette, welches sich anfing Fid. ibus (d. h. fidelibus fratribus, den treuen Brüdern), zündeten die Studenten nachher ihre Pfeifen an.

Fieber, ist eine Krankheit, welche den ganzen Organismus ergreift, in seinem Innersten erschüttert, und sich jedes Mal durch folgende wesentliche Symptome offenbart: 1. Veränderung des Wärmegefühls in verschiedenen Graden: anfangs Frost, der zuweilen so heftig ist, daß er den Kranken schüttelt, z. B. bei jedem Anfall des Wechselfiebers, und bei Entzündungsfiebern. Zuweilen ist der Frost nur gelinde, z. B beim Anfang mancher sogenannten nervösen, bei hectischen und andern Fiebern. Nach dem Frost folgt Hitze, welche gleichfalls oft brennend, oft nur gelind ist, jedoch nicht allemal in Verhältniß mit dem vorangegangenen Froste steht. 2. Veränderung im Umlaufe des Blutes; der Pulsschlag ist häufiger und schneller als im gesunden Zustande. 3. Das Gemeingefühl des Kranken ist verletzt, er fühlt sich matt, die Glieder sind ihm gleichsam wie zerschlagen. 4. Viele Verrichtungen des Körpers, vorzüglich die Ab- und Aussonderungen, sind verändert und zum Theil gestört, der Urin hat im Froste eine blasse, und in der Hitze eine rothe Farbe, und sondert im Verlaufe des Fiebers gewöhnlich viel Bodensatz ab; die Haut ist bald ganz trocken, bald triefend von Schweiß, die Verdauung ist ge-

Digitized by Google

stört, der Geschmack fremdartig, die Zunge belegt. 5. Die Zufälle sind steigend und fallend nach gewissen Perioden. Zu diesen wesentlichen und beständigen Aeußerungen des Fiebers gesellen sich eine Menge anderer außerwesentlicher Zufälle, deren Erscheinung von dem Grade des Fiebers, von der Art der erregenden Einflüsse und Ursachen, von dem Clima, der Jahrszeit, von dem vorzüglich leidenden Organ, und von der eigenthümlichen Constitution des Kranken abhängen. Die gewöhnlichsten sind: Kopfweh, Mangel an Schlaf, oder zu viel Schlaf, Irreseyn, Zuckungen, Entzündung einzelner Theile, gereizter Zustand der Verdauungsorgane, daher übermäßige Menge von Schleim oder Galle im Magen, Ekel und Erbrechen oder Durchfall, kurzer Athem u. s. w. Den Verlauf des Fiebers kann man in verschiedene Abschnitte oder Stadien eintheilen. 1. In die Zeit der Vorboten, wenn zwar das Fieber noch nicht ausgebrochen ist, jedoch der Kranke schon eine Veränderung seines Gesundheitszustandes fühlt. Dieses Stadium ist bei manchen Fiebern sehr kurz, oder fehlt auch ganz, z. B. bei Entzündungsfiebern, welche oft sehr plötzlich eintreten. Bei den sogenannten gastrischen oder gallichten, auch bei den sogenannten Nerven- oder Faulfiebern dauert dieses Stadium zuweilen acht und mehrere Tage. 2. Das Stadium des Eintritts oder des Anfangs beginnt mit dem Augenblicke, wo die ersten wesentlichen Fiebersymptome sich zeigen. 3. Das Stadium des Wachsthums folgt auf den Anfang, und endigt sich in dem 4 Stadium, der Höhe des Fiebers. In diesem hat das Fieber seine größte Stärke, die Zufälle sind am heftigsten, neue kommen zu den vorigen hinzu, der Aufruhr im Organismus ist am höchsten gestiegen. In diesem Stadium stellt sich die Entscheidung (crisis) des Fiebers ein, es geht in das 5. das Stadium der Abnahme, über; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verschwinden schnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen sich mit heilsamen und entscheidenden Ausleerungen, kommen später und lassen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis sie endlich ganz aufhören; und 6. das Stadium der Reconvalescenz erscheint. (S. Genesung.) Um das Wesen des Fiebers, oder welches eins ist, die nächste Ursache desselben zu ergründen, müßten wir das Dunkel durchschauen können, welches das Innerste der Natur umgibt, müßten das Wesen der Organisation, das Princip des Lebens, die einfachen Stoffe des Organismus, deren Verhältnisse unter einander in ihrer Zusammensetzung, und die möglichen Veränderungen, welche sie erleiden können, ergründen, was keine Gegenstände der Erfahrung (siehe diesen Artikel) sondern der Speculation sind. Diese hat sich denn auch von jeher daran versucht. Die hippokratische Schule der alten, so wie noch alle Aerzte der neuern Zeit, welche mehr oder weniger in diese Reihe gehören, z. B. Sydenham, Selle u. A. m., hielten das Fieber für ein heilsames Bestreben der Natur einen im Körper befindlichen schädlichen Stoff durch vermehrte Anstrengung der Thätigkeit des Organismus auszuwerfen. Van Helmont hatte beinahe die nämliche Idee, setzte aber an die Stelle der Natur den Archäus, einen dem Körper inwohnenden Lebensgeist, die innere Ursache des Lebens, der alles, was im Körper vorgeht, regirt, von dem jede Krankheit anfängt, der durch das Eindringen irgend eines fremdartigen, ihm widrigen Stoffes in Zorn und Unmuth versetzt, das Fieber erregt, um sich von ihm zu befreien. Stahl dachte sich die Seele als den Grund des Lebens, als die Bildnerin und Beherrscherin ihres Leibes, welche die Verrichtungen desselben leite, und

Digitized by Google

durch die erregten fieberhaften Bewegungen eine heilsame Ab- und Ausscheidung des Schädlichen zu bewerkstelligen suche. Boerhave, Friedrich Hofmann u. a. hielten Unthätigkeit und Hemmung des freien Umlaufs der Lebensgeister, oder Krampf in dem Nervensystem, der vom Rückenmark sich durch das ganze Nervensystem verbreitete, für das Wesen des Fiebers. Cullen kommt unstreitig der wahren Idee des Fiebers schon um etwas näher, wenn er die nächste Ursache desselben in einer verminderten Energie des Gehirns und Nervensystems und dadurch bewirkten Schwäche aller Functionen, besonders in den Endigungen der (Blut-) Gefäße, sucht, welche Schwäche als ein indirecter Reiz auf das Gefäßsystem wirke, und es zu einer vermehrten Thätigkeit anreize, wodurch denn die Energie des Gehirns und Nervensystems wieder hergestellt, und das Fieber gehoben werde. Reil setzte die nächste Ursache (in seiner Fieberlehre 1799) in eine solche Veränderung der Mischung und Bestandtheile der fiebernden Organe, vermöge welcher sie zu hastigern thierisch-chemischen Prozessen bestimmt werden. Er wagte jedoch nicht, die eigentliche Natur jener Veränderung in der Mischung der Stoffe des Körpers zu bestimmen. Andere Aerzte hingegen, welche gleichfalls den chemischen Vorstellungen anhingen, gingen in ihren Hypothesen noch weiter, und bestimmten sogar die einfachen Stoffe selbst. So behauptete z. B. Reich, daß Mangel an Sauerstoff im Körper die nächste Ursache des Fiebers sey. Ackermann hingegen, in seiner Fiebertheorie, sucht mit mehrerem Grunde darzuthun, daß sie in einem Ueberfluß von Sauerstoff bestehe, welcher als Gas (aura oxygena) in einem Theile des Nervensystems angehäuft, und durch die Nervenknoten (Ganglien), gleichsam als ihre natürlichen Schranken, eine Zeit lang zurückgehalten werde, dann aber diese durchbreche und auf andere Theile des Nervensystems überströme, sich mit den organischen Stoffen verbinde, und dadurch die Fieberbewegungen bewirke. Diejenigen Flüssigkeiten, welche den überflüssigen Sauerstoff aufgenommen hätten, würden dadurch, als geläuerte und gleichsam verbrannte Stoffe, ab- und ausgesondert, und im kritischen Schweiße, in den Ausleerungen u. s. w. aus dem Körper geschafft. Andere Aerzte hielten sich mehr an die dynamische Vorstellungsart, und suchten die nächste Ursache in einem veränderten Zustande der Lebenskräfte, oder der Erregbarkeit. Hufeland nähert sich diesen, indem er das Wesen des Fiebers in einem Organisationsfehler, hauptsächlich des Nerven- und Blutgefäßsystems setzt, wodurch eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engern Sinn) dieser Systeme und ein beschleunigter Lebensprozeß bewirkt werde. Brown setzte den sogenannten entzündlichen allgemeinen fieberhaften Zustand unter seine Klasse der sthenischen Krankheiten, nannte ihn Pyrexie, und begriff unter dem Namen der Fieber nur asthenische, oder Krankheiten von Schwäche, worunter er z. B. die Wechselfieber, die nachlassenden (sogenannten Gallen-, Schleimfieber u. s. w.), die Nervenfieber, Faulfieber und die Pest zählte. Die Geschwindigkeit des Pulses in seinen Fiebern erklärte er dadurch, daß in diesen Krankheiten die Blutmasse um 1/3 weniger betragen müsse, als in sthenischen Krankheiten, wo die Gefäße damit überfüllt seyen, sie können also durch die nämliche Kraft um 1/3 geschwinder als in sthenischen Krankheiten fortgetrieben werden. Daher wären in Fiebern 100 Pulsschläge in der Minute der gewöhnliche Gang des Pulses, da die nämliche Zahl in sthenischen Krankheiten einen schnellen Puls ausmache. Dagegen sey aber im ersten Fall, wegen Mangels an Reiz, der der ganzen Blutmasse mitgetheilte Stoß um 1/3 geringer und

Digitized by Google

daher der Fieberpuls immer klein, schwach und weich. Diejenigen Aerzte, sowohl älterer als neuerer Zeit, welche der sogenannten Humoralpathologie anhingen, suchten die Ursachen aller Krankheiten in einer bestimmten Veränderung der Säfte des Körpers. Sylvius, der Stifter dieser Lehre, hielt für die nächste Ursache des Fiebers die Galle, indem er behauptete, diese werde entweder sauer oder alkalisch, erzeuge im ersten Falle durch ihre Verdickung Stockungen, im zweiten aber alle hitzigen und anhaltenden Fieber. C. L. Hoffmann verband die humoralpathologische Ansicht mit einer dynamischen, und behauptete, das eine faule Verderbniß der Säfte das Fieber nebst allen seinen Zufällen errege. Marcus gibt folgende Erklärung über das Wesen des Fiebers. Entzündung und Fieber ist wesentlich eins; Fieber ist im ganzen System, was Entzündung im einzelnen Organ ist. Entzündung, wie Fieber, gehören der Irritabilität an, und da die Arteriellität der positiven Seite der Irritabilität entspricht, und in allen Systemen (Dimensionen) den electrischen Moment repräsentirt, so muß auch bloß in ihr der Sitz des Fiebers seyn. Auch Ozondi stimmt größtentheils mit diesen Sätzen überein. — Der Eintheilungen der Fieber waren ehedem eben so mancherlei, als der verschiedenen Definitionen der Aerzte. Die größte Verwirrung entstand aber daher, daß man verschiedene Eintheilungsprincipien annahm, und die Fieber darnach benannte und eintheilte, ja selbst Classen, Ordnungen und Arten derselben unter einander mischte. Man kann die Fieber ordnen: 1. nach ihrer Dauer, in acute (hitzige), welche einen Tag, 3 bis 4 Tage, 7, 14, 21 bis 30 Tage dauern können, und daher wieder in verschiedene Unterordnungen zerfallen, und in chronische, welche längere und unbestimmte Zeit dauern; 2. nach dem Typus oder der bestimmten Ordnung in den Erscheinungen der Fieber: in anhaltende: (febres continuae), wo die wesentlichen Symptome des Fiebers von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden sind, entweder in gleichem Grade (febris continua continens, anhaltendes Fieber) oder mit Ab- und Zunahme (febris continua remittens, nachlassendes Fieber), und in aussetzende (febres intermittentes, Wechselfieber), wo die wesentlichen Fieberzufälle nach jedem Anfalle ganz nachlassen. Letztere werden nach der Periode der Wiederkehrung ihrer Symptome wieder eingetheilt, in eintägige (febres quotidianae), dreitägige (febres tertianae), viertägige (febres quartanae), u. s. w. Die dritte Eintheilung geschieht nach den hervorstechenden Symptomen, oder dem vorzüglich angegriffenen Theile. Diese Eintheilungsart ist ehedem sehr gebraucht worden, und auch jetzt noch bei vielen Aerzten und im gemeinen Leben gebräuchlich, obgleich sie von dem wenigsten Werthe ist, und eine große Mannichfaltigkeit der Veränderungen veranlaßt hat, indem jedes unwesentliche, sich zum Fieber gesellende Symptom, sobald es hervorstechend und anhaltend ist, zur Bestimmung einer eigenen Fieberart benutzt werden kann. Daher entstanden die Seitenstechfieber, Schnupfen-, Catarrhal-, Ruhr- und Magenfieber und unzählige andere. Eine vierte Eintheilungsart ist die, nach den entfernten Ursachen der Fieber, z. B. in Wundfieber, ansteckende, gastrische, Wurmfieber, u. s. w. Die wichtigste Eintheilung, welche auf die, durch die naturphilosophische Bearbeitung der Medicin erhaltenen Verbesserungen sich gründet, ist die nach den drei Hauptsystemen des Organismus, dem System der Irritabilität, der Sensibilität und der Reproduction. Die positive Seite der Irritabilität ist die Arteriellität, deren Repräsentant das Arteriensystem vom Herzen an, bis in die feinsten Endigungen der Schlagadern ist. Diese

Arterialität findet sich aber, nur untergeordnet, auch in dem System der Sensibilität (dem Gehirn und ganzen Nervengewebe) und in der ganzen Reproduction (allen der Ernährung, den Ab- und Aussonderungen ꝛc. geeigneten Organen). Da nun das Fieber der Irritabilität, und zwar der positiven Seite derselben (dem electrischen Momente oder der Arterialität) angehört, so gibt es eigentlich drei Fieberordnungen: 1. die Synocha (arterielle Fieber); sie entspricht dem electrischen Moment in der Irritabilität selbst. Zu dieser Gattung gehören die entzündlichen Fieber. 2. Der Synochus (venöse Fieber), welcher dem electrischen Moment in der Reproduction entspricht, wohin die gastrischen Fieber (sonst Gallen-, Schleim- und Wurmfieber u. s. w. benannt) gehören. 3. Der Typhus (nervöse Fieber), dem electrischen Moment in der Sensibilität entsprechend, wohin die eigentlichen Nervenfieber gehören. Entzündungen und Fieber sind die häufigsten Krankheiten, weil das System der Irritabilität sich in allen Systemen wiederholt, und weil alle climatischen Einflüsse, Contagien und Miasmen auf dieses System wirken. Wo nun der electrische Moment (die Arterialität) in einem System allein ergriffen ist, da ist auch die Fieberordnung rein, daher gibt es rein entzündliche, rein gastrische, rein nervöse Fieber; oft sind aber mehrere Systeme ergriffen und die Fieber sind gemischt, daher entstehen entzündlich-gallichte, gallicht-faulichte, faulicht-nervöse Fieber u. d. m. Von einem in der neuern Zeit besonders wichtig gewordnen, nämlich dem gelben Fieber, müssen wir noch einiges insbesondere hinzufügen. Diese durch den Handel aus der neuen Welt nach Europa verpflanzte pestartige Krankheit ist seit undenklichen Zeiten in den westindischen Colonien und in allen tropischen Gegenden als ein heftiges, mit Gelbsucht und schwarzem Erbrechen verbundenes Fieber einheimisch. In den englischen Niederlassungen in Westindien ist es seit deren Begründung bekannt; es vernichtete Cromwells Macht, als er im Jahr 1635 Jamaica eroberte. Vorzüglich verheerend äußerte es sich seit 1748; damals ward es zuerst in Deutschland bekannt und von dem Engländer Hughes zuerst beschrieben. Im Jahr 1793 zeigte es zum ersten Male außer den tropischen Gegenden seine verheerenden Wirkungen. Westindische Schiffe hatten es nach Philadelphia gebracht; im J. 1798 wüthete es in den nordamerikanischen Freistaaten. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts kam diese occidentalische Pest auch nach Europa. Durch ein in Cadix angekommenes amerikanisches Schiff brach sie zuerst in der Nähe dieser Stadt und dann in Andalusien aus. Vorzüglich stark war die Sterblichkeit unter den jungen Personen männlichen Geschlechts. In drittehalb Monaten raffte sie gegen 100,000 Menschen hin. Mit dem Eintritt der kühlern Jahreszeit ließ sie allmälig nach, und ergriff dagegen Malaga und andere blühenden Gegenden, die sie verwüstete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel setzte und sie von selbst ruhte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte im Jahr 1804 mit so verwüstender Gewalt wieder, daß sie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte, und sich auf der ganzen Küste des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß sie auf schwächliche Personen minder einwirkte, als auf starke, und daß Neger, Amerikaner Creolen, farbige Menschen und Spanier, welche die Krankheit schon bestanden hatten, ganz verschont blieben. Auch drohte dem weiblichen Geschlecht eine ungleich geringere Gefahr, und alte Frauen blieben ganz verschont. Die Krankheit wich mit dem Schlusse des Jahrs, wurde aber zu derselben Zeit durch ein aus Cadix ausgelaufe-

Digitized by Google

nes Schiff nach Livorno gebracht, wo Sorglosigkeit und Unkunde ihr anfangs freien Spielraum ließen. Zweckmäßige Anstalten setzten ihr aber auch dies Mal ein Ziel. Sechs Jahre nachher, zu Ende des Jahrs 1810 kehrte die schreckliche Seuche wieder zurück, und verbreitete sich von Malaga und Carthagena auf der Küste hin bis Roses. Auch Gibraltar blieb nicht davon befreit. Zweckmäßige Anstalten verhinderten indeß ihre weitern Wirkungen, und machten ihr auch dies Mal ein Ende. Zu derselben Zeit zeigte das gelbe Fieber in den Weltgegenden, wo es einheimisch ist, eine ungewöhnliche Heftigkeit. Es erreichte von Westindien aus den Amerikanischen Continent und griff Georgien und Südcarolina an. Vorzüglich wurden Fremde, Europäer und selbst die Amerikaner aus den nördlichen Häfen Opfer dieses bösartigen Fiebers, welches in den Häfen der südlichen Provinzen des nordamerikanischen Freistaats, besonders in Charlestown und Havannah, herrschte. H.

Fiedern, gefiedert, 1. fiedern heißt eigentlich mit Federn versehen; uneigentlich nennt man 2. in der Botanik einen Moosstengel gefiedert (pinnatus), wenn er an zwei gegeneinanderüberstehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Aeste von gleicher Länge hat; doppelt gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Aeste desselben wieder eben so regelmäßig wie der Hauptstengel getheilt sind; dreifach gefiedert (triplicato-pinnatus), wenn die Aestchen der Aeste wieder gefiedert sind. Es gibt der Bestimmungen, über das Gefiedertseyn der Blätter und Aeste in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieser Wissenschaft nachzusehen.

Fielding (Henry), wurde den 22. April. 1707 zu Sharpham-Park in Sommersetshire geboren. Den ersten Unterricht empfing er im väterlichen Hause von einem Lehrer, dessen Charakter er uns in seinem Roman Joseph Andrews unter dem Namen Trulliber eben so lebendig als anmuthig geschildert hat. In der Folge wurde er in die Schule Eaton College geschickt, wo er mit Littleton, Fox, Pitt u. A. in der größten Vertraulichkeit lebte. Dann ging er nach Leyden, um die Rechte zu studiren, verließ es aber in seinem zwanzigsten Jahre wieder, da die Bedürfnisse seiner übrigen zahlreichen Geschwister seinem sonst wohlhabenden Vater nicht erlauben wollten, ansehnliche Summen für ihn allein zu verwenden. Er begab sich nach London, um in den Inns of Court (Collegien) seine Studien fortzusetzen; aber der mit einer feurigen Einbildungskraft und einem leidenschaftlichen Herzen geborne Jüngling hatte in seinem zwanzigsten Jahre noch zu wenig die Welt kennen gelernt, um den Lockungen der Verführung zu widerstehn. Ausschweifungen und Zerstreuungen aller Art, denen er sich hingab, erschütterten bald seine Gesundheit und setzten ihn in den hülflosesten Zustand. Die Noth ließ ihn auf neue Erwerbsmittel sinnen, und so begann er für die Presse und Bühne zu arbeiten. Der Beifall, der seinen beiden ersten Stücken: Love in several masques und the Temple beau, zu Theil ward, ließ ihn bis zum J. 1736 die Anzahl seiner Schauspiele bis auf achtzehn vermehren. Sie verrathen sämmtlich viel Menschenkenntniß und stellen mehrere komische Charaktere mit pikanter Natürlichkeit dar; haben aber im Ganzen wenig poetischen Werth, auch erkaltete der Beifall des Publikums gegen sie bald. Um diese Zeit verheirathete er sich mit einem schönen, aber armen Mädchen, und verließ London, um zu Stower in Dorsetshire, einem ihm durch den Tod seiner Mutter

Digitized by Google

zugefallenen Gute, zu leben. Die mäßigen Einkünfte desselben genügten seinem Hange zur Uepigkeit nicht, und als er sich nach drei Jahren von allen Mitteln der Subsistenz entblößt sah, kehrte er 1740 nach London zurück, um seinen Vermögensumständen durch die wieder hervorgezogene Jurisprudenz aufzuhelfen, und wurde bald zu den vorzüglichsten practischen Juristen in London gezählt. Auch schrieb er einige moralische Abhandlungen. Er mußte aber bald diese Bahn verlassen, da er von dem Podagra befallen wurde, und fast ununterbrochen an dieser, durch seine früheren Ausschweifungen veranlaßten Krankheit litt. Ihm blieb nichts übrig als wieder die Feder zu ergreifen. Er arbeitete für eine damalige Zeitschrift the Champion. Das Gefühl seiner Kraft, die komische Seite des menschlichen Lebens darzustellen, und die Eifersucht auf Richardson führten ihn auf die ihm eigenthümliche Bahn, das Fach der komischen Familienromane. In dieser Periode schrieb er seine vortrefflichen Romane: Joseph Andrews, Tom Jones (1750) sein Hauptwerk und Amelia, die Zierden der englischen Literatur. Neben diesen schriftstellerischen Arbeiten verwaltete er auch kurze Zeit das Amt eines Friedensrichters in der Grafschaft Middlesex. Auf den Rath der Aerzte, seine Gesundheit unter einem mildern Himmelsstrich wieder herzustellen, reiste er nach Lissabon, starb aber zwei Monate nach seiner Ankunft daselbst im J. 1754.

Fiesco, eigentlich Giovanni Luigi de'Fieschi, Graf von Lavagna, ein feuriger, unternehmender, stolzgesinnter Mann, entsprossen aus einem der edelsten Geschlechter Genua's, dem die Natur neben allen Eigenschaften, welche die Liebe und Bewunderung der Menge zu fesseln vermögen, ein Herz voll ungemessener Ehrsucht und Herrschbegier gegeben, und der, dem täuschenden Schimmer einer Krone einen glücklichen Privatstand aufopfernd, fast am Ziele eines kühnen Unternehmens von der Rache des Schicksals ereilt ward. Fiesco war im Jahr 1524 oder 1525 geboren; eine treffliche Erziehung bildete seine großen Anlagen, und der frühe Tod seines Vaters setzte ihn in den Besitz eines großen Vermögens. Allein sein eben so schnell erwachter Ehrgeiz ließ ihn desselben nicht ruhig genießen. Schon im elften Jahre war er in eine Unternehmung wider sein Vaterland verflochten, welche ein sonst verdienstvoller Genueser aus Unzufriedenheit mit der Regierung auszuführen suchte; nur seine große Jugend rettete ihn von der Strafe. Im J. 1544 nahm er an einem andern Entwurfe, Genua mit französischen Truppen zu überfallen, Theil, was jedoch unterblieb, weil das dazu bestimmte französische Corps auf seinem Marsche von einem Corps Oesterreicher geschlagen wurde. Fiesco's Ehrgeiz ward aber bald nicht mehr die einzige Triebfeder, die ihn zu neuen Unternehmungen anreizte; ihr gesellte sich auch Eifersucht auf das große Ansehn der Familie Doria und ein durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen den jungen Giovanni Doria bei. Fiesco sah kein anderes Mittel, den künftigen Regenten Genua's zu stürzen, als durch den Umsturz der ganzen Regierung; und da Frankreich und der Papst schon längst mit Genua und Doria, und überhaupt mit der Macht des Kaisers in Italien unzufrieden waren, so wendete er sich an beide. Er ging selbst nach Rom; die ihm von dem Papste vorgeschlagenen Bedingungen nahm er nicht sogleich an, kaufte jedoch vier Galeeren, die der Papst zu bemannen versprochen hatte, unter dem Vorwande, sie unter seinem Bruder Geronimo gegen die Türken kreuzen zu lassen; 2000 Mann

Hülfstruppen waren ihm überdies von dem Herzog von Parma versprochen. Durch diese Zusicherungen aufgemuntert, durch Johann Doria's wachsenden Uebermuth noch mehr erbittert, hatte er schon in die päpstlichen Bedingungen gewilligt, als er sich entschloß, seine drei vertrautesten Freunde, Vincentius Calcagno, Johann Verina und Rafael Sacco, über diesen Plan um Rath zu fragen. Die Meinungen fielen verschieden aus: der Erstere widerrieth die ganze Unternehmung; der Letztere rieth, Frankreichs Unterstützung anzunehmen; allein Verina, Fiesco's Freund aus Neigung und Eigennutz, selbst voll Muth zu großen Unternehmungen und ein Feind des Adels und der Doria's, behauptete, daß Fiesco auch ohne auswärtige Hülfe gebietender Herr von Genua werden könne. Seine Meinung behielt bei dem Grafen die Oberhand. Man nahm nun nähere Maßregeln: der Tod der Doria's wurde beschlossen; die drei Freunde des Grafen sollten, ohne jemand ihr Vorhaben zu entdecken, so viele Anhänger, als möglich, zu werben suchen; der Graf selbst bewarb sich mehr als jemals um die Liebe des Volks, die er ohnehin genoß, bewies dem Doria große Ehrfurcht, und den jungen Doria überhäufte er mit Freundschaftsversicherungen. Den Sommer brachte er auf seinen Gütern zu, übte seine Vasallen in den Waffen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma befürchte, ließ auch eine seiner vier Galeeren nach Genua kommen, unter dem Vorgeben, sie gegen die Türken auszurüsten. Er meldete dies im Vertrauen dem jungen Doria und setzte hinzu, daß er eine große Anzahl seiner Vasallen kommen lasse, um aus ihnen die besten Leute zur Bemannung seiner Galeeren zu wählen. Es fiel daher nicht auf, als man viele bewaffnete Leute bei dem Grafen ankommen sah. Verina hatte indeß auch einige hundert Bürger auf seine Seite gebracht, die sich anheischig gemacht hatten, ihm zu dienen. Die Ausführung der Unternehmung wurde auf einen Tag angesetzt, an welchem der Graf in seinem Hause, bei Gelegenheit der Vermählung seines Schwagers mit der Schwester des jungen Doria, ein Gastmahl gab. Hier sollten die beiden Doria's, nebst einigen andern ermordet werden. Allein da beide Doria's, der Oheim wegen Krankheit, der Neffe wegen einer andern wichtigen Angelegenheit, die Einladung ausschlugen, so bestimmte man die Ausführung der Verschwörung auf die Nacht zwischen dem 1. und 2. Jan. d. J. 1547. So sorgfältig die Unternehmung verschwiegen wurde, so hatte doch der Statthalter von Mailand durch den Hof von Frankreich oder Parma etwas davon erfahren und es dem alten Doria und dem kaiserlichen Gesandten in Genua mitgetheilt; allein beide waren so wenig mißtrauisch, daß sie nicht darauf achteten. Am 1. Jan. ging Fiesco zu dem jungen Doria, eröffnete ihm, daß er in dieser Nacht seine Galeere auslaufen lassen wollte, und bat um die dazu nöthigen Befehle, mit der Bemerkung, es sich nicht befremden zu lassen, wenn in der Nacht Geräusch entstehen sollte. Dieser, dem dies Zutrauen schmeichelte, versprach dem Grafen alles, was er verlangte, und nahm es über sich, seinen Oheim zur Genehmigung zu bereden. Verina hatte indeß 28 der vornehmsten Bürger bei einem seiner Freunde gleichsam zufällig versammelt; diese lud der Graf zu einem Abendessen in seinem Palaste ein, wo jedermann hinein, aber niemand herausgelassen wurde. Sie erschienen; der Graf theilte ihnen seinen Plan, Genua von den Doria's zu befreien, mit, und forderte sie auf, den Ruhm dieser Unternehmung mit ihm zu theilen. Nur zwei von

ihnen schlugen es aus, die indeß in ein Zimmer des Palastes eingeschlossen wurden. Jetzt erst, während die Verschwornen eine kurze Mahlzeit genossen, entdeckte der Graf auch sein Vorhaben seiner Gemahlin, die ihn beschwor, dasselbe aufzugeben. Allein der Graf blieb gegen ihre und seines Freundes Pansa Vorstellungen unbeweglich, und kehrte zu den Verschwornen zurück. Verina sollte auf der Galeere des Grafen als Signal eine Kanone abfeuern lassen, worauf sich der Graf der Galeeren Doria's, seine Brüder der Thore bemächtigen, und darauf beide Doria's im Palast ermordet werden sollten. Der Erfolg war glücklich; die Verschwornen waren bald Meister des Hafens, der Galeeren und der beiden Hauptthore. Aber der große Lärm weckte die Doria's auf. Der junge Doria, die Ursache vermuthend, eilte dennoch, um Unordnungen vorzubeugen, an das Thor des Hafens. Die Verschwornen öffneten es, aber in demselben Augenblick wurde er auch mit vielen Stichen niedergestoßen. Andrea Doria wurde indessen durch seine Bedienten zu Pferde glücklich durch ein unbesetztes Thor der Stadt auf ein funfzehn italienische Meilen entferntes Schloß gebracht. Gleich zu Anfange des Tumults hatte sich Fiesco nach dem Hafen begeben und gerufen „Es lebe die Freiheit!“ Der Ausruf wurde von Galeerensclaven wiederholt; allein da er von diesen Letztern Ausschweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, selbst die Galeeren besteigen. Indem er aber den Fuß auf ein von dem Ufer zu den Galeeren führendes Brett setzte, schlug dieses um, und er stürzte ins Wasser. Obgleich hier nicht tief, war es doch sehr schlammig, und da er sich von seinen schweren Waffen nicht losmachen konnte, niemand bei ihm war, und sein Geschrei bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht geachtet wurde, versank er in den Schlamm, in welchem er ohne Hülfe erstikken mußte. Da man ihn nirgend fand, ahnete man seinen Tod. Sein Bruder Geronimo, unüberlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, dessen Tod zu verrathen, verlangte, daß man ihm den Palast der Republik (wo sich der Senat versammelte und der regierende Doge wohnte) übergeben sollte; allein da es indessen Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor sich das Volk, das ihm zu Liebe die Waffen ergriffen hatte, und selbst die Verschwornen zogen sich nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verschwornen mußten die Waffen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Geronimo Fiesco begab sich darauf auf sein Schloß Montobio, und sein Bruder Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco segelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo sie glücklich ankamen. Des Grafen Körper wurde erst nach vier Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot denselben aus dem Schlamme herauszuziehen. Erst nach zwei Monaten wurde er heimlich herausgenommen und ins Meer geworfen. Geronimo Fiesco hatte indessen sein Schloß in Vertheidigungsstand gesetzt, theils weil er der zugestandenen Begnadigung nicht trauete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden sich auch Verina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Fiesco kam nach Italien zurück. Unterdessen wandte nun Andrea Doria, trostlos über den Tod seines Neffen, voll Rache alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu lassen; dieß geschah, theils weil man sie, als erzwungen, für nichtig erklärte, theils weil keine hinlängliche Anzahl von Senato-

Digitized by Google

ren solche bestätigt hätte. Fiesco's Familie und die vornehmsten Verschwornen wurden nun auf ewig aus Genua's Staaten verbannt, die Häuser und Paläste des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle seine Güter confiscirt und alle Schlösser, bis auf Montobio, in Beschlag genommen. Da sich Geronimo auf diesem aufhielt und von hier aus Genua viel Schaden geschehen konnte, so ließ der Senat ihm für solches 14,000 Zechinen anbieten; bei seiner Verweigerung schritt man zur Belagerung des Schlosses, das endlich, da man Bresche schoß, und die schlecht bezahlten Soldaten in dem Schlosse einen Aufstand erregten, ohne alle Bedingungen, nach einer 42tägigen Belagerung, sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die Soldaten des Geronimo wurden freigelassen; allein keiner der Verschwornen erhielt Gnade; sie wurden entweder hingerichtet oder auf die Galeeren geschmiedet, und das Schloß geschleift. Ottoboni Fiesco allein hatte sich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in französische Dienste. Aber als er acht Jahr hernach in die Gefangenschaft der Spanier fiel, bewirkte Doria, daß er an ihn ausgeliefert wurde, worauf er ihn in einen Sack nähen und ins Meer werfen ließ. Des Grafen Wittwe war die einzige Person, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als panischer Generalfeldmarschall in den Kriegen wider die Niederländer diente und 1575 starb. Hingegen verlor sie noch in demselben Jahre, da ihres Gemahls Verschwörung erfolgte, auch ihren Bruder auf dem Schaffot, weil dieser, aus Haß gegen Doria und den Kaiser, Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua in französische Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. Wenn wir übrigens in Schillers Trauerspiel Fiesco das Mißlingen der Verschwörung an einen andern Umstand geknüpft sehen, als das Umschlagen des Bretts, auf welchem Fiesco in die Galeeren steigen wollte, so darf das nicht befremden, da es dem dramatischen Dichter nicht erlaubt ist, die Catastrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls war.

Fiévée (Joseph), der kühnste Schriftsteller für die ultraroyalistische und antiministerielle Partei in Frankreich, geb. 1770; war anfangs Buchdrucker, wählte aber in der Folge die Laufbahn eines Schriftstellers, im Fache der Politik, und arbeitete mit Millin an der Chronik von Paris. Mit einem vortheilhaften Aeußeren und einer wohltönenden Stimme verband er alle Eigenschaften eines guten Redners. Daher zeichnete er sich im Oct. 1795, zur Zeit des 13. Vendemiaire in den Sectionsversammlungen aus, welche sich damals gegen den Convent erhoben. Als Präsident der Section des Théâtre François führte er in jenen stürmischen Tagen den Vorsitz mit solcher Kühnheit, daß er von der obsiegenden revolutionären Partei heftig angefeindet wurde. Dennoch blieb er in Paris, und fuhr fort die royalistische Gazette françoise herauszugeben. Er wurde deshalb zur Zeit des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt, entzog sich aber der Strafe, indem er sich mit der herrschenden Partei durch Reubell und Merlin auszusöhnen wußte, und lebte mehrere Jahre auf dem Lande, wo er zwei artige Romane schrieb, die vielen Beifall fanden. Auch stand er fortwährend mit einigen bedeutenden Royalisten im Briefwechsel. Zwei Briefe von ihm, die man bei den Agenten des Königs in Paris fand, und welche Bonaparte's Polizei in der correspondance anglaise mit abdrucken

ließ, zogen ihm gefängliche Haft im Tempel zu, die fast ein Jahr dauerte. Bald nach seiner Freilassung reis'te er nach England. Nach seiner Rückkehr schrieb er das Werk: Londres et les Anglais, oder: Lettres sur l'Angleterre, 1802, in welchen er England mit der einseitigsten Strenge beurtheilte. Zugleich übernahm er literarische und politische Artikel in einigen Zeitblättern, vorzüglich im Journal de l'Empire, dessen Censor- und Miteigenthümer er wurde. Im J. 1810 sandte ihn die französische Regierung nach Hamburg. Nach seiner Zurückkunft wurde er eine Zeit lang Präfect. Er hatte mit Napoleon mehrere Jahre einen sehr lebhaften politischen Briefwechsel unterhalten, und ihm darin manchen Wink gegeben, worauf jener aber wenig geachtet. Nach der zweiten Restauration Ludwigs schrieb er: Des opinions et des intérêts pendant la révolution, Paris 1816. Doch hat er seinen Ruf als politischer Schriftsteller vorzüglich durch seine Histoire de la session de 1815 gegründet, so wie durch seine dem Herrn von Blacas gewidmete Correspondence politique et administrative (deutsch mit Anmerk. von C. F. Schlosser), die er in d. J. 1816 und 1816 herausgab, und 1817 und 1818 fortsetzte. Er spricht darin über Politik und Verwaltung als entschiedener Royalist, ohne Rücksicht auf Person und Sache. Sein Ausdruck ist leicht, er unterhält, indem er belehrt, und mitten unter den einseitigsten Behauptungen urtheilt er über viele Gegenstände mit eindringendem Scharfsinn; insbesondere enthält jene Correspondence eine gute Uebersicht der innern Lage Frankreichs. Noch mehr reizte er die Parteien durch seine Histoire de la Session de 1816 (Paris 1817). Indeß schont er als Ultraroyalist auch die gegenwärtige Regierung nicht, daher wurde er den 2. Mai 1818, von dem Pariser Zuchtpolizei-Tribunale, „weil er im 16ten Hefte seiner Correspondence durch Verläumdungen versucht habe, die Achtung zu schwächen, welche man dem König schuldig sey," zu drei Monat Gefängniß, 50 Fr. Strafe, 1500 Fr. Caution und ein Jahr lang unter Aufsicht zu leben, verurtheilt. Benjamin Constant trat für ihn als Vertheidiger auf in einem Hefte seiner Annalen der Sitzung von 1818. Fiévée selbst appellirte an die Cour royale, welche jedoch das Urtheil des Zuchtpolizeigerichts bestätigte. Bald nachdem er die Gefängnißstrafe überstanden hatte, erschienen im Jahre 1819 der 14. und 16. H. s. Correspondence, welche eine ziemlich parteilose Schilderung der polit. und moral. Lage Frankreichs am Ende des Jahres 1818 enthält, und worin er den Ultras oft widerspricht. Darauf übernahm er eine Zeit lang, an Chateaubriands Stelle, die Redaction des ultraroyalistischen Journals des Conservateurs. Jetzt ist er Redacteur der Gazette de France. Uebrigens ist Fiévée als ein angenehmer Erzähler durch seine Romane: La dot de Suzette, 1798; Fréderic, 3 vol. 1800; le Divorce, 1803, und durch seine Novellen: Six nouvelles 1803, 2 vol. bekannt. Zugleich mit Petitot gab er das Répertoire du Théâtre françois heraus (28 Bde.) K.

Figur, figürlich, figurirt, Figuranten u. s. w. Des Ausdrucks Figur bedient man sich bei mehreren Künsten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung ist äußere Gestalt, welche entsteht durch jeden beschränkten und umschriebenen Raum, sey dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf diese Weise werden die mathematischen Figuren,

z. B. Cirkel, Triangel, Quadrat nach Linien oder Winkeln bestimmt. In der Tanzkunst finden sich die Flächen-, in den bildenden Künsten auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künsten meist in einem beschränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunst versteht man darunter den nach gewissen Linien beschriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat, bei der bildenden Kunst schränkt man den Begriff Figur meist auf die Menschenfigur ein, und bedient sich für die übrigen Gestalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur als solche dem Raume angehört, so ergibt sich von selbst, daß nur in den Künsten des Raums von Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede seyn, und daß in den Künsten der Zeit dieser Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies ist namentlich der Fall in der Poesie. Gewöhnlich spricht man zwar bloß von rhetorischen und nicht von poetischen Figuren, unstreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rücksicht genommen hatten, als die Poetiker. Wir wollen sie Redefiguren überhaupt nennen, und fragen zuvörderst, wie man wohl darauf kam, der Rede Figuren zuzuschreiben. Adelung, der diese Figuren für Modificationen des Ausdrucks erklärt, die Lebhaftigkeit des Styls zu bewirken, vermuthet, der Name Figur sey von den stärksten und lebhaftesten Hülfsmitteln dieser Art entlehnt, welche wirklich etwas Bildliches enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen sagen, diese Figuren seyen Arten der Sprache, sich besonders zu gestalten und dann erklärt sich der Name von selbst. Wie dem aber sey, so ist gewiß, jene besondre Gestaltung sey jedes Mal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, mit der Absicht, lebhafter dadurch auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck ist nun nicht mehr eigentlich, um den Gegenstand für den Verstand durch Begriffe zu bezeichnen, sondern uneigentlich oder figürlich, bildlich, für die Einbildungskraft, um diese zu bestimmen. Von einem Greise sagt man z. B. der Abend seiner Tage, und dadurch wird der trockne Begriff vom Ende des Lebens in eine schöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieses Begriffs auf eine bewundernswürdige Weise gemildert wird. Man kann übrigens der Sprachfiguren dreierlei unterscheiden: 1. solche, die sich auf die bestimmten Worte beziehen (Wortzusammensetzungen, Epitheta, Inversion, Wiederholung, Apostrophe, Ausruf); 2. solche, die sich auf die ganze Wendung des Gedankens beziehen (Beschreibung, Vergleichung, Gleichniß, Personification, Anrufung, Andeutung, Häufung, Antithese, Zergliederung, Steigerung, Hyperbel, Metapher, Allegorie); 3. solche, die sich auf den Klang beziehen, musikalisch poetische (Wortspiel, Echo, Annomination, Alliteration, Assonanz, Reim). Die Tropen sind nichts als untergeordnete Figuren. Den bestimmten Unterschied zwischen beiden und die Classification derselben s. jedoch in Pölitz allgemeiner Sprachkunde, S. 181 fgg. In der Musik bedeutet Figur eine Reihe verschiedener, schnell hinter einander folgender Töne, an deren Stelle man bei einfacherem Spiel oder Gesang nur Einen Ton genommen haben würde. Den Namen haben solche Töne daher, weil diese Notenformeln insgemein durch Striche verbunden sind, die allerhand Figuren bilden, und ehedem besondre Namen hatten, z. B. Schwärmer, Rauscher u. s. w. Figural, oder figurirte Musik oder Gesang

steht im Gegensatz mit der einfachen Choralmusik oder dem Choralgesang welche keine Figuren haben. In manchen grössern Städten müssen daher Standespersonen bei ihrer Trauung noch Figuralgebühren (die Gebühren der vollstimmigen Musik) entrichten, da gemeine Leute nur Choralgebühren (einfache) bezahlen dürfen. Figurirter Chor ist, wenn z. B. die Discantstimme einen Liedervers nach der Kirchenmelodie singt, die übrigen Stimmen aber zugleich einen andern componirten, jedoch mit dem Choralton harmonirenden Text absingen, was vorzüglich in Motetten geschieht. Figuranten sind beim Ballettanz diejenigen Tänzer, die nicht einzeln, sondern truppenweise tanzen, und also nur zur Ausfüllung und gleichsam zum Hintergrunde für die Solotänzer dienen; im Schauspiel: Personen, die nichts zu sprechen haben, sondern bloß auftreten müssen, um den leeren Raum auszufüllen, und die Handlung vollständig zu machen, z. B. Soldaten, Sclaven, Bauern und Bäuerinnen.

Figurirte Zahlen werden gebildet, durch die Glieder arithmetischer Reihen aller Ordnungen, deren erstes Glied die Einheit ist. Z. B.

I. 1, 2, 3, 4, 5, 6, ꝛc.
II. 1, 3, 6, 10, 15, 21, ꝛc.
III. 1, 4, 9, 16, 25, 36, ꝛc.
IV. 1, 5, 12, 22, 35, 51, ꝛc.

und insbesondre heißt die Reihe II, Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, weil sich deren Einheiten in lauter gleichseitige Dreiecke ordnen lassen; die Glieder der Reihe III Quadratzahlen, viereckige Zahlen oder auch Tetragonalzahlen; die Glieder der Reihe IV fünfeckige oder Pentagonalzahlen ꝛc. Werden die Glieder der Polygonalzahlen nach der Ordnung wiederum summiret, so erhält man Reihen, wie:

a. 1, 4, 10, 20, 35, 56, ꝛc.
b. 1, 5, 14, 30, 55, 91, ꝛc.
c. 1, 6, 18, 40, 75, 126, ꝛc.
d. 1, 7, 22, 50, 95, 161, ꝛc.

und es bilden die Glieder derselben, Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden entstehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie sie summiret werden, so übereinander legt, daß die kleinern über die nächst größern der nämlichen Gattung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe a, dreieckige Pyramiden, der Reihe b, viereckige und der Reihe c, fünfeckige Pyramiden. P. S.

Filament, die Faser oder Zaser bei Pflanzen und Thieren; auch in Blumen der Staubträger oder Staubfaden, der dem Staubbeutel zur Unterstützung dient.

Filangieri (Gaetan), einer der berühmtesten Publicisten des 18ten Jahrhunderts, welche am meisten zur Verbesserung der Gesetzgebung beigetragen haben, wurde geboren zu Neapel den 18. Aug. 1752. Seine Familie war eine der ältesten adelichen des Königreichs. Ihr Name kommt von Filii Angerii her (Nachkommen des Angerius), und dieses war einer der 40 tapfern Normänner gewesen, welche mit dem Grafen Roger Neapel erobert hatten. Filangieri war als der dritte Sohn seines nicht sehr bemittelten Vaters zum Militärdienste bestimmt. Er begann auch diesen Dienst in seinem vierzehnten Jahre, verließ denselben jedoch bald, da er keine Neigung dazu spürte, und

Digitized by Google

widmete sich den Wissenschaften. Jetzt schon faßte er den Plan zu zwei Werken, einen über die öffentliche und Privaterziehung, den andern über die Moral der Fürsten, gegründet auf Vernunft und die bürgerliche Ordnung. Da er sich viel mit der Gesetzgebung beschäftigte, widmete er sich, nach dem Wunsche seiner Familie, auch den Geschäften des Sachwalters. Seine Beredsamkeit und Wissenschaft verschafften ihm hier großen Beifall. Filangieri erhielt bald sehr ansehnliche Stellen am Hofe, allein dieses hinderte ihn nicht, sich seinen Lieblingsstudien fortwährend zu überlassen. Er arbeitete an einem Werke, welches im Fache der Theorie der Gesetzgebung musterhaft werden sollte, und da eben vorher der berühmte Beccaria zu Mailand sein geschätztes Werk über Verbrechen und Strafen hatte erscheinen lassen, wodurch eine Art von Epoche in der Criminalgesetzgebung gebildet ward; so wollte nun Filangieri in dem seinigen die Gesetzgebung in allen ihren Zweigen und unter allen ihren Beziehungen umfassen, und die festesten allgemeinsten Grundsätze derselben aufstellen. Er begann dieses große Unternehmen mit Muth und Besonnenheit, und führte es zu seiner und der Wissenschaft Ehre mit Gründlichkeit und tiefem Geiste aus. Er theilte das Werk, das den Titel führt: La Scienza della Legislazione, gleich Anfangs in sieben Bücher; wovon das Erste, welches die allgemeinen Regeln der Gesetzgebung enthält, und das Zweite, welches die politischen und ökonomischen Gesetze zum Gegenstande hat, 1780 zu Neapel in 2 Bänden erschienen. Nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa machte dies Werk außerordentliches Aufsehen, und der Verfasser sah sich in seinem 28sten Jahre unter den berühmtesten Publicisten genannt. Er spricht mit Freimüthigkeit über viele Mißbräuche, allein ohne zu beleidigen, und obgleich vieles sein eigenes Vaterland traf, ertheilte ihm der König doch eine Commanderie des Constantinordens. Im Jahr 1783 gab er die folgenden zwei Bände heraus, welche die Criminaljustiz betreffen. Diese Materie ist hier in ihrem vollen Umfange behandelt. Auch herrscht die unbefangenste Freimüthigkeit der Ansichten durch das Ganze. Manches fanden darin die großen und die vornehmen Güterbesitzer anstößig, weil es ihnen Vortheile zu entziehen drohte. Das Buch wurde daher durch ein geistliches Decret, als verderblich verurtheilt. Allein der Verfasser antwortete darauf bloß dadurch, daß er im folgenden Jahre den 5ten, 6ten und 7ten Band seines Werks erscheinen ließ; worin von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Unterrichte gehandelt wird. Er hatte sich jetzt, im Jahr 1783, verheirathet, und lebte in einer kleinen Stadt, um sich ganz ungestört seinen Arbeiten hingeben zu können. Hier beschäftigte er sich mit den letzten Theilen seines großen Werks, welche die Religion, in Beziehung auf den Staat, betreffen sollten. Allein seine Gesundheit hatte schon sehr gelitten, und er rückte nur langsam vor. Auch berief ihn Ferdinand IV. (1787) in seinen höchsten Finanzrath. Er mußte nach Neapel zurückkehren und sich fast ausschließend seinem neuen Berufe widmen. Er wurde endlich bedenklich krank und starb den 21. Jul. 1788 in einem Alter von 36 Jahren. Vor seinem Tode hatte er den 8ten Theil seines Werks vollendet, worin von den Religionen vor dem Christenthume die Rede ist. Man findet auch hier den scharfsinnigsten Forscher und trefflichsten Darsteller seiner Gedanken. Von dem Schlusse des Werkes hat man nur die Abtheilung der Capitel in der Handschrift gefunden.

Digitized by Google

Dieses dem menschlichen Geiste überhaupt zu hoher Ehre gereichende Werk, welches des Guten so viel veranlaßt und gestiftet hat, ist in alle lebende Sprachen übersetzt worden. Eine deutsche ist zu Zürich verfertigt und zu Altdorf im Jahr 1784 mit einer Vorrede von Siebenkees erschienen, eine andere von Gustermann zu Wien in demselben Jahre; auch von Link besitzen wir eine. Hätte Filangieri länger gelebt, so würde er der Welt mehrere gelehrte Arbeiten, und unter andern auch eine Nuova Scienza delle Scienze und eine Storia civile, universale perpetua geschenkt haben.

Filet, eine bekannte Art von geknöppeltem Gewebe (oder solcher Strickerei), mit welchem sich die Frauen zu mancherlei Bedürfnissen mehr scherzend als ernst zu beschäftigen pflegen. Fileten werden bei den Buchbindern diejenigen Stempel genannt, mit welchen die goldnen Rückenverzierungen der Bücher eingebrannt und eingedrückt werden.

Filial, eine Nebenkirche, Tochterkirche, auch Filia genannt, welche in eine andre (Hauptkirche, Mutterkirche, mater) eingepfarrt ist; daher das Dorf selbst, welches keinen eigenen Pfarrer hat.

Filigran-Arbeit werden die zu Laubwerk durcheinander gezogenen Verzierungen aus Silber- und Goldfäden (da, wo es die Form und Zeichnung erfordert, auch zusammen verschmolzen) genannt, die man bei mancherlei Kunstsachen und Zierrathen anwendet. Es war solche ehemals mehr in Anwendung, als gegenwärtig. In Paris, London und Nürnberg war und ist man noch am geschicktesten in dieser Arbeit.

Filtriren, durchseihen, heißt die Operation, vermöge welcher man mittelst eines schicklichen Werkzeugs, z. B. eines Siebes oder Tuches oder Löschpapiers, gröbere Theile von einer flüssigen Materie absondert. Zum Filtriren des Wassers bedient man sich einer gewissen Steinart von grobem Korn, welche die darauf gegossene Flüssigkeit leicht einsaugt und durchläßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein solcher Stein heißt Filtrirstein. Außerdem hat man noch andere Apparate und Maschinen erfunden, durch welche sich selbst schleimiges, verdorbenes und stinkendes Wasser klar und trinkbar machen läßt.

Filz, heißt überhaupt ein durcheinander gewirrtes, geschlungenes und festes Gewebe oder zeugartige Masse. — Gewöhnlich wird Filz von einem zu Hüten vorbereiteten Werke der Hutmacher gebraucht, das aus kardätschter Wolle und kardätschten Haaren durch verschiedene Bearbeitung in einander geschlungen und getrieben worden ist. Es werden auch andere Kleidungsbedürfnisse daraus verfertigt. — Bei den Papiermachern wird Filz ein Stück von wollenem Tuche genannt, welches sie über das eben geschöpfte Papier ausbreiten.

Finale heißt der Schlußsatz eines Tonstücks, Opernactes, Ballets u. s. w. Es besteht aus verschiedenen Sätzen von verschiedenem Charakter. Meistentheils hat in den Instrumentalstücken das Finale den Charakter der Munterkeit, und erfordert geschwinde Bewegung und lebhaften Vortrag. In der Oper besteht das Finale meist aus mehreren an einander gereihten Sätzen von verschiedenem Charakter und verschiedener Tactart und Bewegung.

Finanzwissenschaft, Finanzwirthschaft, Finanzkunst, Finanzkunde. Jeder Staatsverein hat zu seiner innern

Digitized by Google

und äußern Sicherstellung einen Aufwand nöthig, welchen zu bestreiten aus dem gesammten Nationalvermögen ein besonderes Staatsvermögen gebildet werden muß; die Einsammlung, Verwaltung und Verwendung dieses Staatsvermögens macht den Gegenstand der Finanzwissenschaft aus. Im Privathaushalte muß sich immer die Ausgabe nach der Einnahme richten, im Staatshaushalte umgekehrt, die Einnahme nach der Ausgabe, letztere aber wird durch den Staatsbedarf bestimmt. Die Finanzwissenschaft zerfällt daher in drei Haupttheile, wovon sich der eine mit der Ausgabe, der andere mit der Einnahme, und der dritte mit der Form Beider, also der Art der Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staatseinkünfte beschäftigt. Was den ersten Theil, nämlich die Staatsausgabe betrifft, so ist dieselbe entweder 1. ordentliche, gewöhnliche Ausgabe, d. h. solche, welche im ruhigen Gang der Staatshaushaltung immer wiederkehrt, oder 2. außerordentliche, ungewöhnliche Ausgabe, solche, welche durch außerordentliche Vorfälle, als Krieg, unglückliche Naturereignisse oder große Unternehmungen ꝛc. herbeigeführt wird. Hinsichtlich der ordentlichen Staatsausgabe findet ein Unterschied statt zwischen a. allgemeiner, welche aus dem Staatsvermögen überhaupt und mittelst allgemeiner Beiträge der Bürger gedeckt werden muß, wie z. B. die Kosten der Verfassung, also auch die Civilliste des Regenten, die Kosten der innern Verwaltung, der Vertheidigung, der auswärtigen Verhältnisse und der öffentlichen Schuld, weil dergleichen Anstalten zum Besten sämmtlicher Staatsbürger angeordnet sind, und b. besonderer Staatsausgabe, welche vorzüglich durch Beiträge derer bestritten wird, die sich der besondern Anstalten bedienen, als z. B. die Kosten der Justiz durch den Ertrag der Sporteln, der Polizei durch die Strafen derselben, der Staatswirthschaft durch die Abgaben derer, welche sich der Heerstraßen, Canäle und ähnlicher staatswirthschaftlicher Anstalten bedienen. Die außerordentliche Staatsausgabe ist entweder a. ökonomistisch, d. h. dem Staatszwecke entsprechend, wie z. B. die Kosten eines nothwendigen Kriegs, die Unterstützung der durch Ueberschwemmung, Erdbeben und andere Naturereignisse verunglückten Einwohner ꝛc.; oder b. capitalistisch, d. h. solche, wodurch ein neuer Theil des Nationalreichthums geschaffen wird, deren Resultat daher, wie ein zurückgelegtes Nationalcapital zu betrachten ist, z. B. große Culturunternehmungen, Austrocknung von Sümpfen, Anlegung neuer Canäle, Straßen ꝛc. — Eine dritte Gattung der außerordentlichen Staatsausgabe, die unökonomistische, d. h. solche, welche dem Staatszwecke zuwiderläuft, wie z. B. der Kriege der Ehrsucht, Aufwand des Luxus ꝛc. können kein Gegenstand der Wissenschaft seyn. — Der zweite Theil der Finanzkunst beschäftigt sich mit der Staatseinnahme; auch diese ist, wie die Staatsausgabe, doppelter Art, nämlich 1. ordentliche, welche zur Deckung der gewöhnlichen Staatsausgabe erforderlich ist, und wie diese beständig wiederkehrt, also bleibend erhoben wird; 2. außerordentliche, welche nur in ungewöhnlichen Fällen statt hat und zur Deckung der außerordentlichen Staatsausgabe bestimmt ist. Die ordentliche Staatseinnahme schöpft ihren Bedarf aus zwei Hauptquellen, nämlich 1. aus einem unmittelbaren Staatsvermögensfonds, demjenigen, welcher von der Nation dem Staate zur Bestreitung des Staatsaufwandes vorbehalten und überlassen worden ist; dieses unmittelbare Staatsvermögen ist wiederum doppelter Art, es be-

steht a. in einem dem Staate vorbehaltenen Theile des vorhandenen Stoffs, Urstoffs, Grund und Bodens; dies sind die Domainen (s. d. Art.), b. in einem dem Staate ausschließlich überlassenen Theile der Kraft oder des Rechts, gewisse Naturprodukte sich zuzueignen oder gewisse Gewerbe zu treiben, dies sind die Regalien (s. d. A.), 2. aus einem mittelbaren Staatsvermögensfonds, welcher durch Beiträge der einzelnen Staatsbürger gebildet wird; diese Beiträge heißen Abgaben, Steuern oder Auflagen (s. d. A.). Außerdem schöpft die Staatseinnahme noch aus mancherlei zufälligen Quellen, wie z. B. dem Heimfalls- und ähnlichen fiscalischen Rechten, Geldstrafen, Chargen, Dispensations-, Concessions und Privilegiengebühren. Dies alles sind jedoch ordentliche oder gewöhnliche Quellen des Staatseinkommens; neben diesen hat sich die Finanzwissenschaft auch mit den außerordentlichen Quellen zu beschäftigen, zu welchen der Staat in ungewöhnlichen Fällen seine Zuflucht nehmen muß; sie hat zu zeigen, wie der Staatsbedarf alsdann durch außerordentliche Steuern oder durch Antizipation künftiger Einnahmen oder durch Benutzung des öffentlichen Credits mittelst Anleihen gedeckt werden könne; daher bildet das Staatsschuldenwesen und dessen Tilgung einen vorzüglichen Gegenstand der Finanzwissenschaft. Die Anwendung solcher außerordentlichen Mittel nennt man gewöhnlich Finanzoperationen. — Der dritte Haupttheil der Finanzwissenschaft endlich beschäftigt sich mit der Form der Einnahme und Ausgabe des Staats. Diese Form ist entweder 1. eine innere oder 2. eine äußere. Zur innern Form gehört die Art und Weise, wie das Staatseinkommen gesammelt oder verwendet wird, z. B. ob die Steuerbeiträge in Naturalien oder in Münze erhoben und vertheilt werden? wie das Staatsrechnungs- und Cassenwesen eingerichtet ist? ꝛc. zur äußern Form hingegen ist die Organisation der verschiedenen Finanzbehörden, z. B. ihre Eintheilung in abgesonderte Einnahme- und Ausgabebehörden ꝛc. zu rechnen. — Die Finanzkunst ist eine eben so schwierige als wichtige Wissenschaft, denn zur Bestimmung keiner Sache wird wie Montesquieu mit Recht sagt, so viel Weisheit und Klugheit erfordert, als zur Bestimmung des Theils von Vermögen, welchen man der Nation nimmt und des Theils, welchen man ihr läßt. Von den wahren Finanzwirthen sind aber sorgfältig diejenigen zu unterscheiden, welche man gewöhnlich Plusmacher nennt und von denen Sonnenfels sagt: „diese verächtlichen Miethknechte der Tyrannei gleichen dem Jagdhunde, der den Jägern das Wild aufbringt, um auch sich von dessen Eingeweide zu sättigen; sie nehmen überall, wo sie zu nehmen finden, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche aus ihren Maßregeln für Nationalwohlstand und Sittlichkeit hervorgehen. Das Geheimniß der echten Finanzkunst liegt in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emsiger Thätigkeit, nicht in Zahlen und todtem Metall; nicht der Ertrag einzelner Einnahmerubriken, sondern der ganze dauerhafte Ertrag der Finanzanstalt und seine Uebereinstimmung mit den höhern Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte des Finanzsystems. K. M.

Findelhäuser sind einem wohlgeordneten Staate unentbehrlich, und das beste Mittel den Kindermord zu verhüten. Ungegründet ist die Furcht, daß dadurch der Verfall der Sitten befördert werde; denn — Frechheit und Leidenschaft sehen nie in die Zukunft. Man pflegt die Findlinge mit Namen zu taufen, welche Bezug auf die Modalität ihrer Auffindung haben, und in Spanien hat jeder Findling

Digitized by Google

den Rang eines Hidalgo — der untersten Classe des Adels — nicht als wenn eine Präsumtion gegen die Sittlichkeit der Noblesse Statt finde, sondern aus juridischer Vorbaulichkeit, damit dem Neugebornen nicht etwa angeborne Rechte verloren gehen mögen.

Fingal, Fin Mac Coul oder Fionghal, ein vielgefeierter caledonischer oder schottischer Held, Fürst von Morbhein oder Morven, der zu Selma seinen Sitz gehabt haben, der Vater des alten schottischen Barden Ossian gewesen und im J. 283 nach Chr. Geb. gestorben seyn soll. Von seinen Thaten singt das von Macpherson aus alten schottischen Liedern gebildete Heldengedicht, das den Namen Fingal führt, und dem Ossian beigelegt wird. So wenig wir über alles dieses historische Gewißheit haben, so ist doch so viel gewiß, daß der Name Fingal noch immer bei den Hochschotten in sehr hoher Achtung steht, und daß vieles Große, Außerordentliche und Wunderbare von ihnen auf Ossian und Fingal bezogen wird. Nach ihm nennen z. B. die Bergschotten und Hebridier mit großer Ehrfurcht jenes berühmte Säulengewölbe, das sie für seinen Palast ausgeben. S. den folgenden Artikel. F.

Fingalshöhle (Melodiehöhle, Ua-bhinn), eine auf Basaltsäulen ruhende Grotte auf der hebridischen Insel Staffa, die zu den schönsten unterirdischen Naturmerkwürdigkeiten gehört. Sie ist 300 Fuß lang, 150 Fuß hoch und 50 Fuß breit, und wird von einem See durchschnitten, den man beschiffen kann. Auf beiden Seiten ragen theils ganze, theils abgebrochene, aber sehr regelmäßig von der Natur gebildete Säulen von Basalt empor, die mit ihren abgestumpften Enden das Gewölbe bilden und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felsen herabträufelnde Feuchtigkeit bildet so harmonische Töne, daß sich der Reisende, der diese Grotte besucht, plötzlich durch eine Art von unsichtbarer, einem Zauber ähnlichen Musik überrascht findet, daher sie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

Fingersetzung (Applicatur) nennt man die Art des Gebrauchs oder der Ansetzung der Finger bei solchen musikalischen Instrumenten, bei welchen die Verschiedenheit des Tons durch den Griff oder Ansatz der Finger hervorgebracht wird. Da bei den meisten Instrumenten dieser Art die reine Intonation, die Deutlichkeit und der unverwischte Vortrag schwerer Stellen hauptsächlich davon abhängt, so erhellt von selbst, wie wichtig es sey, die richtige Applicatur frühzeitig zu erlernen. dd.

Finiguerra (Tommaso, durch Verkürzung Maso), ein berühmter Bildhauer und Goldarbeiter, ausgezeichnet durch die Erfindung der Kunst, von hohl gravirten Metallplatten Abdrücke zu machen, lebte zu Florenz um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Seine Familie hatte seit dem Jahre 1213 in dieser Stadt geblühet. Das Jahr seiner Geburt und seines Todes ist unbekannt; allein so viel ist gewiß, daß er ein Zögling war von Laurent Ghiberti, der die berühmten bronzenen Thüren des Baptisteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. An der ersten Thür, welche im Jahre 1400 angefangen und 1425 beendigt wurde, scheint Finiguerra nicht beschäftigt gewesen zu seyn, wohl aber an der zweiten, die im Jahr 1425 angefangen und 1445 vollendet wurde, und so scheint er um das Jahr 1410 oder 1415 geboren zu seyn. So wie man ihm die Erfindung der oben bemerkten Kunst nicht bestreiten kann, so war auch sein Ruf begründet in der Kunst zu emailliren (nielliren).

Digitized by Google

Dieſe Kunſt, die erſt zu Leo X. Zeiten aufgegeben wurde, beſtand darin, daß in die Vertiefungen eines in Gold oder Silber ausgeführten Stiches, eine ſchwärzliche, metallartige Maſſe, lateiniſch nigellum genannt, eingelaſſen wurde welche man durch Gießung mit dem Stücke befeſtigt, worauf ſie ſich befand, polirte, und nun erhielt die Arbeit das Anſehn einer Zeichnung mit Bleiſtift auf glattem Velinpapiere. Manche halten den deutſchen Maler Martin Schön für den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieſer hat erſt nach dem Jahr 1460 dieſe Kunſt geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra niellirt noch jetzt in der Kirche St. Johanni zu Florenz. Ein Stich, die Krönung der Jungfrau darſtellend, iſt durch ſeine Ausführung merkwürdig. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel. Er führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der an großen Feſten noch jetzt in der genannten Kirche ausgeſtellt wird. Nicht minder hat er eine große Anzahl von Zeichnungen in Acquarell colorirt hinterlaſſen. In der Gallerie zu Florenz werden noch 66 davon aufbewahrt. In Hinſicht der Erfindung Finiguerra's gibt das Werk des Abbé Zani: Materiali per servire alla Storia dell' origine, e de' progressi della incisione in rame e in legno. Parma 1802. hinreichende Auskunft; eben ſo Bartsch peintre graveur, Tom. XIII.

Finisterrae. Das Cap Finisterrae iſt das äußerſte Vorgebirge auf der Weſtküſte von Galizien in Spanien. Vor der Entdeckung von Amerika führte es den Namen mit ſcheinbarem Rechte, denn es ſchien hier das Ende der Erde zu ſeyn.

Fink, preußiſcher General im ſiebenjährigen Kriege, welcher am 21. Nov. 1759 mit einem Corps von 12,000 Preußen bei Maxen die Waffen niederlegte, da ſeine Truppen durch das vorhergegangene Gefecht faſt auf die Hälfte geſchmolzen, ohne Munition und auf allen Seiten von einem gewiß vierfach überlegenen Feinde umgeben waren. Fink hatte Friedrich den Großen mehrmals auf das Gefährliche ſeiner Poſition aufmerkſam gemacht und den Unfall vorhergeſagt; er erſcheint daher vor dem Urtheil der Geſchichte völlig gerechtfertigt, wenn auch das nach dem Frieden auf des Königs Befehl niedergeſetzte Kriegsgericht ihn nebſt den Generalen v. Rebentiſch und Gersdorf für ſchuldig erkannte. Fink ſtarb als Oberbefehlshaber der däniſchen Armee.

Finkenſtein (Carl Wilhelm, Reichsgraf v.) Dieſer in der preußiſchen Geſchichte mit rühmlicher Anerkennung ſeiner Verdienſte genannte Miniſter Friedrichs II. war den 11. Febr. 1714 geboren. Von früheſter Jugend an hatte er ſich dem diplomatiſchen Fache gewidmet, und ging ſchon im Jahr 1735 als preußiſcher Geſchäftsträger nach Stockholm; im Jahr 1740 begab er ſich in gleicher Eigenſchaft nach Copenhagen. Als Friedrich II. unter kritiſchen Umſtänden eines einſichtsvollen Miniſters am Hofe Königs Georg II. bedurfte, der damals am Rheine focht (1743), fiel die Wahl dieſes ſcharfſichtigen Monarchen auf den Grafen von Finkenſtein, deſſen Unterhandlungen ein erwünſchtes Reſultat herbeiführten. Hierauf ward ihm eine Sendung an den Hof von Petersburg zu Theil (1747 — 1748), von der ihn der König nur abrief (1749), um ihm den Poſten eines Cabinetsminiſters zu übertragen, in welchem er 30 Jahre hindurch mit raſtloſer Thätigkeit arbeitete. Gebeugt von der Laſt der Jahre, hat er nach der Feier ſeines funfzigjährigen Dienſtjubiläums im

Jahre 1799 um seine Entlassung, und starb ein Jahr darauf, nachdem er noch eine halbe Stunde vor seinem Tode eine Depesche unterzeichnet hatte.

Finnen. Dieser Hauptstamm der nordeuropäischen Völker, (dessen Zahl gegen 2,400,000 beträgt), ist vom scandinavischen bis tief in den asiatischen Norden, von da bis an die Wolga und das caspische Meer ausgebreitet und von besonderer Merkwürdigkeit. Schon Tacitus kennt diese Nation unter dem Namen Finnen, deren liebster Aufenthalt von jeher nördliche Wälder und Moräste waren, daher sie sich immer selbst auch Morastbewohner (Suamolainen in ihrer Sprache) nannten, und Jagd und Fischerei zu ihren vorzüglichsten Gewerben erwählten. Uebrigens ist in der That bemerkenswerth, wie ähnlich die zerstreuten finnischen Völkerschaften in Körperbildung, Nationalcharakter, Sprache und Sitten sich geblieben sind, so daß man sie nirgends verkennen kann. Eine eigne Geschichte haben sie nicht; im einfachen nomadischen Leben wurden sie die sichere Beute der Norweger, Schweden und Russen. Die Norweger unterwarfen zuerst sich Finnmark, und ihre Züge zu den Permiern, einer finnischen Völkerschaft am weißen Meere, hörten dann erst auf, als die Fürsten von Nowgorod sich Permiens und des dortigen Handels bemächtigt hatten, und die Norweger durch die Einfälle der Mongolen beschäftigt wurden. Die Russen begannen nun, sich in den Landen der Finnen auszubreiten; Karelien und ganz Permien kamen in ihre Gewalt, und im 14ten Jahrhundert sah man am Gestade des weisen Meers durch Bischof Stephan das Kreuz errichtet, und den weitstrahlenden Tempel des großen Gottes Jomala zerstört. Ganz Lappmark, und bald auch alle Finnen in Osten, an der Wolga und in Sibirien, wurden nun von den Russen unterjocht, welche selbst die Norweger zurücktrieben, als diese ihr früher usurpirtes Tributrecht in Lappmark geltend machen wollten. Endlich fielen noch die Schweden über die übrigen an sie angränzenden Finnen her; Erich der Heilige bekehrte in der Mitte des 12ten Jahrhunderts die Bewohner des heutigen Finnlands, und hundert Jahre darnach eroberten die Schweden Tawastland und bezwangen die Karelier und Lappen, so weit beide nicht schon Rußland angehörten. Hiermit war die Unterjochung der finnischen Nation im Norden vollendet, von welcher zwölf Völkerschaften ganz oder zum Theil zu den Bewohnern des russischen Reichs gehören, nämlich die Lapper, Finnen, Esthen, Liven, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wotjäken, Parmjäken, Surjänen, Wogulen und obische Ostjäken. Hierzu kann man noch die Tepteri rechnen, einen Volkshaufen, der aus Vermischung mehrerer finnischer Völkerschaften, besonders der Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen entstanden und noch mit Tataren vermehrt worden ist. Die finnischen Völkerschaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteristischen Züge ihrer Gesichtsbildung sind ein plattes Gesicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, braungelbes Haar und eine gelbliche Gesichtsfarbe. Diese Bildung ist aber bei den Finnen, im engern Verstande, schon durch Wohlstand und Cultur veredelt; doch bleibt der Charakter der Physiognomie derselbe. Die Tscheremissen und Tschuwaschen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen aber kommen darin den Russen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finnen sind größtentheils Christen, und bekennen sich entweder zur lutherischen oder griechischen Kirche;

doch findet man auch noch unter den Tscheremissen, Mordwinen, Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Finnen treibt ordentlichen Ackerbau, und hat eine gewisse Cultur erlangt, besonders die eigentlichen Finnen, ein anderer Theil lebt nomadisirend, sowohl von Viehzucht, als Jagd und Fischerei. Unreinlichkeit und Trägheit ist einem großen Theil der finnischen Völkerschaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, sind ernsthaft, unermüdet, arbeitsam, zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet, unerschrocken, tapfer, standhaft, aber auch sehr eigensinnig und starrköpfig; dabei dienstfertig und gastfrei. Es fehlt ihnen nicht an Geistesanlagen; eine besonders ausgezeichnete Neigung haben sie zur Dichtkunst und Musik.

Finnland, ein in Europa liegendes Gouvernement des russischen Reichs, besteht jetzt: 1. aus den schon 1721 und 1743 von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen des Großfürstenthums Finnland (welche seitdem ein besonderes russisches Gouvernement mit der Hauptstadt Wiburg bildeten); 2. aus dem 1809 durch den Frieden zu Friedrichsham von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürstenthum Finnland, und 3. aus den durch denselben Frieden von Schweden abgetretenen Theilen von Westerbottn und Lappland. Aus diesen drei Bestandtheilen ist nun kürzlich Ein Gouvernement des russischen Reichs errichtet worden, welches nach diesem Umfange gegen 5,300 Quadratmeilen mit nur 1,100,000 Menschen enthält. Die Hauptstadt dieses Gouvernements war bis jetzt Abo; aber nach einer kaiserlichen Ukase ist die mehr in der Mitte liegende Stadt Helsingfors zur Hauptstadt bestimmt worden, wohin mit dem 1. Oct. 1819 die höchste Behörde, der russische, mit Finnländern besetzte Senat für Finnland, von Abo verlegt wurde. Dieses neue Gouvernement Finnland gränzt an Schweden, den finnischen und bothnischen Meerbusen, die Gouvernements Archangel, Olonez und Petersburg und den Ladogasee. Der Boden ist theils bergig und felsig, indem er von Fortsetzungen des scandinavischen Gebirges durchzogen wird, theils flach, sandig, sumpfig und mit einer großen Menge größerer und kleinerer Seen angefüllt. Unter den Flüssen (lauter Küstenflüssen) ist der Kymmenefluß der beträchtlichste. Obgleich Felsen, Sümpfe, Seen, Sandstriche und Waldungen (ein Hauptreichthum des Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, so fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Gegenden, welche ergiebig an Getreide, Kartoffeln und Flachs sind, und auch guten Wiesenwachs haben; daher die Viehzucht ziemlich ansehnlich ist. An wilden Thieren, darunter viele Bären und Wölfe, ist das Land, so wie die Gewässer an Fischen, sehr reich. Jagd und Fischfang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner sind größtentheils Finnen, die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen (s. d Art.), ferner Russen, Schweden und Deutsche in geringerer Zahl. Eigentliche Fabriken und Manufacturen gibt es mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland nicht. Die stärkste Bevölkerung findet man an den Küsten. Das Innere dieses weitläufigen Landes ist ziemlich menschenleer.

Finsterniß ist eigentlich völlige Abwesenheit des Lichts. In der Astronomie versteht man darunter die Verfinsterung der Himmelskörper, oder die Ereignisse, wodurch ein Himmelskörper auf eine Zeit lang seines Lichts ganz oder zum Theil, wirklich oder scheinbar beraubt wird. Es gibt dreierlei Arten von Verfinsterungen, nämlich am Monde, an der Sonne und an den Trabanten der Planeten, besonders des Jupiters. Die Mondfinsternisse erfolgen, wenn

Digitized by Google

die Erde dergestalt zwischen den Mond und die Sonne tritt, daß sie dem ersteren das Licht der letztern entzieht. Es scheint eine dunkle Scheibe von Osten nach Westen her über der Mondscheibe hinzugehn. Diese dunkle Scheibe ist nichts anders als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, dessen Länge ungefähr 215 Erdhalbmesser beträgt, und dessen Größe da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ohngefähr dreimal übertrifft, woher es dann kommt, daß derselbe nicht nur gänzlich davon verfinstert werden, sondern auch eine Zeit lang unsichtbar bleiben kann. Man unterscheidet partielle Mondfinsternisse, wo nur ein Theil des Mondes verfinstert erscheint; totale, wo die Mondscheibe einen Augenblick ganz verfinstert ist; totale mit Dauer, wo diese gänzliche Verfinsterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinsternisse, wo der Mittelpunkt des Durchschnitts des Erdschattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammenfällt. Eine Finsterniß der letzten Art kann 1 3/4 Stunden dauern. Aus den angegebenen Bedingungen der Mondverfinsterung ergibt sich, daß sie nur zur Zeit des Vollmondes Statt haben kann. Man bestimmt die Größe einer Mondfinsterniß nach Zollen u. s. w., indem man die Mondscheibe in 12 Zolle, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinsterniß beträgt gerade 12 Zoll, ist sie zugleich von Dauer, so rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche sich der Mond weiter in den Erdschatten hineintaucht, und so kann es Finsternissen von 20 und mehr Zollen geben. Sonnenfinsternisse erfolgen, wenn der Mond dergestalt zwischen der Sonne und Erde durchgeht, daß er die Sonnenscheibe bedeckt. Mithin sind sie nur zur Zeit des Neumondes möglich. Schon Thales (597 vor Chr. Geb.) kündigte eine Sonnenfinsterniß an. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht sich dabei eine dunkle Scheibe von Abend gegen Morgen vor der Sonnenscheibe hin, und scheint sie zu verfinstern. Allein diese Verfinsterung der Sonne ist nur scheinbar, da sie ein leuchtender Körper und keiner Verfinsterung unterworfen ist. Die dunkle Scheibe ist vielmehr der Mond, dessen der Sonne abgekehrte und der Erde zugewandte, folglich dunkle Seite wir erblicken, während er mit seiner der Sonne zugekehrten Seite die Strahlen derselben auffängt. Verfinstert wird dabei also weder die Sonne noch auch der Mond, sondern die Erde, welche bei der Sonnenfinsterniß in demselben Falle ist, worin der Mond sich bei der Mondfinsterniß befindet; nur mit dem Unterschiede, daß die Verfinsterung auf der Erde selten recht bemerkbar wird, da der Mond um so viel kleiner ist, als die Erde. Die Sonnenfinsternisse sind entweder partielle, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe zum Theil verdeckt wird, oder totale, d. h. solche, wo der Mond die ganze Sonnenscheibe bedeckt. Total und zugleich central kann eine Sonnenfinsterniß nur seyn, wenn sich die Sonne gerade in der Sonnenferne und der Mond in der Erdnähe befinden, denn in diesem Falle ist der scheinbare Durchmesser des Mondes 2 Minuten und 7 Secunden größer, als der der Sonne. Die Dauer einer solchen Sonnenfinsterniß kann sich auf 3 Minuten und 41 Secunden erstrecken. Ist der scheinbare Durchmesser des Mondes kleiner als der Sonnendurchmesser, so erreicht die Spitze des Mondschattenkegels die Erdfläche gar nicht, und in diesem Falle kann es sich ereignen, daß die kleinere dunkle Mondscheibe die Sonnenscheibe so bedeckt, daß von letzterer nur noch ein heller Ring zu sehen ist. Eine solche Sonnenfinsterniß wird eine ringförmige genannt. Man sah dergleichen im Jahr 1764 zu Cadix,

Calais und Pello in Lappland. Bei totalen Sonnen- oder, wie man richtiger sagen sollte, Erdfinsternissen tritt völlige Nacht ein, die Sterne werden sichtbar, und die Vögel, in Verwirrung gesetzt durch die plötzlich eintretende Nacht, flattern ängstlich umher und fallen zur Erde; auch die übrigen Thiere zeigen Bangigkeit, als ob irgend eine außerordentliche Veränderung in der Natur vorginge. Dergleichen totale Erdverfinsterungen sind indeß nur seltene Erscheinungen. Von den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten hier zu sprechen, würde zu weit führen Wir merken nur an, daß alle diese Finsternisse für die Wissenschaft von großer Wichtigkeit sind, da sie ein treffliches Mittel zur Bestimmung der geogr. Länge abgeben. (S. Länge).

Finstere Kammer, s. Camera obscura.

Finte ist im Fechten die List, da man sich stellt, als ob man nach diesem oder jenem Theile seines Gegners ziele, und indem dieser dagegen sich zu verwahren sucht, den Hieb oder Stoß wo anders hinführt. Daher die figürliche Bedeutung von Blendwerk, Verstellung, verstelltem Angriff, listiger Wendung.

Fioravanti (Valentin), ein berühmter florentinischer Tonsetzer, seit dem Juli 1816 Capellmeister bei St. Peter in Rom, bekannt durch mehrere komische Opern. Im Jahr 1797 schrieb er für das königliche Theater zu Turin: Il furbo contro il furbo und Il fabro Parigino. Im Jahr 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm I virtuosi ambulanti aufführte; den Text dieser Oper ahmte Picard nach in seinen Comédiens ambulans. Sie fanden nicht weniger Beifall als seine Capricciosa pentita, die man in Paris 1806 gegeben hatte. In seiner zu Neapel aufgeführten Oper: Gli amori di Comingio e d'Adelaide ist der Componist der ächten Musikgattung treu geblieben, und hat sich dadurch der allgemeinen Geschmacksverderbniß kräftig entgegengesetzt. C.

Firenzuola, s. Nannini.

Firma oder Raggione, der Name oder die Unterschrift, unter welcher ein Handelshaus seine Geschäfte treibt, und welche eigentlich nur von dem Handlungsherrn oder dem an dessen Stelle tretenden Geschäftsführer unterzeichnet werden darf. Firma geben, heißt einem Handlungsdiener Vollmacht ertheilen, im Namen des Prinzipals zu handeln und zu unterschreiben.

Firmament bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch bei uns die Feste des Himmels oder das scheinbare Himmelsgewölbe. Es ist einleuchtend, daß diese Benennung, die wir schon in den Religionsbüchern der Juden finden, in der allen rohen und unwissenden Völkern gemeinen Vorstellung, daß der Himmel ein festes Gewölbe sey, ihren Ursprung hat.

Firman, 1. bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Namen des Kaisers ausfertigt; 2. in Ostindien, die schriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmeln oder Firmen, heißt in der römischen und griechischen Kirche ein Kind zu einer gewissen Zeit (gemeiniglich in seinem sechsten Jahre) mit Chrysam salben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben. Die Handlung oder Ceremonie selbst, welche die Firmelung oder auch Firmung heißt, gleichsam die Taufbestätigung, Confirmation — daher auch der Name — geschieht von dem Bischof oder Weihbischof, in Beiseyn einiger Pathen, und wird als eines der sieben Sacramente in der römisch-catholischen und griechischen Kirche betrachtet. Sonst geschah sie zu Ostern und zu Pfing-

Digitized by Google

ſten. Es waren Pathen dabei, welche den Namen des Firmlings anſagten und die Hand auf deſſen Schultern legten. Die Kinder konnten vom ſechsten bis vierzehnten Jahre zur Firmelung dargeſtellt werden, doch mußten ſie, wenn ſie über zwölf Jahre waren, zuvor dem Pfarrer beichten. Es wurden die über die Stirn hangenden Haare abgeſchnitten, der Biſchof gab dem Kinde einen leichten Backenſtreich, betete über ihm, legte die Hand auf daſſelbe, und ölte es. Die auf die Stirn geſtrichene heilige Chryſam wurde mit einem Tuche verbunden, welches drei oder ſieben Tage darauf blieb, hernach ward ſie mit Salz abgewaſchen und das Tuch ins Feuer, oder in ein Beinhaus, oder ins fließende Waſſer geworfen. War die Firmelung in einer Parochie beendigt, ſo gab der Biſchof die heilige Benediction. Dieſe Firmung (Confirmation) geſchieht nur einmal, und die dabei üblichen Ceremonien ſind folgende: Der Biſchof zeichnet den zu Firmelnden, einem nach dem andern, im Namen Gottes des Vaters u. ſ. w. ein Kreuz mit geweihtem Oel auf die Stirn, legt ihm die Hand aufs Haupt und gibt ihm einen leichten Backenſtreich. Das Zeichen des Kreuzes macht den Firmeling zu einem Streiter Chriſti, das Handauflegen verſichert ihn des Schutzes der Kirche, der Backenſtreich aber ſoll ihn erinnern, daß er ſelbſt Widerwärtigkeiten und Verfolgungen für die Religion ertragen müſſe.

Firmian (Carl Joſeph, Graf und Herr von). Dieſer verdienſtvolle Staatsmann war 1716 zu Deutſchmetz im Trientiſchen geboren, und genoß ſeine erſte Erziehung und Unterweiſung in den Wiſſenſchaften zu Erthal, Inſpruck und Salzburg. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, wurde er noch in Holland ein Zuhörer des Vitriarius und errichtete Freundſchaft mit Havercamp, Boerhave, Bynkershoek und andern berühmten Männern zu Leyden. Von da begab er ſich nach Paris und bald darauf nach Italien, wo er ſeinen Geſchmack für die ſchönen Künſte ausbildete. Als Franz I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, kehrte Firmian nach Deutſchland zurück und widmete ſich ganz den Staatsgeſchäften. Maria Thereſia ſandte ihn als ihren bevollmächtigten Miniſter nach Neapel. In der Folge wurde er zum bevollmächtigten Miniſter in der öſterreichiſchen Lombardei ernannt. Hier eröffnete ſich ihm ein neues weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaften geleiteten Staatsmannes in ihrem größten Glanze zu zeigen. Er war es, der die Liebe zu den beſſern Wiſſenſchaften in jenen Gegenden wieder erweckte, geiſtlichen Despotismus und Vorurtheile zu vertreiben anfing, Bibliotheken errichtete und die Univerſität Pavia wieder herzuſtellen ſuchte. Das ehemalige Herzogthum und die Stadt Mailand haben ihm ſeit 1759 vorzüglich ihre Bevölkerung, Gründung verſchiedener Manufacturen, Ausbreitung des Handels, Verbeſſerung der Landwirthſchaft, tolerante Geſinnungen in der Religion und Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Alle dieſe und noch mehrere Verdienſte erhöhte er durch die ungemeine Leutſeligkeit, mit welcher er jeden Künſtler und Gelehrten aufnahm und unterſtützte, und durch die Einſichten, die er ſelbſt in vielen Fächern der Literatur zeigte. Er beſaß eine auserleſene Bibliothek von 40,000 Bänden und koſtbare Kunſtſammlungen. Sein Tod erfolgte den 20. Juli 1782. Er hatte drei Brüder, die ſich ebenfalls rühmlich bekannt gemacht haben: Lactanz, Oberhofmeiſter am ſalzburgiſchen Hofe; Leopold, Cardinal und Fürſt-Biſchof von Paſſau; und Vigilius, Dompropſt zu Salzburg.

Fis, iſt in der Muſik die Benennung eines Tons, der um ei-

nen halben Ton höher ist als F, und der auch als ein Grundton kann betrachtet werden. (S. Ton, Tonart.)

Fiscal heißt eigentlich eine öffentliche Person, welche über die Gerechtsame des Fiscus (der landesherrlichen Einkünfte) wachen muß; daher Kammer-, Hof-Fiscal u. s. w. Ein peinlicher heißt derjenige, welcher in Criminalfällen im Namen des Fürsten oder der Obrigkeit als Kläger auftritt.

Fischart (Johann), genannt Menzer, war nach Einigen, die seinen Beinamen daher erklären, aus Maynz, nach Andern aus Straßburg, Doctor der Rechte und Reichskammeradvocat, um das Jahr 1586 Amtman zu Forbach bei Saarbrück, und starb noch vor 1591. So unbekannt seine Lebensumstände sind, so dunkel ist noch manches in Hinsicht auf seine Schriften, die meist satirischen Inhalts, theils in Prosa, theils in Versen, theils aus beiden gemischt, und fast sämmtlich mit den sonderbarsten Titeln versehen sind. Als Satiriker ist er unstreitig der zügelloseste seines und vielleicht aller Jahrhunderte, unerschöpflich an drolligen, launigen, witzigen, nicht selten zugleich zweideutigen und schmutzigen Einfällen, auf das genaueste bekannt mit den Thorheiten seines Zeitalters, und nie ungewiß über den Ton, in welchem sie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gegeißelt werden müssen. Die deutsche Sprache behandelte er mit ungemessener Freiheit, schaffte sich Wörter und Wendungen, ohne die Analogie im geringsten zu berücksichtigen, zeigte aber auch in den willkührlichsten Sprachformen seine Gelehrsamkeit und seinen Witz. Im starkkomischen und burlesken Ausdruck ist er unübertreffbar, und selbst aus den schalkhaftesten Ergießungen seines fruchtbaren Genies leuchtet überall eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Er erscheint vor seinen Schriften unter vielfach verstellten Namen. Seine bekanntesten Arbeiten sind eine freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais; das glückhaft Schiff von Zürich, 1576. 4., Aller Practic Großmutter; Bienenkorb des heiligen römischen Reichs Imenschwarms, 1579. 8. u. ff. Wir finden bei ihm den ersten Versuch in deutschen Hexametern, den er nach seiner Aeußerung gemacht hat, „dieweil daraus die Künstlichkeit der deutschen Sprache in allerhand Carmina bescheint, und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri oder sechsmäßiger Sylbenstimmung und sylbenmäßigen Sechsschlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein essen wollten) forthin weiche.“ Sie sind zugleich gereimt und in ihrem Bau sehr willkürlich. Vorher geht ein elegisches Gedicht an die Deutschen, in welchem die Verse auf gleiche Art construirt sind. An Sprache, Bildern und sinnlicher Fülle, sagt J. Paul Fr. Richter von ihm, übertrifft er den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und aristophanischer Wortschöpfung. Er ist mehr dessen Wiedergebärer als Uebersetzer; sein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäsche der Sprach- und Sittenforscher. Sein fünftes Capitel über Eheleute ist ein Meisterstück sinnlicher Beschreibung und Beobachtung, aber keusch und frei wie die Bibel und unsere Vorältern.

Fischbein, hierunter werden vorzüglich die Kiefern und Barten des Wallfisches verstanden, welche in Stäbe gespalten oder gerissen werden, auch schwarzes Fischbein heißen, und die man bekanntlich zu Schnürleibern, Corsets, zu Regen- und Sonnenschirmen u. s. w. verbraucht. — Weißes Fischbein nennt man die Bemme oder Knochen der Meerspinne oder Seekatze, welches von den Gold- und Silberarbeitern gepulvert gebraucht wird.

Fische. Die Fische sind Wasserthiere mit rothem kalten Blut, mit Knorpeln und Gräten, statt der Knochen, und mit Flossen, statt der Gliedmaßen, welche die im Wasser aufgelöst'te Luft durch Kiemen, statt der Lungen, einziehen und zersetzen. Daß sie außer dem Wasser leben können, ist nur für eine kurze Zeit möglich, wie man denn Aale oft auf dem Trocknen und zwischen Erbsenfeldern sieht. Ja, bei Tranquebar kommt ein kletternder Barsch vor, der, vermittelst der Dornen an seinen Flossen, auf Palmenbäume klettert, und sich dort sehr wohl zu befinden scheint. Nachdem die Fische Knorpel oder Gräten haben, werden sie in zwei allgemeine Classen getheilt. Die Knorpelfische haben entweder keine Kiemendecken, oder sie sind damit versehen. Zu jenen gehören die Lampreten, die Rochen und die Hayen, zu diesen die Störe, die Stachelbäuche, die Meernadeln, die Aale, und die Schwertfische. Die eigentlichen Grätenfische werden nach dem Stande der Bauch- und Brustflossen abgetheilt. Bei der Kalraupe, dem Dorsch und Schellfisch sitzen die Bauchflossen vor den Brustflossen. Bei den Seebrachsen, Barschen, Zandern, Makreten und Kaulköpfen finden sich die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen; hinter den letztern aber stehen die erstern, bei den Lachsen, den Hechten den Häringen, den Karpfen und Karauschen. Betrachten wir den Bau des Fischkörpers, so sind die Flossen, als die einzigen Bewegungsorgane, zuvörderst sehr interessant. Sie bestehen aus dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten befestigt, die durch bestimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit seiner Flosse dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung zu geben. Auch der erste Antrieb zum Schwimmen geht offenbar vom Schwanze aus; doch müssen die übrigen Flossen nicht allein die Lage des Fisches führen, sondern auch die Richtung seiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine Bauchflossen hat, eben so schwimmt, wie die Wasserschlangen, indem er mit jedem Theile seines Körpers wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fische sind von dem Fleischgewebe warmblütiger Thiere gänzlich unterschieden. Sie bestehen aus weißen oder bleichen Schichten dickerer Fasern, als die Muskeln warmblütiger Thiere haben; zwischen diesen Schichten befindet sich Eiweißstoff, der sehr schnell nach dem Tode der Thiere in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnorgane und das Nervensystem der Fische, so ist erstlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im Verhältniß zum übrigen Körper sehr merkwürdig. Wenn bei dem Menschen das Gehirn zwanzig bis dreißig Mal kleiner ist als der übrige Körper, so ist es beim Hay 2500, und beim Thunfisch sogar 37400 Mal kleiner. Dabei ist das Gehirn von geringerer Festigkeit als bei warmblütigen Thieren, und besteht größtentheils aus Hügeln, den Nervenknoten ähnlich. Das kleine Gehirn ist nur eine Querplatte, und es fehlt ihm völlig der Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höheren Thieren kennt. Die Nerven der Fische sind im Ganzen weicher als die der höhern Thiere, und stellen bei fünf Arten von Fischen so starke Erreger der Electricität dar, daß die mächtigsten Schläge gegeben werden, die aber sogleich aufhören, wenn man die Nerven zerschnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der electrische Ufäls, der indische Spitzschwanz und der electrische Stachelbauch sind die fünf Fische, die man als lebendige Volta'sche Säulen betrachten kann; denn sie haben zwei muskulöse Säulen, durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigstens beim Zitterrochen unter

Digitized by Google

den krummen Knorpeln der großen Seitenfloſſen liegen, und von eigenen Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fiſche betrifft, ſo ſind die Riech- und Sehwerkzeuge unſtreitig am meiſten ausgebildet. Auch riechen die Fiſche den Köder viel weiter als ſie ihn ſehen; und der Hay wittert die Ausdünſtungen ſchwarzer Menſchen in unglaublichen Entfernungen. Zwar entbehren die Fiſche der großen Stirn- und Kieferhölen, welche bei höheren Thieren gleichfalls mit der Riechhaut überzogen ſind; zwar ſteht ihr Riechorgan in keinem Zuſammenhang mit den Athemwerkzeugen, und das Waſſer leitet die Riechtheilchen wahrſcheinlich viel weniger als die Luft; dennoch haben ſie ſehr große Riechnerven, deren Anfänge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden ſind. Was das Sehwerkzeug betrifft, ſo haben ſie im Ganzen ſehr große Augen, in der Regel aber keine Augenlieder, ſondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und ſcheint bei dem Blindfiſch ſogar nur eine geringe Durchſichtigkeit zu haben. Die Hornhaut iſt ſehr flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Kryſtallinſe, die ſelbſt durch das Sehloch vortreten kann, ſo daß wenig Raum für die wäſſrige Feuchtigkeit iſt. Die Kryſtallinſe der Fiſche iſt dagegen faſt kugelich, und dabei von einer viel größern Dichtigkeit als bei den Landthieren; ſie wird wahrſcheinlich von einem fächerförmigen Organ regiert, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und ſich an ſie anlegt. Die Regenbogenhaut hat meiſt einen außerordentlichen Glanz, und eine ſchöne rothe oder Goldfarbe; der Glaskörper iſt aber ſehr klein. Die Gehörwerkzeuge ſind wenig ausgebildet, obgleich der Sinn ſich durchaus den Fiſchen nicht ableugnen läßt. Ein äußerer Gehörgang kommt nur bei Knorpelfiſchen mit innern Kiemen vor, wie bei den Hayen und Rochen; die eigentlichen Grätenfiſche entbehren dagegen des äußern Ohrs völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die ſich in einem Sacke mit Nervenmark gefüllt, welcher drei ſteinharte Knöchelchen enthält, endigen; dies iſt das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommner ſcheint das Geſchmacksorgan zu ſeyn. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die Nerven derſelben ſind Zweige derer, die die Kiemen verſorgen. Das Athmen der Fiſche geſchieht durch Hülfe der Kiemen; dieſes ſind bekanntlich ſehr gefäßreiche Blätter, viere an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befeſtigt ſind; der Knorpel hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zuſammen. Bei den Knorpelfiſchen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und es führen äußere Oeffnungen in beſtimmter Anzahl hinein; ſo haben die Lampreten und Neunaugen ſieben, die Rochen und Hayen aber fünf dergleichen Oeffnungen. Außerdem haben mehrere Fiſche einen eigenen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemenhaut, die ſich zuſammenziehen und ausdehnen kann. Sie enthält eine beſtimmte Menge von krummen Knorpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar kann durch die Kiemen nur die mit dem Waſſer gemiſchte Luft aufgenommen werden. Dazu kommt bei den meiſten die ſogenannte Schwimmblaſe durch einen eigenen Luftcanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Dieſe ſoll Stickgas enthalten; gewiß aber iſt es, daß ſie das Aufſteigen im Waſſer befördert. Daß mehrere Fiſche, wie der Peizker und der Bartgründel, auch durch den After athmen, iſt vollkommen erwieſen. Ja, den Längfiſch ſoll man in der Tiefe des Meeres ſchon an den aufſteigenden Luftblaſen erkennen. In der Regel haben die Fiſche keine Stimme; der Knurrhahn aber, der Peizker, die Forelle und einige andere geben, wenn man ſie drückt,

Digitized by Google

einen knurrenden Laut von sich, wobei sie die größten Anstrengungen beweisen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Laut durch die aus der Schwimmblase mit Gewalt hervorgepreßte Luft bewirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fischen auf andere Art von Statten, als bei höhern Thieren. Das Herz besteht nur aus einem Vorhof und einer Kammer; es nimmt das Blut aus dem Körper auf, und schickt es durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Berührung des Wassers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerstoff versehen, durch eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zusammenfließen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Herzens ist bei den Fischen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark als bei höhern Thieren; daher jene Bewegung noch viel Stunden lang fortdauert, nachdem das Gehirn und Rückenmark schon zerstört worden. Der Milchsaft, aus dem Speisebrei der Fische bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die sich unmittelbar in die Venen endigen, ohne durch Drüsen durchzugehen. Es ist sehr merkwürdig, daß, obgleich die meisten Fische Eier legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, es doch mehrere Knorpelfische gibt, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fischen gibt, ist neuerlich mit der größten Zuverlässigkeit erwiesen worden; denn bei den Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Roggen zugleich. Die Fruchtbarkeit der Fische ist größer als die irgend eines andern höhern Thieres. Bei der Schleye hat man 58,000, bei der Makrele 546,000 und beim Kabliau sogar 1,557,000 Eier in einem einzigen Roggen berechnet.

Fischerring ist das Siegel des Pabstes, womit die apostolischen Breven in rothem Wachse besiegelt werden. Es stellt den Apostel Petrus in der Gestalt eines Fischers dar.

Fischhaut, die Haut mehrerer Arten van Fischen, wie der Störe, der Seehunde, des Engel-Rochen, die gehörig zubereitet von den Holzarbeitern zum Abputzen und Glätten ihrer Arbeiten gebraucht wird. Man vergl Schagrin.

Fischwaarenhandel, ein bedeutender Handelszweig sowohl im großen als im kleinen Handelsverkehr. Zu diesem ist zunächst der Einzelhandel mit Fischen aus den inländischen Flüssen zu rechnen; zu jenem, der nur auf den Handel mit Seefischen anwendbar ist, gehört der Fang an sich, die Behandlung, ehe der Fisch für den Handel bereitet ist, und dann der Ein- und Verkauf derselben. Er beschäftigt in den Ländern, die an der See liegen, wie in Holland, England, Schweden u. s. w., einen großen Theil der Volksmenge und ist folglich ein wichtiger Gegenstand der National-Oekonomie der verschiedenen Länder. Wallfische, Schellfische, Cabeljau (getrocknet Stockfisch genannt), Schollen, Butten, Sardellen, und insbesondere die Heringe sind die vorzüglichsten Gegenstände des Fischwaarenhandels im Großen. Wir haben den mehresten derselben besondere Artikel in unserm Lexicon gewidmet. Auch ist der wichtige Handel mit Austern hieher zu rechnen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß nicht bloß die menschliche Consumtion bei dem Fischwaarenhandel in Betracht kommt, sondern nicht minder andere Bedürfnisse. So ist der Thran, den man von den Wallfischen, Seehunden, Haysischen erhält, ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit.

Fiscus, das Vermögen des Landesherrn, oder was eins und daſſelbe iſt, der Staatsſchatz mit Inbegriff ſeiner Prärogativen: dahin gehört der Anfall erbloſer Verlaſſenſchaften, Confiscation des Vermögens mancher Verbrecher, Anfall der Legate, welche Unwürdigen genommen werden, Eigenthum herrenloſer Sachen, Antheil an Schätzen u. ſ. w. Sehr unpaſſend wollen die Finanzcollegien unſerer Fürſten alle Vorrechte des römiſchen Fiscus ſich aneignen, und auf manchen paßt das komiſche Epigramm von Owen:

Vt visco capiuntur aves (Fiscus quasi Viscus
Dicitur), a fisco sic capiuntur opes,

noch mehr auf die ſogenannten Heiraths- und Sterbefisci, welche in neuerer Zeit hie und da eine wahre Landplage geworden ſind.

Fiſtel, Falſet, in der Geſangkunſt diejenigen höheren, die natürliche Stimme überſchreitenden Töne der Menſchenſtimme, welche durch eine gewiſſe Preſſung der Stimmorgane erzwungen werden. Kopfſtimme, im Gegenſatz der Bruſtſtimme, d. i. der Töne, die im natürlichen Umfange der Stimme liegen. In der Fiſtel, durch die Fiſtel ſingen, gebraucht man beſonders von Perſonen, die, da ſie von Natur eine Baßſtimme haben, die Höhe der Alt- und Discanttöne erzwingen. Ehedem nannte man die höchſten und tiefſten Töne der Blasinſtrumente, deren man ſich nur ſelten bediente, ebenfalls Falſet-Töne. dd.

Fiſtel (Krankheit) iſt eigentlich eine Röhre, dann ein Röhrgeſchwür, Hohlgeſchwür mit einer oft ganz geringen Oeffnung, die in mehr oder weniger lange, gerade oder gekrümmte, weitere oder engere, einfache oder vielläſtige Canäle führt, die unter der Haut, zwiſchen Muskeln, Knochen, Bändern, Häuten u. ſ. w. im Zellengewebe fortlaufen, und die bisweilen in eine innere Höhle, ſelbſt in die Subſtanz eines innern Organs führen. Aus der Fiſtel fließt entweder bloße Gauche in verſchiedener Menge und Beſchaffenheit, oder zugleich die Feuchtigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ gibt, auch andere daher kommende Dinge. Man erforſcht ſie am beſten durch die Sonde. Nach dem Theil, woran ſie vorkommt, beſtimmt man ihren Namen, Thränenfiſtel, Speichelfiſtel, Halsfiſtel, Bruſtfiſtel, Bauchfiſtel, Zahnfiſtel u. ſ. w.

Fitz-James (Edouard, Herzog von), Pair von Frankreich, einer von den eifrigſten Ultras, iſt geb. 1776; ein Nachkomme der Stuarts, Urenkel des Marſchalls Berwick und Enkel des Marſchalls Fitz-James. Im Anfange der Revolution wanderte er aus und diente in der Armee der franzöſiſchen Prinzen. Nach der Auflöſung dieſes Heeres begab er ſich nach England, wo er ſich mit Fraulein de la Touche vermählte. Als Frankreich beruhigt ſchien, kehrte er dahin zurück. Sein Vermögen war verloren und er lebte als Privatmann, ohne die glänzenden Anerbietungen der kaiſerlichen Regierung anzunehmen. Am Ende 1813 trat er als Corporal in die erſte Legion der Pariſer Nationalgarde, und hatte am Tage der Schlacht bei Paris, den 30. März 1814, den Dienſt bei dem Schlage Monſieur. Er trug hier viel dazu bei, die Nationalgarde in ihrer Paſſivität zu erhalten. Monſieur ernannte ihn gleich nach der Einnahme zu ſeinem Adjutanten und erſten Kammerherrn; und der König ertheilte ihm den 4. Juni die Pairswürde. Als Napoleon in Frankreich gelandet war, begleitete er Monſieur nach Gent. Als Mitglied der Pairskammer gab er häufig Beweiſe ſeiner unbegrenzten Ergebenheit für den Prinzen von Angoulême und für das königliche Haus. Im

Jahr 1818 ward er der Theilnahme an der Verschwörung des alten französischen Adels und der Ultras gegen die Minister, öffentlich beschuldigt, da jedoch der König den Urhebern verzieh, so entging er aller weitern Untersuchung.

Fix, von dem lateinischen fixus, heißt fest, unverrückt, unwandelbar, daher fixiren, festhalten einen Gegenstand, oder sich fixiren, einen festen Wohnort nehmen. Fixe Idee ist eine selbst gebildete Vorstellung, welche der Seele unaufhörlich vorschwebt, oder durch die entferntesten Aehnlichkeiten geweckt wird, und im strengen Sinne genommen, einen geisteskranken Zustand bewirkt, indem sie die Seele unwillkürlich beherrscht. Nach einer etwas modificirten Bedeutung heißt fix auch so viel wie feuerbeständig, womit wir bezeichnen, daß sich eine Sache nicht durch Hitze verflüchtigen oder in Dämpfe verwandeln lasse. So sind Gold, Platina und andere fixe oder feuerbeständige Metalle. — Fixe Luft, s. Gasarten.

Fixsterne nennen wir alle diejenigen Sterne, die stets in einerlei Lage zu einander und stets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben scheinen; es sind mithin alle Gestirne am Firmament, mit Ausnahme der Planeten und Cometen, unter diesem Namen begriffen. Außer den scheinbaren Bewegungen der Fixsterne aber, welche von dem täglichen Umschwung unserer Erde um ihre Achse, von dem Fortrücken der Aequinoctialpunkte und von der Abirrung des Lichts verursacht werden, hat man noch eine eigene sehr langsame Bewegung an denselben beobachtet, so daß die Angabe, daß die Fixsterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht streng richtig ist. So hat man gefunden, daß z. B. der Sirius seit Tycho de Brahe um 2 Minuten von der Stelle gerückt sey u. s. w. Ferner hat man Sterne bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erschienen und wieder verschwunden sind; an andern bemerkt man, daß ihre scheinbare Größe abwechselnd zu- und abnimmt. Ihre Entfernung von unserer Erde ist in der eigentlichsten Bedeutung des Worts unermeßlich; die stärksten Telescope sind nicht vermögend, an ihnen einen merklichen Durchmesser wahrzunehmen und zu bestimmen. Einen Begriff von der Größe derselben gibt der Umstand, daß, obgleich die Erdbahn einen Durchmesser von 40 Millionen Meilen beträgt und wir uns ihnen also abwechselnd um 40 Millionen Meilen nähern und eben so viel von ihnen entfernen, wir doch keinen Unterschied an denselben wahrzunehmen im Stande sind. Huygens hat, durch Vergleichung der Lichtstärke des Sirius und der Sonne, die Bestimmung seiner Entfernung von der Erde versucht, und sie, unter der Voraussetzung, daß der Sirius nur die Größe unserer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer als die Entfernung der Sonne berechnet. So unsicher diese Resultate seyn mögen, so reichen sie doch vollkommen hin, uns zu überzeugen, daß der Weltenraum einen jede menschliche Fassungskraft übersteigenden Umfang habe. In gleicher Ungewißheit befinden wir uns über die Natur und Beschaffenheit der Fixsterne; doch können wir als höchst wahrscheinlich annehmen, daß sie leuchtende Welten oder Sonnen sind, um deren jede sich vielleicht, wie um unsere Sonne, eigene Planeten in festen Bahnen drehen, die Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Fixsterne werden nach der Verschiedenheit ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge sehr wahrnehmbar ist, in Sterne erster, zweiter, dritter Größe u. s. f. eingetheilt. Aber außer diesen

als einzelne und gesonderte Lichtpunkte sich zeigenden Sternen, erblickt in hellen Winternächten das Auge noch hie und da kleine weiße Wölkchen unter den Sternen zerstreut; diese nebelartigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr wahrnimmt, sind ganze Gruppen unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Telescope wahrnimmt: und nur die Beschränktheit unserer vollkommensten Instrumente ist Ursache, daß wir diese Wahrnehmungen nicht ins Unendliche fortsetzen können. Um die einzelnen Fixsterne leichter bezeichnen und von einander unterscheiden zu können, hat man zum Theil schon im Alterthum den hervorstechendsten derselben Namen gegeben, und sie außerdem in gewisse Gruppen oder Sternbilder abgetheilt. Die Astronomen haben von allen nach ihren Stellungen bestimmten Sternen mit Angabe ihrer Namen, Größen u. s. w. Verzeichnisse angefertigt. Dergleichen Fixsternverzeichnisse besitzen wir unter andern von Cassini, la Lande, Zach, Piazzi und Bode.

Flaccus (Caj. Valerius), ein römischer Dichter des 1sten Jahrhunderts nach Chr., der in Padua (Patavium) lebte und jung starb. Er besang den Argonautenzug in einem epischen Gedicht (Argonautica), das wir noch haben. Ist er auch nicht dem Virgil an die Seite zu setzen, so hat sein Gedicht doch einzelne schöne und gelungene Stellen; ihm die höchste Vollendung zu geben, wurde er durch seinen frühen Tod verhindert. Nach Nic. Heinsius und Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harleß (1781) und Wagner (1805) mit Commentar. Verdeutscht von Wunderlich.

Fläche wird in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge und Breite genannt. Es gibt gerade Flächen, wo jeder Punkt eine auf ihr gezogene gerade Linie berührt, und gekrümmte; erstere werden insbesondere Ebenen genannt. Unter den krummen Flächen wird diejenige bemerkenswerth, die nach ihrer Länge und Breite, nach einer Cirkelform gebogen ist, und eine Kugelfläche heißt. Die Flächenmeßkunst ist ein Hauptzweig der Geometrie, der in seiner Anwendung auf Stücke unsrer Erde Meßkunst oder Geodäsie genannt wird.

Flachs, s. Lein.

Flächsen heißen die weißen, zähen, faserigen Adern der Muskeln, welche sich endlich in das sogenannte Haarwachs vereinigen. S. Muskeln.

Flacius (Matthias), mit dem Beinamen Illyricus, ein berühmter oder vielmehr berüchtigter Theolog des 16ten Jahrhunderts, geboren zu Albona in Illyrien 1520, gest. zu Frankfurt a. M. 1575. Er hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, seinem Namen eine lateinische Endung. Er war ein Schüler Luthers und Melanchthons, nahm an den kirchlichen Streitigkeitrn seiner Zeitgenossen Antheil, war aber dabei so heftig und ungezogen, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands mit einer, von seinem Namen abgeleiteten Benennung (Fläz) ein ungezogener und ungeschliffener Mensch bezeichnet wird.

Flagellanten, Geißelbrüder, Geißler hieß eine Brüderschaft im 13ten Jahrhundert, die ihre Buße nicht besser als durch Geißeln üben zu können glaubte. Der Einsiedler Rainer in Perugia wird als ihr Urheber um das Jahr 1260 genannt. Bald fand er fast an allen Orten Italiens Anhänger. Alt und Jung, Vornehm und Gering zog durch die Städte, geißelte sich und vermahnte zur Buße. Die Anzahl vermehrte sich bis zu 10,000, die umherzogen, von eini-

Digitized by Google

gen Priestern geführt, die Fahnen und Kreuze vorantrugen. So schwärmten sie zu Tausenden von Land zu Land, und sammelten Almosen; 1261 brachen sie in mehrern zahlreichen Schaaren über die Alpen in Deutschland ein, und zeigten sich im Elsaß, in Baiern, Böhmen und Polen. Sie fanden daselbst viele Nachahmer, die, wie Aventinus in seinen Annal. Bojor. erzählt, in Freisingen während ihres öffentlichen Geißelns die Reime absangen:

Ir stacht euch sere
Zu Christus Ehre
Durch Gott;
So lat die Sünd mere (künftig.)

Im J. 1296 zeigte sich zu Straßburg noch ein kleiner Haufe Geißler, die mit verhüllten Gesichtern sich um die Stadt und zu allen Kirchen peitschten. So heftig indeß das Volk sich für diese neue Brüderschaft interessirte, so wenig fand sie die Billigung der Fürsten und des höhern Clerus. Die öffentliche schamlose Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherschwärmen gab zu aufrührerischen Bewegungen und frechen Ausschweifungen aller Art Anlaß, und das abgedrungene Almosen setzte die ruhigen Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen auch in Deutschland und Italien von mehrern Fürsten nachdrückliche Verbote gegen diese Aufzüge der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten sie mit Gewalt, und die Bischöfe setzten sich ihnen ernstlich entgegen. Dessen ungeachtet pflanzte sich dies Unwesen in anderer Gestalt unter den Verbrüderungen der Begharden in Deutschland und Frankreich, und noch im Anfange des 15ten Jahrhunderts unter den in Thüringen umherschwärmenden Kreuzbrüdern (so genannt, weil sie an ihren Kleidern auf Brust und Rücken Kreuze trugen) fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sangerhausen verbrannt wurden; auch die Kirchenversammlung zu Costnitz sah sich noch zu entscheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. Seit dieser Zeit hat man von einer Brüderschaft dieser Art nichts mehr gehört. (Vergl. Geißelungen.) E.

Flageolet. 1. Der Name einer kleinen elfenbeinernen Flöte à bec, womit man den Canarienvögeln kleine Melodien einlernt; 2. eine besondere Art des Tractements der Geigen, wodurch der Ton einer solchen Flöte nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den zu intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Griffbrett nieder, sondern berührt sie nur ganz sanft, während der Bogen mit einem sehr gleichen, aber schneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, wo dieses geschehen soll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder, Suoni armonichi zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie zu ziehen; wo aber mit dem gewöhnlichen Tone soll fortgefahren werden, setzte man luogo, abbr. lo. oder ordinaire. dd.

Flagge, die große insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wollenen Zeuge, welche auf die Spitze eines Mastes oder auf das Hintertheil des Schiffs gesteckt zu werden pflegt, und sich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffsfahnen unterscheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufstecken: aber nur der Admiral führt die Flagge auf dem großen Maste, welche auf den Kriegsschiffen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird,

und unter derselben noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die Farbe der Fahne bezeichnen die Nation, den Stand der Offiziere und die außerordentlichen Gelegenheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs besondere Arten von Flaggen gebraucht werden, z. B. die Hülfsflagge, durch welche andere Schiffe zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn sich eine vornehme Leiche auf dem Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche fast bei allen Nationen weiß ist. Das Streichen oder Senken der Flagge ist die größte Ehrenbezeigung, die ein Schiff dem andern erzeigen kann; das Halten der Flagge im Arme ist eine geringere. Die königliche Flagge, die ein königliches Schiff führt, streicht vor Niemand. In der Schlacht ist das Streichen der Flagge das Zeichen, daß sich das Schiff ergibt. — Das Flaggenschiff, ein Schiff, auf welchem ein hoher Offizier (Admiral, Vice-Admiral) befindlich ist, der seine Flagge wehen läßt.

Flahaut (A. Ch. Graf von), geb. 1785, ward, nachdem er früh als Adjutant bei Murat angestellt worden, bald einer der größten Anhänger und Bewunderer Napoleons, von ihm dagegen auch zu den wichtigsten und solchen Geschäften und Sendungen gebraucht, die große Zartheit und Gewandtheit erheischten. Als Soldat zeichnete er sich bei Friedland, Ulm und Austerlitz und bei Mohilow aus. Er erhielt öfterer Aufträge an den König von Sachsen, unterhandelte mit Kleist und Schuwalow den Waffenstillstand in Schlesien (am 4. Jun. 1813), und focht wieder bei Leipzig und Hanau mit Ruhm. In Lusigny ward er abermals mit den Unterhandlungen zu einem Waffenstillstande beauftragt, der bekanntlich nicht zu Stande kam. Nach der Rückkunft Napoleons von Elba ward Flahaut einer seiner Vertrauten; er sandte ihn nach Wien, derselbe ward aber in Stuttgard angehalten und nach Frankreich zurückgebracht. Jetzt focht er mit bei Fleurus und Waterloo, und bemühte sich in der Pairskammer, Napoleons Sohn zum Nachfolger des Vaters erklärt zu erhalten. Er hielt sich nachher eine zeitlang bei Madame Louis Buonaparte auf, und lebt jetzt in England, wo er die Tochter des Admirals Keith geheirathet hat, und naturalisirt worden ist.

Flamändische oder flämische Schule, s. Niederländische Schule.

Flamen hieß bei den Römern ein Priester, dessen Dienst einer einzelnen Gottheit gewidmet war, und der von ihr seinen Namen erhielt, z. B. Flamen Neptunalis, Pomonalis u. s. w.; auch von den unter die Götter versetzten Kaisern, z. B. Flamen Augusti.

Flämisch bedeutet Flandrisch, aus Flandern herrührend u. s. w. Das Flämische Recht, ein besonderes Recht, welches vor Zeiten den Colonisten aus Flandern in Deutschland gelassen wurde, und hin und wieder noch gilt. In Geldberechnungen gibt es Pfenig, Schilling und Pfund Flämisch.

Flamme. Nicht alle entzündbare Körper brennen mit einer Flamme. Sie erscheint nur bei solchen, die entweder ihrer ganzen Substanz nach flüchtig, oder mit denen doch flüchtige Bestandtheile verbunden sind. Diese flüchtigen Theile steigen bei einem gewissen Grade von Hitze als Dämpfe in die Höhe, welche, indem sie in Brand gerathen, die Erscheinung der Flamme geben. Der Theil dieser Dämpfe, welcher sich dem Verbrennen entzieht, bildet den aufsteigenden Rauch, aus welchem, wenn er sich anlegt, Ruß entsteht. De

Digitized by Google

Luc bestimmt die zur Erzeugung der Flamme erforderliche Hitze auf 650 Grad Fahrenheit; die Flamme erlischt, sobald der Wärmegrad geringer wird. Nach der neuern französischen Chemie entsteht die Flamme aus dem Lichte und der Wärme, welche sich beim Verbrennen der Körper vorzüglich und beinahe allein aus dem Sauerstoffgas entwickeln.

Flamsteed (Johann), ein berühmter englischer Astronom, geb. 1644 zu Derby, in der Grafschaft Derbyshire. Er zeigte schon frühzeitig eine entschiedene Neigung zu astronomischen Beobachtungen, und in seinem 24sten Jahre lieferte er astronomische Berechnungen für die Philosophical Transactions. Im J. 1668 gab er seine Diatribe de aequatione temporis etc. heraus. Er ging in der Folge nach London, wurde da mit Newton und Halley näher bekannt, und 1670 Mitglied der königlichen Societät. Carl II. ernannte ihn zum königlichen Astronomen auf der von ihm errichteten Sternwarte (Flamsteedhouse) zu Greenwich. Hier setzte er vom Jahr 1671 an seine astronomischen Beobachtungen ununterbrochen fort bis an seinen Tod. Man wünschte die Resultate seiner vieljährigen Beobachtungen bekannt gemacht zu sehen, aber es war ein besonderer Befehl der Königin Anna nöthig, um ihn dazu zu bewegen, und so erschien denn sein Werk: Historia coelestis Britannica, Lond. 1712, in 2 Theilen, welches seine bis dahin angestellten Beobachtungen und sein berühmtes Verzeichniß von 3000 Sternen enthielt. Flamsteed selbst erklärte es für ein mangelhaftes Werk, und arbeitete unablässig an der Vervollkommnung desselben. In dieser vervollkommneten Gestalt kam es aber erst nach seinem Tode 1725 zu London in 3 Theilen heraus. Die ersten beiden Theile enthalten seine Beobachtungen über die Sterne; im dritten Theile befinden sich eine Einleitung in die Geschichte der Astronomie, die sämmtlichen vor seiner Zeit erschienenen Sternenverzeichnisse, und sein eignes vollständiger als alle vorhergehenden, unter dem Namen: der brittische Catalog bekannt. Dieses Verzeichniß ist in den neuern Zeiten durch Herschel berichtigt und sehr vermehrt worden. Ein anderes wichtiges und zur Kenntniß der Gestirne sehr brauchbares Werk Flamsteed's ist sein kostbarer Atlas coelestis, Lond. 1729, fol. mit 25 großen Charten, auf welchen alle in England sichtbare Constellationen vorgestellt sind. Eine neue, noch prächtigere Ausgabe dieses Werks erschien 1753 mit 28 Charten. Einen abgekürzten Nachdruck desselben, der aber vor dem Original manche Vorzüge besitzt, hat Fortin 1776 zu Paris besorgt. Flamsteed starb den 18. Jan. 1720. Er hinterließ den Ruhm eines gelehrten und gefälligen Mannes.

Flanke ist in der Festungsbaukunst der Theil eines Werks, welcher einem andern Seitenvertheidigung gibt. Bei der Bastion sind die Flanken diejenigen Linien, welche an den Mittelwall anstoßen. In ältern Zeiten pflegten sie rechtwinklich auf dem Mittelwalle zu stehen, jetzt setzt man sie besser rechtwinklich auf die Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals setzte man oft fünf Flanken hinter einander jetzt höchstens zwei. Die Bestimmung der Flanken ist, den Graben vor den Facen des Nebenbollwerks und vor der Linie zu vertheidigen, ein Zweck, den sie indessen nur selten erfüllen, indem das Geschütz auf ihnen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetschüsse und Bombenwürfe zerstört zu seyn pflegt. — In der Taktik bedeutet Flanke das äußere Ende des Flügels einer Armee, und es ist eins der gewöhn-

lichsten Manövers, den Feind besonders in strategischem Sinne, durch Umgehung, gerade auf diesem sehr empfindlichen Punkte anzugreifen, ein Unglück, dem nur durch eine Frontveränderung, oder, wenn ein kühner Feldherr an der Spitze steht, durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen ist, auch wohl durch eine starke Detachirung abgeholfen werden kann. — Flanqueurs sind herumstreifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. Flanquiren, in der Kriegskunst, eine Festung mit Seitenwerken versehen, die Seiten decken; auch: von der Seite bestreichen, beschießen. Flanquiren und umherflanquiren heißt: umherstreifen, umherschweifen.

Flasche (leydener oder electrische). Wenn man eine gläserne Flasche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Staniol überzieht, auf einen die Electricität leitenden Tisch stellt, und den Boden der Flasche mittelst eines Metalldrahts mit dem Conductor einer Electrisirmaschine in Verbindung setzt, alsdann die Maschine dreht, und mit der einen Hand den äußern Ueberzug der Flasche, mit der andern aber den Draht oder den Conductor, mit welchem der innere Ueberzug der Flasche noch in Verbindung steht, faßt, so zeigt sich ein mit Geprassel hervorbrechender Funke, der mit einer Erschütterung in dem Armgelenke begleitet ist. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimmt man wahr, wenn man die Flasche nach dem Electrisiren (oder Laden) von der Maschine abnimmt, und dann beide Ueberzüge zugleich berührt. In dem Zustande, wo die leydener Flasche den Funken mit Erschütterung gibt, heißt sie geladen, im entgegengesetzten Falle entladen. Wird sie überladen, so entladet sie sich über dem unbelegten Raume von selbst, und nicht selten wird sie dadurch zerschmettert. Zu bemerken ist, daß die äußere Belegung der geladenen leydener Flasche allemal die entgegengesetzte Electricität der innern Belegung hat; sie hat negative, wenn jene positive hat, und umgekehrt. Isolirt man eine leydener Flasche und setzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht isolirten Flasche in Verbindung, so werden beide Flaschen geladen. Dies kann man mit mehrern Flaschen fortsetzen. Je größer die Zahl der Flaschen ist, desto mehr electrische Materie nehmen sie in sich auf, und um so heftiger und verstärkter ist die Wirkung bei der Entladung. Die auf diese Art verbundenen Flaschen machen eine electrische Batterie, deren Wirkung sich so weit verstärken läßt, daß man damit kleine Thiere tödten, Metalldraht schmelzen kann u. s. w. Den Namen der leydener Flasche hat sie bekommen, weil Cunäus, Allemand und Muschenbroek diese Versuche zuerst in Leyden anstellten; Andere nennen sie auch nach Kleist, der denselben Versuch schon ein Jahr früher machte.

Flaschenzug, Polyspast, ist ein mechanisches Werkzeug zum Heben großer Lasten. Es ist aus zwei Kloben oder Flaschen zusammengesetzt, deren jede mehrere Rollen enthält. Die obere Flasche ist befestigt, an der untern aber hängt die Last, welche durch ein um alle Rollen gehendes Seil zugleich mit der untern Flasche in die Höhe gehoben wird. Man kann hierbei annehmen, je mehr Rollen in jeder Flasche befindlich sind, desto länger muß das Seil zum Heben der Last seyn, und desto weniger Kraft hat man hierzu nöthig anzuwenden; aber um so länger wird es auch dauern, ehe die Last einen gewissen Punkt der Höhe erreicht. Die Erfindung wird dem Archimedes von Syrakus zugeschrieben.

Digitized by Google

Flaſſan (Gaetan de Xaris de), Ritter des Ordens des Königreichs von beiden Sicilien und vom Danebrog, ein franzöſiſcher Hiſtoriker, ſtammt aus einer urſprünglich griechiſchen Familie, welcher Papſt Paul III. im Jahr 1536 die Herrſchaft Flaſſen in der Grafſchaft Venaiſſin verlieh. Sein Vater war Militär. Der junge Flaſſan ward in derſelben Militärſchule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Clarke, Bergoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen ſind. In der Folge hielt er ſich längere Zeit zu Rom auf, wo ſein Bruder Oberoffizier in der Königlichen Leibwache war. Papſt Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. Im Jahr 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine Question du Divorce herausgab. Im Jahr 1791 begab er ſich nach Coblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflöſung des Condéſchen Corps hielt er ſich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Schreckensſyſtem in Frankreich geſtürzt war, kam er zurück, wählte die diplomatiſche Laufbahn, und wurde als Chef der erſten Abtheilung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, nahm aber bald ſeine Entlaſſung. Der Auswanderung verdächtig, ſollte er verhaftet werden; allein er rettete ſich, indem er den Polizei-Commiſſär und die beiden Soldaten in ſeinem Zimmer einſperrte. Darauf verbarg er ſich in Marſeille. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, wo er ſein großes Werk über die Geſchichte der franz. Diplomatie ausarbeitete. Der erſte Conſul hatte dazu Veranlaſſung gegeben. Er äußerte nämlich gegen die Deputirten der hiſtoriſchen Claſſe des Nationalinſtituts, daß er ein Werk wünſche, welches die diplomatiſchen Acten Frankreichs an einander gereiht darſtellte. Flaſſan wurde bei der Abfaſſung deſſelben durch ſeine Verbindungen mit wichtigen Geſchäftsmännern und Gelehrten, z. B. Koch, ſo wie durch die Erlaubniß, die Archive zu benutzen, weſentlich unterſtützt. So erſchien zuerſt in 6 Bdn. 1808 ſeine Histoire générale de la diplomatie française jusqu'a la fin du règne de Louis XVI., avec des tables chronologiques de tous les traités conclus par la France. N. A. Paris 1811, 7 Bände. Dieſes, aus den Verträgen, Manifeſten, Noten, Inſtructionen und Berichten der Zeitgenoſſen, die mithandelnde Perſonen waren, geſchöpfte, jedoch nicht ganz unparteiiſche Werk, wobei die Quellen mit kritiſcher Wahl benutzt, die Data mit Scharfſinn combinirt ſind, und das Ganze geiſtvoll zu einer beurtheilenden Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. zuſammengeſtellt iſt, hat dem Verfaſſer mit Recht einen berühmten Namen gemacht. Außer der Entwickelung der vorzüglichſten Unterhandlungen, der Mittheilung der bedeutendſten Staatsſchriften, der Analyſe der Verträge, wird man von der jedesmaligen Organiſation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchſt anziehend und belehrend zugleich iſt die Art, wie der Verfaſſer die Charaktere der Miniſter und Geſandten zeichnet. In dem Berichte über die des Preiſes würdigen Erzeugniſſe der letzten zehn Jahre im Fache der Literatur und Kunſt hat die Jury den hiſtoriſchen Werth dieſes Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: il n'est pas remarquable par l'art de la composition; et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style. Bis zum J. 1814 war v. Flaſſan Prof. d. Geſchichte an der Kriegsſchule zu St. Germain en Laye. Er hat u. a. auch noch geſchrieben: de la colonisation de St. Domingue, 1804; de la

Digitized by Google

restauration politique de l'Europe et de la France, 1814: und des Bourbons de Naples, 1814. Nach Napoleons Sturze hat v. Flassan auch eine Geschichte der franz. Diplomatie vom Jahr 1791 an bis zum pariser Frieden in 6 Bdn. angekündigt, die aber bis jetzt (1818) noch nicht erschienen ist. Als Historiograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die französische Gesandtschaft 1814 zum wiener Congreß. Seine Histoire du congrès de Vienne (3 Bde.) ist noch nicht gedruckt. — Sein Bruder, der Chevalier de Flassan, war Schiffslieutenant, und ist 1786 auf der Expedition von La Peyrouse mit verunglückt. dd.

Flau bedeutet im Niedersächsischen 1. lau, schaal; 2 ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländischen Schule haben die Maler das Wort beibehalten, und es ist selbst zu den Franzosen übergegangen (flou). Dennoch ist kein völlig bestimmter Begriff damit verknüpft, und es ist am besten, sich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas anders bezeichnen dürfte, als das Verblasene, il sfumato. Es soll das sanfte oder matte Verschmelzen der Farben damit angedeutet werden. dd.

Flaxman (John), Professor an der königl. Malerakademie zu London, und der erste jetzt lebende engl. Bildhauer. Er ist durch seine in Deutschland dreimal copirte, zuletzt von Schnorr, Leipzig bei Göschen 1804 und 1807) Umrisse zu Homer's Iliade und Odyssee, zum Hesiod, zu Aeschylos und Dante (copirt im Verlage des Herausgebers dieses Lexicons) besonders bekannt. Er besitzt vorzügliches Talent und Kühnheit in seinen Umrissen; die mehrsten seiner Entwürfe enthalten schöne Gedanken, aber wenige sind in Hinsicht auf Erfindung und Anordnung vollendete Kunstwerke. In England hat er berühmte Denkmale, z. B. auf Lord Mansfield, Lord Howe, Abercrombie, den Dichter Collins, die Büste Washingtons und die Statüe Reynolds verfertigt. Früher lebte er in Rom, wo er seinen Ruf durch mehrere Statuen und Basreliefs gründete. Im J. 1816 ward er, nebst einigen andern Künstlern, mit der Untersuchung der von Lord Elgin aus Griechenland nach England gebrachten Denkmäler der alten Bildhauerkunst beauftragt. In dem hierüber dem Parlamente erstatteten Berichte findet man sein Urtheil über den hohen Werth dieser Kunstwerke.

Fléchier (Esprit), ein ehrwürdiger Geistlicher, dem seine salbungsvollen und geistreichen Schriften eben so sehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, als seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe seiner Zeitgenossen gewann. Er war im Jahr 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Diöces Carpentras, geboren, wurde bei seinem Oheim, dem P. Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wissenschaften und der Tugend erzogen, und trat in den Jesuiterorden, den er jedoch nach seines Oheims Tode wieder verließ, um in Paris als schöner Geist und Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb sich in beiden Eigenschaften einen großen Ruf, und wurde von Ludwig XIV. mit reichlichen Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert durch diese Beifallsbezeigungen, strebte Fléchier nach immer höherer Vollkommenheit, und lieferte in seinen Leichenreden auf Bossuet und Turenne zwei Meisterwerke, welche die Zuhörer hinrissen, und noch jetzt mit hohem Interesse gelesen werden. Der Hof belohnte seine Talente im Jahr 1685 mit dem Bisthum von Lavaur, und im Jahr 1687 mit dem Bisthum von Nismes, und Ludwig XIV. begleitete die Ernennung zu dem erstern mit den schmeichelhaften Worten: „Seyn

Sie nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienst so spät belohne; ich fürchtete des Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören.“ Außer seinen geistlichen Reden hat Fléchier sich auch in seiner Histoire de l'Empereur Theodose le Grand und der Vie du Cardinal Ximenès als einen schätzbaren und beredten historischen und biographischen Schriftsteller gezeigt. Er starb im J. 1710 zu Montpellier.

Flechten sind eine chronische Hautkrankheit (impetigo herpes), welche zuweilen abheilt und dem Anscheine nach ganz verschwindet, aber bald wieder von neuem ausbricht. Man unterscheidet mehrere Arten derselben, wovon immer eine beschwerlicher und hartnäckiger ist, als die andere. Bei der ersten ist die Haut sehr wenig geröthet und wie mit Mehl bestreut, gewöhnlich fühlt man einiges Jucken; hier heißen sie auch gemeiniglich Schwinden. Bei einer andern Art sind die röthern Stellen mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher sich eine scharfe, nach Katzenurin riechende Feuchtigkeit absondert. In einer dritten ist eine freie schwärende Stelle wahrzunehmen, die immer größer wird, ein fressendes Geschwür. — Flechten nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Steinen, Bäumen, z. B. der Birke, vorkommt. Etwas anders ist eine Korb-, oder Wagenflechte. Auch wird der Name Flechte noch von einer weichen saftigen Ruthe und andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflochtenen Körben.

Fleck (Joh. Frdr. Ferd.), einer der vorzüglichsten deutschen Schauspieler neuerer Zeit, war in Breslau den 12. Jan. 1757 geboren. Von seinem Vater, einem dortigen Rathsherrn, zur Theologie bestimmt, besuchte er zu diesem Zweck im J. 1776 die Universität Halle. Sein innerer Beruf führte ihn aber bald zur Schauspielkunst. Er wendete sich zuerst an die dresdner Hofschauspieler-Gesellschaft, und betrat in Leipzig die Bühne, dann ging er zu Schröder nach Hamburg, und hierauf zu Döbbelin nach Berlin. Als hier nach Friedrichs II. Tode ein National-Theater errichtet wurde, gab man ihm den wichtigen Posten eines Regisseurs, und er behielt denselben bis zu seinem am 20. Dec. 1801 erfolgten Tode. In den Annalen der deutschen dramatischen Kunst wird sein Name unvergeßlich bleiben. Die Natur hatte ihn zum Schauspieler reichlich ausgestattet. Eine schöne Gestalt, edle Haltung, ein sicheres kraftvolles Auftreten, ein glühendes Auge, verkündigten schon beim ersten Blick den großen Künstler. Nicht minder unterstützte ihn ein vortreffliches Organ bei seinen Darstellungen. Sein Wallenstein gehörte zu seinen gelungensten. Nur Eßlair kann unter den jetzt lebenden deutschen Schauspielern ihm an die Seite gesetzt werden.

Flecken werden in der Astronomie die dunkeln Stellen an der Sonne, am Monde und an den Planeten genannt. Die genaue Beobachtung dieser Flecken macht den Umschwung der Himmelskörper um ihre Achse bemerkbar. Am Monde zählt man 48 solcher Flecken, und haben die Astronomen einem jeden einen Namen gegeben. Vgl. Sonnenflecken.

Fleisch. Der thierische Körper besteht aus festen und flüssigen Theilen; die festen sind entweder harte feste Theile, z. B. Knochen, oder weiche feste Theile. Zu letztern gehört auch diejenige thierische Substanz, welche wir Fleisch nennen. Im engern Sinne verstehen wir unter Fleisch nur Muskeln des thierischen Körpers, die aus einem Gewebe faseriger Theile bestehen. Diese Fasern sind der feste Grundtheil des Fleisches, und bestehen aus dem fadenartigen

Theile des Bluts. Zwiſchen ihnen befinden ſich aber noch andere Stoffe, nämlich eine eiweißartige Flüſſigkeit, Gallert, fettes Oel, ein beſondrer Extraktivſtoff und eine ſalzigte Materie. Entblößt man den Körper von ſeiner Haut, ſo nimmt man gewiſſe Abtheilungen im Fleiſche wahr, welche daher entſtehen, daß ein Theil der Fleiſchfaſern in dieſer, ein andrer Theil in einer andern Richtung läuft. Jede ſolche Abtheilung beſteht aus einem Bündel einzelner Faſern und heißt Muskel.

Flemming (Paul), einer unſrer trefflichſten vaterländiſchen Dichter des 17ten Jahrhunderts, wurde den 17. Jan. 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande geboren. Sein wohlhabender Vater ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben. Flemming wurde, nachdem er zu Hauſe durch Privatunterricht einen guten Grund gelegt hatte, auf die Fürſtenſchule zu Meißen und von da auf die Univerſität Leipzig geſchickt, wo er Medicin ſtudirte, und ſich wahrſcheinlich fixiren wollte. Allein die Unruhen des 30jährigen Krieges nöthigten ihn, 1633 ſich nach Holſtein zu wenden, wo Herzog Friedrich eben im Begriff war, eine feierliche Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaar Michael Federowitz, zu ſchicken. Flemming, voll Feuer und Wißbegierde, bewarb ſich um eine Stelle im Gefolge des Geſandten. Er erhielt ſie, machte die Reiſe mit, und kam 1634 glücklich nach Holſtein zurück. Gleich darauf beſchloß der Herzog, eine noch glänzendere Geſandtſchaft an den Schach Sofi nach Perſien zu ſchicken, in der Abſicht, ſeinem Lande Handelsvortheile dadurch zu verſchaffen. Flemming war ſogleich auch zu dieſer Reiſe entſchloſſen, die der Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſo viel verſprach. Durch Olearius ſind uns die Umſtände derſelben ſehr genau bekannt. Man ging den 27. Oct. 1635 unter Segel, und nach vielen Gefahren und Beſchwerden, welche die Geſandtſchaft zu Waſſer und zu Lande zu überſtehen hatte, zog ſie den 3. Aug. 1637 in Ispahan ein, verweilte über 8 Monate daſelbſt, und kam, auf einem andern Wege zurückkehrend, wieder nach großen Beſchwerden im Januar 1639 in Moskau an, das ſie im März verließ. In Reval verlobte ſich Flemming mit der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, und da nach der Rückkehr ins Vaterland ſein Vorſatz war, ſich in Hamburg als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, reiſete er 1640 nach Leyden, wo er promovirte. Kaum aber war er wieder in Hamburg angekommen, als ihn den 2. Apr. 1640 der Tod in der Blüthe der Jahre dahin riß. So verlor Deutſchland einen Dichter, in deſſen Liedern und Sonetten (Geiſt- und weltliche Poemata. Jena 1642 u. ff.) eine liebliche Schwärmerei mit vieler Zartheit der Empfindung gemiſcht iſt, und deſſen längere Gedichte zum Theil die Abentheuer der Reiſe mit hoher und kräftiger Begeiſterung, zum Theil andere gelegenheitliche Ereigniſſe derſelben mit Originalität und Anmuth beſingen, und der allen ſeinen Werken den Stempel ächter Genialität aufgedrückt hat.

Flemming (Jacob Heinrich Graf von), geb. 1667, trat früh in ſächſiſche Dienſte, und ward vom Churfürſt Friedrich Auguſt zum Feldmarſchall erhoben. Als dieſer Fürſt ſich 1697 um die polniſche Krone bewarb, ſandte er, als ſeinen Geſandten, Flemming nach Warſchau, deſſen Bemühungen und Beſtechungen nicht fruchtlos bleiben. Auguſt, der ſeine Wahl durch eine Armee unterſtützen konnte, trug über ſeinen Mitbewerber, den Prinzen Conti, den Sieg davon, und wurde zu Warſchau gekrönt. In dem Kriege gegen Schweden (1699) bemächtigte ſich Flemming des Forts Dünamünde

bei Riga und nannte es Augustusburg. Bald aber mußten sich die sächsischen Truppen wieder zurückziehn. Der siegreiche Carl XII. forderte von August die Auslieferung Flemmings, welcher sich genöthigt sah, nach Brandenburg zu flüchten. In der Folge durfte er jedoch nach Dresden zurückkehren, und es lag nicht an ihm, daß Carl XII. nicht bei seinem Besuche, den er dem König in Dresden machte, als Gefangener zurückgehalten wurde. Als Carls Glück sich gewendet hatte, bemühte sich Flemming vergebens, seinem Fürsten Liefland zu verschaffen und den König von Preußen zu einer Kriegserklärung gegen Schweden zu bewegen. Auch in Polen mußte er seine Plane, die Macht des Königs zu erweitern, aufgeben. Er starb zu Wien 1728. Flemming war ein Mann von unbegränztem Ehrgeize; aber er verband damit die höchste Tapferkeit, schnelle Fassungskraft und unermüdliche Thätigkeit.

Flesche, in der Befestigungskunst, eine kleine pfeilförmige Schanze (halbe Redoute), bloß von zwei Facen und hinten offen.

Fletcher (John), s. Beaumont und Fletcher.

Fleurieu (Charles Pierre Claret Graf von), Mitglied des französischen Instituts, Minister der französischen Marine u. s. w. einer der unterrichtetsten und gelehrtesten Hydrographen der neuern Zeit, war 1738 geboren. Mit Berthoud in Gemeinschaft wurden von ihm in Frankreich die ersten Seeuhren verfertigt. Es wurden solche auf der Fregatte Isis, von Fleurieu befehligt, in den Jahren 1768 und 1769 versucht, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Fleurieu gab darüber das geschätzte Werk heraus: Voyage fait par ordre du Roi en 1768 et 1769, pour éprouver les horloges marines. Paris 1775 in 4. 2 Vol. av. fig. Im J. 1776 erhielt er den wichtigen Posten eines Directors der Häfen und der Arsenale, und von ihm rührten in dieser Eigenschaft alle Entwürfe in dem Seekriege von 1778 her, so wie die Instruction für die Entdeckungsreisen La Peyrouses und Entrecasteaux, zu denen übrigens Ludwig XVI. selbst, als ein großer Geograph, die Hauptideen angab. 1790 wurde er Marineminister und einige Zeit nachher wurde ihm für eine kurze Zeit die Leitung der Erziehung des Dauphins übertragen. Der Sturm der Revolution zwang auch ihn, sich von allen öffentlichen Arbeiten zurückzuziehen. Er lebte nun ganz seiner Wissenschaft. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, ernannte man ihn im J. 1797 in den Rath der Alten; er wurde dann in den Staatsrath gerufen, kam in den Senat und starb 1810. Man hat von ihm noch: Découvertes des Français dans le Sud-est de la nouvelle Guinée. — Er gab ferner Etienne Marchands Reise um die Welt in den Jahren 1790, 1791 und 1792 heraus. Die vortreffliche Einleitung dazu rührte ganz von Fleurieu her. Mehrere andere geographische und hydrographische Werke, wie sein Atlas de la Baltique et du Cattegat, und sein Neptune Américo-septentrional, deren Herausgabe angefangen war, sind nicht von ihm vollendet worden. Auch hatte er eine allgemeine Geschichte der Seereisen auszuarbeiten angefangen, die vollendet wohl das vollkommenste Werk dieser Art hätte werden mögen, was wir noch besitzen.

Fleurus, ein Flecken von 2000 Einw. in der niederl. Provinz Hennegau, nahe der Sambre, dessen Name durch mehrere Schlachten in der Geschichte bekannt, und besonders durch die am 26. Jun. 1794 zwischen den Oesterreichern und Franzosen gelieferte Schlacht denkwürdig geworden ist. — Diese Schlacht machte eine wichtige Epoche

in jenem Feldzuge, da die Franzosen Belgien nun wieder eroberten, und Frankreichs Hauptstadt, die seit einem Monate, nach dem Falle der Festung Landrecy, selbst bedroht war, völlig gesichert wurde. — Die Vorposten der verbündeten Armee berührten schon Peronne (etwa 18 Meilen von Paris), und es war zwischen diesem Orte und Paris keine Festung mehr. Aber die Franzosen setzten den Alliirten neue Armeen entgegen. Pichegru hatte mit der Nordarmee den rechten Flügel der Alliirten umgangen, und eine drohende Stellung gegen Flandern genommen, Charbonnier mit der Ardennen-Armee den linken Flügel der Verbündeten zurückgedrückt, und Jourdan mit der Moselarmee sich von Luxemburg aus in Marsch gesetzt. Bei Dornick gewannen die Alliirten endlich wieder eine feste Stellung; Pichegru wollte sie herauswerfen, ward aber vom Kaiser Franz selbst zurückgeschlagen. Die Sambre- und Maas-Armee, vereint mit der Armee der Ardennen, ging, unter Jourdan, über die Sambre, griff Charleroi an, und eroberte es am 25. Jun. 1794. Dieser Verlust war den Oesterreichern unbekannt geblieben. Der Prinz Coburg eilte von Nivelles aus herbei, um Charleroi zu Hülfe zu kommen und zugleich einen großen Versuch zur Wiederbefreiung der Niederlande zu wagen. Dies führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Jun. 1794. Während Coburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Corps vor Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an, und der Anfang des Treffens berechtigte zu den schönsten Erwartungen. Schon war der Erbprinz von Oranien mit dem rechten Flügel siegend bis Marchienne au Port vorgedrungen; schon hatte der linke Flügel unter Beaulieu beim Angriffe auf die Brücke von Auveloy und die Redouten von Fleurus zwanzig Kanonen erobert, als beide gegen Abend den Befehl zum Rückzuge erhielten; denn während der Schlacht hatte der Prinz Coburg die Capitulation von Charleroi erfahren, und war von dieser Nachricht so ergriffen worden, daß er in der That den schon fast errungenen Sieg aus den Händen ließ, und jede Hoffnung aufgab, die Niederlande zu retten. Noch ist es dunkel, was eigentlich den österreichischen Feldherrn zu diesem Rückzuge bestimmte; denn während seine beiden Flügel mehr oder weniger siegreich waren, hatte das Centrum fast noch gar nichts gethan. 1815 fiel in der Gegend von Fleurus zwischen den Preußen und Franzosen die Schlacht von Ligny vor. (s. d. Art.) I.

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminister Ludwigs XV., war zu Lodeve in Languedoc den 22. Juni 1653 geboren, und kam mit dem sechsten Jahre nach Paris. Er studirte die Schulwissenschaften in dem Jesuitercollegium und Philosophie in dem Collegium Harcourt; in einem wie in dem andern zeichnete er sich aus. Dem geistlichen Stande bestimmt, ward er Canonicus von Montpellier und Doctor der Sorbonne. Am Hofe gewann er bald durch eine einnehmende Gestalt und einen feinen Verstand allgemeine Gunst, und ward Almosenier der Königin und in der Folge des Königs. Im J. 1698 ertheilte ihm Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Instructor Ludwigs XV. In der schwankenden Zeit der Regentschaft wußte er sich das Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er suchte auf keine Weise sich geltend zu machen, forderte keine Gnadenbezeigungen und hielt sich von allen Intriguen fern. Der Herzog, der die Neigung des jungen Königs für seinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims, eine der höchsten geistlichen Stellen in

Digitized by Google

Frankreich an, aber Fleury schlug es aus, erster Duc und Pair von Frankreich zu werden, um sich nicht von seinem Zöglinge trennen zu müssen. Im Jahr 1726 ward er Cardinal, und bald darauf stellte ihn der junge König Ludwig XV. an die Spitze des Ministeriums. Die Last der Regierungsgeschäfte schreckte den bereits 73jährigen Greis nicht ab; und er leitete bis gegen sein neunzigstes Jahr die Angelegenheiten seines Vaterlandes mit vielem Glück. Den Krieg, den er (1735) wegen der polnischen Königswahl gegen Carl VI. und das deutsche Reich begann, endigte er rühmlich; er brachte in dem Frieden von 1736 Lothringen an Frankreich. Leider aber war die dadurch zurückgeführte Ruhe Europa's von keiner Dauer; ein neuer für Frankreich unglücklicher Krieg beunruhigte die letzten Jahre Fleury's, der, ohne den Ausgang desselben zu erleben, den 29. Jan. 1743 zu Issy bei Paris starb. Die Basis seiner Politik war die Erhaltung des Friedens. Während seines Ministeriums wurde Frankreich Vermittler zwischen dem Kaiser und Spanien, zwischen der Pforte, Oesterreich und Rußland, und beruhigte alle durch friedliche Mittel. Er war mehr als einmal bemüht, England mit Spanien auszusöhnen. Der Krieg von 1733 war kurz und der Friede ehrenvoll. Mit einem Worte, Fleury wog und leitete mit weiser Mäßigung die Angelegenheiten Europa's bis zum Jahr 1740. Der Krieg, der damals ausbrach, ist der einzige Flecken seines Ruhms. Die beiden Brüder Belle-Isle mißbrauchten sein hohes Alter und ihren Credit, um ihn zu überreden, daß er mit einer mäßigen Macht die Größe Oesterreichs zertrümmern könne; eine Hoffnung, welche Theresiens Heldenmuth vernichtete. Als er an die Spitze des Staats trat, befand sich Frankreich in der bedenklichsten Lage. Die Finanzen waren zerrüttet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder stolz als Richelieu, und minder ränkevoll als Mazarin, heilte diese tiefen Wunden, und wenn er, in der falschen Bedeutung des Worts, weniger groß, d. h. weniger berühmt ist, so gebührt ihm bei weitem mehr Achtung, weil er ohne Blutvergießen und grausame Mittel Frankreichs Glück im Innern, so wie sein Ansehen von außen erhöhete und befestigte.

Fleury (Claude), Abbé, geb. 1640, gest. 1723, zuerst Advocat, dann Geistlicher. Durch Bossuet aufgemuntert, schrieb er seine Kirchengeschichte, woran er 30 Jahre arbeitete, und welche classischen Rang in diesem Fache bei den Franzosen erhalten hat. Sie ist mit Critik und Wahrheitsliebe geschrieben, und verräth nicht bloße Gelehrsamkeit. In seinem Buche über die Wahl und Methode bei dem Studium der Wissenschaften zeigt er einen geraden und richtigen Sinn, eine lebendige und vernünftige Liebe für das Alterthum, ohne Pedanterei und Ziererei. Alle Parteien nannten ihn einstimmig den einsichtsvollen Fleury.

Fleury (Bernard), der Nestor des Théâtre français in Paris, spielt alle ersten gesetzte Männer- und Charakterrollen im Lustspiel. Er debütirte schon 1774 im Trauerspiel Merope in der Rolle des Aegisthus. Da er nicht gefiel, so studirte er seine Kunst mehrere Jahre, und trat erst 1778 wieder auf. Auch jetzt noch mißfiel sein rauhes Organ. Man fand sein Spiel gezwungen und seine Aussprache fehlerhaft. Allein durch unermüdetes Studium überwand er jedes natürliche Hinderniß, und hat seitdem eines ungetheilten Ruh-

mes, nicht allein in Frankreich, ſondern auch im Auslande genoſſen. Da er in den großen Rollen weder mit Bellecourt noch mit Molé zu wetteifern wagte, ſo ſchuf er ſich eine eigne Gattung, die der Petits-Maitres, worin er nicht übertroffen wurde. Sein Talent zeigte ſich vorzüglich im Homme à bonnes fortunes, im Chevalier à la mode, in der Ecole des Bourgois, in der Rolle des Marquis, im Cercle u. ſ. w. Er hat ſich ganz die Feinheit des alten franz. Hoftons zu eigen gemacht. In den deux Pages ſtellte er die Perſon Friedrichs II. mit ſolcher Wahrheit dar, daß er dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher der Vorſtellung beiwohnte, Thränen entlockte. Sein Spiel hat ſich ſtets als vorzüglich regelrecht gezeigt, und eine künſtleriſche Intention mit einem gewiſſen beſonnenen Bewußtſeyn der Darſtellung erſcheinen laſſen, welches denn auch wohl die Urſache ſeyn mag, daß noch in ſeinem mehr als 60jährigen Alter, wo allerdings das Feuer in der Ausführung abgenommen hat, ſich ſein Ruf in voller Kraft erhielt. Noch immer iſt z. B. ſein Philosophe marié (von Destouches) eine vollendete Kunſtleiſtung. Zur Zeit des Schreckensſyſtems ward er von Collot d'Herbois vor das Revolutionsgericht gefordert, weil er in der Vorſtellung des Ami des lois zu viel Ausdruck in ſein Spiel gelegt hatte. Auch Dazincourt, Larive und die Damen Contat und Raucourt wurden deßhalb vor Gericht gezogen; allein La Buſſière, ein Beamter im Sicherheits-Ausſchuſſe, rettete ihn und die übrigen Künſtler, indem er die Beweisſtücke der Klage auf die Seite brachte. Bei dem Conservatoire (jetzt Ecole royale de musique et de déclamation genannt), war Fleury Profeſſor der Declamation. Im Juni 1815 folgte er, nebſt andern Mitgliedern der franz. Bühne, dem Kaiſer Napoleon, um in Mainz und in Dresden Vorſtellungen zu geben. Kränklichkeit und Alter nöthigten ihn im März 1817, die Bühne zu verlaſſen, wo er ſeitdem nur aus Gefälligkeit noch einige Male aufgetreten iſt.

Flibuſtier. So hieß eine Vereinigung engliſcher und franzöſiſcher Freibeuter in Amerika deren Thun und Treiben zu den intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte des 17ten Jahrhunderts gehört. Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) ſuchten verſchiedene Franzoſen einen freien Aufenthalt auf St. Chriſtoph, einer Inſel der Antillen. Von dieſer Inſel im Jahr 1630 vertrieben, ſuchten einige eine Zuflucht auf der weſtlichen Küſte von St. Domingo, andere auf der benachbarten kleinen Inſel Tortue. Mit den letztern hatten ſich viele Engländer, von gleichen Geſinnungen geleitet, vereinigt. Die franzöſiſchen Flüchtlinge auf St. Domingo beſchäftigten ſich einzig mit der Jagd der Stiere, die, ſeitdem die Spanier einen Stamm derſelben auf die Inſel gebracht, ſich außerordentlich vermehrt hatten, und in großen Heerden wild herumliefen. Das Fleiſch dieſer Thiere diente den Jägern zur Nahrung, die Häute verkauften ſie an die Seefahrer, welche an der Küſte landeten. Weil ſie das Fleiſch nicht kochten, ſondern, nach der Gewohnheit der amerikaniſchen Wilden, bloß am Feuer röſteten, ſo erhielten ſie, wegen dieſes Gebrauchs, den Namen Boucaniers. Ohne Oberhaupt und Geſetze, und ohne Gemeinſchaft mit Weibern, lebten dieſe Stierjäger in dem roheſten Zuſtande der Natur, je zwei und zwei zuſammen, und in einer völligen Gemeinſchaft der Güter. Die Spanier, die ihre Gegner weder durch heimliche Ueberfälle, noch durch offne Gewalt bezwingen konnten, fielen auf den Gedanken, die ſämmtlichen Stiere auf St. Domingo auszurotten. Die Boucaniers, die dadurch

ihren einzigen Unterhalt und Erwerb verloren, waren nun genöthigt, entweder als Coloniſten das Land zu bauen, oder ſich mit den Flibuſtiern auf der Inſel la Tortue zu verbinden. Die Flibuſtier, die ihren Namen wahrſcheinlich von einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren ſie ſich bei ihren erſten Streifereien bedienten, erhalten haben, waren die kühnſten Abenteurer zur See, welche je die Geſchichte irgend eines Volks aufgeſtellt hat. In geringer Anzahl und nur mit geringen Mitteln, aber mit einer Kühnheit, die jeder Gefahr und dem Tode ſelbſt trotzte, und alle Hinderniſſe beſiegte, griffen ſie nicht bloß einzelne Kauffahrer, ſondern auch mehrere zugleich, ja ſelbſt bewaffnete Schiffe, an. Ihr Hauptmanöver beſtand darin, daß ſie das feindliche Schiff zu entern ſuchten, und das Schiff war ganz unfehlbar verloren, wenn ihnen der Verſuch gelang. Sie machten vorzüglich auf die ſpaniſchen Schiffe Jagd, die, mit den Schätzen Amerika's beladen, nach Europa ſegelten. Die Spanier waren durch die häufigen Unfälle, welche ſie von den Flibuſtiern erlitten hatten, ſo muthlos geworden, daß ſie ſchon bei dem bloßen Anblicke derſelben zitterten, und ſelten ernſtlichen Widerſtand leiſteten. Einſt wurde ein Schiff der Flibuſtier von zwei ſpaniſchen Galeeren, deren jede 60 Kanonen und 1500 Mann an Bord hatte, überfallen. Es war den Flibuſtiern nicht möglich zu entfliehen, aber ſie dachten auch eben ſo wenig daran, ſich zu ergeben. Ihr Capitain Laurent hielt eine kurze, aber nachdrückliche Anrede an ſie, ließ einen ſeiner Leute an die Pulverkammer treten, mit dem Befehl, ſie auf das erſte Zeichen das er ihm geben würde, ſogleich anzuzünden, und ſtellte nun ſein Schiffsvolk auf beiden Seiten des Schiffes in Schlachtordnung. „Mitten durch die feindlichen Schiffe müſſen wir ſegeln," rufte er ſeinen Leuten zu, „und rechts und links auf ſie ſchießen." Dieſes Manöver wurde, zum größten Erſtaunen der Spanier, mit außerordentlicher Schnelligkeit vollführt. Das Feuer der Flibuſtier hatte auf den beiden Schiffen ſo viele Leute getödtet, daß die Spanier einen weitern Angriff nicht wagten. Der Commandant der Galionen mußte mit ſeinem Kopfe für die Schande büßen, welche der ſpaniſchen Nation dadurch erwachſen war. Die häufig erlittenen Unfälle machten, daß die Spanier ihre Schifffahrt in Amerika ſehr einſchränkten, und ſich ſelten auf dem Meere zeigten. Dies vermehrte nur die Kühnheit der Flibuſtier, die nun Landungen an den Küſten unternahmen, die ſpaniſchen Städte plünderten, und nicht ſelten mit reicher Beute zurückkamen. Die Art, wie ſie ihren Raub gewöhnlich theilten, war eben ſo ſonderbar, wie ihr ganzes Leben. Jeder, der den Zug mitgemacht hatte, ſchwur mit aufgehobener Hand, daß er von der Beute nichts für ſich behalten. Ein falſcher Eid, der doch nur äußerſt ſelten vorfiel, wurde mit der Verbannung in eine unbewohnte Inſel beſtraft. Die, welche auf dem Zuge bleſſirt worden waren, erhielten zuerſt ihren Antheil, der nach dem Verhältniſſe der Bleſſur ſchon beſtimmt war. Das Uebrige wurde in eben ſo viel Antheile getheilt, als die Zahl der Mannſchaft war; die Vertheilung ſelbſt wurde durch das Loos entſchieden. Der Anführer erhielt nicht mehr als jeder Andere; nur wenn er ſich beſonders ausgezeichnet hatte, theilte man ihm mehr zu. Auch die auf dem Zuge Verſtorbenen wurden nicht vergeſſen, und der auf ſie kommende Antheil ihren Verwandten oder Freunden, und in deren Ermangelung den Armen und den Kirchen übergeben. Denn bei allen ihren Laſtern hatten dieſe rohen Menſchen doch eine gewiſſe Religioſität, und ſie fingen ihre wichtigern Unter-

Digitized by Google

nehmungen immer mit Gebet an. Die ſchnell erworbenen Reichthümer wurden im Spiel und in der Schwelgerei aller Art eben ſo ſchnell wieder verſchwendet; denn der Grundſatz dieſer Abenteurer war, den Augenblick zu genießen, und nicht für die Zukunft zu ſorgen. — Die Zahl der Flibuſtier wurde nach und nach, durch Clima und Lebensart, ſehr vermindert. Die nachdrücklichen Maßregeln, welche die engliſche und franzöſiſche Regierung nahmen, ſteuerten endlich dieſem Unweſen, das man früher vielleicht nicht ohne Abſicht geduldet hatte. Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts hatten die Räubereien der Flibuſtier aufgehört, und bei dem Utrechter Frieden wurde ihrer nicht mehr erwähnt. Eine Schilderung ihrer Lebensart und eine Menge kühner Thaten enthält Raynal's Geſchichte beider Indien, Th. 10, und der zweite Theil der hiſtoriſchen Schriften von Archenholz.

Fliege. Wir bezeichnen im gemeinen Leben mit dieſem Worte eine Menge kleinerer und größerer Inſekten mit zwei Flügeln, wenn ſie einigermaßen die Geſtalt der eigentlichen Fliegen haben. Die ſyſtematiſche Naturgeſchichte, welche den Begriff beſchränkt, zählt dennoch gegen 400 verſchiedene Fliegengattungen. Die Fliegen nähren ſich von animaliſchen und vegetabiliſchen Säften, die ſie mittelſt eines Rüſſels einſaugen. Sie entſtehen aus Eiern, welche die Sonnenwärme ausbrütet, und welche jede Gattung ihrem Inſtinct gemäß auf ſolche Körper legt, die den Jungen ſogleich zur Nahrung dienen. Die Jungen werden gewöhnlich zuerſt Maden, d. h. Larven ohne Füße. Manche Fliegen brüten, beſonders zu gewiſſen Zeiten, ihre Eier in ihrem eigenen Leibe aus, und geben alſo ſchon wirkliche Maden von ſich. Dieſe Maden, die mit allen Inſektenlarven eine große Gefräßigkeit gemein haben, verpuppen ſich, ſobald ſie ihr gehöriges Wachsthum erreicht haben. Erſt aus dieſer Puppe entwickelt ſich die Fliege. Es würde hier zu weitläufig ſeyn, nur die Hauptgattungen genau zu beſchreiben. Sie ſind als höchſt läſtige, ſchwer zu vertreibende Inſekten bekannt genug. Nur von der ſpaniſchen Fliege wollen wir ihres mediciniſchen Gebrauchs wegen noch etwas hinzuſetzen, obwohl ſie eigentlich gar nicht unter das Fliegengeſchlecht gehört. Mit dem Namen der ſpaniſchen Fliege bezeichnet man einen 3/4 Zoll langen, ſchmalen, glänzendgrünen Käfer mit ſchwarzen Fühlhörnern, der wegen ſeiner blaſenziehenden Eigenſchaft auch Blaſenkäfer genannt wird, und ſich auf den Blättern des ſpaniſchen Hollunders, des Liguſters und beſonders der gemeinen Eſche aufhält. Er zeigt ſich bei uns nur in gewiſſen Jahren, in den Monaten Mai, Juni und Juli, und zuweilen in ſo unſäglicher Menge, daß oft alle Blätter von ihm abgefreſſen ſind. Der Geruch dieſes Inſekts iſt ekelhaft ſüßlich und betäubend, der Geſchmack anfangs unmerklich, nachdem aber brennend und ätzend. Es iſt allen Thieren, bis auf den Igel, ein tödtendes Gift. In den Apotheken werden ſie unter dem Namen Canthariden zu blaſenziehenden Pflaſtern gebraucht. Man ſammelt ſie zu dem Ende bei regnichtem Wetter oder vor Sonnenaufgang, wo ſie ganz ſtill ſitzen, thut ſie in eine gläſerne Flaſche, welche man ſo lange verſchloſſen hält, bis ſie in der durch ihre eigenen Ausdünſtungen verdorbenen Luft geſtorben ſind, trocknet ſie dann an der freien Luft und hebt ſie in erwärmten und feſt verſchloſſenen Flaſchen unzerſtoßen zum Gebrauch auf. Beim Gebrauch zum Blaſenziehen darf man nur gepülverte ſpaniſche Fliegen auf irgend ein klebendes Pflaſter ſtreuen und dies auflegen. Man darf ſie ohne Nach-

Digitized by Google

theil nicht zu lange ziehen lassen, eben so sehr muß man sich vor dem innerlichen Gebrauch hüten, woraus Harnzwang, Blutharnen und selbst der Tod entstehen kann.

Fliegend heißt überhaupt, was seinen Ort schnell verändert, oder schnell von einem Orte zum andern gebracht werden kann. Fliegende Brücke, eine zwischen zwei Schiffen, vermittelst eines Lagers von Balken, liegende bewegliche Brücke. Eine dergleichen Brücke hat Steuerruder und Nothanker, aber keine Masten. Fliegendes Corps und Lager, ein nur mit leichtem Gepäck versehenes Corps oder Lager, das sich leicht hin- und herbewegen kann; insbesondere ein kleines Heer leichter Truppen, das unter einem besondern Befehlshaber steht, und schnell nach dieser oder jener Gegend hin zu gewissen Unternehmungen abgesandt werden kann.

Fliesen, dünne viereckige, entweder aus Stein gehauene, oder aus Thon gebrannte Platten, die man gebraucht, um Wände, Kamine und Fußböden zu bekleiden; sie sind gewöhnlich glasirt und werden in vorzüglicher Feinheit und trefflich ausgebrannt in Delft und in Gouda in den Niederlanden verfertigt. Schwedische Fliesen, dergleichen Platten aus einem groben Marmor, der in Gothland gebrochen wird.

Fließend ist dasjenige, was in sanfter, gleichmäßiger und ungestörter Aufeinanderfolge (Fluß) unser Vorstellungs- oder Gefühlsvermögen beschäftigt. Leichtigkeit, Sanftheit, Gleichmäßigkeit und Unmerklichkeit der Aufeinanderfolge ist der unterscheidende Charakter des Fließenden. Der Styl einer Rede, eines Gedichts ist fließend, wenn uns ein Gedanke so leicht zu dem andern leitet, daß wir den Uebergang nicht bemerken, wenn der Ausdruck desselben eine sanfte, wohllautende Bewegung hat; auf gleiche Weise ist eine Tonreihe, eine Melodie, ein ganzes Tonstück fließend, wenn die Töne ohne merklich schnelle Veränderungen der Tonart und des Rhythmus auf eine leichte ungezwungene Weise auf einander folgen. Ein Werk daher, das uns stark rühren soll, kann nicht fließend seyn, denn das Fließende bringt nur sanfte Bewegungen des Gemüths hervor, und ist dem Anmuthigen eigen.

Flinders (Matthews), ein englischer Seemann, der sich in den neuesten Zeiten, durch seine Entdeckungen in Neuholland, einen rühmlichen Namen erworben hat. Er war zu Donington in Lincolnshire geboren, ging zeitig zur See, und begleitete aus Begierde, Entdeckungen zu machen, als Freiwilliger den Capitain Hunter, der 1795 nach Port-Jackson segelte. Der Schiffschirurgus, Georg Baß, hatte gleichen Wunsch und gleichen Muth, und Flinders vereinigte sich mit ihm, um seinen Plan auszuführen. Nach ihrer Ankunft in der Colonie erhielten die beiden Freunde nur auf vieles Bitten ein kleines 8 Fuß langes Fahrzeug, nebst einem einzigen Schiffsjungen. Mit diesen geringen Mitteln untersuchten sie einen Theil von dem Laufe des Georgflusses, und nahmen sowohl von demselben, als von verschiedenen bisher noch unbesuchten Punkten der Küste, Plane auf. Der glückliche Erfolg dieses Versuchs bewog den Gouverneur von Neu-Südwallis im J. 1798, dem Chirurgus Baß ein größeres Fahrzeug mit 6 Matrosen anzuvertrauen, um seine Entdeckungen fortzusetzen, und bald nachher erhielt Flinders, zu gleichem Zweck, das Commando einer Corvette. Das Resultat ihrer beiderseitigen Untersuchungen war die Ueberzeugung von der Existenz einer Durchfahrt zwischen Van-Diemens-Land und Neuholland. Im Sept.

1798 ging Flinders abermals mit einer Corvette unter seinem Befehl, und mit seinem Freunde Baß, auf Entdeckungen aus; er untersuchte die Küsten von Van Diemens-Land, und sammelte die Materialien zu einer Charte von dem Canal, der zwischen dieser Insel und Neuholland ist, und dem er, seinem Freunde zu Ehren, den Namen Baßstraße beilegte. Flinders wurde bald wieder abgeschickt, um, nördlich von Port-Jackson, einige Baien zu untersuchen. Im J. 1800 kam Flinders nach London zurück, entwarf hier die Charte von der Baßstraße, und theilte seine Entdeckungen mit in einem Werke: Bemerkungen über die Küste von Van-Diemens-Land, welches Arrowsmith 1801 herausgab. Flinders reisete in diesem Jahre schon wieder aus England ab, nachdem die Regierung seinen Plan wegen Untersuchung der Küsten von Neuholland genehmigt, ihm das Commando einer Corvette übergeben, und ihn mit allen Mitteln, die den Erfolg sichern konnten, versehen hatte. Er untersuchte nun zwei Jahre hindurch die südlichen und östlichen Küsten von Neuholland, die Meerenge Torres und den Meerbusen Carpentaria. Später setzte er die Untersuchung der Nordküste fort, ging durch die Meerenge Torres und landete auf Timor. Da aber der schlechte Zustand seines Schiffes ihm nicht gestattete, weder die Westküste von Neuholland zu untersuchen, noch auf dem nämlichen Wege zurückzukehren, so richtete er seinen Lauf nach Isle de France, ohne zu wissen, daß (1803) der Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen war. Obgleich Flinders mit einem Passe der französischen Regierung versehen war, so hielt sich der Gouverneur auf Isle de France dennoch für berechtigt, Flinders Schiff mit Beschlag zu belegen, seine Papiere unter Siegel zu nehmen, und ihn selbst als Kriegsgefangenen zu behalten. Sechs und ein halbes Jahr mußte Flinders auf der Insel als Gefangener bleiben. Die Entdeckungen der französischen Seefahrer Entrecasteaux und Baudin in jenen Gegenden, welche während dieser Zeit bekannt wurden, hatten die Folge, daß verschiedene Puncte, welche Flinders untersucht hatte, französische Benennungen erhielten, und daß sein Verdienst in gewisser Art dadurch geschmälert wurde. Nachdem Flinders seine Freiheit wieder erhalten hatte, kam er gegen das Ende des Jahres 1810 nach England zurück. Hier beschäftigte er sich damit, sein Tagebuch zu ordnen, um es mit den dazu gehörigen Charten herauszugeben. Eben als das Werk vollendet war, und noch ehe es ausgegeben wurde, starb er am 19. Juli 1814. Dieses Werk: Reise nach Australien, um dieses große Land bekannter zu machen, unternommen in den Jahren 1801 — 1803. London 1814. 2 B. mit Charten, — setzt den Verfasser unter die Zahl der ausgezeichnetsten Seeleute der neuesten Zeit, enthält aber meistens nur nautische Details, die für die größere Classe von Lesern wenig Interesse haben können.

Flinte, ein Schießgewehr, welches von dem alten, schon im Wendischen vorkommenden Worte **Flins** oder **Blynz** seinen Namen hat. Flins nämlich (englisch Flint und dänisch Flinta) bezeichnet einen Kiesel oder Hornstein, dergleichen man sich bei dieser Gewehrgattung, welche an die Stelle der Musketen trat, bediente. Ludwig XIV. war der erste, der 1671 ein Regiment mit Flinten bewaffnen ließ, welches daher den Namen Füselierregiment bekam, zum Unterschied von den Musketieren. Man hat sich nachher vielfach bemüht, dieses Gewehr zu verbessern und zu vervollkommnen; eben so hat man mit dem Schlosse vielfache Veränderungen vorgenommen, theils

um vollkommene Sicherheit des Losschießens zu bewirken, theils es vor dem Rosten und unzeitigem Losgehen zu bewahren. Anfangs wurden die Flinten oder Büchsen, nach Art der Feldstücke, mit Lunten aus freier Hand abgebrannt, nachher erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeschraubt wurde, um sie mit einem Druck nach dem Zündloche zu leiten. Dies war das Luntenschloß. Dann schraubte man einen Feuerstein in den Hahn und brachte dabei ein stählernes Rad an, welches nmlief und Feuer aus dem Kiesel schlug. Dies ist das alte zu Nürnberg im Jahr 1517 erfundene deutsche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken sieht. Einige Nürnberger Meister und auch König Gustav Adolph brachten Verbesserungen daran an. So sicher auch dieses Schloß ist, so nimmt das jedesmalige Aufziehen desselben mit dem Schlüssel doch zu viel Zeit hinweg, als daß man nicht der französischen Erfindung des Schlosses mit der Nuß und der Pfanne, an dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieser zurückgeschlagen wird und Feuer gibt, den Vorzug gegeben hätte.

Flintenstein, s. Feuersteine.

Flintglas oder Kieselglas ist eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen sich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch in Benedictbeuern in Baiern durch Reichenbach) verfertigt wird. Es verdankt diese Eigenschaft dem beigemischten Bleikalke. Dollond hat es zur Verfertigung seiner achromatischen Fernrohre angewandt. (S. Dollond.)

Flittergold, Flittersilber, Flittern, sind Producte der Lug goldschläger, und werden vorzüglich in Nürnberg, in Berlin und Wien verfertigt, und zwar aus zwischen Leder dünn geschlagenem und cämentirtem Messing. Sie werden zu allerlei unechtem Putz angewandt. Flittern hat man auch von echtem Golde und Silber. Diese haben in der Mitte eine runde Oeffnung, vermittelst welcher sie mit Fäden auf dem Putz oder in der Stickerei befestigt werden. Flittergold und Flittersilber wird in sogenannten Karten verhandelt. Bei dem ersten liegen 15 Tafeln, bei dem letzten 7 Tafeln zusammen.

Flögel (Carl Friedrich), dieser verdiente Literator wurde 1729 zu Jauer in Schlesien geboren, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Breslau seine erste gelehrte Bildung, und widmete sich dann auf der Universität Halle der Theologie. Nach seiner Rückkunft von der Universität beschäftigte er sich zu Jauer einige Jahre hindurch mit dem Unterricht junger Leute, wurde 1761 als Lehrer bei dem Gymnasium zu Breslau angestellt, bald darauf aber Prorector und 1773 Rector der Schule zu Jauer. Im Jahr 1774 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, welche Stelle er vierzehn Jahre hindurch bis zu seinem Tode (den 27. Mai 1788) mit Ruhm und Nutzen bekleidet hat. Seine Muße widmete er literarischen Forschungen, und seine Schriften beweisen seine ausgebreitete Belesenheit und sein geläutertes Urtheil. Diese sind: Geschichte des menschlichen Verstandes, Breslau 1765. (Dritte Auflage, 1776). Dieses Werk handelt von den Ursachen oder Quellen des menschlichen Verstandes, größtentheils aus der Geschichte mit vieler Belesenheit hergeleitet und angenehm vorgetragen. — Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der schönen Literatur in Deutschland. Jauer 1771. — Geschichte der komischen Literatur, 4 Bde. Liegnitz 1784 — 1787. Außer einer

Abhandlung über das Komische und Lächerliche, und einer allgemeinen Geschichte der komischen Literatur, enthält das letztgenannte Werk, das erste in seiner Art, die Geschichte der Satire, eine Schilderung der vorzüglichsten ältern und neuern Satiriker, und zuletzt eine Geschichte der Komödie im weitläufigsten Sinne des Worts. Eine weitere Ausführung einzelner Theile des Komischen enthalten: die Geschichte des Groteskkomischen, (Possenspiele bei christlichen Festen, komische Feste, komische Gesellschaften,) Liegnitz 1788; die Geschichte der Hofnarren, ebend. 1789, welche den zweiten Theil des vorhergehenden Werkes ausmacht, und die Geschichte der Burlesken, welche nach des Verfassers Tode (1794) herauskam.

Flor, Gaze, ist die feinste und dünnste aller Zeugarten von Seide, Nesselgarn und auch von Wolle. Man hat ihrer in unzähligen Sorten. Frankreich und Italien liefern die schönste Waare darin. **Blumenflor** ist der Blüthezustand der Blumen. Auch nennt man in der Botanik **Flor** alle die Pflanzen, die in einer gewissen Gegend einheimisch sind. In diesem Sinne nehmen die Botaniker für **Europa** mit Ausschluß der europäischen Türkei, **fünf Floren** an; die **nordische**, die **helvetische**, die **österreichische**, die **pyrenäische** und die **appeninnische**.

Flora, bei den Griechen **Chloris**, die Göttin der Blumen und Blüthen, des Getraides und Weinstockes. Sie war die Gattin des **Zephyrus** (Westwindes), und wird als eine schöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält sie gewöhnlich ein Horn des Ueberflusses. Ihr zu Ehren wurden in Rom die **floralischen Schauspiele** gehalten, die äußerst üppig und ausschweifend waren. In der **Botanik** heißt **Flora** ein Pflanzenverzeichniß.

Floren (Gulden), eine Münze, welche diesen Namen darum bekam, weil auf den ersten zu Florenz geprägten Goldgulden eine Lilie stand.

Florence, ist eine Art von seidnem Taffent, der zur Kleidung der Frauen gebraucht, und aus **Lyon** und **Avignon** in großen Quantitäten uns zugeführt wird. Er hat seinen Namen von Florenz, wo er zuerst gemacht und ins Ausland verführt wurde. Es gibt doppelte, einfache und halbe oder sogenannte Mi-Florences.

Florentiner Arbeit ist eine Art musivischer Kunst, mittelst welcher man durch **Zusammensetzung** von **Edelsteinen** und **Marmorstücken** sowohl die Natur selbst als auch Gemälde in einem gewissen Grade nachahmt. Sie hat von Florenz den Namen, weil sich die Florentiner durch besonders gelungene Arbeiten in dieser Gattung auszeichnen. Uebrigens haben die Producte derselben alle Mängel mit den Mosaikarbeiten gemein, und sind mehr Künsteleien als Werke von echtem Kunstwerth.

Florentiner Lack, eine bekannte Malerfarbe, welche ein Franciskaner zu Florenz erfand, als er die Tinctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Fleckfieber verfertigt hatte, und aus Versehen ein aufgelöstes Acidum hinzugoß. Es entstand ein Aufbrausen, aus dem sich ein hochrother Niederschlag bildete. Die Maler fanden diese Farbe trefflich, worauf sich der Erfinder bemühte, sie in Menge und in größerer Vollkommenheit zu liefern.

Digitized by Google

Florenz (ital. Firenze), die Hauptstadt des Großherzogthums Toscana, gehört wegen ihrer Lage, Kunstschätze, Gebäude und historischen Merkwürdigkeiten zu den ausgezeichnetsten Städten der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird durch den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier steinerne Brücken mit einander in Verbindung stehen. Das Clima ist mild und gesund, und die Bevölkerung gegen 80,000 Seelen stark. Ungeachtet aller Unruhen, welche im Mittelalter die italienischen Freistaaten und auch Florenz so gewaltsam durchtobten, schwang diese Stadt sich doch zu einer seltnen Blüthe der Macht empor, welche besonders durch die Familie Medici recht glänzend entwickelt und so befestigt wurde, daß Florenz sein Haupt über alle Nachbarstaaten erheben und diese unter seine Botmäßigkeit bringen konnte. Aus diesen Zeiten schreibt sich auch die heutige Gestalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz angelegt sind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene, eines männlichen Styls Von dieser Art sind z. B. der Palast Pitti (vom Großherzog bewohnt) mit dem seiner Lage wegen angenehmen Garten Boboli; die Paläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici) und der alte unsymmetrische Rathspalast am großen Stadtplatze (piazza del Granduca). Die Außenseiten der Kirchen sind leider fast alle unvollendet, das Innere hingegen in Rücksicht der Bauart und Ausschmückung größtentheils würdig und vortrefflich. Der Dom, ein riesenhaftes Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, von außen ganz mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet, prangt mit einer hohen von Brunelleschi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite steht der zierliche, nach Giotto's Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte Taufkapelle (Battisterio), deren in Erz gegoßne Thüren von Ghiberti so schön sind, daß selbst Mich. Angelo sie der Ehre würdig erklärte, Thore des Paradieses zu seyn. Die Kirche S. Lorenzo enthält die mit Pracht überladene aber unvollendete Fürstengruft, zugleich die Monumente der beiden Medici mit den berühmten Statüen des Tages, der Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, in welchen sich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloster befindet sich die ihrer Codices und Handschriften wegen höchst kostbare laurentinische Bibliothek. Die Kirche St. Croce besitzt außer einem Schatze von Denkmalen alter und neuer Kunst, die herrlichsten vaterländischen Mausoläen, unter welchen vor allen andern hier nur die eines Mich. Angelo, Machiavelli, Galilei und Alfieri genannt werden sollen! S. Marco, S. Annunciata, S. Maria Novella, S. Spirito, S. Trinita sind eben so würdige Tempel der Andacht als Museen der Kunst und vorzüglich reich an den schätzbarsten Freskogemälden alter Meister, unter welchen die von Massaccio in der Kirche del Carmine noch heute den Künstlern eine Quelle der Bewunderung und des Studiums sind, wie sie es einst für L. da Vinci, Mich. Angelo, Raphael u. A. gewesen. Auch in den Palästen findet man häufig kostbare Galerien und Sammlungen von Kunstgegenständen aller Art. Reich an den trefflichsten Gemälde sind die Paläste Corsini, Gerini und besonders Pitti, welcher letztere nun alle nach Paris entführten Schätze, und unter diesen die Madonna della Sedia zurückerhalten hat. Doch nicht nur diese, sondern vielleicht alle

Digitized by Google

Sammlungen Europa's verdunkelt durch Anzahl und Werth ihrer Kunstwerke die großherzogliche Galerie. Von antiken Statüen gehören zu ihren Hauptzierden die berühmte mediceische Venus, das einzige Kunstwerk, welches von den Franzosen der Galerie geraubt, und einstweilen durch die Statue einer Venus von Canova vertreten wurde, die unter dem Namen der Venere Italica bewundert und überschätzt, jetzt ihrer Vorgängerin hat weichen müssen; ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe u. s. w. Unter den unzähligen Gemälden behaupten den ersten Rang die in der Tribune befindlichen von Raphael (das Bild der angeblichen Bäckerin, unter dem Namen der Fornarina bekannt, eine heil. Familie, Johannes in der Wüste, Pabst Julius II.). Tizian's Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolomeo u. A. Einzig in ihrer Art ist die Sammlung von beinahe vierhundert Bildnissen der berühmtesten Maler, alle von den Meistern selbst gemalt. Noch befinden sich hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der kostbarsten geschnittenen Steine, die, wie alle übrigen, Jedermann mit uneigennütziger Höflichkeit gezeigt werden und der Benutzung offen stehn. Auch die Akademie der schönen Künste, die unter der Leitung Benvenuti's und Raph. Morghen's tüchtige Schüler bildet, besitzt eine sehr schöne Galerie meistens alter Florentischer, aus aufgehobenen Klöstern und Kirchen hieher versetzter Gemälde. Nicht minder vortrefflich sind die wissenschaftlichen Anstalten. Außer der laurentinischen, und vielen andern Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die kostbarsten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen sammelt, sind noch die Marucelliana und Magliabechiana berühmt, welche letztere sehr reich an Handschriften und den seltensten gedruckten Büchern aus dem funfzehnten Jahrhundert ist. Das Museum der Naturgeschichte, welches in vierzig Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie enthält, verdient allein der meisterhaften anatomischen Wachspräparate wegen, die unter Fontana's Aufsicht von Clemens Susini verfertigt sind, die Bewunderung der Laien und Eingeweihten und rechtfertigt die fast übertrieben klingenden Ausrufungen des begeisterten Dupaty. In den Spitälern S. Maria Nuova und S. Bonifazio findet eine große Anzahl von Kranken Aufnahme und Pflege, und eine Menge junger Leute Gelegenheit, unter der Leitung geschickter Lehrer sich theoretisch und praktisch mit der Heilkunde zu beschäftigen, deren Studium überdies durch med. Bibliotheken, anatomisches Theater, botanische Gärten u. s. w. sehr begünstigt wird. Von mehreren Theatern sind gewöhnlich zwei eröffnet; große Oper und Ballet, beide mit Pracht und Geschmack ausgestattet, werden im Theater della Pergola, komische Oper im Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem gibt es mehrere Winkel- und Marionettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchstergötzliche, witzige Pulcinello in einer schmalen wandernden Bretterbude sein lustiges Wesen. Wir würden schon bei einer trocknen Herzählung des bloß Sehenswerthen die Gränzen dieser Blätter bei weitem überschreiten, und begnügen uns daher, auf die flüchtig hingeworfenen Massen unseres Bildes noch einige Farbentöne zu bringen. Der unbeschreibliche Zauber, den Florenz auf jeden unbefangenen und empfänglichen Menschen ausübt, ist nicht nur in den Einflüssen einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch in den Erinne-

rungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe, an seine Helden und Feldherren im Mittelalter, beschäftigt den Geist der Gedanke, daß Künste und Wissenschaften hier vor allen andern Orten geblüht, und die edelsten Früchte zur Erquickung und Wiedergeburt Europa's getragen haben. Die gefeiertesten Namen, welche die Geschichte der italienischen Literatur und Kunst mit goldner Schrift verzeichnet hat, sind florentinischen Ursprungs. Bildung, Kunstsinn und Geschmack, die früh gewekt und genährt, das Zeitalter Lorenzo's von Medici zu einem der glänzendsten in der Geschichte machten, scheinen so tiefe Wurzeln im Leben des Volkes geschlagen zu haben, daß sie auch heute noch hervorstechend sind. Die Sprache, selbst des gemeinen Mannes ist eben so rein und zierlich, als reich an feinen und witzigen Wendungen; überhaupt ist das Volk heiter, gefällig, lebenslustig, gottesfürchtig und schauspielsüchtig wie alle Italiener, aber in Fleiß und Industrie die meisten übertreffend. Florenz besitzt Fabriken aller Art; seine Seidenmanufacturen und Färbereien sind berühmt; Metallarbeiten, Kutschen, Pianoforte, mathematische und physikalische Instrumente, Druckereien, kurz alle Gegenstände, die dem Bedürfnisse oder der Eleganz des Lebens zu statten kommen, sind ausgezeichnet gut; der Handel ist beträchtlich. Der Reiz der Stadt wird durch die herrliche Umgebung erhöht. Das ganze Land gleicht einem blühenden Garten und scheint, von einer Anhöhe betrachtet, mit Villen und Dörfern übersäet die, wie Ariost rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man sie zusammenrücken und mit einer Ringmauer umschließen könnte! Ein praterähnlicher Park mit einer Meierei dicht an der Stadt, die Cascine genannt, wimmelt jeden Abend, besonders an Festtagen, von schöner Welt; auch die großherzoglichen Lustschlösser, Poggio imperiale, Carreggi, Pratolino, Poggio a Cajano, von der Natur und Kunst reichlich geschmückt, geben reizende Punkte zu den schönsten Ausflügen ab, und werden häufig besucht. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem Recht, und genießt, fast mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wanderer, welche den herrlichen Aufenthalt stets ungern verlassen. XX.

Florett, Florettseide, Florettbänder u. s. w. Florett ist das rauhe Gespinnst, womit die Seidenwürmer ihr Gehäuse anfangen, ehe sie ordentliche Fäden ziehen, und welches nicht mit abgehaspelt werden kann, sondern gesponnen werden muß. Die aus dieser Seide gewonnenen Bänder, Zeuge u. s. w. erhalten zugleich durch den Zusatz Florett die Bezeichnung ihrer Art und Gattung.

Florian (Jean-Pierre Claris de), ein durch zahlreiche Schriften voll Anmuth und Geist allgemein bekannter Schriftsteller und Mitglied der französischen Akademie. Er wurde den 6. März 1755 auf dem Schlosse Florian, unweit Sauve in den Nieder-Sevennen, geboren, und dankte seiner Mutter Gilette de Salaus, einer gebornen Castilianerin, die lebhafte Neigung, die er stets für die spanische Literatur hegte. Diese Geistesrichtung und eine damit verbundene Hinneigung zur alten Chevalerie, die uns aus den romantischen Dichtungen der Spanier anspricht, lassen sich deutlich in seinen Werken erkennen. Aber zu Ferney vornehmlich sog er die Liebe zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften ein, und bildete seine Anlagen aus. Ein Oheim Florians hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet;

sein Vater ward von diesem berühmten Schriftsteller geliebt; er führte ihm seinen Sohn zu, und der Dichter der Henriade fand Vergnügen darin, die angebornen Talente des Jünglings zu entwickeln, der bald sein Liebling wurde. Er verließ Ferney, um als Page in die Dienste des Herzogs von Penthièvre zu treten. Florian verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Herzoge in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künstler um sich versammelte, ein Privattheater hatte erbauen lassen. Hier trat Florian zuerst mit seinen theatralischen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin selbst übernahm. Er fuhr zugleich in seinen schriftstellerischen Beschäftigungen fort, und die Anzahl seiner Werke, so wie die bei der Akademie durch das Gedicht Voltaire et le serf du Mont Jura, ferner durch seine Ekloge Boas et Ruth, gewonnenen Preise hatten seinen Namen bekannt gemacht. Weniger Beifall erhielt seine Lobschrift auf Ludwig XII. Im Jahr 1788 wurde er Mitglied der französischen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution, und nach dem Tode des Herzogs von Penthièvre hatte er sich aus dem Geräusche der Welt zurückgezogen, und da er allen denen unbekannt geworden, die es mit den Wissenschaften waren, durfte er hoffen, in ungestörtem Frieden das Glück einer freundlichen Ruhe zu genießen. Auf das Decret, das alle Adelige aus Paris verbannte, hatte er sich nach Seaux begeben. Hier ward er, während er sein Gedicht Ephraim zu vollenden beschäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausschusses arretirt und sein Leben schwebte lange in Gefahr. Der Sturz Robespierre's aber rettete ihn vom Schaffot, und erlaubte einem seiner Freunde, für seine Befreiung zu arbeiten; leider war es aber schon zu spät; die erfahrenen Leiden und Kränkungen, vorzüglich aber die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmste fürchten müssen, hatten seinen Geist niedergedrückt. Einige Tage nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse starb er am 13 September 1794 zu Seaux. Als Dichter hat er sich in mehr als einer Gattung mit Glück versucht. Im Allgemeinen sind Leichtigkeit, Anmuth und Wortklang die hervorstechenden Eigenschaften aller seiner Werke; in den höheren Gattungen fehlt es ihm jedoch zuweilen an Lebendigkeit, Kraft und Colorit. Alle seine Dichtungen wurden mit Begierde gelesen, denn er malt, zwar mit Energie, aber mit treffender Wahrheit die Sitten und Charaktere. Vor allen gelangen ihm Gemälde aus der Schäferwelt, wie z. B. in seinem beliebten Schäferroman Estelle, in 6 Büchern, und Schilderungen der süßen Ruhe des Landlebens. Voltaire nannte ihn nur mit dem zärtlichen Namen Florianet, womit die Gattung, in welche Florian nach Geist und Charakter gehört, zugleich sehr treffend bezeichnet wird. Seine Hauptwerke sind: Estelle, Nouvelles, Numa Pompilius, Les deux billets, Gonzalve de Cordoue, Fables, Don Quichotte, Galathée (beide freie Bearbeitungen von Cervantes), Contes en vers, u. v. a.

Florida, ein Land in Nordamerika, zwischen den vereinigten Staaten, dem atlantischen Meere, dem mexikanischen Meerbusen und Louisiana, von 3100 Q. M. im getheilten Besitz der Spanier und Nordamerikaner. Der Apalachacola (Fluß) theilt das Land in Ost- und Westflorida; in jenem ist die Hauptstadt St Augustin, in diesem Pensacola. Andere Flüsse von Bedeutung darin sind: der Mississippi, Alebama, St. John, St. Mary. Der See Mayaco, die Bay von Pensacola, Apalache, vom heiligen Geist, die Carlos und Chatain-Bay, das Vorgebirge Sable verdienen erwähnt zu werden; auch im Innern gibt es

Berge, die mit der apalachischen Gebirgkette (im Freistaate) zusammenhängen. Das Clima ist gewöhnlich heiß, aber größtentheils gesund. Das Land ist reich an Producten aller Art, vorzüglich aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Die Einwohner etwa 10,000 an der Zahl, theilen sich in Eingeborne, die unter ihren eigenen Oberhäuptern stehen (Creeks-Indianer und Muscoculgen), und Europäer (Spanier, Franzosen, Engländer und Griechen); diese letztern wurden durch die Britten, um den Seidenbau zu cultiviren, aus dem Archipelagus d rthin versetzt. Im Frieden zu Fontainebleau (1762) trat Spanien Florida, das ihm nie sehr einträglich gewesen war, bis an den Missisippi, an England ab, für welches diese Besitzung sehr wichtig war, weil es dadurch aus der unmittelbaren Berührung mit gefährlichen Nachbarn kam. Doch ward es im Frieden zu Versailles im Jahre 1783 genöthigt, sie wieder an Spanien zurückzugeben, nachdem von demselben ganz Westflorida schon zwei Jahre vorher, durch die Wegnahme der Hauptstadt Pensacola (am 9. Mai 1782), erobert worden war. Seit 1814 entstanden neue Streitigkeiten, zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten, die endlich durch einen Vertrag geschlichtet wurden, nach welchem Spanien beide Floridas an die Ver. Staaten abtrat. Doch hatte Ferdinand VII. im Juni 1819 diesen Vertrag noch nicht ratificirt. (S. Verein. Staaten.) L.

Florida-Blanca (Graf von), spanischer Staatsminister unter Carl III., ein Mann von großen Talenten, der viel zum Besten Spaniens unternahm, aber auch viel getadelt worden ist, und einen großen Wechsel des Schicksals erfahren mußte. Sein eigentlicher Familienname war Monnino. Er wurde 1730 zu Murcia geboren, wo sein Vater Notarius war. Der junge Monnino zeigte frühzeitig viel Talente, die er auf der Universität zu Salamanca ausbildete, und machte sich bald so bemerkbar, daß ihm der wichtige Posten eines spanischen Gesandten zu Rom unter Clemens XIV. anvertraut wurde, wo er sich großes Ansehn erwarb, in verschiedenen bedenklichen Fällen große Geschicklichkeit zeigte, besonders durch Bewirkung der Aufhebung des Jesuitenordens seinem Könige einen sehr angenehmen Dienst zu leisten Gelegenheit hatte, und zur Wahl Papst Pius VI. viel beitrug. Als König Carl III. sich genöthigt sah, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldi, zu entlassen, und von ihm die Wahl eines Nachfolgers verlangte, schlug dieser den Monnino dazu vor. Monnino wurde hierauf zum Grafen von Florida-Blanca ernannt, und erhielt zu seiner Ministerstelle noch das Departement der Gnaden- und Justizsachen und die Oberaufsicht über die Posten, Heerstraßen und öffentlichen Magazine in Spanien. Er hatte einen viel umfassenden Geschäftskreis, und sein Ansehn war fast uneingeschränkt. Er legte Diligencen und fahrbare Poststraßen an, richtete auf die wichtigsten andern Zweige der allgemeinen Polizei seine Sorgfalt, besonders in der Hauptstadt, verschönerte diese, und zeigte sich allenthalben als einen thätigen Beförderer der Künste und Wissenschaften. Das gute Vernehmen zwischen dem spanischen und portugiesischen Hofe suchte er (1785) durch eine Doppelheirath zu befestigen, doch wurde seine Absicht, einem spanischen Prinzen die Thronfolge in Portugal zu verschaffen, nicht erreicht. Die kriegerischen Unternehmungen, zu welchen er seinen Monarchen bewog, der Angriff gegen Algier (1777) und die Belagerung von Gibraltar (1782), hatten aber einen nachtheiligen Ausgang. Kurz vor dem Tode Königs

Carl III. im October 1788 verlangte er seine Entlassung, und legte dem König eine Apologie seines geführten Ministeriums vor. Der König billigte dieselbe, ertheilte jedoch die erbetene Entlassung nicht. Aber unter Carl IV. gelang es seinen Feinden, unter denen auch der Friedensfürst war, ihn im J. 1792 zu stürzen. Er wurde in die Citadelle zu Pamplona gebracht, nach einiger Zeit aber wieder freigelassen, und auf seine Güter verwiesen. Im Jahre 1808 erschien er noch einmal auf dem Schauplatz bei der Versammlung der Cortes, starb aber noch im nämlichen Jahre, am 20. Nov. fast 80 Jahre alt.

Floris (Franz) ein berühmter niederländischer Mahler, dessen Familienname de Vriendt war, geboren zu Antwerpen 1520, von seinen Zeitgenossen der niederländische Raphael genannt. Er studirte die Malerei zu Lüttich bey Lombard. Der Schüler übertraf bald seinen Meister. Floris ging nach Antwerpen zurück und errichtete da eine Schule, hierauf nach Italien, wo er in Rom die Antike studirte. Die Meisterwerke Michel Angelo's trugen viel bei, seinen Geschmack, besonders in der Zeichnung, zu bilden; doch erreichte er in der Anmuth und Feinheit der Formen die Meisten der florentinischen und römischen Schule nicht, ob er gleich sich ihnen näherte. Seine Manier war groß, aber an seinem Colorit und den Umrissen seiner Figuren wird verschiedenes getadelt. Da er in Italien seinen Geist sehr ausgebildet hatte, wurde er nach der Rückkehr ins Vaterland von den angesehensten Personen gesucht. Er erwarb sich bald Reichthümer, verschwendete sie aber wieder durch Unmäßigkeit. Er rühmte sich, der stärkste Trinker seiner Zeit zu seyn, und machte, um diesen Ruhm zu behaupten, die unsinnigsten Wetten. Er malte mit außerordentlicher Leichtigkeit, und, vom Weine befeuert, war er in der Ausführung bisweilen so kühn, daß er selbst darüber erstaunte, wenn er seine Arbeit nachher mit nüchternem Auge betrachtete. Aber diese Unmäßigkeit stürzte ihn auch früh ins Grab. Die meisten seiner Werke, namentlich seine Triumphbogen und die zwölf Arbeiten des Hercules, sind von geschickten Künstlern gestochen worden. Seine Gemälde finden sich in Flandern, Holland, Spanien und zu Paris. Er starb im J. 1570. Wenig Künstler haben so viel Schüler gehabt; er hatte deren 120. Unter ihnen waren seine beiden Söhne, von denen Franz Floris auch als Maler berühmt geworden ist.

Florus (Lucius Annäus), ein römischer Geschichtschreiber, wahrscheinlich aus Spanien gebürtig. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. und schrieb eine kurze Uebersicht (epitome) der römischen Geschichte in vier Büchern, von Erbauung der Stadt bis zur ersten Schließung des Janustempels unter Augustus. Sein Styl ist blühend, aber nicht einfach genug. In der Erzählung weicht er oft von Livius ab, und ist mit diesem zu vergleichen, da er aus verschiedenen ältern Schriftstellern schöpfte. Die beste Ausgabe ist von Duker, Leyden, 1744.

Flöße s. Holzflöße.

Flöte (Flauto), ein Blasinstrument von Holz, Horn, oder Elfenbein; im J. 1806 verfertigte ein französischer Künstler Lauriston auch eine Flöte von Crystall. Es gibt deren verschiedene Arten: 1. Flûte à bec, (Flûte douce, Block-, Pflockflöte) ist veraltet; war mit einem Kern versehen, hatte sieben Tonlöcher für die Finger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die Hoboe gehalten. Der Tonumfang erstreckte sich von dem eingestrichenen f bis zum dreigestrichenen g. 2. Die jetzt gewöhnlichen und seit Friedrich dem Großen,

dessen Lieblingsinstrument sie war, sehr beliebte Querflöte, Flauto traverso, aus dem Kopfstück, zwei Mittelstücken und dem Fuße bestehend. Das Kopfstück enthält Mundloch und Pfropfschraube, mittelst deren ein in der Höhlung des Instruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefer geschraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verschiedener Mittelstücke die reine Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelstück hat drei Tonlöcher für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und an dem Fuße befinden sich zwei Klappen für die Töne es und dis. Man hat außerdem noch verschiedene Klappen angebracht, um einzelnen Tönen mehr Reinheit zu geben; indeß gewinnt das Instrument im Ganzen dadurch nichts. Der Umfang der Flöte erstreckt sich von dem eingestrichenen d bis zum dreigestrichenen b. Im Solo thut sie treffliche Wirkung; ganze Concerte aber sollte man nicht für sie schreiben und auf ihr spielen, da ihr Spiel auf die Länge ermüdet und nicht genug Mannichfaltigkeit hat. Außerdem hat man eine Flüte d'Amour, eine kleine Terz tiefer, eine Terzflöte, eine kleine Terz höher, eine Quartflöte, eine Quart höher, Octavflöte oder Flauto piccolo, eine ganze Octave höher als die gewöhnliche Flöte. Das beste Werk über Flötenspiel ist: Tromlitz ausführlicher und gründlicher Unterricht die Flöte zu spielen.

Flott, in der Schifferſprache, auf dem Waſſer ſchwimmend. Ein Schiff flott machen, heißt: ein feststehendes Schiff, das z. B. auf eine Sandbank gefahren ist, wieder schwimmend machen, oder in Gang bringen. Ein Schiff wird flott, wenn die Ebbe vorbei ist und die herbeikommende Fluth das Schiff wieder hebt. Flotte, eine Anzahl Schiffe, die zugleich ausgerüstet werden und einen gemeinschaftlichen Anführer haben. Es gibt Kriegs- und Handels-, oder Kauffahrteiflotten. — Flottille, eine kleine Flotte.

Flötz ist im Bergbau jede horizontale (waſſer- oder wagerechte) oder doch sehr flache Lage der Erd- und Steinmassen von beträchtlicher Breite, zum Unterschiede von den gangartigen Erd- und Steinlagen, welche Schichten genannt werden. Flötzgebirge, ein solches Gebirge, welches aus jenen horizontalen Erd- und Steinlagern besteht.

Flüchtigkeit wird in der Chemie die Eigenschaft eines Körpers, nach welcher er sich bei einem gewissen Grade der Hitze in Dämpfe auflöst und verflüchtigt, genannt: sie steht der Feuerbeständigkeit entgegen, wobei jedoch anzumerken ist, daß wahrscheinlich alle Körper in der Natur die Eigenschaft der Flüchtigkeit haben, und daß wir nur darum einige nicht zu verflüchtigen vermögen, weil uns die erforderlichen Grade der Hitze fehlen; eine absolute Feuerbeständigkeit findet mithin wahrscheinlich gar nicht Statt.

Flüe (Nicolaus von der), auch Bruder Claus genannt, ein merkwürdiger Schweizer des 15ten Jahrhunderts, geboren 1417 im Dorfe Sarein, Cantons Unterwalden ob dem Walde. Er bewirthschaftete, nach der Landessitte, mit seinen Eltern und Kindern das väterliche Gut, und führte ein durchaus unbescholtenes Leben. Er machte verschiedene Kriegszüge mit, auf denen er sich eben so menschlich als tapfer zeigte. Als Landrath des Cantons bewies er eine eigne Geschicklichkeit, die vorkommenden Angelegenheiten zu einem guten Ende zu bringen. Die Würde eines Landammans, die ihm seine Mitbürger antrugen, schlug er aus. Von Jugend auf beherrschte

Digitized by Google

ihn ein entschiedener Hang zum contemplativen Leben; er war enthaltsam und streng gegen sich selbst. Nachdem er funfzig Jahre hindurch alle Pflichten als Staatsbürger treu erfüllt hatte, und Vater von zehn lebenden Kindern geworden war, faßte er, mit Zustimmung seines Weibes, den Entschluß ein Einsiedler zu werden, und wählte zu seinem Aufenthalt eine bloß durch einen Wasserfall des Milchflusses belebte Wildniß ohnweit Sarnen. Hier brachte er seine Zeit in Gebet und frommen Betrachtungen zu. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und sich bloß durch das Abendmahl stärke, welches er alle Monat genoß. Zu ihm, dem erfahrnen, hellsehenden Mann, wallfahrtete von nahen und fernen Orten, wer Rath und Trost bedurfte, und fand bei ihm Befriedigung. Bald wurde er selbst der Retter des ganzen Vaterlandes. Unter den acht Cantons, welche damals noch die Eidgenossenschaft ausmachten, war Eifersucht und Mißtrauen entstanden. Man argwohnte, daß die Beute der vor kurzem bei Nancy erschlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden; die größern aristokratischen Städte hielten zusammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorschlag die kleinern demokratischen Cantons sich widersetzten. Auf einer (1481) zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) zur Berathung über diese Angelegenheiten gehaltenen Tagsatzung erhitzte sich der Parteigeist in so hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes und mit ihr der baldige Verlust der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erschien plötzlich durch einen Freund dazu aufgefordert, Bruder Claus in der Versammlung der Abgeordneten. Das große Ansehn des Mannes, seine imponirende Gestalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, seine herzliche aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorstehenden Trennung schilderte, und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Versammlung so sehr, daß augenblicklich ein in der Schweizer-Geschichte berühmtes Grundgesetz — das Verkommniß von Stanz — (d. 22. Decemb. 1481) beschlossen und abgefaßt wurde; alle bisherigen Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte Bruder Claus, nach vollbrachtem Werk, in seine Einsamkeit zurück, wo er fortfuhr, Tugend und Weisheit zu lehren, bis er den 22. Mai 1487, siebzig Jahre alt, starb. Ganz Unterwalden begleitete seine Leiche zur Grabstätte, alle Eidgenossen betrauerten ihn; fremde Fürsten ehrten noch nach dem Tode sein Andenken; Papst Clemens X. versetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Flügel 1. in der Baukunst: a) die an den beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wohl, wenn das Gebäude selbst lang ist und nur eine Hauptmasse bildet, die beiden Seiten desselben, die rechts und links von seiner Mitte abstehen; im Festungsbau die langen Seiten eines Horn und Kronenwerks, welche von dem Haupt oder Außenwerke bestrichen werden. b.) Die beweglichen Theile einer Thüre oder eines Fensters, womit diese Oeffnungen geschlossen werden. 2. In der Musik, ein Tastinstrument in Gestalt des Flügels eines Vogels, dessen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befindlich sind, gerissen werden. Ehedem war das Clavecin das einzige Clavierinstrument in dieser Form, und wurde deßhalb gemeiniglich Flügel genannt; seit Erfindung des Pianoforte versteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügel-

form darunter, und jenes ist wenig mehr gebraucht. 3. In der Kriegskunst, sind Flügel die beiden äußersten Enden oder Seiten eines Bataillons, Regiments oder auch ganzen Heers. Die Bestimmungen rechts oder links sind von dem Gesichtspunkte der aufgestellten Masse aus zu verstehen.

Flugmaschine, eine von dem Uhrmacher Jacob Degen in Wien (geb. 1756) erfundene Maschine, welche aus einem Luftballon, zwei großen Flügeln, einem Fußgestelle, worauf der Fliegende steht, und zwei Flügelhebern, wodurch die Bewegung der Flügel bewirkt wird, besteht, und den Vortheil gewähren sollte, den Ballon, der nicht groß genug ist, um die Last des Körpers allein zu heben, wo nicht zu lenken, doch nach Gefallen steigen und sinken zu lassen. Allein die Versuche, welche er damit 1813 zu Paris machte, entsprachen den Erwartungen nicht, und neuerdings scheint der Erfinder seinen Plan aufgegeben zu haben. Schon früher hatte Degen gewagt, sich ohne Ballon mittelst seiner Flügel vom Stephansthurm in Wien herabzulassen, war aber dabei in die größte Gefahr gerathen und schwer verwundet worden. Dagegen waren einige Versuche, mit den Flügeln und einem verhältnißmäßigen Gegengewicht in der Reitbahn sich emporzuheben, besser gelungen.

Flurbuch, eine unter obrigkeitlicher Aufsicht verfaßte Beschreibung, aller in einer Flur gelegenen Aecker, Wiesen, Holzungen u. s. w. nach ihren genau bestimmten Gränzen.

Fluß oder Strom. Der Sprachgebrauch macht eigentlich keinen Unterschied zwischen beiden Benennungen, doch scheint es, daß man diejenigen Flüsse vorzugsweise Ströme nennt, welche sich bei ansehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergießen. Fast alle Flüsse entspringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Mississippi, der Don u. a., entstehen aus Seen. Die Natur des Wassers bringt es mit sich, daß die Flüsse in ihrem Laufe dem Abhange der Erdoberfläche folgen. Die meisten laufen nach Osten und Westen, nur wenige nach Norden und Süden. Merkwürdig ist es, daß sich die Geschwindigkeit der Flüsse nicht nach dem stärkern Abhange der Fläche richtet. So fließt die Donau viel schneller als der Rhein, obgleich das Bette des letztern bei weitem abhängiger ist. Die Donau, der Tiger und der Indus sind unter den bekannten die schnellsten Flüsse. Da in der Regel die Strömung eines Flusses in der Mitte am stärksten ist, so steht auch hier sein Wasser beträchtlich höher, als nach den Ufern zu; an der Mündung hingegen ist der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwasser, mit dem er sich hier vermischt, an beiden Seiten am stärksten aufsteigt. Die Menge des Wassers, welches die Flüsse dem Meere zuführen, ist ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stunde über 1000 Mill. Cubikfuß Wasser ins caspische Meer ergießt. — Flußgötter, bei den Alten, die Schutzgötter der Flüsse oder die personificirten Flüsse selbst. Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf gekrönt und neben einer Urne, aus welcher der Strom fließt, liegend abgebildet.

Fluß, in der Mineralogie eine salzige Beimischung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Borax, Weinstein, Laugensalz u. s. w.), auch Zuschlag genannt, dann auch die Schmelzung selbst. Glasfluß ist eine sehr harte Glasmasse, die zur Nachahmung der Edelsteine auf mancherlei Weise gefärbt und geschlif-

Digitized by Google

sen wird. Es werden die unechten oder böhmischen Steine daraus gemacht.

Flußgalle, eine wässerige Geschwulst über dem Knie der Hinterfüße der Pferde.

Flußspath, ein undurchsichtiger, weicher blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dagegen aber mit strengflüssigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Flußgebiet nennt man den Inbegriff aller Quellen, Bäche, Flüsse, die ihre Gewässer durch eine Mündung ins Meer ausströmen, welche bei großen Hauptflüssen oft mehrere tausend Quadratmeilen beträgt. Zuweilen liegen die Quellen verschiedener Flußgebiete nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Nabe und der Saale, wovon die erste zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzte zum Elbgebiete gehören.

Flüssigkeit, Fluidität, besser Tropfbarkeit, ist der zwischen dem Zustande der Festigkeit und Luftförmigkeit in der Mitte liegende Aggregatzustand eines Körpers, worin seine Theile zwar noch als ein einziger, ununterbrochen zusammenhängender Körper erscheinen, sich aber leicht trennen und wieder vereinigen lassen. An allen flüssigen Körpern bemerken wir, daß sich ihre Theile fast ohne merklichen Widerstand trennen lassen, daß sie die Gestalt des Gefäßes annehmen, worin sie sich befinden, daß die Structur ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen ist, daß sie sich in Tropfen an einander hängen, und daß sie im Stande der völligen Ruhe eine ebne und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch den Körper selbst, der unter dieser Form erscheint, nennt man Flüssigkeit, oder richtiger Fluidum.

Flüte, Flütschiff, ein großes und breites Lastschiff, welches im Verhältniß zu seiner Größe sehr kurze Masten führt und nur langsam segeln kann. Sie tragen bis zu 900 Lasten, und man bedient sich ihrer meist nur zum Wallfischfange.

Fluth s. Ebbe.

Fluthen, Noahische Fluth, s. Noah und Sündfluth.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutschen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorstellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält, und auf der Schulter einen stehenden Löwen trägt, bald als ein menschliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter, kurzer, dicker Mann, der auf einem Throne sitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche unförmliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Foé, Fohi, ist der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer fremden Religion, welche im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung daselbst eingeführt wurde, und schnell sich verbreitete. Die Veranlassung zur Einführung dieser Religion wird auf folgende Weise erzählt. Der Kaiser Ming-ti der Funfzehnte, aus der Dynastie Han, erinnerte sich, durch einen Traum dazu veranlaßt, des Ausspruchs des Confucius: Im Abend findet man den wahren Heiligen; und sandte daher zwei Große des Reichs, den Tsay und Tsin-king nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis sie den Heiligen gefunden und sein Gesetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Die Bekenner dieser Religion geben von ihrem Stifter folgende Umstände an. Fo war um das Jahr 1027 vor der christlichen

Zeitrechnung in Kaschmir geboren worden. Sein Vater, mit Namen Jn-fan-wang, war König dieses Landes, seine Mutter hieß Moye. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes und starb bald nach der Geburt. Bei derselben sollen die Sterne verfinstert und neun Drachen vom Himmel gestiegen seyn. Beim Anfange der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie habe einen weißen Elephanten verschluckt, woher sich die große Verehrung dieser Thiere in Indien schreiben soll. Nach andern Berichten soll die Mutter des Fo von der Erscheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, stand er sogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er sieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Erde, und sprach mit deutlichen Worten also: „Es ist niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig.“ Damals hieß er Sche-kia oder Schaka. Als er siebzehn Jahre alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in seinem neunzehnten Jahre verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weisen in die Wüste. In seinem dreißigsten Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Wesen gemacht. Durch große und außerordentliche Wunder bestätigte er seine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelte sich um ihn und verbreitete sein Gesetz durch den Orient. Sie und die Priester dieser Religion heißen in China Seng, in der Tartarei Lamas, in Siam Talapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Fo im neunundsiebenzigsten Jahre seines Lebens sein Ende nahe fühlte, erklärte er seinen Schülern, „daß er bisher nur in räthselhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen gesprochen habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen scheide, das Geheimniß seiner Lehre offenbaren wolle.“ „Wisset,“ fuhr er fort, „daß kein anderes Grundwesen aller Dinge ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unsre Hoffnungen sich endigen.“ Dieser letzte Ausspruch des Fo theilte seine Schüler in drei Secten. Einige stifteten demselben gemäß eine eigne atheistische Secte, die meisten blieben den früheren Lehren treu; noch andre endlich unterschieden eine öffentliche und geheime Lehre und bemühten sich, beide in Harmonie zu bringen. Diese öffentliche Lehre des Fo enthält die Moral. Sie unterscheidet das Gute und Böse; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böses gethan hat, wird bestraft; für beiderlei Seelen, heißt es, wären gewisse Plätze und darin jeder nach ihren Verdiensten eine Stelle bestimmt; der Gott Fo sey geboren die Menschen zu retten, und die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Nur diese fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geschöpf zu tödten; kein fremdes Gut an sich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; nicht zu lügen, und keinen Wein zu trinken. Insbesondere dringen sie auf die Ausübung gewisser Werke der Barmherzigkeit; empfehlen die Freigebigkeit gegen sie, die Priester. Man soll ihnen Klöster und Tempel bauen, damit sie durch ihre Gebete und Bußübungen Andre von der Strafe der Sünde befreien, der sie außerdem unterworfen sind. Sie erklären, daß, wer ihre Gebote versäume, nach dem Tode die grausamsten Martern zu erwarten habe, und daß seine Seele in einer langen Wanderschaft selbst in die Kör-

Digitized by Google

per der geringsten und unreinsten Thiere fahren werde. Die Hauptgrundsätze der geheimen Lehre, in welche nur wenige eingeweiht sind, bestehen in folgenden. Der Grund und Zweck aller Dinge ist der leere Raum und das Nichts. Aus nichts entstanden die Stammältern des Menschengeschlechts, und in dieses nichts sind sie zurückgekehrt. Der leere Raum ist dasjenige, was unser Wesen und Substanz ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermischung der Elemente ist alles Vorhandene entstanden, und alles muß dahin zurückkehren. Alle Wesen, belebte und unbelebte, sind nur in Gestalt und Eigenschaften verschieden; sie machen sämmtlich nur ein Ganzes aus, und sind von ihrem Grundwesen nicht unterschieden. Dieses Grundwesen ist von wunderbarer Natur. Es ist eine reine, von aller Veränderung freie Substanz, höchst zart und einfach, und um seiner Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern Wesen. Es ist höchst vollkommen und dabei in einer beständigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verstand zu haben; ja was noch mehr ist, sein Wesen besteht eben darin, daß es ohne Verstand, ohne Wirksamkeit und ohne Verlangen oder Begierde ist. Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich seine Gedanken und Ueberlegung anstrengen, sich selbst besiegen und jenem Grundwesen gleich werden. Zu dem Ende muß man sich gewöhnen nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Weder um Tugend noch um Laster, weder um Belohnung noch um Strafe, weder um eine Vorsehung noch um eine Unsterblichkeit der Seele hat man sich zu kümmern. Heilig ist derjenige, der aufhört zu seyn, um sich mit dem Nichts zu vermischen. Je ähnlicher einem Stein, desto vollkommner ist man. Die Tugend und Glückseligkeit besteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer diesen glücklichen Zustand erreicht hat, darf keinen Wechsel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er ist eigentlich selbst nichts, oder wenn er etwas ist, so ist er glücklich, so ist er dem Gotte Fo vollkommen gleich. Die öffentliche Lehre des Fo, welche Volksreligion wurde, heißt in Indien die brahmanische. Sie ist durch Hindostan, Tibet und die Tartarei verbreitet, jedoch mit manchen Modificationen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der Lehre vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigten sich alle in den Lehren von der Seelenwanderung. Wenn, nach denselben, eine Seele zum ersten Mal auf Erden erscheint und den Körper eines Menschen belebt, so bewohnt sie den Körper eines Brahmanen. Nach seinem Tode wandert sie, nach Maßgabe seiner guten oder bösen Handlungen, in Menschen oder Thiere, bis sie in die Classe der Samanäer tritt, und zuletzt in dem Leibe eines vollkommenen Samanäers erscheint. Ein solcher hat nicht mehr Fehler auszusöhnen; sie sind in den vorherigen Wanderungen schon abgewaschen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchsten Gottes der Welt sind. Frei von Leidenschaften und keiner Unreinigkeit mehr fähig, stirbt er nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der seine Seele ein Ausfluß ist. Dieses höchste Wesen, der Urstoff aller Dinge, ist von Ewigkeit her, unsichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig und hat seinen Ursprung von sich selbst. Es kann durch keine Abbildung dargestellt werden; man kann re nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben ist; aber seine

Digitized by Google

Eigenschaften kann man abbilden, und diese verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienst der indischen Völker an. Der Samanäer aber, in beständiger Betrachtung und Nachdenken über diesen großen Gott verloren, sucht nur sich selbst zu vernichten, um wieder in den Schooß der Gottheit zurückzukehren und sich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat, und selbst nichts Materielles ist. Als dieser reine Geist die Materie erschaffen wollte, nahm er selbst eine materielle Form an und sonderte die in ihm vereinigten männlichen und weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derselben wurde die Schöpfung des Weltalls möglich. Der Ling-am ist das Symbol dieser ersten Handlung der Gottheit. Durch sie wurden Brama, Wischnu und Iswara hervorgebracht, welche nicht sowohl Götter, als Eigenschaften oder Attribute der Gottheit sind.

Focus, s. Brennpunkt.

Föderativsystem, Staatenbund, und Föderativstaat, Bundesstaat, sind verschiedene, bisher nicht scharf genug bestimmte Begriffe. Bei jenem ist der Bund das Mittel, durch welches sich mehrere Staaten frei und auf immer rechtlich vereinigen, so daß sie in Ansehung des Bundeszwecks, einzeln genommen, aufhören, unabhängig zu seyn. Bei diesem ist der Staat, d. i. die Sicherheit aller Glieder des Vereins unter einer höchsten Gewalt, der Zweck, für welchen der Staatsverein errichtet ist. Hierin liegt es, warum jenes System seiner Natur nach die Freiheit oft unterdrücken muß, indem, was an sich Mittel für Alle seyn soll, von einigen bloß als Mittel für sich berechnet wird; diese Staatsform dahingegen die Freiheit Aller im Ganzen sichert. In dem Föderativsystem nämlich ist es dem mächtigern Mitgliede, darum, weil es schon vor Errichtung des Bundes volle Selbstständigkeit besaß, unangenehm, in die Categorie eines Mittels für Andre zu treten. Es wird daher seine unabhängige Stellung behaupten, und die schwächern Mitglieder des Bundes, ja den Bund selbst, als Mittel für seine Zwecke in die politischen Berechnungen seiner Verhältnisse hineinziehen. Hieraus entsteht nothwendig eine Ungleichheit, jede Ungleichheit aber ist der politischen Freiheit nachtheilig. Indeß sträuben sich auch die schwächern Mitglieder, ihr besonderes Interesse dem allgemeinen nachzusetzen. Als Staaten für sich wollen sie unabhängige moralische Personen vorstellen, und vergessen, daß sie, indem sie sich einem politischen Bunde für immer anschlossen, in Ansehung mehrerer Rechte, die mit ihrer Selbstständigkeit wesentlich zusammenhängen, einen höheren Willen über sich gesetzt haben, entweder den der Gesammtheit, oder den der Mehrheit. Diese im Begriffe des Föderativsystems liegende politische Beschränkung der jedem einzelnen Staate zukommenden vollen Unabhängigkeit, ist der Souveränetät allemal lästig. daher erfährt der Bundeswille oft von Seiten der unbedeutenden Bundesglieder Hemmungen von mancherlei Art. Doch gibt es auch Föderativsysteme, in welchen alle Staaten, einer mehr, der andre weniger, Einem aus ihrer Mitte — entweder ausdrücklich, oder stillschweigend — sich unterworfen haben; in dem Föderativstaate hingegen gehorcht jeder Theil, Einer wie der Andre, Allen als Einheit gedacht. Hier also gehorcht jeder sich selbst; dort folgt der Schwächere dem Zuge nach dem Mittelpunkte der Macht; hier besitzt die Gesammtheit, dort erlangt gewöhnlich der Mächtigste die höchste Bundesgewalt; zwar der Form nach, unter einschränkenden Bedingungen, die aber zu wenig

Festigkeit haben, als daß sie dem Einflusse der Machtüberlegenheit steuern könnten. — Eine solche föderative Beschränkung kann einem Staate nur dann nothwendig und nützlich seyn, wenn er seine innere Unabhängigkeit, d. h. die Selbstständigkeit in der Landespolizei, Gesetz- und Finanzverwaltung, nicht anders zu sichern weiß, als durch freiwillige Aufopferung seiner äußern, d. h. des selbstständigen Rechts, über seine politischen Verhältnisse zu andern Staaten aus eigner Machtvollkommenheit zu verfügen. Gewöhnlich treten mehrere Staaten in einen Bund zusammen, wenn das gegenseitige Bedürfniß, Schwäche und die gefahrvolle Lage der Einzelnen, die drohende Nachbarschaft eines Mächtigen u. s. w. sie dazu nöthigt. Sind sie als einzelne Volksstämme in Ursprung, Sprache und Sitten einander ähnlich, so haben Alle ein gleiches fortdauerndes Bedürfniß, sich zu einem Föderativstaate zu vereinigen. Ein Föderativsystem hingegen entsteht aus verschiedenartigen, oft zufälligen, oder wechselnden Rücksichten und Bedürfnissen. Der Mächtige sucht sich mit einer Reihe Mittelstaaten zu umgürten; der Mindermächtige will sich an den Stärkern anlehnen, um durch denselben noch etwas zu bedeuten oder zu gewinnen; den Schwachen treibt Furcht oder Zwang in den bedenklichen Bund hinein. Zwar kommt auch hier alles auf die Bundesform an, wie nämlich der Zweck der äußern Unabhängigkeit Aller mittelst des Bundes, unbeschadet der innern Selbstständigkeit eines Jeden, erreicht werden soll. Allein es folgt schon aus der verschiedenartigen Entstehung des Föderativsystems, daß die Form desselben gewöhnlich unbestimmt und in wesentlichen Stücken mangelhaft bleibt, wodurch sie in dem Föderativstaate ein festes, auf dem Grundsatze der Gleichheit und Freiheit aller Staatstheile ruhendes Regierungsprincip hat. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, ein Staatenbund, dergleichen der Rheinbund seyn sollte, oft keinen Bundestag, noch weniger eine Bundesgesetzgebung und Regierung hat, so sind in dem Bundesstaate beide durch gemeinschaftliche Uebereinkunft festgesetzt. Dort entscheidet in der Regel der Mächtige, als der erste Stifter des Bundes, und die Leitung des Gesammtzwecks schwankt nach Zeit und Umständen; die Vollziehung aber hängt von der Bundesgewalt ab, die oft gar nicht vorhanden ist, oder nur in dem Einflusse des vorstehenden oder des mächtigsten Bundesgliedes besteht. Hier hingegen entscheidet die Stimmenmehrheit, und ihr Beschluß wird gesetzmäßig vollzogen, ohne daß ein mächtiges Staatsmitglied vorzugsweise dem Bunde Kraft und Willen verleiht. Dies alles sollte die Errichtung eines Staatenbundes, sobald er nur eine und dieselbe Nation, nicht mehrere oder einen ganzen Welttheil, umfaßt, widerrathen; allein nach der Geschichte begeben sich die kleinern Staaten lieber in ein Föderativsystem, als in einen Föderativstaat, weil dort jeder noch immer einen Staat für sich vorzustellen glaubt, was er hier nicht mehr ist. Aber jene Souveränetät, welche die Mitglieder eines Staatenbundes zu retten glauben, ist nichts als Selbsttäuschung. Denn, wie schon gesagt worden ist, die kleinern souveränen Höfe bleiben dennoch abhängig von der Politik eines Mächtigen. Im Bundesstaate dagegen ist freilich kein einzelnes Glied souverän; aber jeder ist frei und stolz mit und in dem Ganzen, nach dem politischen Sinnworte der Holländer: Eintracht macht Macht. — Die ältere Geschichte bestätigt diese Bemerkungen, wie die neuere. Die griechischen Völkerstämme und Staaten bildeten unter sich mehrere Bundesstaaten, alle zusammen aber einen Staatenbund. In

jener Form war Freiheit: in dieſer herrſchte der Mächtige, oft mit Härte die Schwächern unterdrückend. Daraus entſtand anfangs der Principat der Athenäer; hierauf erfolgte die Hegemonie der Spartaner; zuletzt ſtellte ſich der Macedonier Philipp an die Spitze des griechiſchen Staatenbundes. Alle hellſehende Staatsmänner Griechenlands erkannten in dem Föderativſyſtem den Geiſt der Unterdrückung. Späterhin wollte der achäiſche Bund durch eine innigere Verbindung der Einzelnen zu einem Ganzen das Vaterland retten; aber die einzelnen Staaten waren auf ihre volle Selbſtſtändigkeit zu eiferſüchtig, als daß ſie ſich einem gemeinſchaftlichen Strategen hätten gleichmäßig unterwerfen ſollen; vielmehr ſtellte der ätoliſche Bund dem achäiſchen ein Föderativſyſtem entgegen. So traten die Römer zwiſchen beide, vorgeblich als Beſchützer des Föderativſyſtems, und leiteten die Politik deſſelben ſo lange, bis mit ihm alle Selbſtſtändigkeit Griechenlands verſchwand, und Rom die einzige herrſchende Macht blieb. Daſſelbe war früher der Fall bei den Städten des lateiniſchen Bundes geweſen. Anfangs trat Rom in die Mitte dieſes Föderativſyſtems, bald darauf an die Spitze, endlich war es die Herrſcherin. Eben ſo Karthago in Anſehung der Freiſtaaten Nordafrika's; wie ſchon vorher Tyrus das Haupt der phöniziſchen Städte geworden war. — Ein ähnliches Schickſal hatte Deutſchland. Anfangs traten mehrere Völkerſtämme in Bündniſſe zuſammen, einem tapfern Heerführer zu großen Unternehmungen folgend; aber ſie vereinigten ſich in keinen Bundesſtaat: daher zerriſſen im Hordengedränge der Völkerwanderung der Sueven-, der Franken-, der Markomannen-, der Alemannenbund und andre mehr. Hermann und Marbod, die im erſten Jahrhundert an der Spitze zweier großen Völkerbünde ſtanden, wurden die Opfer des germaniſchen Freiheitsgefühls, weil ſolche Heerführer in einem Föderativſyſtem allemal entweder verdächtig oder gefährlich ſeyn mußten. In der Folge, ſeit Ludwigs des Deutſchen Zeit, wurde zwar Deutſchland eine eingeſchränkte Monarchie: aber bald erwuchs aus dem Lehnweſen das Streben der Vaſallen nach Selbſtſtändigkeit. Dieſe ward ihnen endlich unter dem Namen der Landeshoheit zu Theil. Hätten ſie jetzt nur um ſo feſter die Bundesſtaatsform gegründet! Allein unglücklicher Weiſe ſetzte der weſtphäliſche Friede Alles in eine Wortbeſtimmung, ohne Rückſicht auf das Weſen der Begriffe. Sonſt hätte er nicht, indem er die Landeshoheit unter Kaiſer und Reich ſtellte, und nur das Ganze als einen Staat anerkannte, den einzelnen Landesherren (Art. 8. 2) das freie Recht gegeben, unter ſich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit Bündniſſe zu ſchließen, alſo auch das Recht des Kriegs und Friedens, mithin äußere Selbſtſtändigkeit, und zwar um ihrer Sicherheit willen! Dieſe konnte ſonach das Reich ihnen nicht geben. Aber eben darum konnte das Reich nicht ſchützen, weil die Fürſten jenes Recht der äußern Unabhängigkeit behaupteten, wodurch das Reich aufhörte, ein Bundesſtaat zu ſeyn. Der Zuſatz: „jedoch ſo, daß nichts gegen den Eid, womit jeder dem Kaiſer und Reich verpflichtet iſt, geſchehe,“ war ohne Kraft, weil Kaiſer und Reich ohnehin nichts galten, ſobald der einzelne Reichsſtand durch Bündniſſe mit Auswärtigen ſeine Sicherheit befeſtigen durfte. Durch dieſen Widerſpruch löſte ſich das Reich deutſcher Nation der That nach in ein Föderativſyſtem auf, das nur dem Namen nach einen Föderativſtaat vorſtellte. Die Franzoſen ſprachen daher im Preßburger Frieden von einer confédération germanique. In

dieſem Föderativſyſtem entſchieden ſeit 1648 Oeſterreich, Schweden und Frankreich, bis Friedrich Wilhelm der Große Schweden und Friedrich der Große Frankreich verdrängte. Nun ſtanden Oeſterreich und Preußen als die bewegenden Kräfte des deutſchen Staatenbundes da. Friedrich II. und Joſeph II. begriffen daher leicht, daß eine für eine eingeſchränkte Monarchie entworfene Staatsform nicht mehr für ein Föderativſyſtem paſſe. Darum wollte Friedrich II. die Fortdauer ſeiner Monarchie durch die Fortdauer des deutſchen Föderativſyſtems ſichern, ſich ſelbſt aber den Einfluß auf das letztere durch eine paſſendere Form für daſſelbe, durch den deutſchen Fürſtenbund, bewahren; Joſeph II. hingegen wollte durch Tauſchentwürfe Oeſterreichs Uebergewicht dauerhaft ſtützen. Unterdeſſen neigte ſich Europa durch das Gleichgewichtsſyſtem, welches mehrere Allianzen veranlaßte, zu einem Gemeinweſen hin, das aus Conföderationen beſtand. Jene Allianzen unterſchieden ſich dadurch von einem Föderativſyſtem, daß ſie zu einem beſtimmten Zwecke der Politik eingegangen, durch die Erreichung oder Dauer dieſes Zwecks bedingt, und unter gegenſeitigen Leiſtungen, bei der vollkommenſten Gleichheit aller Theilnehmer, ohne eine oberſte Leitungsmacht, geſchloſſen, und oft einſeitig, ſelbſt gegen die Beſtimmung des Vertrags, wieder aufgehoben wurden. Der natürliche Gegenſatz zwiſchen Großbritannien und Frankreich bildete dieſe Allianz Politik immer mehr aus. Da aber Allianzen keinen feſten Beſtand haben, ſo fiel die revolutionäre Politik Napoleons auf das Continentalſyſtem, durch welches er das britiſche Seeſyſtem vernichten wollte. Zu klug, um eine Univerſalmonarchie für möglich zu halten, wählte er das Föderativſyſtem als ein Erſatzmittel, um Frankreich zum Centralpunkte der politiſchen Kräfte des feſten Landes und dadurch über England zu erheben. Nun zeigten ſich alle Erſcheinungen, welche aus der Natur eines Föderativſyſtems, wie wir oben dargethan haben, nothwendig erfolgen müſſen. Der franzöſiſche Kaiſer täuſchte jeden einzelnen Staat mit dem Worte Souveränetät, die er in die volle innere freie Staatsgewalt deſſelben ſetzte, indem er deſſen äußere: Krieg, Friede, Bündniſſe, Handel, dem Staatszwecke Frankreichs unterordnete. Aber auch jene innere Selbſtſtändigkeit konnte nichts anders als ein Blendwerk ſeyn, da ſich das Handels- und Finanzſyſtem jedes Verbündeten zuletzt doch, wenigſtens mittelbar nach Napoleons Kriegsſyſtem, oder nach ſeiner Staatskunſt fügen mußte, und die franzöſiſchen Verwaltungsformen mehr oder weniger in den Staaten der Bundesgenoſſen Eingang fanden. Dieſe ſelbſt hingen unter ſich nicht zuſammen: denn Napoleon kettete jeden Staat auf verſchiedene Weiſe an ſein Syſtem: die einen enger, wie die Familienſtaaten; die andern dem Anſcheine nach weniger enge, wie die Rheinſtaaten, welche er mit dem Worte Bund bloß hinhielt, damit ſie glauben ſollten, ſie hätten an der Einheit nichts verloren an Sicherheit aber nur gewonnen, indem ſie ſich von Oeſterreich weg unter Frankreichs oberſte Leitung begaben. Noch andre benutzte er ganz militäriſch politiſch wie die Schweiz, Warſchau und Danzig, oder er machte ſie unmittelbar von ſeiner Willkür abhängig, wie Illyrien und die joniſchen Inſeln. Die übrigen Mächte hielt er als Bundesglieder unter dem Namen von Alliirten feſt; ſie mußten ſein Continentalſyſtem annehmen, und dadurch ſich an ſein Föderativſyſtem anſchließen, oder ſie hatten von ihm Krieg und Unterjochung zu fürchten. — Vorgeblich war der natürliche Zweck jeder politiſchen Verbindung, auch der Zweck dieſes

Systems: Sicherheit und Schutz; aber nur Furcht oder Zwang, dann auch die Hoffnung, an Macht zu gewinnen, schlossen jenen Verein, durch welchen zuletzt keiner gewann, als Frankreich. Uebrigens hatte in Napoleons Föderativsystem kein Staat eine politische Stimme; der Rheinbund insbesondere hatte keine Bundesform, keine Vertreter und keine richterliche Behörde. Die einzelnen Mitglieder wurden höchst verschieden behandelt, oder vielmehr mißhandelt. Hatten Herrschsucht und Vergrößerungstrieb dieses System hervorgebracht, so bildeten dagegen gemeinschaftlicher Widerstand und Volkskraft den Bund der europäischen Hauptmächte, in welchem die Formen einer durch Erreichung und Sicherstellung des Zwecks bedingten Allianz oder Coalition wieder auflebten, jedoch so, daß die Hauptmächte die Leistung der Streitkräfte der hinzutretenden Mächte vom zweiten und dritten Range sich vorbehielten. (S. den Art. Chaumont, Vertrag von). Als man hierauf die deutschen Staaten durch ein Föderativsystem wieder vereinigte, so wollte man die Souveränetät der Einzelnen durch eine Bundesform (in der Acte des Wiener Congresses, Art. 32 u. 43, die Föderativ-Constitution Deutschlands genannt) sicher stellen, in welcher der Grundsatz politischer Gleichheit nach dem Machtverhältnisse obwaltete. Daher erklärte der 3te Art. der deutschen Bundesacte, daß allen Bundesgliedern, als solchen, gleiche Rechte zukommen, und man nahm bei dieser Constitution auf die Selbstständigkeit der souverainen Fürsten und der freien Städte so sehr Rücksicht, daß man sogar die Competenz des Bundestages und die vollziehende Gewalt eines Bundesgerichts zu bestimmen vergaß; dagegen ward — wie im westphäl. Frieden — den Bundesgliedern das Recht der Bündnisse aller Art (nur nicht gegen die Sicherheit des Bundes und einzelner Bundesglieder) Art. 11. eingeräumt. Gleichwohl schwankt der Begriff des deutschen Bundes (vergl. d. Art. Deutscher Bundestag) zwischen einem Föderativsystem und einem Bundesstaate, weil Oesterreich die Geschäftsleitung und den Vorsitz auf dem Bundestage hat. Auch muß der Einfluß der Mächtigern am Ende dennoch durchdringen, weil sie im Plenum (Art. 6.) mehr Stimmen haben. Was sichert aber die Fortdauer des Bundes überhaupt? Er wird in der Acte Art. 1. ein beständiger genannt; wie aber, wenn ein deutscher Fürst seine Unterschrift zurücknimmt? Werden dann die Staatskunst und die Macht der Uebrigen den Willen und das Vermögen haben, das Ganze zusammenzuhalten? So scheint also wohl, nach Heeren's gehaltvoller Entwickelung aus der Natur der Sache, die öffentliche Meinung mit Recht die Form eines Bundesstaates für Deutschland zu verlangen. Auch hat ein Bundesglied selbst, Luxemburg, durch seinen — jetzt abberufenen — Gesandten, den hellsehenden Freih. v. Gagern, auf die Benennung Reichsbund und auf eine kraftvollere politische Einheit des Ganzen nachdrücklich hingewiesen. Nur dann erst wird der Gesammtwille Aller die Seele des Ganzen seyn. Solcher Staaten, wo jedes Bundesglied im Innern seine Selbstständigkeit ausübt, im Aeußern aber dem Gesammtwillen des Ganzen folgt, — dieser werde nun monarchisch erblich, oder durch Repräsentanten, mit oder ohne Directorialvorrechte Einzelner ausgesprochen und vollzogen, — gibt es jetzt nur folgende: 1. die Freistaaten von Nordamerika, 2. die fünfundvierzigjährige Eidgenossenschaft der Schweizer, 3 Norwegen und Schweden unter einem Erbkönige, mit zwei Verfassungen, unstreitig die freiesten in Eu

Digitized by Google

ropa; und in gewiſſer Hinſicht 4. Ungarn und Oeſterreich, ſo wie auch Polen und Rußland unter einem erblichen Monarchen. K.

Foe oder de Foe (Daniel), ein ſehr fruchtbarer engliſcher Schriftſteller im erſten Drittel des 18ten Jahrhunderts. Er war der Sohn eines Fleiſchers in London, 1663 geboren, wurde in einer Schule der Diſſenters, zu deren Partei der Vater gehörte, mit vieler Sorgfalt erzogen, und dann zu einem Strumpfhändler in die Lehre gegeben. Er verwendete jeden Augenblick, der ihm von ſeinen Beſchäftigungen übrig blieb, auf die Lectüre, beſonders öffentlicher Blätter. Der Parteigeiſt, den Jacobs II. unweiſe Regierung in England aufs neue erregt hatte, ergriff auch Foe, und in einem Alter von 21 Jahren trat er ſchon als politiſcher Schriftſteller auf. Später erregte ein Pamphlet von ihm, der echte Engländer, in welchem er die Sache Königs Wilhelm III. verfocht, ſo viel Intereſſe, daß der König nach dem Verfaſſer forſchte und ihn anſehnlich belohnte. Ein Pamphlet, in welchem er, unter der Regierung der Königin Anna, die biſchöfliche Kirche angriff, und für deſſen Verfaſſer er ſich freimüthig bekannte, zog ihm von Seiten des Parlaments die Strafe des Prangers, einer ſtarken Geldbuße und eines zweijährigen Gefängniſſes zu. Während dieſer Gefangenſchaft ſchrieb er in Proſa und Verſen über allerlei Gegenſtände, vorzüglich aber fing er 1704 ein periodiſches Werk, the Review (die Muſterung) an, welches er 1713 mit dem neunten Bande endigte. Dieſes Werk übertraf alles, was bis dahin in dieſer Art erſchienen war, und ſoll Steele und Addiſon die Idee zum Spectator gegeben haben. In der Folge floſſen aus Foe's fruchtbarer Feder ſatiriſche Pamphlets, Gedichte, moraliſche Schriften, hiſtoriſche Werke, Romane u. d. gl., die längſt vergeſſen ſind. Das Werk, das ihn auch außer ſeinem Vaterlande bekannt gemacht hat, iſt: das Leben und die Begebenheiten Robinſon Cruſoe's — die Lieblingslectüre der Jugend, deren ſich auch wohl noch das ſpätere Alter mit Vergnügen erinnert. Foe hatte ſich nicht als Verfaſſer genannt, und daher wurde Steele eine Zeit lang dafür gehalten. Als Foe im J. 1719 ſeinen Robinſon vollendet hatte, ſuchte er lange Zeit einen Verleger dazu; endlich wagte der Buchhändler W. Taylor die Unternehmung, und gewann in kurzer Zeit damit tauſend Pfund Sterling. Dieſer unerwartete Erfolg veranlaßte Foe, vier Monate ſpäter, einen zweiten Theil des Robinſon herauszugeben, der jedoch nicht ſo viel Beifall fand. Ob Foe die Abenteuer ſeines Robinſon völlig erdichtet, oder die wahre Geſchichte eines engliſchen Seemanns dabei zum Grunde gelegt, darüber ſind die Urtheile verſchieden. (S. den Art. Robinſon.) Foe ſtarb zu London im April 1731.

Foix (Gaſton de). ſ. Gaſton.

Foix (Germain-François Poullain de Saint), ein bretagniſcher Edelmann, geb. zu Rennes 1703. Er beſaß ganz den Muth und die Lebhaftigkeit ſeiner Landsleute. Nachdem er einige Zeit in Militairdienſten geſtanden, verlebte er faſt zwölf Jahre in der Türkei, wo er die arabiſche Sprache erlernte. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er ſich den Muſen, und arbeitete für die komiſche Bühne. Er ſtudirte zu gleicher Zeit die Geſchichte, und ſeine Kenntniſſe in dieſem Fach verſchafften ihm die Stelle eines Hiſtoriographen des Heiligengeiſtordens. Er war von geradem und großmüthigen Charakter, aber eigenſinnig, anmaßend, unruhig und reizbar. Dieſe Eigenſchaften zogen ihm manche unangenehme Händel zu. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind; 1. Lettres turques, im Geſchmack der Lettres per-

Digitized by Google

sanes; 2. Essais historiques sur Paris; 7 Bände; 3. Histoire de l'ordre du Saint-Esprit, 3 Bände; 4. Comedies, kleine niedliche Gemälde voll Naivetät. Saint-Foix starb zu Paris 1776.

Folard (Chevalier Charles de), ein berühmter Tactiker, war zu Avignon den 13. Februar 1669 geboren. In seinem 16ten Jahre nahm er Kriegsdienste. Er war Unterlieutenant im Regiment Berry, als er während des Feldzugs von 1688 als Partisan auftrat. Dieses Geschäft wurde für ihn eine Schule des Kriegs. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Gelegenheit, seine Kenntnisse zu zeigen. Der Herzog von Vendome machte ihn zum Generaladjutanten, und überließ ihn nur ungern seinem Bruder, der in der Lombardei commandirte. Folard entsprach den von ihm gefaßten Erwartungen. In der Schlacht von Cassano 1705 ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den heftigsten Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verursachten, dachte er über die Anordnung dieser Schlacht nach, und bildete seitdem sein Colonnensystem aus, dem er einen Theil seines Rufs verdankt. Nachdem er sich bei mehrern Belagerungen in Italien, besonders vor Modena, ausgezeichnet hatte, ging er nach Flandern, ward bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Eugen bemühte sich vergebens, ihn durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zu gewinnen. Er verwickelte den Prinzen in ein nachtheiliges Manoeuvre, das Villars aus einer sehr gefährlichen Lage zog. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland ward er Commandant von Bourbourg. Im Jahr 1714 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten, und zeigte dort neue Proben seines Talents. Der Wunsch, unter Carl XII. zu dienen, zog ihn nach Schweden, aber nach des Königs Tode kehrte er nach Frankreich zurück. Im J. 1719 machte er unter dem Herzog von Berwick als Mestre-de-Camp seinen letzten Feldzug. Das Hauptwerk, worin er seine neuen Entdeckungen niederlegte, sind seine Commentare zu Polybius. Außerdem hat man von ihm Nouvelles découvertes sur la guerre, einen Traité de la défense des Places und einen Traité du métier de Partisan. Letzteren besaß der Marschall von Belle-Isle im Manuscript. Folard starb zu Avignon den 23. März 1752.

Folie (Blatt) ist jedes dünne Blättchen von Metall, Papier u. dgl., welches durchsichtigen Stoffen, z. B. Edelsteinen, zur Erhöhung ihres Glanzes und Feuers untergelegt wird, indem es die durch den durchsichtigen Körper fallenden Lichtstrahlen zurückwirft. Daher figürlich alles Unechte, das einer Sache einen höhern Glanz, Schein gibt, und ihr so gleichsam zur Unterlage dienen muß, um ihren Werth scheinbar zu erhöhen. Auch das Spiegelglas bedarf einer Folie von amalgamirtem Metall, wodurch es erst die Eigenschaft, das Bild zurückzuwerfen, erhält.

Folio, s. Bücherformat.

Folter, s. Tortur.

Folz (Hans), aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu seiner Zeit berühmter Meistersänger von welchem noch mehrere poetische Erzählungen und kleinere Gedichte handschriftlich existiren. Einer der ersten führte er die dramatische Gattung in die deutsche Literatur ein, indem er den Fastnachtsspielen eine, so weit es unter den Umständen seiner Zeit möglich war, vollkommene Gestalt gab. Wir besitzen von ihm noch vier solche Fastnachtsspiele, Salamon und

Digitized by Google

Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäurische Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweise, daß sie zu ihrer Zeit sehr beliebt seyn mußten, dient, daß sie noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans Folz interessirte sich übrigens selbst gar sehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, und soll eine Privatdruckerei besessen haben.

Fonds (öffentliche), heißen in England die Taxen und andere öffentlichen Abgaben, welche zur Bezahlung der Interessen oder des Capitals der Nationalschuld bestimmt sind. Als man nämlich den Ausweg ergriff für den öffentlichen Dienst beträchtliche Summen zu erborgen, wies man dem Darleiher den Ertrag irgend eines Zweigs der Staatseinkünfte an, den man als ausreichend zur Bezahlung der Zinsen oder des Capitals, oder beider, nach Maßgabe des Contracts, ansehen konnte. So hatte jede Anleihe ihren Fonds. Um aber die Unbequemlichkeiten wegzuräumen, die daraus entstanden, daß ein einzelner Fonds einmal nicht zureichte, während ein anderer Ueberschuß hatte, und ein ander Mal wieder der umgekehrte Fall eintrat, schlug man mehrere Fonds zusammen, und bestritt aus ihrem gemeinschaftlichen Ertrage die Zahlungen, für welche sie bestimmt waren. So entstanden die Gesammtfonds (Aggregate fund) 1715, der Südseefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortisationsfonds (sinking fund), in welchen die Ueberschüsse der sogenannten drei Fonds fließen, und welcher ursprünglich zur Verminderung der Nationalschuld bestimmt, in den letzten Jahren aber auch für die Staatsbedürfnisse verwendet wurde; endlich der konsolidirte Fonds, unter welcher Benennung man im Jahr 1786, indem man die genannten Fonds aufhob, die Gesammtheit der öffentlichen Einkünfte (mit Ausschluß der jährlichen Bewilligungen) vereinigte. Aus diesem Fonds werden die Zinsen und fälligen Capitale des ganzen Staatsschuldwesens, die Zinsen der Schatzkammerscheine, die Civilliste, alle Pensionen, Gehalte und einige andere jährliche Ausgaben bezahlt. Der Ueberschuß wird jährlich von dem Parlament für die Bedürfnisse des laufenden Jahrs angewiesen. — Da nun jeder Staatsschuldschein für Interessen oder Capital auf einen gewissen Fonds angewiesen ist, so hat man, indem man ihn selbst als einen Theil dieses Fonds ansah, auch diese Benennung darauf übertragen, und der Ausdruck „1000 Pfund in den öffentlichen Fonds" bedeutet jetzt so viel, als ein Capital von 1000 Pfund, das nach Maßgabe der ursprünglichen Bedingungen der Anleihe gewisse jährliche, vom Staate zu bezahlenden Interessen trägt. Die Staatsschulden, welche bis zur Abzahlung des Capitals Interessen tragen, werden in der Finanzsprache fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt; ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden besteht aus Annuitäten für eine gewisse Reihe von Jahren; wobei das Capital nicht zurückgezahlt wird, die Interessen aber höher sind. Sie heißen unauflösliche (irredeemable or determinate) Annuitäten und zerfallen in lange (long Annuities), die 90 oder 100 Jahre dauern (zu Königs Wilhelms Zeiten trugen sie 10, 12 und 14 p.C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem Jahr 1860 aufhören) und in kurze (short A.), welche im Jahr 1778 denen, die an den einlöslichen Annuitäten eingebüßt hatten, auf 10, 20, höchstens 30 Jahre als Douceur bewilligt wurden. Außerdem gibt es noch Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrerer Personen fortdauern. Den bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten

aus, welche nach den Interessen verschieden sind, welche sie tragen. So oft aber die Regierung eine neue Anleihe macht, schlägt sie dieselbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinsen trägt, die zur Bezahlung der Zinsen der neuen Anleihe angewiesenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinsen des ältern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden consolidirt und die ganzen Zinsen aus dem Gesammtertrag des Fonds bezahlt. — Die Geschäfte, welche täglich in diesen verschiedenen Fonds, aber hauptsächlich in den consolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsschuld besteht, gemacht werden, sind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin besteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewisse Summe schließen, welcher nach einer bestimmten Zeit erfüllt werden soll, wobei nicht das Capital, sondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abschlusses differirt. Obgleich die Gesetze diese Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, so werden dennoch ungeheure Geschäfte darin gemacht. Man vergl. hiemit den Art. Effecten Handel in diesem Theile.

Fontaine (Jean la), berühmt durch seine lieblichen Fabeln und Erzählungen, wurde zu Château-Thierry den 8. Jul. 1621 geboren. wollte sich in seinem 19ten Jahre dem geistlichen Stande widmen, entsagte diesem Entschlusse aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit seinen ausgezeichneten Talenten für die Poesie, als er die schöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. hörte, die plötzlich den in ihm schlummernden Dichterfunken erweckte. Aufgemuntert nach seinem ersten Versuche von einem Anverwandten, fing er an, die besten französischen und fremden Schriftsteller alter und neuer Zeit zu lesen. Die Scherze Rabelais, die Naivetät Marots und die ländlichen Gemälde d'Urfé's zogen ihn vor allen an, und bald charakterisirten ihn selbst und seine Dichtungen dieselbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Naivetät, die er an jenen bewunderte. Nie hat sich ein Schriftsteller getreuer in seinen Werken gezeichnet als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgiebig, furchtsam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Besten kehrend, war er, nach dem Ausspruch eines geistreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden seiner Fabeln. Er sprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er sich unter Vertrauten befand, oder wenn das Gespräch einen Gegenstand berührte, der seinen Geist zu erwärmen vermochte. Er verheirathete sich mit einem schönen und geistreichen Frauenzimmer. So sehr er ihre Eigenschaften schätzte, so entfernten ihn doch seine Vorliebe für die Hauptstadt und sein Hang zur Zwanglosigkeit von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Château-Thierry im Exil lebte, hatte la Fontaine kennen gelernt, und nahm ihn, als sie zurückgerufen wurde, mit sich nach Paris. Hier war der Intendant Foucquet sein erster Wohlthäter. La Fontaine hat das Unglück dieses Mannes, das ihn durch die Ungnade des Königs traf, in einer rührenden Elegie beklagt. Er trat darauf in die Dienste der bekannten Henriette von England, nach deren Tode es sich mehrere Große zur Ehre rechneten, für seinen Unterhalt zu sorgen. Wohl verdient es eine Bemerkung, daß la Fontaine an den reichlichen Wohlthaten, die Ludwig XIV. allen großen Geistern

seiner Zeit zutheilte, keinen Theil hatte; seine kunstlose Einfachheit konnte diesen Fürsten nicht anziehen; auch dachte er nicht eben daran, sich bei Hofe einzuführen. An Paris fesselten ihn die Freuden der Gesellschaft und seine Verbindungen mit den trefflichsten Geistern seiner Zeit. Jährlich aber machte er im September eine Reise zu seiner Frau, und jedesmal verkaufte er einen Theil seiner liegenden Gründe, ohne sich mit Sorgen für das Uebrigbleibende zu beästigen. Er schloß nie einen Mieth oder Pachtcontract ab. Diese Apathie erstreckte sich auf sein ganzes Betragen, und machte ihn zuweilen selbst unempfindlich gegen das Ungemach der Witterung. Die Herzogin von Bouillon sah ihn, als sie eines Morgens nach Versailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege sitzen, und als sie Abends zurückkam, fand sie ihn noch an demselben Orte und in derselben Stellung, wiewohl es den ganzen sehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerstreutheit soll so groß gewesen seyn, daß sie ihn zuweilen des Gedächtnisses ja selbst der Urtheilskraft beraubte. Die scheinbare Einfalt, die sich in der Miene, Haltung und Conversation dieses geistreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte seine Wohlthäterin, die Frau von Sablière, als sie ihr Gesinde sämmtlich abgeschafft hatte, zu der Aeußerung, daß sie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und la Fontaine. La Fontaine starb zu Paris den 13. März 1695. Unter den herrlichen Werken, die wir von diesem unnachahmlichen Dichter übrig haben, stehen seine Erzählungen und vorzüglich seine Fabeln oben an. Er wird von seiner Nation hierin für ein unerreichbares Muster der Naivetät gehalten. Er ist anspruchslos, kunstlos, freundlich. Aber diese Kunstlosigkeit ist nur scheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtseyn angeordnet, und die Nachlässigkeit wie ein reizendes Gewand über einen schönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache seiner Zeit schon zu geschliffen und rhetorisch; darum las er die besten ältern Schriftsteller und machte sich ihre Einfachheit und Frische eigen, übertraf sie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Anmuth und Feinheit. Außer seinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les amours de Psyché; die beiden kleinen Lustspiele l'Eunuque und Florentin; sein Poëme sur le Quinquina; ein anderes sur St. Malch, und ein kleines, aber meisterhaftes Gedicht, Adonis. Chamfort hat eine Lobrede auf ihn geschrieben, die ihn mit eben so viel Wahrheit als Geschmack würdigt; seine Statue schmückt den Saal der franz. Academie. Seine Asche ruht im Museum der französischen Denkmäler in einem Grabmale, worauf die Worte stehen: Jean Lafontaine est dans ce tombeau.

Fontaine (P. H. L.), ein berühmter französischer Baumeister. Er und Percier haben den Bau der meisten öffentlichen Denkmäler unter Napoleons Regierung geleitet; z. B. den Bogen auf dem Carrousel-Platze, für welchen ihm das Institut im J. 1810 den großen Preis erster Classe im Fache der Architectur zusprach. Auch unter der königlichen Regierung ist er Architect des Louvre und der Tuillerien geblieben. Er hat mit Percier, außer der Description des fêtes qui ont eu lieu pour le mariage de l'Emper. Napoléon avec l'Archiduchesse Marie Louise 1810 Fol., mehrere bedeutende Werke für die moderne Architectur herausgegeben. C.

Fontainebleau, eine Stadt von 7 — 8000 Einwohnern im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Lustschloß

iſt rings mit Waldungen umgeben. Es beſteht aus vier Gebäuden, zu welchen Franz I. den Grund legte, und welche Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. ausbauten. Hier war es, wo die Monteſpans und du Barry's die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. In dem Schloſſe von Fontainebleau wurden am 5. Nov. 1762 die Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20. die Ratificationen ausgewechſelt. Hier hielt Napoleon ſeit 1809 den Papſt Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11. April 1814 ſeine Thronentſagung.

Fontana (Domenico). Mehrere Gelehrte und Künſtler Italiens haben den Namen Fontana geführt. Domenico Fontana war ein berühmter Baumeiſter des 16ten Jahrhunderts, geboren 1745 zu Mili, einem Dorfe am Comer-See. In ſeiner Jugend trieb er fleißig Geometrie; als er zwanzig Jahre alt war, ging er nach Rom, ſtudirte die Antiken und die beſten unter den neuern Meiſtern, und machte ſich bald rühmlich bekannt. Der Cardinal Montalto (nachmals Papſt Sixt V.) nahm ihn als Architect an, und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche St. Maria Maggiore, und eines Palais in dem Garten dieſer Kirche auf. Montalto hatte, wie viele andere italieniſche Große, den Wunſch, ſeinen Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana ſollte daher keine Koſten bei dieſem Bau ſparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld dazu, und der Bau würde unterbrochen worden ſeyn, wenn Fontana nicht die Koſten aus ſeinen eignen Mitteln hergegeben, und ſo den Bau vollendet hätte. Montalto wußte es ihm ſehr Dank, und als er bald nachher auf den päpſtlichen Stuhl kam, beſtätigte er ihn in ſeiner Stelle als Architect, und ließ durch ihn ein andres Palais in der Nähe der Bäder des Diocletian bauen. Sixt V. wollte den großen Obelisk, der nun auf dem Platze vor der Peterskirche ſteht, damals aber noch zum Theil unter Trümmern verſteckt lag, aufrichten laſſen, — ein Unternehmen, das ſchon mehrere Päpſte beſchloſſen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, unterlaſſen hatten. Fontana erhielt den Auftrag dazu, und führte ihn (1586) glücklich aus. Der Papſt ehrte und belohnte Fontana dafür reichlich. In der Folge richtete Fontana noch drei andre Obelisken, die man zum Theil erſt unter den Ruinen gefunden hatte, an verſchiednen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die er auf Befehl Sixt V. vollführte, und die den Fürſten, der ſie anordnete, eben ſowohl ehren, als den Baumeiſter, der ſie ausführte, zeichnen ſich die Vaticaniſche Bibliothek und die Waſſerleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. vollführte Fontana verſchiedene Baue und Veränderungen mit den antiken Denkmälern. Endlich aber beſchuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Dienſt erhalten hatte, unterſchlagen habe. Er verlor ſeine Stelle am päpſtlichen Hofe, erhielt aber ſogleich einen Ruf als Architect und erſter Ingenieur des Königs beider Sicilien, und begab ſich 1592 nach Neapel. Hier baute er verſchiedene Canäle, um die Ueberſchwemmung abzuleiten, eine Straße längs dem Meerbuſen und den königlichen Palaſt in der Hauptſtadt, der aber in der Folge ſehr verändert worden iſt. Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erſt nach ſeinem Tode durch einen andern Baumeiſter ausgeführt. Fontana ſtarb zu Neapel 1607. Sein Sohn, Julius Cäſar, wurde ſein Nachfolger als königlicher Architect. Von Domenico Fontana iſt ein Werk vorhanden, das zu Rom 1540 mit 19 Kupfer-

Digitized by Google

ſtichen herauskam, und in welchem er die Methode angibt, deren er ſich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. Dieſe Methode iſt um ſo mehr als ſeine Erfindung anzuſehen, da in den Schriften der ältern Baumeiſter keine Anleitungen zu dem in ſolchen Fällen zu beobachtenden Verfahren ſich finden.

Fontana (Felice), Mathematiker und Phyſiker am großherzoglichen Hofe zu Florenz, geboren 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italieniſchen Tirol, ſtudirte zuerſt auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Univerſitäten zu Padua und Bologna, ging alsdann nach Rom und von da nach Florenz. Der Großherzog Franz (nachmaliger Kaiſer) ernannte ihn zum Profeſſor der Phyſik auf der univerſität zu Piſa. Der Großherzog und nachmalige Kaiſer Leopold II. berief ihn nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung ſeiner Stelle in Piſa, und trug ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen Sehenswürdigkeiten in Florenz iſt. Einen wichtigen Theil dieſer Sammlung machen die ſogenannten anatomiſchen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innern und äußern Theile des menſchlichen Körpers in den kleinſten Details und nach allen denkbaren Verſchiedenheiten, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorſtellen. Dieſe Präparate wurden, unter Fontana's Aufſicht und nach ſeiner Anleitung, von verſchiednen Meiſtern gefertigt. Kaiſer Joſeph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlung für die chirurgiſche Academie in Wien veranſtalten. Auf gleiche Art wurden unter Fontana's Aufſicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andre Gegenſtände der Naturgeſchichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbtem Wachs nach der Natur abgebildet. Fontana iſt Verfaſſer mehrerer Schriften über Gegenſtände der Phyſik und Chemie, die auch zum Theil ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden ſind. Auch hat er verſchiedne Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten und der Kohlenſäure gemacht. Er zeigte ſich überall in ſeinen Schriften als ſcharfſinnigen und unermüdeten Beobachter. Seine politiſchen Grundſätze zogen ihm in den neueſten Zeiten bei den Veränderungen, die ſeit 1799 im Toskaniſchen vorfielen, einige Unannehmlichkeiten zu. Er ſtarb am 9. Mai 1805 in einem Alter von 75 Jahren, und wurde in der Kirche Santa Croce neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanelle, insgemein Fontenell, ein künſtlich hervorgebrachtes Geſchwür an irgend einem Theile auf der Oberfläche des Körpers, das immer offen erhalten wird, um dadurch unreine Säfte und Feuchtigkeit abzuführen. Auch die weiche Oeffnung der Hirnſchale bei neugebornen Kindern wird mit dieſem Namen belegt.

Fontanes (Graf Louis de), geboren zu Niort 1752, aus einer adeligen proteſtantiſchen Familie, ſeit dem 4. Juni 1814 Pair von Frankreich, und ſeit 1816 Vicepräſident der franzöſiſchen Academie. Er war durch ſeine Ueberſetzung von Pope's Verſuch über die Menſchen, in Verſen (im J. 1783), durch ſein Gedicht le Verger (1788), beſonders durch ſein von der franzöſiſchen Academie 1789 gekrönte Epitre sur l'édit en faveur des noncatholiques, in der ſchönen Literatur vortheilhaft bekannt, als der Ausbruch der Revolution auch ihn auf das Studium der Politik hinführte. Er gab jetzt eine Zeitſchrift le Modérateur heraus, worin er ganz den feinern Ton der altfranzöſiſchen Urbanität beibehielt. Zur Feier des 14. Juli 1790 ſchrieb er ein Poëme séculaire: la Journée des morts ou Chant pour la fédération. Nach dem 9. Thermidor wurde er Mitglied des Inſtituts. Damals gab er mit Laharpe und dem Abbé

de Vaucelles den Mémorial heraus. Die Grundsätze, welche die Verfasser darin über Moral und Politik äußerten, zogen ihnen am 18. Fructidor (4. September 1797) die Aechtung zu. Fontanes verbarg sich, bis er nach England sich flüchten konnte, wo er sich mit Chateaubriand aufs Engste verband. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, und arbeitete hier zugleich mit Laharpe, Esmenard und Chateaubriand am Mercur. Als die Nachricht von Washington's Tode nach Paris kam, übertrug man ihm die Todtenrede auf diesen großen Mann. Er hielt sie im Jahr 1800 im Tempel des Mars, und gründete dadurch seinen Ruf als Redner. Bald nachher wurde er Mitglied, und im Januar 1804 Präsident des gesetzgebenden Corps. Man bewunderte hier seine Gewandtheit als Redner. Am glänzendsten schimmerte dieselbe bei Gelegenheit der Kaiserkrönung. Die feine Kunst, mit welcher er den Kaiser lobte, ohne zur platten Schmeichelei herabzusinken, erwarb ihm dessen Gnade, und der Redner benutzte diese günstige Stimmung, um zu Zeiten freimüthig treffende Bemerkungen, die der Kaiser, aus jedem andern Munde, als dem seinigen, sich nicht würde haben gefallen lassen, mit Lobeserhebungen geschickt zu verbinden. Endlich ward Bonaparte es auch müde, solche und ähnliche Wahrheiten länger anzuhören. Die Polizei wollte es deshalb auch nie zugeben, daß die Sammlung der Reden des Grafen Fontanes gedruckt würde; denn, sagte man ihm: c'est bien assez qu'on ait entendu ces discours une seule fois. — Er fiel in Ungnade, und verlor im Jahr 1809 die Präsidentenstelle, zu welcher ihn 6 Jahre nach einander die Wahl seiner Amtsgenossen berufen hatte. Seitdem erschien er nur noch bei feierlichen Gelegenheiten, als Großmeister der Universität (d. i. Vorsteher des gesammten Erziehungswesens in Frankreich), wozu er im September 1808 ernannt worden war, an der Spitze dieses neuen Corps vor dem Kaiser. Den 6. Februar 1810 ward er in den Senat berufen, und im December 1813 faßte er den Bericht der Commission ab, welche mit der Untersuchung der mit den verbündeten Mächten eingeleiteten Verhandlungen beauftragt war. In diesem Berichte zeigte er zwar die Nothwendigkeit des Friedens, sagte aber die Wahrheit ohne Nachdruck. Bei der ersten Restauration schloß sich Fontanes den Bourbons an, wurde aber als Großmeister der Universität über das öffentliche Erziehungswesen sehr angefochten. Um dieselbe Zeit wurde er zum Mitgliede der Commission des Senats gewählt, welche die Grundlage der Verfassungsurkunde entwerfen sollte. Während Bonaparte's Usurpation lebte Fontanes ganz zurückgezogen; nach der zweiten Rückkehr des Königs wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der beiden Sévres ernannt, hierauf zum Mitglied des geheimen Raths und zum Vicepräsidenten der französischen Academie. Bei Eröffnung derselben, den 24. August 1816, schilderte er die Verdienste, welche die Academie als „Tribunal de la langue et du goût" um die Literatur gehabt habe, insbesondere „pour le maintien du sentiment de toutes les bienséances." Anziehend war seine Darstellung des Zustandes der guten Gesellschaft in Frankreich vor der Revolution. — Seit 1790 arbeitete er an einem epischen Gedichte: La délivrance de la Grèce, und an einem Werke sur les principales époques de l'histoire de France. Unstreitig ist er, was Glanz und Feinheit der Diction, Wahl des Ausdrucks, und Geschmack in der Darstellung betrifft, einer der ersten jetzt lebenden Prosaisten Frankreichs. Doch vermißt man in seinen Erzeugnissen das Feuer und den Schwung

der Einbildungskraft, Originalität, Ideenreichthum und die selbstständige Kraft eines denkenden Kopfes. — B.

Fontanges (Herzogin von), geboren im J. 1661, stammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter. Schön wie ein Engel, sagt der Abt von Choisy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte sie nichts desto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrschsüchtigen und bizarren Laune der Frau von Montespan überdrüssig war. Sobald sie die Leidenschaft kannte, die sie eingeflößt hatte, überließ sie sich ganz dem Hochmuth und der Verschwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Montespan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich hunderttausend Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ sie ihn durch ein Band wieder befestigen, dessen Knoten ihr auf die Stirne fielen; diese Mode verbreitete sich unter ihrem Namen durch ganz Europa. Der König erhob sie zur Herzogin; allein sie genoß dieses Ranges nicht lange, denn sie starb, kaum zwanzig Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft im Juni 1681 in der Abtei Portroyal zu Paris.

Fontenai, ein Flecken im ehemaligen Bourgogne, wo am 25. Juli 841 die blutige Schlacht zwischen Carl dem Kahlen und seinen Brüdern vorfiel, welche den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge dessen Carl der Kahle Frankreich bekam, und in welchem die Gränzbestimmung gemacht wurde, auf welcher der ursprüngliche conventionelle Grund der Gränzen zwischen Frankreich und Deutschland beruhte.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), ward den 11. Febr. 1657 zu Rouen geboren. Er war der Sohn eines Advocaten und einer Schwester des großen Corneille. Der Mann, der hundert Lebensjahre hindurch eine seltene Thätigkeit, Geisteskraft und bis an sein Ende ungeschwächte Gesundheit des Körpers und der Seele besaß, trat so schwach auf die Welt, daß er an dem Tage seiner Geburt schon dem Tode wieder nahe war. Als Knabe begann er seine Studien zu Rouen bei den Jesuiten, und als er im 13ten Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, schrieb er ein kleines Werk in lateinischen Versen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Cursus der Physik und der Rechtswissenschaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Prozeß, verlohr ihn, und schwur, nie wieder juristische Sachen zu führen. Er widmete sein Leben der Philosophie und der Natur. Im Jahre 1674 kam er nach Paris; sein schon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in dem Mercure galant eingerückte Poesien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben so züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern Psyche und Bellerophon verfertigt, die unter dem Namen seines Oheims, Thomas Corneille, erschienen. Im Jahr 1681 ließ er sein Trauerspiel Aspar aufführen; es mißfiel, und sein Fall erregte so viel Aufsehen, daß selbst Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm seines Oheims und persönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Ansichten derer, die damals unumschränkt in der Literatur herrschten, entgegen war. Sein sanfter Charakter aber und seine Liebe zur Ruhe, die

er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderte ihn, irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er behandelte die ſchönen Wiſſenſchaften trocken und ſteif, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichten Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl man nicht verkennen kann, daß ſie durch die übertriebene Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſeyn, ermüdend und unnatürlich werden. Sie legten dennoch den Grund zu ſeinem Ruhme, den ſeine folgenden Werke befeſtigten. Das vorzüglichſte derſelben iſt Entretiens sur la pluralité des moudes, 1686, das berühmteſte Werk Fontanelle's; es iſt das erſte, in welchem philoſophiſche Gegenſtände mit Eleganz und Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit deſſelben iſt freilich durch die großen Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Baſis des ganzen Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Mindern Ruhm erwarb ſich Fontenelle als Dichter. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten, als durch ſeine Schriften. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und blieb bis zu ſeinem Tod an Geiſt und Körper ungeſchwächt. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Gränzen von Poitu und Anjou unweit Candes in Frankreich, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt und daher Veranlaſſung, daß dieſe den Namen des Ordens von Fontevraud erhielt. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz originelle Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen und die Mönche der jedesmaligen Aebtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie als Generalſuperiorin aller, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit eximirt, nur dem Pabſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern, und im 14ten Jahrhundert waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeachtet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider

Geschlechter gesorgt hatten. Er verlor dadurch an Ansehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuser oder Priorate in Frankreich. Seit dieser Begebenheit ist er erloschen und seine Wiederherstellung nicht zu erwarten. Die Kleidung war schwarz mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Fontinalien waren Feste, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen sie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieser berühmte Komiker, der wegen seines beißenden Witzes, und weil er lebende Personen auf die Bühne zu bringen pflegte, der englische Aristophanes genannt wurde, war 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, und stammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrsamkeit, die er anfangs studirte, erregte ihm bald Widerwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer, allein beider Neigungen stimmten wenig überein. Foote überließ sich ohne Mäßigung seinem Hange zum Vergnügen, und stürzte sich dadurch bald in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er seine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich spielte. Um das Jahr 1747 eröffnete er auf dem Hay-Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erschien als Autor und Schauspieler zugleich. Foote verfertigte dazu eine Gattung von Schauspielen, die ein Mittelding zwischen Lustspiel und Farce waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Personen mit desto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das seltene Talent besaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendste nachzuahmen. Sein erster Versuch ist unter dem Namen der Morgenbelustigung bekannt. Im Jahre 1748 that Foote eine beträchtliche Erbschaft; er verließ sogleich die Bühne, und erst als seine Hülfsquellen versiegten, erschien er wieder auf dem Theater. Er spielte von 1752 an bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay-Market, und seit 1762 alle Sommer daselbst, wodurch er sich eben so viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. Im Jahr 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es sich gänzlich ablösen lassen. In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines schändlichen Verbrechens an. der Kummer darüber verursachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung. Er faßte den Entschluß, sich nach dem südlichen Frankreich zu begeben, überließ sein Theater an Colman, ward aber schon zu Dover den 22. Oct. 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben seines Vermögens. Foote war ein Mann von unerschöpflichem Witz, sowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte sich furchtbar damit, denn er verschonte Niemand, und keines seiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laster und die Thorheit geißelte er ohne Rücksicht und Schonung. Als eine Probe seines stets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieser erfuhr es, und als er mit Foote zusammenkam, sagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wissen, Foote, ob Sie einmal an den Fr... oder an dem Galgen sterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieser sogleich, „das

Digitized by Google

würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte.“ Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltnen Gewandtheit fortzubewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufſicht erſchienen.

Forbans ſind eine Art Seeräuber im griechiſchen Inſelmeer, welche mit ihren Fahrzeugen zwiſchen den Klippen und Inſeln liegen, um auf die vorbeiſegelnden Schiffe zu lauren und ſie zu berauben.

Forbiſher (Martin), ſ. Frobiſher.

Forcellini (Egidio), ein italieniſcher Gelehrter und guter Lexicograph, geboren 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianiſchen Gebiet. Die Armuth ſeiner Aeltern hinderte ihn anfangs eine gelehrte Schule zu beſuchen, und er war ſchon ziemlich erwachſen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateiniſch zu lernen. Sein Lehrer in dieſer Sprache, und bald nachher ſein Freund, war der bekannte Literator und Profeſſor zu Padua, Facciolato. Forcellini machte ſehr ſchnelle Fortſchritte in den alten Sprachen, und Facciolato bediente ſich ſeiner Hülfe bei der neuen, von ihm ſehr vermehrten Ausgabe von Calepin's Lexicon in ſieben Sprachen. Beide Freunde faßten darauf den Entſchluß, ein großes und vollſtändiges Wörterbuch der lateiniſchen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieſer Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Ceneda in der trevisaner Mark als Profeſſor der Rhetorik und Director des daſigen Seminariums verſetzt wurde. Als er aber im Jahr 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunſt des Biſchofs dieſer Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, vollbrachte er ſeine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Foliobänden erſchien. Forcellini hatte darin einen rühmlichen Beweis ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und ſeiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er ſtarb, 80 Jahr alt, am 4 April 1768. Man vergl. den Art. Facciolato.

Fordyce (George), einer der berühmteſten unter den neuern engliſchen Aerzten, geboren 1736 zu Aberdeen, legte ſich frühzeitig und mit vielem Eifer auf die mediciniſchen Wiſſenſchaften, und erwarb ſich durch ſeinen Fleiß auf der Univerſität zu Edinburgh die Freundſchaft des berühmten Cullen. Im Jahr 1768 erhielt er die mediciniſche Doctorwürde. Die Abhandlung über den Catarrh, die er bei dieſer Gelegenheit ſchrieb, wurde in verſchiedne Sammlungen aufgenommen. Fordyce ging hierauf noch auf einige Zeit nach Leyden, um die dortigen berühmten Profeſſoren zu hören. Nach ſeiner Rückkunft nach England ließ er ſich in London nieder. Da die mediciniſche Praxis ihm anfangs nicht hinlängliches Auskommen verſchaffte, faßte er den Entſchluß, Vorleſungen über Chemie, Pharmaceologie, Therapeutik und Pathologie zu halten. Das Lehrbuch, das er zum Gebrauch bei ſeinen Vorleſungen ſchrieb erhielt ein klaſſiſches Anſehn. Fordyce wurde nun, von 1770 an, nach einander Arzt am St. Thomashoſpital, Mitglied der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und des Collegiums der Aerzte. Er ſtarb am 25. Juni. 1802.

Forelle, einer der angenehmſten und zarteſten Flußfiſche, der ſich entweder in ſteinigten, hellfließenden und harten Berg- und Waldbächen aufhält, wo er dann eine ſchwärzlich blaue Farbe hat, oder

in Seen und Teichen, wo seine Farbe ins Gelbe fällt. Auch ist er mit rothen, gelben und schwarzen Flecken gesprenkelt. Man rangirt die Forelle unter die Feinschmeckereien, und sie kommt in der Regel nur auf die Tafel der Gourmands. Marinirt und geräuchert sind die Forellen in mehreren Gegenden, wie am Bodensee, ein Handelsgegenstand.

Forioso, eine Künstlerfamilie in Paris, welche ihre equilibristische Geschicklichkeit auch in den vornehmsten Städten Deutschlands gezeigt, und durch Kühnheit und Grazie allgemeine Bewunderung und Beifall eingeerndtet hat. Die Mitglieder dieser Familie sind gegenwärtig die vorzüglichsten Künstler dieser Art.

Forkel (Johann Nicolaus), Doctor der Musik, der größte musikalische Theoretiker, Literator und Historiker unsrer, wie der bisherigen Zeit überhaupt. Den 12. Febr. 1749 zu Meeder, einem ansehnlichen Flecken bei Coburg, geboren, verdankte er seinen ersten Aufflug in der Kunst dem „vollkommenen Capellmeister," einem Werke des großen hamburgischen Musikers Mattheson. Zuerst ging er zu Coburg in die Schule, kam bald nach Lüneburg, von da aber, im siebzehnten Jahre, durch gute Empfehlungen als Präpositus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch seine hübsche Stimme, wie durch sein schönes Harfenspiel, auch bei der herzoglichen Familie Glück, und man suchte ihn zu bereden, die Rechte zu studiren, um ihn dereinst für ein juristisches Fach in Schwerin anzustellen. So wenig ihm diese Aussicht auch wünschenswerth schien, so zwang ihn doch der Mangel an aller Unterstützung vom Hause her, und sein Durst nach Wissen und Vergleichen, nach Göttingen zu gehen und dort zwei Jahre lang den Rechten obzuliegen. Doch bald darnach war sein Entschluß gefaßt, der Tonkunst sein ganzes Leben und seine ganze Kraft zu widmen. In dieser Zeit schrieb er seine musikalisch kritische Bibliothek, in der gleich die ernste Recension von Gluchs Alceste viel Aufsehen erregte und Kennern das Urtheil ablockte, sie, das Produkt eines Göttinger Studenten, sey vielleicht ein größeres Meisterstück, als eine der Opern des berühmten Capellmeisters in Wien, der damals in Paris so viel Beifall einerndtete. Als die Stelle des Concertmeisters, die bisher ein Violinspieler aus der Bendaschen Schule versehen hatte, in Göttingen durch den Tod desselben erledigt wurde, erhielt Forkel dieselbe mit dem Titel eines Musikdirectors; und er bekleidete sie bis an das Ende seines Lebens. Sie gewährte ihm die nöthige Muße, um die wichtigsten Werke, die wir in der Theorie der Musik besitzen, auszuarbeiten. So haben wir eine Literatur der Musik, die ersten zwei Bände einer Geschichte dieser Kunst, eine Biographie und Charakteristik Sebastian Bachs erhalten, welche hinreichen, den Namen ihres Urhebers unsterblich zu machen. Zugleich bildete Forkel theoretisch und praktisch viele Schüler. Er war einer der wenigen, welche Sebastian Bachs Methode des Clavierspiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Sein Tod erfolgte zu Göttingen den 20. März 1818.

Form wird in der Philosophie der Materie entgegengesetzt (s. d. Art.), und bedeutet die Art und Weise, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch so viel als Gestalt, Gestaltung. Formalismus, in der Wissenschaft, namentlich in der Philosophie, das bloße Berücksichtigen und Beobachten der formellen Erfordernisse, daher auch formelle Philosophie; — Formalphilosophie aber, welche von

der Form des philosophischen Erkennens handelt. In der Buchdruckerkunst heißt Form die in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck gesetzte, in eiserne Rahmen eingeschlossene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. s. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören also zwei Formen.

Formale. Das Formale, dem Materialen entgegengesetzt, deutet die Gestaltung, Bestimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten, Förmlichkeiten sind äußere, außerwesentliche Umstände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber in rechtlicher Hinsicht die Gültigkeit eines Geschäfts durch die Gesetze abhängig gemacht ist, in sofern sie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angesehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Testament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliiren, etwas übel nehmen, sich durch die Form, durch die Art und Weise, wie etwas geschieht, für beleidigt halten; sein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, sich über etwas aufhalten. Formalist heißt derjenige, der sich genau an die vorgeschriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien- oder Complimentenmacher. Formeln oder Formulare sind für besondere Fälle vorgeschriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchstabenrechenkunst (Algebra) sind es die Vorschriften zur Auflösung einer Aufgabe.

Format, s. Bücherformat.

Formey (Joh. Heinr. Sam.), geboren zu Berlin den 31. Mai 1711. Im Jahr 1731 wurde er Prediger der französischen Gemeinde zu Brandenburg, und dann zu Berlin, 1737 zugleich Professor der Beredsamkeit am dortigen französischen Gymnasium; 1739 legte er beide Stellen nieder und ward Professor der Philosophie in derselben Anstalt, 1745 zugleich beständiger Secretär der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1782 Director der philosophischen Classe derselben. Er starb den 8. März 1797. Er war ein kenntnißvoller, gelehrter und für die Wissenschaften eifrig wirkender Mann, und unter den Polygraphen des 18ten Jahrhunderts behauptete er eine der ersten Stellen. Er suchte mehr zu nützen, als zu glänzen, und beurtheilte fast alle seine Schriften nach diesem Maßstabe. Sie gehören entweder zum kritischen oder didactischen Fache. Letztere theilen sich wieder in theologische und philosophische. Seine akademischen Abhandlungen gehören meistentheils in das Gebiet der praktischen Philosophie, oder sind Denkschriften auf verstorbene Akademiker oder Reden bei öffentlichen Sitzungen. Die Wolfische Philosophie, die in ihm einen ihrer letzten Schüler und Anhänger verlor, verdankte ihm und seinen Schriften ihre weitere Ausbreitung im Auslande, besonders in Frankreich; er hat ihr ein leichteres, gefälliges Gewand umgeworfen, und seine Belle Wolfienne fand zu ihrer Zeit zahlreiche Verehrer. In seinen Souvenirs d'un Citoyen gibt er interessante Nachrichten über sich selbst.

Forskäl (Peter), ein berühmter schwedischer Botaniker und Schüler Linnés, geboren 1736. Er studirte zu Göttingen und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: Dubia de principiis philosophiae recentioris. Eine französische Broschüre:

Gedanken über die bürgerliche Freiheit, welche er nach seiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrschenden oligarchischen Partei. Forskäl erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Professor, und da er sich auch auf Naturgeschichte gelegt hatte, so wurde er, auf Linné's Empfehlung, mit zu der gelehrten Reise nach Arabien bestimmt, welches König Friedrich V. von Dänemark veranstaltete, und es wurden ihm dabei die Untersuchungen im Fache der Naturgeschichte aufgetragen. Im J. 1761 trat er mit seinen Gefährten, Carsten Niebuhr, von Haven und Kramer, die Reise an, botanisirte unterwegs in der Gegend von Marseille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Insel Malta, und kam glücklich nach Aegypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botanisirte. Von der Pest befallen, starb er den 12. Jul. 1763 zu Djerim in Arabien, zu früh für die Naturgeschichte und die Wissenschaften überhaupt. Niebuhr hat Forskäls hinterlassene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen bestanden, sorgfältig gesammelt und aus denselben nachmals herausgegeben: Descriptiones animalium, avium, amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael Havniae 1776, mit 1 Kupfertafel. (Dem systematischen Namenverzeichnisse in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache folgten gegen 500 Beschreibungen von Thieren ꝛc., nach dem Linnéschen System geordnet, und dann die materia medica in der ansehnlichen Apotheke zu Kahira in Aegypten.) — Flora Aegyptiaco-Arabica etc. ib. — Icones rerum naturalium, quas in itinere oriental. depingi curavit Forskael. ib. 1776, mit 48 Kpfrn., wovon 20 Pflanzen, 28 aber Thiere vorstellen. Die Zeichnungen sind von dem ebenfalls unterwegs gestorbenen Maler, der Reisegesellschaft, Baurenfeind, von Haas sauber gestochen. — Linné gab seinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotischen Pflanze den Namen Forskalea.

Forst, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geschlossenes Ganze für sich bewirthschaftet wird; also eine geschlossene Forstwirthschaft oder ungefähr das, was bei der Landwirthschaft ein Landgut ist. Der Verwalter derselben heißt Förster, daher auch die Benennung Försterei. Die dabei angestellten Personen heißen Forstbediente, richtiger aber Forstdiener; sie sind Unterförster, Zeichenläufer, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht selten bezeichnet man mit dem Namen Forst den Wald, oder überhaupt Grundstücke, die zum Holzwuchse bestimmt sind. Das vorhandene Holz heißt der Forst- oder Holzbestand, so wie die nach gewissen Regeln begränzten und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile Forstreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzschläge. Stellen, auf denen in einem Forste kein Holz steht, heißen Blößen, im Gegensatz von bestandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs ist. Dieser besteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald) oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Sie werden weiter eingetheilt in Ober- und Unterholz. Jenes gibt stämmige Bäume, die eine gewisse Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachsen müssen, ehe sie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächst, ehe es geschlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es gilt nur Reisig, Stangen und selten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Ober-

Digitized by Google

holz, das auch Hochwald heißt, niedrig oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, daß letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächſt, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammlatten, Schößlinge zu machen. Doch gibt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen- und Eichenrevieren zu ſeyn. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einem gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſter (Johann Reinhold), der Vater, königlich preußiſcher geheimer Rath und Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und auch wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Urſprünglich ſtammte die Familie aus dem alten Hauſe der Lords Foreſter in Schottland ab; die Nachkommen hatten ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau unweit Danzig, war der Vater unſers Forſters, welcher 1729 geboren wurde. Ohne ſonderliche Erziehung wuchs dieſer heranf, kam im 15ten Jahre nach Berlin, wo er mit Reſewitz und Pallas, auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund legte. 1748 beſuchte er die Univerſität Halle, und trieb, da er ſich der Theologie widmen ſollte, die gelehrten Sprachen, kam dann 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Sehr gelegen kam es ihm bei ſeiner Reiſeluſt, als ein Mann geſucht wurde, der das Coloniweſen in Saratow, einem aſiatiſchen, zum ruſſiſchen Reiche gehörigen Gouvernement, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an, und reiſete im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und er erhielt nach ſeiner Ankunft in Petersburg von der Kaiſerin Catharina II. den Auftrag, mit Zuziehung mehrerer Gelehrten ein Geſetzbuch für dieſe Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung, und reiſete ohne die geringſte Beloh-

Digitized by Google

nung im August 1766 nach London ab. Hier erhielt er sich und seinen Sohn Georg theils durch Verkaufung mehrerer von seiner Reise mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Uebersetzungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikanische Predigerstellen angetragen; allein er schlug sie aus, indessen sein Sohn Georg im Jahr 1767 eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Professor der Naturgeschichte und der französischen und deutschen Sprache nach Warrington, wohin auch seine Frau und zugleich Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, selbst als er nachher die Professorstelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in diesen nicht unangenehmen Verhältnissen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitain Cook bei seiner zweiten Entdeckungsreise als Naturforscher zu begleiten. Er nahm ihn gern an, und ging mit seinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Diese interessante Reise, auf welcher sie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forster, in dem berühmten, 2 Quartbände starken Werke (London 1777, und deutsch, Berlin 1778 u. 1780) weitläufig beschrieben, da dies dem Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für sich von dieser Reise drucken zu lassen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher seine reichen Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Philosophie, die er auf dieser Reise gesammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutscht von seinem Sohne zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumsegler auf ihrer Reise mit hatten, befindet sich in der Gallerie zu Wörlitz. Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. so wenig zu Theil, daß er vielmehr, nach und nach bei seiner zahlreichen Familie in seinen ökonomischen Verhältnissen zurückgekommen, eine Zeit lang im Schuldthurme schmachten mußte, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 gleichsam dem Kerker abkaufte, und als Professor der Naturgeschichte nach Halle berief, wo er 18 Jahre, bis an seinen Tod, eine Zierde dieser Akademie war. Auch hier schrieb er sehr fleißig, und war mit Uebersetzung der neuesten Reisen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reise gehört, beschäftigt. Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm oft seine Heftigkeit, seine Geradheit und sein offenes Herz zuzogen; besonders setzten ihn theils sein Hang zum Spielen, theils die Begierde, seine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, oft in große Verlegenheit. Der endliche Verlust seines trefflichen Sohnes Georg vermehrten diese Leiden noch, und er starb den 9. Dec. 1798. Scharfsinn und schnelle Fassungskraft waren bei diesem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigsten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprachen redete oder schrieb er größtentheils. Er besaß eine höchst seltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geschichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit seinem Sohne als einer der ersten Entdecker des verflossenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrausenden Temperamente, hatte er dennoch so viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienstfertig: auch den fremden Verdiensten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Ein heiterer Humor und eine unerschütterliche frohe Laune gaben seinem Umgange ein eignes Interesse. In seinen zahlreichen Schriften, unter denen seine

Digitized by Google

oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reise um die Welt, seine Geschichte der Schifffahrten und Entdekkungen im Norden, so wie sein antiquarischer Versuch über den Byssus der Alten, die ersten Stellen einnehmen, war sein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber, wenigstens der deutsche, nicht ganz correct.

Forster (Johann Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, war geboren 1754 zu Nassenhuben bei Danzig. Er folgte seinem Vater elf Jahre alt nach Rußland, und setzte, als beide von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt waren, hier seine unter des Vaters Leitung begonnenen Studien fort. In London wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; indeß nöthigte ihn seine schwache Gesundheit bald, der Handlung zu entsagen. Er kehrte zu seinem Vater nach Warrington zurück, setzte mit Erfolg seine Studien wieder fort, übersetzte mehrere Werke ins Englische, und gab in einer benachbarten Schule Unterricht im Deutschen und Französischen. Er machte nebst seinem Vater von 1772 — 75 die Reise um die Welt unter Cook mit, begab sich 1777 nach Paris, wo er sich niederzulassen gedachte, ging aber bald nach Holland, und war auf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Hessen ihm einen Lehrstuhl der Naturgeschichte an der casseler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, in welchem Jahre er einem Rufe des Königs von Polen nach Wilna folgte. Er ward hier zum Doctor der Medicin promovirt. Die Kaiserin Catharina hatte die Absicht, 1787 eine Reise um die Welt zu veranstalten, und Forstern zum Historiographen dieser Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unterblieb. Um nicht müßig zu seyn, kehrte Forster nach Deutschland zurück, wo er mehrere Schriften über Naturgeschichte und Literatur herausgab. Der Churfürst von Mainz ernannte ihn 1788 zu seinem ersten Bibliothekar. Forster stand diesem Amte mit Auszeichnung vor, als 1792 die Franzosen nach Mainz kamen. Er hatte die Grundsätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republikanisch gesinnten Mainzern nach Paris geschickt, um ihre Vereinigung mit Frankreich beim Convent nachzusuchen. Er befand sich noch daselbst, als die Preußen Mainz wieder eroberten. Dieß Ereigniß zog den Verlust seiner ganzen Habe, auch seiner Bücher und Handschriften nach sich. Er sah seine ganze Lage erschüttert, trennte sich von einer geliebten Gattin, die sich unter seiner Zustimmung mit seinem Freunde Huber wieder verband, und faßte den Entschluß, Europa ganz zu verlassen und nach Indien zu gehen. Er begann zu dem Ende daß Studium der morgenländischen Sprachen, unterlag aber den Anstrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und starb zu Paris 1794. — Forster gehört zu unsern classischen Schriftstellern; als solcher wird er auch für die Nachwelt bestehen; seiner eigenen Zeit eilte er voraus. Wir übergehen seine zahlreichen Uebersetzungen, und führen hier von seinen Schriften nur an die interessante, für Naturgeschichte und Menschenkenntniß so wichtige Beschreibung der denkwürdigen Reise um die Welt; seine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, 6 Theile; und ins besondere seine reichhaltigen Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, 3 Theile. Auch hat er das Ver-

Digitized by Google

dienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſtweſen. Daſſelbe iſt erſt in neuerer Zeit zu dem geworden, was es jetzt iſt. Die bis dahin bedachtloſe Wirthſchaft in öffentlichen und Privathölzern erregte, bei wachſender Bevölkerung und gefühlter Abnahme des Holzes, in der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit auf die entblößten Wälder. Unglücklicher Weiſe verfiel man aber darauf, den Jagdbeamten, die bisher Luſtdiener der Fürſten geweſen waren, beiläufig die Forſtwirthſchaft zu übertragen. Doch ſiegte die gute Sache, und ehe noch ein halbes Jahrhundert verſtrich, waren nicht nur Forſtämter geſchaffen, ſondern auch zur Bildung junger Forſtmänner Inſtitute und ſelbſt Akademien errichtet. Die erforderlichen Kenntniſſe verbreiteten ſich in manchen Ländern ziemlich ſchnell, und dieſes Fach konnte alsbald tüchtige Männer aufweiſen, wie einen Beckmann, Burgsdorf, Hartig, Laurop u. A. Der Staat verwandte um ſo lieber bedeutende Summen auf forſtwirthſchaftliche Unternehmungen, als die Forſte ſelbſt immer mehr anſehnliche Revenüen in die Caſſe lieferten. Die Früchte dieſes verbeſſerten Syſtems haben ſich in den holzarmen Ländern (denn in den holzreichen geht es immer noch üppig und ſorglos zu) trefflich ergeben, und in Verbindung mit den auf andere Brennmaterialien und auf ſparende Feuerung gewendeten Bemühungen doch ſo viel gewirkt, daß wir und die Nachwelt vor dem Erfrieren ſicher ſind. Das Holzbedürfniß jedes Staats erſtreckt ſich auf Nutzholz und auf Brennholz. Beides ſind hohe Staatsbedarfe, weil ein Theil jeder Wohnung nothwendig aus Holz beſteht, und weil da, wo die Surrogate nicht ſo reichlich vorhanden ſind, wie Torf und Steinkohlen in Holland und England, doch Holz das vorzüglichſte Brennmaterial bleibt. Beide gleich geordnete Bedürfniſſe dem Lande zu ſichern, ſind gegenwärtig die Hauptzwecke der Forſtwirthſchaft. Für beide gleich dienlich, cultivirt man den ſogenannten Hochwald. Dieſer beſteht theils aus Nadel- oder Schwarzholz, theils aus Laubholz. Beim erſtern iſt die Cultur und Benutzung hauptſächlich auf Stammholz gerichtet. Man theilt die Nadelhölzer gewöhnlich in 70 — 80 jährige Schläge für das Brennholz ein, wohingegen für das Bauholz ältere Schläge von 80 — 100 und 120 Jahr aufgehoben werden, und ſchlägt, wenn die Reihe daran kommt, Stamm für Stamm weg, rodet dann die Stöcke aus (welche die ſogenannten Stockſcheite und Stocklaftern, die Stämme aber die Kochſcheite, Böttcherſcheite ꝛc. geben), und muß die Schläge in ſolche Lage zurichten ſuchen, daß der gewöhnlich zur Samenzeit ſtreichende Wind von dem nächſtſtehenden erwachſenen Schlage den Samen in das hierzu durch Hacken und leichtes Pflügen aufgeriſſene Erdreich des abgetriebenen Schlages verſtreue und ſo die Saat der Natur gerathe. Dieſes Aufreißen des Bodens geſchieht im Eintritt des Frühjahrs, wo der geflügelte Samen der Schwarzhölzer die Capſeln verläßt. Sind Boden und Witterung günſtig, ſo bedarf es keiner Nachhülfe im Säen, doch oft muß man aus freier Hand nachſäen, und wenigſtens die Lücken ergänzen. Das Anpflanzen einzelner Nadelbäume iſt bei den gewöhnlichen Gattungen, Tanne, Fichte und Kienbaum, ſelten von Nutzen, — die Bäume verbutten leicht, und ein einmal ſo zurückgebliebener Stamm wird ſeine krüppelhaften Verhältniſſe nicht los. Die Maſſen des Schwarzholzes müſſen, wie geſagt, einander ſelbſt treiben und halten; die alten ſtarken Schläge

müssen die jüngern und schwächern schützen, und alles muß in der Regel bleiben und weggenommen werden, sonst machen sich ärmliche, dünne Holzlohden und oft ganz kahle Striche. Daher kommt es, daß in manchen Gegenden auf großen Plätzen, Berghöhen und Rükken, welche in alten Zeiten dicht bewachsen waren, jetzt keine Anpflanzung gedeihet, weil es an schützenden Nachbarhölzern fehlt. Der Hochwald des Laub- und grünen Holzes muß nach ganz andern Grundsätzen gehegt und behandelt werden. Gewöhnlich verbindet man ihn mit Buschholz, und theilt ihn ebenfalls in Schläge oder Haue ein, welche nach Maßgabe des Wuchses und des Bedarfes 8 — 20 Jahre wechseln. Kommt der Hau an die Reihe, so nimmt man alles Buschholz rein weg, hingegen von den ausgewachsenen Hochbäumen nur eine verhältnißmäßige Zahl, und ersetzt diese theils durch stehengelassene Aufschößlinge (sogenannte Laßreiser), theils durch verschonte junge Bäume (sogenannte Vorständer), so daß immer eine richtige Proportion bleibt, und der Hau, wenn ihn wieder die Reihe trifft, sowohl ausgewachsene, als in gehörigen Abstufungen auf- und nachwachsende Holzbäume hat. Die harten und weichen Holzarten erfordern hier sehr verschiedene Dispositionen. Die Eiche verlangt zur Ausbildung wenigstens 120, ja 160 — 200 und 300 Jahre. Die Buche und Ulme verlangen 80 — 100 Jahre; Esche, Ahorn, Birke, Eller und Linde 60 — 70 Jahre, und selbst die weichsten Holzarten, als Pappel und Weiden, die Espe (Populus tremula L) ausgenommen, die nicht über 30 J. alt werden darf, erheischen ein Alter von 40 — 50 J., wenn sie tüchtige Scheite oder auch Bauholz geben sollen. Man muß sich sehr hüten, daß man auf solchen Hauen nicht zu viel Hochbäume lasse und erziehe, weil sonst das darunter stehende Buschholz sich verzehrt und verkrüppelt, und man am Ende von beiden Arten nichts Vorzügliches hat. Alle Hochbäume, einer mehr wie der andere, z. B. Eiche und Buche mehr wie Birke und Eller, nähren sich auf Kosten der dem Schafte nahe stehenden Gesträuche, und dulden nur niedere, keine hochstrebende Umgebungen; sie sind das Bild der volkverzehrenden Aristokratie. Man hat daher die Frage aufgeworfen: ob es nicht besser sey, in den Laubhölzern Hochwald und Buschholz ganz zu trennen? Das von Stämmen gereinigte Buschholz wächst in lustiger und üppiger Anarchie empor und in einander hinein, wie eine nomadische Heerde, und gewährt bei gutem Boden Haue von nur 10 — 12 jährigem Umtriebe, liefert aber freilich weder Bau- noch Nutzholz, als etwa Stangen, Reifstäbe und Flechten. Offenbar aber gewährt Buschholz, wo guter Holzboden ist, den ergiebigsten Ertrag, weil man das Capital von 10 zu 10 Jahren nutzen kann, beim Hochwalde indeß 30, 40, 50 und 100 Jahre warten muß. Am besten gedeihen als Büsche Eller, Esche, Birke, Hasel, Linde, Saalweide ꝛc., kurz die weichern Holzarten, wiewohl auch die harten Hölzer in den ersten Jahren ihres Wuchses nicht so langsam wachsen, als wenn sie im Stamme stehen. Man pflanzt oder säet den Busch gewöhnlich nicht, sondern läßt aus dem abgehauenen Busche die jungen Schößlinge erwachsen. Alle diese in einander oft störend eingreifenden Vortheile nach Maßgabe des Staatsbedarfs zu erlangen, ist nun der Zweck öffentlicher, wie auch der größern Privatforstwirthschaft, wohingegen geringere Eigenthümer und fast die mehrsten Landwirthe nach ihren Verhältnissen und so wirthschaften mögen, daß ihr gesammter landwirthschaftlicher Zweck vorherrsche. Darum ist auf die einzelnen

Digitized by Google

Bäume und kleinen Hölzer in den Fluren, an Wässern und Wiesenrandern eine Forstwirthschaft nicht anwendbar. Der Landwirth schlägt Bäume weg, die noch nicht schlagbar sind, wenn sie seinen Grundstücken zum Schaden stehen; er schneidet sie, um leichtes Feuerholz zu haben, wenn er auch den Stammwuchs dadurch stört, kurz, er hat nur seinen ökonomischen Nutzen vor Augen.

Fort (Franz Jacob le). Dieser merkwürdige Günstling Peters des Großen, der sich durch seine Verdienste einen bleibenden Namen in den Annalen Rußlands erworben hat, war zu Genf im J. 1652 geboren. Sein Vater, Kaufmann daselbst, schickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu lernen; aber die Neigung des Jünglings zum Soldatenstande machte, daß er in seinem vierzehnten Jahre heimlich nach Marseille ging, und in französische, nachher in holländische Kriegsdienste trat, die er indeß wieder verließ, um im J. 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er zuerst Secretär des dänischen Gesandten, und hatte das Glück, das Wohlwollen des jungen Czaars Peter Alexjewitsch zu gewinnen, der ihn zufällig kennen lernte, und dessen Günstling er bis an seinen Tod blieb. Auch war dieser Bund nicht das Werk des Zufalls oder einer flüchtigen Laune. In beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der sich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beistandes bedürfe, und Le Fort besaß zu beiden hinlängliche Talente. Den ersten großen Dienst leistete er dem Czaar bei einem Aufruhr der Strelitzen im J. 1689. Le Fort vereitelte die Ausführung dieses verrätherischen Entwurfs, und befreite den Fürsten von der Gefahr, die seinem Leben drohte. Dieser wichtige Dienst gewann ihm das unbegränzte Vertrauen des Czaars, der nun alleiniger Beherrscher von Rußland wurde; sein Einfluß zeigte sich mit jedem Tage wirksamer. Er organisirte das Kriegswesen und legte den Grund zu der russischen Marine, die Peter in der Folge auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Auf der Reise, die der Czaar Peter im J. 1697 ins Ausland unternahm, war Le Fort der Erste der russischen Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Czaar incognito befand. (S. Peter der Große.) Indessen sahen die auf das Ansehn des Fremdlings eifersüchtigen russischen Großen in der langen Abwesenheit des Czaars und Le Forts eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Die Strelitzen wurden dazu gewonnen und unterstützten sie. Peter erschien mit Adlersschnelle und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Der Czaar, Le Fort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand. — Gewiß würde Le Fort dem Czaar in seinen Bemühungen um die Vervollkommnung seines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er starb im J. 1699 im 46sten Jahre seines Alters. Die Talente dieses Günstlings und seine Verdienste um Rußland sind unverkennbar groß. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russischen Reichs, die ihm bei der Bildung dieses Colosses nothwendig waren. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit; aber in seiner Lebensweise war er ausschweifend, und beschleunigte dadurch seinen Tod.

Fortdauer nach dem Tode, auch die Unsterblichkeit

der Seele genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweise auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unsterblichkeit der Seele noch eine Auferstehung des Leibes hofft, so kann doch diese nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verwesung übergeht, mithin als ein organischer, mit Lebensthätigkeit begabter Körper aufhört zu seyn und zu wirken; folglich kann die Auferstehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unsterblichkeit der Seele hat man auf verschiedene Art zu beweisen gesucht. Besonders hat man sie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein diese Immaterialität läßt sich selbst nicht streng erweisen; und wenn sie auch streng erweislich wäre, so würde zwar daraus folgen, daß die Seele nicht so, wie der Leib, durch Verwesung zerstört werden könne, nicht aber, daß sie auch mit vollem Bewußtseyn ihrer selbst fortfahre zu seyn und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtlosen Zustand überginge, ähnlich demjenigen, worin sie sich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, sondern nicht viel besser als Vernichtung. Gleichwohl ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem Tode aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu seyn, so trostlos und, man möchte sagen, empörend für die Menschheit, daß ihn die Weisesten und Besten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer religiösen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist daher als religiöser Glaube zu betrachten. Es ist nämlich eine unabweisliche Forderung der Vernunft an den Menschen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung strebe. Diese Forderung kann und darf der Mensch nicht aufgeben, wenn er nicht auf seine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Wesen Verzicht leisten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer seines bessern Selbst, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortschritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer solchen Fortdauer ein eben so unauflösliches Räthsel ist, als die Möglichkeit der Vereinigung der sittlichen Freiheit und der natürlichen Nothwendigkeit in einem und demselben Subjecte (s. Freiheit). Der Glaube an die Unsterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Freiheit und selbst mit dem Glauben an die Gottheit, und niemand kann mit fester Zuversicht an Gott glauben, ohne zugleich an seine Freiheit und Unsterblichkeit zu glauben. Daher nannte auch Kant diesen dreifachen Glauben, der aber im Grunde nur Einer ist, ein nothwendiges Postulat (Forderung) der praktischen Vernunft. Man hat über diese für das menschliche Herz so interessanten Gegenstände zwei sehr lesenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Pistevon, oder über das Daseyn Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet). D.

Forte, stark (abbrevirt f.), bedeutet den lauten Vortrag in der Musik; doch darf der Vortrag der Begleitung im Forte nie so stark als der des Solo's seyn.

Digitized by Google

Fortepiano oder Pianoforte, das bekannte, mit Drahtsaiten bezogene musikalische Schlaginstrument, welches mit Hämmern versehen ist, die, durch Claves oder Tasten bewegt, an die Saiten anschlagen. Schröder aus Hohenstein in Sachsen (geb. (1690), Organist in Nordhausen, erfand dasselbe, als er noch Kreuzschüler in Dresden war (1717). Freilich aber erhielt es erst allmählig durch Verbesserungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen musikalischen Unterhaltungen eine so bedeutende Rolle spielt. Vorzüglich zeichnen sich die englischen Instrumente durch ihre Festigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertsche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präcision des Anschlags und sangreichen Ton sehr aus.

Fortification ist die Befestigungskunst. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverschanzungskunst (Fortification passagère), welche den Bau der Feldschanzen, d. h. einfacher, größtentheils bloß aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter, Werke angibt, und in Festungsbaukunst (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage fester Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet ist, lehrt. Ein Mittelding zwischen beiden ist die Fortification provisoire, welche Städte so zu befestigen angibt, daß sie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Festungen vertreten können. Auf diese Art war 1808 Saragossa, 1813 Wittenberg und Aken befestigt. Die Werke, welche in der Feldverschanzungskunst vorkommen, sind Fleschen, Redouten, Sternschanzen, Forts mit halben und ganzen Bastionen, Blockhäuser, Verhaue, befestigte Häuser, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen sind die Schanzen mit einer Brustwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick seyn darf, und mit einem 9 — 12 Fuß tiefen und eben so breiten Graben ungeben. In letzterm und jenseits desselben befinden sich gewöhnlich künstliche Hindernisse, um die Annäherung des Feindes zu erschweren, und ihn wenigstens möglichst lange im stärksten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hindernisse sind der Vorgraben (ein zweiter, dem ersten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Pallisaden, spanischen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüsch, Eggen, Ueberschwemmungen, Fladerminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigsten Punkte des Umrisses legt, und durch Verhaue oder andere Hindernisse verbindet, verschanzt; Städte auf dieselbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuser werden durch Verrammelung der Thüren und Fenster durch in diese Oeffnungen eingeschnittene Schußspalten und durch Benutzung aller Vorsprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geschickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldschanzen zu beobachten hat, dürften folgende seyn: 1. muß der innere Raum der Stärke der Besatzung angemessen seyn, so daß dieselbe nicht nur die ganze Brustwehr mit zwei oder im Nothfall wenigstens mit einem Gliede besetzen kann, sondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätschenschusses keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus gesehen und beschossen werden

Digitized by Google

könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenschusses keine Höhe die Schanze dominiren; sollte dieß indessen, wie es freilich sehr oft der Fall ist, wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden seyn, so muß doch die Brustwehr so weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einsicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, sondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen suchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten so nahe als möglich kommen. 5. Darf kein ausspringender Winkel kleiner als 60° seyn. 6. Muß man die todten und unbestrichenen Winkel möglichst vermeiden. Den höchsten Triumph erreicht die Verschanzungskunst durch den Bau der verschanzten Lager, wo sie alle ihre Künste vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber das natürliche Terrain zu Hülfe zieht, um sie so stark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunst bedient sich indessen der verschanzten Lager seltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieselben fast gänzlich außer dem Geiste des neuern Kriegs liegen. — Die Festungsbaukunst handelt fast ganz nach denselben Regeln, als die Feldverschanzungskunst, nur tritt in ihr das Prineip der Seitenvertheidigung noch viel schärfer hervor, als in dieser, und es ist ihr Hauptgrundsatz, daß kein Stück Wall in einer Festung existiren darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und gibt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Festung sind, daß sie keine zu starke Besatzung nöthig hat, daß das Terrain vorher die Annäherung des Feindes möglichst aufhält, und also entweder sumpfig oder sehr felsig ist, und daß man solche Begünstigungen des Bodens zur Ersparung von Werken benutzt. Dagegen ist es ein falsches Vorurtheil der Menge, die Stärke einer Festung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil sind zu viel Werke, wie man sie besonders bei den holländischen festen Plätzen und theilweise auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, statt nützlich zu seyn, eher schädlich. Eben so nichtig ist die noch allgemeinere Meinung, daß eine Festung keinen Werth habe, wenn sie von nahe liegenden Höhen dominirt wird; es kömmt hier nur darauf an, die Werke so zu bauen, daß sie den innern Raum gegen feindliche Senkschüsse von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich ist, beweisen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Festungen, die im Thale liegen, und dennoch so gebauet sind, daß keine der umliegenden Höhen Einsicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Festung ist übrigens schon in dem Artikel Festung auseinandergesetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die sich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt sind. — Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Festungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Festung. Man unterscheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (s. d. Art.), um die Festung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdische Communicationen, oder auf andern Wegen in die Festung eindringt. Hierbei wird ein schlechter Commandant oder eine nachlässige und schwache Besatzung vorausgesetzt. 3. Den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich ist. Man ersteigt bei ihm die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement

(s. d. Art.). 3. Den gewaltsamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (s. d. Art.). Man verfährt hierbei gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Festung mit einer Vorpostenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeschütz, die dazu gehörige Munition und das nöthige Arbeitszeug angekommen ist, sucht man die schwächste Seite der Festung zum Angriff aus. 500 — 800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich parallel mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbenmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9 — 12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt zu auswirft. Dieser Graben heißt die erste Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausspringenden Winkel der Festung halbirt und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieses Zickzacks gilt die Regel, daß seine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Festung treffen darf, sondern immer außerhalb derselben vorbeischneiden muß. Dreihundert Schritt vor der Festung wird nun eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der ersten hat, und sich nur dadurch unterscheidet, daß, statt des nach der Festung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgestellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derselben Regel, wie aus der ersten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendsappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50 — 60 Schritt an den ausspringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 — 40° weit heraus, baut am Ende desselben, aus übereinander gesetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg dominirt und daher, mit Schützen besetzt, den Feind aus denselben vertreibt. Diese Erhöhung heißt der Traverseecavalier. Ist dieß geschehen, so besetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welche man die Breschebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrerer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der ersten Parallele Ricochetbatterien (s. d. Art.) in der Verlängerung sämmtlicher angegriffenen um diese der Länge nach durch hüpfende Schüsse zu enfiliren und das dort aufgestellte Geschütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießscharten der Festung feuern, diese zu zerstören und dadurch auch das Geschütz der Festung zu treffen suchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörserbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überschütten, und so die Besatzung von den Werken vertreiben. Die Geschütze aber der Breschebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denselben in einen Zustand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erstiegen werden kann. Während dies geschieht, schreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdischen 5 — 8 Fuß breiten und eben so hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Wasserspiegel des nassen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contrescarpe, und geht über den trocknen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den nassen aber auf einer aus Faschinen, Flößen, Tonnen und dergl. gebauten Brücke,

Digitized by Google

die ebenfalls auf einer oder beiden Seiten durch Brustwehren gedeckt ist. Ist man nun so an dem Fuße der Breche angekommen, so erfolgt der Sturm durch die ausgesuchtesten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Bresche einen verschanzten Abschnitt des Feindes, so legt man auf dem Gipfel derselben eine neue leichte Verschanzung an, in welche man Geschütz bringt, und so auch den letzten Abschnitt zerstört und die Besatzung zur Capitulation zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren sich, wenn die Festung Minen hat. Man muß alsdann zu demselben Mittel schreiten, und den Platz mit Minen aufwerfen, welche zwar die des Feindes immer zerstören, deren Bau aber so viel Zeit kostet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird. Die Vertheidigung einer Festung muß man vornehmlich darauf beschränken, das Geschütz wo möglich bis zum letzten Augenblick im Stande zu erhalten, und das Fortschreiten des Feindes Schritt vor Schritt zu hindern. P.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Pistoja 1674, Prälat an dem Hofe Pabst Clemens XI., einer der besten italienischen Dichter aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welcher die verwandten Manieren Ariost's, Berni's und Tassoni's glücklich zu vereinigen wußte. In seinem epischen Gedichte, Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Ariost nachahmlich sey. Den ersten Gesang desselben soll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen seiner Freunde setzte er dieses Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Gesängen an. Aber er erlaubte nicht, dasselbe vor seinem Tode drucken zu lassen; auch nannte er sich als Verfasser Carteromaco, unter welchem Namen dieses Gedicht auch noch nach seinem Tode (1755) erschien, nämlich 1758, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt dieses Gedicht nach einem Paladin Carl des Großen. Die Erfindung scheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geschichte, so weit sie seinen Plan berührte, spielt er so willkürlich, daß er seinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiserthron besteigen läßt. An symmetrischer Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsschilderung war ihm dagegen Hauptsache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Lust und Laune ab, und knüpft sie eben so willkürlich wieder an, wie Ariost. Aber seine Darstellung ist komischer, als die des Ariost, und satirischer, als in Berni's und Tassoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Christenthums durch den verdorbenen Clerus ist das kräftigste Salz derselben, und wahrscheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit seinem Gedichte so zurückhaltend war. Desselben kleine Gedichte und Sonette sind in verschiedenen Sammlungen italienischer Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und bösen Schicksale. Nach Hesiod war sie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schwester der Parcen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde sie schon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte sie einen berühmten Tempel, in welchem sich zwei Bildsäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Loose ertheilten. Ferner in Präneste, daher wurde sie Dea Praenestina genannt. Auch in Rom hatte sie zahlreiche Tempel. Man findet sie auf sehr verschiedene Weise abgebildet. Gewöhnlich wurde sie mit einem doppelten Steuerruder dargestellt;

Digitized by Google

mit den einen regierte sie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geschicks. In spätern Zeiten bekam sie eine Binde vor die Augen, eine Deichsel, ein Rad, oder eine Kugel, indem sie auf letzterer entweder saß oder stand. Gewöhnlich ist sie als eine Matrone gekleidet. Auf verschiedenen Gemmen findet man noch besondere Symbole, z. B einen über eine Weltkugel ausgespannten Cirkel; eine Weltkugel zwischen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad steht. Auf einer Münze des Kaisers Geta sitzt sie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt sich mit dem rechten Arme auf ein Rad und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße stehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder stützt sie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffsschnabel. Oft wird sie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem sie die ganze Erde durchflogen und nirgends verweilt habe, soll sie endlich auf dem palatinischen Berge sich niedergelassen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergestiegen seyn, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz, sowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen seiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man besondere Plätze zum Gerichthalten und besonders zu Märkten, und die Zahl derselben belief sich am Ende auf siebzehn. Das große römische Forum, welches südlich vom palatinischen und nordwestlich vom capitolinischen Berge begränzt wurde und vorzugsweise den Namen Forum erhielt, war schon von Romulus für die Zusammenkünfte des Volks bestimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man sich daselbst gegen jede Witterung schützen konnte. An denselben waren stufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater und Amphitheater die Schauspiele, die auf dem Markte angestellt wurden, ansah. Später wurde das Forum mit einer so ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derselben wieder wegräumen mußte. Besonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieser ehemals so glänzende, mit den schönsten Palästen und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochsenplatz) und ist fast wüste, aber mit unzähligen Ruinen seiner ehemaligen Herrlichkeit besäet. In unserer Gerichtssprache heißt Forum der Gerichtshof, die Gerichtsstelle, vor welcher streitige Rechtssachen entschieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsstand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtssache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus ist der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geschlossen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimisch ist; forum habitationis, wo er sich einstweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Ortes, wo die streitigen Gegenstände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof,

Digitized by Google

unter welchem Jemand seines Amts oder seiner Person wegen steht. So haben z. B. Geistliche ein forum privilegiatum, in sofern sie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, sondern unter dem Consistorium stehen; desgleichen Studenten, als unter dem akademischen Gerichte stehend.

Foscolo (Ugo), ein berühmter italienischer Dichter und Schriftsteller unserer Zeit, geboren auf der Insel Zante, gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerst, ungefähr im Jahr vor dem Fall dieser Republik, als dramatischer Dichter mit seinem Thyestes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muster gedient hatten. Gegen den Beifall, den das Publikum diesem Werke ertheilte, trat er selbst mit einer strengen Kritik auf. Als Buonaparte die alte Verfassung Venedigs stürzte und eine Demokratie einführte, zeigte sich Foscolo als einen eifrigen Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution; seine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oesterreich vereitelt. Seinen Geist zu beschäftigen, schrieb er einen, durch glühende Leidenschaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacobo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ist es wohl weniger die Liebe, als die dem Werke durchgängig eingewebten politischen Beziehungen und ein gewisser trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener so allgemein und mächtig ansprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foscolo begab sich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militärische Anstellung verschaffte. Hier schrieb er 1803 in der Form eines gewaltigen Commentars über das von Catull übersetzte Gedichte des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satire gegen verschiedene Gelehrte. Als einige französische Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foscolo diese Gelegenheit, Paris zu besuchen. Nach seiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erscheinen, worin er die Mailänder sehr übel behandelt. Die Kritik dagegen tadelt mit Recht seine Verse als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beschloß er eine andre Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuccoli's, nach den Originalhandschriften, ein gewiß verdienstliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunst, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handschriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, dessen Freund und selbst Vertheidiger Foscolo gewesen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener seine Uebersetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Uebersetzung der ersten Gesänge der Ilias hervortrat, und sie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieselbe Absicht mit seinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andre Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlassen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, sandte ihn sein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer sprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte sich, als Murat seinen Kriegszug unternahm, den Oesterreichern so verdächtig,

Digitized by Google

daß er es gerathen fand, Italien zu verlassen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland und lebte 1817 in London.

Fossilien, s. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter englischer Arzt, geboren den 8. März 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafschaft York, wurde in einer Erziehungsanstalt der Quäker erzogen, und bekannte sich sein ganzes Leben hindurch zu dieser Secte. Er studirte nachher Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashospital in London angestellt gewesen war, machte er 1740 eine gelehrte Reise durch Holland, Deutschland und Frankreich, und ließ sich sodann in London nieder, wo er 30 Jahre hindurch, als der berühmteste der damaligen Aerzte, eine sehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geschicklichkeit und sein Fleiß, so wie seine unbeschränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als im Jahr 1746 die häutige Bräune in London epidemisch wurde, und große Verwüstungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derselben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralsäuren, und brachte seine Kranken fast alle glücklich durch. Im J. 1748 gab er seine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. Nebst der Medicin beschäftigte sich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück Feld, und legte da einen schönen botanischen Garten an. Durch die besten Künstler in London ließ er die Pflanzen seines Gartens abzeichnen; bei seinem Tode waren 1200 solcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiserliche Cabinet gekommen sind. Sein zoologisches und mineralogisches Cabinet gehörte zu den vorzüglichsten in England. Er war wohlthätig, und errichtete auf seine Kosten eine große Erziehungsanstalt für arme Quäkerkinder. Zu seinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abschaffung des Negerhandels, und es machte ihm viel Kummer, daß er ihn nicht durchsetzen konnte. Er starb am 26. Dec. 1780, im 69sten Jahre seines Alters. Nach seinem Tode kam eine vollständige Sammlung seiner medicinischen und philosophischen Werke, mit seiner Lebensbeschreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutsche Uebersetzung erschienen ist.

Fötus heißt der thierische Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entsprechende Gestalt aus ihm sich entwickelt hat. Nach den verschiedenen Thiergattungen geschieht dies zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder später eintritt. Beim Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geschehen als bei den Katzen, Hunden u. s. w. Beim Menschen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im sechsten und siebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterscheidung dieser Begriffe wird es jedoch nicht so genau genommen; einmal ist der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erst, wenn er zur Welt gekommen ist. Frucht scheint der passendste Name zu seyn.

Fouché (Joseph), Herzog von Otranto. Wenn die Geschichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder spätern beurtheilen und würdigen darf, sondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der sie lebten: so gilt dies

Digitized by Google

noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, dessen Jahrbücher noch nicht geschlossen sind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der französischen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieser großen Begebenheit und der Art ihrer Entwickelung hat die Geschichtsforschung in so weit wenigstens befriedigend erklärt, daß man einsieht, der Maßstab der Geschichte für diese Begebenheit darf nicht derselbe seyn, nach welchem sie ein Volk und Menschen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moralisch politische Cultur der gesellschaftlichen Ordnung gesetzlich fortschreitet. Fouché darf daher so wenig als das französische Volk, dessen böser Genius auch über ihn walten mußte, nach brittischen oder deutschen Ansichten, noch nach dem Zustande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigsten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieser Revolution, deren eigene Aussagen eben darum verdächtig sind, weil sie selbst den wilden Charakter der Leidenschaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in sich trug; ein Charakter, der mit der moralisch-politischen Ordnung der Gesellschaft zugleich den Wahrheitssinn der öffentlichen Meinung zerstörte. Diese Gerechtigkeit darf man Fouché um so weniger versagen, da er selbst dem Urtheile der Zeitgenossen entgegen getreten ist. Doch hat er jetzt nur über einen Theil seines öffentlichen Lebens, den späteren seit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, sich zu rechtfertigen versucht, und hier müssen selbst seine Feinde gestehen, daß er viel Böses gehindert, und dem Tyrannen bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloser Festigkeit sich entgegengestellt hat. Wenn die, von ihm zum Druck vorbereiteten, Memoiren seines ganzen Lebens vor uns liegen werden, da möchten wir wol auch über manchen Theil der geheimen Geschichte der französischen Revolution — la partie souterraine de la revolution, wie sie ein französischer Schriftsteller bezeichnet, — anders urtheilen lernen. Hat er sie unbefangen, vollständig und frei von der Wortkunst französischer Eigenliebe niedergeschrieben, so werden sie vieles in den Considérations der Frau von Staël bestätigen und manches ergänzen. Wer seine Feinde, die Fouché's Leben gehässig, im Sinne der prinzlichen Partei und der Ultra's entstellt haben, hören will, der lese das Mémoire historique sur Fouché de Nantes, maintenant Duc d' Otrante, par un Anglais. Paris 1816. Ferner Fouché de Nantes, sa vie privée, politique et morale, depuis son entrée à la convention jusqu' à ce jour. 1816. — Sept mois de la vie de Fouché de Nantes (1793 — 94). Paris 1816, und den Art. Fouché in der Biogr. des hommes vivants. III. Paris 1817. — Indeß hat sich keiner von denen, die ihn, den Geächteten, in Schriften verfolgen, zu nennen gewagt! Wer ihn selbst hören will, der lese die Notice sur le Duc d' Otrante, Leips. Amsterd. et Londres; chez Brockhaus. 1816. (von Demarteau) deutsch in den Zeitgenossen I. 8. und Correspondance du Duc d' Otrante avec le Duc de .... (Wellington) Première lettre. Dresde le 1 Janv. 1816. Leips. Amst. et Londr. chez Brockhaus. 1816. Beide Schriften deutsch unter dem Titel: Aus dem Leben Joseph Fouché's, Herz. von Otranto, nach authent. Quellen und mit (14) für die Zeitgeschichte wichtigen (größtentheils bisher nicht bekannten) Actenstücken. Leipz. 1816. 8. Vergl. des H. v. Saint Victor: Quelques observations sur la Lettre de Fouché au duc de Wellington. Paris 1817. Die zu Paris und Brüssel 1819 erschienenen, Mémoires de la vie publique de Mr. Fouché Duc d'Otrante, enthalten seinen Briefwechsel mit Napoleon, Murat u.a.m. Man

erkennt in Fouché's Staatsschriften und Briefen ganz den denkenden, erfahrnen und viel geprüften, wie den kühn und frei um sich blickenden Staatsmann. Die Correspondance ist für jeden unentbehrlich, der das neuere Schicksal Frankreichs, welches Fouché in Hinsicht auf das ungerechte Verfahren der Kammern gegen ihn im J. 1815, rechtfertigt, verstehen will. — Joseph Fouché, geboren zu Nantes den 29. Mai 1763, vom 9. Jahre an daselbst von den Pères de l'Oratoire erzogen, sollte, wie sein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht stark genug, daher setzte er seine Studien fort zu Paris, worauf er selbst Vorlesungen hielt über Metaphysik, Physik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Priester, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn im J. 1792 die Wahlversammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräsentanten im National-Convent. Am 20 Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgestürzt und die Republik schon errichtet war) trat er zum ersten Male im pariser Jacobinerclub auf. Im Convent stimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte besonders im Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, und stand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d' Herbois nach Lyon, im J. 1793, anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckenssystems zu führen; doch erklärte er sich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchische Willkür und Plünderung. Bei seiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1794 zum Präsidenten des Jacobinerclubs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen dessen Tyrannei er sich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche sich mit den Aristokraten. Man stieß ihn daher aus dem Club. Nach Robespierre's Sturz schien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik sprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckenssystem; daher griffen ihn Tallien und Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde seine Verhaftnehmung förmlich begehrt. Auch erschienen heftige Flugschriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m.“ Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvre-Departement verlangten vom Convent seine Bestrafung. Darauf sprachen die Repräsentanten Lesage, Boissy d'Anglas u. A. so heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. August seine Verhaftnehmung und seine Ausstoßung aus dem Convent, als Terrorist beschlossen wurde. Erst am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amnestie, seine Freiheit wieder. Er lebte jetzt zwei Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten siegte, ernannte ihn das Directorium im Sept 1798 zum franz. Botschafter bei der cisalpinischen Republik. Hier drang er auf größere Energie in der Regierung dieses Staats, um dessen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italienischen Armee, Gen. Joubert war sein Freund; als sich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von seinem Posten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Hier wurden bald nachher die Mitglieder des dama-

Digitized by Google

ligen Directoriums durch Sieyes, Ducos, Gohier und Moulins ersetzt, welche auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché' zum franz. Gesandten in Holland und bald darauf zum Polizeiminister der Republik ernannten. Als solcher entwickelte er seltene Talente, mit Kühnheit, Festigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrükkung der Volksgesellschaften wurde er von dem Demagogen-Club du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf seiner Bahn entschlossen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Consularregierung am 18. Brumaire. Er ward deswegen als Polizeiminister bestätigt. Die Partei Beauharnois und Josephine, welche mit Lucian gespannt war, schlossen sich an ihn an. Er entdeckte den Briefwechsel einiger königl. Agenten, und machte ihn bekannt. Er vereitelte die Verschwörung Arena's, Cerracchi's und Topino-Lebrun's. Er zog die Urheber der Höllenmaschine vor Gericht. Doch war er weniger geneigt zu gewaltsamen Maßregeln, und bewirkte das Meiste durch Kundschafter, Bestechung und Verführung. Indem er viele Royalisten vor Buonaparte's Rache schüzte, diesen aber mit der Furcht vor Verschwörungen ängstigte, suchte er sich selbst von allen Parteien unabhängig zu erhalten. Wie er über die Grundsätze seiner Amtsführung dachte, sieht man aus den Umschreiben, die er erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverstanden, sondern errichtete eine besondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15. September 1802 in den Senat versetzt. Er erhielt die Senatorie Aix, und lebte 21 Monate von Geschäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf Lucians und Josephs Rath die Polizei mit der Justiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiserlichen Polizeimaßregeln, besonders zur Zeit des Prozesses von Moreau, entstanden war, nöthigte den Kaiser, Fouché mit den Worten: nous mourrous de bêtises, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiministeriums zu stellen. Im folgenden Jahre, im Nov. oder Dec. soll es geschehen seyn, daß der englische Capitän Wright, der im Tempel gefangen saß, ermordet wurde. Savary war damals Chef von Napoleons besonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängnisse des Tempels unter seiner Verwaltung. Da er über jenen Mord keine Aufklärung gegeben hat, so beschuldigt ihn Savary in seiner Rechtfertigung wegen jener That, daß er darum gewußt und die Vollführung einem gewissen Henout übertragen habe. Während Buonaparte durch seinen Eroberungsgeist im Auslande beschäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens suchte er die Thätigkeit des Kaisers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Oesterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walchern gelandet hatten, bot Fouché, der zugleich Minister des Innern, und in demselben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte seines Aufrufs: „Beweisen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig ist, um unsere Feinde zurückzuschlagen," bewirkten seine abermalige Ungnade. Buonaparte fürchtete den Mann, der in der öffentlichen Meinung so hoch stand. Fouché wurde im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, sollte aber dem Kaiser seine Briefschaften zustellen. Da er dies standhaft verweigerte, so ward er in seine Senatorie verwiesen.

Digitized by Google

Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Ansichten des Kaisers übereinstimmen und ging auf seine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli 1813 zum Statthalter von Illyrien; allein der Krieg nöthigte ihn nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon schickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam Fouché nach Paris zurück, als Buonaparte abgedankt hatte. Er schlug dem Erkaiser vor, statt nach Elba, nach Amerika zu gehen. Eben so vernünftig waren die Vorschläge, die er den Ministern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, so würde die Catastrophe im März 1815 nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog sah, daß neue Leidenschaften an die Stelle der alten getreten waren, so ging er aufs Land. Unzufriedene suchten vergebens ihn in ihre Verbindung zu ziehen. Sein Brief, den er von seinem Schlosse Ferrieres bei Paris, den 25. Sept. 1814 an ein Mitglied des Congresses zu Wien schrieb, enthält gewissermaßen sein politisches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's sollte der Herzog von Otranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzessin von Vaudemont gesagt hatte, qu'il étoit trop tard pour qu'il pût servir la cause du Roi, verhaftet werden; allein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Buonaparte berief ihn sofort zu sich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiministerium an, als auf seine Versicherung, daß Oesterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim guthießen. Sobald aber der Herzog von der Acht, die der Congreß gegen Buonaparte ausgesprochen, gewisse Kunde erhalten hatte, schlug er dem Kaiser vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken und in die vereinigten Staaten zu gehen. Im Besitze der öffentlichen Meinung nahm Fouché gegen Buonaparte eine feste Stellung an, und machte die Grundsätze der Freiheit bei ihm geltend. Auf seinen Betrieb entschloß sich Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo, zur Abdankung. Jetzt stellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der provisorischen Regierung. Er verhinderte es, daß Napoleon als General an die Spitze trat, und beförderte seine Abreise. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, und es gelang dem Herzog, die Ansicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Aeußerste wagen und Paris aufopfern wollten, um, wie sie sagten, Frankreich zu retten. Indeß war Fouché anfangs nicht für die Wiederherstellung des Thrones Ludwigs XVIII. Er wartete den Gang der Ereignisse ab, und beobachtete alle Parteien. Endlich trat er mit Wellington zu Neuilly in Unterhandlung. Paris capitulirte, die franz. Armee zog sich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7. Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geschrieben hatte, zu sich nach St. Denis. Er ernannte ihn zu seinem Polizeiminister. Als solcher legte er dem Könige zwei von Huet abgefaßte Berichte über die Lage Frankreichs vor, die durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, und er mußte als Polizeiminister die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli 1815 unterschreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amnestiegesetz ausgenommen wurden (s. Ludwig XVIII.). Endlich siegte der Haß der prinzlichen Partei über das Ministerium, und Fouché nahm seine Entlassung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der

Haß der Royalisten hielt ihn ab, in dieselbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem Gesandten am Dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beschluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs gestimmt und von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt seyn und ihre durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren sollten. Der Herzog lebte seitdem mit seiner Familie zu Prag. Im August 1815 hatte er sich zum zweiten Mal mit dem Fräulein von Castellane, einer Verwandtin Talleyrands, vermählt. Im Herbst 1818 wählte er Linz zu seinem Aufenthalt. Er beschäftigt sich mit der Erziehung seiner Kinder, und ist als Gatte und Vater ein achtungswerther Mann. Sein Aeußeres verräth Scharfblick und Willenskraft. Er ist von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von fester Gesundheit, starken Nerven, in der Rede, deren Ton hohl und etwas heiser klingt, rasch bestimmt und lebhaft; in der ganzen Haltung schlicht und einfach. Die Nachwelt wird seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und parteilos die stürmische Zeit erwägen, welche eine Zeitlang auch ihn in den Strudel des Volks-Fanatismus hinabzog. K.

Foulis (Robert und Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Die von ihnen besorgten Ausgaben classischer Autoren verdienen, ihrer Schönheit und Correctheit wegen, denen von Barbou und Bodoni an die Seite gesetzt zu werden. Robert Foulis trieb anfangs das Geschäft eines Barbiers. Nach verschiedenen Unternehmungen faßte er den Entschluß, sich als Buchdrukker auszuzeichnen, und er machte sich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. Im folgenden Jahre erschien seine berühmte Ausgabe des Horaz in 12., die ohne Druckfehler ist. Er hatte die Probebogen im Collegio zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, eine Prämie für jeden Druckfehler, den man finden würde, bestimmt. In dem nämlichen Jahre nahm er seinen Bruder Andreas als Compagnon des Geschäfts an, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander die von den Liebhabern sehr gesuchte Folge classischer Autoren heraus, unter denen die vorzüglichsten folgende sind: Homer (bloß griechischer Text) 1756 — 1768. 4 Bde. Fol. — Thucidides (mit lateinischer Uebersetzung) 1769. 8 Bde. in 8. — Herodot (mit lateinischer Uebersetzung) 1761. 9 Bde. in 8. Xenophon (mit Uebersetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8. — Cicero 1794. 20 Bde. in 12. — Das neue Testament griechisch. 1750. in 8. Der große Eifer der beiden Brüder, die schönen Künste in ihrem Vaterlande empor zu bringen, verursachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunstakademie errichten, unterhielten deßwegen mit großen Kosten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunstsachen kommen. Da sie aber nicht unterstützt wurden, konnten sie diesen großen Aufwand nicht weiter bestreiten. Andreas Foulis starb 1774 und sein Bruder Robert war genöthigt, seine Kunstsammlung, woron der Catalog 8 Bände ausmachte, nach London zu schaffen, wo sie in der Auction um einen Spottpreis verkauft wurde. Er starb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis zum Jahr 1806 verschiedene schöne Ausgaben von Classikern, namentlich einen Virgil 1778 und Aeschylus 1795 geliefert.

Digitized by Google

Fouqué (Heinrich August Freiher de la Motte), Königl. Preußischer General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normännischen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlassen hatte, geboren. Im achten Jahre ward er Page am Hofe des Fürsten Leopold zu Anhalt Dessau. Wider den Willen seines Herrn machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Insel Rügen 1719 Fähndrich und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen von Preußen (nachmals Königs Friedrich II.) und der strenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es sogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängnisse zu Cüstrin besuchen durfte. Verdrüßlichkeiten mit seinem Chef, dem Fürsten von Dessau, bewogen Fouqu , den preußischen Dienst 1738 als Major zu verlassen, und in dänische Dienste zu gehen. Als Friedrich II. den Thron bestieg, rief er Fouqué wieder zu sich, und ernannte ihn zum Obersten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schlesien mit, und zeichnete sich 1742 als Commandant der Festung Glaz aus. Noch mehr aber that er sich, als Generallieutenant, im siebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und commandirte öfters große abgesonderte Corps. Im J. 1760 ward er (den 23. Juni) mit seinem aus 10,000 Mann bestehenden Corps in den Verschanzungen bei Landshut, die nicht hinlänglich besetzt werden konnten, von 50,000 Mann Oesterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Rest mußte sich, nach der tapfersten Gegenwehr, und nachdem die meisten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, schwer verwundet, wurde gefangen. Aber seine bei dieser Niederlage bewiesene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich nach diesem Treffen erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er sein ganzes Vermögen, und wurde von den Oesterreichern, so lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechselt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiserin Maria Theresia suchte ihn in ihre Dienste zu ziehen, aber vergebens. Nach geschlossenem Frieden (1763) kam er wieder zu seinem Regiment nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundschaft des großen Königs, welcher, obgleich selbst anders gesinnt, die echt religiöse Denkart Fouqués mit schonender Achtung behandelte. Er starb im Jahr 1774. Sein merkwürdiger Briefwechsel mit Friedrich II. ist enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußischen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatsecretär). Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedrich Baron de la Motte), königl. preußischer Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geboren 1777, lebt in Nennhausen bei Rathenau. Dieser Enkel des berühmten preußischen General gleiches Namens, hat sich, wie so mancher große Dichter der ältern und neuern Zeit, mit dem Schwert und mit der Leier unverwelkliche Lorbeeren errungen. Dem Namen nach französisch, ist er doch dem Geiste und der Gesinnung nach ein echter deutscher Sänger. Sein reinreligiöses Gemüth setzt ihn neben Klopstock, und sein kräftigtiefer, vielumfassender Geist, der sich eben so frei in den nordischen Eisgefilden, wie auf den südlichen Fluren bewegt, weiset ihm einen hohen Rang unter den Dichtern an. Seine Jugendbildung ver-

Digitized by Google

dankt er dem Sokratischen Hülsen. Dann machte er mit seinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleist, als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit. Er lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundschaft, der Liebe und den Musen, bis der Aufruf seines Königs zu den Waffen erscholl, welchem er selbst ein Fähnlein erlesener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erst als Lieutenant, dann als Rittmeister bei der freiwilligen Jägerescadron des brandenburgischen Cürassierregiments stand, und wo er mehrere Kriegeslieder aus freier Brust sang, ward ihm in der Schlacht bei Lützen ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Er schlug sodann die bedeutendsten Schlachten mit, und als er nach der Schlacht bei Kulm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch so glücklich, am Tage des 18. Oct., zur Schlacht bei Leipzig zu kommen und den glorreichen Kampf bis zum Rheine fortzukämpfen; die Folgen körperlicher Anstrengungen nöthigten ihn dann, einen ehrenvollen Abschied zu nehmen und sich auf sein Landgut zu begeben. Der König belohnte seine Dienste mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. — Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf und dichtete mehr im Geiste der spanischen Poesie. Er selbst bekennt, diese Weihe von seinem Freund A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er seine dramatischen Spiele zugeeignet hat, in welchen man bei aller Feinheit der Empfindung jenen südlichen Farbenschmelz wiederfindet. Ihm verdanken wir auch die Uebersetzung der Numancia des großen Cervantes. In dieselbe Periode fallen: der Roman Alwin in zwei Theilen, die Historie des edlen Ritters Galmy und einer schönen Herzogin aus Bretagne, Schauspiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinschaftlich mit Sophie Bernhardi). Indessen schien seinen Charakter der Geist der nordischen Sage und altdeutschen Dichtung am meisten anzusprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Diesen kraftvollen Geist des Nordens athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauspielen, mit dem er zuerst unter seinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den scandinavischen Quellen des Niebelungen-Lieds gefolgt ist, hat er in drei Zueignungen an Fichte seine eigenthümliche Ansicht dieser Poesie niedergelegt und uns zugleich den besten Aufschluß über seine Individualität gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatischen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordischen verschmelzt ist; die Helden und Heldinnen dieses Romans stellen bei der lebendigsten Persönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich ist der Triumph der christlichen Religion auf eine würdige Weise geliefert. Seine Muse umfaßt eben sowol seine Zeit, wie die großen Ereignisse der Vergangenheit. Seine vaterländischen Schauspiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Luise, die schon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch seine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumstreifen) zeugen davon. Eine besondere Erwähnung verdient noch das zarte sinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die schönste Gabe seiner reichen Phantasie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er so viele Almanache und Zeitschriften, besonders seine eigenen, die Musen und die Jahreszeiten, den

Digitized by Google

Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geschmückt hat, und machen nur noch auf ein romantisches Epos in ottave rime, Corona in drei Büchern aufmerksam. Dieses Werk, welches sich in Ariostischer Form mehr dem Süden nähert, nimmt seine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeschichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenstillstand im Sommer 1813. Die Laufbahn dieses Dichters, der zugleich alle Formen beherrscht, ist bei weitem noch nicht vollendet, und bei den Fortschritten, die ein solcher Geist machen muß, können wir uns immer reifere Früchte versprechen. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religiosität, Ritterlichkeit und Galanterie, im schönsten Sinne des Worts, die Elemente dieses Dichtergemüths sind; oft aber entfaltet er auch mit sinniger Geistigkeit die zartesten Geheimnisse der Poesie. — Auch seine gebildete Gattin, Caroline Baronin de la Motte Fouqué, ist als fruchtbare Schriftstellerin berühmt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenstein, Fedore, ihre Erzählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, so wie ihre originelle Uebersicht der griechischen Mythologie nach den neuesten in diesem Fache angestellten Forschungen, sind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieser ausgezeichneten Frau zu nennen. bb.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin) gehört in die Reihe jener scheußlichen Ungeheuer, welche die französische Revolution erzeugte und die mit Recht auf immer vergessen werden sollten, wenn sie nicht zur Charakteristik jener unseligen Zeiten gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren und anfänglich Procureur an Chatelet. Unmäßige Verschwendung zwang ihn seine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als ernannter Geschworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerksamkeit Robespierre's durch seine blutdürstigen Reden und seine Begierde zum Verurtheilen, so daß dieser ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei diesem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte sich, dem Vertrauen eines solchen Beschützers zu entsprechen. Die Opfer häuften sich und das Blutgerüst empfing ohne Unterschied jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Ansprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos sind die Schandthaten, die dieser Elende verübte, dessen Durst nach Blut sich an den vergossenen Strömen desselben nur heftiger zu entzünden schien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward arretirt und den 7ten Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François) einer der ersten neuern Chemiker, geb. zu Paris 15. Juni 1755, wo sein Vater Apotheker war. Mit dem neunten Jahre besuchte er das Collegium Harcourt und hatte mit dem vierzehnten seine Studien beendigt. Musik und Dichtkunst zogen ihn leidenschaftlich an, er versuchte für das Theater zu arbeiten, und hatte einen Augenblick die Idee, selbst Schauspieler zu werden. Glücklicher Weise wurde er durch die ungünstige Aufnahme, welche einer seiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeschreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich bestimmte ihn Vicq d'Azir, der bei seinem Vater wohnte und mit dem er in dem vertrautesten Umgang lebte, Medicin zu studiren. Der junge Fourcroy widmete sich nun ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeschichte. Nach zwei Jahren (1776), gab er eine Ueber-

Digitized by Google

setzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen heraus. Im J. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präses der Facultät, ungeachtet des Widerspruchs der übrigen Mitglieder. Vorlesungen über die Chemie vermehrten seinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, eine leichte und eben so edle als angenehme Diction zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers im J. 1784 erhielt er in dem königl. Garten den Lehrstuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Gestalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk diese Umgestaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Resultat ihrer Bemühungen legte Fourcroy im J. 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeschichte und Chemie herauszugeben. Im. J. 1789 wurde er Wahlherr von Paris und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Gesetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf wurde er bei den Jacobinern wegen seines Stillschweigens im Convent angegeben; er rechtfertigte sich und entging der Proscription nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beschäftigt, die sich auf den Krieg und die Wissenschaften bezogen. Nach dem 19ten Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausschuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organisirte die Centralschule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechnische Schule entstand; er gründete die drei Specialschulen der Medicin und wirkte bei der Einrichtung der Normalschulen mit. Nach dem 13ten Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue sein Amt als Professor und schrieb sein System der chemischen Wissenschaften in zehn Bänden; das schönste Denkmal der französischen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreisen und die Organisation der Lyceen zu beschleunigen. Seine Thätigkeit beförderten den Flor der Lehranstalten, so viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiserl. Universität eintrat, bei welcher er ebenfalls mit seinen Vorschlägen gehört wurde. Er war es, der für die Würde eines Großmeisters der Universität so bedeutende Auszeichnungen und Vollmachten in Vorschlag brachte, in der Hoffnung zu dieser Stelle ernannt zu werden. Allein der Graf Fontanes erhielt sie, und dieser Verdruß untergrub seine Gesundheit. Er wurde indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinstituts ernannt. Sein rastlos der Chemie und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fourier ist ein Compagnieschreiber mit Unteroffiziersrang, auch Unterofficier, welcher für die Compagnie, bei welcher er steht, Quartiere macht, die Billets austheilt, dafür sorgt, daß die Soldaten in ihren Quartieren die vorgeschriebenen Bedürfnisse von den Wirthen bekommen, die Lebensmittel vertheilt, die Musterrolle der Compagnie

Digitized by Google

hält u. s. w. Fourierschützen sind gemeine Soldaten, die den zum Quartiermachen vorausgehenden Officiers und Fouriers beigegeben sind; gemeiniglich versteht man alle Quartiermacher darunter. Der Hoffourier ist ein Untergeordneter des Hofmarschalls, dessen Befehle er auszuführen hat. Er sorgt für die Versorgung der bei Hofe ankommenden Gäste, sagt die Galla und die Hoftrauer an, ladet zu den Hoffesten ein und sieht auf Ordnung unter den Hof- und Livreebedienten beim Aufwarten u. s. w. Kammerfourier, der für die reisende Herrschaft Quartier bestellt.

Fox (George), der Stifter der Secte der Quäker, geboren zu Dreton in der Grafschaft Leicester im J. 1624, war erst neunzehn Jahre alt, als er sich plötzlich von Gott begeistert glaubte und zu predigen anfing. Die Lustbarkeiten, an denen seine Cameraden sich ergötzten, schienen ihm Verbrechen, und da er sie unablässig und mit vieler Heftigkeit meisterte, verbannten sie ihn aus ihrer Gesellschaft. Das einsame Leben, zu dem er auf diese Weise sich genöthigt sah, und das stete Grübeln vermehrten seine Schwärmerei. Er glaubte himmlische Stimmen zu hören, welche ihm befahlen, die Menschen zu fliehen; er hatte Visionen und Entzückungen, und bildete sich ein, daß der Himmel, der auf eine besondere Art über ihn wache, ihm den wahren Geist des Christenthums aufgeschlossen und ihn ausersehen habe, die Menschheit damit bekannt zu machen. Vom Kopf bis zu den Füßen in Felle gekleidet, ging er von Dorf zu Dorf und eiferte gegen den Krieg und die Geistlichkeit. Seine Unwissenheit in allen menschlichen Kenntnissen kümmerte ihn nicht. Wiewol er nur das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, so hatte er sich doch frühzeitig mit der Sprache der heiligen Schrift und der Controverse bekannt gemacht, und gebrauchte seine dürftigen Kenntnisse, um ein neues Religionssystem aufzubauen. Jesus Christus, sagte er, hat die jüdische Religion abgeschafft; dem äußern Dienst, dem Ceremoniel der Juden hat er den geistigen und innern Gottesdienst substituirt. Statt der Stiere und Böcke sollen wir unsere Leidenschaften opfern und die Tugend üben. Durch Buße, Liebe, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Casteiung hat uns Christus gelehrt Gott verehren. Darum ist nur der ein wahrer Christ, der seine Leidenschaften zähmt, sich keine Verleumdung, keine Ungerechtigkeit erlaubt, das Seinige mit den Armen theilt, Beleidigungen vergibt, alle Menschen wie seine Brüder liebt und lieber das Leben verliert, als wider Gott sündigt. — Diese Grundsätze predigte Fox allenthalben auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, in Privathäusern und in Kirchen. Er weinte und seufzte über die Blindheit der Menschen; er rührte, erschütterte, überzeugte; so bildete er Schüler, welche gleich ihrem Meister sich einbildeten, unmittelbar vom heiligen Geiste unterrichtet zu seyn, dessen Tempel sie sich nannten. Die Provinzen Leicester, Nottingham und Derby waren die ersten Schauplätze dieses frommen Reformators, den weder Beleidigungen, noch Gefängniß, noch Schläge von seinem Eifer entfernen konnten. Die Zahl seiner Schüler nahm zu, und man sah bald in seinem Gefolge Personen vom ersten Range, Gelehrte aller Art und eine Menge Volks. Er gab seinen Anhängern den Namen Kinder des Lichts. Als er einst in Derby vor Gericht gezogen wurde, und sehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit sprach, vor dem Worte des Herrn zu zittern, nannte ihn einer der Richter einen Zitterer (Quäker), welcher Name nachher geblieben ist. Nachdem Fox sich verheirathet hatte, ging er mit seiner Frau, welche sein Amt mit

Digitized by Google

ihm theilte, im J. 1662 nach Amerika. England, sagte er, ist genug mit meinem Schweiße genetzt, auch die neue Welt soll damit gebadet werden. Er fand auch hier eine Menge Anhänger und dieser Erfolg bewog ihn zu der Einbildung, daß alle Welttheile nur darum sich noch nicht unter seine Fahnen begeben hätten, weil sein System ihnen unbekannt sey. Er schrieb in diesem Wahne an alle Fürsten unsinnige Briefe, die nur mit Verachtung beantwortet wurden. Nach seiner Rückkehr nach England setzte er seine Bemühungen fort und starb im J. 1681. Der Abt Plouquet hat vollkommen Recht, wenn er sagt: Fox war ein unwissender und streitsüchtiger Fanatiker, der anfangs nur das noch unwissendere Volk verführte. Die jedem Menschen angeborne Neigung zu Neuerungen und zum Fanatismus verschaffte ihm in der Folge Schüler, welche im Stande waren, seiner Secte mit Weisheit vorzustehen. So fand sich eine Lehre unvermerkt mit Geist und Gelehrsamkeit in Vereinigung, und ausgezeichnete Männer, wie William Penn, George Keith und Robert Barclay, gaben der Secte der Quäker Glanz, indem sie die Anhänger derselben mit Klugheit und Geschicklichkeit zu leiten wußten. (S. Quäker.)

Fox (Charles James), dieser in den Annalen Großbritanniens unsterbliche Staatsmann, geb. d. 18. Januar 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelsea Hospital gegründet hatte. Fox Mutter, die Baronesse von Holland, war eine Schwester des Herzogs von Richmond und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox suchte sein Vater sorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, seine Meinungen über die Gegenstände der Unterhaltung zu sagen, und gewiß trug diese frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu sprechen, nicht nur zur Schärfung seiner Urtheilskraft, sondern auch zur Ausbildung der Rednerlalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeschen seines Vaters, welcher eine Zeitlang Staatssecretär war, und er soll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einst warf er den Aufsatz einer Staatsschrift von seinem Vater, mit den Worten, sie sey zu schwach, ins Feuer. Der Staatssecretär nahm eine zweite Abschrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beispiele höchster Zwanglosigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er besuchte die Schulen von Westminster und Eton, und zeichnete auf beiden sich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübtesten Schülern in lateinischen Versen, schrieb das Griechische und sprach das Französische fast geläufiger als seine Muttersprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundschaft mit dem Grafen von Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinster und andern ausgezeichneten Männern. Als er vierzehn Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taschengelde bestimmten großen Summen die Aufmerksamkeit der Spieler auf sich zogen. Schon in Eton zeigte er entschiedenen Hang zur Verschwendung, und beging, durch die Freigebigkeit seines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausschweifungen. Auf der Universität Oxford erregten seine Kenntnisse und Talente um so mehr Bewunderung, als er seine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerstreuungen zu widmen schien. Doch blieb er hier nicht lange, sondern unternahm eine Reise durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er sich allen Genüssen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken; so erwarb er sich

doch eine umfassende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit, der Sitten, Künste, Gesetze und Regierungsformen der verschiedenen Länder, welche er sah. Seine Verschwendung war aber so weit gegangen, daß selbst sein Vater, der sein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünsche seines Sohnes anzuwenden gewohnt war, seine Wechsel zurückzuschicken drohte. Im zwanzigsten Jahre trat Fox, den sein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräsentant des Fleckens Midhurst in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Administration, die in ihm bald einen ihrer geschicktesten Vertheidiger fand. Aber während er so mit Kraft und Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine sehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausschweifende Londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterstützt. Er sowohl, als diese Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß sein älterer Bruder kinderlos sterben werde. Fox befand sich gerade in einem Schauspielhause, als er von der Geburt seines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; scherzend sagte er, es sey ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerstörung der Juden. So theilte dieser außerordentliche Mann sein Leben zwischen den ernstesten Geschäften und der wildesten Ausgelassenheit. Er war zugleich Commissär der Admiralität, und nachdem er diese Stelle im Jahr 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commissär der Schatzkammer; als er sich aber 1774 der Regierung widersetzte, erhielt er seine Entlassung. Er hatte sich kurz vorher mit einigen Oppositionsgliedern verbunden; besonders fühlte er sich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorstellungen gemacht, und kündigte ihm endlich seine Entlassung in einem lakonischen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und also lautete: „Se. Majestät haben für dienlich erachtet, neue Commissarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liste ich Ihren Namen nicht sehe.“ Lord Holland war schon früher gestorben und hatte seinem Sohne außer einem bedeutenden baaren Vermögen ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Ostküste von Kent, mit einem nach dem Modell von Cicero's Villa Formia erbauten Hause hinterlassen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königlichen Schatzkammer in Irland. Aber alle diese bedeutenden Mittel waren in kurzem erschöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einstürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte sich erst jetzt die ganze Stärke seines Geistes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikanischen Colonien fesselte bald sein ganzes Interesse. Das Erhabene des Gegenstandes wirkte so mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Mensch auftrat. Wie einst in allen Ausschweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er gesellte sich zu der Schar jener trefflichen Geister, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut aussprachen, und stand bald zum Erstaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft seiner Talente und seiner Beredsamkeit, an der Spitze der Opposition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entschlossenheit des Mannes, der seiner Kraft sich bewußt ist. Sein Genie erkannte die Fehler der Minister, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereinigt mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundsätze Norths; sie widersetzten sich auf das entschiedenste einem Kriege, den sie unge-

Digitized by Google

recht und unpolitisch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräsentanten von Westminster erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieses für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und seine Freunde mußten (1782) ihre Ministerstellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erstere starb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverstanden war, sich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während seiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen gesucht. Shelburne schloß nun (1783) den Frieden zu Versailles, mußte aber bald nachher mit seinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals so heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erster Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatssecretäre. Während dieser zweiten kurzen Administration brachte Fox die berühmte ostindische Bill ins Unterhaus, welche die Absicht hatte, die Regierung der ostindischen Gesellschaft in Ostindien fast ganz in die Hände des Ministeriums zu bringen. Die von der brittischen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den ersten Beamten so schlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig schien. Fox und North boten einander die Hände, und die Bill ging im Unterhause durch. Allein die Nation gerieth in Unruhe, Englands Macht in die Hände einer Aristokratie fallen zu sehn. Dieß bewog den König, Maßregeln zu nehmen, um die Bill nicht auch im Oberhause durchgehen zu lassen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für seinen Feind halten würde, der dafür stimmte. So wurde die Bill verworfen; aber sie hatte dem Minister zugleich das Zutrauen des Parlaments und seines Souveräns geraubt, und führte seinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen und das ganze Ministerium in den letzten Tagen des J. 1783 verabschiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräsentant für die Flecken Tain, Dingwall u. s. w.) wurde später nur mit vieler Mühe wieder Repräsentant für Westminster. Seit der Zeit bestritt er unablässig seinen großen Gegner Pitt, unbestechlich durch Geld ummen, Titel und Ehrenstellen, die der Minister für seine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt seines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein anderes Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Mistriß Armstead, die er nachher als seine Gemahlin erkannte, machte er eine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die französische Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Bestreben eines Volks, die Fesseln des Despotismus zu brechen. Als aber dasselbe in ein Chaos beispielloser Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Ansichten. Auch trennte sich damals (12. Febr. 1791) Fox's zwanzigjähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg: Fox rieth die gährende Nation ihrem Schicksal zu überlassen. Als ein unerschütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es sich gefallen lassen, daß politischer Fanatismus ihn einen Jacobiner schalt, und der König ihn aus der Liste der geheimen Räthe strich. Hatte er auch Kraft, diese Kränkung mit Gleichmuth zu ertragen, so ward er es doch müde, die politischen Ansichten seines Gegners ohne Erfolg zu

bekämpfen. Er wollte 1797 seinen Sitz im Parlamente aufgeben, um sich zu erholen in der ruhigern Beschäftigung mit den Wissenschaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geschäften nicht ganz zu entsagen, doch hielt er sich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieser Muße, die er den Wissenschaften widmete, und der Dichtkunst, welcher er stets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entstand in ihm der Wunsch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt seinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte seinen Kenntnissen angemessener und seines ganzen Lebens würdiger scheinen, als ein historisches. Dem Vertheidiger altbrittischer Freiheit lag die vaterländische Geschichte am nächsten. Welchen Abschnitt derselben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die englische Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heillosen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittischen Thron brachte. Doch mußte er, um diese Revolution darzustellen, wie sie aus dem früheren Zustande des Reichs hervorging, Jacobs II. sündhafte Regierung und Carls II. schmachvolltraurige Zeit wenigstens im Allgemeinen schildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und sein früher Tod verhindert, seinem Werke im Umfang und Darstellung die Vollendung zu geben, die er demselben zu geben fähig war. So erschien nur ein Bruchstück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter; (Lond. 1808, übers. von D. W. Soltau, Hamb. 1810), aber das Bruchstück ist groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in diesem Theile der Geschichte aufdeckt, und seine Darstellung überall sehr belehrend ist. Als Redner bekümmerte sich Fox, bei seiner natürlichen Begeisterung wenig um einen sorgfältig gewählten Ausdruck und um strenge logische Ordnung. Seine Reden sind, in 6 Bänden gesammelt, in London erschienen. Doch wir kehren zu seinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig seinen erhabenen Posten. Addington nahm seine Stelle ein, und unterstützt von Fox und dessen Freunden, schloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart ist dieser Friede!“ rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erspart und der Friede ehrenvoller geschlossen worden vor sechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herberen Frieden schließen müssen.“ Seine Warnung war umsonst. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte diese Maßregel eine charakteristische Falschheit und das Betragen der Minister ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt sah den Ausgang seines Werks nicht; er starb und — Fox trat als Staatssecretär an seine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das schöne Ziel, das er sogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindseligen Maßregeln gegen dieses Reich nöthigte, so hatte er doch die ersten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in seinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hindernisse zu heben gesucht hatte, welche die Verschiedenheit der Religion der Vereinigung des englischen und irländischen Interesse entgegenstellte, nachdem er noch

Digitized by Google

das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abschaffung des Sclavenhandels feierlich zu erklären, starb er an der Wassersucht am 13. Sept. 1806 in den Armen des Lords Holland, seines Neffen, und im Palaste des Herzogs von Devonshire, seines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einst Burke sagte: Er war geboren, um geliebt zu werden. Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildsäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meisterwerk von Westmorcott. Fox in consularischer Tracht hält mit dem halb ausgestreckten Arm die Magna Charta. Im J. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Westminster-Abtei errichtet. Im ersten Bande der Zeitgenossen (1816) befindet sich seine nach den besten Quellen trefflich bearbeitete umständliche Biographie und Charakteristik, von F. Ch. A. Hasse.

Fracastoro (Gironimo), einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erschlug, als sie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindesten verletzt wurde. Von seinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete sich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornämlich den mathemathischen, philosophischen und medicinischen. In einem Alter von neunzehn Jahren ward er Professor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Universität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit seiner Neigung zur Poesie folgte und durch die Herausgabe seines Gedichts de Syphilitide bald seinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in sein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm strömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beschäftigte er sich mit Abfassung seiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum ersten Arzt beim tridentinischen Concilium. In letzterer Eigenschaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1647 in Trient herrschende Krankheit für eine ansteckende erklärte. Er starb im J. 1553. Seine Landsleute ehrten sein Andenken durch eine Marmorstatue; sein Freund Ramusio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracastoro hat in der Philosophie, Astronomie, Medicin und Poesie geglänzt. Von seinen Schriften ist die berühmteste das oben genannte Gedicht, unter dem Titel Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Kritiker haben es hinsichtlich des Reichthums der Versification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder der Georgica des Virgil an die Seite gesetzt. Seine sämmtlichen Werke erschienen gesammelt zuerst zu Venedig 155[illegible] und sind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17ten Jahrh. sind die vollständigsten. Menken hat einen Commentar über Fracastoro's Leben und Werke geschrieben, Leipzig 1731.

Fracht, die Ladung, die man einem Fuhrmann oder Schiffer gegen einen bedungenen Lohn zur Ueberbringung an einen andern Ort anvertraut. Die gehörige Ladung eines Wagens oder Schiffes nennt man eine volle Fracht, fehlt ein beträchtlicher Theil daran, eine halbe Fracht, und die wieder mit zurückgekommene Ladung eine Rückfracht. Auch versteht man unter Fracht den Fuhr- oder Schifferlohn, der für den Transport der Waaren bezahlt wird. Der offene Brief oder Zettel, welcher einem Fuhrmann über die ihm zur Ueberbringung anvertrauten Kaufmannsgüter mitgegeben wird, heißt ein Frachtbrief oder Frachtzettel. Frachtbriefe zur See erhalten

Digitized by Google

den Namen der Seebriefe oder Connoissements. In den Frachtbriefen sind hauptsächlich der Ort, die Jahrszahl, der Monat und Tag, von wo und wann die Waaren abgesendet wurden, der Name des Fuhrmanns oder Schiffers, und bei Seebriefen auch des Schiffes, die Anzahl der Tonnen, Fässer, Kisten, Ballen u. s. w. der abgesendeten Güter mit Angabe der Signaturen, Nummern, des Gewichts und der Emballage, der für die Fracht bedungene Lohn, und die Geldsorte, in welcher er entrichtet werden soll, auch die Zeit, binnen welcher der Fuhrmann die Waaren bei Verlust seines Frachtlohns zu liefern sich verpflichtet hat, nebst der Unterschrift des Versenders der Waaren und der äußern Aufschrift, für wen sie bestimmt sind, bemerkt.

Fractur, in der Buchdruckerkunst, gebrochene, d. i. eckige, deutsche Schrift, zum Unterschiede von der runden oder schwabacher Schrift. Auch die große oder sogenannte Kanzleischrift wird Fractur genannt.

Fra Diavolo (Bruder Teufel), eigentlich Michel Pozza, ein berühmter Insurgenten-Chef in Calabrien, geb. zu Jeri von armen Eltern. Er lernte erst bei einem Strumpfwirker, ergab sich aber bald den Ausschweifungen, die ihn nachher berüchtigt gemacht haben. Er gerieth unter eine Bande Räuber in Calabrien, wurde bald ihr Anführer und das Schrecken der Reisenden und der Bewohner des platten Landes. Die ehemalige neapolitanische Regierung setzte einen Preis auf seinen Kopf. Als im J. 1799 der Cardinal Ruffo die siegreichen Fortschritte der russischen Armee unter Suwarow in Ober-Italien benutzen wollte, um die Franzosen wieder aus Neapel zu vertreiben, sammelte er zu diesem Zweck Alles, was er an Truppen zusammenbringen konnte. Fra Diavolo bot ihm seine Dienste an, erhielt von ihm Verzeihung wegen des Vergangenen, und das Patent als Oberster. Von diesem Augenblicke an wurde Fra Diavolo ein andrer Mensch, er beschäftigte sich bloß damit, sein Corps zu organisiren, und machte mit der neapolitanischen Armee den Feldzug in das römische Gebiet. Sein Haß gegen die Franzosen verleitete ihn zu Grausamkeiten, wie er sie vorher als Räuber ausgeübt hatte. Als im J. 1806 Neapel wieder von den Franzosen erobert, und Joseph Bonaparte auf den königlichen Thron erhoben worden war, sammelte Fra Diavolo den Rest seiner Truppen und zog sich nach Gaëta zurück. Der Prinz von Hessen-Philippsthal, der durch die Vertheidigung dieses Platzes sich Ruhm erwarb, jagte ihn, als Unruhstifter, aus der Festung fort. Fra Diavolo ging hierauf nach Palermo, und wurde zu der von der Königin von Neapel und Sir Sidney Smith projectirten Insurrection in Neapel gebraucht. Er ging dahin zurück, sammelte Alles, was er von seinen ehemaligen Truppen finden konnte, suchte die Insurrection auf alle mögliche Art zu befördern, öffnete selbst die Gefängnisse, und that den Franzosen allen möglichen Abbruch, bezeichnete aber auch überall seinen Weg mit Brand, Raub und Mord. Es wurden Truppen gegen ihn geschickt. Nachdem er sich lange mit dem größten Muthe vertheidigt hatte, wurde er durch Verrätherei gefangen, am 6. November 1806 nach Neapel gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach dem einstimmigen Urtheil desselben am 10. Nov. gehängt.

Fragmente (wolfenbüttelsche), sind eine antichristliche Schrift, welche Lessing unter dem Vorgeben, daß er sie in der wolfenbüttelschen Bibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, ge-

Digitized by Google

funden habe, bekannt machte. Das meiste Aufsehen erregte das fünfte Fragment, in welchem dem ehrwürdigen Stifter des Christenthums Schuld gegeben ward, er habe eine Empörung stiften und auf den Umsturz des jüdischen Staats seine eigene königliche Würde und Regierung gründen wollen. Wer der wahre Verfasser dieser Schrift sey, ist nicht bis zur völligen Evidenz ausgemittelt worden; doch wird sie von den Meisten Reimarus, welcher zu Hamburg lebte und durch eine gehaltvolle Schrift über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion dem deutschen Publikum hinlänglich bekannt ist, zugeschrieben. Mit Recht hat man geurtheilt, daß der Fragmentist vieles unredlich verdreht, vieles, aus Mangel an Kenntniß der alten Welt, mißverstanden und das Christenthum höchst ungerecht beurtheilt habe. Unter denen, welche seinen Einwürfen begegneten, sind besonders Döderlein, Semler und Michaelis bemerkenswerth. Die Schrift des zuerst erwähnten Gelehrten: Fragmente und Antifragmente, ist mit so viel rubiger Beurtheilung, Gelehrsamkeit und Geschmack geschrieben, daß sie mit Recht für die gelungenste Widerlegung des Fragmentisten gehalten wird. N.

Fragonard (Nicolas), ein geschickter Historienmaler, gestorben zu Paris am 22. Aug. 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht, der junge Fragonard verließ diesen aber bald, um die Zeichenschule zu besuchen, und studirte unter Franz Boucher sehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Malerschule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke der großen italienischen Meister, eines Michel Angelo und Raphaels, schlug ihn anfangs nieder; um desto mehr aber strengte er sich in der Folge an, um auch etwas leisten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das schöne Gemälde, Coresus und Calirrhoe, das großen Beifall fand, so wie ein anderes Gemälde, die Heimsuchung Mariä, das er gleich nachher verfertigte. Fragonard gab die Historienmalerei bald ganz auf, und beschäftigte sich bloß mit Gemälden der erotischen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die sich durch sinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein gesucht, und Fragonard war in Paris der Maler nach der Mode. Während dieser Zeit verfertigte er: die Fontaine der Liebe, das Rosenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle seine Gemälde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Im J. 1773 sollte er einen Saal für die Guimard malen; er stellte diese Künstlerin als Terpsichore auf eine äußerst reizende Art dar. Ein Zwist, der unter beiden entstand, machte, daß Fragonard die Malerei nicht vollenden konnte. Aus Neugierde zu sehen, was sein Nachfolger geleistet hätte, schlich er sich einst in das Haus der Guimard, und mit zwei Pinselstrichen gab er den lächelnden Lippen der Terpsichore einen Ausdruck von Zorn und Wuth, ohne die übrige Aehnlichkeit des Gemäldes zu stören. Die Guimard, die bald nachher einigen Bekannten das Gemälde zeigen wollte, gerieth über die wahrgenommene Veränderung in die äußerste Wuth, und wurde dadurch dem Gemälde vollkommen ähnlich. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil seines Vermögens; er gab die Malerei auf, und starb in elenden Umständen.

Fraiß, Fraisch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit,

bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte Fraiß, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine französische Silbermünze, deren sechs einen Landthaler ausmachen; etwa 6 Gr. nach gutem Gelde, also so viel als ein Livre. In dem neuern französischen Münzwesen theilte man diese Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch sie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geistlichen Ordens, den der heil. Franciscus von Assisi 1208 durch Sammlung einiger Schüler seiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Assisi stiftete (s. Franz von Assisi). Erniedrigung zur äußersten Armuth und Entbehrung aller feineren Sinnengenüsse sollte sein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeistlichen damals sehr vernachlässigten Seelsorge sein Verdienst um die Kirche, Gelehrsamkeit und Geistesbildung aber ihm fremd seyn. Daher verbot Franciscus seinen Minoriten, das mindeste Eigene zu haben, und bestimmte sie in den 1210 und 1223 vom Pabst bestätigten Ordensregeln zum Betteln und Predigen; der Pabst aber ertheilte dieser neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (s. Orden) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren sie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution setzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßpriester beeinträchtigen, päbstliche Ablässe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geschenkt wurden, verhandeln und ihre in Alles sich einmischende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Pabstes, jeder weltlichen und geistlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tausende von Klöstern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit ansehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Ansehn zu geben, mußte nun Milderungen der Regel entschuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung als ein wirksames Mittel der Herrschaft über die Menschen zugelassen, geistreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m. rechtfertigten durch ihre Verdienste um die scholastische Philosophie das Eindrängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Universitäten. So erhielten sie, gestützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die stolzen Dominikaner und reichlichen Zündstoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwischen den Scotisten (Franciscanern) und Thomisten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit diesen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben sie als Gewissensräthe, Regierungsgehülfen und politische Agenten der Fürsten vom 13. bis in das 16te Jahrhundert, ganz im Widerspruch mit ihrem damaligen deutschen Namen Nullbrüder, die Herrschaft über die christlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jesuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einflusse zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten

Digitized by Google

häufig zu den höchsten Kirchenämtern, die Päpste Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. und Clemens XI. waren aus ihrem Orden. Solchen gelehrten und politischen Glanz sahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchstabens der alten Ordensregel stets als Folgen einer ungewissenhaften Abweichung von demselben an, und bildeten daher die besondern Congregationen der Cäsariner und Cölestiner oder Franciscaner Eremiten noch im 13ten Jahrhundert, der Spiritualen, Clareniner, Amadeisten im 14ten Jahrhundert, welche, obwohl meist mit Gewalt unterdrückt, den Geist der Opposition und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reste fortpflanzten, bis sie in der 1368 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus gestifteten und durch Wiederherstellung der vom Stifter vorgeschriebenen vollkommnen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten, Congregation der Soccolanti (Sandalenträger, Baarfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Diese Congregation wurde erst vom Papste, dann auch von dem Concilium zu Costnitz 1415, als ein besonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Observanten, mindere Brüder von der Observanz“ anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verschiedenen Parteien niederschlug, die Oberhand. Seitdem ist der Observantengeneral Generalminister (Minister oder Diener nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagister führen darf, ihm untergeben. Unter den Observanten sind im 16ten und 17ten Jahrhundert neue Formen im Punkte der Armuth und Kasteiung des Leibes entstanden, zufolge deren sie sich nach den verschiedenen Graden der Verschärfung ihrer Regel in regulirte, strenge und strengste eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger wegen ihres Gürtelstricks mit Knoten), anderwärts Soccolanti, Observantiner genannt, unter welchem Namen sie in Italien, der Schweiz, der pyrenäischen Halbinsel und Amerika, noch bestehen. Zu den strengen Observanten gehören die Baarfüßer in Spanien und Amerika, die Verbesserten (Riformati) in Italien und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil sie bloß der Meditation ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almosen sammeln ließen. Die strengsten sind die Alcantariner nach der Reform Peters von Alcantara mit ganz bloßen Füßen; man findet sie noch häufig in Spanien und Portugal, selten in Italien. Sämmtliche Zweige der Observanten machen unter ihrem gemeinschaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontanische mit 66 jetzt meist sehr schwachen Provinzen in Italien, Oberdeutschland, wo die Klöster theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden sind, in Ungarn, Polen, Palästina und Syrien, die ultramontanische mit 81 Provinzen in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen französischen und nordischen Provinzen sind von dieser Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Asien, Afrika und den Inseln zu suchen, wo nur diejenigen kleinern Gesellschaften von Franciscanerklöstern, die noch bloß als Missionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel schwächere Congregation der Beschuheten oder Conventualen hatte vor der französischen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöster und 15000 Mönche;

Digitized by Google

jetzt findet man sie nur noch hie und da im südlichen Deutschland, der Schweiz und Italien, wo sie Lehrämter bei den Universitäten bekleiden; denn nur sie beschäftigen sich mit den Wissenschaften und unterlassen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelstrick hängt, haben alle diese Zweige des Franciscanerordens gemein; ihre Capuze ist rund und kurz. Eine lange und spitzige Capuze und ein langer Bart sind die einzigen besondern Merkmale der sonst in der Regel und Lebensart den strengen Observanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und schmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Bassi 1528 als eine für sich bestehende Congregation der Minoriten stiftete. Seit 1619 haben sie einen eigenen unabhängigen General, und sowohl in Europa als durch ihre Missionen in Amerika und Afrika solchen Zuwachs erhalten, daß sie im 18. Jahrhundert 1700 Klöster und 25000 Glieder in 50 Provinzen zählten. Sie sind als possenhafte Bußprediger und herumschweifende Bettler bekannt genug. Nonnen seines Ordens sammelte der heil. Franziscus selbst schon 1209, und nannte sie arme verschlossene Frauen, auch Damianistinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Assisi; später wurden sie nach der heil. Clara, ihrer ersten Priorin, Clarissinnen genannt und theilten sich, wie der erste Orden, nach den verschiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbanistinnen, die ihre Regel vom Papst Urban IV. haben, die heil. Isabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für sie das Kloster Longchamps bei Paris stiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capucinerinnen, die unter den Capucinern stehen, die Alcantarinnen und Clarissinnen oder Baarfüßerinnen, von der strengsten Observanz, welche jetzt am schwächsten sind. Diese Nonnen heißen insgesammt auch Franziscanerinnen, stehen theils unter der Aufsicht des ersten Ordens, theils unter den Bischöfen, haben mit Ausnahme der Bestimmung zur Seelsorge die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrhundert zusammen auf 28000 Individuen in 900 Klöstern. Sonst erhielten sie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben sie von den Besitzungen ihrer Klöster. Der heil. Franciscus stiftete 1221 auch einen dritten Orden für Weltleute beiderlei Geschlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelstrick von den eigentlichen Minoriten annahmen. Diese Tertiarier waren schon im 13ten Jahrhundert sehr zahlreich und entstanden überall, wo Franziscaner hinkamen. Menschen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzerische Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, sondern auch 1287 die regulirte Congregation förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuces genannt wurden, sich zu den Observanten hielten, jetzt aber nicht mehr existiren. Die Gesammtzahl aller Franciscaner und Capuciner belief sich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöstern. Jetzt dürfte sie kaum die Hälfte betragen, da dieser Orden in Frankreich und in den meisten Ländern Deutschlands, zum Theil auch in Oberitalien ganz aufgehört hat, in den österreichischen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöster verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen ist im neuesten Concordat mit Neapel ausdrücklich bedacht. In Spanien, Portugall und den Colonien außer Europa blüht der Orden

noch auf die alte Weise; Amerika ist sein Paradies; in Jerusalem bewacht er das h. Grab; veredelt zeigt er sich in der katholischen Schweiz, wo die Franziskaner von beiden Geschlechtern sich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beschäftigen. E.

Franciscus (St.), s. Franz von Assisi.

François de Paule, s. Franz von Paula.

François (von Neufchateau), Graf, Mitglied der franz. Akademie, früher Minister des Innern, Director und Senator, geboren zu Listol le Grand, einem Flecken in Lothringen, den 7. Oct. 1762, zeigte schon im Collège zu Neufchateau ein ausgezeichnetes Talent für Dichtkunst. Im zwölften Jahre gab er eine Sammlung von Poesien heraus, welche Veranlassung wurden, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre Mitglied der Akademien von Nancy, Marseille, Lyon und Dijon wurde. Uebrigens widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und bekleidete bis zur Zeit der Revolution mehrere Stellen; auch trat er als Schriftsteller in diesem Fache auf. Die neue Ordnung der Dinge umfaßte er mit Begeisterung, hielt sich zuerst an die Orleans'sche Partei, und ward dann in die allgemeine Umwälzung mit fortgerissen. Er trat als Deputirter im Sept. 1791 in der Nationalversammlung auf, schlug das Decret der Verbannung der eidscheuen Priester vor, welches der König nicht genehmigte, und nahm an den wichtigsten Verhandlungen großen Antheil. Im J. 1793 brachte er sein Drama Pamela (eine Uebersetzung von Goldoni's Pamela maritata) auf die Bühne, ward aber wegen der gemäßigten Gesinnungen, die darin herrschten, verhaftet, und erhielt erst seine Freiheit nach dem 9. Thermidor wieder. Dann wurde er Richter im Cassationstribunal, und im Juli 1797 Minister des Innern. Nach dem 18. Fructidor trat er an Carnot's Stelle ins Directorium; aber schon den 9. Mai 1798 mußte er diesen Platz Treilhard einräumen. Hierauf unterhandelte er mit dem Grafen Cobenzl zu Selz, über den Vorfall in Wien, in Folge dessen Bernadotte seinen Gesandtschaftsposten daselbst verlassen hatte. Von neuem wurde er Minister des Innern. Er gründete damals die öffentliche Ausstellung der Produkte des französischen Gewerbfleißes, und ordnete das Fest der Aufstellung der in Italien eroberten Kunstdenkmäler an. Nach dem 18. Brumaire kam er in den Erhaltungssenat, erhielt die Senatorie zu Dijon (im J. 1806 die zu Brüssel), und feierte Napoleons Ruhm in mehrern Prunkreden. Uebrigens machte er sich sehr verdient um die Beförderung des Ackerbaues. Nach der Zurückkunft der Bourbons entsagte er zum Besten des Staats dem dritten Theile seines Jahrgehalts als gewesener Senator. Man hat von ihm mehrere geschätzte Gedichte, und Schriften über Moral, Ackerbau, Rechtswissenschaft und Geschichte. Lalande hatte ihn in seinem Dictionnaire des athées (1805) mit aufgeführt, worüber er sich im Moniteur vom 24. Nov. 1805 bitter beklagte. Seit 1814 lebt er ganz den Wissenschaften.

Frank (Johann Peter), ein berühmter deutscher Arzt, geboren im Badenschen den 19. März 1745, hatte, wie er selbst erzählt, als Knabe auf der Schule zu Rastadt, eine sehr schöne Stimme, weshalb die Markgräfin von Baden aus ihm in Italien einen künstlichen Sopransänger machen lassen wollte. Nur mit Mühe bewog sein Gönner, der General Dreyer, die Fürstin, diesen Plan aufzugeben. Er

Digitized by Google

wurde Doctor zu Pont à Mousson, practicirte zu Pirmasens, Bitsch und Bruchsal, erhielt eine medicinische Professur zu Göttingen 1784, das Jahr darauf die Professur der Klinik zu Pavia, von wo er 1795 als K. K. Hofrath und Director des großen Hospitals, nach Wien kam. Catharina II. berief ihn 1804 an die Universität zu Wilna, und das Jahr darauf als kaiserlichen Leibarzt nach Petersburg. Im Jahr 1808 verließ er Rußland mit einer Pension von 3000 Rubeln, und lebte seit dem als praktischer Arzt zu Wien. Bonaparte wünschte ihn in Paris anzustellen; allein er schlug die glänzenden Anträge aus, um seine Schriften zu vollenden. Unter diesen sind classisch: Das System der medicinischen Polizei, und sein Werk de curandis hominum morbis. Im Jahr 1802 erschien von ihm zu Wien eine Selbstbiographie. Sein Sohn Joseph Frank, geboren zu Rastadt den 23. Dec. 1771, ist berühmt als Arzt und Schriftsteller, vorzüglich in der Geschichte der Erregungstheorie (s. d. Art.). Er folgte seinem Vater in der klinischen Professur zu Pavia, und ging als kaiserl. russischer Hofrath nach Wilna. Außer seinen klinischen Schriften, ist auch seine Reise nach Paris und London u. s. w. in Beziehung auf Spitäler, Versorgungshäuser, medicinische Lehranstalten und Gefängnisse, wichtig. (Wien 1804—1806. 2 Th.)

Franke (August Hermann), Stifter des Hallischen Waisenhauses und vieler damit verbundenen Anstalten, einer der merkwürdigsten und wirksamsten Männer seines Zeitalters, oft durch falsches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortschritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach seinem wahren Verdienst verehrt. Zuerst von seinem Leben, dann von seinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domsyndikus, der aber schon 1666, von Ernst dem Frommen berufen, als Justizrath nach Gotha ging, daher sein Sohn auf dem schon damals berühmten Gymnasium seine erste Bildung empfing. Er zeigte so seltene Fähigkeiten, daß er im dreizehnten Jahr Selectaner, im vierzehnten reif zur Akademie, als ein eximiae spei juvenis erklärt wurde. Hierauf besuchte er die Universitäten Erfurt, Kiel und späterhin Leipzig, und trieb vorzüglich Theologie, doch in steter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. Im J. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig practische Vorlesungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatischen Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls so angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomasius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Defensionsschrift für ihn aufsetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder seine Predigten, die sich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletische Künstelei auszeichneten, selbst von den Catholiken so zahlreich besucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und katholische Zeloten wußten den Hof zu bestimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und der Kinder, deren er sich so väterlich angenommen hatte, geschah. Er erhielt sogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Universität errichtet ward. Zuerst wurde ihm die Professur der orientalischen Sprachen, späterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Pastorat in der eng mit Halle verbundenen Vorstadt Glaucha, daher diese auch der Sitz aller seiner

Stiftungen geworden ist. Die Unwissenheit und Verwilderung der glauchaischen Gemeine auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben seiner Thätigkeit, practisch zu wirken, die erste Anregung. Dies geschah besonders seit 1694. Er unterrichtete die ganz versäumten Armen und Kinder auf seiner Hausflur und gab ihnen dann kleine Almosen. Bald nahm er auch ein Paar Vaterlose auf, deren Zahl sich schnell vermehrte. Wohldenkende unterstützten ihn mit kleinen Beiträgen. Als er einst auf einmal ein Geschenk von sieben Gulden empfing, rief er aus: „Das ist ein ehrlich Capital, damit kann man etwas rechts anfangen.“ Wenn man den Umfang seiner nachmaligen Stiftungen ansieht, muß man allerdings über einen so geringen Anfang erstaunen. Von nun an wuchsen seine Anstalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter seiner Leitung Schulen für alle Stände errichtet; es wurde eine Erziehungsanstalt für Vaterlose, das eigentliche Waisenhaus (das jedoch den kleinsten Theil des Ganzen ausmacht) organisirt. Man fing an zu bauen, und 1698 ward der erste Grundstein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 600 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuscht, glaubt, Franke habe gleich anfangs einen so großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorhersehen können, daß der Ruf seiner frommen Menschenliebe nah und fern so viele Theilnehmung erwecken, daß man ihm von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuschicken, daß ihm ein stiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf seinem Todbette besuchte, Recepte zu allerlei Medicamenten übergeben würde, die hernach so viel Aufsehn gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen Gewinn von 30 — 40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus sich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterstützung der Regierung so große Anstalten ausgeführt zu sehen. Ihn selbst bestärkte natürlich dies alles in seinem starken Glauben und unerschütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorsehung, zumal es sich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groschen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht selten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Post von bekannten und unbekannten Personen einging. Er sah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug bestimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und so hat man denn mit Recht seine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe und die in ihrer Art letzte große Erscheinung des religiösen Geistes in Deutschland genannt, und über einen der Haupteingänge vor mehreren Jahren die passende Inschrift gesetzt:

„Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend, wie Er.“

Was ihm dabei alles sehr erleichterte, war der ausnehmende und doch so ganz uneigennützige Eifer seiner ersten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfnisse verlangten, und dafür mehr leisteten, als an andern Orten reich besoldete Männer, denen jener Geist fremd war. Da er bei allen seinen Unternehmungen von Religion ausging, und practische Frömmigkeit für die Hauptsache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von strengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügen war, als gefahrvoll für die Sittlichkeit, so suchte man diese Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu ma-

Digitized by Google

chen. Ihn selbst kann gewiß nie der Vorwurf des leeren Scheins verdient treffen. Daß es aber unter seinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Geberden, als dem Geist nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den Frankischen Anstalten herrschten, Viele mehr mit Widerwillen als mit Liebe zur Gottseligkeit erfüllt haben mögen, läßt sich nicht läugnen, und man ist davon späterhin mehr zurückgekommen. Er selbst war von aller Frömmelei entfernt, ein heiterer, offner, liebevoller Mann, edel und unbefangen in seinen Sitten, als Erzieher der Jugend einsichtsvoll, fest und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitsam, pünktlich in seinen academischen Vorlesungen, wie in seinen Predigten, sowol da er in Glaucha stand, als späterhin, da er an die Ulrichskirche der Stadt Halle versetzt wurde. Mit dem Steigen seines Ruhms nahmen seine Geschäfte und besonders der Andrang der Correspondenten und Besucher so sehr zu, daß er oft nur erst nach dem Abendessen an schriftstellerische Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken bestimmte. Die meisten seiner Schriften sind deutsch und ascetischen Inhalts. Früherhin hat er auch mehrere lateinische herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen sehr geübt war. Im J. 1727 erlag sein Körper den vieljährigen Anstrengungen. Er starb am 8. Juni, 64 Jahre alt, und hinterließ seinem Schwiegersohn, Joh. Anast. Freylinghausen, und seinem einzigen (ohne Nachkommen verstorbnen) Sohn, Gottl. Aug., die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden, da er das meiste von dem, was noch jetzt dasteht, vollendet gesehen hat. Die jetzigen Directoren sind der Kanzler der Universität Halle, D. Aug. H. Niemeyer, ein Urenkel des Stifters von Mutter-Seite, und D. G. C. Knapp, Prof. der Theologie. — Frankens Stiftungen. Man pflegte sie vormals unter dem Namen des hallischen Waisenhauses zusammenzubegreifen, weil alles von einer Anstalt für vaterlose Kinder ausging. Gerade dieß ist aber der kleinste Theil des Ganzen, und es gibt im engern Sinn viel größere Waisenhäuser in Deutschland, wiewol, wenn man alles, was mit dem hallischen verbunden ist, dazu rechnet, unstreitig das hallische den größten Umfang hat. Folgendes sind die vornehmsten Institute. 1. Die eigentliche Waisenanstalt. In ihr sind seit der Stiftung nahe an 4500 Kinder ganz unentgeltlich erzogen, wovon gewöhnlich 3/4 männlichen, 1/4 weiblichen Geschlechts waren. Erstere gehen größtentheils zu Handwerken und Künsten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien, und sie bleiben bis zur Universität in der Anstalt. Die höchste Zahl zugleich Erzogener war 200. Die sehr verminderten Einnahmen haben sie bis jetzt auf 100 reducirt. 2. Das königliche Pädagogium, die Erziehungs- und Lehranstalt für junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen. Seit der Stiftung (1696) sind darin 2790 gebildet. 3. Die lateinische Schule. Existirt seit 1697 als eine gelehrte Bildungsanstalt in 9 — 10 Classen für minder Begüterte. Sie hat Pensionairs (ehemals oft an 4 — 500) und Frequentanten aus der Stadt, und hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, besonders in den alten Sprachen, behauptet. Seit 1809 sind mit ihr die beiden an Frequenz sehr herabgekommenen Stadtgymnasien, das lutherische und reformirte, unter dem Namen der hallischen Hauptschule im Waisenhause verbunden, welche sich in eine lateinische und eine Realschule theilt. Die älte-

sten Lehrer wurden pensionirt; die übrigen arbeiten nun gemeinschaftlich. 4. Die deutschen oder Bürgerschulen. Ursprünglich wurden eine Knaben- und eine Mädchenschule gestiftet, welche im Bezirk des Waisenhauses lagen, und wovon jede nach und nach zu 10—12 Classen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden oft an 150 Kinder aus der Stadt und den Vorstädten unterrichtet. Hiezu kamen späterhin noch zwei davon ressortirende Nebenschulen, in Glaucha, die Mittelwachische und Weingärtersche für die entfernt Wohnenden. Letztere sind hernach in das Waisenhaus verlegt, und gegenwärtig bestehen die deutschen Bürgerschulen aus 4 Abtheilungen, von denen zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezahlen, zwei für ganz Arme, als Freischulen, bestimmt sind. Im Unterricht wird dabei auf die Bedürfnisse der Mittelstände und der niedern Volksclassen Rücksicht genommen. In der Methode sucht man das Beste und Bewährteste anzuwenden, ohne zu einer alten oder neuen Schule zu schwören. Uebrigens sind die sämmtlichen Schulanstalten zugleich als Seminarien für angehende Lehrer zu betrachten, die sich dabei üben, Methode lernen und dadurch um so fähiger werden, in andern Kreisen als Lehrer zu wirken. Dies ist ein bedeutender Vortheil, welchen der Studirende auf der Universität Halle, wie auf keiner andern findet. Als ein Annexum der frankischen Stiftungen ist noch 5. die Canstеinische Bibelanstalt zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. H. von Canstein, einem vertrauten Freunde Frankens, gestiftet, und nahm ihren Anfang 1712. Der Zweck war, durch stehende Formen der ganzen Bibel in verschiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei jeder neuen Ausgabe ersparen, den Preis äußerst wohlfeil zu machen, und dadurch den Verkauf der h. S. zu befördern. Dieser Zweck ist auch in solchem Grad erreicht, daß bereits über 2 Millionen ganze Bibeln und 1 Million neue Testamente verkauft sind. Man addressirt sich am besten unmittelbar an die Anstalt, um sie in Quantität möglichst wohlfeil zu erhalten. Die Directoren der Frankischen Stiftungen sind zugleich die Vorsteher dieser Anstalt, ohne daß jedoch das Waisenhaus Einkünfte davon hat, die vielmehr allein der Bestimmung der Anstalt gemäß verwendet werden. Uebrigens gehören noch zu den Besitzungen des Waisenhauses eine große Bibliothek in einem eignen Gebäude, und eine Naturalien- und Kunstkammer von geringerer Bedeutung. Was endlich die Erhaltungsquellen dieser vielumfassenden Stiftung betrifft, so sind folgende die wichtigsten: 1. An Gütern und liegenden Gründen, das Vorwerk oder die Meierei von 17 1/2 Hufen; das Rittergut Canena von 11 Hufen; das Rittergut Reideburg von 19 Hufen, Berga im Schwarzburgischen von 15 Hufen; mehrere ansehnliche Gärten, desgleichen das canstеinische Erbhaus in Berlin. 2. Die Medicamente, zum Theil Arcana, welche, wie schon oben bemerkt ist, in frühern Zeiten bei weitem die Hauptquelle waren, späterhin aber im Debit, durch die Verbote in vielen Ländern und durch den veränderten Geist der Zeit, sehr gelitten haben. Sie werden durch eine eigne Medicamentenexpedition besorgt. Nähere Nachricht hierüber gibt die Schrift: Madai's Beschreibung der Wirkungen und Anwendungsart der hallischen Waisenhausarzneien. Mit neuen Erfahrungen vermehrt vom Professor Tüffer. Halle 1808. 3. Die Apotheke, weit mehr aber 4. die Buchhandlung, welche von einem sehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers mit dem Druck

einer Frankischen Predigt machte, durch die Thätigkeit und Einsicht dieses Mannes zu einer der ansehnlichsten und solidesten Handlungen Deutschlands, sowohl im Sortiment als Verlag herangewachsen ist. Sie besitzt eine eigne Druckerei, und hat vorzüglich wissenschaftliche, ascetische und Schulbücher, z. B. fast alle classischen Autoren, um sehr geringe Preise geliefert und sich mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung gesetzt. Der reine Ueberschuß wird jährlich an die Hauptcasse abgegeben und zur Erhaltung der Vaterlosen und der Schulen verwendet. 5 Das Schul- und Pensionsgeld. 6. Königliche Hülfsgelder. Der jetzt regierende König von Preußen war der erste, welcher den abnehmenden Revenuen durch einen jährlichen Zuschuß zu Hülfe kam. Die vormalige königlich westphälische Regierung hat diese nicht nur fortgesetzt, sondern auch vermehrt. Sie werden jetzt aus den Einkünften des aufgehobenen Klosters Bergen bei Magdeburg gezahlt. 7. Milde Gaben. Diese sind ehedem sehr bedeutend gewesen. Seitdem aber das Waisenhaus in den wiewohl sehr übertriebenen Ruf großer Reichthümer gekommen, haben sie fast gänzlich aufgehört. Selten ist's, daß dankbare Zöglinge ihm Legate vermachen, was früherhin öfter der Fall war. Ueber dies alles gibt theils eine von 1792 — 1797 erschienene Zeitschrift unter dem Titel: Frankens Stiftungen, 3 Bände, theils die Beschreibung des hallischen Waisenhauses und der damit verbundenen Frankischen Stiftungen, nebst der Geschichte ihres ersten Jahrhunderts, mit erläuternden Kupfern, 1799, die befriedigendste Auskunft. LI.

Franke ist der Name, der in den Morgenländern allen christlichen Europäern beigelegt wird, vermuthlich weil sich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken hervorgegangenen Franzosen besonders hervorthaten.

Franken, eines der merkwürdigsten unter den deutschen Völkern. Sie erscheinen in der deutschen Geschichte zuerst seit 238 nach Chr. Geb., und wohnten zwischen dem Niederrhein und der Weser, streiften auch bisweilen über die Weser bis nach der Elbe zu. Sie machten schon im 4ten Jahrhundert verschiedene Einfälle in Gallien, aber es glückte ihnen noch nicht, feste Wohnsitze daselbst zu gewinnen. Zu Anfange des 5ten Jahrhunderts fingen sie an, in das belgische Gallien einzudringen (s. d. Art. Frankreich). Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken späterhin den Allemannen am Rheine wegnahmen, entstand eine neue Provinz unter dem Namen des rheinischen Frankens (Francia rhenana). Das heutige Frankenland gehörte den Franken damals noch gar nicht, sondern war ein Theil von Thüringen, von welchem es wahrscheinlich unter Carl d. Gr. getrennt worden ist (s. Thüringen). Im 9ten Jahrhundert findet sich ein Herzogthum Franken in der deutschen Geschichte, welches späterhin an die Familie der Hohenstaufen, die auch das Herzogthum Schwaben besaß, kam, und mit Erlöschen des hohenstaufischen Hauses wieder einging.

Franken, Fränkischer Kreis war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff einen der schönsten Striche Deutschlands, vom Main von Osten nach Westen durchflossen, zwischen Schwaben, den Rheinlanden, Sachsen, Böhmen und Baiern, ungefähr 490 Quadratmeilen groß und mit 1,500,000 Men-

Digitized by Google

schen, sehr fruchtbar an Getreide, Wein und Obst, wo Gartenbau und Viehzucht sehr blühend sind. Die Bestandtheile dieses Kreises waren: die Hochstifter Bamberg, Würzburg und Eichstädt; das Deutsche-Ordens-Meisterthum Mergentheim; die Fürstenthümer Anspach, Baireuth und Hohenlohe; die gefürsteten Grafschaften Henneberg und Schwarzenberg; die Grafschaften Castell, Werthheim, Rieneck, Erbach und Limpurg; die Herrschaften Seinsheim, Reichelsberg, Wiesentheid, Welzheim, Hausen und Speckfeld; und die freien Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim. Jetzt besitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 450 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner, nämlich Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Anspach, Baireuth, Schwarzenberg, einen kleinen Theil von Hohenlohe, Castell, Rieneck, Seinsheim, Reichelsberg, Speckfeld, Wiesentheid, Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg. Diese Lande gehören jetzt zu dem Regen-, Rezat-, Ober- und Untermainkreis des Königreichs Baiern. Wirtemberg besitzt von den fränkischen Ländern: Mergentheim, Hohenlohe, Limpurg, Welzheim und Hausen, welche zu dem Jaxtkreise des Königreichs Wirtemberg gehören. Baden besitzt die Grafschaft Werthheim, jetzt zum Main- und Tauberkreise des Großherzogthums Baden gehörig; Hessen-Darmstadt besitzt die jetzt zum Fürstenthum Starkenburg des Großherzogthums Hessen gehörige Grafschaft Erbach. In die gefürstete Grafschaft Henneberg theilen sich Preußen (dessen Antheil zum Erfurter Regierungsbezirk der Provinz Sachsen gehört), Churhessen und die großherzoglich- und herzoglich-sächsischen Häuser. Die wichtigsten Städte Frankens sind: Nürnberg, Würzburg und Bamberg. Bekannt sind die zwei Universitäten Würzburg und Erlangen. Die Universitäten zu Bamberg und Altdorf hingegen sind aufgehoben.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von), dieser um die Herzogthümer Gotha und Altenburg hochverdiente Staatsminister, der das seltene Glück genoß, sein funfzigjähriges Ministerjubiläum zu feiern, war den 20. Oct. 1728 geboren und stammte von einem Zweige des alten deutschen Geschlechts der Frankenberg ab, der sich im 11ten Jahrhundert in Schlesien niederließ. Der Vater stand der Herrschaft Schmalkalden als landgräflich-hessischer Oberaufseher vor, und der Sohn machte sich als Rath, dann Präsident des Consistoriums in Hanau, und als Gesandter in Copenhagen und Wien um Hessen verdient. Jedoch vertauschte er diesen Wirkungskreis bald mit einer Stelle im herzogl. sachsen-gothaischen Geheimen Rathskollegium, zu welcher er vom Herzog Friedrich III. am 2. Jan. 1765 berufen wurde. Seit 1788 stand er als Staatsminister an der Spitze dieser höchsten Landesbehörde, und leitete in den seit 1789 so schwierigen Zeiten die politischen Verhältnisse mit solcher Umsicht und weiser Mäßigung, daß die Länder seines Fürsten unerschüttert blieben, und ihre Landes- und Regierungsverfassung ungekränkt erhielten. Als Chef des Steuer-Collegiums wußte er nicht nur, so groß auch der Druck verderblicher Kriege und die Stockung des Erwerbs war, den Credit des Landes aufrecht zu erhalten, sondern auch noch für die Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten Mittel herbeizuschaffen und andere gemeinnützige, außerordentliche Ausgaben zu bestreiten. Nachdem er dreien Fürsten, den Herzogen Friedrich, Ernst und August, mit gleichem Eifer, gleicher Treue und gleichem Erfolg gedient, bei allen dreien in hohen Ehren gestanden, und bis in sein

Digitized by Google

spätes Alter ungeschwächte Körper- und Geisteskraft erhalten, starb er bald nach der Feier seines Jubiläums, zu Anfange des J. 1815. Sein Andenken wird in Gotha und Altenburg stets geehrt bleiben.

Frankenhausen, eine Stadt und ein Amt in Thüringen an einem Arm der Wipper, in einer fruchtbaren Gegend mit Bergen und Waldung umgeben, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt zugehörig. Die Stadt hat etwa 3000 Einwohner, eine fürstliche Regierung und eine gute Schule. Am wichtigsten macht die Stadt ihr Salzwerk, eins der ältesten in Deutschland, welches den Bürgern erb- und eigenthümlich zugehört. Die Soole ist zehnlöthig; man versiedet von ihr jährlich 60,000 Scheffel und könnte noch vielmehr versieden, wenn größerer Absatz wäre. Auch wird in der Gegend ein schöner und dichter Alabasterstein gebrochen. Die aufrührischen Bauern erlitten in dieser Gegend eine große Niederlage. Einige treffliche Concerte, zu denen es dem dortigen wackern Cantor Bischof gelang, eine bedeutende Anzahl der besten Tonkünstler Deutschlands und ein großes Publikum von nahen und fernen Kunstfreunden zu vereinigen, haben diesem Orte in den Jahren 1810 und 1811 für den Freund der Tonkunst ein besonderes Interesse gegeben.

Frankenweine, eine Gattung deutscher Weine, die vorzüglich im Hochstift Würzburg gebaut und gewonnen wird, und die zu den angenehmsten und gesundesten Tischweinen gehört. Die vorzüglichste Sorte ist der sogenannte Leistenwein, der, wenn er ein gewisses Alter hat, durch seinen angenehmen Duft oder seine Firne und seine Zartheit vielleicht alle deutschen Weine übertrifft. Feuriger noch als dieser ist der Steinwein, eine andere edle Gattung der Frankenweine, aber es fehlt ihm das Bouquet und die Lieblichkeit des Leistenweins. Andere gute Gewächse sind der Wertheimer, der Dettelbacher u. s. w. Von Kizingen unweit Würzburg, von Bamberg, von Benshausen und von Würzburg wird mit diesen Weinen ein großer Handel getrieben. Die neuern besten Jahrgänge sind die von 1761, 1762, 1776, 1779, 1781, 1783, und von 1811.

Frankfurt, das ehemalige Großherzogthum. Als durch den Lüneviller Frieden der Thalweg des Rheines die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland geworden war, und zur Entschädigung weltlicher Fürsten für den erlittenen Verlust auf dem linken Rheinufer die Staaten der geistlichen Fürsten säcularisirt wurden, da war der Churfürst von Mainz der einzige, den man als Erzkanzler des Reichs beizubehalten für angemessen fand. Zwar wurde der eigentliche Churstaat Mainz aufgelöst und zum größten Theile als Entschädigungsobject überlassen, aber, durch den Reichsschluß vom 25. Februar 1803, die Würde und der Rang eines geistlichen Churfürsten und Reichskanzlers, in Verbindung mit dem eines Metropolitanerzbischofs und Primas von Deutschland, erklärt und bestätigt, der erzbischöfliche Stuhl von Mainz auf die Domkirche von Regensburg übertragen, zugleich die Metropolitangerichtsbarkeit nach einer neuen Diöcesangränze bestimmt und dem Churfürsten-Erzkanzler ein neuer Staat aus den Fürstenthümern Regensburg und Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar gebildet; da aber dieses Areal, von 25 Quadratmeilen mit 109,000 Einwohnern, nicht mehr als 650,000 Gulden eintrug, dem Churfürsten aber eine Million als jährliche Revenue ausgeworfen worden war, so wurde das Deficit von 350,000 Gulden auf die wiederhergestellten Rheinzölle (Octroi) angewiesen. Regensburg ward nun der Sitz des neuen Erzbisthums; der Erzkanzler

führte das Directorium im Churfürstenrathe und im Fürstenrathe die 7te und 10.te Stimme. Doch wichtigere Ereignisse gaben auch diesen Verhältnissen eine andre Gestalt. Das deutsche Reich ward aufgelöst, der Churfürstentitel erlosch gänzlich und an des heiligen römischen Reichs Stelle trat der rheinische Bund, dessen Primas der bisherige Churfürst Erzkanzler ward, welcher mit vollen Souverainitäts- und Eigenthumsrechten die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und die Souverainetät über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Werthheim (auf der rechten Mainseite), über einen Theil der Besitzungen der Grafen von Erbach und über die Grafschaft Rhineck erhielt, so daß der neue fürstlich-primatische Staat ein Areal von 58 Quadratmeilen umfaßte, mit einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern und 1,800,000 Gulden Revenuen. Dem Fürsten Primas ward das Präsidium in der nie eröffneten Bundesversammlung, und zwar der Vorsitz im königlichen Collegio derselben übertragen. Diese Verhältnisse wurden in der Folge wieder verändert. Durch den am 16. Febr. 1810 mit Frankreich geschloßnen Tractat trat der Fürst Primas das Erzstift Regensburg und die Einkünfte aus dem Rheinschifffahrts-Octroi wieder ab, erhielt aber dagegen den größten Theil der seit 1806 unter französischer Administration gestandenen Fürstenthümer Hanau und Fulda. Die Provinzen wurden, zugleich mit Frankfurt, Aschaffenburg und Wetzlar, am 1. Mai 1810 von Napoleon zum Großherzogthum Frankfurt constituirt. Napoleon ernannte zugleich, als Protector des rheinischen Bundes, den Prinzen Eugen zum künftigen Nachfolger im Großherzogthum Frankfurt, und hob die im J. 1806 von dem Fürsten Primas getroffene Wahl des Cardinals Fesch, als Coadjutor und Nachfolger, auf. Das Areal des Großherzogthums Frankfurt betrug 96 Quadratmeilen, zählte 44,219 Feuerstellen und 302,092 Einwohner, und ward eingetheilt in die vier Departements Frankfurt, Aschaffenburg, Fulda, Hanau. Die gesammten Einkünfte betrugen 2,575,629 Gulden 67 Kr., nachdem 1/2 der Rheinzölle an Frankreich abgetreten worden war. Das Contingent des Großherzogthums zum Rheinbunde bestand in 2800 Mann. Uebrigens war die Verfassung des Großherzogthums der des französischen Reichs sehr verwandt. Der Großherzog führte selbst den Vorsitz im Staatsrathe, der seinen Sitz in der Hauptstadt Frankfurt hatte. Mit der Vertreibung Napoleons aus Deutschland und der Flucht des Großherzogs war auch das Großherzogthum aufgelöst. Der baiersche General Wrede nahm davon am 28. October 1813 provisorisch Besitz. Das ganze Großherzogthum wurde durch den Beschluß des Wiener Congresses (den 9. Juni 1815) getheilt; der Churfürst von Hessen nahm den ihm sonst zugehörenden Theil wieder; das ehemalige Fürstenthum Aschaffenburg wurde seit dem Juni 1815 mit Baiern vereinigt; Wetzlar und ein Theil von Fulda wurde an Preußen überlassen. Die Stadt Frankfurt wurde wieder für frei erklärt; dem Fürsten Primas wurde eine lebenslängliche Pension von 100,000 Fl. ausgesetzt, welche die Souveraine, die von den Provinzen des Großherzogthums Besitz genommen, zu bezahlen sich verbindlich machten.

I.

Frankfurt am Main, eine von den vier freien Städten des deutschen Bundes, ist als Sitz des deutschen Bundes, und durch ihren Handel, Industrie, Reichthum, Cultur und ihren schöne Umgebungen, eine von den sehenswerthesten Städten Deutschlands. Sie

liegt in einer reizenden Gegend, in einem weiten Thale des Mains, welches lebhafte, mit Alleen besetzte Kunststraßen in allen Richtungen durchschneiden und prachtvolle Land- und Gartenhäuser, schöne Lustgärten, reiche Kornfluren und treffliche Obst-, Gemüse- und Weingärten schmücken. Frankfurt breitet sich am rechten Ufer des Mains aus, über welchen ansehnlichen und mit Schiffen bedeckten Fluß eine 380 Schritte lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke führt, und es mit dem auf der linken Mainseite liegende Sachsenhausen verbindet, welches mit Frankfurt eine Stadt ausmacht. Sonst hatte die Stadt Festungswerke und enge finstere Thore; jetzt sind statt der letztern bloß eiserne Gatterthore angebracht, neben welchen schöne Wacht- und Zollhäuser stehen. Die Festungswerke sind alle niedergerissen, die ausgetrockneten Gräben mit Baumanpflanzungen versehen, die Wälle geebnet und theils mit schönen Häusern und Straßen besetzt, theils zu trefflichen Anlagen im englischen Geschmacke benutzt, welche die angenehmsten Lustgänge und mannichfaltige Abwechslungen darbieten. Durch diese neue Einrichtung hat sowohl die Gesundheit der Einwohner gewonnen, als auch die Stadt ein weit freundlicheres Ansehn erhalten. Frankfurt enthält mit Sachsenhausen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3500 Häuser, wovon sich 470 in Sachsenhausen befinden, und jetzt wohl 50,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner; doch sind auch viele Catholiken, Reformirte und besonders viele Juden (mehr als 7000) darunter, welche sonst eine besondere, finstere, mit Thoren verschlossene Straße bewohnten, jetzt aber in der ganzen Stadt wohnen dürfen. Die Bauart in Frankfurt ist zwar nicht eigentlich schön zu nennen, denn es gibt darin viele enge, finstere Straßen und eine Menge, alter mit abgeschmackten Verzierungen bemalter Häuser, aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen viele geschmackvolle, palastmäßige Häuser, und es sind in einem Zeitraume von acht bis zehn Jahren viele neue Häuser in einem guten Style aufgebaut worden, so daß Frankfurt unter den freien Städten Deutschlands wohl den Rang der schönsten behaupten kann. Die Straßen sind wohl gepflastert und durch mehr als tausend Laternen, zum Theil sehr gut beleuchtet. Durch ihre Länge, Breite und herrlichen Gebäude zeichnet sich vorzüglich unter den Straßen die Zeil aus. An der sogenannten schönen Aussicht (belle vue), am Main, oberhalb der Brücke, so wie überhaupt in dieser Gegend der Stadt, sind viele neue regelmäßige Straßen und in einem edeln Style erbaute Häuser entstanden, und man fährt damit noch immer fort, so daß sich Frankfurt mit jedem Jahre verschönert. Von den öffentlichen Gebäuden, die sämmtlich weniger ansehnlich sind, als man es von einer so reichen Stadt vermuthen sollte, bemerken wir, außer dem Römer, die catholische Stiftskirche St. Bartholomäi, oder gewöhnlich die Domkirche genannt, worin sonst die römisch deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurden. Sie ist in Form eines gleichseitigen Kreuzes gebaut, hoch und kühn gewölbt. Sie wurde zur Zeit der ersten Karolingischen Kaiser gestiftet, erhielt aber ihre jetzige Bauart in den Jahren 1415 bis 1509. Unter den vielen Denkmälern, die in dieser Kirche befindlich sind, ist das des Kaisers Günther das merkwürdigste. Der zu dieser Kirche gehörige Thurm, hat seiner künstlichen Bauart ungeachtet, doch nicht das schlanke Ansehn anderer gothischen Thürme denn sein großer Umfang steht nicht im richtigen Verhältnisse zu seiner Höhe. Die Aussicht von der Galerie dieses Thurmes ist über alle Beschreibung schön. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, ist eine Mischung von mehreren Bauarten, die

Digitized by Google

kein übereinstimmendes Ganzes ausmacht. Die goldene Bulle wird darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxische Palais, ehemalige Residenz des Fürsten Primas, worin die Sitzungen des deutschen Bundestages gehalten werden, steht in der Eschenheimer Straße, und ist in einem edeln Style erbaut. Das Innere überrascht durch seine fürstliche Pracht. Frankfurt enthält mehrere sehenswerthe wissenschaftliche und Kunstsammlungen, als die 60,000 Bände starke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig ein neues Bibliothekgebäude errichtet wird, wohin auch das zur Beförderung der schönen Künste errichtete Museum kommen soll; ferner die Gemäldesammlung des Herrn Städel, der dieselbe und sein beträchtliches Vermögen der Stadt zur Errichtung eines Kunstinstituts vermacht hat, und endlich die Gerning'schen Sammlungen, bestehend aus einer Schmetterlingssammlung, welche vielleicht die erste in Europa ist, und 50,000 Stück enthält, und aus einer Sammlung von Münzen, Gemälden und Antiken, zum Theil aus Pompeji. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten zeichnet sich das Senkenbergische Stift aus, mit einem botanischen Garten, einer Bibliothek, einem anatomischen Theater und dem trefflichen Bürgerhospitale. Die Frankfurter Handwerker und Künstler liefern treffliche Arbeiten; auch unterhält man vielerlei Fabriken, darunter die siebzehn Rauch- und Schnupftabaks- und die Kupferdruckschwärzefabriken die wichtigsten sind. Aber wichtiger als diese Erwerbzweige ist der große Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, theils unmittelbar in alle Gegenden Europa's und auch in andere Welttheile treibt. Derselbe besteht, außer einem nicht unbedeutenden Handel mit eigenen Fabrikaten (darunter Rauch- und Schnupftaback die wichtigsten sind), und Landesproducten (besonders Wein), in eigenem Handel en gros mit französischen, englischen, schweizerischen, sächsischen und sonstigen deutschen Fabrikaten, wovon man hier äußerst große Lager beständig antrifft; ferner in einem äußerst wichtigen Speditions-, Commissions- und Zwischenhandel und einem großen Wechselhandel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art sind von Bedeutung. Dieser Handel wird sehr befördert durch die zwei schiffbaren Flüsse, Main und Rhein, durch die zwei berühmten Messen und durch die hier durchgehende Hauptstraße. Die Liebe zum Vergnügen und zu einem weitgetriebenen Aufwand herrscht unter allen Ständen Frankfurts so allgemein, wie in wenigen deutschen Städten. Das Schauspiel, welches zu den bessern Deutschlands gehört, die öffentlichen Häuser, Spaziergänge und die benachbarten Lustörter sind beständig angefüllt. Zur Unterhaltung der Frankfurter ersten Stände dienet das aus 600 Mitgliedern bestehende Casino. Für Musik hat das Publikum vielen Sinn; daher nehmen die Concerte unter den Vergnügungen einen vorzüglichen Rang ein. Zu den nächsten am häufigsten besuchten Lustörtern gehören: Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Aussicht auf das schöne Mainthal und die Stadt selbst, Bornheim, Hausen, mit der romantischen Aussicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, das Forsthaus, wo sich ein angenehmer Wald und eine geschmackvolle englische Anlage befinden, der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsörtern gehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wiesbaden. Bis zum Jahr 1806 war Frankfurt eine kaiserliche freie Reichsstadt, aber in demselben Jahre wurde sie dem Fürsten Primas zugetheilt. Als 1810 die gesammten Lande des Fürst Primas in ein Großherzogthum Frankfurt zusammengeschmolzen wurden, erhielt die Stadt eine ganz

neue Verfassung, und wurde die Hauptstadt des ganzen Staates. Nach der Vernichtung der französischen Uebermacht 1813 erhielt Frankfurt seine Selbstständigkeit wieder, wurde hierauf zu einer freien Stadt des deutschen Bundes erklärt, gab sich 1816 eine eigene Verfassung, indem man die ehemalige reichsstädtische mit einigen Abänderungen wieder einführte, und wurde der Sitz der deutschen Bundesversammlung. Frankfurt nimmt jetzt unter den vier freien Städten des deutschen Bundes den zweiten Rang ein, hat auf der Bundesversammlung mit den übrigen zusammen die 17te Stelle, und im Plenum eine eigene Stimme; auch besitzt es außer der Stadt ein kleines Gebiet, worin gegen 7000 Menschen wohnen. Bei einer Volksmenge von 50,000 Menschen, und obwohl das stehende Militär bis auf 300 Mann verringert worden ist, betrug dennoch das Ausgabe-Budget der Stadt vom Jahr 1819 800,000 Gulden, was ein kostspieliges Verwaltungssystem anzeigt. Der Meßhandel hat durch die 38 Zoll- und Mauthlinien, welche die deutsche Handelsfreiheit fesseln, sehr gelitten; daher bildete sich 1819 in Frankfurt ein Verein deutscher Fabrikanten und Kaufleute, der Hülfe beim Bundestage suchte.

Frankfurt an der Oder, eine ansehnliche Handelsstadt in der Mittelmark Brandenburg, welche 12,000 Einwohner hat, die theils reformirt, theils lutherisch sind. Die Stadt ist nach alter Art befestigt. Es sind daselbst verschiedene Fabriken und jährlich drei Messen, zu Reminiscere, Margaretha und Martini; auch hat die Stadt allein die Schifffahrt auf der Oder nach Breslau. Sehenswerth sind daselbst das Denkmal des berühmten Dichters Kleist, der in der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundet wurde (das demselben die Freimaurerloge setzen ließ), das Denkmal Leopolds von Braunschweig, und in der Nachbarschaft das Schlachtfeld bei Kunersdorf, wo 1759 die Preußen von den vereinten Russen und Oesterreichern geschlagen wurden. Die Universität ist 1810 nach Breslau verlegt worden.

Franklin (Benjamin), war zu Boston den 17. Jan. 1706 von unbemittelten Aeltern geboren. So gern ihn sein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologischen Studien gewidmet hätte, mußte er diesen Plan doch aus Mangel an den nöthigen Mitteln weder aufgeben, denn er war damals durch seine Profession, die Färberei, nicht im Stande, seine Familie nur dürftig zu erhalten, und hatte sie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifensieden vertauscht. Bei dieser Arbeit mußte ihm sein Sohn hülfreiche Hand leisten, der sich für diese ihm widrige Beschäftigung einigermaßen dadurch zu entschädigen suchte, daß er in den Stunden der Muße seinen Hang zur Lectüre befriedigte. Es standen ihm aber dazu auch keine Bücher weiter zu Gebote, als die wenigen, meist theologischen und ascetischen Schriften, welche sich in der Bibliothek seines Vaters vorfanden. Doch waren auch Plutarchs Lebensbeschreibungen und de Foe Versuch über die Projecte darunter. Aus den letztern schöpfte Franklin Ideen, welche nach seiner eignen Angabe wichtigen Einfluß auf sein Leben gehabt haben. So erreichte der Knabe das zwölfte Jahr, und entschloß sich nun, bei seinem 1717 aus England zurückgekommenen Bruder, Jacob, die Buchdruckerkunst zu erlernen. Er machte schnelle Fortschritte; die Freistunden, und oft selbst einen Theil der Nacht, widmete er der Lectüre, wozu ihn ein wohlwollender Kaufmann, Matthiew Adam, mit Büchern versah. Eine Schrift von Tryon, worin die vegetabilische Kost empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entschluß, diese Diät zu versuchen. Er verfertigte sich jetzt, während die übrigen Arbeiter zur Mittags-

Digitized by Google

zeit die Druckerei verlassen hatten, seine frugale Mahlzeit selbst, und sparte dadurch Geld und Zeit, welche er auf die Lectüre wenden konnte. Er las damals Locke's Versuch, Xenophons Denkwürdigkeiten, und die Schriften von Shaftsbury und Collins. Schon früher hatte sich der junge Franklin in eigenen Productionen versucht. Er hatte zwei Balladen auf damalige Ereignisse verfaßt, die er auch selbst zum Verkauf herumtrug. Der Beifall, den sie fanden, würde ihn zu weitern Arbeiten der Art bewogen haben, wenn ihn nicht sein Vater aufmerksam gemacht hätte, daß alle Versemacher arm wären. Als aber im Jahr 1720 oder 1721 sein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch allerlei unterhaltende Aufsätze eingerückt wurden, erwachte sein schriftstellerischer Hang wieder; er schrieb einen Aufsatz mit verstellter Hand, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu sehen. Er fuhr damit fort, und gab sich endlich zu erkennen. Mißhelligkeiten, in die er mit seinem Bruder gerieth, bewogen ihn, Boston zu verlassen, und nach New-York, und von da nach Philadelphia zu gehen. Hier fand er Arbeit, machte einige angenehme Bekanntschaften, und setzte seine Studien mit Eifer fort. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, der durch einen seiner Briefe die vortheilhafteste Meinung von dem Jüngling gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und erbot sich, ihm 100 Pfund vorzuschießen, um sich den nöthigen Apparat in England selbst anzukaufen. Franklin zögerte nicht, dahin zu reisen, nachdem er sich vorher mit Miß Read, der Tochter seines Wirths, verlobt hatte, fand sich aber bei seiner Ankunft in England in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Seine nicht geringe Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jungen Menschen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. Beide ergaben sich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. Franklin arbeitete um diese Zeit an Wollastons Werk über die natürliche Religion; eine Schrift, die er darüber herausgab, brachte ihn mit einigen englischen Gelehrten in nähere Verbindung. Er blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntschaft eines Kaufmanns, mit Namen Denham, und ward dessen Buchhalter; als dieser aber bald darauf starb, mußte Franklin aufs neue zur Buchdruckerei seine Zuflucht nehmen. Seine Studien setzte er dabei unablässig fort, stiftete auch eine literarische Gesellschaft junger Leute, unter dem Namen Junta, die sich wöchentlich versammelte, und über Moral, Politik, Physik u. s. w. Untersuchungen anstellte. Endlich errichtete er eine eigne Buchdruckerei in Gemeinschaft mit Meredith, seinem Gehülfen, der den Fonds dazu hergab, sich aber bald wieder davon zurückzog. Franklin, von einigen Freunden unterstützt, setzte darauf das Geschäft allein fort. Um diese Zeit trat er zuerst mit einer Schrift als politischer Schriftsteller auf, und fand den ungetheiltesten Beifall. Seine oben erwähnte Braut, Miß Read, hatte sich während Franklins Aufenthalt in London, da sie sich sehr kalt von ihm behandelt sah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bot der wieder Geschiedenen seine Hand an, und heirathete sie 1730. Indessen gingen seine Geschäfte, die er durch einen Papierhandel erweitert hatte, sehr glücklich von Statten; dabei wuchs die Achtung, welche man für ihn hegte. Seine pensylvanische Zeitung und sein jährlicher Almanach beurkundeten seine seltenen Einsichten. Eine

Folge davon war, daß man ihm im Jahr 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika genauer zu entwerfen. Franklin fing um diese Zeit an, sich mit der Electricität zu beschäftigen, und der glücklichste Erfolg krönte seine Bemühungen. Die Erfindung des Gewitterableiters (1749) machte seinen Namen durch ganz Europa bekannt. Die Oxforder Universität creirte ihn 1762 zum Doctor der Rechte. Unterdessen gewannen die politischen Verhältnisse der nordamerikanischen Colonien ein immer höheres Interesse; die amerikanischen Patrioten und die Anhänger des englischen Ministeriums bildeten sich immer mehr zu zwei entgegengesetzten Parteien, und beide bemühten sich, einen Mann zu gewinnen, dessen Einsichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil versprachen. Um diese Zeit hatte Franklin eine Reise nach London gemacht, und wurde nach seiner Rückkunft Generalpostmeister aller englisch-amerikanischen Colonien; allein dieser mit ansehnlichen Einkünften verbundene Posten bestach ihn nicht zum Nachtheil der Wahrheit und der gerechten Sache seines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor seine Schranken lud, um die Beschwerden zu untersuchen, erschien (im Jahr 1767) auch Franklin als Agent von Pensylvanien, sprach mit eben so viel Freimüthigkeit als politischer Weisheit für die gerechte Sache, und erließ an seine Landsleute aufmunternde und anfeuernde Sendschreiben, welche allenthalben Enthusiasmus erregten. Der Hof bewies ihm dafür sein Mißfallen durch Entsetzung von seinem Posten, und Franklin war in Gefahr, verhaftet zu werden. Er kehrte daher 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congreß versammelt war. Nicht zufrieden, die bevorstehende Crise durch thätige Mitwirkung zu dem bekannten glücklichen Ausgange zu leiten, unternahm er es noch in seinem 71sten Lebensjahre (im J. 1776), als Unterhändler nach Frankreich zu gehen. Anfangs wohnte er ganz im Stillen zu Passy, einem Dorfe zwischen Versailles und Paris, und negociirte insgeheim, als aber Ludwig XVI. 1778 nach der Schlacht bei Saratoga die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erschien der schlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Versailles, und wurde der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Als er endlich am 20. Jan. 1783 mit den englischen Commissarien zu Paris den Frieden unterzeichnet hatte, der seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zusicherte, kehrte er nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweise der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch, trotz seines hohen Alters, die Stelle eines Präsidenten der Assembly von Pensylvanien, und starb, bis an seinen Tod für das Wohl seiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17. April 1790. Außer den angeführten großen Verdiensten um seine Mitbürger hat er sich durch viele nützliche und heilsame Einrichtungen ein ewiges Gedächtniß in ihren Herzen gestiftet. Uebrigens verdankt ihm die Physik manche wichtige Entdeckung. Nicht allein die Erfindung des Wetterableiters ist sein Werk, er hat auch zuerst die Natur des Nordlichts erklärt, und der electrische Drache (s. d. Art. Drache) ist seine Erfindung. Er erfand einen eigenen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälschlich gehalten wird. Die Nationalversammlung

Digitized by Google

in Frankreich legte auf Mirabeau's Antrag eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts. Mit ruhiger Klarheit durchschaute sein scharfsinniger Geist die Verhältnisse des Lebens im Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und sein edles Herz umfaßte das Wohl der Menschheit. Ohne in die Labyrinthe einer unfruchtbaren Speculation einzugehen, hatte er sich ein System der Lebensweisheit gebildet, das seine Anwendbarkeit stets bewähren wird. Unübertrefflich ist er in der Kunst, die Lehren der Moral zu entwickeln, und sie auf die Pflichten der Freundschaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitsamkeit, auf den süßen Genuß, den die geselligen Tugenden uns verschaffen, anzuwenden. Man kann nichts schöneres in dieser Art lesen, als die Sprüchwörter des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard, die durch Einkleidung und Inhalt Muster der wahren Popularität sind. Eine Sammlung seiner nachgelassenen Schriften und seine Correspondenz ist nach seinem Tode auch ins Deutsche übersetzt, erschienen. D'Alembert bewillkommte den Erfinder des Blitzableiters und den Befreier seines Vaterlandes bei seiner Aufnahme in die französische Academie mit dem eben so schönen als wahren Hexameter:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.
„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter."

Die Grabschrift, welche sich Franklin selbst setzte, verdient wegen ihrer Celebrität noch angeführt zu werden; sie lautet wörtlich übersetzt also: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor."

Frankreich. I. Geschichte Frankreichs bis zum J. 1789. 1. Aelteste Geschichte. Ein Bund mehrerer Völker gab sich den Namen „Franken" die Freien, als ihnen die Besiegung der Longobarden gelungen war. Dieser Frankenbund hatte sich von der Mündung der Lahn, längs dem Rhein hinunter ausgebreitet, und bestand aus den Chauzen, Sigambern, Attuariern, Bructerern, Chamavern und Chatten. Nach vielen Raubzügen durch Gallien bis über die Pyrenäen, führten sie blutige Kriege mit den Legionen der römischen Kaiser Gordian, Maximian, Posthumius, Constantius und Cäsar Julian, in Gallien, in der batavischen Insel, und in Britannien, wo sie auch mit den Sachsen dem Afterkaiser Carausius beistanden. Besonders zeichneten sich unter ihnen die Salier, die Bewohner des Landstrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, als sie bis an die Schelde vorgedrungen waren. Sie wurden im 4ten Jahrhundert dem Westen des römischen Reichs eben so furchtbar, als die Gothen dem Osten desselben waren, und hatten sich bereits im belgischen Gallien und um die Somme festgesetzt, als Chlodowig der Große, aus dem Geschlecht der Merovinger, in der Schlacht bei Soissons, die er 486 über den römischen Feldherrn Syagrius gewann, der römischen

Digitized by Google

Herrſchaft in Gallien ein Ende machte. Dieſer zwanzigjährige Eroberer unterwarf ſeiner Herrſchaft die Allemannen nach der Schlacht bei Zülpich (496), an beiden Ufern des Rheins, 507 die Britten in Armorica (Bretagne), und die Weſtgothen in Aquitanien (das Küſtenland von der Garonne bis an die Pyrenäen). Auch ſeine Vettern, die Fürſten der verſchiedenen Völkerſtämme der Franken, räumte er durch Liſt und Meuchelmord aus dem Wege. Zu Rheims ſetzte er ſich (496) die Krone der Franken auf, nachdem er ſich von Biſchof Remigius hatte taufen laſſen *), welchem Beiſpiele ſein ganzes Volk folgte. Chlodowigs Nachfolger bekamen deswegen vom Papſte den Titel: allerchriſtlichſter König und erſtgeborner Sohn der Kirche. Seine Dynaſtie, die Merovinger, beſaß das Frankenland in Gallien und Germanien bis 752. Chlodowigs vier Söhne theilten das Reich in Auſtraſien und Neuſtrien, oder in die öſtliche und weſtliche Monarchie, die letztere wieder in die Reiche Orleans, Soiſſons und Paris, ſo daß Theodorich zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Clothar zu Soiſſons herrſchten. Sie eroberten Thüringen und Burgund; allein die verſchiedenen Theilungen des Reichs, — daher blutige Familienkriege und Verwandtenmord! — das kraftloſe Regiment der Könige und die Einfälle der Araber von Spanien her, zerrütteten das Reich. Doch hielt die Energie der Majores-Domus (Haushofmeiſter, Hausmair, daher ſpäter Maires du palais) das Ganze noch einigermaßen zuſammen. Aber eben dieſe waren es, welche die merovingiſche Dynaſtie endlich vom Throne verdrängten. Unter ihnen erwarben ſich beſonders Pipin von Heriſtall, Carl Martell, Carlmann und Pipin der Kurze oder Kleine, große Namen in der Geſchichte des Reichs. Heriſtall machte die Frieſen zinsbar; Martell vereitelte durch den Sieg von Tours über die Araber 732 die Eroberungsentwürfe dieſer Nation; er unterwarf die Frieſen gänzlich, nöthigte die Sachſen zum Tribut, und beförderte die Ausbreitung des Chriſtenthums durch den heiligen Bonifaz, den Apoſtel der Deutſchen, der in Carlmann und Pipin noch größere Beſchützer erhielt. Endlich mußte der ſchwache Childerich III. den königlichen Schmuck mit der Mönchskutte vertauſchen, und der Major-Domus Pipin beſtieg mit des Papſtes Genehmigung 752 den Thron. Aus ſeinem Blute ſtammten die Carolinger, die 235 Jahre lang die franzöſiſche Krone trugen. Sein Sohn, Carl der Große, war Beherrſcher der Länder vom Ebro bis an die Niederelbe und bis an den Raab, und von der Nordſee bis an den Garigliano in Neapel. Ihm, dem Herrn von Frankreich, Deutſchland und Italien, gab Papſt Leo III. im J. 800, die römiſche Kaiſerkrone des Occidents, und der Orient — Conſtantinopel und Bagdad — kamen ihm mit Verehrung und Freundſchaft entgegen. Allein unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Frommen (814 — 840) zerfiel die Monarchie. Seine drei Söhne theilten, nach blutigem Hader, das Reich durch den Vertrag von Verdun (843), welcher die Trennung der deutſchen und italieniſchen Kronen von der fränkiſchen zur Folge hatte. Carl II., der Kahle genannt, erhielt Frankreich. Von dieſem Vertrage, vom

*) Das Mährchen iſt bekannt, daß eine Taube das Oelfläſchchen, mit welchem Chlodowig und ſeine Nachfolger geſalbt wurden, vom Himmel gebracht habe.

Jahr 843 an beginnt die Geschichte des eigentlichen Königreichs Frankreich.

2. Von Carl dem Kahlen bis zur Revolution. 843—1789. Auf kurze Zeit vereinigte Carl der Dicke die Länder Carls des Großen. Nach seiner Absetzung (887) trennte sich Burgund von Frankreich, und Odo Graf von Paris mußte Carl dem Einfältigen die Krone Frankreichs überlassen. So herrschten zwar die Carolinger in Frankreich noch bis 987; allein der hohe Adel spielte mit der Macht des Throns; er theilte sich in die Domainen des Reichs, und die Kronvasallen — die bedeutendsten waren, die Herzöge von Frankreich, Normandie, Aquitanien (Guienne), die Grafen von Flandern, Champagne, Isle de France, und Toulouse — hatten endlich so viele Provinzen an sich gerissen, daß nur Soissons, Laon und einige kleine Ländereien dem letzten Carolinger noch gehörten. Lothringen ward mit Deutschland vereinigt. In diesem unglücklichen Zustande des Reichs sank das Ansehn der herrschenden Dynastie immer mehr, bis endlich, nach Ludwig V., des Faulen, Tode (987) dem mächtigen Herzog von Isle de France, Grafen von Paris und Orleans, Hugo Capet, es gelang, sich auf den Thron zu schwingen, indem Ludwigs Oheim, Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vasall des deutschen Kaisers Otto nicht König von Frankreich seyn könne, von der Nachfolge ausgeschlossen wurde. So trat an die Stelle der Carolinger der Stamm der Capetinger. — Unter Hugo Capets Nachkommen bis Ludwig XIII., verwandelte sich der Staat aus einer Feudalaristocratie in eine Autocratie; diese stürzte vor unsern Augen zusammen, und gestaltete sich darauf zu einer gesetzlich geordneten Monarchie. Der Grund jener Feudalaristocratie war Eroberung. Aus den Erwerbern der vertheilten Länderbeute, die unter Carl dem Kahlen schon zum erblichen Besitz gelangten, waren mitten unter einem zahlreichen Dienst- und Kriegsadel, vierzig mächtige Vasallen entstanden, und der Inhaber der Krone herrschte nur als primus inter pares. Der Grund der Autocratie war gesetzlose Unterdrückung. Der König riß nach und nach die politische Macht der Aristocratie und der Stände an sich; aber die Feudalprivilegien unterdrückten nach wie vor das Volk, das im Elend schmachtete. Endlich zerstörte Mißbrauch die formlose Herrschergewalt und das Feudalwesen. Das Volk ward frei, aber der Staat ging aus einer wilden Democratie, durch das Fegefeuer des militärischen Despotismus, mittelst eines Grundvertrags über in den gesetzlichen Zustand einer verfassungsmäßigen legitimen Monarchie. Wie sich der französische Thron zuerst durch Erblichkeit befestigte, dann durch herrschsüchtige Ausdehnung seiner Macht nach Innen und erobernd nach Außen, sich über das Gesetz erhob: darüb. s. m. d. Art. Französische Staatskunst. Schon die Erbkönige der ersten capetingischen Hauptlinie (987 — 1328) beschränkten die Macht der Kronvasallen, indem sie sich mit einzelnen Großen gegen die übrigen, und mit der Kirche gegen die weltlichen Vasallen überhaupt verbanden. So erwarben sie Kronländer und Regalien. Die Kreuzzüge begünstigten ihre Entwürfe, indem seit der klugen Verwaltung des Abts Süger, unter Ludwig VI. (starb 1137), das allmälige Verschwinden der Leibeigenschaft und das Emporkommen freier Städte das bürgerliche Daseyn des Volks (la rôture) vorbereiteten. Unter Philipp II. August (1180 — 1223), dem

Eroberer, wurde die Zahl der Pares regni auf sechs geistliche und sechs weltliche beschränkt. Darauf gab Ludwig IX., der Heilige (st. 1270) durch die Einführung einer neuen Rechtspflege der königlichen Würde mehr Kraft. Ein neues Gegengewicht gegen den Geschlechtsadel entstand unter Philipp III. (st. 1285) durch die Ertheilung des Briefadels. Noch wichtiger war unter Philipp IV. dem Schönen (st. 1314), die Einführung des dritten Standes (tiers-état) oder der Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung des Clerus und des Adels, seit 1301. Vergl. d. Art. März- und Maifeld.) Mit Hülfe dieser Feudalstände, welche bis 1614 um den Thron sich versammelten, widerstand schon Philipp IV. dem Interdicte Bonifaz VIII., und der Hierarchie. Derselbe Philipp dehnte die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments über sämmtliche Kronländer aus. Aber das Ganze bestand noch immer aus widerstrebenden Theilen, und die grausame Vertilgung der Templer 1314 (s. d. Art.), ist nur ein Zug aus der Geschichte eines Zeitalters, in welchem nicht das Recht herrschte, sondern Gewalt und Unterdrükkung. — Unter den Valois, der zweiten Linie des Mannsstammes der Capetinger (1328 — 1589), welche mit Genehmigung der Stände, in der Person Philipps VI. (Enkel Philipps III.) zur Thronfolge gelangte, ward der Feuerbrand des Krieges mit England in das formlose Gebäude der französischen Monarchie geworfen, welcher den Aufruhr des Rottengeistes im Adel entzündete, die Krieger in Räuber, und die Bauern durch den Druck des Elends in wilde Bestien verwandelte. Der König von England, Eduard III., machte nämlich, als Philipps IV. von Frankreich Tochtersohn, Ansprüche auf den französischen Thron, indem das salische Gesetz, welches die weiblichen Nachkommen davon ausschloß, noch nicht Reichsgesetz war. Während er, der Sieger bei Crecy, Calais eroberte (1347) und den gefangenen König Johann den Guten nöthigte, im Frieden zu Bretigny 1360, Guienne und andere Provinzen an England abzutreten, wurde Frankreich von den Räuberbanden der Cameradschaften geplündert, und die Jaquerie, ein Haufe wüthender Bauern (um d. J. 1358) sättigte eine unmenschliche Rache in dem Blute des Adels. Nur augenblicklich stellten Carl V., der Weise (st. 1380), und sein Connetable, der tapfre du Gueslin, die Ordnung wieder her. Denn es kamen unter dem wahnsinnigen Carl VI. (st. 1422), die Zeiten der Armagnacs über Frankreich; ein Bürgerkrieg der Großen, von Orleans und Burgund mit Meuchelmord geführt, in welchem Heinrich V. von England, als Gemahl der Tochter Carls VI., die Erbfolge in Frankreich erlangte. Da begeisterte, mitten unter der Zügellosigkeit des Kriegs, des Parteigeistes und der Sitten, eine Jungfrau (s. d. Art. Jeanne d'Arc) die Franzosen für die Sache des Dauphin 1429, und die Engländer verloren in Frankreich alles, was sie besaßen, bis auf Calais. In dieser Zeit vermehrten die Könige den Länderbesitz der Krone, z. B. Philipp VI., 1349 durch den Erwerb der Dauphiné; und der Krieg berechtigte sie, Steuern zu erheben ohne die Einwilligung der Stände. Hierauf gründete zuerst Carl VII., im J. 1444, ein stehendes Heer (s. d. Art.). Seitdem strebten die Könige immer planmäßiger, durch Unterdrückung der ständischen Rechte, nach unumschränkter Gewalt im Innern, und zugleich, um den kriegerischen Geist der verwilderten Nation auf Beute hinzulenken, nach auswärtigen Eroberungen. Jenen Zweck erreichte durch List und Gewalt die despotische Staatskunst Ludwigs XI.

Digitized by Google

(1461 — 1485), dessen Regel war: dissimuler, c'est regner. Unter ihm entstand der 280 Jahr fortdauernde Zwiespalt mit dem Hause Habsburg, als dieses die burgundische Erbschaft nach Carls des Kühnen Tode (1477) erwarb (s. den Art. Niederlande). Dagegen erzwang sein Sohn und Nachfolger Carl VIII. (st. 1498), die Hand der Erbin von Bretagne und die Vereinigung dieses Herzogthums mit Frankreich. Hierauf schloß er mit Oesterreich den Frieden zu Senlis 1493, und unternahm 1494 den Eroberungszug nach Neapel, als Erbe der Ansprüche des Hauses Anjou. Damit begann die Eroberungspolitik der franz. Könige gegen Italien, Deutschland und die Niederlande; woraus zuletzt das neuere politische System von Europa hervorging. Er war der letzte Valois der Hauptlinie. Ihm folgte ein Seitenast des valesischen Stamms, das Haus Orleans 1498. Sein Nachfolger, der gutgesinnte Ludwig XII., kannte nicht den Machiavellismus seiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm Vieles für seine innern Verhältnisse; allein er war weniger glücklich in seinen Unternehmungen zur Vergrößerung des Reichs. Familienansprüche auf Mailand behauptete er durch die Besitznahme dieses Herzogthums; das Königreich Neapel eroberte und theilte er mit Ferdinand dem Catholischen von Spanien; aber bald sah er sich mit dem Bundesgenossen selbst im Zwist, der ihm seinen Antheil entriß, so wie er, in dem Kampfe gegen die vom Pabste Julius II. wider ihn mit Spanien, Oesterreich, England, Helvetien und Venedig gestiftete Ligue, auch Mailand und die Lehnshoheit über Genua verlor. Sein Nachfolger Franz I. und dessen Sohn Heinrich II. bekämpften in fünf Kriegen die Macht Carl V. und Philipps II.; allein vergebens schlossen sie einen Bund mit der Pforte. Dagegen vereinigte Franz I. das Herzogthum Bretagne auf immer mit der Krone und machte die königliche Gewalt unumschränkt, indem die mächtigen Vasallen Hofbedienungen annahmen, und selbst das Parlament sich allmählig des Königs Willen fügen lernte; Heinrich II. aber gelang es, den Engländern Calais zu entreißen, und im Bunde, den er für die deutsche Freiheit mit Moritz von Sachsen geschlossen hatte, die deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verdün zu erobern. Unter Franz I. (s. d. Art.) nahm mit Verbreitung der Reformation die Religionsverfolgung auch in Frankreich ihren Anfang. Er und seine Nachfolger, Heinrich II. (1547 — 1559, s. d. Art.) und Franz II. (st. 1560, s. d. Art.), ließen die Calvinisten verbrennen. So wenig milderte die unter Franz I. in Frankreich aufblühende Cultur des Geistes und der Sitten den grausamen Charakter des Fanatismus! Uebrigens herrschte jetzt am Hofe und im Staate der Geist der Intrigue. Auch wurde der Anfang zu den Staatsschulden gemacht, deren ungeheure Last nach 250 Jahren den Thron umstürzte. Carls IX. Regierung (welche während seiner Minderjährigkeit die Königin-Mutter, Catharina von Medicis, führte) zeichnete sich durch die Blutströme aus, welche in den Religionskriegen seit 1562 Frankreich befleckten. (S. den Art. Bluthochzeit) (1572). Die Herrschsucht der Guisen verdrängte die Prinzen von Geblüt, die Bourbons, weil sie Hugenotten waren, aus der Nähe des Throns, und trachtete endlich, diesen selbst zu besteigen. Der kraftlose Heinrich III. ließ sie meuchlings ermorden. Dies war für die fanatisirten Liguisten in Paris die Losung zum Königsmord (1589). (S. den Art. Heinrich III. u. IV.) Nun bestieg der erste Bourbon, Heinrich IV., aus Capets Stamme, den Thron von Frankreich. Er

brachte wieder Ordnung in das Chaos, bekannte ſich zur katholiſchen Religion, und ſtellte ſeine alten Glaubensgenoſſen unter den Schutz des Edicts von Nantes (1598). Im Verein mit dem weiſen Sully arbeitete Heinrich raſtlos für des Reiches Wohlfahrt. Die Franzoſen erhielten die erſte Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialweſens; Pondichery in Oſtindien, Martinique, Guadeloupe, Domingo in Weſtindien, und Quebeck in Nordamerika wurden von ihnen beſetzt. Nach Heinrichs IV. Ermordung im J. 1610, ſchwankte das franz. Regierungsſyſtem unter Ludwig XIII., bis ihm der Premierminiſter, Card. Richelieu (ſ. d. Art.) eine feſte Richtung gab. Der dreißigjährige Krieg ward von ihm benutzt, um Oeſterreich und Spanien zu demüthigen. Im Innern erſchuf er jenes Syſtem von Grauſamkeit, Treuloſigkeit und von unbiegſamem Deſpotismus, welches die Autocratie in Frankreich vollendete, aber zuletzt den Thron untergrub. Seine Plane brachte Mazarin (ſ. d. Art.) unter Ludwig XIV. zur völligen Reife (ſ. d. Art.). Der weſtphäliſche Friede (1648) verſchaffte Frankreich Elſaß, den Sundgau und die Biſthümer Metz, Toul und Verdun; der pyrenäiſche Vertrag (1659) mit Spanien vereinigte einen Theil der Niederlande und die Grafſchaft Rouſſillon mit Frankreich. Nach Mazarins Tode (1660) und dem Sturze des Oberaufſehers der Finanzen, Fouquet (1661) erhob Colbert (ſ. d. Art.) Frankreich auf eine hohe Stufe der Cultur und des Wohlſtandes. Seinem Wahlſpruch treu: „Finanzgeſchäfte dürfen nicht kriechen, ſie müſſen fliegen,“ wußte er ſeine großen Ideen überall mit einer immer ſiegenden Thätigkeit zu verwirklichen. Neben ihm ordnete Louvois (ſ. d. Art.) das Heerweſen; die Feldherren Turenne, Luxembourg, Catinat, Boufflers, Vendome feſſelten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban umgürtete den Staat mit neuen Feſtungen. So konnte Ludwig in den großen Welthändeln eine entſcheidende Stimme führen. Aber die Aufhebung des Edicts von Nantes, die Einmiſchung in fremde Händel, und vor allem der ſpaniſche Succeſſionskrieg zernichteten Frankreichs Größe. Ludwigs Miniſter und Feldherrn waren todt, und ſein Cabinet lenkte der Beichtvater le Tellier und die Frau von Maintenon (ſ. d. Art.). Als Ludwig ſtarb, 1715, betrug die Schuldenlaſt nicht weniger als 4,500 Mill. Livres. Ihm folgte ſein fünfjähriger Urenkel Ludwig XV. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans, Law's Actienſyſtem, die Adminiſtration des verrufenen Dubois, das dreijährige Miniſterreich des Herzogs Ludwig von Bourbon, die muſterhafte Oeconomie und redliche Politik des ehrwürdigen Fleury, der nachtheilige Einfluß der berüchtigten Marquiſe von Pompadour und das thatenreiche Leben ihres Günſtlings, des Staatsminiſters Herzog von Choiſeul: dies ſind Hauptpunkte in dem Gemälde jener Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs und das Glück ſeiner Bewohner allen Leidenſchaften mehr als je zum Spiele dienten. Die Erwerbung von Lothringen und Corſica, die wechſelnde Ebbe und Fluth in Frankreichs Colonialweſen, worauf beſonders der Achener Frieden (1748) und der von Verſailles (1765) bedeutenden Einfluß hatten, die Folgen der Kriege über die polniſche Königswahl 1733, gegen Oeſterreichs Erbfolgegeſetz 1740 ff., und für Oeſterreichs Staatsintereſſe ſeit 1756 bis 1763, die Aufhebung des Jeſuitenordens, der Familienbund der bourboniſchen Häuſer, der immer mehr zunehmende Deſpotismus, welcher vorzüglich in den zahlloſen Lettres de cachet, dieſem Mittel höchſter

Schwäche und feiger Gewalt, sich aussprach; Namen endlich, wie Jean Calas, Montesquieu, Voltaire, Rousseau ꝛc.: dies sind die Merkwürdigkeiten Ludwigs XV., der durch Verschwendung aller Art, durch unsinnige Unternehmungen, durch sein Hingeben an Menschen, die mit seinen Pflichten ein schreckliches Spiel trieben, dem Volke eine niederdrückende Abgabenlast aufgebürdet und Schulden auf Schulden gehäuft hatte. (Vergl. über ihr Zeitalter d. Art. Ludwig XIV. und XV.) Unter seinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI. (1774 — 1792, s. d. Art.) geschah manches Gute. Aber alles, was Maurepas und Vergennes, Turgot und Necker thaten, war doch nur Palliativ gegen ein unheilbares Uebel. Da entschloß sich das französische Cabinet, an dem Freiheitskampfe der Amerikaner gegen England Theil zu nehmen (1775 — 1783); allein es beschleunigte dadurch den eigenen Untergang. Necker verließ den gefährlichen Posten des Finanzministers, und sein Nachfolger Calonne wußte mit einer unnachahmlichen Gewandtheit die Verlegenheit des Hofes zu verhüllen. Auf seinen Vorschlag wurden die Notabeln des Reichs nach Versailles berufen (22. Febr. 1787, 146 an der Zahl); doch schon zu vertraut mit der Stimmung des Volks, lehnten sie die Anträge des Ministers, eine Land- und Stempeltaxe einzuführen, ab, indem sie die Zusammenberufung aller Reichsstände als nothwendig erklärten. Calonne erhielt hierauf seinen Abschied, und Brienne, Erzbischof von Sens, wurde Principalminister. Um das jährliche Deficit von 140 Millionen Livres zu decken, schlug Brienne große Ersparnisse, neue Auflagen und Anleihen vor; die persönlichen Frohndienste wurden in Auflagen an Geld verwandelt, und die von Calonne vorgeschlagenen Taxen wollte der König, nach der Weigerung der Notabeln, durch das Pariser Parlament in einem Lit de Justice einregistriren lassen. Allein das Parlament widersetzte sich so standhaft, daß es nach Troyes verwiesen wurde. Bald darauf zurückberufen, gab es eben so wenig nach. Selbst eine Anleihe von 450 Millionen Livres wurde verworfen, und die Arretirung des Herzogs von Orleans, der an der Spitze der Pairs stand, und zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Verhaftsbriefe rügte, worauf der König die Abschaffung aller Parlamente und Einführung eines bloß von seinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plénière) decretirte. Dieses Werk eines Brienne, Breteuil und Malesherbes erregte allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte sogar jeden, der eine Stelle bei diesem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man sah die ganze Reichsverfassung dadurch im Innersten verletzt, und nie hatte man lebhafter und mit mehrerem Interesse von Nordamerika's Befreiung gesprochen, als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rousseau wurden gelesen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken vergleichend neben die Wirklichkeit gestellt. Dem Principalminister konnte die wahre Lage der Dinge nicht verborgen seyn; er gab daher der Volksstimme nach, und trug auf die Versammlung der Reichsstände an; einstweilen sollten alle Zahlungen theils eingeschränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeschoben werden. Zugleich nahm Brienne seine Entlassung; denn des Königs Hoffnung war bloß auf den persönlichen Credit des berühmten Necker gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen und Staatsminister zurückberufen wurde. Er kam, und fand in der Staatskasse Frankreichs — 419,000 Livres baares Geld! — Seine ersten Schritte

Digitized by Google

waren, daß er die Einstellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinsetzung der alten Parlamente bewog und die Notabeln abermals versammelte (den 5. Nov. 1788), um über die Organisation der Reichsstände einen Beschluß zu fassen. Im Fortgange der Berathungen verlangte der Bürgerstand (Tiers-état) mit den beiden privilegirten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, in gleich starker Anzahl repräsentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Preßfreiheit und um Abschaffung der Verhaftsbriefe (Lettres de cachet, indem zugleich die Pairs und der Adel allen bisherigen Vorrechten entsagten, und freiwillig ihre Besitzungen für steuerbar erklärten. Hierauf wurden die Reichsstände auf den 1. Mai 1789 beschieden; — zum ersten Male wieder seit 175 Jahren. Das Geschäft der Deputirtenwahlen setzte ganz Frankreich in heftige Bewegung; und in Paris sprach man bereits laut von „Volksfreunden und Volksfeinden." Der Reichstag ward am 5. Mai in Versailles vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet. Die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen gestimmt werden sollte, führte zu heftigen Debatten; der Bürgerstand, zu dessen Deputirten auch Mirabeau (s. den Art.) gehörte, gab sich, den 17. Juni, auf des Abbé Sieyes Rath, den Namen „Nationalversammlung;" ein Theil des Adels und der Geistlichkeit vereinigte sich mit derselben, und — die Revolution war entschieden.

II. Frankreich von 1789 bis 1814, oder die französische Revolution bis zur Restauration im Jahr 1814. — Die französische Revolution macht eine Hauptepoche in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sie als ein zufällig entstandenes Ereigniß ansieht, hat weder in die Vergangenheit geblickt, noch kann er in die Zukunft schauen. Aus Leidenschaft und Vorurtheil hält er eine Begebenheit, die aus dem Schooße von Jahrhunderten hervorging, für das Werk der Menschen des gegenwärtigen Augenblicks. Er nimmt die Schauspieler für das Stück. — So beurtheilte Frau von Staël in ihren Considérations sur les principaux événemens de la Révolution française (womit Bailleul's Examen critique dieses Werks zu verbinden ist) jene große Begebenheit; und sie hat Recht. Nicht Zufälle von gestern haben die Bastille gestürzt, und Meaupeous Edict an die Parlamenter zerrissen; nicht das Deficit, nicht die Berufung der Stände haben die Feudalmonarchie zerstört; auch ohne die Verdoppelung des dritten Standes, würde die Revolution entstanden seyn. Das Deficit war nicht die Ursache; es war eine Folge; dieselbe Regierungsweise, welche jenes Deficit hervorgebracht hatte, würde bald ein anderes erzeugt haben: denn Verschwendung ist die treue Gefährtin der Willkühr! Der Haß wegen Bedrückungen trieb das Volk zum Aufstand hin; es erstürmte die Bastille; man konnte das Volk mit Kartätschen zerstreuen; allein es würde dennoch die Zwingburg, wenn auch nicht heute, doch morgen zerstört haben. Nicht durch Kanonen, um Druck und Willkühr zu beschützen, sondern wenn man beiden ein Ende macht, stellt man einen dauerhaften Frieden wieder her. Ludwig XVI. konnte die constituirende Versammlung mit Bayonetten auseinanderjagen; er würde dennoch das Bedürfniß der Freiheit nicht aus den Köpfen und aus dem Herzen der Nation gerissen haben. Nicht die Menschen aus der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts haben die Revolution gemacht. Die als Häuptlinge darin auftraten, waren nicht ihre Urheber, sondern nur ihre Werk-

Digitized by Google

zeuge. Die wahren Urheber der Revolution sind gewesen der Cardinal Richelieu und seine Tyrannei; Mazarin und seine Arglist; jener machte den Thron verhaßt; dieser machte ihn verächtlich; dann Ludwig XIV. und seine verschwenderische Pracht, seine unnützen Kriege, seine Verfolgungen, seine Dragonaden! Die wahren Urheber der Revolution sind gewesen die unumschränkte Gewalt der Autocratie, despotische Minister, ein übermüthiger Adel und habsüchtige Günstlinge. So wird die Nothwendigkeit der Revolution begreiflich; aber ist sie dadurch gerechtfertigt? Revolutionen aus Haß erzeugt, von der Leidenschaft genährt, und von der Selbstsucht — nach dem bekannten: il faut que les propriétés changent, oder nach dem: Ote-toi de là, que je m'y mette — geleitet, geben nicht die Freiheit; sie geben nur Jammer und Elend; den Altar der Freiheit kann allein das Gesetz der Ordnung aufrichten, so wie das Gesetz der Ordnung nur aus der Freiheit entspringt. Darum, ihr Völker, fürchtet die Revolutionen; aber wehe der Regierung, welche sie durch Willkühr und Ungerechtigkeit hervorruft! — Diese Ansicht von der Zeit seit 1789 bis 1814, scheint nicht die allgemeinere zu seyn; am wenigsten in den Cabinetten; am allerwenigsten unter dem Hofadel Ludwigs XVIII. Daher der unsichere Gang der Regierung; daher die unmännliche Furcht vor Empörung; daher das neue Ränkespiel des alten Trotzes und Uebermuthes, mit welchem der französische Hofadel und die Prinzen des königlichen Hauses so oft — man denke nur an die Zeiten der Fronde und lese die Memoiren des Cardinals von Retz! — den Thron in revolutionäre Gefahr gebracht haben! Daß aber die französische Revolution in ihrer Entwickelung einen so bösartigen Charakter, den des Despotismus der Anarchie, wie man die Politik der Jacobiner bezeichnen kann, und den der gröbsten und wildesten Ausschweifung der Selbstsucht und Grausamkeit, bei gänzlicher Erstarrung des sittlichen Gefühls, annahm: wer trägt davon die Schuld? Hatten nicht Priester dieses Volk erzogen, welches den Altar umstürzte; hatten nicht Minister und Hofleute, Staatsmänner im Cardinalspurpur, Prinzen, welche sich roués (Lüderliche) nannten, und Hofdamen die Sitten der Hauptstadt durch ihr Beispiel seit den Zeiten der Regentschaft vergiftet, und das Volk verführt, daß es in Ruchlosigkeit verfiel? Devotion und Wollust, Ueppigkeit und gesetzlose Willkühr verbreiteten sich aus dem Hofleben in die höheren Stände, und verpesteten endlich den sittlichen Zustand des Volks so, daß es statt der Freiheit die Frechheit umarmte, und für seine wilden Gelüste keinen Zügel mehr kannte, als den der List und der Gewalt! — Doch jene Ansicht von der französischen Revolution möge sich rechtfertigen durch den Ueberblick des Ganges dieses zerstörenden Lavastroms. Man muß drei verschiedene Richtungen in demselben unterscheiden: die monarchische, die democratische und die militärische. Sie wirkten alle drei zugleich auf den Gang der Revolution ein; aber bis 1792 hatte die erstere die größte Gewalt; bis 1804 die zweite, und bis 1814 die dritte. Man kann daher folgende Abschnitte machen:

1. Von der constituirenden Nationalversammlung bis zur Errichtung der Republik, vom 17. Jun. 1789 bis zum 21. Sept. 1792. Die Nationalversammlung bestand aus 600 Deputirten vom dritten Stande, 300 vom Adel und 300 von der Geistlichkeit. In ihrem Schooße entwickelte sich aus dem Kampfe der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten, — der unter-

drückten Volksrechte mit den Feudalvorrechten des Adels und des Clerus — allmählig der Widerstand gegen den Thron selbst, welcher auf dem Feudalwesen ruhete. In dem Augenblicke, in welchem die Volksrepräsentanten gegen die Beschlüsse des Königs ihre Versammlungen fortsetzten und den feierlichen Eid aussprachen: daß sie nicht eher sich trennen wollten, als bis die Constitution würde vollendet seyn (20. Jun. 1789); als der Bürgerstand (23. Jun.) unter den Augen des Königs sein Recht behauptete, und der geängstete König endlich selbst dem Adel und der Geistlichkeit befehlen mußte, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen (27. Jun.): da war der bisherigen Autocratie das Urtheil gesprochen. Hatten diese Schritte des Monarchen seine Annäherung an die Sache der Nation wahrscheinlich gemacht, so mußte die Zusammenziehung eines Corps von 20,000 Mann, unter dem Marschall Broglio, so wie die plötzliche Verabschiedung Neckers, die Gemüther um so mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen aus einander gehen zu lassen, verweigerte, entstand in Paris, wo die Faction des Herzogs von Orleans das Volk bearbeitete, ein Aufruhr. Die Bastille ward erobert, eine Nationalgarde unter Lafayette organisirt und Ludwig genöthigt, Necker zurückzurufen, seine Truppen zu entfernen und die dreifarbige Nationalkokarde aufzustecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalversammlung vom 4. Aug., worin das Feudalsystem aufgehoben ward, der Titel: Wiederhersteller der Freiheit, gegeben wurde. Während in diesem Sturme der Leidenschaften „die Rechte des Menschen“ promulgirt wurden, nahmen die schon begonnenen Emigrationen täglich zu, aber auch die Gewaltsamkeiten. Ein Volkshaufe zog von Paris nach Versailles d. 5. Oct., und nöthigte den König mit seiner Familie, am 6. seine Residenz in die Tuilerien zu verlegen. Ihm folgte den 19. die Nationalversammlung, um in Paris dem Staate eine gesetzlich freie Verfassung zu geben. Die neue Territorialeintheilung Frankreichs in 83 Departemente, die Säcularisation aller auf 5000 Millionen angeschlagenen Güter der Geistlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels „König von Frankreich“ in „König der Franzosen,“ die Bildung der Factionen in Clubbs, unter welchen der der Jacobiner (s. d. Art.) der mächtigste wurde, die Annahme einer neuen Constitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Gesetze treu zu seyn und die Constitution aufrecht zu erhalten,“ die romantische Feier des Bundesfestes auf dem Märzfelde, waren die Hauptmomente im ersten Akte dieser ungeheuren Umwälzung aller Verhältnisse. Die Bestimmung der königlichen Einkünfte und des Hauswesens des Monarchen (25 Mill. Livr. jährl.), die Erklärung der königlichen Domainen und der geistlichen Besitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterschieds der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöster und Pensionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geistlichkeit den Bürgereid schwören solle, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majestät der Nation, die Abschaffung der Abgaben auf Leder, Oel, Seife, Stärke, Eisen, Salz und Taback, die Verlegung der Accise (Douane) aus dem Innern an die Gränzen, die Auflegung der Grundsteuer, der Gewerbscheine, der Stempel und Protocollgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Assignaten auf Mirabeau's Vorschlag: Dieses waren die hauptsächlichsten Ver-

Digitized by Google

fügungen der Nationalversammlung in jener ersten Periode. Der zweite Act begann mit der Verordnung der Nationalversammlung, daß der König sich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen dürfe, und daß er, wenn er das Reich verließe, und auf die Einladung der Nationalversammlung nicht zurückkehre, des Thrones verlustig seyn solle. Die Verbrennung des Papstes im Bilde zu Paris gab das Signal zu der schrecklichsten Revolution im Religionswesen, und der Clubb der Cordeliers (die Partei Orleans, Marat, Danton u. A.) verbreitete unter dem Volke Haß gegen den König. Nun wollte Ludwig entfliehen; er ward aber von Varennes aus (25. Jun. 1791) zurückgebracht. Kaum vermochte er dadurch, daß er die neue Constitution vom 3. Sept. 1791, die ihn zum Oberhaupte der Land- und Seemacht erklärte und zu Regierungsgehülfen ihm sechs Minister beigab, in der Nationalversammlung am 14. Sept. beschwor, das aufgebrachte Volk wieder zu besänftigen. Hierauf schloß er (30. Sept.) die Sitzungen der constituirenden Nationalversammlung. An ihre Stelle trat d. 1. Oct. 1791 die legislative Nationalversammlung. Unterdessen war die Zahl der ausgewanderten Adeligen und Geistlichen sehr angewachsen. Unter ihnen befanden sich die Brüder des Königs: die Grafen von Provence und Artois, Prinz Condé mit seinem Sohne und Enkel, den Herzogen von Bourbon und Enghien, und der Marschall von Broglio. Sie sammelten zu Coblenz und Worms einzelne französische Linientruppen, und fanden Unterstützung bei mehrern deutschen Fürsten (Wirtemberg, Zweibrücken, Baden, Darmstadt und Speier), welche bisher Besitzungen auf französischem Boden gehabt, sie aber durch die Vereinigung derselben mit dem neu constituirten Frankreich verloren hatten, und ungeachtet der Verwendung des Kaisers und des Reichsschlusses, daß dies Verfahren Frankreichs friedensschlußwidrig sey, sie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl das, als auch die Besorgniß, daß Frankreichs Beispiel, sein fanatischer Eifer für Freiheit und Gleichheit, und das Bestreben der Jacobiner, nicht ohne Einfluß auf die Gesinnungen anderer Nationen bleiben möchten, veranlaßte, nebst dem Antheile, den sowohl das Haus Oesterreich, als andere Regenten an dem Schicksale Ludwigs XVI. nahmen, den Entschluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und eine Flamme zu ersticken, von der eine allgemeine Zerstörung der bestehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Doch war die Erklärung, welche Oesterreich und Preußen zu Pilnitz d. 27. Aug. 1791 an die Brüder des Königs erließen, nur allgemein und bedingt. Die Nationalversammlung sprach laut ihre friedlichen Gesinnungen aus, und decretirte: daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg führen wolle. Desto größer war der Haß des Hofadels und der meisten Cabinetter gegen die Grundsätze der neuen Ordnung in Frankreich. Selbst Ludwigs Declaration an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Constitution angenommen habe, konnte sie damit nicht aussöhnen. Im Bunde mit Rußland war Schwedens Gustav III. entschlossen, selbst ein Heer an die Seine zu führen, als er durch Ankerström fiel. Vergebens erließ Ludwig Abmahnungsschreiben an seine Brüder und Decrete gegen die Emigranten; diese fuhren fort, unter Begünstigung deutscher Fürsten (s. d. Art. Hohenlohe) und Rußlands eine royalistische Armee zu bilden. Als nun in Paris die Defensivallianz von Oesterreich und Preußen (vom 7. Febr. 1792) bekannt wurde, gewann die Partei, welche in der zweiten National-

Digitized by Google

verſammlung den Krieg wollte, die Oberhand, und auf des Miniſters Dumouriez (ſ. d. Art.) Vorſchlag erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (20. Apr. 1792) Jetzt traten zu dem Bunde mit Oeſterreich gegen Frankreich, außer Preußen, Heſſen und Sardinien, auch noch Rußland d. 14. Jul. 1792, und im J. 1793 das deutſche Reich. Während dieſes Kriegs erhob ſich in Paris die Faction der Jacobiner. Sie wollten den Thron umſtürzen, und beherrſchten durch ihren Einfluß die Nationalverſammlung. Ihr Angriff auf die Tuilerien (10. Aug.) entſchied den Sieg für die Demokratie (ſ. Pethion). Der unglückliche Ludwig wurde von der Nationalverſammlung als Verräther des Vaterlandes angeklagt, und mit ſeiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Dies war die Antwort der Franzoſen auf das drohende Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig vom 27. Jul. Die Wuth ſtieg aufs Höchſte, als die Preußen in Frankreich vordrangen, und Lafayette die Armee verließ; denn nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in der Hauptſtadt die gefährlichſten Feinde der Freiheit ſelbſt lebten. Es erſchien der blutige zweite September (1792), ähnlich dem Tage der Armagnacs (12. Jun. 1418), an welchem eine Rotte menſchenähnlicher Tieger in Paris mehrere tauſend Gefangene erwürgte, worauf auch zu Rheims und a. a. O. ähnliche Schreckensſcenen erfolgten. Der Schwur der Nationalverſammlung (4. Sept.), „daß ſie alle Könige haſſe und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzoſen Geſetze vorſchreibe,“ hatten zur nächſten Folge, daß der Nationalconvent, der an die Stelle der zweiten Nationalverſammlung trat, ſeine Sitzung am 21. Sept. 1792 mit dem Beſchluſſe eröffnete; das Königthum ſey abgeſchafft, und Frankreich fortan eine einzige und untheilbare Republik. Mit dieſem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, die republikaniſche (An I bis XIV), welche Napoleon mit dem 1. Jan. 1806 wieder aufhob.

2. Die Geſchichte der Republik Frankreich bis zur Errichtung des Kaiſerthums, vom 21. Sept. 1792 bis 18. Mai 1804. — Siegesnachrichten feierten die Geburt der Republik. Cüſtine hatte Mainz erobert, die Feinde hatten den Boden Frankreichs räumen müſſen; Dumouriez hatte bei Jemappe geſiegt. Sofort erklärte der Nationalconvent ſich bereit, „allen Völkern beizuſtehen, die ſich die Freiheit verſchaffen wollten,“ indem er den von franzöſiſchen Truppen beſetzten Ländern die Aufhebung aller aus dem Feudalſyſtem herrührenden Laſten verſprach. Zugleich erklärte er die Todesſtrafe gegen alle Emigranten, und verurtheilte Ludwig XVI. (ſ. d. Art.). Die Mehrheit des Convents war unterjocht von der wilden Rotte, die in Paris den Kopf des Königs forderte. Darauf beſchloß der Convent (ſ. Briſſot), den Krieg gegen die Könige von England und Spanien und den Statthalter der vereinigten Niederlande. Nun traten auch Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt in den Bund gegen die Republik, die nur von Venedig anerkannt ward. Zu dem äußern Kriege kam der innere. Die Vend e ſtand auf, den Tod des Königs zu rächen. Die Republik ſchien verloren. Da umgürtete ſie ſich mit dem Schwerte des Schreckens und der Verzweiflung. Der Berg ſchmetterte die Gemäßigten (ſ. d. Art. Girondiſten) zu Boden. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, und die Schreckensmänner Dan-

Digitized by Google

ton, Robespierre und Marat (s. d. Art.) regierten und fanatisirten die Nation der Sansculotten mit der Guillotine. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, starb den Tod ihres Gemahls (16. Oct. 1793); ihr folgten Orleans Egalité und die fromme Elisabeth, die großherzige Schwester Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris wurden geschlossen, alle Kirchengeräthschaften für Nationaleigenthum erklärt, und in der ehemaligen Cathedrale feierte man am 10. Nov. statt des Gottesdienstes — das Fest der Vernunft! — Auch den Colonien gab man Frankreichs demokratische Verfassung, und allen Negern die Freiheit: die Losung zur Ermordung der Weißen! (s. Hayti) — Am wildesten verfolgte man die Exadelichen. Man sah in ihnen nur den Druck der Vorrechte vieler Jahrhunderte, und übte jetzt die Rache der Wiedervergeltung! Neun Monate dauerte das Schreckenssystem, während dessen Robespierre Feste der Natur, dem höchsten Wesen, dem Stoicismus, dem Ruhm u. s. w. zu feiern befahl, wobei das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätschen des schrecklichen Collot d'Herbois u. A. (besonders zu Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulon ꝛc.) sich ergoß. Mit seinem Falle (27. Jul. 1794) hörte das System des Terrorismus auf. Sogar der Saal des Jacobinerclubbs ward eine Zeit lang geschlossen, und das Revolutionstribunal neu organisirt. Der Nationalconvent erkannte keine Volksgesellschaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (21. Febr. 1795). Indeß kostete es noch manchen Kampf mit den gegen den Moderantismus sich erhebenden Terroristen und Jacobinern (z. B. d. 20. Mai 1795). Eine neue (die dritte) Constitution ward nun als Grundgesetz der französischen Republik erklärt. Vergebens suchten die Sectionen von Paris das Königthum wieder herzustellen. Der Convent besiegte sie durch Barras und Buonaparte (s. d. Art.) am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795). Hierauf löste er sich am 26. Oct. auf, und die Directorialregierung (vom 27. Oct. 1795 bis zum 9. Nov. 1799) nahm ihren Anfang. Das gesetzgebende Corps bestand jetzt aus dem Rathe der Alten (250 Mitgliedern) und dem Rathe der Fünfhundert. Das vollziehende Directorium (Barras, Reubel, Carnot, Lareveillere, Lepaux und Letourneur de la Manche) beruhigte zwar die Vendee; allein vergebens setzte es statt der Assignaten Mandate in Umlauf (11. März 1796.) Es vermehrte dadurch nur die Finanznoth, welche aus dem doppelten Bankerotte, den die Republik gemacht hatte, entstanden war. Damals hielt das Nationalinstitut der Wissenschaften (6. Oct. 1796) seine erste Sitzung, und ein Nationalkirchenrath, vereidet auf das tridentinische Concilium, wurde organisirt. Die Revolution von Paris vom 4. Sept. 1797 befestigte die Macht des Directoriums; der Rath der Fünfhundert gab den Negern in den Colonien mit den Franzosen gleiche Rechte (8. Nov. 1797), und die Jacobinerversammlung zu Paris wurde endlich (13. Aug. 1797) gänzlich geschlossen. Während dieser Veränderung im Innern hatten die französischen Waffen Savoyen und Nizza, Belgien zwei Mal, Deutschland bis an den Rhein und die Niederlande erobert. Große Feldherrn siegten an der Spitze ungeübter Truppen unter Carnots strategischer Leitung. Ihrem neuen Kriegssystem und ihrer neuen Kriegskunst vermochte die alte europäische Taktik nicht zu widerstehen. Die ganze Nation wurde in Masse aufgeboten, und 13 Armeen erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer,

Digitized by Google

Oesterreicher und Preußen. Das Glück der französischen Waffen in den Niederlanden und zum Theil noch unenthüllte Begebenheiten bestimmten endlich Preußen, einen Separatfrieden mit der Republik Frankreich (5. Apr. 1795) zu Basel abzuschließen. Dasselbe that Hessen-Cassel (d. 28. Aug.). Darauf sicherte eine Demarcationslinie dem nördlichen Deutschland die Neutralität unter preußischem Schutze. Auch zwischen Frankreich und Spanien wurde mittelst Abtretung des spanischen Antheils von Domingo an Frankreich (22. Jul. 1795) der Friede zu Basel abgeschlossen. Früher noch, und der erste unter allen Souverains, schloß der Großherzog von Toscana Friede mit der französischen Republik (9. Febr. 1745). Die Niederländer vereinigten sich sogar (16. Mai) mit Frankreich durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England. Oesterreich, England und Rußland aber hatten nach dem baseler Frieden sich zu einer festen Tripelallianz vereinigt (28. Sept. 1795), um das beginnende Uebergewicht Frankreichs in seinen Fortschritten möglichst zu hemmen. So glücklich die Neufranken auf dem festen Lande bisher gefochten hatten, so unglücklich waren sie im Seekriege. England bot alle Kräfte auf, um seine Herrschaft zur See und in beiden Indien zu vergrößern. Doch war Pitt's Aushungerungssystem für andere Staaten nicht weniger nachtheilig, als für Frankreich. Auch hatten die Landungsversuche der Engländer in Frankreich, zur Unterstützung der Royalisten, nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der französischen Colonien gerieth in englische Gewalt, und die Angriffe der Engländer auf die touloner und brester Flotten schlugen der republikanischen Seemacht unheilbare Wunden. Zugleich unterstützte Großbritannien die Coalition mit Geld. Oesterreich, Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit englischen Subsidiengeldern. Dagegen verschaffte sich das Directorium der Republik durch Requisitionen der Kriegsbedürfnisse und durch Papiergeld die Mittel, um die auf dem Wege der Conscription gebildeten Armeen herzustellen und zu erhalten. Die reichsten Hülfsquellen boten die besetzten feindlichen Länder dar; vorzüglich Holland, Deutschland und Italien. Endlich erkämpfte Buonaparte den Frieden. Die Siege, welche er im J. 1796 in Italien bei Montenotte, Millesimo, Lodi, Arcole, Rivoli und am Tagliamento, in elf Monaten erfocht, führten ungeachtet der Siege des Erzherzogs Carl in Deutschland und des Rückzugs von Moreau, zu den Unterhandlungen zu Leoben (18. Apr. 1797), welche endlich den Frieden von Campo-Formio (17. Oct. 1797) *) und den zum Abschlusse des Friedens mit dem deutschen Reiche eröffneten Congreß zu Rastadt zur Folge hatten. Unterdessen hatten sich Frankreich und Spanien (19. Aug. 1796) zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz verbunden, weswegen England Spanien den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratisirt, Genua in die ligurische Republik verwandelt, und eine Allianz zwischen Frankreich und Sardinien geschlossen. Aber Holland verlor immer mehr Colonien an England, welches des Alleinhandels sich bemächtigte; auch traten Mißverhältnisse zwischen Frankreich und Nordamerika ein. Endlich

*) Oesterreich trat in diesem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die cisalpinische Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es Venedig, Istrien, Dalmatien, Friaul, Padua, Verona u. s. w. erhielt.

Digitized by Google

zerstörte die neue Republik selbst durch ihre Eroberungspolitik den Frieden auf dem festen Lande. Rom ward in einen Freistaat verwandelt (10. Febr. 1798), Helvetien besiegt, und der Gedanke: Britannien, diese ewige Feindin Frankreichs, an dem innersten Nerv seines Lebens, in Indien, anzugreifen, sollte durch Buonaparte's Expedition nach Aegypten in Ausführung gebracht werden. Als aber Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelson vernichtet war, und sein sieggewohnter Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, da glaubte Europa, der Augenblick sey gekommen, die stolze Republik zu vernichten. Auf Englands Antrieb und durch Hülfe seiner Subsidien bildete sich die zweite Coalition. Die Pforte erklärte an Frankreich den Krieg; der Congreß zu Rastadt lös'te sich nach der Ermordung zweier französischen Gesandten auf; Oesterreich und Rußland vereinigten sich mit der Pforte, und Neapel übernahm die Rache des Papstes. Da erdrückte die Republik ihren Bundesgenossen, den König von Sardinien (Decbr. 1798), um Oberitalien zu behaupten. Hierauf führte der Sieg die republikanischen Heere nach Neapel, wo die parthenopäische Republik an Actons Stelle trat. Auch Toscana wurde besetzt. Aber schnell wandte sich das Glück. Das Directorium häufte Fehler auf Fehler. Die Oesterreicher und die Russen siegten in sechs Hauptschlachten und eroberten Italien 1799. Indeß behauptete Brüne Holland gegen die Engländer und Russen; Massena behauptete die Schweiz. Endlich trat Buonaparte, von Sieyes und Lucian Buonaparte aus Aegypten zurückgerufen, an die Spitze der Republik. Das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. Nov. 1799) gab Frankreich eine consularische Regierung und die vierte Constitution. Diese näherte sich wieder der monarchischen Form. Drei, auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Consuln wurden an die Spitze der Regierung gestellt; der erste von ihnen aber, Napoleon Buonaparte, konnte allein die Mitglieder des Staatsraths, die Minister, die Gesandten und alle Officiere der Land- und Seemacht ernennen und absetzen; auch bei den übrigen Acten der Regierung (Finanzen, Polizei, Armee, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Tractaten) entschied er, indem die beiden andern Consuln (Cambacères und Lebrun) nur eine berathschlagende Stimme hatten. Die gesetzgebende Macht übten aus das Tribunat von 100, und das gesetzgebende Corps von 500 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert wurden. Jenes debattirte über die von den Consuln vorgeschlagenen Gesetze, dieses entschied hierauf durch geheimes Stimmengeben; keines der beiden Corps durfte Gesetze in Vorschlag bringen. Consuln, Gesetzgeber und Tribunen wurden nicht vom Volke, sondern von einem Erhaltungssenat (Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigstens 40 Jahre alten Mitgliedern bestand, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und gesetzgebenden Corps sich selbst wählten. Alle diese Autoritäten waren keiner Verantwortlichkeit unterworfen. (Diese Constitution erhielt im August 1802 einige Abänderungen, als Buonaparte lebenslänglicher Consul wurde; nunmehr ernannte die Regierung die Präsidenten der Cantonsversammlungen und Wahlcollegien, und der erste Consul seinen Nachfolger und die Senatoren ꝛc. Den gesetzgebenden Körper berufte, vertagte, prorogirte die Regierung nach Gefallen.) Kaum hatte Buonaparte die Zügel der Regierung ergriffen, so erhielt Alles

eine lebenskräftige Gestalt. Er erschuf eine neue Armee, mit der er, nach fruchtlosen Friedensanträgen an England und Oesterreich, den St. Bernhard überstieg, die cisalpinische Republik herstellte, und bei Marengo siegte (14. Juni 1800), worauf Moreau bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) den Krieg mit Oesterreich entschied. Die Vendee wurde beruhigt, und mit Nordamerika ein Freundschaftstractat geschlossen. Oesterreich mußte sich von England trennen und im Namen des deutschen Reichs den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) unterzeichnen. Dieser gab der Republik das linke Rheinufer, (120 Q. M. mit fast vier Mill. Menschen); der Thalweg des Rheins ward Frankreichs und Deutschlands neue Gränze. Diesem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27. Mai 1802), so wie das mit Pius VII. abgeschlossene Concordat; das die catholische Religion wieder zur herrschenden in Frankreich machte. Seitdem lenkte dreizehn Jahre lang die Diplomatik des Eroberers das Schicksal des festen Landes von Europa. Das Königreich Etrurien wurde errichtet und dem Herzog von Parma überlassen; dem deutschen Reiche wurde der große Entschädigungsplan von Frankreich vorgeschrieben; Helvetien erhielt eine Mediationsacte und mußte sich auf das engste mit Frankreich alliiren; Holland wurde gleichsam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Constitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden Frankreich einverleibt, und der erste Consul zum Präsidenten der italienischen Republik ernannt. In Frankreich selbst traten Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Zustandes. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenlisten wurden mit liberalem Geiste revidirt, die Freiheit des Gottesdienstes ward wieder hergestellt, und die Errichtung der Ehrenlegion (19. Mai 1802) verband die Nation und das Heer mit dem Chef der Regierung. Als nun der Krieg mit England (18. Mai 1803) auf's neue ausbrach, und Verschwörungen im Innern Furcht verbreiteten, da wurde die Nation für die Ansicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer festern Staatsverfassung, die zugleich dem Chef der Nation volle Sicherheit gewähre, abhängig sey, und so war es, nach dem vorhergegangenen Schrecken der Anarchie leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiserthum zu verwandeln.

3. Geschichte des Kaiserthums Frankreich bis zur Restauration des Hauses Bourbon und der Königswürde, vom 18. Mai 1804. bis zum 3. Mai 1814. Am 18. Mai 1804 erschien das organische Senatus Consult, durch welches Napoleon zum Kaiser der Franzosen, und die kaiserliche Würde für erblich in seiner Familie erklärt wurde; am 20. Mai wurde Napoleon als Kaiser proclamirt. Durch dieses Senatus-Consult, und durch das nachherige kaiserliche Statut vom 30. März 1806 wurden die Familiengesetze des kaiserlichen Hauses, in Rücksicht der Erbfolge, der Titel und Appanagen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, und ihre besondern Verhältnisse zu der Person des Kaisers, festgesetzt. Die Civilliste blieb so, wie sie durch die Constitution von 1791 regulirt worden war, nämlich 25 Millionen Livres jährlich. Zugleich wurden errichtet: die Großwürdenträger (Grands-Dignitaires) oder Erzämter des Reichs, die Großofficiere des

Reichs, zu welchen die Marschälle und Hofämter gehörten, und der hohe kaiserliche Gerichtshof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der ersten Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat oder den Kaiser erkennen sollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine bestimmte Einrichtung. Der Senat blieb; aber die Wahl und die Zahl der Senatoren hingen vom Kaiser ab; auch blieb das gesetzgebende Corps, aber das Tribunat, welches allein noch zu widersprechen wagte, wurde den 19 August 1817 aufgehoben. Am 2. December 1804 ward der neue Kaiser mit seiner Gemahlin von Pius VII. in der Kirche Notredame gesalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (18 März 1805) ward der Kaiser der Franzosen auch König von Italien, und als solcher (26. Mai) in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eisernen Krone errichtet. Bald nachher wurden Genua (ligurische Republik) und das Fürstenthum Guastalla mit Frankreich vereinigt; Lucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schwester des Kaisers überlassen, Parma und Piacenza aber unter französische Administration genommen. Bloß der Erbkaiser von Oesterreich und viele Fürsten Deutschlands erkannten Napoleon als Kaiser von Frankreich an; dagegen verließen der russische und schwedische Geschäftsträger Paris, und die französischen Gesandten gingen von Petersburg und Constantinopel weg. Schweden schloß mit England einen Subsidientractat, und Rußland verband sich (im April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. England hatte nämlich in dem Kriege seit 1803 Hannover verloren, das die Franzosen am 5. Juni 1803 in Besitz nahmen. Ueberdieß vollzog die französische Regierung, so weit ihre Waffen reichten, das Verbot des englischen Manufacturhandels mit größter Strenge, und bedrohte England mit einer Landung. Pitt zog daher auch Oesterreich (im August 1805), in die Coalition. Nun brach die französische Armee aus dem Lager bei Boulogne nach Deutschland auf. Der Krieg war aber nur von kurzer Dauer. Die Uebergabe einer österreichischen Armee unter Mack bei Ulm (17 October) und die Schlacht bei Austerlitz (2. December) führten den Frieden von Preßburg (26. December 1805) herbei, welchem Oesterreich gegen 1000 Q. M. und drei Mill. Einwohner (unter diesen die getreuen Tyroler) opfern mußte. Napoleon gab in diesem Frieden seinen Alliirten, Baiern und Wirtemberg, Königskronen und die volle Souveränetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieser drei Staaten wichtigen Zuwachs an Areal und Menschen, während Italien mit 500 Q. M. arrondirt wurde und Frankreich das entschiedene Uebergewicht über Deutschlands Fürsten erhielt. Doch der Britten Sieg bei Trafalgar (21. October 1805) über die vereinigte französisch-spanische Flotte vernichtete die Frucht sechsjähriger Rüstungen: Frankreich verlor an diesem Tage 1654 Kanonen, 15,000 Menschen, und 60 Mill. angewendeten Geldes. Nun änderte Napoleon sein System gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß er durch keine Anstrengungen dem meerbeherrschenden Albion zur See die Spitze bieten werde, wollte er England auf dem festen Lande besiegen. Diesen Plan, dessen Ausführbarkeit er vielleicht selbst bezweifelte, den er aber nichts desto weniger als ein geschicktes Mittel, Europa Gesetze zu geben, mit aller Energie verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er die Continentalmächte zwänge jede Verbindung mit England aufzuheben. Argli-

stig wurde Hannover an Preußen überlassen, und dadurch England und Preußen entzweit. Die Dynastie von Neapel ward als warnendes Beispiel dessen, was derjenige, der in Frankreichs Ansichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verlustig erklärt; Joseph Napoleon (s. d. Art.) ward König von Neapel und Sicilien (30. März 1806), der zweite Bruder Napoleons, Ludwig, König von Holland, sein Stiefsohn, Eugen (Beauharnois), als kaiserlicher Prinz adoptirt, Vicekönig von Italien und Schwiegersohn des Königs von Baiern; des Kaisers Waffengefährte, Alexander Berthier, ward Fürst von Neufchatel; Talleyrand, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst von Benevent; Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo; Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Verwandte der französischen Kaiserin, ward als adoptirte Prinzessin die Gemahlin des verstorbenen Großherzogs von Baden. Alle, die der neuen Dynastie unmittelbar angehörten, oder sonst mit ihr verbunden waren, sollten von einem „Föderativsystem" (s. d. Art.) umschlungen, an Frankreichs Staatsinteresse gekettet werden. In diesem Sinne wurden die großen Reichslehen errichtet, und das kaiserl. Familienstatut am 30. März 1806 gegeben. So ward das bisherige Gleichgewichtssystem (s. d. Art.) vernichtet. Baierns, Wirtembergs und Badens Verband mit dem Föderativsystem des „großen Reichs," und des Churfürstenthums Hannover Einverleibung in den preußischen Staat hatten den deutschen Reichskörper zerrissen; Napoleon veranlaßte daher die Errichtung des rheinischen Bundes, dessen Grundvertrag mit dem französischen Kaiser, als Protector des Bundes, am 12. Juli 1806 abgeschlossen wurde. Hierauf legte Franz II. am 6. Aug. die deutsche Kaiserkrone nieder. Während dessen hatte die Mittheilung von einem Anschlage auf des Kaisers Leben durch Fox an Talleyrand einen Funken des gegenseitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geschlossen worden war, trat den Unterhandlungen bei. Frankreich wollte an England das Cap, Pondichery, Chandernagor, Mahie ꝛc. in Ostindien, und an Rußland Corfu überlassen; doch der Tod des englischen Ministers Fox, und die veränderte Lage der Dinge vernichtete den Erfolg. Der Kaiser von Rußland ratificirte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der englische Gesandte, Lauderdale, wurde wieder nach London zurückberufen, und noch im Herbste 1806 sah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Preußen war besonders durch die ihm zugekommene Nachricht, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, und durch die Idee eines nordischen Bundes, als Gegengewicht des rheinischen, zu einer drohenden Rüstung gegen Frankreich bewogen worden. Napoleon nahm die Ausforderung als Kaiser von Frankreich und Protector des rheinischen Bundes, an; die Schlachten von Jena und Friedland kosteten Preußen sein halbes Reich. Drei deutsche Fürsten (der Churfürst von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Oranien) wurden unter nichtigen Vorwänden aus der Reihe der Regierenden gelöscht; zwei neue Könige (Sachsen und Westphalen), ein Herzog von Warschau und die Republik Danzig erhielten ihr Daseyn; der rheinische Bund ward durch

den Beitritt von elf Fürstenhäusern erweitert. So erschien der Friede von Tilsit (7/9 Juli 1807) als ein neuer Triumph über Britannien; denn der Beitritt Rußlands und Preußens zum Continentalbunde gegen England war seine Basis. Oesterreich hatte seine Neutralität behauptet, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten wollte, um seine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs Uebermacht auszuführen. Kaum hatte Napoleon sich im Westen und Norden gesichert, als der Zustand der pyrenäischen Halbinsel ihn zu neuen Eroberungen reizte. Portugal hatte sich nur scheinbar von England getrennt; eine franz. Armee durchzog Spanien, besetzte Portugal ohne Widerstand, und nöthigte die regierende Dynastie zur Flucht nach Brasilien (im Nov. 1807). Ein von Napoleon listig genährter Familienzwist am Madrider Hofe verschaffte ihm zugleich Gelegenheit, sich unter der Maske eines schiedsrichterlichen Freundes einzumischen. Der schwache Carl IV. verzichtete zu Gunsten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den spanischen Prinzen erzwungen; der König von Neapel, Joseph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, und der Großherzog von Berg bestieg den Thron beider Sicilien. Aber die Begebenheiten in Spanien berührten das Familieninteresse des Hauses Habsburg, und der muthige Widerstand der Völker der pyrenäischen Halbinsel gegen Frankreichs Heere, zeigte ihm eine günstige Gelegenheit, die neue Staatenordnung in Deutschland und Italien zu zertrümmern. Ungeachtet der Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt (im Oct. 1808), ungeachtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London, ungeachtet des festern Vereins zwischen Paris und Petersburg, und der Fortschritte Napoleons in der pyrenäischen Halbinsel, ergriff daher Oesterreich im neuen Verbande mit Britannien im April 1809 die Waffen; allein es erlag, und mußte sich im Wiener Frieden (14. Oct. 1809) gefallen lassen, daß fast von allen seinen Provinzen Stücke abgerissen und den benachbarten Staaten zugetheilt wurden, daß ein neuer Staat, die illyrischen Provinzen gebildet, der Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt, und ihm, durch den Verlust der adriatischen Häfen, alle Verbindung mit der See entzogen wurde. Es verlor fast 2000 Q. M. mit mehr als 3 Millionen Menschen. So endigte Napoleon, um seine Worte zu brauchen, „den vierten punischen Krieg!“ Jetzt schien Frankreichs Herrschaft über ganz Italien und Deutschland unerschütterlich fest gegründet; der Kaiser von Oesterreich war eingeschlossen in einen, zwar noch bedeutenden, aber von französischen Föderativstaaten und ihnen befreundeten Mächten völlig umgebenen Staat; der mächtige Kaiser des Nordens durch persönliche Freundschaft an den Souverain Frankreichs geknüpft, zwang Schweden zum Continentalverein wider England zu treten, während die Pforte, in schwankenden Verhältnissen zwischen Frankreich und England, durch die russischen Angriffe abgehalten wurde, etwas Großes gegen das französische Interesse zu unternehmen. In Frankreich selbst betrachtete man die Revolution als ganz beendigt, da sein Kaiser, von seiner bisherigen Gemahlin geschieden, mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich (1. April 1810) sich vermählte. Schon früher hatte Napoleon, um seinen Thron mit äußerm Glanze und treuen Anhängern zu umgeben, durch ein Decret (vom 1. März 1808) außer den her-

Digitized by Google

zoglichen Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen Erbadel und die Majorate, durch das constitutionswidrige Senatusconsult vom 14. Aug. 1806 hergestellt, jedoch ganz verschieden von dem ehemaligen Feudaladel; indem der neue französische Adel an ein gewisses Vermögen geknüpft wurde, ohne daß Privilegien in Rücksicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conscription, Aemter ꝛc. Statt finden sollten, auch aufhörte, sobald die Basis desselben, jenes Vermögen, fehlte. Zu den beiden Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone fügte Napoleon in seinem Feldlager vor Wien (2809) noch den der drei goldnen Vließe hinzu. So war für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienstes und die Befriedigung der Leidenschaften zugleich mit umsichtiger Klugheit gesorgt. Indeß widmete Napoleon auch allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung seine thätige Aufmerksamkeit. Dem Justizwesen war ein fester Gang durch die napoleonischen Gesetzbücher (Code Napoléon) vorgezeichnet, und die Vollziehung der Gesetze durch die Organisation der Gerichtshöfe und aller niedern Instanzen festgestellt worden. Um dem Wucher zu steuern, ward (17. März 1808) ein Decret erlassen, das die Landleute vor den Bedrückungen der Juden sicher stellte. Schon 1806 berief der Kaiser die jüdischen Notablen aus ganz Frankreich nach Paris; die Veranlassung zu dieser Versammlung hatten besonders die Beschwerden der Departementalräthe am Rhein, über den außerordentlichen Wucher der Juden und ihre Betrügereien gegeben. Hierbei kamen frühere Wünsche, z. B. der gleich im Anfange der Revolution geäußerte Gedanke des Bischofs Gregoire, den Juden in Frankreich gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern zu geben, ins Andenken, und es wurden zu diesem Zwecke den versammelten Deputirten Fragen über alle sie betreffende Verhältnisse vorgelegt, und zur Zufriedenheit des Kaisers beantwortet; doch verlangte er eine Garantie der aufgestellten Grundsätze, und diese sollte ein großes Sanhedrin gewähren, dessen gesetzliche Aussprüche eben so viel Kraft hätten, als die Normen des Talmud. Da man die Regeneration der Juden durch ganz Europa wünschte, so berief man dazu aus allen Ländern Deputirte. Der große Sanhedrin versammelte sich, und es wurden darin über die moralischen und bürgerlichen Verhältnisse, über nutzbare Beschäftigung, über Ehe, Ehescheidung, Betragen gegen die Christen, über Darlehn und Zins so verständige Beschlüsse gefaßt, daß den Juden, in so fern sie nach diesen Vorschriften handeln würden, das französische Bürgerrecht zugesichert wurde. Eben so thätig arbeitete die Regierung an der Belebung der Industrie und des innern Handels; daher die Anstrengung zur Herstellung brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren; daher die Aussetzung des großen Preises auf die Erfindung der besten Flachsspinnmaschine; daher die Bauten in allen Zweigen des Bauwesens, z. B. Canäle und Straßen. Aber wenig wurde erreicht, weil alles nach Zwangsbefehlen und militärischen Vorschriften geschehen sollte, wo doch freie Thätigkeit die Seele des Gelingens war. Man bemerkte in dieser Hinsicht die militärische Organisation, welche die Unterrichtsanstalten im Reiche erhielten. Am 17. März 1808 ward eine kaiserliche Universität gestiftet, unter welchem Namen alle Unterrichtsanstalten im ganzen Umfange des Reichs in ein großes Ganze vereinigt wurden. (S. d. Art. Fontanes und Fourcroy.) Von

Digitized by Google

den durchgreifendsten Einwirkungen auf alle Verhältnisse waren die Verfügungen, die Napoleon wegen des Handels mit Colonialwaaren traf, welche die politischen Richtungen aller Continentalstaaten bestimmten und in ihren ungeheuern Folgen so verderblich für den Einzelnen wie für die Masse gewirkt haben (s. d. Art. Continentalsystem und Colonien). England hatte den Decreten von Berlin und Mailand seine Geheimenrathsverordnungen entgegengestellt und trieb seinen Handel noch auf verschiedenen Punkten des festen Landes. Napoleon ergriff dagegen gewaltsame Maßregeln, in denen auch die Beweggründe zu dem Kriege mit Rußland im J. 1812 zu suchen sind. Diese Maßregeln waren: die Vereinigung Hollands und der ganzen Küstenländer von Norddeutschland bis Lübeck und Travemünde, mit Frankreich, der Handelstarif von Trianon, und das Decret von Fontainebleau. Schon im Tractate zwischen Frankreich und Holland vom 16. März 1810 hatte Holland sein Brabant, ganz Seeland, mit der Insel Schouwen, den Theil von Geldern auf dem linken Ufer der Waal an Frankreich abtreten müssen, wozu der Angriff der Engländer auf Holland im Jahr 1809 den Vorwand gegeben hatte. Als darauf am 1. Juli 1810 der König von Holland zu Gunsten seines Sohnes die Krone niederlegte, ward durch das Decret von Rambouillet vom 9. Juli 1810, das Königreich Holland dem französischen Reiche einverleibt. Da aber England in der Festhaltung seiner Cabinetsbefehle unbeugsam blieb, so erklärte Napoleon, die ganze Küste der Nordsee unter seine unmittelbare Aufsicht setzen zu müssen; daher wurden die Mündungen des Ems, Weser und Elbe, sämmtliche Hanseestädte, mit einem Areal von etwa 600 Q. M. und über eine Million Menschen, mit einer unerhörten Willkür durch ein Decret vom 10. December 1810 mit Frankreich vereinigt, was früher (12. November 1810) auch mit Wallis, um sich ganz der Straße über den Simplon zu versichern, geschehen war. Hiermit stand in Verbindung der Handelstarif von Trianon, der, allen Föderativstaaten aufgedrungen, ein Zoll Regulativ für die Colonialwaaren festsetzte, das den Verbrauch dieser Artikel ganz vom Continente verbannen sollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung aller, auf dem französischen Continente, und in den unter seinem Einflusse stehenden Staaten, befindlichen, englischen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich selbst wurde diese Maßregel mit Strenge gehandhabt, während für gewisse Hauptartikel, Zucker, Tabak, Indigo, Mittel ergriffen werden sollten, um das Erzeugniß derselben im Lande selbst zu befördern. Auch ward durch Licenzen die Einfuhr zum Vortheile der Regierung erlaubt. Aber die Vereinigung Norddeutschlands mit dem großen Reiche hatte selbst mehrere Bundesfürsten beeinträchtigt. Die ihnen verheißenen Entschädigungen milderten das Gehässige dieses Gewaltschrittes keineswegs. Der bedeutendste jener beraubten Fürsten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der russischen Herrscherfamilie, und man fürchtete schon jetzt für die Erhaltung der Ruhe auf dem Continente. Ehe jedoch diese Besorgnisse in Wirklichkeit übergingen, gab dem Kaiser die Geburt des Königs von Rom*),

*) Dieser Prinz ward im J. 1818 vom Kaiser von Oesterreich zum Herzog von Reichstadt (in Böhmen) erhoben.

Digitized by Google

neue Hoffnungen. Schon 1809, als Napoleon den Kirchenstaat für eine französische Provinz und Rom zur kaiserlichen Reichsstadt erklärt hatte, ward bestimmt, daß der jedesmalige französische Kronprinz den Titel König von Rom führen, auch jeder Kaiser von Frankreich in den ersten zehn Jahren seiner Regierung in Rom sich krönen lassen solle. Der Zweck der zweiten Verheirathung des Kaisers, „Kinder in seinem Sinne und nach seinem Geiste zu erziehen," schien jetzt erreicht zu seyn. Aber die Angelegenheiten in Spanien, dessen Bewohner den Franzosen einen unerwartet hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, und die täglich sich erweiternde Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf mit dem Norden, der nicht länger für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundschaft mit St. Petersburg noch nicht officiell abgebrochen und des französischen Kaisers naher Verwandter, der Prinz von Ponte-Corvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden war, ließen keine heitre Zukunft ahnen. Ueberdieß trieben die Engländer in Gothenburg, und in verschiedenen Häfen der Ostsee nach Rußland einen bedeutenden Handel mit Colonialwaaren, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel Beschwerden geführt wurden. Frankreich hatte allen Mächten, die ihre Flagge würden von den Engländern entnationalisiren lassen, den Krieg erklärt; wo der Beweis geführt werden konnte, da sollte auch die Folge eintreten. Als nun Rußlands Handelsverfügungen in den Jahren 1810 und 1811 und seine mißbilligenden Aeußerungen über das Schicksal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, Napoleons Mißtrauen erregt hatten, und er eines Kriegs von Seiten Nordamerika's, mit dem er sich versöhnt hatte, gegen England gewiß war, so glaubte er, gegen Rußland die Sprache des beleidigten Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Continentalkrieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, auch Oesterreich und Preußen als Alliirte auftraten. Ueber den Gang dieses Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiserstadt sein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, s. d. Art. Russisch-Deutscher Krieg in den Jahren 1809 — 1814. Fast ganz Europa erhob sich gegen Frankreich und Napoleon. Eine Heeresmasse von 812,000 Mann, zu welcher, nach dem zu Trachenberg in Schlesien (12. Juli 1813) gehaltenen Kriegsrathe, Oesterreich 262,000, Rußland 249,000, Preußen 277,000, und Schweden 24,000 Mann stellten, zertrümmerte binnen neun Monaten das französische Kaiserthum, und die Trophäen zwanzigjähriger Siege der Franzosen. So ging das große Wort von Pitt in Erfüllung: Unter allen Regierungen ist militärischer Despotismus von der kürzesten Dauer. Am 31. März 1814 zogen die verbündeten Mächte mit ihren Truppen in Paris ein, und sofort erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souveräns, daß man nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem seiner Familie unterhandeln werde, daß man die Integrität des alten Frankreichs nur so anerkenne, wie es unter den Königen gewesen, und daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die französische Nation sich geben werde, weshalb man den französischen Senat einlade, für die Verwaltung des Staats und die Abfassung

einer Constitution eine Zwischenregierung zu ernennen. Dem zufolge versammelte sich der Senat am 1. April unter Talleyrands Vorsitz, und übertrug Letzterm nebst vier andern seiner Mitglieder die Zwischenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Bonaparte und seine Familie des Throns von Frankreich für verlustig. Diesen Beschluß bestätigte der gesetzgebende Rath, und die Zwischenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. Berufung auf den französischen Königsthron bekannt. Napoleon hatte inzwischen zu Gunsten seines Sohnes der Krone entsagt. Er that es unbedingt am 11. April zu Fontainebleau, da die Marschälle sich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Durch einen, an demselben Tage geschlossenen Tractat, wurde ihm die Insel Elba als Eigenthum überlassen, auch sein Schicksal und das seiner Familie bestimmt. (Ueber die Mißbräuche der Napoleon'schen Regierung s. Pichon de l'état de la France sous la domination de Napoléon Bonap. und Benj. Constant dé l'usurpation et de l'esprit de conquête, so wie der Frau von Staël Considérations etc.)

III. Geschichte Frankreichs seit der Restauration im J. 1814. Die alte Feudalmonarchie war vernichtet; eine legitime Monarchie trat nach dem Willen des französischen Volks an ihre Stelle. Damit sie in keine Autocratie ausarte, ward Ludwig XVIII. die Grundlage einer Verfassung vorgelegt, und von ihm angenommen. So erfolgte die Restauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich, mit dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris den 3. Mai 1814. Ein Staatsverfassungsentwurf war nämlich schon den 5. April vom Senate und den 6. vom gesetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. sollte, bevor er den Thron bestieg, dies Grundgesetz bestätigen. Er erließ daher von St. Ouen den 2. Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundsätze der neuen Staatsform, wie sein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenschaft eines königl. Generallieutenants schon früher gethan, öffentlich aussprach, die genauere Abfassung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, sich vorbehielt. Diese neue Verfassungsurkunde wurde am 4. Junius vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält die Grundsätze einer freien, beschränkt monarchischen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Gesetz; gleiche Verpflichtung zu den Staatslasten, gleiches Recht auf alle Aemter; persönliche, Religions- und Preßfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums: Vergessenheit des Vergangenen; Abschaffung der Conscription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, an der Spitze der bewaffneten Macht steht, Krieg erklärt, Verträge schließt, Aemter ertheilt und die Gesetze vorschlägt und kund macht; — er übt die gesetzgebende Gewalt zugleich mit den beiden Kammern aus, doch muß das Gesetz der Steuern und Auflagen zuerst in die Kammer der Deputirten gebracht werden; auch die Häuser können Gesetze vorschlagen; dem König bewilligt die Legislatur für die Dauer seiner Regierung eine Civilliste. Der König beruft die Kammern; er ernennt alle Pairs, erblich oder persönlich, hebt die Versammlungen und löset das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuser können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; — das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlkollegien ernannten Deputirten zusammengesetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte

Digitized by Google

muß 40 Jahre alt seyn und 1000 Fr. directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präsidenten der Wahlkollegien, und aus fünf vom Hause vorgeschlagenen Deputirten den Präsidenten des Unterhauses. Der Kanzler ist Präsident des Oberhauses. Die Grundsteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Gesuche an das Haus, oder eines Hauses an das andere müssen schriftlich geschehen u. s. w. Bereits am 14. Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue Staatsministerium, und am 3. Aug. einen neuen Staatsrath. Eine zweite Einrichtung betraf den Hofstaat. Hier trat der alte Adel in seine Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königlichen Orden (des heil. Geistes und der Ludwigsorden) wurden wieder hergestellt, der Orden der Ehrenlegion und der Reunion bestätigt, der letztere unverändert, aber für den Orden der Ehrenlegion wurde eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV. gegeben, und verschiedene Einrichtungen desselben wurden abgeändert oder ganz aufgehoben. In dieser Zeit ward auch der Friede mit den Alliirten den 30. Mai 1814 zu Paris unterzeichnet, der Frankreich auf seine alten Gränzen vom 1. Jan. 1792 beschränkte. Doch behielt es die Vergrößerung seines damaligen Gebiets im Innern, durch die Einverleibung von Avignon und Venaissin, obwohl der Pabst dagegen protestirte, (S. Moureau's Réflexions sur les protestations du Pape Pie VII. relatives à Avignon et au C. Venaissin 1818), durch die von Mömpelgard und ähnlichen Einschlußorten; von Savoyen blieben Annecy und Chambery bei Frankreich; dagegen behauptete Großbritannien den Besitz von Malta, und Frankreich trat an dasselbe ab: die Antillen Tabago und St. Lucie, so wie Isle de France. Die übrigen Colonien wurden an Frankreich zurückgegeben; auch blieb diese Macht im Besitz der geraubten Kunstschätze. — Die Reorganisation des Reichs war für den Monarchen und seine Minister ein schweres Werk, bei dessen Ausführung es nicht möglich war, Alle zu befriedigen. Es erschienen eine Menge Verordnungen, in denen der Zweck, einen rechtlichen Zustand der Dinge in Frankreich, und das Glück der Nation wieder herzustellen, nicht zu verkennen war. Die Bildung einer neuen Armee sollte nicht durch die Conscription, die aufgehoben wurde, sondern durch Werbungen bewirkt werden. Es wurden Maßregeln ergriffen, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die schwierigen Umstände gestatteten aber keine Erleichterung der Abgaben; die droits réunis und das Tabaksmonopol, so verhaßt beide der Nation waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliste des Königs wurde wieder auf 25 Millionen Fr. bestimmt, und die 60 Millionen Schulden, welche der König während seines Aufenthalts im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz angewiesen. Die in der Constitution verheißene Freiheit der Presse wurde durch Anordnung einer Censur beschränkt, und eine Polizeiverordnung schärfte — zum großen Mißfallen der Pariser — die Feier der Sonn- und Festtage ein. — So wohlgemeint die Absichten des Königs bei diesen und andern Maßregeln waren, so bemerkte man doch nur zu bald, daß unter den Mitgliedern der königlichen Familie selbst und unter den Ministern eine auffallende Verschiedenheit der Ansichten herrschte. Mit Mißfallen sah man die sich regende Herrschsucht der Geistlichkeit, und wie selbst Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, welche der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten fast durchaus erhielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Der

Digitized by Google

französische Nationalstolz fühlte sich tief gekränkt, daß er sich durch fremde Gewalt eine Regierung aufgedrungen sah, die er vorher verworfen hatte, und er konnte es dem Könige nicht leicht verzeihen, daß er öffentlich erklärte, er habe seine Krone dem Prinz Regenten von England zu verdanken. Am allermeisten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an ihre Thaten und an den Mann, unter dessen Leitung ihr so viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch zu lebhaft war, sich gereizt, da sie ihre Massen aufgelöset, ihre Dotationen, ihren Sold und ihre Pensionen vermindert, ihr Ansehn und ihren Einfluß beschränkt sah, und selbst ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andere, die sie ehemals bekämpft hatte, vertauschen mußte. Die Besitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den Verlust derselben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde Last der Abgaben, deren Erleichterung ihm verheißen worden war. Bei dieser Stimmung der Gemüther konnte für die königliche Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geschehen, als das plötzliche Erscheinen Napoleons auf der Küste Frankreichs (am 1. März 1815). Aus jener Stimmung läßt es sich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche Verschwörung zu Gunsten Napoleons existirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ohne Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs sich bald für ihn erklärte, und er nach einem Marsche von 18 Tagen, der mehr einem Triumphzuge glich, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den 20. März wieder in Paris einzog. Der König und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob sogleich die meisten Anordnungen der königlichen Regierung und die beiden Kammern auf, und ernannte ein neues Ministerium. Er versicherte, daß er sich mit der durch den Pariser Frieden bestimmten Gränze von Frankreich begnügen und seine Regierung nach liberalen Grundsätzen einrichten werde. Aber auch er konnte die Erwartungen der verschiedenen Parteien nicht befriedigen, und man fürchtete, nicht ohne Grund, die Rückkehr seiner ehemaligen willkürlichen Herrschaft. Dazu kam die Besorgniß, daß Frankreich in einen neuen, noch verderblichern Krieg mit dem übrigen Europa werde gestürzt werden. Denn, sobald die Nachricht von Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum Congreß daselbst versammelten Minister sämmtlicher verbündeten Mächte (am 13. März 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die Mächte fest entschlossen wären, den Pariser Vertrag mit Anwendung aller ihrer Kräfte aufrecht zu erhalten. Am 25. März schlossen daher Oesterreich, Rußland, England und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den von Chaumont (vom 1. März 1814), wodurch sich jede dieser Mächte verpflichtete, 150,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu stellen. Die Armeen wurden unverzüglich in Bewegung gesetzt, und bedeutend vermehrt. Auch Napoleon unterließ nicht, mit großer Thätigkeit und Anstrengung sich zu dem Kriege, der ihm wohl noch zu früh kommen mochte, zu rüsten. Zugleich machte er den 22. April eine Zusatzurkunde zu den Verfassungsgesetzen bekannt und berief das Maifeld zusammen, welches am 1. Juni jene Urkunde annahm. (S. d. Art. März und Maifeld). Hierauf eröffnete er am 7. Juni die neu gewählten Kammern. Aber bei aller Anhänglichkeit, die ihm die Armee bezeigte, fand er doch in den übrigen Volksclassen nicht überall den Eifer seine Absichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in dem Mangel der erforderlichen Hülfs-

Digitized by Google

mittel. Gegen Ende des Mai rückten die Truppen einander entgegen; die Armeen der Alliirten bildeten um die Gränze Frankreichs eine große Kette, die sich von Ostende aus nach der Schweiz, und durch diese nach Italien erstreckte. Die Engländer und Preußen, unter Wellington und Blücher, rückten von den Niederlanden her an. Ihnen stellte Napoleon seine Hauptmacht entgegen. Nach einigen Vorpostengefechten auf der Gränze griffen am 15. Juni die Franzosen die Preußen bei Thuin an der Sambre an und drängten sie zurück. Am 16. erhielt Napoleon in der Ebne von Fleurus einen Sieg über die Preußen und die mit ihnen vereinigten deutschen Truppen. (Vergl. Ligny.) Aber am 18. wurde er bei la belle Alliance oder Waterloo (s. d. Art.) gänzlich geschlagen, seine Armee größtentheils aufgelöset und er selbst genöthigt, sich eiligst nach Paris zu flüchten. Die siegreichen Alliirten drangen fast ohne Widerstand gegen Paris vor. Napoleon, dem keine Hoffnung übrig blieb, seine Angelegenheiten wieder herzustellen, legte am 21. Jun. durch eine Erklärung an das französische Volk die Krone nieder, indem er zugleich seinen Sohn, als Napoleon II., zum Kaiser proclamirte. Eine provisorische Regierung, an deren Spitze Fouché stand, übernahm nun die Leitung des Staats. Napoleon verließ die Hauptstadt, und ergab sich, als ihm kein Ausweg mehr übrig blieb, den Engländern (s. d. Art. Bonaparte). Die Armee der Alliirten war indessen in der Nähe von Paris angekommen; wo am 3. Jul. zwischen den englischen und preußischen Befehlshabern und dem Marschall Davoust eine Militärconvention abgeschlossen wurde, nach welcher die französische Armee sich hinter die Loire zog, und Paris den alliirten Truppen übergeben ward. Am 7. rückten diese in Paris ein, und am folgenden Tage kam auch Ludwig XVIII. dahin zurück und ernannte ein neues Ministerium. Bald darauf wurde eine neue Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire stehende französische Armee aufgelöset, der Befehl zu Bildung einer neuen Armee gegeben, und gegen die Anhänger Napoleons wurden strenge Maßregeln genommen. (S. Ludwig XVIII.) Der Zustand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der Verbündeten standen — und sie nahmen fast zwei Drittheile des Landes ein — herrschte eine durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theilen des Reichs erregten die Factionen Unordnungen und selbst blutige Auftritte. Die alliirten Mächte behandelten das besiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Schonung, wie im vorigen Jahre. Nach verschiedenen Unterhandlungen wurde am 20. Nov. der Friede zwischen ihnen und Ludwig XVIII. unterzeichnet. Die Hauptbedingungen desselben waren: Frankreichs Gränzen sollen so bleiben, wie sie im J. 1790 waren, aber Frankreich tritt vier Festungen (Landau, Philippeville, Saarlouis und Marienburg) das Herzogthum Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lauter gelegenen Theil des Dep. des Niederrheins, einen Theil der Landschaft Ger, und den ihm 1814 noch verbliebenen Theil von Savoyen (zusammen mit 434,000 Bewohnern) ab; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Fr. Contribution, räumt ihnen auf 3 bis 5 Jahre 17 Festungen ein, und unterhält während dieser Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150,000 M. Ueberdies mußte sich die französische Regierung verbindlich machen, alle die rechtmäßigen Ansprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Institute in den Ländern der Alliirten an sie zu machen hatten, und alle Schätze der Literatur und Kunst,

Digitized by Google

welche die Franzosen aus den von ihnen besetzten Ländern weggenommen hatten, zurückzugeben. Diese letztere Bedingung wurde noch während der Anwesenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt. Endlich mußte Frankreich dem Sklavenhandel unbedingt entsagen. — Der König, der im Sept. 1815 eine große Veränderung unter seinen Ministern machte, ließ es sich angelegen seyn, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. In den Kammern der Pairs und der Deputirten zeigte sich viel Anhänglichkeit an den König. Das Gesetz vom 29. Oct. 1815 räumte der Regierung die außerordentliche Macht ein, alle diejenigen zu verhaften und in Verhaft zu behalten, welche strafbarer Anschläge gegen den König und den Staat schuldig schienen, wenn auch vor Gericht die Schuld nicht erwiesen war, und oft keine Oeffentlichkeit zuließ!! — Am 6. Jan. 1816 wurde das von beiden Kammern geschärfte Amnestiegesetz vom Könige sanctionirt, nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt und von Napoleon im März 1815 Aemter angenommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Dieses Gesetz gewährte der royalistischen Partei einen großen Sieg, indem ihre vorzüglichsten Gegner dadurch entfernt wurden, aber es fand auch bei den Gemäßigten lauten Tadel. Dieses Schicksal hatten überhaupt die meisten Maßregeln der Regierung. Denn jener Sieg der Royalisten von 1815 ward mit der Absetzung von vielen tausend Beamten gefeiert; die bürgerlichen Spaltungen wurden durch willkürliche Maßregeln der Rache unterhalten, statt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen, und zu strafen! Gleichwohl waren die Minister und der König einer Partei nicht royalistisch genug! Diese im Juli 1818 durch ihre frevelnde Kühnheit, die Alliirten in ihr Ränkespiel, das die blutigen Unruhen in Grenoble (1816) und in Lyon (1817) absichtlich erregt hatte, hineinziehen zu wollen, um die Charte umzustoßen, entlarvte Partei der Ultraroyalisten ist eine merkwürdige Erscheinung im heutigen Frankreich. Diese Leute, für die es keine Geschichte gibt, halten den Zustand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was seitdem geschehen, ist Verbrechen, und jedem Einzelnen ist sein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Sie nennen daher plein-purs oder echte Franzosen, solche, die sich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckten, die bereits Gegner der ersten Constitution waren. Minderrein sind in ihren Augen diejenigen, welche zwar für die erste Ständeversammlung waren, aber darin fest an den König hielten; aber so nimmt stufenweise diese Reinheit ab, daß denen, die bei Buonaparte aushielten, und erst nach seiner Absetzung zu den Bourbons übergingen und ihnen im Jahr 1815 treu blieben, nur 1/8 jener Reinheit zugeschrieben wird. Dagegen sehen die heftigsten Gegner der Ultra's, was sich seit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geschichtliche Entwickelung der Nation an; es war, sagen sie, unerläßliche Pflicht jedes Franzosen, in dieser Entwickelung nach seinen Kräften zu wirken. Wer in dieser Zeit das Vaterland verlassen, wer sich dem Dienste desselben entzogen, oder wer gar gegen dasselbe, — die Form der Regierung sey gewesen, welche sie gewollt, — gewirkt und die Waffen geführt habe, der sey ein Verräther an dem Vaterlande gewesen. Jede Partei nennt ihre Sache die der Gerechtigkeit; die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in den beiden Kammern auf die Minister, führten endlich zu dem entscheidenden Schritte vom 5. Sept. (S. Lud-

Digitized by Google

wig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflöſete. Die Sitzungen der neuen Kammern wurden am 4. November 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, in welcher er die nicht ſehr günſtige Lage Frankreichs offenherzig ſchilderte. Das der Kammer von dem Finanzminiſter am 14. November vorgelegte Budjet für das Jahr 1817 war weit ſtärker als das für das Jahr 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden ſollte. Die vorzüglichſten Gegenſtände, mit welchen ſich die Kammern beſchäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen kämpften jedoch vergebens gegen die ſogenannten lois d'exceptions, welche die volle Gültigkeit der Charte beſchränkten. Indeß verloren die Ultra's viel von ihrem Anſehen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geſchloſſen wurde, hatte die miniſterielle Partei die Stimmenmehrheit. Erſt ſeit der im Juli 1818 entdeckten weißen Verſchwörung (S. den. Art. Ludwig XVIII.) ſcheint es, daß die Miniſter ſich mehr der liberalen Partei oder dem aufgeklärteren Theile der Nation nähern wollen. — Im Allgemeinen ſcheint die Lage Frankreichs jetzt (im Auguſt 1818) dem Zuſtande eines Kranken ähnlich zu ſeyn, deſſen Geneſung noch nicht entſchieden iſt. — Es gelang dem Miniſterio indeſſen, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weßhalb von den verſchiedenen Truppengattungen, im Frühjahr 1817, 30,000 Mann zurückmaſchirten; es gelang dem Miniſterium ferner, die großen financiellen Schwierigkeiten des Jahr 1817 durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amſterdam, über 500 Millionen, zu beſeitigen. Schon im Jahr 1816 hatten bloß fremde Handelshäuſer die Anleihe gedeckt; und im Jahr 1817 verlangte man in den Kammern vergebens, daß auch franzöſiſche Handelshäuſer zugelaſſen würden; dennoch ſchloſſen Baring und Hope auch dieſe Anleihe allein ab. Endlich im Jahr 1818 wurden franzöſiſche Handelshäuſer zugelaſſen, und die am 9. Mai fur den Dienſt des Jahr 1818 eröffnete Anleihe von 14 Mill. 600,000 Fr. Renten war ſchon den 27. bloß von den Franzoſen gedeckt, die ſogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geſchäft auf beſſere Bedingungen abſchloſſen, als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des geſammten Occupationsheeres im Herbſt 1818 zu bewirken, nothwendig war, bloß mit den Häuſern Baring und Hope abgeſchloſſen, ungeachtet die franzöſ. Banquiers Laffitte, Caſim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umſtand, der in Frankreich ſo großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuſer endlich einen Theil jener Summe franzöſiſchen Häuſern überließen. Mit dieſer Räumung des franzöſiſchen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen-Verſammlung zu Aachen den 9. October 1818 beſchloſſen und noch im Laufe dieſes Jahrs vollzogen ward, hing auch die Bezahlung der Kriegsbuße und die Tilgung der Privatforderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franzöſ. Regierung und Nation machten, zuſammen. Hier hat die franzöſiſche Diplomatik geſiegt. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieſer durch den Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. Nov. 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeſchäft, welches die ganze Summe jener Forderungen von 1600 Mill. Fr. auf

Digitized by Google

1890 Mill. festsetzte, bis zum J. 1818 hin; dann aber mußten, weil Rußland und Wellington dafür stimmten, auch die übrigen Commissarien es sich gefallen lassen, für die liquide Forderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 16 Mill. und 40,000. Fr. an Zahlungsstatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreise ungefähr einem Capital von 275 Mill. Fr. entsprachen; sie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Forderung zufrieden seyn! England ward für die Forderungen der brittischer Unterthanen in einer besondern Convention eine Rente von 3 Mill. bewilligt. Endlich ward in Aachen die rückständige französische Contributionssumme von 280 Mill. auf 265 Mill. Fr. herabgesetzt. Nun trat Frankreich den 12. Nov. als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europ. Hauptmächte (s. d. Art. Quatruple Allianz) und unterzeichnete als solche mit die Declaration des Völkerrechts als Basis der europ. Staatskunst zu Aachen, den 15. Nov. 1818. Entscheidend für Frankreichs innere Ruhe aber war es, daß der Minister De Cazes im Decbr. 1818 in Hinsicht des Wahlgesetzes und der liberalen Grundsätze, einen vollständigen Sieg über die Ultra's davon trug. (S. d. Art. Ultra und Richelieu III.) Diese günstigen Umstände zusammen haben den Credit Frankreichs gehoben, der wiederum auf dem Vertrauen ruht, daß der Staat unter dem Schutze der Charte sich immer mehr befestigen wird. Gleichwohl giebt es noch vielerley Stoff für den Kampf der Parteien. Die Minister — unter denen der Marq. Dessolles (General und Pair) nach Richelieu's Abgang an der Spitze steht, an Corvetto's Stelle der Bar. Louis die Finanzen, der Marschall St. Cyr das Kriegswesen und an Lainés Stelle der Graf Decazes das Innere (nach Aufhebung des Ministeriums der allgem. Polizei) und der Siegelbewahrer Deserre das Justizwesen, seit dem 28. Decbr. 1818 verwaltet — befinden sich jetzt in offenem Streite mit den Ultraroyalisten und mit den Independenten. Ihre Macht ist schon an sich größer, und ihre Verantwortlichkeit minder schwer, als die der brittischen. So haben sie, nach Fiévée, ungleich mehr Stellen zu vergeben, als die englischen, obgleich verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger sind, nämlich nur 256, in England hingegen 658. Um sich in dieser Macht zu behaupten, und den Widerstand aller Parteien zu besiegen, hatte das vorige Ministerium (Richelieu und Lainé) mehrere Ausnahmen von den Bestimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; unter andern die strengen Verfügungen gegen indirecte Provocationen und die Censur gegen Journale und periodische Schriften politischen Inhalts. Hieraus entstand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale, wie der Minerve française, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. A. gegen die Minister, für welche das Journal des Débats und andere mehr schrieben, so wie die Ultras in der Quotidienne, im Conservateur, Drapeau blanc u. A. ihre Stimme gegen die neue Verfassung laut werden lassen. Geistvolle Schriftsteller wie Benj. Constant, Comte, Dunoyer (S. d.) u. A. m. schreiben für die Liberalen; Fiévée und Chateaubriand (S. d.) für die Ultras. Da die Schriftsteller oft die Gesetze anders verstehen, als die Richter und der Kronadvocat, H. Marchangy, so trafen nicht selten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen Schriftsteller. In der Provinz war ganz und gar keine Preßfreiheit vorhanden. Erst im April 1819 haben die Liberalen eine gesetzlich geordnete Preßfreiheit erkämpft. Doch wurden schon am Schlusse der Kammer (1818) die Prevotalgerichte,

Digitized by Google

höfe aufgelöset, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Assisengerichte gewiesen. Erst das gegenwärtige constitutionelle, liberale Ministerium hat angefangen die Charte durch eine ihr analoge Gesetzgebung mit Nationaleinrichtungen zu umgeben, die allein ihre Dauer verbürgen können. Ueberhaupt scheint es sich an keine Partei anzuschließen, sondern allein der Charte und der Nation zu vertrauen, dadurch allein ist es ihm gelungen die Ränke der Ultras im Zaum zu halten, welche das alte Feudalwesen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente und die Lettres de cachet wiederherstellen möchten. Die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 war nur ein halber Sieg über die Ultras gewesen. Nach der Minerve franç. (Heft 2) sur les conséquences de l'ordonnance du 5. Sept. und H. 24. Aug. 1818 hatte das Richelieusche Ministerium den Parteien geschmeichelt, ohne sie zu versöhnen, sie bedroht, ohne sie zu schrecken, alle verfolgt, und keine unterdrückt; daher habe es ohne durch das Vertrauen der Nation gehoben zu seyn, in seiner Politik geschwankt nach dem Wechsel der Umstände, ohne festen Plan, ohne Kraft und ohne Achtung. Daher seine beständige Furcht vor Verschwörungen, die gewöhnlich viel Lärm um nichts verursachten; seit der Verschwörung der rothen Eier bis zu der der schwarzen Stecknadeln. Durch die Ausnahme-Gesetze in Ansehung der beiden Hauptstützen der Charte: der Freiheit der Personenund der Presse, hatte es alle Parteien gegen sich gereizt, ohne die Nation, welche die Charte ganz in Kraft sehen will, für sich zu gewinnen. Das Wahlgesetz, z. B. war eine weise Maßregel; aber kaum hatten die Wähler von Paris, im Gebrauche ihrer Freiheit, drei oder vier den Ministern mißfällige Candidaten ernannt, so befiel die Regierung eine Furcht, als ob der Thron in Gefahr sey, und die Minister näherten sich wieder den Ultras, um durch diese jene Wahlen zu hintertreiben. Auch gab es unter dem Schutze dieser Minister geheime Gesellschaften. Regierungsbeamte mißbrauchten ihre Gewalt, und die Minister schwiegen! Der Generalprocurator Marchangy vertheidigte sogar Verordnungen von Präfecten, deren Publicität allein schon ihre Strafbarkeit darthat. Noch jetzt leidet die Criminaljustiz an großen Gebrechen, und sie ist durchaus nicht mit der Freiheit der Personen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen. Man lese Berton (Observat. crit. sur la procédure criminelle d'après le code qui régit la France) und Berenger (de la justice criminelle en France, Paris 1818). Die Charte hat die Strafe der Confiscation abgeschafft; aber die starken Geldbußen, wie das Gesetz vom 9. Nov. bestimmt, sind wahre Confiscationen. Eine Art Folter ist die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauert, ehe man die Schuldlosen freispricht. In den Gefängnissen mischt man Verbrecher und bloß Angeklagte, Verurtheilte und bloß mit Haft Bestrafte, den Abschaum der Gesellschaft mit achtbaren Männern, die man wegen politischer Verirrungen einsperrt, zusammen. Ein andrer Grund der Unzufriedenheit besteht darin, daß die Nation nicht eine ihrer Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipalbeamten und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt, und die Departementsräthe sprechen im Namen ihrer Departements die Wünsche der Nation aus, ohne von ihr bevollmächtigt zu seyn; daher ihre Stimme oft den Ansichten der Mehrheit in den Departements ganz entgegengesetzt ist. Haben sich doch ganze Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Die Nationalgarde, welche nicht einen ihrer Officiere ernenen darf,

Digitized by Google

ist nicht überall aus den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zusammengesetzt, sondern nach Gunst und Willkür oft aus Heimatlosen und Unbegüterten, so daß sie in manchem Departement nichts weiter ist, als die Rotte einer durch sie bewaffneten Partei. Daher konnten in mehrern Gegenden Frankreichs so viel Gewaltthaten gegen die Protestanten straflos geschehen! Lieset man, was ein Mitglied der französischen Akademie, Aignan: De l'état des Protestans en France depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. Par. 1818) darüber sagt, so glaubt man sich in die Zeiten der Dragonaden zurückversetzt. Doch schien dies schon das Richelieu'sche Ministerium einzusehen, und im August 1818 wurde die Nationalgarde im Gardedepartement aufgelöset. — In der Armee hat das neue Recrutirungsgesetz die alte Gleichheit des Kriegsdienstes, zum großen Verdruß der Privilegien-Freunde wieder hergestellt. Zwar schreit der Adel über Verfolgung, aber der Staatskalender beweiset, daß er sieben Achtel der Präfecturen, und die wichtigsten Mairestellen inne hat. Er steht an der Spitze der Militairdivisionen, der Legionen, der Gendarmerie, der Tribunäle, der Gesandtschaften; selbst in der Finanzverwaltung findet man ihn! Darum hört man noch immer die Klage, daß keine bürgerliche Gleichheit in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größtentheils in den Händen einer Kaste sey, die ihrer verlornen Vorrechte mit Haß gegen das neue Verfassungsgesetz gedenkt! Daher der Wunsch der gebildeten, begüterten und kunstfleißigen Mittelklasse in ganz Frankreich, durch eine constitutionelle Gesetzgebung und Verwaltung endlich gesichert zu seyn, gegen die Gewalt einer ränkesüchtigen Aristokratie, wie gegen den Druck einer unruhigen Demokratie! Daher der Sieg des constitutionell liberalen Geistes der Minister und der Deputirten am 23. März 1819 über die von den Ultras durch Barthelemy (s. d. Art.) in der Pairskammer für die Abänderung des Wahlgesetzes gewonnene Mehrheit! Daher die Ernennung von 59 neuen Pairs (am 5. März 1819), wodurch die Minister und die liberale Partei auch in der Pairskammer die Mehrheit erhielten; daher endlich die durch drei Preßgesetze vom 1. Mai 1819 an, aufgehobene Censur der Zeitungen und periodischen Schriften. Auch das schon von Montesquieu für unsinnig erklärte Abzugs- und Heimfallsrecht, droit d'aubaine, welches Napoleon wieder hergestellt hatte, ward in der Sitzung der Kammern von 1819 abgeschafft.

IV. Frankreichs geographisch-statistischer Zustand im Jahr 1818. Frankreich erstreckte sich unter Napoleon vom 41° 14′ bis zum 53° 43′ nördl. Breite und dem 15° bis 26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 Q. M. (13,824 Q. M. das eigentliche Frankreich und 149 Q. M. die Lehnsfürstenthümer und Jonien) mit 42 1/2 Mill. Menschen worunter die Bewohner der illyrischen Provinzen (1 1/2 Mill.) nicht begriffen waren. Von diesen sprachen 29 Mill. französisch, 6 1/2 Mill. italienisch, 4 1/2 Mill. holländisch und flamändisch, 4 Mill. deutsch. In einer runden Summe betrug die Bevölkerung Frankreichs und seiner Föderativstaaten auf 88 Millionen. Von den drei Hauptstädten des französischen Reichs hatte Paris 680,000, Rom 144,000, Amsterdam 210,000 Einwohner. Wie klein war dagegen das alte Frankreich! Im Jahr 1158 besaß Ludwig VII. ein Areal von nur 8 bis 9 der heutigen Departements, mit etwa 1 1/2 Mill. M.; in ihnen befanden sich die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans,

Nevers und Moulin, und der Platz, worauf in der Folge Versailles erbaut wurde. So weit herab war das eigentliche Besitzthum der Krone durch die Anmaßungen der herrschsüchtigen Großen geschmolzen. Die jetzige Bevölkerung jenes Bezirks beläuft sich etwa auf 3 Millionen. Hiernächst besaßen: 1. Thierry d'Alsace, Graf von Flandern, souverainer Herr der Flamänder und Holländer, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,656,000 Einwohner haben; 2. Thibaut, Graf von Champagne, 7 Depart., in denen Meziers, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois liegen, mit 1,800,000 Bewohnern; 3. der Herzog von Burgund 6 Depart., von denen 3 das Herzogthum und 3 die Franche-Comté ausmachten; in jenen liegen Auxerre, Dijon und Macon, in den letztern Vesoul, Besançon und Lons le Saunier, und sind mit 2,019,000 M. bevölkert. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich ward von mehreren souverainen Großen besessen, als: den Grafen von Toulouse, Languedoc, Lyon, Provence ꝛc. Doch der bedeutendste Antheil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Depart. besaß, die jetzt von 10,631,000 M. bewohnt sind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, Tulle, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Ursprunge, von Carcassone bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Seit jener Zeit aber, wo die Könige mit mehr Energie der Herrschsucht der Großen entgegenkämpften, und mit Glück gegen die Herrschaft der Britten auf Frankreichs Boden stritten, bis auf die, wo eine gewaltige Kraft Carls des Großen alte Gränze fast ganz wieder hergestellt hatte, betrug die Zahl der eroberten Depart. 82, zu denen 39 das deutsche Reich hergab, mit 12 Mill. Seelen; 24 wurden den Engländern entrissen, 18 den Italienern und 1 den Spaniern; 38 eroberten die Könige von Frankreich, 17 die französischen Waffen bis 1799, und 27 der Kaiser von Frankreich, so daß unter ihm Frankreich aus 130 Depart. bestand. Mehr als die Hälfte des Reichsbodens war mit Ausländern besetzt; man zählte ungefähr 27 1/2 Millionen Franzosen, 904,000 Wallonen, 1/2 Mill. Savoyarden und Schweizer, 117,000 Spanier, 5 Mill. Italiener, 4 Mill. Deutsche, 1,823,000 Holländer und 2 Mill. Flamänder. Dieses zusammeneroberte Reich begriff drei Ländermassen; A. Frankreich diesseit der Alpen oder das eigentliche Frankreich, mit 104 Depart., die in Districte und jeder District in Cantons abgetheilt waren. B. Frankreich jenseit der Alpen, oder den transalpinischen Theil. Dieses wurde in vier Generalgouvernements eingetheilt, die aus den eroberten Provinzen Italiens zusammengesetzt waren, und 14 Depart ausmachten. C. Frankreich jenseit des Rheins oder den transrhenanischen Theil, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch Holland und die deutschen Nordseeküsten bestand. Er begriff das holländische Generalgouvernement mit 4 Depart. Seit dem 20. Nov. 1815 ist Frankreich wiederum auf seine alten Gränzen, die es im J. 1790 hatte, beschränkt; doch hat es Avignon und Venaissin, Mömpelgard und ähnliche Einschlußorte, behalten, Annecy und Chambery aber an den König von Sardinien zurückgegeben. Uebrigens gilt der Pariser Friede vom 30. Mai 1814. Großbritannien gab daher an Frankreich die französischen Antillen, außer Tabago und St. Lucie; ferner das

Recht der Fischerei bei Neufundland, und alle französische Handelsplätze in Afrika, Amerika und Asien, also auch Pondichery, jedoch mit beschränkter Staatsgewalt und mit Ausnahme von Isle de France, zurück; ferner erhielt Frankreich, mit Schwedens Bewilligung, Guadeloupe, und von Portugal das ehemalige französische Guiana zurück. Unter den alten Colonien, die Frankreich wieder erhielt, sind die ostindischen nicht bedeutend, wenn man Pondichery im Carnatic, Karikal in Tanjore, mit einem Gebiete von 130 Dörfern, und Mahé auf Malabar, ausnimmt; sie bestehen nämlich in einzelnen Handelslogen zu Chandernagor am Ganges, in Surate und zu Canton in China. Die Insel Bourbon, welche bei Frankreich geblieben ist, hat keinen Hafen für ihre vielen Erzeugnisse. — In Nordafrika hatte ehemals die afrikanische Gesellschaft zu Marseille Niederlassungen in La Calle, Bona und le Collo; an der Westküste die Inseln Senegal und Gorée, mit einigen Handelsplätzen auf der Küste und in Guinea; eine Anlage auf der Insel Gambia, die aber nur für den Sclavenhandel wichtig war, was auch von den ehemaligen Besitzungen der Franzosen auf der Westküste von Madagascar galt. Desto wichtiger sind die westindischen Colonien. Frankreich erhielt nämlich zurück: 1. die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland, nebst den Fischereiplätzen; — eine vortreffliche Gelegenheit, Matrosen zu bilden; — 2. Cayenne oder das französische Guiana; 3. den ehemaligen franz. Antheil von St. Domingo, wo jetzt Christoph (König Heinrich I.) und Boyer herrschen, die aber nicht geneigt sind, sich den Bourbons zu unterwerfen. Diese Colonie war eine der wichtigsten, und ihr Verlust ist daher für Frankreich sehr empfindlich; 4. Martinique; 5. Guadeloupe; 6. Desiderade; 7. les Saintes; 8. Maria galante. Sämmtliche Colonien, ohne Domingo, enthalten 850 Q. M. mit 550,000 E. Seit dem pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 besteht Frankreich jetzt nur noch aus 86 Departements, und ist in 22. Militair Divisionen eingetheilt, deren jede von einem Marschall oder Generallieutenant befehligt wird. Die Bevölkerung des Ganzen, mit Ausschluß der Colonien, betrug im J. 1817, nach einer officiellen Angabe, über 29 Millionen. Sie wird repräsentirt von 255 Deputirten und seit 1819 von 270 Pairs; von jenen tritt jährlich ein Fünftheil aus; unter diesen befinden sich 65 Herzoge, 62 Marquis, 35 Grafen, 6 Vicomtes und 5 Barone. — Das Königreich Frankreich (13° bis 26° L. und 42° bis 51° N. B.) hat gegenwärtig ein Areal von 10,050 Q. M. Sein durch Canäle erweitertes Flußsystem verknüpft den Binnen- mit dem Seehandel. Der languedocsche Canal (Canal du midi) verbindet das mittelländ. Meer durch die Garonne bei Toulouse mit dem atlantischen. Der Canal von Charolais oder du centre verbindet die Loire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und der Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche sich in den Canal la Manche ergießt. Das Land ist größtentheils eine, mit Ausnahme der Heide (Landes); fruchtbare Ebene; nur im Süden und Osten ziehen sich die Bergrücken von Lozére, Auvergne, (mit dem Montd'or, Cantal und Puy de Dome) und die Sevennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen. Seitenäste der letztern sind der Jura und die Vogesen. Im nörd-

lichen Frankreich zieht sich ein Theil der Ardennen in das Land. Das Clima gehört zu den schönsten und feuchtbarsten der Erde. Hauptergiebigste sind Obst, Oliven (Provencer Oel) und Wein. Fünf Mill. einen Arpens Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis 18 Mill. Muids. Getreidebau und Viehzucht werden immer mehr vervollkommnet. So hat man z. B. seit der Revolution über 50,000 Morgen Morastboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert viel Gyps, Arsenik, Steinkohlen, Kupfer, Messing, Platinerzlinien u. s. w. Auch gewinnt man viel See- und Quellsalz. Den innern Verkehr desselben 18 große neue Heer- und Landstraßen, 600 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrwerke, 80 Brücken und 80 Canäle, worunter 7 ganz beendigte und 500 Schleusen. Ferner 20 Hauptpostämter, zwei Kabelpäke und über 5000 Klaftern neue Casse. Die Finanzen waren, trotz der Verspätungen von ihrer Blüthe, unter Napoleon in einem sehr zerrütteten Zustande. Die neue Regierung ist bemüht, sie wieder herzustellen, wozu viele Einschränkungen erfordert werden. Das am 25. December 1815 der Kammer von dem Finanzminister vorgelegte Budget gab für das Jahr 1815 eine Ausgabe von 945 Mill. und eine Einnahme von 815 Mill., mithin ein Deficit von 130 Mill. an, und für das Jahr 1816 eine Ausgabe von 800. Mill. Fr., worunter 115 Mill. für die Staatsschuld, 28 Mill. für die Civilliste und den Unterhalt der königl. Familie, 180 Mill. für das Kriegsdepartement, 48 Mill. für die Marine, 140 Mill. als das reine Bruttiste Einkünftel der zu bezahlenden 700 Mill. Contribution, und 230 Mill. für die Unzugehörung der Occupationsarmee. Im Budget von 1817 wurde die consolidirte (auf bestimmte Einnahmen angewiesene) Staatsschuld zu 217 Mill. jährl. Renten (Zinsen) angegeben, wovon das Capital sich auf 2840 Mill. Fr. beläuft. Gestehen ist jene Summe um 54 Mill. jährl. Renten gelegen; jedoch dadurch auch die Last der Verbindlichkeiten, welche der Tractat vom 20. Nov. 1815 Frankreich auferlegt hatte, in Ansehung des Occupationsheeres und der an die fremden Mächte zu leistenden Zahlungen, beseitigt worden. Im Jahr 1817 wurde die gewöhnliche Einnahme auf 774 Mill. Fr., die ordentliche und außerordentliche Ausgabe dagegen auf mehr als 1,068 Mill. berechnet. Das alte Abgabensystem ist geblieben. Es beruht größtentheils auf indirecten Steuern. Der Gränzsperrung gegen Belgien, Deutschland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendste auf dem Continente; sie betrug 650,000 M. reguläre Truppen und 600,000 M. Nationalgarden; jetzt ist sie im Jahr 1819 160,000 Mann stark. Sie soll künftig auf 250,000 M. bestehen: Artillerie, 14,250 M. und 1249 Officiere; Genie, 5728 M. und 587 Officiere; Infanterie, 144,795 M.; Cavalerie, 33,685 M. und 2852 Officiere. Ueberdies die Garde und die Verwaltungsbeamten. Der Etat bestimmt: Infanterie, 90 Linien; und 15 leichte Reg.; Cavalerie, 14 Reg. Carabiniers und Cürassiere, 15 Reg. Dragoner, 15 Reg. Chasseurs, 7 Reg. Husaren, 6 Reg. Lanciers; Artillerie, 8 Reg. Fußartillerie, 4 Reg. reitende, ohne Train und Pontoniere; hierüber noch: das Geniecorps, die Veteranen (70 Compagnien) und die 18,000 M. starke Gendarmerie. Die Verbindung mit den Schwei-

Digitized by Google

ger-Cantons (Capitulation), wegen Ueberlassung von Truppen, ist wieder hergestellt, und in Folge derselben sind 4 Schweizer-Regimenter in französischen Sold genommen worden; aber alle Miethstruppen sind der Nation verpaßt. Denn bei der Reorganisation der Armee wurden über 8000 Officiere, die bei der aufgelöseten Loire-Armee gestanden hatten, außer Thätigkeit gesetzt. Doch sind die Marschälle größtentheils wieder angestellt. Eine königliche Ordonnanz vom 22. Juli 1818 bestimmt die Zahl der französischen Generale auf 130 Generallieut. und 260 Marechaux de Camp; und eine königl. Verordnung vom 2. August d. J. die innere Verfassung des Heers. Die Seemacht wurde durch einen königl. Befehl vom 11. Mai 1814 auf 13 Linienschiffe, 21 Fregatten, 27 Corvetten und 88 kleinere Fahrzeuge gesetzt. Am Ende des Jahrs 1815 befanden sich in dem Hafen zu Toulon 19 Linienschiffe, 18 Fregatten und Briggs, und auf den Docken wurde noch an verschiedenen Schiffen gebaut. Seit kurzem arbeitet eine Commission zu Paris unter dem Vorsitze des Gen. Marescot an einem Plane, um die Vertheidigung der nördlichen und östlichen Gränzen in einen furchtbaren Stand zu setzen. Da nämlich die Laubansche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg und Philippeville eine Lücke erhalten, so sollen hier neue Festungen angelegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois deckt, und die man für die undurchdringlichste in Europa hält, ist geblieben. Frankreich hat 106 Festungen, darunter 6 vom ersten, 6 vom zweiten, 28 vom dritten und 72 vom vierten Range. Die Manufacturen und Fabriken sind in einem der Größe des Reichs und den Umständen angemessenen Zustande. Nach den neuesten Angaben beträgt der Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren 2000 Mill. Fr., und die Zahl der dadurch beschäftigten Arbeiter 1,747,090. Der Arbeitsgewinn wird auf 700 Mill. geschätzt. Vorzüglich sind die Woll- und Baumwoll-, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincallerie-Waaren: die ehemals unter Napoleon eingeführte öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der franz. Industrie, ward alle 4 Jahre zuerst den 25 Aug. 1819 wieder erneuert. In Ansehung der Justizverwaltung ist es, nach dem Staatsgesetze vom 4. Jun. 1814, in der Hauptsache bei der bisherigen Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht vom Könige aus. Er ernennt die Richter, und nur die Friedensrichter können ihrer Aemter verlustig werden. Außerordentliche Commissionen aber sind dem Staatsgesetze entgegen. Jedes Departement hat an seiner Spitze einen Präfecten, dessen Gewalt der eines Statthalters gleicht. Ihm sind ein Präfectur- und ein Departementsrath beigesetzt. Als Verweser des Präfecten hat jeder Bezirk (Arrondissement commun) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrathe. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgesetzten und einen oder zwei Adjuncte, nebst polizeicommissär, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einwohnern ist noch ein Oberpolizeicommissär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen Gerichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem sind Appellationsgerichte organisirt. Das Cassationsgericht zu Paris spricht in letzter Instanz, und macht das Revisionsgericht aus. Die römisch-catholisch-apostolische Religion

soll nach der neuen Constitution die Religion des Staats seyn; doch ist jeder Religion gleiche Freiheit und derselbe Schutz zugestanden. Indessen gestattet man leider den sogenannten Missionarien vielen fanatischen Unsinn. In Ansehung des Verhältnisses der gallicanischen Kirche zum römischen Stuhle gilt noch das Concordat von 1801, denn das von dem ehemaligen Lieblingsminister Ludwigs XVIII., dem Grafen Blacas, mit dem römischen Stuhle entworfene Concordat, erhielt nicht den Beifall der Nation. Unter Napoleon stand alles Kirchenwesen unter der Regierung. Der Kaiser ernannte die Erzbischöfe; in seine Hand schwuren sie den Eid der Treue. Zwar ernannten sie die Geistlichen ihres Sprengels, aber der Kaiser mußte sie erst bestätigen. Die Reformirten haben Pfarrkirchen, die zugleich Consistorialkirchen sind, und Synoden; auf 6011 Menschen wird eine solche Consistorialkirche gerechnet, deren 6 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder ist ein Consistorium. Die Kirchen der Lutheraner haben auch ihre Localconsistorien, die in Inspectionen eingetheilt sind und unter Generalconsistorien stehen. Die Juden haben ein Consistorium zu Paris. Siebenzehn Städte haben wieder Universitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Das Nationalinstitut ist ebenfalls im J. 1816 verändert worden, und besteht jetzt aus 3 Classen: Akademie der Wissenschaften, französische Akademie und Akademie der Geschichte und Literatur. Die davon getrennte vierte Classe heißt: Akademie der Mahler, Bildhauer- und Tonkunst. — Die dermaligen Ritterorden sind folgende: 1. der Orden des heil. Geistes — dem Range nach der erste — gestiftet 1578 von Heinrich III. weil er am Pfingsttage erst in Polen, und dann in Frankreich König geworden war. Ludwig XVIII. hat ihn wieder hergestellt. Die Zahl der inländischen Ritter ist auf 100 bestimmt, es haben ihn aber seit der Rückkunft des Königs bis jetzt (1817) nur 6 Franzosen und von Ausländern verschiedene Souverains und einige fürstliche Personen erhalten. 2. Der Orden des heil. Michael — der älteste der französischen Orden — von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren gestiftet, von Ludwig XIV. 1665 erneuert, und von Ludwig XVIII. wieder hergestellt. Der König ist Großmeister. Nach den von Ludwig XVIII. am 16. Nov. 1816 bestätigten Statuten sollen nicht mehr als 100 Ritter seyn. Alle die, welche den Orden des heil. Geistes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsorden, und heißen davon Ritter der königlichen Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Uebrigens ist dieser Orden besonders zur Belohnung für Gelehrte, Künstler und für nützliche Entdeckungen bestimmt. 3. Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. im J. 1693 als militärischer Verdienstorden für Land- und Seeofficiere, catholischer Religion, gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der König ist, besteht aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Ludwig XVIII. stellte diesen Orden ebenfalls wieder her. Er sollte anfangs den Orden der Ehrenlegion ersetzen, wird aber jetzt häufig mit dem letztern zugleich getragen, unter den Mitgliedern sind auch mehrere ausländische Militärs. — Für französische Officiere, protestantischer Religion, stiftete Ludwig XV. im J. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn den 25. Nov. 1814. Bisher haben ihn nur ausländische Officiere, größtentheils von der preußischen Armee, erhalten. — 4. Das Stif-

tungsjahr des sehr alten Orden des heil. Lazarus ist ungewiß. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demselben den von ihm gestifteten Orden Unsrer lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geistliche und Weltliche vertheilt. Seit 1789 ist er nicht mehr vertheilt worden. — 5. Der königliche Orden der Ehrenlegion (s. d. Art.). — (Vergl. d. Art Ludwig IX. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. und XVIII, Heinrich I. II. III. und IV., Franz I. und II., Napoleon, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m. K.

Franz von Assisi, geb. zu Assisi in Umbrien, im J. 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er später genannt wegen seiner Fertigkeit im Französischsprechen, dessen die Italiener zum Handel, wozu ihn sein Vater bestimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, sagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet, und in einem Stalle, durch welchen Umstand er dem Heilande ähnlich ward. Ohne besonders lasterhafte Neigungen zu haben, unterließ Franz, dessen angeborner Charakter sanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die Freuden der Welt zu kosten; aber mitten unter diesen sinnlichen Genüssen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu sehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen sie bestimmt wären, erhielt er zur Antwort: für ihn und seine Streiter. Er diente hierauf in Apulien, aber ein anderer Traum belehrte ihn, daß seine Krieger Geistliche seyn sollten. Er verließ darauf das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, kleidete sich in ein Klostergewand, und gürtete sich mit einem Strick. Sein Beispiel fand Nachahmer, und er hatte schon eine große Anzahl von Schülern, als Pabst Innocenz III. im J. 1210 seine Regel bestätigte. Das Jahr darauf erhielt der fromme Stifter von den Benedictinern eine Kirche unweit Assisi, und diese wurde die Wiege des Franciscaner- oder Minoritenordens, der sich bald in Italien, Spanien und Frankreich verbreitete, und auf dessen erstem im J. 1219 bei Assisi gehaltenen Generalcapitel gegen 5000 Minoriten gegenwärtig waren. Bald darauf erhielt Franciscus von dem Papste Honorius III. eine Bulle zu Gunsten seines Ordens. Mehrere seiner Schüler begehrten das Privilegium, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Bischöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth (wegen dieser erhielten die Franciscaner den Namen Minoriten, die kleinen Brüder) und Hochachtung und die Geringen durch Worte und Beispiel gewinnen; übrigens sey es unser eigenthümliches Privilegium, gar keins zu haben.“ Um diese Zeit begab er sich nach Palästina, und erbot sich, um den Sultan Mehedin zu bekehren, die Wahrheit des christlichen Glaubens dadurch zu beweisen, daß er sich in einen Scheiterhaufen stürzte; aber der Sultan verbat dies Schauspiel, und entließ ihn sehr ehrenvoll. Nach seiner Rückkehr fügte er den beiden Classen seines Ordens, den Minoriten und Clarissen, noch eine dritte Classe hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geschlechts enthalten sollte. Nachdem er diese Einrichtung getroffen, zog er sich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die heil. Legende erzählt) ein Gesicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der seine Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Das war die Ursache, daß der

ganze Orden den Beinamen des seraphischen erhielt. Franciscus starb zwei Jahre nachher zu Assisi den 4. Oct. 1226.

Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, geboren in der Stadt Paula in Calabrien den 27. Mai 1416. Er soll aus einer edlen Familie entsprossen seyn, welche aber später in Verfall gerathen war, obgleich Andere ihm eine niedere Herkunft zuschreiben. Sein Vater bestimmte ihn für den geistlichen Stand, weil er ihm spät, auf sein dringendes Gebet, geboren worden war. Die Neigung des Sohnes unterstützte die Wünsche der Eltern. So wurde er im zwölften Jahre in das Kloster der Franciscaner von St. Marcus gebracht. Hier verlebte er ein Jahr, mit der Ordenstracht bekleidet, und erbaute die Mönche und das Publikum durch Leben und Lehre. Er entsagte dem Genusse des Fleisches und dem Gebrauche der Leinewand, und führte ein Leben voller Casteiungen. Seine Eltern wollten ihn wieder zu sich nehmen, allein er wünschte einige fromme Reisen zu machen, besonders nach Assisi, um den heil. Franciscus anzurufen und die Kapelle St. Marie des Anges zu besuchen. Die Eltern führten ihn hin. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apostel, von da weiter. Das Leben der Mönche bestärkte ihn in seinem Entschlusse, sich der Einsamkeit zu weihen. Als er nach Paula zurückkam — er war damals erst 14 Jahre alt — entsagte er seiner künftigen väterlichen Erbschaft, und begab sich an einen einsamen Ort, auf einen seiner Familie zugehörigen Boden. Allein auch hier nicht einsam genug, ging er an's Ufer des Meeres in eine Felsengrotte, wo er auf dem nackten Boden schlief und sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügte. Jetzt hatte er kaum sein 20stes Jahr erreicht, als ihn mehrere Personen, von so außerordentlicher Frömmigkeit gerührt, zum geistlichen Führer wünschten. Er glaubte diesem Begehren nicht widerstehen zu dürfen. Seine geistlichen Kinder bauten sich nun neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betstuhl, wo ein Priester aus der Nachbarschaft ihnen die Messe las. Da sich aber die Anzahl derselben immer mehr vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbischofe zu Cosenza die Erlaubniß, sich ein Kloster und eine Kirche bauen zu dürfen. Dieser Bau wurde von allen Seiten unterstützt, und kam wirklich 1436 zu Stande, dergestalt, daß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieser Zeit an beginnt der neue Orden, der erst unter dem Namen der Eremiten des heil. Franz existirte. Die Demuth war die Grundlage desselben, und der Wahlspruch: die Wohlthätigkeit. Er fügte den gewöhnlichen drei Gelübden noch ein viertes hinzu, nämlich das des Quadragesimal-Lebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleisch nicht nur, sondern auch von Eiern und aller Milchspeise, außer in Krankheitsfällen. Er selbst unterwarf sich einer noch weit strengern Regel. Demungeachtet vermehrten sich die Anstalten des Ordens; zwei Klöster wurden neu gebaut, eines zu Palermo und eines zu Spezana. Bald stiegen auch mehrere Ordenshäuser im Königreiche Neapel und Sicilien empor, wohin Franz reisete. Papst Paul II. wurde aufmerksam auf ihn, und ließ sich durch einen Abgesandten genauer von dem Wesen des schon so merkwürdigen Mannes unterrichten. Allein erst nach Pauls Tode erhielt der neue Orden durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. seine Statuten bestätigt, und

Digitized by Google

Franz wurde zu dessen General-Obern ernannt. Er legte jetzt mehrere Colonien an, und Pabst Alexander IV. veränderte den Namen, Eremiten des heil. Franz, in den der Minimen (von dem lateinischen Worte minimus, der Kleinste). Das Gerücht von den Wunderkuren, welche der heil. Franz verrichtet haben sollte, machte, daß ihn der kranke König von Frankreich zu sich berief. Allein erst auf Befehl des Papstes Sixtus IV. begab er sich nach Frankreich, wo er mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Der Monarch selbst warf sich ihm zu Füßen, und flehte ihn um Verlängerung seines Lebens an. Franz antwortete ihm mit Würde und schlug alle Geschenke aus. Er konnte aber das Leben des Monarchen nicht verlängern, ob er ihm gleich ruhig sterben half. Carl VIII. und Ludwig XII. hielten ihn und seine Geistlichen in Frankreich zurück. Carl bediente sich seines Raths in den wichtigsten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloster in dem Parke von Plessis les Tours bauen, ein anderes zu Amboise, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andere Fürsten gaben den Minimen Beweise der Verehrung. Der König von Spanien wünschte ebenfalls den Orden in seinen Staaten zu haben. Hier führten sie den Namen der Brüder des Sieges, zum Andenken an die Eroberung Malaga's von der Gewalt der Mauren, welche Franz von Paula vorhergesagt hatte. In Paris nannte man sie die Bons-hommes. Noch bei seinem Leben sah Franz seinen Orden fast durch ganz Europa verbreitet. Er selbst wurde seiner strengen Lebensordnung ungeachtet sehr alt, denn er starb im 92sten Jahre zu Plessis les Tours den 2. April 1507. Zwölf Jahre nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen, und die Kirche feiert sein Fest den 2. Apr. Die Minimen haben auch Frauenklöster. In Frankreich befanden sich sonst zwei derselben, eines zu Abbeville und eins zu Soissons.

Franz I., König von Frankreich, von seinen Unterthanen der Vater der Wissenschaften genannt, war zu Cognac den 12. Sept. 1494 geboren. Sein Vater war Carl von Orleans, Graf von Angouleme, und seine Mutter Louise von Savoyen. Er bestieg den Thron am 1. Jan. 1515, 21 Jahre alt, nach dem Tode seines Schwiegervaters und entfernten Verwandten, Ludwigs XII. Franz I. wollte die Ansprüche seines Vorfahren und seine eigenen auf Mailand geltend machen, und stellte sich bald nach dem Antritt seiner Regierung an die Spitze einer Armee, um das Herzogthum in Besitz zu nehmen. Die Schweizer, die den Herzog Maximilian Sforza in Mailand eingesetzt hatten, suchten es zu hindern, und hielten die Hauptpässe besetzt. Aber Franz I. drang auf andern Wegen über die Alpen in Italien ein. In den Ebenen von Marignano wurde er d. 13. Sept. 1515 von den Schweizern angegriffen. In dieser zweitägigen Riesenschlacht, die erste, welche die Schweizer bis dahin verloren hatten, blieb der Sieg den Franzosen. Die Schweizer ließen 10,000 Todte auf dem Schlachtfelde. Beide Theile hatten mit dem größten Heldenmuthe gekämpft, und Franz I. glänzende Proben seines Muthes und seiner Geistesgegenwart gegeben. Der alte Marschall Trivulzio, der achtzehn Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß sie alle nur ein Kinderspiel gewesen wären gegen diesen Combat des géants! Die Folge dieses Sieges war, daß der Herzog Maximilian Sforza Friede mit Franz I. schloß, ihm

Digitized by Google

Mailand überließ und sich nach Frankreich begab, wo er ganz in der Stille lebte und starb. Die Genueser erklärten sich für Franz, und Leo X., erschreckt durch sein Waffenglück, begab sich zu ihm nach Bologna und schloß mit ihm Frieden und das bekannte Concordat. Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (im J. 1516) unterzeichneten Carl V. und Franz I. den Tractat von Noyon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Aber dieser Friede dauerte nur wenige Jahre. Nach dem Tode Maximilians (1519) warb auch Franz um die Kaiserkrone; allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, sich die Stimmen der Deutschen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Carl, den die Kurfürsten minder fürchten zu dürfen glaubten. Von dieser Zeit an war Franz I. Carls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit ihm bis zu seinem Tode fast ununterbrochen Krieg; zuerst wegen Navarra, das Franz fast zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie; er vertrieb Carl, der daselbst eingedrungen war; fiel in Flandern ein und eroberte Landrecies, Bouchain und m. a. O. Aber auf der andern Seite verlor er das Mailändische; und, was noch empfindlicher für ihn war, der Connetable von Bourbon, den die Cabale der Mutter des Königs aus Frankreich verdrängte, trat auf die Seite des Kaisers. Dieser große Feldherr schlug die Franzosen in Italien und trieb sie über die Alpen zurück, marschirte gegen die Provence, nahm Toulon und belagerte Marseille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, und drang, nachdem er sie befreit hatte, in's Mailändische vor und belagerte Pavia (1524). Während er diese verwegene Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorsichtigkeit, 16,000 Mann von seiner Armee zur Eroberung Neapels abzuschicken, und so erlitt er, zu schwach, den Kaiserlichen zu widerstehen, am 24. Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage. Er selbst gerieth, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit seinen vornehmsten Officieren in die Hände seiner Feinde. Als er sich umringt und ohne Rettung sah, weigerte er sich, seinen Degen dem französischen Officier, dem einzigen, der dem Herzog von Bourbon gefolgt war, zu übergeben. Dieser Bourbon sollte nicht das Zeichen seiner Demüthigung empfangen. Man rief daher den Vicekönig von Neapel herbei, dem Franz seinen Degen mit den Worten übergab: „Herr von Lannoy, nehmen Sie den Degen eines Königs, der Lob verdient, denn, ehe er ihn verlor, hat er das Blut der Ihrigen damit vergossen; er ist Ihr Gefangener nicht durch Feigheit, sondern durch Mißgeschick.“ Damals schrieb er an seine Mutter: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Franz I. wurde hierauf nach Madrid geführt, und nur durch einen harten Vertrag, der den 14. Jan. 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, konnte er seine Freiheit wieder erlangen. Er entsagte darin seinen Ansprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Asti, der Souverainetät über Flandern und Artois, auch versprach er das Herzogthum Bourgogne abzutreten, und 2 Millionen Thaler zu zahlen. Für die Erfüllung dieser Bedingungen mußte er seine beiden jüngsten Söhne als Geiseln stellen, gegen welche er an der Gränze ausgewechselt wurde. Als aber Lannoy, der als Carls Abgeordneter dem Könige sogleich nach Paris gefolgt war, Burgund im Namen des Kaisers foderte, führte ihn Franz, statt aller Antwort, in die Versammlung der burgundischen Deputir-

Digitized by Google

ten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von seiner Monarchie abzureißen. Außerdem hatte Lannoy die Kränkung, der Publication der heiligen Ligue beiwohnen zu müssen, welche in einem Bündnisse zwischen dem Pabst, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens bestand, um den Fortschritten des Kaisers Einhalt zu thun. Franz, der die Seele dieser Ligue war, ließ (1517) durch Lautrec einen Theil der Lombardei besetzen, und befreite dadurch den von den kaiserlichen Truppen eingeschlossenen Papst. Er würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht ansteckende Krankheiten die französische Armee sammt ihrem General im J. 1528 aufgerieben hätten. Dieser Verlust beschleunigte den Frieden zu Cambrai im J. 1529. Der König von Frankreich begab sich eines Theils seiner Ansprüche, mußte seine zwei Söhne mit zwei Millionen Thalern lösen, und heirathete Eleonoren, die Wittwe des Königs von Portugal und Schwester des Kaisers. Aber auch dieser Friede war von kurzer Dauer. Mailand, dieser beständige Gegenstand der Kriege und das Grab der Franzosen, reizte unaufhörlich Franzens Ehrgeiz. Im J. 1535 drang er nochmals in Italien ein, und bemächtigte sich Savoyens. Allein der Kaiser fiel in die Provence ein (1536), und belagerte Marseille. Unterdessen hatte sich Franz mit Soliman II. verbunden. Das kaiserl. Heer konnte sich in der Provence nicht behaupten. So wurde endlich in einer Zusammenkunft mit Carl V., welche der Papst im J. 1538 zu Nizza vermittelte, ein 10jähriger Waffenstillstand geschlossen. Der Kaiser, der einige Zeit nachher durch Frankreich reisete, um die aufrührerischen Genter zu züchtigen, versprach dem König in einer persönlichen Unterredung, einen seiner Söhne mit Mailand zu belehnen: aber kaum hatte er Frankreich verlassen, als er diese Zusage widerrief. Der Krieg entzündete sich aufs neue. Franz schickte Truppen nach Italien, Roussillon und Luxemburg. Der Graf d'Enguien schlug die Kaiserlichen bei Cerisoles im Jahr 1544 und machte sich Meister von Montferrat. Schon versprach sich Frankreich in Verbindung mit Algier und Schweden glückliche Erfolge, als Carl V. und Heinrich VIII. im Bunde gegen Franz I. alle seine Hoffnungen niederschlugen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiser stand in Soissons und der König von England nahm Boulogne weg. Zum Glück für Franz hinderte das Bündniß der protestantischen Fürsten Deutschlands den Kaiser, seine Vortheile zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der 1544 zu Crespi in Valois zu Stande kam. Carl entsagte den Ansprüchen auf Burgund. Zwei Jahre später machte auch England Frieden. Bald darauf starb Franz an jener durch die Entdeckung Amerika's nach Europa verpflanzten, und damals noch unheilbaren Krankheit, den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unternehmenden Geist. Bei seiner Freigebigkeit, Güte und Kunstliebe würde er, hätte er friedlich regieren wollen, Frankreich glücklich gemacht haben. Der Schutz und die Beförderung, die er den Künsten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten Theil seiner Fehler ausgelöscht. Er lebte gerade zu der Zeit, wo die Wissenschaften wieder erwachten und verpflanzte die Trümmer, die den Verheerungen Griechenlands entgangen waren, nach Frankreich. Seine Regierung ist die Epoche, wo die Künste und Wissenschaften einen heilsamen Einfluß auf den Geist und die Sitten der Franzo-

Digitized by Google

sen zu gewinnen anfingen. Im J. 1534 sandte er Jacques Cartier, einen geschickten Seefahrer, von St. Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und dieser war so glücklich, Canada zu entdecken. Auch hat Franz das königliche Collegium gestiftet und den Grund zu der Bibliothek von Paris gelegt, welche gegenwärtig die wichtigste in Europa ist. Ohnerachtet der vielen Kriege, die er führte, und des übrigen großen Aufwandes, den er machte, hinterließ er doch keine Schulden, sondern einen nicht ganz unbedeutenden Schatz.

Franz II., König von Frankreich, der Sohn Heinrichs II. und der Catharina von Medicis, geb. zu Fontainebleau den 9. Jan. 1544, bestieg den Thron nach dem Tode seines Vaters, den 18. Juli 1559. Er hatte sich das Jahr zuvor mit Maria Stuart, der einzigen Tochter König Jacob V. von Schottland, vermählt. In seiner kurzen Regierung, die nur 17 Monate dauerte, streute er den Samen zu vielen Uebeln aus, welche nachher Frankreich verwüsteten. Die Oheime seiner Gemahlin, Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung gestellt. Dieser stand dem Clerus und den Finanzen, jener dem Kriegswesen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolze und ihrer Herrschsucht zu fröhnen. Franz II. trat sogar auf Antrieb seiner Mutter die Souverainetät des Herzogthums Bar an den Herzog von Guise ab und behielt sich nichts vor, als die Lehnsherrlichkeit. Anton von Bourbon, König von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüstet, daß zwei Fremdlinge den König beherrschten, während die Prinzen von Geblüt entfernt wurden, verbanden sich mit den Calvinisten, um die Macht der Guisen, der Beschützer der Catholischen, zu vernichten. Herrschsucht war die Ursache dieses Krieges, die Religion der Vorwand, und die Verschwörung von Amboise das erste Zeichen zum Bürgerkriege. Die Verschwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unsichtbare Seele und La Renaudie der Führer derselben. Dieser vertraute sich Avenelles, einem Advocaten von Paris, welcher die Unternehmung verrieth. Der größte Theil der Verschwornen wurde verhaftet und hingerichtet. La Renaudie wurde im Gefechte getödtet, und viele andre kamen an seiner Seite mit den Waffen in der Hand um. Nach diesem Ereigniß stieg die Macht der Guisen nur noch höher. Den Calvinisten wurde die Ausübung des Gottesdienstes gänzlich untersagt, und in jedem Parlament eine Kammer errichtet, welche einzig darüber zu wachen hatte. Der Prinz Condé, als das Haupt der Calvinistischen Partei, wurde zum Tode verurtheilt, und sollte durch die Hand des Henkers sterben, als Franz II., der immer schwächlich und seit langer Zeit krank gewesen, den 5. Dec. 1560 in einem Alter von achtzehn Jahren starb, und das Reich, mit 43 Millionen Schulden beschwert, den Greueln des Bürgerkriegs zur Beute ließ. Seine Anhänger nannten ihn den König ohne Laster, man kann aber auch hinzusetzen, ohne Tugend.

Franz I. (Stephan), ältester Sohn Herzogs Leopold von Lothringen, und nachmaliger deutscher Kaiser, war im J. 1708 geboren. Er kam 1725 nach Wien, wurde daselbst mit dem schlesischen Herzogthum Teschen belehnt, und trat nach seines Vaters Tode im J. 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen und Bar an, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt.

Digitized by Google

Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Augusts von Sachsen zum zweiten Mal zum König von Polen erwählte Stanislaus Leszczinski dieses Reich wieder verlassen mußte, benutzte dessen Schwiegersohn Ludwig XV. diesen Umstand, um von dem Kaiser, der ihm hauptsächlich entgegen gewesen war, eine Entschädigung für ihn zu fodern. Weil nun Frankreich schon lange vorher auf das ihm nahe gelegene Lothringen Ansprüche gemacht, auch schon zu verschiedenen Malen es in Besitz genommen hatte, so wurde in dem 1735 zu Wien geschlossenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Lothringen dieses Land sofort an den König Stanislaus und nach dessen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen aber in den Besitz des Großherzogthums Toskana einrücken sollte, sobald dasselbe durch den Tod des damaligen Großherzogs Johann Gasto, des letzten aus dem Mediceischen Hause, erledigt seyn würde, welches auch im Jahr 1737 erfolgte. Im Jahre 1736 vermählte er sich mit Maria Theresia, der Tochter Kaisers Carl VI. Er wurde zum Reichs-Generalfeldmarschall und Generalissimus der kaiserlichen Armeen ernannt und commandirte im Jahr 1738 mit seinem Bruder Carl die österreichische Armee in Ungarn gegen die Türken. Nach dem Tode Carls VI. (1740) wurde er von seiner Gemahlin zum Mitregenten aller österreichischen Erblande erklärt, doch durfte er keinen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Nach Carls VII. Tode wurde er 1745, ungeachtet verschiedner Widersprüche, zum römischen Kaiser erwählt, und als solcher am 4. October zu Frankfurt gekrönt. Seine zwanzigjährige Regierung als Kaiser — er starb zu Inspruck den 18. August 1765 — ist durch keine merkwürdige Begebenheit ausgezeichnet.

Franz I. (Joseph Carl), vorher als römischer Kaiser Franz II.) Kaiser von Oesterreich, König zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Lodomerien, von der Lombardei und Venedig ꝛc., Erzherzog zu Oesterreich ꝛc., ist ein Sohn des römischen Kaisers Leopold II. und dessen Gemahlin, Maria Louise (Tochter Königs Carl III. von Spanien); geboren am 12. Februar 1768. Er folgte am 1. März 1792 seinem Vater in allen österreichischen Erblanden, ward zum König von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römischen Kaiser erwählt am 7. und gekrönt am 14. Juli 1792, und zum Könige von Böhmen am 5. August desselben Jahrs. Nachdem (am 18. Mai 1804) Frankreich zum Kaiserthume erhoben worden war, erklärte er sich (durch Patent vom 11. August und Proclamation vom 7. December 1804) zum Erbkaiser von Oesterreich. Als der Rheinbund im Juli 1806 errichtet worden war, legte er am 6. August 1806 die römische Kaiser- und deutsche Königskrone und die Regierung des deutschen Reichs nieder. Seine erste Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen seines Vaters. Sein Oheim, der Kaiser Joseph II., übernahm die Vollendung seiner Bildung. In seinem zwanzigsten Jahre begleitete Franz seinen Oheim gegen die Türken und übernahm im folgenden Jahre selbst das Obercommando der Armee, wo Laudon ihm zur Seite stand. Nach dem Tode seines Oheims (1790) nahm er sich der Regierungsgeschäfte bis zur Ankunft seines Vaters an. Nach dem Tode seines Vaters (1792) nahm er als Kaiser Antheil an dem gemeinschaftlich mit Preußen begonnenen Kriege gegen Frankreich, welches ihm durch seine Nationalversammlung (20. April 1792) als König

1768.

Digitized by Google

von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt hatte (s. Deutschland), den er auch dann als Preußen einen Separatfrieden mit der Republik geschlossen hatte, mit Nachdruck fortsetzte. Im Jahre 1794 stellte er sich in Person an die Spitze seiner niederländischen Armee. Befeuert durch die Gegenwart des Monarchen, schlug sie die Franzosen bei Coteau und Landrecy, das sie eroberte, und gewann die blutigen Schlachten von Tournay und Charleroi. Doch die brabanter Stände versagten ihm den geforderten Landsturm und Geld, und fast im Vorgefühle der nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13. Juni dieses Jahres Brüssel, um nach Wien zurückzukehren. Der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) verschaffte seinen Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündnisse mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis diese Rußland und Oesterreich 1801 zum Frieden zu Lüneville nöthigte, der mit allbekannten Opfern für Oesterreich und das deutsche Reich bezeichnet war. Im Jahr 1805 brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Austerlitz (2. Dec 1805) verabredete Franz I. und der damalige französische Kaiser mündlich die Bedingungen eines Waffenstillstandes, und die Grundlagen zum künftigen Frieden, der zwanzig Tage darauf (am 26. Dec. 1805) zu Preßburg unterzeichnet wurde. In den Jahren 1806 und 1807 behauptete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungestörte Neutralität; auch bot er sich, doch vergebens (am 3. April 1807), zum Vermittler zwischen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation an die Völker Oesterreichs vom 8. April 1809, die unter seiner Autorität erschienenen Aufrufe an die gesammte deutsche Nation, seine Declaration und Kriegserklärung gegen Frankreich vom 27. März 1809, und die Errichtung der Landwehr bewiesen, daß Franz I. nie mehr zum Kriege sich gerüstet hatte, als nach dem Frieden zu Tilsit, der Alexander mit Napoleon vereinigte. Das Jahr 1809 kostete ihm zwar sehr viel, doch schien dadurch der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Frankreichs mächtiger Nation gelegt zu seyn. Der wiener Friede gab Oesterreichs Kaiser die Hauptstadt seiner Monarchie zurück, und seine Einwilligung in die Vermählung seiner ältesten Tochter (der zweiten aus seiner zweiten Ehe) Marie Louise mit Napoleon knüpfte zwischen beiden Häusern ein festes Band. Des Kaisers Franz erste Gemahlin war eine Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg gewesen, welche am 18. Februar 1790 gestorben war. Seine zweite war die Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, Maria Theresie, welche ihm dreizehn Kinder gebahr, wovon noch sieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Carl Leopold Joseph Marcellin (19. April 1793). Aus seiner dritten mit Marie Louise Beatrix, jüngsten Tochter seines Oheims, des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, Herzogs zu Modena Breisgau, am 6. Jan. 1808 geschlossenen Ehe hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin ist Charlotte, zweite Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern (geschieden von ihrem ersten Gemahl, dem jetzigen König von Wirtemberg, im Jan. 1816 und vermählt mit dem Kaiser Franz im Nov. 1816). Das Familienband welches Oesterreich und Frankreich umschlingen sollte, konnte nicht des Schwiegersohns Ehrgeiz besänftigen. Kaiser Franz vereinigte sich zwar mit

seinem Eidam bei der denkwürdigen Conferenz zu Dresden im Mai 1812, aber der unbiegsame Stolz der Willkühr trennte dieses Verhältniß. 1813 sah sich Franz I. genöthigt, verbunden mit Rußland und Preußen, diese Uebermacht zu demüthigen. Er wohnte diesem Kampfe bis zum Ende in Person bei, sah hierauf 8 Monate hindurch (Oct. 1814 — Mai 1815 den größten Theil der europäischen Regenten in seiner Hauptstadt zum Congreß versammelt, und bereisete im Jahr 1815 einen Theil seiner wiedererworbenen italienischen und deutschen Staaten. Durch die Resultate der beiden pariser Friedensschlüsse (30 Mai 1814 und 21. Nov. 1815) und durch den am 14. April 1816 mit Baiern geschlossenen Tractat ist Franz I. Beherrscher einer Monarchie geworden, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen hat. (S. Oesterreich.) Im Jahr 1818 nahm er an dem Congresse zu Aachen Theil, im Jahr 1819 machte er eine Reise nach Rom und Neapel.

Franz (Leopold Friedrich), letztverstorbener Herzog von Dessau, geboren den 10. August 1740, ein Sohn des Fürsten Leopold Maximilian und Enkel des berühmten Schöpfers des preußischen Fußvolks, Fürsten Leopolds von Anhalt-Dessau, und der Anne Louise, gebornen Jungfer Fösin, welche den 29. Dec. 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, hatte sich früher dem preußischen Kriegsdienste gewidmet. Er wohnte 1756 der Einschließung der Sachsen am Lilienstein und 1757 der Schlacht und Belagerung von Prag und der Schlacht von Collin, unter dem Befehle seines Oheims, des Prinzen Moritz von Dessau, bei; nahm aber dann, bewogen durch Kränklichkeit und zärtliche Besorgniß seines Oheims und Vormundes Dietrich, der seit 1751 das Land regierte, bald seinen Abschied, und trat, nach vom Kaiser erhaltener Volljährigkeit, den 20. Oct. 1758 die Regierung selbst an. Da von nun an das Dessauische Land von dem gereizten Könige mit Kriegslasten sehr beschwert wurde, so verkaufte der Fürst sein Silbergeschirr, gab sein ganzes reiches Erbe her, und bezahlte selbst die aufgelegte Kriegssteuer aus eigenem Vermögen. Nach hergestelltem Frieden bereisete er mehrere Jahre hindurch, zu verschiedenen Malen, Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, suchte überall die geschätztesten Gelehrten und Künstler auf und errichtete mit vielen herzliche Freundschaft. Er wollte sich bilden und belehren. Deshalb studirte er mit dem größten Eifer die schönen Künste, vornehmlich die Baukunst, besah Manufacturen und Fabriken und unterrichtete sich von allem genau. In verschiedenartiger Hinsicht trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, kehrte er zurück und vermählte sich (25. Juli 1767) mit Louise Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, einer Fürstin, die durch ihre vorzügliche Geistesbildung, wie durch die Schönheit ihrer Gestalt ausgezeichnet war. Jetzt wurde alles Erlernte angewendet zum Wohle und zur Verschönerung des Landes. In jedem Zweige der Verwaltung wurden mit der weisesten Anwendung Verbesserungen gemacht. Vorzüglich zeichnen sich die Bemühungen des Fürsten für Bildungsanstalten jeder Art aus. Um die Idee der Menschenerziehung zu verwirklichen, wurde unter seinem Schutze und mit seiner thätigen Theilnahme das Philanthropin errichtet (1774). Es war nicht seine Schuld, daß manche Erwartungen unerfüllt blieben, doch war der Anstoß zur Umwälzung der Erziehungsweise gege-

Digitized by Google

ben und die Namen eines Salzmann, Campe, Kolbe, Olivier, die aus dem Philanthropin hervorgingen, sind hochgeachtet in der Geschichte des Erziehungswesens. Die Stadtschulen in Dessau (1785) und in Zerbst (1803) wurden mit großen Kosten völlig neu eingerichtet, auch Tillich sehr unterstützt. Das so sehr vernachlässigte weibliche Geschlecht erhielt schon 1786, früher vielleicht als irgendwo in Deutschland, eine Bildungsanstalt in Dessau und später (1806) in Zerbst. Für Aufklärung und Erziehung des Landmanns wurde durch ein Schulmeisterseminar Sorge getragen. Eine Pastoralgesellschaft, zur Fortbildung der gesammten Geistlichkeit, so wie auch die Buchhandlung der Gelehrten (1781 — 1787) errichtet. Künste und Wissenschaften wurden befördert, auswärtige Künstler berufen, und vorzüglich durch die schöne Bau- und Gartenkunst, Werke und Anlagen hervorgebracht, die eine völlige Umwälzung des Geschmacks in dieser Hinsicht in Deutschland, durch das Hinweisen zur Antike und Natur, bewirkten. Wörlitz, das Luisium, der Lustgarten, sind bleibende Denkmäler der Gartenanlagen des Fürsten. Die Gebäude sind mit den Werken der Malerei, Kupferstecher- und Bildhauerkunst vorzüglicher Meister geschmückt. Für die Musik wurde die Capelle, für die Schauspielkunst das Theater errichtet. Die Kupferstechergesellschaft des Baron von Brabeck wurde in die chalcographische Gesellschaft verwandelt (1796 — 1806.) Dabei wurde das Land durch Kunststraßen mit Baumreihen, geschmackvollen Brücken und andern nützlichen Anlagen zugleich verschönert; neue Entdeckungen oder sonstige Verbesserungen des Landbaues benützt und befördert; der Verarmung gesteuert durch eine Brandkasse und eine Wittwenkasse, dazu mehrere Armenhäuser für Dürftige angelegt. Die Polizeiverordnungen sind musterhaft. Alles dieses wurde 1793, nach Erwerbung des dritten Theils des Fürstenthums Zerbst, auch auf diesen übergetragen. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben zu verschiedenen Malen verringert, und das Fürstenthum zu einem Grade von Wohlstand gebracht, den schwerlich irgend ein anderes Land in Deutschland erreichte. Ein eigentlicher Hofstaat und Glanz wurde nicht für nothwendig gehalten. In dieser Lage traf das dessauische Land der Krieg. Das männliche und feste Benehmen des Fürsten erzwangen ihm Napoleons besondere Achtung und wendeten viele Erpressungen von dem Lande ab. Den damaligen Verhältnissen gemäß trat der Fürst (18. Sept. 1807) dem Rheinbunde bei, nahm den herzoglichen Titel an und stellte den gefoderten Truppenbeitrag, 350 Mann, überhaupt für Frankreich viermal gänzlich erneuert (1807. 9. 11. 13.). Sein 50jähriges Regierungs-Jubelfest feierte er mit vielfach erhaltenen Beweisen der innigsten Dankbarkeit seiner Unterthanen. Aller vermehrten Ausgaben ungeachtet wurde erst 1811 eine neue Auflage gemacht. Der Krieg von 1813 verwüstete das Ländchen sehr. Im Zeitraume eines Jahres wurde der Truppenbeitrag viermal völlig neu errichtet. Am 1. Dec. 1813 entsagte der Herzog dem Rheinbunde. Er starb 1817. Er war ein trefflicher Fürst, zutraulich, wie ein Bürger, einfach, wie ein Privatmann, und bieder, wie ein Deutscher.

Franzband, von gebundenen Büchern gebraucht, heißt eine Art des Bücherbandes, da die Bücher entweder ganz in Leder, oder doch mit ledernen Rücken und Ecken eingebunden, übrigens gewöhnlich auf dem Rücken mit Titel von Goldbuchstaben und mit Goldlinien versehen und geziert werden. Jene nennt man ganze, die letztern halbe Franzbände.

Digitized by Google

Franzbrantewein, s. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger ist ein neuangelegter Badeort, eine Stunde von Eger, in einer kahlen, mit Fruchtfeldern übersäeten Ebene, die in der Entfernung einiger Stunden rings um von Gebirgen eingeschlossen ist. Der dasige Sauerbrunnen entspringt in mehreren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt ist, und soll schon im 10ten Jahrhundert bekannt gewesen seyn. Die zuerst benutzte Quelle mag näher an der Stadt Eger gelegen haben, woher der Brunnen Egerbrunnen genannt ward. Man scheint sich hierauf schon 1584 dieses Brunnens als Heilmittels bedient zu haben, worauf er im 17ten Jahrhundert in großen Ruf kam, dann aber wieder darin sank. Im J. 1793 ward eine Summe vom Kaiser ausgesetzt, wovon ein Brunnenhaus, ein Trink- und Tanzsaal und einige andere Häuser errichtet wurden. Zugleich wurden 12 Baustellen angewiesen, zu deren Bebauung jeder Competent 1000 Gulden Vorschuß auf 28 Jahr und Steuer- und Rekrutenfreiheit erhielt. Zu Ehren des Kaisers ward der Ort Franzensbrunn genannt. Hierauf bauten sich immer mehrere an, so daß nun, außer der Hauptstraße noch 3 Straßen angefangen sind; auch ist nun eine geschmackvolle Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. In dem Gasthofe zum Schwan findet man sehr gutes Unterkommen. Die Anlage des Orts war um so schwieriger, da der Moorboden keinen gehörigen Grund zu legen erlaubte. Der Quellen sind drei; die eine zum Trinken ist unter Dachung und steht mit einem bedeckten Gange zum Lustwandeln in Verbindung, die andern, westlich vom Orte, sind unbedacht und werden zu den Bädern verwendet. In einem Pfunde zu 16 Unz. des dasigen Brunnens fand Reuß: Luftf. mineral. Laugensalz 13 1/4 Gr., Glauberisches Wundersalz 52 Gr., Kochsalz 8 1/2 Gr., luftsaure Kalkerde 2 1/6 Gran, Kieselerde 5/12 Gr., luftsaures Eisen 5/6 Gran, Luftsäure 437/36 Kub. Zoll. Das Wasser ist hell und klar. Es ist vorzüglich wirksam bei den Krankheiten des Unterleibes von Verstopfung der Gefäße, in schleimigen Anhäufungen aller Art, in Krankheiten des Systems der lymphatischen Gefäße, in Hypochondrie, Hämorrhoidenzufällen und verschiedenen Uebeln der Urinwege, bei Beschwerden des Bandwurms ꝛc. Auf die festen Theile äußert es sich stärkend. Das Laxirsalz, welches hier gefertigt wird, nimmt man zu 2 Loth; überhaupt wirkt auch der Brunnen dahin. Man trinkt ihn in aller Frühe, und wenn man die Kälte des Wassers nicht gut vertragen kann, gewärmt oder mit warmer Milch. Zwischen jedem Male Trinken geht man 10 Minuten in den am Brunnen angebrachten Sandgängen, oder im bedeckten Gange oder dem Saale umher. Eine Stunde nach dem letzten Becher frühstückt man. Bäder sind in jedem Hause angebracht; man badet in Wannen und zahlt für jedes Bad 1 Fl 30 Kr. Wer nur einmal badet, wählt am besten die Stunden zwischen dem Frühstück und Mittagsessen; wer zweimal badet, thut es dann noch um 5 oder 6 Uhr Abends. Der Spaziergänge in der Nähe sind freilich nur sehr wenige. Sie beschränken sich auf die schattenlosen Sandgänge nach der Schladerbrücke zu, und auf den sogenannten Park, ein Gehölz mit Gängen und einem Hügel in der Mitte, von wo aus man die Hauptstraße übersieht. In der Nähe der Luisen-Quelle faßte man 1818 den Kalten-Sprudel eine mit Salz reich versehene Stahlquelle.

Französische Bank. Bank von Frankreich. Pariser Bank. Nach der englischen Bank (s. d. Art. Londner Bank) gebührt der französischen die vorzüglichste Stelle unter den Zettelbanken (s. d. Art.) in Europa. Schon im Jahre 1799 war in Paris eine ähnliche Anstalt errichtet worden, aber unter den Stürmen der Revolution konnte sie nicht gedeihen. Erst vier Jahre später (1803) als der Friede auf dem festen Lande gesichert schien und Ruhe im Innern herrschte, erließ die französische Regierung eine Verordnung, vermöge welcher sämmtliche Privat-Zettelbanken in Paris in eine einzige große Nationalbank unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieser Anstalt wurde auf 45 Mill. Franken festgesetzt, und sollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anstalt erhielt auf 15 Jahre das ausschließliche Privilegium, Noten, zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht sie der Regierung sowol als Privaten Vorschüsse auf hinlängliche Sicherheit, leihet auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privat-Gefällen, und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweisungen auf sich ausstellen, bewahrt Depositengelder, und nimmt die Baarschaften öffentlicher Kassen und Anstalten, so wie auch von Privatpersonen in Verzinsung, discontirt Wechsel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Personen Zahlung zu leisten haben. Die innere Verwaltung wurde sehr zweckmäßig organisirt. Zugleich war festgesetzt, daß die Dividende für das nächste Jahr (1804) acht Procent nicht überschreiten dürfe, der hiernach noch übrig bleibende reine Gewinnst aber in den öffentlichen Schulden-Fonds angelegt, und als Reserve-Fonds betrachtet werden solle. Unter diesen Verhältnissen begann die französische Bank ihre Operationen und schon am Schlusse des ersten Jahrs seit ihrer Errichtung betrug ihr reiner Gewinnst die Summe von 4,185,937 Fr., also über 12 pCt. vom ursprünglichen Bank-Capitale: davon wurden 8 pCt. unter die Eigenthümer der Bank vertheilt, der Rest aber als Reserve-Fonds aufgespart; im darauf folgenden Jahre war der reine Gewinnst sogar auf 4,652,338 Fr., gestiegen. Aber zu Ende des Jahrs 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, und diese Verlegenheit machte im J. 1806 so rasche Fortschritte, daß sie die baaren Zahlungen einzustellen genöthigt war. Mehrere Ursachen vereint führten diese Catastrophe herbei; hauptsächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorschüsse, welche der Regierung von der Bank geleistet worden, zur Führung des Kriegs mit Oesterreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten und des Publicums Besorgnisse wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen sogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verlust in Metallmünze umgesetzt werden; mehrere bedeutende Bankquerotte brachen aus und bestärkten noch die schon allgemein herrschende Unruhe. Zum Glück war indessen diese Verlegenheit nicht von langer Dauer; gleich nach Abschließung des für Frankreich so günstigen presburger Friedens wurden die der Regierung von Seiten der Bank geleisteten Vorschüsse pünktlich zurückgezahlt, und mit dem Anfang des J. 1806 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demselben Jahre erschien ein kaiserliches Decret, wodurch die zeitherige Verwaltung der Anstalt eine Abänderung erlitt. Der bisherige Centralausschuß hörte hiernach auf, und an seine Stelle wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100

Digitized by Google

Actien mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien mit Besoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur sollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorsitz bei allen Bankgeschäften führen. Zugleich ward das Bank-Capital, das bisher aus 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., bestanden, auf 90,000 Actien, also auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anstalt von 15 Jahren auf 25 Jahre erstreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand gesetzt, ihrem Wirkungskreise eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein späteres kaiserliches Decret vom J. 1808 ermächtigte dieselbe, in mehreren Hauptstädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen auch zu Lyon und Rouen, zum Behuf der Ausgebung von Banknoten und Discontirung von Wechseln errichtet. Als im J. 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorschießen; die damals von ihr in Umlauf gesetzten Noten und sonstige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Besitz befindlichen baaren Münze und sonstigen Effekten; es herrschte eine allgemeine Bestürzung und man besorgte nicht ohne Grund, die Bank werde sich durch fortgesetzte Baarzahlung binnen kurzem erschöpfen. Da erschien am 13. Jan. 1814 eine Verfügung, wornach die Baarzahlung zwar nicht gänzlich eingestellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beschränkt und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden sollten. Bereits im Februar hatte aber die Bank solche Einrichtungen getroffen, daß sie wieder alle Zahlungen ohne Einschränkung zu leisten vermochte, und sowohl während der Belagerung, als während der feindlichen Besetzung von Paris, ja selbst unter dem Donner der Kanonen hat sie fortgefahren zu zahlen; eben so sind auch während der feindlichen Besitznahme im J. 1815, die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden. Ihre Actien werden auch gegenwärtig mit 30—40 pCt. Gewinn verkauft. K. M.

Französische Gesetzgebung, s. Code civil.

Französisches Decimalsystem. Die Franzosen führten dasselbe zur Zeit der Revolution ein. Alle Maße und Gewichte sind auf ein einziges Maß, das Längenmaß, zurückgebracht. Dieses Grundmaß heißt metre, und hält den 10 millionsten Theil des vierten Theils des Erdmeridians, = 3 Fuß 0 Zoll 11 44/100 Linien pariser Maß; nach rheinischen Schuhen 3 Schuh 2 Zoll und 2 Linien. Dieses Maß wird jederzeit nach der Decimalrechnung entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hinzufügung der griechischen oder lateinischen Decimalbenennung zu dem Grundmaß giebt den Namen. Die lateinischen Namen verkleinern, die griechischen aber vergrößern. Die lateinischen Namen aber sind: Decem 10; Centum 100; Mille 1000. Die griechischen Namen sind: Deka 10; Hekaton 100; Chilion 1000; Myrias 10,000. Demnach hat man nun gebildet 1. zur Verkleinerung (man muß sich immer Metre hinzudenken), Deci 1/10; Centi 1/100; Milli 1/1000; 2. zur Vergrößerung Deka zehn Mal; Hekto hundert Mal; Kilo tausend Mal; Myria zehntausend Mal. Man bemerke, daß alle Verkleinerungen sich auf i, alle Vergrößerungen auf a und o endigen. Wie bei dem Grundmaß: so bei allen übrigen, weshalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältniß zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um alles reduciren zu können. Diese Maße sind aber 1. das Flächenmaß, Are = 100 Metres. 2. das Körpermaß, Stere = 1 Cubik-Meter.

3. Hohlmaß, Litre = 1 Cubik-Decimetre. 4. Schwermaß, Gewicht, Gramme = dem Gewichte von 1 Cubik-Centimetre destillirten Wassers. Hiernach sind auch die Münzen bestimmt. Indeß hat man doch auch für manche Maße besondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trait, Strich, der Centimetre Doigt, Finger, der Decimetre Palme, der Decametre Perche, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heit der Hektare Arpent, Morgen; bei dem Hohlmaße der Hektolitre Setier, Scheffel; der Kilolitre Muid, Pinte, Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons vom J. 1812 waren für Maß und Gewicht deutsche Namen eingeführt worden, Scheffel, Metze, Elle, u. s. w. Bei dem Gelde ist der Franc der Maßstab (an Gewicht 5 Grammen, 4 1/2 an Silber, 1/2 an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertsten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maßstab angenommen. Jeder der 12 Monate war in 30 Tage, und diese in 3 Wochen, jede von 10 Tagen, Decade, eingetheilt. Am Ende des Jahrs folgten die 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstage. dd.

Französische Literatur *). So bedeutend auch Carl des Großen Verdienste um Geistesbildung und Literatur, sowol die lateinische als die der Landessprache waren, so daß man die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften überhaupt, eigentlich mit seiner Regierung anfangen muß, so war man doch um die Zeit als Dante in Italien den festen Grund zu einer classischen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien und Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geistesbildung entfernt. Das nördliche und südliche Frankreich waren bis in das sechszehnte Jahrhundert in literarischer Hinsicht völlig gesondert. Die Normannen welche bekanntlich nebst den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantasie der europäischen Nationen überhaupt einen ganz neuen Schwung zu geben, hatten entschiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; sie brachten die Liebe zum Wunderbaren schon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantasie war mehr kühn und sinnreich erfindend, als mit Innigkeit glühende Gefühle verarbeitend. Ihr Sinn war mehr muthig als schwärmerisch. Sie liebten zu ihrer Geistesunterhaltung heroische, wunderbare und muthwillige Erzählungen, und sangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Silbenmaßen als die Südfranzosen. Diese, die Provenzalen, blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunst der Troubadours viel früher als die Poesie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die französische Monarchie sich in der Hauptstadt Paris concentrirte, da gewann der Norden die Oberhand, und die Poesie der Provenzalen gerieth in Vergessenheit. Ihre Literatur gehört zur Geschichte des Mittelalters. Derselbe romantische Geist der damals alle Völker beseelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Interesse der Poesie an alle Formen des geselligen Lebens. Dieselbe ritterliche Galanterie ergoß sich in Versen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, geborner Graf von Champagne, sang im Dienst der Dame seines Herzens eben so wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzosen in der Poesie stets mehr die Kunst der geistreichen Unterhaltung als

*) Im französischen Sinne dieses Worts, nämlich die eigentlichen Fakultäts-Wissenschaften: Theologie, Medicin und Jurisprudenz ausschließend.

Digitized by Google

die Sprache der tiefsten Gefühle. Nur in der rohen Poesie des eigentlichen Ritterromans, gefiel sich damals der Sinn der Franzosen ganz; sobald aber das Ritterwesen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor sich auch die Poesie desselben. Durch die leichten muntern Fabliaux ging sie in den unterhaltenden Anectodenstyl über. Die schon im zwölften Jahrhundert gegründete Universität Paris wurde der Sitz der scholastischen Philosophie und Theologie. Hier bildete sich die scholastische Disputirkunst aus, und Sinn und Sprache neigten sich, durch diese erzogen, nachher stets mehr zur Beredsamkeit als zur Dichtung. Natürliche, nicht pedantische Prosa zu schreiben, bemühten sich die Franzosen eher, als irgend eine neuere Nation. Nach Klarheit, Bestimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau, und gefälliger Leichtigkeit mußte hierbei besonders gestrebt werden: diese Vorzüge sind es, durch deren Vereinigung sich die französische Prosa zur classischen Vortrefflichkeit, besonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als überhaupt dem glücklichen Zeitalter der französischen Literatur, erhob. Weder schwärmerische noch tiefsinnige Phrasen aber konnten in einen solchen Styl Eingang finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausspruch: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch," findet in der ganzen Geschichte dieser Literatur, bis auf die Revolution, seit welcher die literarischen, und künstlerischen Talente der französischen Nation nicht mehr so sicher und zweckmäßig durch die Zucht der Kritik und des Geschmacks geleitet werden, seine Anwendung. Um selbst einen klaren Ueberblick zu gewinnen über das Merkwürdigste, was in dieser reichen Literatur geleistet wurde, (doppelt merkwürdig durch den Einfluß, den sie bei der Verbreitung der französischen Sprache, Sitten und Geschmacksweise auf das übrige Europa hatte), wollen wir sie in 12 Hauptclassen der besonderen Fächer abtheilen, die wir jede einzeln betrachten werden. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chénier's trefflichem Tableau historique de la Littérature française.

1. Französische Prosa. Grammatik, Kunst des Denkens. Funfzig Jahre nachdem Bacon den Unterschied der wirklichen von der philosophischen Grammatik, erklärt hatte, schrieb Lancelot unter Arnaud's Leitung die unter dem Titel: „l'âme de Port-Royal" bekannte allgemeine Grammatik, mit welcher die wissenschaftliche Literatur der Franzosen anfängt. Robert und Henri Etienne schrieben unter Heinrich II. Regierung zuerst über die französische Sprache. Seit der Errichtung der Academie schrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhours, Beauzée, Desmarais ꝛc., über diesen Gegenstand. Girard durch seine Synonymes, d'Olivet durch seine Abhandlung über die Prosodie, und Dumarsais durch seine Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch seine Grammaire générale noch helleres Licht darüber, und sie wird als Meisterwerk geachtet. Jetzt zeichnet sich besonders Domergue als großer Sprachforscher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubstummen, hat viel über Sprachkunde geschrieben und nach Klarheit und Vollständigkeit gestrebt; mit freundlich belehrender Weitläufigkeit weiß er dem verschlossenen Kindersinn alles anschaulich zu machen. Ein wichtiges Werk ist Lemare's: Cours théorique et pratique de la langue française. Sinnig und geschmackvoll behandelte Marmontel in seinen „Leçons d'un Père" auch die

ses Fach. Wie viel durch das große Dictionnaire de l'Académie für dieses Fach bewirkt wurde, ist bekannt. Butet erklärt in seiner Lexicographie das Verhältniß der französischen zur lateinischen Sprache. De Volney gibt in seinem Werk über die orientalischen Sprachen, die Idee an, zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile. Wir kommen nun zur zweiten Hälfte unsers Abschnittes; wir dürfen hier das was die Franzosen Philosophie und Metaphysik nennen, nicht für dasselbe halten was wir unter diesen Worten verstehen. Alles tief Gedachte und tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einsiedlerisch und phantastisch aus der Literatur wie aus der guten Gesellschaft verwiesen. Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtsinnige Lebensphilosophie im Gegensatz zu der affectirten Moralität, die noch mit dem Altromantischen etwas zusammenhing. Beide Systeme wurden durch elegante Cotterien verbreitet, an deren Spitze Damen standen; die geistreiche Ninon de l'Enclos mit ihrem philosophirenden Freund St. Evremond, war die glänzende Anführerin der erstern, die feinfühlende liebenswürdige Marquise de Sevigné wurde die Stütze der zweiten Partei; beide Cotterien gewannen literarische Autorität; die Sprache bildete sich in diesen Zirkeln zur höchsten Feinheit, aber die Literatur bekam den conversationsmäßigen Charakter, ohne welchen sie keine Literatur für Franzosen hätte werden können. Der wissenschaftliche Begriff der Philosophie verlor sich in Frankreich gänzlich. Descartes durch sein System, Arnaud, Nicole und der achtungswürdige Malebranche hatten wohl einige Zeitlang Aufsehen gemacht, doch sie wirkten nicht auf die herrschende Vorstellungsart, ihre Ansichten blieben von Dichtung und Leben getrennt. Buffier, Condillac, Charles Bonnet, Helvetius, Marmontel, strebten höhere Ansichten zu verbreiten, doch da die mehrsten sich scheuten dunklere Tiefen zu ergründen, so blieb das, was sie Philosophie nannten, meist nur eine gewöhnliche Moral veredelt durch eine bewundernswürdig feine Psychologie. Die höhere Menschenkenntniß, die nur durch philosophische Richtung des Geistes auf das Ziel aller menschlichen Bestrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geselligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzosen bald alle andere Nationen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann das, was man in Frankreich ausschließend die gesunde Philosophie nennt, allgemeinen Ruf. Diese Philosophie ist ein Kind der raffinirtesten Sinnlichkeit; sie wirft alles, was sich nicht auf der Stelle begreifen, oder durch ein Experiment beweisen läßt, in die Masse der Vorurtheile. Locke's systematische Philosophie wurde bekannt; unter Condillac's fleißiger Bearbeitung wurde der Lockische Empirismus in einen eigentlichen Sensualismus verwandelt; von da bis zu dem vollendeten Materialismus war nur noch ein Schritt, Voltaire und die sogenannten Encyclopädisten konnten ihn leicht thun. Chaulieu gab Voltaire zuerst die Richtung zur Freigeisterei; Voltaire hatte weder tiefen Forschergeist noch höhern Enthusiasmus, aber hellen Verstand, unerschöpflichen Witz, seltnes Talent alles lächerlich zu machen, und zügellose Geistesfreiheit. Voltaire's Einfluß ist bei der Menge seiner Schriften, die auf 70 Bde. anfüllen, nicht zu berechnen; es war nichts heiliges in ihm; nach seinem Beispiel fuhr man in Frankreich fort, witzige Einfälle für Urtheile zu halten und mit dreister Frivoli-

Digitized by Google

tät jedes höhern Gefühles zu spotten. Weit entfernt von Voltaire's Richtung ist die, welche J. J. Rousseau der franz. Philosophie gab. Er wollte nur das Gute, er glühte für das Schöne, aber er war Schwärmer, befangen durch selbstbethörende Eitelkeit; er verband einen schwachen Charakter mit einem höchst energischen Geist. Das Feuer der edelsten Humanität durchglühte seine Schriften, aber es ist von trübem Rauch der Sinnlichkeit und Eitelkeit verdüstert. Der schwärmerische Ernst seiner Werke steht einsam in der französischen Literatur. Aber seine Beredsamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die bei dem Ausbruch der Revolution tief in das Schicksal des zerrütteten Staates eingriffen. Unter den Encyclopädisten (s. d. Art. Encyclopädie) versteht man sowohl die Herausgeber der großen Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste, als alle die sich sehr für dies Unternehmen interessirten. Diderot stand an ihrer Spitze. Er gehörte zu den hellsten und kenntnißreichsten Köpfen, und hatte viel Enthusiasmus. Hätte er mehr poetisches Gefühl gehabt, so würde sein Verstand sich besser im Gebiet des Schönen zurecht gefunden haben. Er verließ sich blindlings auf die Natur und wurde der Stifter des falschen Naturalismus und Moralismus. Nächst ihm war d'Alembert der merkwürdigste der Encyclopädisten; er war bescheiden, geistreich und klar, aber nur für die mathematischen Wissenschaften geboren, war ihm selbst die Poesie der Franzosen noch nicht prosaisch genug. Helvetius studirte die Menschheit nur als eine besondere Art von Thierheit. Diese drei Anführer der Encyclopädisten bewirkten vollends, daß die Philosophie der Franzosen ganz antipoetisch wurde. In neuerer Zeit zeichneten sich M. Degérando, Maine-Biran Laromiguière, de Tracy und Cabanis noch besonders unter den franz. Denkern aus; die Idéologie des vorletzten und die Physiologie des letztern sind bemerkenswerth. Garat arbeitet eifrig an seiner Analysis der Begriffe und Gefühle; so fängt man an ein tieferes Streben nach Erkenntniß in Frankreich zu benennen, da das Wort: Philosophie, dort einmal mißverstanden ist.

2. Moral, Politik und Gesetzgebung. In dieser Classe bemerken wir zuerst die Essais des geistreichen Montaigne. Dieser eben so feine als selbstständige Kopf lebte von 1533 bis 1592. Sein Geist und Styl ist originell und durch die reizende Naivetät seines Zeitalters erheitert. Er bildete sich nach den Alten ohne seine Nationalität zu verläugnen. Charon in seinem Traité de la Sagesse zeigte mehr Methode, aber weniger Originalität. Wie sehr sich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didactischen Prosa verlor, zeigt das politische Testament dieses merkwürdigen Mannes selbst. Er schrieb als ächter Staats- und Weltmann. Mit Recht zählt man Pascal zu den vorzüglichsten Autoren des goldenen Zeitalters der französischen Literatur. Ein himmlischer Wahrheitssinn spricht eben sowol aus Pascals moralischen und religiösen Betrachtungen, wie aus seinen wissenschaftlichen Spekulationen. Die natürliche Schönheit seiner Prosa ist bis auf diesen Tag nicht veraltet. Durch seine Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis, setzte er das gefährliche Unternehmen durch, die casuistische Moral der Jesuiten entschleiernd zu zerstören; sie wurden fleißig gelesen; in wenig Werken wird sich der strengste Ernst so glücklich mit dem gefälligsten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große seelenvolle Moral und Wahrheit spricht aus seinem Werk: Les pen-

Digitized by Google

sées. Zu gleicher Zeit wo dieser fromme Gelehrte in stiller Einsamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeist des Herzogs de la Rochefaucauld. Seine Maximen gehören zu den Mustern des classischen prosaischen Styls. Sie sind schneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenschen meist treffend. Man lernte durch ihn den scharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moralische Wärme ersetzen, die sich, nach seinen Grundsätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyere's Werk: les Caractères, wurde durch ganz Europa berühmt; er ist einzig in seiner Art. Theophrast's Characterschilderungen sind mit fester Meisterhand gezeichnet, aber es sind allgemeine Formen; La Bruyere wußte das Individuelle zu treffen ohne in Carricatur auszuarten, er ist der Van Dyk der Schriftsteller. Duclos strebte ihm nach. Zwei Werke erwarben sich noch unsterblichen Ruhm: Fénélons Télémaque und J. J. Rousseau's Emil; der erste war bestimmt, fürstlichen Jünglingen als Regentenspiegel zu nützen; nie hat wol die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten als in diesem mythologischen Roman. Ueberdem zeichnen sich Fénélons Untersuchungen über das Daseyn Gottes, und seine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch sanfte fromme Würde aus. Marmontel's Bélisaire und seine Leçons d'un père à ses enfans, kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber sie streben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didaktischen Schriftstellern müssen wir den witzigen St. Evremond, einen der geistreichsten Epikuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken, so wie Arnaud's Art de penser. Als Beispiel der falschen Beredsamkeit, die eine Zeitlang Mode war, steht Fontenelle; er kokettirt mit seinen Kenntnissen und redet mit fadem Scherz über ernste Dinge, um nur unterhaltend zu seyn; seine astronomischen Unterhaltungen gefielen einst deshalb. Später verdankt man der geistvollen Wittwe Condorcet's eine treffliche Uebersetzung der Theorie moralischer Gefühle von Smith, der sie Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk von Frau von Staël über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen, und der bürgerlichen Gesellschaft, bietet wie alle Schriften dieser geistvollen Frau, geniale Ansichten, Neuheit der Wendungen und seltene Geistesunabhängigkeit dar. De Volney's Catechismus des französischen Bürgers, und Saint-Lambert's allgemeiner Catechismus, aber „Principes de Maeurs chez toutes les nations," verdienen Beachtung. Die politischen Schriftsteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Canzler de l'Hospital an. Obgleich unter Carl IX. die Gesetze am meisten übertreten wurden, so fing doch die Verbesserung der Gesetzgebung damals an. Dümoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel dazu bei. Hubert Languet schrieb unter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürsten. La Béotie, Bodin, Boisguilbert, Lamoignon, d'Agueſſeau, St. Pierre, und Mélon, zeichneten sich in diesem Fache aus; die: Economies royales von Sully dürfen hier nicht vergessen werden. Vor allen ragt aber Montesquieu durch sein großes Werk, vom Geist der Gesetze hervor; er lebte vom J. 1689 bis 1755. J. J. Rousseau entschleierte in seinem „Contract social" Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke und besonders durch seine Entretiens de Phocion, bekannt und geschätzt. Ser-

Digitized by Google

van, Dupaty, Forbonnais, Turgot, zeichneten sich in diesem Fache aus: aber besonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzwesen und Administration. Mirabeau's kühne und energische Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftsteller dieses Fachs hat sich aber während der Revolution durch Scharfsinn und ausgebreitete Kenntnisse mehr ausgezeichnet als Sièyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Beron, Pastoret und La Cretelle, sind sehr geschätzte Schriftsteller im Fach der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrtheit.

3. Rhetorik. Kritik. Wissenschaftliche Werke. Die Werke in den ersten beiden Fächern sind sehr zahlreich, doch verloren viele den Ruf, den sie früher hatten, da sie auf beschränkte und einseitige Ansichten gegründet waren. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le Bossu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac studiren wollen? Rollin's Traité des Etudes, bleibt ein, um seiner Klarheit willen geschätztes Elementarwerk; Batteux's Cours de Belles-Lettres, Dübos's Werk über Poesie und Mahlerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und seine: Elémens de Littérature, Rapin Réflexions sur l'usage de l'éloquence; Buffier traité philos. de l'eloquence, Fénélon's Dialogues sur l'eloquence und réflexions sur la Rhétorique, Corneille's Discours sur la Tragedie, Voltaire's Commentaires sur Corneille, seine Mélanges, sein Dictionnaire philosophique, seine Briefe, und der: Essai sur les Eloges, von Thomas, sind Werke dieses Faches welche Epoche machten. Eine der wichtigsten und belehrendsten Schriften ist des Cardinal Maury's Traité sur les principes de l'eloquence de la chaire et du barreau, wovon eben wieder eine neue Auflage herauskömmt. In neuerer Zeit müssen wir Suard's: Mélanges de littérature bemerken, die sich durch sinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunstgefühl auszeichnen; in dieser Sammlung zeichnen sich auch die Aufsätze des Abbé Arnaud aus. Die: Mélanges tirés des manuscrits de Madame Necker, sind interessant; die Urtheile darin sind oft gewagt, der Styl bisweilen gesucht, doch immer geistvoll. Die: Etudes sur Molière von Gailhava; die Mémoires pour servir à l'historie de la littérature française, von Palissot, Chamfort's Memoires, und Ginguénés Aufsätze, sind sehr verdienstliche Werke; letzterer beschäftigte sich zuletzt mit einem großen Werke über die italienische Literatur, das durch seinen Tod leider unvollendet geblieben. Das große Werk von La Harpe: Licée de litterature, verdient besondere Auszeichnung, besonders die erste Hälfte, die fünf letzten Bände sind mit zu augenscheinlicher Parteilichkeit geschrieben. In wissenschaftlichen Werken aller Art ist die franz. Literatur sehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Classiker macht sie dazu besonders geeignet. Buffon war einer der ersten, der mit seltner Genialität und Grazie über die Naturwissenschaft schrieb, Lacépède und Cuvier folgen seinem Vorbild; Lavoisier und Fourcroy in der Chymie; Corvisart und Puységur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunstgeschichte; J. J. Rousseau, Grétry über die Musik; Mercier, Fontaine, Michè über Baukunst; Langlès,

Sylvestre de Sacy, Chézy, über die orientalischen Sprachen, Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftstellern in diesem Fach, doch ist dies so reich, daß es unmöglich ist, nur alle wahrhaft bedeutenden Männer hier aufzuzählen.

4. Kanzelberedsamkeit. Erziehungsschriften. Zur Zeit Ludwig XIII. zeichnete sich Lingendes zuerst durch seine Predigten und Leichenreden aus. Massaron näherte sich ihm. Bossuet imponirte durch seinen edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit sowol, als durch seine glänzende Beredsamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV. trägt. Seine berühmten Oraisons funebres, trugen sehr viel zur Cultur der franz. Prosa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den größten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte vom J. 1632 bis 1704. Anselme und Fléchier waren beliebt. Massillon lernte viel von diesen großen Vorgängern, und wußte durch die rührendste Sprache christlicher Demuth die Herzen zu bewegen. Unter den protestantischen Kanzelrednern zeichnete sich Saurin aus. Beauvais, Bischof von Senez, ein trefflicher Prediger, hielt am grünen Donnerstag, vierzig Tage vor Ludwig XV. Tod, die berühmte Kanzelrede, wo er mit Energie ausrief: „Noch 40 Tage, dann wird Ninive zerstört seyn.“ An Erziehungsschriften ist die franz. Literatur sehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir schon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Duménil u. s. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geschrieben. Die Lettres à Emilie sur la Mythologie, par Demoustier sind seicht und unzweckmäßig.

5. Geschichte, Biographien. In der historischen Literatur müssen wir die ältesten Denkmale französischer Beredsamkeit suchen. Aber Mémoires sind es, die sich hier besonders auszeichnen; den Franzosen gefiel und gelang stets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben am besten, besonders wo sie selbst thätigen Antheil nahmen. Sie sind voll Talent das Interessante im Einzelnen zu entdecken, aber selten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, selten hingerissen vom Antheil an den Fortschritten ganzer Völker. Das Studium der mannichfaltigen Mémoiren ist jetzt sehr erleichtert durch die schätzbare: Collection universelle de Mémoires rélatifs à l'histoire de France, wo die ersten zwölf Bände nur die vom 13ten bis zu Ende des 15. Jahrh. enthalten. Eine deutsche Uebersetzung dieser Sammlung, von verschiedenen Mitarbeitern, gab bekanntlich Schiller heraus. An der Spitze aller Verfasser merkwürdiger Mémoires steht der bekannte Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Palästina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieses Schriftstellers hat eine wahrhaft romantische Anmuth. Er wollte mit redlichem Enthusiasmus seinem frommen Könige ein literarisches Denkmal stiften. Christine de Pisan, Tochter des Hof-Astrologen Carl des V. folgt ihm; ihr Styl ist zierlicher, ohne Joinville's kräftige heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines schilderte treffend den finstern und verstellten Ludwig XI., er war der geistreichste; und in rhetorischer und pragmatischer Hinsicht der erste aller Verfasser franz. Mémoiren vom 13ten

Digitized by Google

bis gegen das 17te Jahrhundert. Froissart schrieb ein größeres historisches Werk, was er suchte durch den Reiz des Wunderbaren in die Nachbarschaft epischer Dichtung zu bringen. In den Mémoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Mal die reizende Naivetät jener ältern Geschichts- und Chronikenschreiber. Eine Mischung dieser Naivetät mit einer cynischen Frechheit, die in der historischen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufnen Mémoiren des Brantome aus; sie schildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendste Sittenlosigkeit herrschte. Sully schrieb anziehend und würdig über das interessante Zeitalter, in dem er lebte. Es ist Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateinisch und nicht französisch schrieb. Mézerai schrieb mit Freimüthigkeit die Geschichte der französischen Monarchie. Pélisson war mehr Lobredner als Historiker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geschichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Réal bildete sich nach ihm, aber seine Sprache war reiner. Daniel, Joseph d'Orleans, Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten sich damals als Historiker aus. Bossuet's Darstellung der Weltgeschichte ist einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur gibt eine so kosmopolitische Uebersicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthsel der Bestimmung des Menschen. Der Cardinal de Retz verstand es, die unterhaltendsten Anekdoten auf eine geist- und lebenvolle Weise in die Geschichte zu verweben. Bougeant schrieb über den westphälischen Frieden. Rollin's Werke sind zur Belehrung der Jugend geschrieben; sie sind weder genial noch tief und befriedigend, aber es sind gute Compilationen für Anfänger und Dilettanten. Die Kirchengeschichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640 bis 1723 lebte, ist ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologische Uebersicht der franz. Geschichte; Montesquieu schrieb mit römischem Geist über die Römer; Voltaire nimmt als Verfasser der Geschichte Carl XII., des Versuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Historikern ein. Condillac zeichnete sich in diesem Fach weniger aus als Mably. Montesquieu's Geschichte Ludwig XI. ging verloren; dies bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos liest, dessen Geist mehr fein als tief war; seine Mémoires secrets sind vorzüglicher. Millot ist correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und schüchtern. Gaillard verdunkelt durch seinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philosophische Geschichte des Handels der Europäer in beiden Indien, verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geschichte der Revolution, durch welche Katharina II. auf den russischen Thron kam, und seine Geschichte von Polen, sind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geschrieben. Mirabeau's Geschichte der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen, ist überreich, aber der Mangel an Ordnung ist fühlbar darin. Friedrich der Große selbst aber ist hier unter den ersten französischen Geschichtschreibern durch seine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon temps zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret über die Revolutionen in der französischen Regierung ist höchst merkwürdig. Es ist sehr belehrend und tief durchdacht, einfach, fast streng, aber bündig, rein und treffend geschrieben. Im Gefängniß wurde

dies große Werk geschrieben, und man schleppte diesen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem er dies Buch vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht ist vom Gefühl des Volksrecht und von Freiheitsliebe. Anquétil und Desodoards schrieben die Geschichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müssen wir noch Marmontel's Histoire de la Régence und der Mémoiren von Saint-Simon, dem Herzog von Choiseul, dem Herzog von Aiguillon und dem Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politisches Gemälde von Europa gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, ist ausgezeichnet; Caillards treffliches Mémoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland, macht den dritten Theil jenes Werks aus. Die neueste Zeit bietet den Geschichtschreibern überreichen Stoff. Die franz. Literatur ist bereichert durch treffliche Uebersetzungen alter und neuer Historiker aller Völker, wir erwähnen ihre Verfasser hier nicht einzeln, da dies unserem Zwecke fremd wäre.

6. Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetisch erfundene und ausgeführte, aber in Prosa geschriebene Erzählung bezeichnet, so ist dies höchst wahrscheinlich eine portugiesische Erfindung, denn dem Portugiesen Lobeira läßt sich der Ruhm nicht absprechen, der wahre Verfasser des Ritterromans Amadis zu seyn. Eine andere Gattung sind die fabelhaften Chroniken in Versen. Auf solche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13ten Jahrh. eine Geschichte von Frankreich in Versen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane ist ganz verschieden davon; es sind diejenigen, welche allegorische Personen in ihre Erzählung verweben. Zu der ersten Art gehört der früheste der franz. Romane: Tristan du Léonois, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; erstere wurde unter der Regierung von Philipp August gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut" der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum so nennen. Im 13ten Jahrhundert folgten die Romane der zwölf Pairs von Frankreich. Doch größeres Aufsehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Rose, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es ist durchaus versificirt, freilich in sehr holprigen Knittelversen. Das Ganze bildet ein didaktisch-allegorisches Gedicht, welches manche Franzosen so vermessen waren dem in demselben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu stellen! Wilhelm von Lorris schrieb schon in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. dies romantische Gedicht bis zum 4150sten Vers; hundert Jahre später wurde es fortgesetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieses Romans ist, daß er eine vollständige Kunst zu lieben seyn soll. Ein Heer von allegorischen Personen erscheint darin; alle Tugenden und Laster erscheinen personificirt, so daß selbst die Gegengunst als Bel Accueil auftritt; Alles moralisirt und ist doch zugleich mit den frivolsten Anspielungen durchwebt, die sich sogar am Schluß in roher Obscönität endigen. Räsonnirend zeigt sich der poetische Geist der Franzosen gleich in diesem ersten Werke; es sind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherm Enthusiasmus. Doch wurde ungeachtet seiner schlüpfrigen Bilder und Scherze dieser Roman so allgemein bewundert, daß man sogar so weit ging, selbst diesen Bildern einen religiö-

Digitized by Google

ſen und moraliſchen Sinn unterzuſchieben. Aber der wahre Sinn war zu klar ausgeſprochen, als daß ſich nicht endlich hätte eine Partei dagegen erheben ſollen. Man fing an von den Kanzeln gegen dieſen Roman zu predigen, und ſo fängt mit ihm auch die Geſchichte der kritiſchen Fehden in Frankreich an. Eine der älteſten gedruckten Ausgaben davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein gewiſſer Jacques Gelée ſchrieb zu Ende des 13ten Jahrh. eine allegoriſch-romantiſche Dichtung: „le Roman du nouveau Renard“ Wahrſcheinlich gab dies altfranzöſiſche Fabliau die Veranlaſſung zu dem deutſchen Gedicht: Reinecke der Fuchs; und ein Geiſtlicher De guilleville ſchrieb 1330 drei große geiſtliche Allegorien, denen die Idee der Pilgerſchaft zum Grunde lag. Merkwürdig ſind die hundert Novellen der Königin Margarethe von Navarra, Schweſter Franz des erſten, die unter dem Titel: „l'heptaméron ou l'histoire des Amans fortunés de très-illustre et très-excellente princesse Marguerite de Valois, Reine de Navarre, 1559“ herauskamen; ſie ſind ganz in der Manier des Boccaz, und es iſt kaum begreiflich, wie eine Fürſtin dem weiblichen Zartgefühl ſo ganz entſagen konnte. Doch erzählt ſie mit altfranzöſiſcher Treuherzigkeit Anſtändiges und Unanſtändiges durch einander, woran damals dort Niemand Aergerniß nahm. Früher ſchon, unter Carl VII., kamen die 100 Novellen des burgundiſchen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantiſchen Dichtungen: Gérard de Nevers und le petit Jehan de Saintré, welche Treſſan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die franzöſiſchen Ritter arabiſche Dichtungen kennen; dieſe veranlaßten die nachher ſehr beliebten Feenmährchen. In ſie und in die Rittergeſchichten zog ſich Alles zurück, was noch von romantiſcher Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Mährchen des Blaubart, der ſchönen Meluſine, des Kaiſers Octavian, und überhaupt faſt alle die alten Volksromane ſtammen aus Frankreich. Man nannte dieſe kleinen romantiſchen Erzählungen: Fabliaux, (mehr darüber in dem Art. über Poeſie). Die Ritterromane: Hüon von Bordeaux, Ogier der Däne, und andere ſolche Sagen von Carls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15ten Jahrh. geſchrieben. Hierhin gehört ein moraliſcher Frauenſpiegel, von einem Ritter de la Tour geſchrieben, der bald ins Deutſche überſetzt wurde. Der Chronikenſtyl liegt der Sprache aller dieſer Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erwachte noch einmal der Geſchmack an dieſer Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novelliſten, von denen wir nur Noel du Fail, de la Mothe Roulland, Deſperiers, Belleforeſt, Chapuis und Tabourot nennen; der ächte Ritterroman ging durch ſie in den unächten oder hiſtoriſchen über, und aus dieſem entſtanden endlich die vielen galanten Intriguengeſchichten und Hofanekdoten. Eine neue Gattung: der ſatiriſche Roman wurde in der erſten Hälfte des 16ten Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er ſchrieb ſeinen Gargantua und Pantagruel, ein geniales aber durchaus rohes Carricaturgemälde. Seine burleske Originalität und Unerſchöpflichkeit im Ungeheuren reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und poſſenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Oeſterreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt, nach dem Vorbild der ſpaniſchen. Nach franzöſiſcher Art durften die komiſchen dabei nicht fehlen. Ein gewiſ-

ser Nicolas de Montreux hatte in seinen Bergeries de Juliette einen Anfang dazu gemacht. Der erste Franzose, dem es gelang, im Geist und Styl einer solchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honoré d'Urfé in seiner Astrée, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Ein Ueberrest von provenzalisch-romantischer Sinnesart scheint aus diesem Werk zu sprechen, dessen geistreicher und schwärmerischer Verfasser zu Marseille geboren war; er webte seine eigene Lebensgeschichte hinein; der erste Theil kam 1610 heraus. Es hat fünf Bände. Hier ist keine arkadische Hirtenwelt, sondern eine ganz galant-ritterliche. Die romantische Sentimentalität dieses Werks ging in den Ton der historischen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprénede erlaubte es sich, Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer so zu bearbeiten, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben. Er hatte sehr viel poetische Phantasie, aber er gehörte zu der überspannten Partei, die das Genie auf Kosten des Geschmacks wollen triumphiren lassen, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geschmacksregeln ihr Verdienst setzt, den traurigen Sieg in die Hände spielte. Calprénede fand eine Nachahmerin in dem Fräulein Madelaine de Scudery. Sie schrieb sieben äußerst weitschweifige Romane, von denen der erste: Clélia, allein schon zehn Octavbände einnimmt. Außerdem hat man noch zehn Bände „Conversations et Entretiens" von ihr. Die Zartheit der Empfindungen verliert sich bei ihr in pedantische Süßlichkeit und in einen seichten Wortstrom. Sie starb 1701, über 90 Jahre alt. Die Damen schienen von einem besondern Beruf ergriffen, dies Feld zu bearbeiten, und sie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirklichen Welt herab. Die historischen Romane des Fräuleins Rose de Caumont de la Force wurden besonders gut aufgenommen; sie wußte kunstvoll ihnen das Colorit wahrer Geschichte zu geben. Mad. de Villedieu beschäftigte sich besonders damit, Anekdoten aus der alten Geschichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre Galanteries Grénadines waren in spanischer Manier. Damals wurden die Feenmährchen sehr beliebt. Die arabischen: „Tausend und eine Nacht," die Antoine Galland ins Französische übersetzte, fanden unendlichen Beifall und zahllose Nachahmungen. Früher schon wurden die Contes de ma mère l'Oye, von Perrault und die Mährchen der Gräfin d'Aunoy, sehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und viele andere eiferten ihnen nach, Graf Antoine d'Hamilton übertraf sie an Scherz und kühner Phantasie; selbst der ehrwürdige Fénélon schrieb Feenmährchen zur Erziehung des Herzogs von Bourgogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen sehr, ihre Princesses de Clèves ist immer einer der besten historischen Romane; ihre Zaide ist trefflich an Eleganz des Styls und zartem Ausdruck der Gefühle. Nicht so groß war die Anzahl der komischen Romane; Paul Scarron, bekannt durch seinen Witz und seine Verheirathung mit dir Marquise de Maintenon, ließ in seinem Werk: le Roman comique, alle Talente glänzen, durch die er seinen Zeitgenossen interessant wurde. Er verstand sich auf das Komische der Situationen; seine Einfälle sind keck, aber sein Mutywille ist oft platt, seine Tändelei geschwätzig. Die komischen Romane des Le Sage entstanden durch Nachahmung spanischer Werke; sein Gil Blas wurde bald durch ganz Europa gelesen, so wie sein hin-

Digitized by Google

kender Teufel; er hinterließ außerdem noch sechs komische Romane. Der sogenannte bürgerliche Roman von Antoine Furetiere wurde eine Zeitlang gelesen und dann wieder vergessen. Die Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Engländern, der Abbé Prévôt übersetzte Richardsons Werke, und seine eignen Romane: Cleveland, le Doyen de Killerine und besonders Manon Lescaut rührten und gefielen. Eben so Segrais's Novellen. In Montesquieu's Lettres Persannes dient die Romanform der philosophischen Satire nur zum Rahmen. In seinen komischen Romanen, der Prinzessin von Babylon, dem Candide, dem Zadig, dem Mikromegas, glänzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier ist Originalität, pikante Natürlichkeit, funkelnder Witz, interessanter Styl. Die neue Héloïse von J. J. Rosseau erschien, deren hinreißende Beredsamkeit und glühende Gemählde der Leidenschaften allgemeines Aufsehen erregten, obschon die langen Abhandlungen darin oft stören. In zweiter Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot, (dessen: Jakob der Fatalist, und: die Nonne zu den frühesten moralischen Romanen gehören, so unmoralisch auch das dritte Werk: les bijoux indiscrets, ist, womit er seinen Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni. Marmontel's Belisar und seine Incas, so wie seine Contes moraux, gefielen sehr. Florian zeigte mit seltner Zartheit des Gefühls in seinem Gonsalva von Cordova, wie der historische Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der Galathee des Cervantes; sein Numa Pompilius würde ohne die musterhafte Eleganz der Sprache, unbedeutend seyn. Aber die beliebtesten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Anderer hat die ausschweifendste Lüsternheit der Situationen mit so feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität selbst ein so frecher abscheulicher Spott getrieben wäre, wie die seiner Nachahmer, die Liaisons dangereuses und die verworfne: Justine finden sich in keiner andern Literatur. Neben diesen ist der jovialische Faublas, von Louvet de Coudraye noch unschuldig. Einer der fleißigsten und bessern Romanschreiber war in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. Rétif de la Bretonne. Zwei neuere Schriftsteller dieses Fachs verdunkeln alle vorigen: Bernardin de Saint Pierre, und de Chateaubriand. Der erstere hatte sich durch seine: Etudes de la Nature den gegründeten Ruf eines tieffühlenden und scharfsinnigen Schriftstellers erworben, als er durch: Paul und Virginie und: la Chaumière indienne sich alle Herzen gewann; reizende Naturgemälde, ein eben so einfacher als unverkünstelter Styl und seltene Innigkeit zeichnen diese Schriften aus. Sein neuestes Werk: Harmonies de la Nature enthält eben so neue als originelle Ansichten und verdiente wol allgemeinere Beachtung. Chateaubriand's religiöse Tendenz und seine glühende schwärmerische Phantasie, zeichnen sich allgemein aus. Seine Atala, sein René, seine Martyrs, sind in einem Styl geschrieben, dessen rührende aber oft düstere Romantik und Mystik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand eben so enthusiastische Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Wir erwähnen hier zugleich zwei

Digitized by Google

seiner andern Werke, obgleich sie ihrem Inhalt nach nicht in dies Fach gehören, wol aber ihrer romantischen Schreibart wegen, nämlich sein: Génie du Christianisme u. sein: Itinéraire d'un voyage de Paris à Jérusalem. Unter den neuern Schriftstellerinnen glänzt Frau von Staël als Fürstern erster Größe; auch sie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energischen Styl. Sie ist mehr großherzige Weltbürgerin als Französin. Ihr: Corinne ou l'Italie ist ein Meisterwerk und würde allein sie unsterblich machen; ihre Delphine hat seltne Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wol die Unrichtigkeit des Hauptgedankens ist. Ihr Werk: sur l'Allemagne ist reich an feinen Beobachtungen, aber es enthält auch vieles Unrichtige. Aeußerst fruchtbare Schriftstellerin ist die bekannte Mad. de Genlis, sie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre frühern Schriften fanden großen Beifall, aber sie schreibt zu viel und hat zu flache Ansichten, um sich den der Kenner erhalten zu können. Ihr neuestes Werk: Dictionnaire des étiquettes, beweiset ihre Vorliebe für altfranzösische Hofsitten. Sehr lieblich, zum Herzen sprechend, voll zarter Innigkeit sind die Romane der Mad. Cottin. Ihre Malvina, Amélie Mansfield, Elisabeth und Mathilde machen tiefen Eindruck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfasserin. Sehr geschmackvoll, voll feinen Beobachtungsgeistes und mit gebildetem Gefühl sind die Romane der Mad. de Flahaut (jetzt Mad. de Souza) geschrieben. Adèle de Sénanges und Eugène de Rothelin zeichnen sich besonders darunter aus. Primerose von Morel de Vindé, le Nègre comme il y a peu de Blancs, von Lavallée, les quatre Espagnols, und le Manuscrit trouvé au mont Pausilippe von Montjoye, so wie die Valérie der Frau von Krüdener, gehören zu den vorzüglichsten neuern Romanen. Der vielschreibende Pigault le Brun erlaubt sich oft in jedem Sinn zu viel; Fiévée's Dot de Suzette gefällt. Mad. de Montolieu ist beliebt sowol durch ihre Caroline de Lichtfield als durch ihre trefflichen Uebersetzungen Lafontainischer Romane.

7. Briefstyl. Reisebeschreibungen. Der französische Briefstyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als musterhaft nachgeahmt wurde, war bis auf das Zeitalter Richelieu's noch ziemlich altväterisch und roh. Die alte Naivetät hatte in demselben etwas Steifes. Heinrich IV. selbst schrieb an die schönen Damen, denen er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetorische Feinheit, aber in sehr galanten und süßen Phrasen. Anziehend und lesenswerth sind die Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoise Comtesse de Guiche, sa maîtresse. Amsterdam et Paris 1788, worin er nicht müde wird zu wiederholen: „je Vous baise un million de fois les mains." Die Geschäftsbriefe aus jener Zeit sind ganz im gewöhnlichen Curialstyl geschrieben. Selbst den Briefen des Odendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu schrieb auch seine Geschäftsbriefe mit männlicher Bestimmtheit und Leichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredsamkeit, ein heller fester Geistesblick zeichnet seine Briefe aus. Es entstand unter den geistreichen Köpfen ein allgemeines Streben danach, ein eleganter Briefsteller zu seyn. Die Nationalrichtung sich in Allem auszuzeichnen, was sich ohne seelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und Leichtigkeit empfiehlt, mußte zur sorgfältigsten Cultur des Briefstyls

Digitized by Google

ihren. Elegante Briefe für das Publicum zu schreiben, wurde plötzlich die neueste literarische Mode in Paris, und sich darin als feinen Weltmann zu zeigen, schmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort „Bel esprit" wurde da erst gewöhnlich, und zwei dieser schönen Geister, die unter Richelieu für die feinsten bei Hofe galten, wetteiferten im Briefstyl. Balzac machte sich ein angelegentliches Geschäft daraus, schön, prunklos und ernsthaft, wie Cicero zu schreiben; man bewunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voiture wurde sein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu tändeln verstand. Er war sehr geistreich aber selten zwanglos natürlich, seine Artigkeit war sehr gesucht, in künstliche Perioden ausgesponnen und in den raffinirtesten Antithesen vorgetragen. Man suchte nun die Vorzüge dieser beiden Männer zu vereinen. Mit vieler Feinheit, Correctheit und Eleganz schrieb Pierre Costar; doch am meisten zeichneten sich die feinfühlenden, geistreichen Frauen in diesem Fache aus. Unter ihnen steht die liebenswürdige Marquise von Sevigné oben an; sie war im J. 1626 geboren. Mitten unter den Verlockungen des glänzendsten Hofes hatte sie eine Reinheit der Seele, und bei seiner Klugheit, eine so echt naive Weiblichkeit sich erhalten, daß es einen seltnen Reiz gewährt, sie in den berühmten Briefen an ihre Tochter sowohl über sich selbst als über ihre Umgebungen sich aussprechen zu hören. Frauen sprechen über nichts schöner, zarter und charakteristischer als über ihre eignen Empfindungen, und dazu ist nirgends bessere Gelegenheit als in dem Erguß traulicher Briefe. Man besitzt von sehr vielen berühmten Französinnen treffliche Sammlungen dieser Art. Wir erwähnen hier nur die Briefe der Mlle. de Lespinasse und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reizenden Ninon de l'Enclos haben bezaubernde Anmuth, doch bezweifeln noch viele ihre Echtheit. Ganz vorzüglich aber zeichnen sich durch Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Werth durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Musterbriefen gab Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontenelle in seinen „Lettres galantes;" die Briefe des Grafen Bussy-Rabutin sind voll raffinirter Schöngeisterei, aber nicht uninteressant. Chaulieu gab ein anlockendes Beispiel, Briefe mit Versen zu durchweben. Die Kunst gute Briefe zu schreiben, wurde unter den Franzosen von Erziehung so als gewöhnlich vorausgesetzt, daß man sogar in Voltaire's Briefen mehr den Geist als das besondere Talent zum Briefstyl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art, in Episteln zu räsonniren und zu scherzen, wurde ganz im Geist der französischen Geselligkeit vervollkommnet durch Gresset, einen der feinsten Köpfe seiner Zeit, der auch durch muntere Erzählungen in derselben Manier, besonders durch seinen Vert-Vert, sich sehr auszeichnete. Dorat, Sedaine und de Pezay schrieben anmuthige Episteln dieser Art. Die des Abbé de Bernis sind besonders reich an angenehmen Beschreibungen. Montesquieu's „Lettres Persannes" müssen wir als Muster des eleganten Styls hier noch erwähnen. An trefflichen Reisebeschreibungen ist die französische Literatur sehr reich; sie hier aufzuzählen wäre überflüssig, da sie auf den eigentlichen Geist der Literatur doch keinen merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk ist die bekannte Reise des jungen Anacharsis von dem verdienstvollen und geistreichen Abbé

Barthélemy, der vom J. 1716 bis 1795 lebte. Die Lettres sur l'Italie par Dupaty sind beliebt. Volney, Denon, Delaborde und vor allen Humboldt und Bonpland gehören zu den merkwürdigsten neuern Reisebeschreibern, so wie in Hinsicht auf Alterthumskunde Millins Reisebemerkungen höchst interessant sind. Eine gute Übersicht gewähren Malte-Bruns „Annales de Voyages."

8. Französische Poesie. Lyrische Poesie. Die ältesten Gedichte in nordfranzösischer Sprache waren Lieder. Es läßt sich nicht mit chronologischer Genauigkeit bestimmen, wann das Volk an der Seine und Loire aufhörte, in der Manier des uralten Rolandsgesanges und in verdorbenem Latein zu singen. Gewiß ist es, daß im 13ten Jahrhundert die provenzalische Poesie sehr auf die nordfranzösische wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der ältesten französischen Poesie giebt das Werk von Claude Fauchet: „de l'origine de la langue et poésie française." Die Romane und Fabliaux sind in der nordfranzösischen Literatur weit älter als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete sich dagegen die eigentliche Poesie weit früher, sie wurde hier die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia) genannt, und südlich romantischer Geist durchwehte sie. Unter der Regierung Philipp Augusts, gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts, waren vermuthlich die ersten Troubadours aus der Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Ein gewisser Chrétien de Troyes soll zuerst den provenzalischen Gesang in französischen Versen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) lebte zwischen 1180 und 1223 am Hofe Philipp Augusts, und dichtete und sang da sein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegorischer Anspielungen auf Philipps Thaten. Der König Thibaut von Navarra richtete an die Dame seines Herzens, die Königin Blanca von Castilien, Lieder im Styl der einfachen provenzalischen Lais mit Abänderungen, die sich zuweilen der Canzone nähern. Fast alle seine Lieder, so verschieden auch übrigens ihre metrische Form ist, haben fünf Strophen, und nach der fünften folgt gewöhnlich das provenzalische Anhängsel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch in ihren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht eben so sehr von dem neuern Französisch ab, wie die Sprache der schwäbischen Minnesänger von dem neuern Deutsch. Die französischen Trouvères und die provenzalischen Troubadours begrüßten sich damals als Brüder in der Kunst. Die Lieder König Thibauts werden nach einfachen Melodien mit der Harfe oder der Violine begleitet. Vom Monseigneur Gasses Brulez sind noch an funfzig Lieder vorhanden; er war Thibauts Freund. Berühmter wurde durch sein romantisches Schicksal der Schloßhauptmann (Châtelain) von Coucy. Messire Thierry de Soissons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die dem König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Die Lieder mehrerer französischen Dichter, die spätestens im 14ten Jahrhundert lebten, überraschen durch die Ähnlichkeit ihrer Sylbenmaaße mit den alten spanischen. Auch eine Dame wurde um diese Zeit als Dichterin berühmt; sie hieß Doëte de Troyes; diese soll ihre Lieder selbst in Musik gesetzt haben. Eine andere Dame, Marie d France, übersetzte damals die Fabeln des Äsop aus dem Englischen in französische Verse. Man verunstaltete auch oft die wahre Geschichte durch eine groteske poetische Ausstaffirung; so schrieb

Philipp Mousque von Arras eine Geschichte von Frankreich in Versen. Das Allegorisiren war sehr beliebt. Jean Froissart, als Geschichtschreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; er wurde 1337 zu Valenciennes geboren, und gehörte zu den wenigen poetischen Schwärmern, die ihr ganzes Leben in einen Roman zu verwandeln wußten; durch ihn wurde die provenzalisch-romantische Schäferpoesie in die französische Literatur eingeführt. Die meisten seiner Gedichte waren Pastourelles und Rondeaux; sie haben die naivste Anmuth und Lieblichkeit. Eine Menge Lais und Virelais von ihm sind noch vorhanden. Einen Theil seiner Gedichte vereinte er in der Form eines Romans unter dem Titel: Meliador oder der Sonnenritter. Ein allegorisches Gedicht von ihm: das Paradies der Liebe, und ein geistliches: die drei Marien, wurden mit viel Beifall aufgenommen. Die komischen Fabliaux in Versen wurden im 12ten und 13ten Jahrhundert sehr beliebt; sie sind oft über alle Beschreibung unanständig. Diese Neigung, einen unterhaltenden versificirten Scherz für Poesie anzusehen, dauert durch alle Perioden der französischen Literatur fort. Es gab außerdem noch moralische und satirische Fabliaux, so wie eine Art Contes dévots; zwei Mönche, Coinsi und Farsi, zeichneten sich in diesen aus. Das 15te Jahrhundert war die Zeit der höchsten Blüthe der provenzalisch-lyrischen Poesie im nördlichen Frankreich. Das Triolett, das Quatrain, der sogenannte Königsgesang, wurden besonders durch den Refrain, der zu ihrem Wesen gehörte, beliebt, denn in diesem waren Spiele des Witzes anzubringen. Man liebte alle Verskünsteleien und trieb sie ungemein hoch. Im 5ten Jahrhundert zeichnete sich Carl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in englische Gefangenschaft gerieth, durch die Wahrheit und kunstlose Anmuth seiner Lieder ganz besonders aus. Es gab damals, während des Krieges, der die französische Monarchie fast zerstörte, mehrere solche fürstliche Minnesänger: Johann und Philipp, Herzoge von Burgund, René von Anjou, Johann von Lothringen und mehrere standen in Verbindung, und man findet ihre Lieder in dem alten handschriftlichen Liederbuche (Balladier); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht suchen. In dies Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bekannt gewordenen Werken einige gewiß echt sind. Alain Chartier wird oft gepriesen, doch seine Lebensansichten sind eben so unpoetisch als seine Tugendlehren trivial. Villon besang mit keckem Witz seine eignen Gaunerstreiche. Coquillart hat an burlesker Wortfülle und unlautern Einfällen wenig seines gleichen. Cretin oder Du Bois und Bordigné müssen als komische Dichter hier erwähnt werden; des letztern Geschichtchen vom Pierre Faiseu pflegt man dem deutschen Eulenspiegel an die Seite zu stellen. Michault, der la danse aux Aveugles dichtete, und Martial d'Auvergne, Olivier de la Marche, Chastellain, Michel d'Amboise und mehrere gehören zu den lyrischen Dichtern im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Mit ihren Liebesklagen war es allen niemals Ernst und nur ihre komischen Einfälle haben einige poetische Kraft. Mit dem muthigen, oft unbesonnenen, aber immer edeln und liebenswürdigen Franz I. glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Mal hell ins Leben; er war selbst Dichter, mehr noch nützte aber sein glühender Enthusiasmus für alles, was groß und trefflich war. Er

Digitized by Google

führte das Studium der griechischen und römischen Classiker ein, und wurde mit Recht „le Père des lettres" genannt. Durch Catharina von Medicis verbreitete sich schnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und besonders sein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in diesem Zeitalter solche Epoche, daß man alle ihre Nachahmer Marotisten zu nennen pflegt. Beide ganz am Hof lebend, waren witzige Wüstlinge, die um ihrer Talente willen wohl von vielen geliebt, aber gewiß von niemand geachtet wurden. Nur sinnliche Anmuth belebt Marots Gedichte, doch er hatte kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunst. Man hat von ihm Allegorien, Eklogen, komische Gedichte, Elegien, Episteln, Heroiden, Epigramme und Chansons in großer Menge; er zeichnete sich auch durch seine metrischen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen aus. Er hatte eben so warme Freunde als rüstige Gegner, zu den erstern gehört Mellin de St. Gelais, der mit ihm nach classischer Correctheit in der eleganten Tändelei strebte, und Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarra, so wie Maria Stuart, dichteten französische Lieder. Mit dem Dichter Jodelle fing die Schule der französischen Sonnettisten an; er und seine Freunde bildeten das sogenannte Siebengestirn (la pléiade française); sie lenkten zuerst die Richtung der Poesie auf etwas Ernsteres und Größeres. Ronsard war Vorsteher dieser Verbrüderung und wurde noch im folgenden Jahrhundert der Fürst der französischen Dichter genannt. Er riß sich los von dem trivialen Allegorienwesen und der wässerigen Witzelei seiner Vorgänger, aber es fehlte ihm die Innigkeit des Gefühls und er versank in endlose Künstelei und leeren Phrasenprunk. Unter den übrigen Bundesgliedern galten vorzüglich Bellay und Baïf. Doch es wurde bald wieder ein Reformator nöthig, um die latinisirende Poesie aus der Mode zu bringen; Bertrand und Desportes waren solche Verbesserer des Geschmacks, und Vorgänger des berühmten Malherbe. Dieser Mann, den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, entdeckte zuerst das Eigenthümliche der französischen Versification. Er hatte gar keine dichterische Phantasie und keine kühne Begeisterung, aber desto strenger war er als Kritiker, als Wort- und Sylbentyrann. Er starb 1627 im 72sten Jahre. In seinen Oden und Stanzen zeigt sich am meisten die classische Würde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Regnier zeichnete sich als classischer Satirendichter und Sittenmahler aus. Theophile Viaud wetteifere mit Malherbe, und besaß das seltene Talent des Improvisirens. Die Schäfergedichte oder Bergerien wurden beliebt; Racan und Mairet zeichneten sich darin aus. Als Epigrammatisten waren Gombeaud und Brebeuf berühmt. Der Einfluß der Poetik des Aristoteles auf die französische Poesie war im 16ten Jahrhundert schon entschieden. Die lyrischen Gedichte Racine's haben mehr Spracheleganz als poetischen Werth. Allgemein beliebt und als le bon homme bekannt, war Jean La Fontaine, geb. 1621, gest. 1694. Unnachahmlich ist in seinen Fabeln die Naivetät der scherzenden Darstellung, die aus einem rein kindlichen Herzen entsprang. Boileau Despréaux haßte mit redlichem Ernst alle Affectation und alle Schwärmerei; er hatte sehr wenig Phantasie; aber um so hellern Beobachtungsgeist. Seine kritischen Regeln wirkten um so mächtiger, da er sie selbst so pünktlich befolgte. Seine Satiren und sein komisches Heldengedicht „le

Lutrin" sind berühmt, so wie seine versificirte Poetik. Die Männer aus seiner Schule wurden stolz auf ihre feine Nüchternheit und Einseitigkeit. Benserade gefiel durch seine galanten Lieder. An der Spitze der jovialen Dichter standen Lullier, genannt Chapelle, Bachaumont, Chaulieu und La Fare. J. B. Rousseau, geb. 1669, wurde berühmter Odendichter, der jeden Stoff mit Leichtigkeit behandelte. Die sogenannten Poésies fugitives wurden immer beliebter; Pavillon, Des Joetaux, St. Pavin ꝛc. empfahlen sich durch solche elegante Kleinigkeiten. Ségrais's Eklogen waren beliebt, noch anmuthiger sind die der Mad. Deshoulières, die von 1634 bis 1694 lebte, und mit sanfter Weiblichkeit Hirtenscenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's sind im kalten Hofton geschrieben. Daß Voltaire auch in diesem Fach glänzte, ist bekannt; der Ausspruch dieses Mannes selbst: „daß unter allen cultivirten Nationen die französische am wenigsten poetisch sey," ist merkwürdig. Louis Racine, der Sohn des Trauerspieldichters, zeichnete sich durch den frommen Ernst seiner Gedichte aus. Die religiösen Oden des Marquis Le Franc de Pompignan, der von 1709 bis 1784 lebte, sind edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Rose Levesque zeichneten sich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßner's Nachahmer. Unter den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerst Lebrun, dessen Oden einen wahrhaft höhern und poetischen Flug haben, als die meisten französischen Gedichte. Die Epitres von Ducis und Mr. de Fontanes sind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls und Melodie des Versbaues meisterlich in seiner Gewalt. Drei seiner Dichtungen: „les Souvenirs, la Mélancolie und le Mérite des femmes," erhielten entschiednen Beifall. Arnaults Fabeln und Ginguené's Apologen streben Lafontaine nach, so wie Andrieux seine reizende Erzählungsweise in seinem „Meunier Sans-Souci" trefflich wieder zu treffen verstand. Raynouards Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure" erhielt und verdiente den ersten Preis der Akademie. Mehrere male wurde dieser auch einem hoffnungsvollen jungen Dichter zu Theil, der jetzt leider sehr früh starb: Millevoye, dessen Amour maternel und Belzunce viel reines und zartes Gefühl beweisen. Victorin Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. Mr. de Bouffleurs und Mr. de Parny beweisen, daß keine ernsten Schicksale die Vorliebe der Nation für die leichtfertige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tissot und Mollevaut zeichnen sich als Übersetzer Pope's, Virgils und Tibulls aus. Unter den Dichterinnen müssen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de Salm, Verdier und Babois besonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich tiefempfundene Elegien gedichtet.

9. Epische Poesie. Dies Capitel ist in der französischen Literatur sehr arm. Den ersten merkwürdigen Versuch, durch ein romantisches Nationalheldengedicht das Gebiet französischer Poesie zu erweitern, wagte Jean Desmarets de St. Sorlin, ein Liebling Richelieu's; er starb 1676. Boileau verfolgte ihn streng, und doch fehlte dem verspotteten Desmarets nur das, was die andern zu viel hatten: kritische Besonnenheit und nüchterner Verstand! Seine schöpferische Phantasie verdunkelte alle übrigen französischen Dichter. Sein Heldengedicht „Clovis" hatte zwar keinen verständigen Plan,

Digitized by Google

aber es ist reich an poetischer Erfindung, und durchglüht von dem Reiz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maschinerie seiner epischen Dichtung zum Theil aus dem christlichen Himmel und zum Theil aus der romantischen Zauberwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöe über die Johanne von Arc zu reimen unternahm, die an Länge und Langweiligkeit nur Scudery's Heldengedicht „Alarich oder das befreete Rom" gleich kam. Ein viertes französisches Heldengedicht aus derselben Zeit ist „St. Louis ou la sainte couronne reconquise" von dem Pater Pierre Le Moine, einem Jesuiten, der von 1601 bis 1672 lebte. Seine Phantasie war nicht so reich und kühn wie die von Desmarets, aber auch nicht so verwildert, und Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter seiner Nation geworden, wenn er eben so viel Geschmack als Enthusiasmus gehabt hätte. Der wesentlichste Fehler seines Gedichts ist eine monotone Feierlichkeit. Limojon de St. Didier wagte einen fünften Versuch in der epischen Poesie, durch eine neue Bearbeitung der Geschichte des Chlodwig: nur die acht ersten Gesänge sind gedruckt, und zeichnen sich durch Feinheit und Eleganz aus, aber sie sind unpoetisch. Ronsards Franciade darf bei diesen mißlungnen epischen Versuchen nicht vergessen werden. In Frankreich nennt man den Telemach von Fenelon als ein episches Meisterwerk; aber so sehr in diesem Werke auch die edelste und gefälligste Sprache der Vernunft und des moralischen Gefühls herrscht, so ist es doch weit entfernt, eine wahre Epopöe zu seyn. Voltaire's Henriade ist unstreitig das vorzüglichste französische Gedicht dieser Art; die Henriade hat einen gut durchdachten Plan, interessante Charaktere und gelungene Beschreibungen; die Sprache ist rein und edel, aber die poetische Magie vermißt man ganz. Besonders stören die allegorischen Personen. Als komische Epopöe dichtete Voltaire seine Pucelle, und befleckte durch dies schändliche und verrufene Werk, dem man sonst den Rang des vorzüglichsten französischen Heldengedichts komischer Gattung nicht absprechen kann, seinen Ruhm. Thomas hatte angefangen, eine Epopöe über Peter den Großen zu schreiben, aber er starb, ehe diese Pétréide fertig war. Mad. Du Boccage wagte es, eine Colombiade ou la foi portée au nouveau monde zu schreiben, in der wenigstens einige hübsche Beschreibungen vorkommen. Massons Gedicht „les Helvétiens" ist mehr historisch als episch. Auch Fenelons Telemach, und des Grafen Florian Numa Pompilius und Gonsalve de Condoue gehören hieher. M. de Fontanes beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit einer Epopöe „la Grèce sauvée," welche den Sieg über die Armeen und Flotten des Xerxes besingen soll; man verspricht sich viel davon. In dem heroisch-komischen Fach, worin sich die Franzosen immer alles für erlaubt hielten, glänzt außer Voltaire, Boileau durch seinen Lutrin, der ein classisches Ansehn erhielt, das sich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung und Einkleidung dieses Gedichts gründet; und unter den Neuern: Mr. de Parny, ganz vorzüglich. Seine Werke „la Guerre des Dieux, les Rosecroix und le Paradis perdu" zeugen von großem Talent, so sehr sie auch das reine Gefühl beleidigen. „Les Amours épiques" sind nur Episoden, welche Parceval de Grandmaison aus andern Dichtern nahm. „Achille à Scyros," von Luce de Lancival, hat schöne Stellen, wenn auch Plan sehr mangelhaft ist. Baour-Lormian ahmt in seinen Poëmes Galliques den Ossia-

Digitized by Google

nischen Styl nach. Wir schweigen von den Übersetzungen, die im Französischen weder treu noch befriedigend seyn können.

10. Didaktische und beschreibende Poesie. Brebeuf, der von 1618 bis 1661 lebte, zeichnete sich in diesem Fache zuerst durch seine Entretiens solitaires aus. Boileau's Art poétique ist schon oben erwähnt. In der didaktischen Satire wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend starb. Zwei Lehrgedichte des jüngern Racine: la Religion und la Grace, so wie Voltaire's Discours sur l'homme, la religion naturelle und le désastre de Lisbonne, und Dulards la Grandeur de dieu dans les merveilles de la nature verdienen Erwähnung. Watelet schrieb ein Lehrgedicht über die Mahlerei, so wie Dorat versuchte, eine Theorie der Schauspielkunst in Form eines Lehrgedichts zu schreiben. Man ahmte die beschreibenden Gedichte der Engländer, besonders Thomsons Jahrszeiten, viel nach. Bernards Lehrgedicht: l'Art d'aimer, ist dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille, der sich besonders in dieser Gattung auszeichnete, wurde sie eine der beliebtesten; in seinen Gedichten über die Gartenkunst: les Jardins und l'Homme des champs, wurde er Nachfolger Virgils; seine Gedichte: la Pitié und la Conversation, erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber sein großes Gedicht l'Imagination, welches besonders reich an schönen Einzelnheiten und Episoden ist. Der Geschmack an diesen beschreibenden Gedichten wurde durch St. Lambert gegründet, der mit Bernis wetteiferte, die Tages- und Jahreszeiten zu besingen. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun ist nur erst theilweise bekannt geworden, es heißt la Nature, und ist in vier Gesänge abgetheilt: la vie champêtre, la liberté, le génie et l'amour. Die Gedichte: la Navigation von Esménard, l'Astronomie von Gudin, le Mérite des femmes von Legouvé, le Génie de l'homme von Chenebollé, les trois Ages von Roux, sind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's sind les trois règnes de la nature; es ist reich an mahlerischen Schönheiten, sinnigen Verbindungen und Übergängen und reizenden Schilderungen.

11. und 12. Dramatische Poesie und Schauspielkunst Die Geschichte des französischen Theaters ist von zahlreichen Schriftstellern Frankreichs, welche Fr. v. Blankenburg in seinen literarischen Zusätzen zu Sulzers Theorie der schönen Künste (Art. Drama) verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk ist noch immer die Histoire du Théâtre français depuis son origine jusqu'-a-présent, Paris 1734 und 1756 in 15 Bänden, von den Gebrüdern Fr. und Cl. Parfait, welche auch ein Dictionnaire des Théâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-présent, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc. Paris 1756 u. 1758 in 7 Bänden. herausgegeben haben. In so fern der Gang der Schauspielkunst von dem der Schauspieldichtung abhängig ist, gehören hierher auch die zahlreichen, auf die Geschichte der französischen dramatischen Poesie beziehlichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in seinen Mélanges de littérature), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegels Vorlesungen über die dramatische Literatur und Kunst. Die Franzosen selbst gestehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollstän-

Digitized by Google

lige und zusammenhängende Geschichte des franz. Theaterwesens unmöglich sey. Der älteste Zeitpunkt, mit dem man den Ursprung des franz. Schauspielwesens bezeichnen kann, ist die Regierung Carls des Großen. Denn unter ihr werden zum erstenmale in Frankreich die sogenannten Histrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Possenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Carl d. Gr. verbannte sie wegen ihrer Zügellosigkeit, und diese Verbannung war so wirksam, daß man selbst unter seinen Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihrer Existenz mehr antrifft. Das Volk gab aber deshalb seinen damals schon in ihm begründeten schaulustigen Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und daher entstand nunmehr an der Stelle jener Histrionen das Narrenfest, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher selbst die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche sich bald die frechsten und unzüchtigsten Gesänge und Pantomimen erlaubten. Der Bischof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um das Jahr 1197 auf das Nachdrücklichste gegen diesen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg; denn man findet dieses Fest noch zwei Jahrhundert nach ihm in Frankreich wieder. Auch die Troubadours, die Schöpfer der französischen Poesie, führten selbst ihre eigenen dialogischen Gesänge auf, und erhielten deshalb zuerst den Namen les Comiques oder Komödianten. Aber auch diese Darstellungen, die eigentlich blos in Bänkelsängereien bestanden, waren noch so ganz formloser Art, daß man die eigentlich Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wie im übrigen Europa, zuerst mit dem zu Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts erfolgten Ursprung der sogenannten Mysterien annehmen kann. Wie im Alterthum nämlich, so entwickelte sich auch unter den christlichen Völkern der Ursprung des Schauspiels aus der Religion. Gegen das Ende der Regierung Carls V. gaben die Gesänge, welche die von Jerusalem, St. Jacob und andern Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzusingen pflegten, die erste Idee zu einem dialogirten geistlichen Gedichte, das man Mysterie nannte. Die darin spielenden Personen erhielten im J. 1402 durch öffentliche Briefe von Carl V. wegen eines solchen Drama's, das von der Passion unsers Herrn Jesu Christi handelte, den frommen Titel: Brüder von der Passion. Die erste Bühne dieser Passionsbrüderschaft (Confrérie de la passion) wurde in dem Hospital de la charité errichtet, und unter den Regierungen von Carl VI. (bei dessen Einzug in Paris 1380 sie sich unter den damaligen Festen besonders auszeichnete), Carl VII. und Ludwig XI. gewannen diese Schauspiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die damals Frankreich zerrütteten, einen sehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden diese Stücke, deren Stoff gewöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr wie eine Handlung der Andacht, als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beschleunigte sogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes, um dem Volke Zeit für diese theatralischen Erbauungen zu lassen. Bald aber arteten sie zu wahren Mißgeburten von Travestirungen des Heiligsten aus, deren Urheber mit den heiligen Büchern nicht anders umgingen, wie Scarron mit der Äneide; und in aufgeklärtern Zeiten ward es ein Räthsel, wie es Jahrhunderte geben konnte, in welchen man solche Fratzen (von denen gleichwohl sich noch bis zu unsrer Zeit, in den sogenannten Frohnleichnamsfesten catholischer Länder, Spuren erhalten haben) als Schauspiele der

Frömmigkeit zu religiöser Erhebung betrachtete. Anfänglich führte die Passionsbrüderschaft ihre Stücke auf freier Straße auf, dann erhielt sie im Dreieinigkeitshospital ihr erstes Theater wo sie an Festtagen spielte; und späterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingeräumt. In dem hier errichteten Theater befanden sich die Zuschauer, wie jetzt, auf Reihen hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchster schon damals das Paradies, die andern der Palast des Herodes u.s.w. genannt wurden. Gott der Vater ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüst sitzend, dargestellt. In der Mitte der Bühne befand sich die Hölle in Gestalt eines Drachen, dessen Rachen sich aufthat, um die Teufel, die im Stücke spielten, ein- und auszulassen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Nische mit Vorhängen angebracht, wo wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Augen der Zuschauer gebracht werden konnte, als z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau, Beschneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber standen Bänke, auf die sich allemal diejenigen Schauspieler niedersetzten, die ihre Scene geendigt hatten; denn ein eigentlicher Abgang von der Bühne fand nur nach Endigung der ganzen Rolle Statt, und das Publicum bekam daher gleich im Anfang alle Personen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal zu sehen. Übrigens waren diese Mysterien nicht in Acte, sondern in Tage abgetheilt. Eine Vorstellung dauerte also so viele Tage, als sie dergleichen Abtheilungen hatte; und eine solche Tagabtheilung, Journée genannt, spielte meistens so lange, daß man das Schauspiel auf einige Stunden unterbrechen mußte, damit die Schauspieler nur Zeit zum Essen erhielten. Es waren im eigentlichsten Sinne des Wortes historische Schauspiele, lange uns breite, dialogirte Geschichten, in denen man ganze Lebensläufe in auf- und absteigender Linie dargestellt sah, ungefähr in dem Styl, wie die weitschweifigen dialogisirten Geschichtsromane, die eine Zeit lang in Deutschland Mode waren. Oft wurde in einem einzigen solcher Stücke ein Mädchen geboren und verheirathet; sie bekam Kinder, die ebenfalls heiratheten, und deren Kinder wiederum wohlbetagt starben. Auf gründliche historische Kenntniß kam es indessen hiebei keineswegs an; Herodes ward z. B. zum Helden und der römische Statthalter in Judäa zu einem Mohammedaner gemacht. Auch war das Tragische in diesen Handlungen auf das Abenteuerlichste mit dem Komischen gemischt, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Christi, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. s. w. die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Lustigmachers der Truppe folgten. Bei aller Rohheit und Geschmacklosigkeit hatten diese Dichtungen indessen doch etwas Großes, besonders das berühmteste und größte Mysterium vor der Passion unsers Herrn. Mehrere Scenen wurden gesungen, einige selbst in Chören. Die Verse bestanden meist in jambischen Zeilen von verschiedener Länge. So dürftig aber nun diese Schauspiele, Schauspieler und Schaubühnen waren, so kindlich-genügsam waren dagegen auch die Zuschauer, und so trug in Darstellung und Beurtheilung die ganze Verfassung des franz. Bühnenwesens der damaligen Zeit noch ganz den Charakter der frühesten Kindheit der Kunst. — Neben diesen Schauspielen der Passionsbrüderschaft entstanden späterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten, Procuratoren und anden Justizbeamten, die schon lange im Besitz des Vorrechts

gewesen war, alle öffentlichen Feste und Ceremonien zu reguliren. Unter Philipp dem Schönen hatten diese Procuratoren die Erlaubniß erhalten, weil sie mit Prozessen überhäuft waren, Zöglinge zu sich nehmen zu dürfen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem sie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Zur Vergeltung ihrer Dienste wurden diese Advocatenschreiber oder Clercs in eine eigne Gilde gebracht die auch ihr eignes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte. Diese Bazochisten erfanden nun, veranlaßt durch das Glück, welches die Mysterien der Passionsbrüder gemacht hatten, eine neue Gattung von Schauspielen, die Moralitäten und Farcen, welche sie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im privilegirten Besitze der Mysterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorstellungen anfänglich in Privathäusern, bis ihnen spät-rhin im Schlosse selbst die Errichtung einer Bühne gestattet wurde. Auch diese neue Gesellschaft fand bald einen zahlreichen Anhang, ohne jedoch der alten zu schaden. Die Moralitäten unterschieden sich von den Mysterien vornehmlich dadurch, daß sie allegorisch-moralische Schauspiele waren, in denen die Laster und Tugenden personificirt dargestellt wurden, um Haß gegen die eine wie Liebe für die andere einzuflößen. Ja, die Zuneigung für diese allegorischen Personenspiele ging so weit, daß man sogar personificirte Formen eines Zeitworts erscheinen ließ. Die Handlungen selbst waren zum Theil mit vielem Witz und Humor erfunden, wie man aus mehrern uns noch übrig gebliebenen Entwürfen und Scenarien solcher Schauspiele sieht. In einem derselben z. B., die Verurtheilung des Banketts betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Gesellschaft, Ihre Gesundheit, Mich zu bedanken u. s. w. bei Herrn Banket zu einem Schmause zusammen. Schlagfluß, Gicht, Colik und andere Krankheiten erscheinen an einem Fenster des Speisesaals, die Schmausenden zu belauschen. Banket ruft sie herein, und nun entsteht zwischen den neuen und alten Gästen ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Gesundheit und Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den übrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt und von dieser wegen der vier verübten Morde verurtheilt, gehangen zu werden, welche Sentenz durch die Diät, die das Amt des Scharfrichters versieht, vollzogen wird — Die Farcen oder Possen, welche die Nachspiele zu den Moralitäten machten, waren in verschiedene Gattungen, als historische, fabelhafte, lustige u. s. w., eingetheilt, und bestanden in kleinen versificirten Possenspielen, ähnlich den Zwischenspielen des spanischen Theaters, in denen auch Charaktere aus dem wirklichen Leben voll satirischen Übermuthes und komischer Kraft dargestellt wurden. Die berühmteste darunter ist die Farce vom Advocat Patelin (wahrscheinlich um 1480 zum erstenmal aufgeführt); eine sehr witzig erfundene Composition, die mit vollem Recht eine große Celebrität erhielt, und in der spätern bekannten Bearbeitung von Brueys und Palaprat sich bis auf den heutigen Tag auf der französischen Bühne erhalten, ja auf die nachmalige Richtung der komischen dramatischen Poesie der Franzosen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfasser. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch schon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Lustspiel seitdem immer auszeichnete. Die Idee dieser Bazochischen Schauspiele war also eine ziemlich glückliche,

Digitized by Google

und sie erhielten sich zu Paris zwei ganze Jahrhunderte hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten sich bald Unanständigkeit und persönliche Satire, die zu öffentlichen Ärgernissen Anlaß gaben, weßhalb das Parlament die Bühne der Bazoche mehrmals schließen, ja am 14. Aug. 1442 sogar ihre sämmtlichen Mitglieder bei Wasser und Brot ins Gefängniß setzen ließ, bis sie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. Der indeß durch diese beiden Schauspieler-Gesellschaften immer mehr beförderte Hang des Volks zu theatralischen Ergötzlichkeiten veranlaßte endlich unter Carl VI., der sie förmlich autorisirte, noch die Entstehung einer dritten Gesellschaft, welche sich den Namen der Kinder ohne Sorgen, les Enfans sans souci, gab. Ihre Mitglieder bestanden aus jungen Leuten von guten Familien, die zu dieser Verbindung zusammentraten, und sich einen Vorsteher unter dem Titel eines Narrenfürsten, Prince des Sots, wählten, so wie sie ihren Schauspielen den Namen der Sottisen (Soties) oder Narretheien gaben. Es waren eigentliche Dumbartsspiele, satirische Stücke, die lediglich den Zweck hatten, alle Narren und Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Individuen wie ganze Parteien aus der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verspotten. Man wählte hiezu gleichfalls die Form der personificirten Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihrer Großmama Dummheit, welche sie bei der Welt in Dienste bringt u. s. w., traten als dramatis personae auf. Auch diese Sotties, welche auf besondern, an öffentlichen Plätzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüsten dargestellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, so daß die Bazoche gegen Mittheilung ihrer Mysterien und Possen von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauschte, auch ihre Sottisen aufführen zu dürfen. Schon unter Carl VI. erhielt diese muthwillige Gesellschaft ein förmliches Privilegium. Aber auch sie artete bald zu einer so ausgelassenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Censur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und als sie selbst diesen Schranken, durch Masken und Aufschriften, wodurch sie die Personen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsschlüsse auch diesen neuen Mißbräuchen steuern mußten. Ihre glänzendste Periode war unter Ludwig XII., und kurz nach dieser Epoche wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der großen Königin Margarethe von Valois, selbst ein Mitglied ihrer Gesellschaft, welche endlich im J. 1612 aufgehoben wurde. Diese beiden letztern Gesellschaften spielten übrigens ganz unentgeldlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht so aber die Passionsbrüderschaft, deren Foderungen das Parlament sogar beschränken mußte. Dagegen ward ihnen eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armenadministration aufgelegt, wofür sie aber auch ein Privilegium für alle bezahlte Schauspiele erhielten, weshalb sie alle Schauspieler, die sich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von solchen Privatunternehmungen ist die merkwürdigste die des Jean de Pontalais, der zugleich Dichter und Schauspieler, und als einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. und Franz I., und führte seine Schauspiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heil. Eustachius zu Paris auf. An einem Sonntage trommelte er, um sein Schauspiel anzukündigen, so gewaltig, daß der Pfarrer dieser Kirche, in seiner Predigt dadurch gestört, und aufgebracht darüber,

daß seine Zuhörer ihn verließen, um zum Pontalais zu laufen, voll Zorn von der Kanzel zu ihm eilte und ihn mit den Worten: „wer hat Euch die Kühnheit gegeben, zu trommeln, wenn ich predige?" zur Rede setzte. „Und wer hat Euch die Kühnheit gegeben," antwortete er, „zu predigen, wenn ich trommle?" Der erbitterte Pfarrer machte hierauf die Sache bei den Gerichten anhängig; Pontalais kam ins Gefängniß, und seine Bühne ward auf 6 Monate geschlossen. Von seinen Stücken hat sich übrigens keines bis auf unsre Zeit erhalten. Inzwischen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehrere Tragödien des Sophokles und Euripides, so wie die Komödien des Terenz, waren bereits in die französische Sprache übersetzt erschienen, und so bereitete sich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was sich unter seinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat Et. Jodelle (gest. 1557), in der Schule der alten Classiker gebildet, mit Schauspielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz. Bühne zuerst aus ihrem bisherigen Chaos rissen, und der dramatischen Poesie der Franzosen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. Er studirte die französische Bühne und ihre Schauspiele, und fand, daß man ihren Meister nicht in Frankreich suchen müsse. Sein Genie entzündete sich an der Kunst des Alterthums, und er wählte diese zum Muster, um selbst Muster seinem Vaterlande zu werden. So faßte er zuerst den kühnen Gedanken, das griechische Theater zum Vorbilde des französischen zu wählen; so ward er der Erste, der in Frankreich sowohl das Trauer- als das Lustspiel nach den Regeln der Alten, obwohl noch sehr mangelhaft, darstellte, und dadurch eine völlige Reform der dramatischen Poesie in Frankreich bewirkte. Die ersten Originalstücke dieser Art in der franz. dramatischen Literatur waren sein in achtsylbigen Versen gedichtetes Lustspiel, Eugène ou le rencontre und seine Tragödie (in der er selbst den antiken Chor noch beibehielt) die gefangene Cleopatra, die Jodelle mit allem Feuer der Jugend schrieb, damit 1552 debutirte, und worin er zugleich selbst mit einigen seiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Beruze, als Schauspieler auftrat. Diese Darstellung ward mit dem glänzendsten Beifall vor einer sehr zahlreichen Versammlung und in Gegenwart Heinrichs II. selbst gegeben, der dafür den Verfasser mit 500 Thlrn. aus seiner Sparcasse belohnte. Dieser Tag entschied den Fall der alten Theater in Paris. Jodelle's letztes und bestes Werk war das Trauerspiel Dido, welches in der That große poetische Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien Lope de Vega und England seinen Shakspeare. Aber nur jenem, und auch nur an flüchtiger Schreibart, war Jodelle zu vergleichen. Er führte die strenge Beobachtung der Aristotelischen 3 Einheiten und der gereimten Alexandriner ein, wählte den reinhistorischen Styl, schloß alles Wunderbare aus und schöpfte aus der griechischen und römischen Geschichte, ließ aber die antiken Personen wie moderne Franzosen und in der grellsten Übertreibung des rhetorischen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten seine Freunde, das sogenannte französische Siebengestirn (la Pléiade française), als deren glänzendster Stern Ronsard noch im folgenden Jahrhunderte gepriesen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu

du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat. Auch La Perouse, Verfasser der 1555 erschienenen Medea, des ersten franz. Trauerspiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinern; Grevin als Lustspieldichter; Massin de St. Gelais, Verf. des in Prosa geschriebenen Trauerspiels Sophonisbe; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie la Famine; Garnier, der durch sein tragisches Meisterwerk, Hyppolite, 1573 alle seine Vorgänger an Eleganz des metrischen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerst es wagte, andre Nationen, als Griechen, Römer und Türken, darzustellen, wie seine les Juives und Bradamante zeigen; und Pierre de la Rivey, der sich ein eben so großes Verdienst um das Lustspiel erwarb, schlossen sich mit dem glücklichsten Erfolg an Jodelle an, und so ward die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem sich der Styl der franz. dramatischen Poesie mit eigenthümlichen Grundsätzen den alten classischen Meistern nachzubilden suchte. Das Vergangene gerieth in Vergessenheit, und man strebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis auf die Zeit Ludwigs XIII., der dramatische Vielschreiber Alexander Hardy, von dessen 800 Schauspielen sich 40 erhalten haben, Nepee, Theophile u. s. w. vermochten bei der Kraftlosigkeit ihrer Werke freilich nicht diese Fortschritte zu beschleunigen. Mayret, Rotrou, Duryer, Baro u. A., die mit gesundem Verstande einen edlern Geschmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele schon näher. Endlich erschien der gewaltige Pierre Corneille, der, 1606 in Rouen geboren, alle seine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein seltenes Talent, energische Charaktere die kühne Sprache der Leidenschaften mit Würde reden zu lassen. Er zeigte seiner Nation zuerst, was tragische Kraft und Größe des Styls ist; doch schmiegte er sich selbst ängstlich unter das Joch steifer Gesetze und Vorurtheile. Er ist der einzige unter den Dichtern, den die Franzosen den großen nennen. Medea war sein erstes Trauerspiel; den Cid, Cinna, Polyeucte und Rodogune hält man für seine schönsten Werke. Jean Racine, geb. zu Ferté-Milton 1639, wurde in diesem Fache der Liebling seiner Nation. Sein erstes Trauerspiel waren die feindlichen Brüder; als seine Andromache 1667 erschien, wurde sie mit eben so großem Enthusiasmus aufgenommen, wie der Cid 30 Jahre früher. Racine wurde der Mann seiner Zeit und seiner Nation; er ist der eleganteste aller tragischen Dichter; er schrieb mit unendlicher Sorgfalt und feinem Zartgefühl; jede poetische Kühnheit erschien ihm geschmacklos; der Ton seines Hofes war ihm stetes Vorbild. Seine Athalie ist sein höchstes Meisterwerk. Voltaire ist der dritte große Tragiker der Franzosen; mit entflammtem Ehrgeize strebte er seinen Vorgängern nach, und was diese wirklich fühlten, wußte er mit oft noch beredterer Leidenschaft zu scheinen und auszusprechen. Seine Zaïre, sein Mahomet, wurden bewunderte Meisterstücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne und auf einen majestätischen Schmuck derselben; doch die Costumes blieben höchst geschmacklos; römische und griechische Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken gespielt! Erst in der Revolutionszeit wurde dies durch Talma und David zur Vollkommenheit gebracht, nachdem die Clairon, wie man aus Marmontels Memoiren sehr anziehend erzählt findet, dazu den ersten Anstoß gegeben. Die Declamation war hohl und sehr

affectirt. Crébillon, Thomas Corneille, Lafosse, Guimond de la Touche, Lefranc, Laharpe, Lemierre, de Belloi ꝛc. waren beliebte Tragiker. Diderot führte durch seinen Père de famille und seinen Fils naturel zuerst das bürgerliche sentimentale Trauerspiel ein. Unter den neuern Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehrere Trauerspiele Shakspeare's für die französische Bühne einrichtete, und selbst in dem Abufar viel Originalität und Wärme zeigte; Arnault, dessen Trauerspiele: Marius, Cincinnatus, Oscar, les Venitiens und Germanicus, durch Gedankenfülle, Kraft und rührende Scenen sich auszeichnen; Legouvé, dessen Mort d'Abel und Epicharis et Néron sehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch Etéocle et Polynice und la mort d'Henry IV. schrieb. Früher als diese hatte sich Lemercier in seiner ersten Jugend als Trauerspieldichter versucht; sein Lévite d'Ephraim und sein Agamemnon wurden bewundert; seine spätern Werke gefielen weniger. Großes Aufsehen machten les Templiers von Raynouard, der nur dies eine Trauerspiel schrieb, welches ihm unbestrittenen Ruhm erwarb. Abdelasis von Murville, Joseph von Baour-Lormian, und Artaxerxes von Delrieu gefielen, doch machten sie weniger Aufsehen, als das Trauerspiel Manlius, dessen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. — Was nun das französische Lustspiel betrifft, so ist bereits erwähnt worden, wie dasselbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Pathelin und der Sottisen der Enfans sans souci seinen Anfang genommen. Jodelle bewirkte auch die Reform des franz. Lustspiels. Sein erstes: der Abt Eugen, in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erste regelmäßige Nationallustspiel mit modernen Charakteren ohne allegorische Personen; der Witz darin ist roh und ungezogen. Vom J. 1562 an suchten die Brüder de la Taille das Publicum an Lustspiele in Prosa zu gewöhnen. Man suchte damals auch die beliebte Schäferposie mit der dramatischen zu vereinen. Die Moralitäten wurden besonders in solche Schäferspiele verwandelt, worin Christus der Bräutigam und die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Lustspiele wurde von Pierre de la Rivey fortgesetzt; sie beruheten meist auf Intriguen und komischen Überraschungen. Im J. 1592 verpachteten die Passionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauspielergesellschaft, die unter dem Namen Troupe de la Comedie française bis jetzt besteht. Diese etablirten sich nun im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Possenspielern, die er aus Venedig kommen ließ. Man nannte sie li Gelosi. Als sie im Hôtel de Bourbon zu spielen anfingen, strömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt; selbst Richelieu verschmähte nicht die Scherze des sogenannten Gros Guillaume, der der Casperl der Pariser war. Den italienischen Harlekin ersetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen spielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. sehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerst das Bedürfniß eines wahren Charakterstücks: weniger Vorurtheile beschränkten ihn bei dem Lustspiele als bei dem Trauerspiele. Seine jugendlichen Versuche im komischen Fache sind feiner, correcter und anständiger, als alles, was man zuvor von Lustspielen in Frankreich kannte. Er war erst eben 18 Jahr alt, als er sein Lustspiel Melite schrieb. Sein späteres

Werk, der Lügner, ist das erste franz. komische Charakterstück von classischem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch seine Andromeda. Racine's Lustspiel: les Plaideurs, ist nur eine Kleinigkeit, doch voll echt komischer Kraft. Doch einzig berühmt als Lustspieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. L'Etourdi war das erste Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war sein Theater das beliebteste in Paris; seine Gesellschaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft und von allen äußern Umständen begünstigt, entfaltete nun Molière das Innere seines reichen Geistes. Man hat 35 Lustspiele von ihm. Er spielte selbst immer mit Beifall, und sein Geist theilte sich dadurch um so mehr seiner Schauspielergesellschaft mit. Er verband tiefes Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauspielkunst. Seine Meisterwerke: der Tartuffe und der Misantrope, wurden Muster des Haut comique. In die zweite Classe seiner Lustspiele gehören seine nicht versificirten großen Charakterstücke, wo l'Avare, George Dandin und le Bourgeois gentilhomme am berühmtesten sind. Die ganze Manier derselben ist volksmäßiger, freier und possenhafter. Den weitesten Spielraum gönnte Molière seiner kecken Laune in den lustigen Unterhaltungsstücken, in die er oft Musik und mimischen Tanz verwebte. Hierhin gehören: les fourberies de Scapin, Monsieur de Pourceaugnac und le malade imaginaire; der komische Effect war hier zu einer Höhe gesteigert, die man seit dem Untergange der altgriechischen Komödie nicht kannte. Molière's Festivitätsstücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit seines Talents. Die franz. Lustspieldichter erhielten sich am freiesten von allem einseitigen Pedantismus. Intriguenstücke waren weniger beliebt als Charakterstücke; diese gab es sowohl edel- als niedrig-komische. Man sahe gern Pièces à scènes détachées, nämlich eine Reihe komischer Scenen ohne Einheit der Handlung, so wie Sprichwörter, Parodien und Zwischenspiele. Das italienische Theater wirkte mit, um den Nationalgeschmack hierin frei von Einseitigkeit zu erhalten. Keiner der spätern Lustspieldichter traf Molière's Ton mit solcher Feinheit und komischen Kraft, als der geistreiche Abenteurer Régnard, der von 1647 bis 1709 lebte. Er streifte mit einer schönen Provenzalin von Algier bis Lappland herum, und schrieb nachher erst im Vaterlande seine immer noch gern gesehenen Lustspiele. Unerschöpflich in der Erfindung komischer Situationen war Dancourt. Nachlässiger im Styl, aber höchst jovial und burlesk war Le Grand; sein Ami de tout le Monde wird noch gern gesehen. Divertissements und Ballets machten seine Lustspiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauspieler seiner Zeit, strebte sich im Styl der edeln Charakterstücke Molière zu nähern. Dufresny schrieb artige Conversationsstücke. Montfleury dichtete Zwischenspiele, durch die er das eigentliche Ambigu-comique begründete. Der feine und gewandte Le Sage ahmte die spanischen Dichter gern nach. Er schrieb auch viele beliebte komische Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der ersten, die durch Nachdenken über den Zweck der dramatischen Kunst anfingen, die wahre Idee des Lustspiels zu verkennen, und den komischen Effect dem moralischen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner, als Destouches, hat es unter den Lustspieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Er starb 1754. Zu den beliebten Farcen-

Digitized by Google

dichtern gehörten Bergerac, Boursault, Brueys, La Font, Palaprat und der jüngere Corneille. Seit Corneille's Andromede war auch viel für die Oper geschrieben worden. (S. hierüber d. bes. Art. Französische Musik.) Der Marquis de Sourdene gründete 1669 die Académie royale de musique. Quinaults reiche Phantasie und melodische Poesie eigneten sich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen. Er ist der musikalischste Dichter seiner Nation. Duché, Campistron und Fontenelle strebten ihm nach. Die Schäferspiele des letztern konnten nur in jener affectirten Zeit gefallen. Houdart de la Motte arbeitete in allen dramatischen Fächern mit großer Selbstgefälligkeit. Die komische Oper war dadurch entstanden, daß man im J. 1707 den Jahrmarktskomödianten (die so sehr beliebt waren) verbot, auf ihrem Theater zu sprechen. Sie gaben da ihren Vaudeville's mehr Zusammenhang, und ersetzten den Dialog durch Pantomime; dies gefiel so, daß man gern das harte Verbot bald wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für diese Theater schrieb, behielt die italienischen Maskencharaktere noch ziemlich bei. La Chaussée veredelte den Ton der rührenden Schauspiele, die er immer mehr einzuführen strebte, durch treffliche Verse; er näherte sich mehr der wahren Poesie als Diderot, dessen bürgerliche Drama's sich ganz in Prosa verlieren. Marivaux's Lustspiele sind so gesucht und pretiös, daß man sie spottweise Marivaudage nennt. Boissy, St. Foix und Piron bereicherten die franz. Bühne mit sehr witzigen Lustspielen. Von letzterm kann man sagen, daß er mehr dem Aristophanes als dem Molière nachstrebte; sehr beliebt ist sein Lustspiel la Métromanie; er starb 1773. Sedaine's kleine Opern und Komödien gefielen. Beaumarchais, dessen rührende Schauspiele schon Beifall fanden, entzückte durch seinen Figaro. Collé, Fagan, Moissy und Fabre d'Eglantine glänzen im Anfange der neuesten Periode. Von letzterm gefallen besonders l'Intrigue épistolaire und les Précepteurs. Cailhava, Laujon, Laya, François de Neufchateau gehören jetzt zu den beliebten Lustspieldichtern. Colin d'Harleville wurde leider durch einen frühen Tod weggerafft; sein vieux Célibataire, seine Lustspiele l'Inconstant, l'Optimiste und les châteaux en Espagne sind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, dessen Stücke: les Etourdis und le souper d'Auteuil, ausgezeichnet gefallen, schreibt sehr geschmackvoll; seine komische Muse ist zugleich Grazie. Äußerst fruchtbar ist das Talent Picards, welcher vor seinem 40sten Jahre schon über 35 Lustspiele schrieb, und Fröhlichkeit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Chéron, Roger, und besonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein beliebte Lustspiele geschrieben. Der Trauerspieldichter Lemercier schrieb auch zwei Lustspiele: Pinto und Plaute, welche durch seltne Originalität interessiren. Riboutè gefiel mit seinem ersten Versuche: l'Assemblée de famille. Unter den neuern rührenden Dramen müssen wir die Mélanie von Laharpe, l'Abbé de l'Epée von Bouilly und la Mort de Socrate von Bernardin de St. Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfasser der Vestale, Etienne, Esménard und Hoffman sind die vorzüglichsten jetzigen Dichter der ernsten Oper, so wie Monvel, Marsollier, Duval, Dieulafoi, Pitis und Barré der komischen Oper und des Vaudeville's. — Blickt man nun noch ein-

Digitized by Google

mol auf den Gang der dramatischen Literatur in Frankreich zurück, so zeigt sich unverkennbar, wie es hauptsächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire gewesen, welche die Gestalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es scheint, unwiderruflich festgesetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerksamkeit auf Shakspeare, noch die von der Nationalansicht mehr oder minder abweichenden Ansichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Wesentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Lustspiele sind die Franzosen, seit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Collin d'Harleville, Duval, Picard u. s. w. von der Molièreschen Charakter-Komödie mit großem Erfolg zum Intriguenstücke übergegangen. In Rücksicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene System der dramatischen Kunst als das einziggültige practisch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geschmack betrachtet, wie es nun mit diesem System steht, das haben vor Allen Lessing in seiner Dramaturgie und A. W. Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen so scharfsinnig, gründlich und unwidersprechlich aus einander gesetzt, daß man zu einer vollständigen Charakteristik desselben nur auf diese beiden Kunstrichter zu verweisen braucht. Hier erlaubt die Beschränkung des Raums nur noch ferner das Hauptsächlichste, was die Geschichte der eigentlichen Bühne oder alles dessen, was die theatralische Darstellungskunst betrifft, anzuführen. Diese hielt, wie überall so auch in Frankreich, natürlich mit dem Fortgange der dramatischen Dichtkunst gleichen Schritt. Die Gesellschaft, die sich mit Jodelle zur Aufführung seiner Stücke verband, nahm zuerst den Namen der Comédiens an. Schon der Reiz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eifersüchtigen Passionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu spielen verboten. Dagegen erhielten jene 1548 einen Hofbefehl, der ihnen die Mysterien untersagte und nur anständige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt war die glückliche Periode der Passionsbrüderschaft vorüber. Der Geschmack des Publicums hatte durch Jodelle's Schauspiele eine völlig andere Richtung genommen. Das konnten die Passionsbrüder sich selbst auf die Länge nicht verbergen, und da sie eben sowohl einsahen, daß sie den Kampf nicht siegreich bestehen würden, so traten sie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. Indem sie vorgaben, daß für Geistliche die Aufführung weltlicher Stücke sich nicht gezieme, verpachteten sie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für sich, an die neue Gesellschaft der Comédiens. Diese etablirten sich nun also im Hôtel de Bourgogne, und so entstand hier 1552 das Téâtre français, auf welchem unter Heinrich II. Jodelle, la Perouse und Baïf ihre Stücke gaben. Bald darauf aber zog Heinrich III. italienische Possenspieler nach Paris, die er aus Venedig kommen ließ, und die sich li Gelosi, d. i. Leute, die zu gefallen suchen, nannten. Diese eröffneten 1577 im Hôtel de Bourbon ihre Vorstellungen, und da sie ihrem Namen entsprachen, strömte ihnen alles zu. Andre Schauspielgesellschaften aber, welche auch jetzt noch zu Zeiten aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden stets von den Comédiens im Hôtel de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorstädten spielten. Eben diese aber sollten bald eine nicht gemeine

Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem solchen Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entstand nicht nur ein zweites stehendes Theater, du Marais genannt (durch Übereinkunft mit den Passionsbrüdern, welche noch immer im Besitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de Bourgogne waren), sondern es entwickelte sich auch aus diesen Jahrmarktsstücken (Spectacles de la foire) eine ganz neue Gattung von dramatischen Darstellungen. Nachdem dieses Théâtre du Marais geraume Zeit mit dem der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der mit seiner Gesellschaft bisher in der Provinz gespielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit, auch in Paris auf, und fand bald so viel Beifall und Unterstützung bei Hofe, daß ihm ein Theil des Palais royal zu seinen Vorstellungen eingeräumt ward. Nach Molières Tode (1673) wurden sie eine Zeit lang unterbrochen; dann aber vereinigte sich diese Gesellschaft mit dem Théâtre du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten sich endlich alle Schauspieler in Paris von der Passionsbrüderschaft frei, und die Gesellschaft des Théâtre français im Hôtel de Bourgogne erhielt nunmehr den Titel der königlichen Schauspieler (Troupe royale). Inzwischen hatten die italienischen Schauspieler abwechselndes Glück. Die Gelosi hielten sich auf die Dauer eben so wenig, als eine zweite italienische Gesellschaft, die seit 1662, jedoch ohne festen Platz, Vorstellungen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es besser. Sie spielte abwechselnd mit der französischen Truppe, und erhielt, als sich sieben Jahre nach Molières Tode beide franz. Gesellschaften im Palais royal zu dem Théâtre français vereinigten, das Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Diese Bühne ist das bekannte Théâtre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geschlossen werden mußte. Der Prinz Regent eröffnete es wieder, und die Mitglieder nannten sich seitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de France. So hatten sich also nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigentlich französische und das italienische. Zu diesen kam 1678 noch ein drittes: das Theater der komischen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo sie sich aus den Vaudevilles entwickelte, entsprang. Mehrere der feinsten und vorzüglichsten Köpfe unter den komischen Dichtern Frankreichs nahmen sich dieses Schauspiels an, und so erhob sich das Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erst im Jahre 1715 diesen Namen erhielt, bald zu gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entstand endlich auch die seriose Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieselbe blos in Italien bestanden hatte, zuerst eine Gesellschaft italienischer Operisten nach Paris kommen ließ, welche dort die italienische Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hiedurch veranlaßt, machte Perrin den ersten Versuch mit der französischen großen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium und dieses Operntheater den Namen einer königlichen Akademie der Musik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ballets ausgeschmückt ward, und an Quinault u. A. auch sehr vorzügliche Dichter gewann. (S. hierüber d. Art. Ballet, französische Musik, Noverre, Oper, Pantomime u. s. w.) Alle diese Theater zählten nun auch bis auf den heutigen Tag eine Reihe der berühmtesten Schauspieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre français einen Lekain, Baron, Fleury, Talma, eine

Gaussin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Duchesnoy und Georges, oder vom Théâtre italien einen Carlin, Lelio Riccoboni u. A. m.? (S. d. Art.) Die Fortschritte, welche die theatralische Kunst der Franzosen auf diesen Bühnen gemacht hat, müssen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Molière mit ihren Stücken erschienen. Voltaire und die Clairon erwarben sich um die Verbesserung der tragischen Bühne, wie erwähnt worden, sehr wesentliche Verdienste. Dessen ungeachtet aber blieb besonders in Rücksicht auf die Kunstwahrheit der Darstellungen ihren Nachfolgern noch sehr viel zu reformiren übrig, und erst Talma (der durch durch den berühmten Mahler David dazu veranlaßt ward) verdankt man die Einführung des echten antiken Costume's auf der franz. Scene, wo bis dahin die griechische Tragödie in Perücken, Federhüten und Reifröcken gespielt wurde. Man vergleiche in dieser Hinsicht die beiden wichtigen Costume-Werke, die alten Costumes des grands théâtres, de Paris 1786 u. ff. und die neue Galerie théâtrale, 1810 ff. Über den gegenwärtigen Zustand der Pariser Theater aber und das Geschichtliche dieser einzelnen Bühnen, so wie den Charakter der französischen Schauspielkunst überhaupt, s. d. Art. Pariser Theater. Wl. u. S.

Französische Musik. Schon in den ältesten Zeiten hatte Gallien eine eigenthümliche Musik. Diodor, Gregor von Tours u. A. erzählen, daß schon im Jahr der Welt 2140 Musikschulen hier gewesen sind. Bardus, ein gallischer König, stiftete sie; nach ihm wurden die Sänger und Spieler Barden genannt; ihr Hauptsitz war zu Montbard in Bourgogne. Gewiß ist es, daß die Barden den Celten oder Galen angehörten, und also ist es nach dem, was Strabo, Diodor u. A. von ihnen erzählen, nicht zu bezweifeln, daß die Gallier Kenntniß und Liebe der Tonkunst besaßen. Als die Römer sie unterjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und die ersten Spuren der Musik findet man hier erst wieder unter den Franken, wo erzählt wird, daß man Pharamond, an der Spitze des Heeres, unter dem Klange kriegerischer Musik, zum Könige ausgerufen habe. Bei der Taufe des Königs Clovis wurde in der Kirche von St. Rémy zu Rheims eine Musik aufgeführt, die der Erhabenheit des Gegenstandes so würdig war, daß Clovis, von Bewunderung hingerissen, nachher stets die Tonkunst besonders beschützte. In einem Friedensschluß legte er es dem Theoborich, König der Ostgothen, auf, ihm einen guten Guitarrenspieler und ein Musikchor aus Italien zu senden. Der Sänger Acorèdes kam da nach Frankreich und führte dort einen sanftern und lieblichern Styl der Musik ein, als man zuvor kannte; die Tonkunst wurde die Begleiterin aller gottesdienstlichen Gebräuche. Chilperich, selbst Dichter und Musikus, erfand vier Buchstaben, die er dem Alphabet beifügte, um die Reime der französischen Sprache zu erleichtern und sie angenehmer zum Gesang zu machen. Unter Pipins Regierung wurde die Orgel in Frankreich eingeführt. Der morgenländische Kaiser Constantin schickte 757 die erste an Pipin, der sie der Kirche des St. Corneille in Compiegne schenkte. Unter Carl dem Großen entstanden Streitigkeiten zwischen den französischen und italienischen Sängern; er ließ von dem Papst zwei sehr unterrichtete römische Sänger, Theodorus und Benedict, dazu erwählen, um den echt Gregorianischen Kirchengesang in Frankreich wieder herzustellen, und der eine wurde im Metz, der andere in Soissons an

die Spitze einer Musikschule gestellt. Die Vermählung des Königs Robert aber mit Constance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als Epoche eines neuen Geschmacks in der Musik für Frankreich angesehen. Kurz darauf bildete sich in der Provence eine Gesellschaft Sänger und Musiker, die man Troubadours, Chantiers nannte; sie dichteten Gesänge und sangen sie. Andere nannten sich Jongleurs oder Ménétriers; diese begleiteten ihren Gesang mit Instrumentalmusik. Robert, Sohn von Hugo Capet, war selbst Dichter und Tonkünstler. Zur Zeit des heiligen Ludwigs beschränkte man die Kunst fast nur auf Kirchenmusik; Carl V. liebte die Musik sehr, und pflegte seine Tafel mit Flötenconcerten zu beschließen. Unter Philipp dem Schönen bauete man (1313) Theater auf, wo man Feereien mit Musik aufführte. Franz I., ein Freund aller Künste, errichtete eine eigne Capelle, deren Anführer Mouton hieß; man nennt: Févin, Arcadet, Verdelot, Goudimel, als geschickte Tonkünstler jener Zeit; der erste berühmte Compositeur war Ant. Bromel, Zeitgenosse des Niederländers Josquin de Prez, des größten Tonkünstlers seiner Zeit, der ungefähr 1450 in Belgien geboren war, und Capellmeister Ludwigs XII. wurde. Franz I. nahm seine Kammermusik mit nach Italien, und sie vereinigte sich in Bologna mit der Capelle Leo's X., so lange beide Herrscher sich da aufhielten. Diesem Umstand, und den Musikern, welche der Catharina von Medicis aus Italien folgten, verdankte Frankreich aufs neue einen bessern Geschmack in der Musik. Carl IX. liebte und cultivirte Musik und Poesie; damals errichtete Jean Antoine Baïf in seinem Hause, in der Vorstadt St. Marceau, eine Musikakademie, bei welcher der König selbst wöchentlich einmal mitspielte. Eustachius du Lauroy, aus Beauvais, Capellmeister Carls IX. und Heinrichs III., war ein trefflicher Tonkünstler, die alten Noëls, welche man zum Theil noch kennt, sollen meist aus den Gavotten und Arien entlehnt seyn, welche Lauroy für Carl IX. setzte. Bei der Vermählung Carls von Lothringen, der Stiefschwester Heinrichs III., wurde das erste glänzende Ballet aufgeführt, wozu die Musikmeister Beaulieu und Salmon die Musik schrieben. Heinrich IV. achtete die Musik wenig, eine desto größere Freundin davon war Maria von Medicis. Ludwig XIII. begünstigte Schauspiele und Musik und componirte selbst mehrere Lieder. Der Geschmack und die Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Musik sehr in Aufnahme. Im J. 1644 ließ Mazarin die berühmtesten Musiker aus Italien kommen, um die erste große Oper aufzuführen Sie wurde im Saal des Louvre gegeben; ihr Sujet war: „Les amours d'Hercule.“ Lulli debutirte darin mit der Musik der Ballets. Lambert, der selbst ein trefflicher Lauten- und Theorbenspieler war, wurde Oberintendant der Musik, und componirte die beiden ersten Opern Perrins, welche 1659 und 1671 aufgeführt wurden. Doch war bis auf Lulli die Musik der Franzosen nur noch in ihrer Kindheit. Er war der Schöpfer des Nationalgeschmacks; denn obschon er 1633 in Florenz geboren war, so kam er doch im 14ten Jahr nach Frankreich als großer Violinspieler, und brachte sein ganzes Leben daselbst zu. Er führte zuerst kühnere Dissonanzen in der Musik ein. Er componirte neunzehn Opern, die meisten hat Quinault gedichtet, und außerdem noch zwanzig Ballets, verschiedene Motetten und viele Sonaten und Concerte. Seine Chöre sind festlichgroß. Im Recitativstyl war er ein so großer Meister, daß sich die meisten europäischen Tonsetzer danach

bildeten. Lulli verstand den Gesang auenehmend, er fühlte und weckte Gefühle; seine Musik war höchst einfach, aber voll Wahrheit, Natur und Ausdruck. Er gründete so den rhythmisch-declamatorischen Musikstyl, in welchem sich stets und bis auf unsere Zeit die Franzosen besonders auszeichneten. Lulli ist Erfinder der Menuet; der erste solcher Tanz wurde 1663 von Ludwig XIV. und einer seiner Geliebten zu Versailles getanzt. Nach seinem Tode machte die französische Musik eine lange Generalpause; obgleich es sehr viele geschickte Tonkünstler in dieser Epoche gab, so hatten sie doch nicht Genie genug, um tiefen Einfluß auf die Fortschritte der Kunst zu haben. Rameau, der 1683 in Dijon geboren war, und sich zuerst als gründlicher Orgelspieler in Paris bekannt machte, erwarb sich als Theoretiker großes Verdienst, da er zuerst ein System des Generalbasses aufstellte, und verdunkelte als Componist alle seine Zeitgenossen. Er war 50 Jahr alt, als er 1733 seine erste Oper: Hyppolyte et Aricie, aufführte, zweiundzwanzig andere Compositionen dieser Art folgten ihr, und verbreiteten seinen Ruhm. Er durchbrach kühn den engen Kreis, den sich die vorherigen Tonsetzer vorgeschrieben hatten; er hatte viel Feuer, viel Kenntniß der Harmonie und der Mittel große Wirkungen hervorzubringen; er ist der erste, der reichere Begleitungen schrieb, doch kann man ihm vorwerfen, daß er den gefühlvollern Gesang nicht kannte, daß seine Musik oft überladen, gesucht, geschmacklos und barock ist. J. J. Rousseau, der alle Vorzüge der echt italienischen Musik fühlte und kannte, wurde sein entschiedner Gegner, indem er durch sein musikalisches Wörterbuch und mehrere Schriften suchte einen Damm zu bilden gegen den seichten Modegeschmack seiner Landsleute. Er componirte selbst seine Oper „le Devin du village," die großes Aufsehen machte, und in seinem Pygmalion erschuf er das Melodrama; außerdem schrieb er eine Menge einfacher und tiefgefühlter Romanzen und Arien. Sein Anfeinden der französischen Musik und seine Vorliebe für die italienische, war ein Hauptgrund, warum man ihn verfolgte. Aber mehr als irgend etwas hatte der Riesengeist des Ritters Gluck Einfluß auf die französische Musik. Er kam erst in seinem 60sten Jahr 1774 nach Paris, wo zuerst seine Iphigenie in Aulis aufgeführt wurde. Sein tiefer origineller Sinn, die alles mit sich fortreißende Beredsamkeit seiner Tonsprache, die Hoheit seines Styls, die ergreifende Wahrheit seines Ausdrucks, gaben der ganzen Kunst der Musik einen neuen Schwung. Weder Melodie noch Harmonie herrscht bei ihm vor, das Ganze wird aber zu einer neuen Dichtung, zu einer überirdischen Sprache. Nach der Iphigenie schrieb Gluck in Paris den Orpheus, die Alceste, die Armida, die Iphigenie in Tauris und Echo und Narciß, dann kehrte er nach Wien zurück. Sein Gegner war Piccini, dessen Genie sich in den reizendsten und lieblichsten Melodien zeigte. Beide Parteien dieser großen Männer erbitterten sich furchtbar gegen einander, und die Streitigkeiten der Gluckisten und Picciniſten machten allgemeines Aufsehen. Unterdessen wirkten die beiden großen Fremdlinge nicht bleibend auf den Nationalgeschmack der Franzosen, der immer die eigenthümliche Richtung behielt. Die ganz einfache gefühlvolle Romanze, das kleine muntere Volkslied (Vaudeville), die elegante reizende Tanzmelodie, sind ihnen eigen; der größere Gesangstyl, die wahre Kirchenmusik bleibt ihnen fremd. Sie sprechen zu gern und zu witzig, um Freude an dem wahren Gesang zu haben. Sie lieben Ueberraschungen und auffallende Wirkungen, daher ihre oft unterbroche-

Digitized by Google

ner Melodien, ihre gewaltsamen Übergänge und starken Gegensätze von Forte und Piano. In der Instrumentalmusik sind sie ausgezeichnete Meister und haben große Virtuosen. Unter den neuern echt französischen Tonsetzern müssen wir Grétry zuerst nennen. Sein Styl ist ungemein einfach und echt naiv: er opfert alles der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Herzen wieder. Seine komische Opern erhielten ungetheilten Beifall. Ihm verwandt an Geist und Gefühl ist Dalayrac; er besitzt vielleicht weniger komische Kraft, aber eben so viel sanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls, auch er bereicherte die komische Oper sehr. Monsigny, älter als beide, wird besonders um der Wärme seines Ausdrucks willen, geschätzt. Della Maria studirte in Italien, der frühe Tod dieses überaus lieblichen Compositeurs wurde allgemein beklagt. Méhul gehört zu den größten jetzt lebenden französischen Tonsetzern; Gluck selbst weihte ihn in den philosophischen Theil der Kunst ein. Energie, Originalität der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kraft und Schönheit des Ausdrucks charakterisiren ihn; oft wirft man ihm einen Hang zum Bizarren vor, und einen Mangel an Melodie, doch werden seine zahlreichen Werke in- und außerhalb Frankreich stets gern gehört. Er componirte viele ernste und komische Opern, und die berühmtesten neuen Nationalgesänge sind von ihm. Boyeldieu wurde zuerst durch seine lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit und Grazie sind ihm eigen. Nicolo Isouard aus Malta bildete sich in Italien, wo viele seiner Opern Beifall fanden; in neuerer Zeit schrieb er viel für die Pariser komische Oper, und seine Werke erregten und verdienten Enthusiasmus. Er ist zugleich trefflicher Piano-, Orgel- und Harmonikaspieler. Berton ist einer der fleißigsten Tonsetzer; seine zahlreichen Werke sind sehr beliebt und zeichnen sich durch ihren schönen Gesang aus. Catel ist besonders durch sein Handbuch der Harmonie bekannt, worin er eine ganz neue Ansicht aufstellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclassen, die natürlichen und die künstlichen, eintheilt. Das Conservatorium hat seine Lehrsätze angenommen. Er hat einige beliebte Opern und viel Instrumentalmusik geschrieben. Unter den Kirchencompositeurs können wir nur Gossec auszeichnen. Sein dreistimmiger Gesang „O salutaris hostia" ist mit Recht berühmt. Le Sueur gehört unstreitig noch zu den vorzüglichsten französischen Tonsetzern für das Theater und die Kirche. Er schrieb nur ernste große Opern: sein Styl ist einfach, rein und oft groß, bisweilen aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzosen sind mit Recht stolz auf ihn, er hat viel wissenschaftliche Kenntnisse und schrieb mehrere Werke über Theatermusik. Noch müssen wir zwei berühmte Italiener erwähnen, die in Paris leben und deren Meisterwerke unstreitig jetzt den bedeutendsten Einfluß auf den dortigen Zustand der Musik haben; dies sind: Spontini und Cherubini, in deren Werken eine Gluth der Phantasie ist, deren kein Franzose sich rühmen kann. Zu den Hauptanstalten für Beförderung der Tonkunst gehört das trefflich eingerichtete Conservatoire; es verdankte seine Stiftung der Revolution, die alle frühern herrlichen Concertanstalten zerstört hatte. 1793 fing es an sich zu bilden; die trefflichsten Künstler wurden Professoren in dieser Anstalt und die ausgezeichnetsten Virtuosen gingen aus ihr hervor. Nirgends in Europa konnte man Mozarts und Haydns Symphonien schöner aufführen hören, als in den öffentlichen Concerten dieser Zöglinge. Keines der italie-

Digitized by Google

schen Conservatorien war nach einem so großen Plan eingerichtet. Es leistete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geschrieben wurden, der Tonkunst die wesentlichsten Dienste. Man hofft, daß die jetzige Regierung dies in seiner Art einzige Institut nicht ganz aufheben, sondern wohl nur anders benennen wird. Wir fügen dieser Übersicht des Zustandes der Musik in Frankreich hier nur noch die Namen der dortigen berühmtesten Virtuosen neuerer Zeit bei. Für den Gesang: Garat, Lays, Lainez, Elleviou, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Piano: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimisch ist: Marin, Naberman, Bochsa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreutzer, Baillot, Lafond; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefevre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Frédéric Duvernoy und Domnich; für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Instrumenten, die in Paris gebaut werden, sind besonders die Erardschen Piano's und Pedalharfen berühmt. Wl.

Französische Schule oder Mahlerei. In den ältesten Zeiten erhielt Gallien zuerst durch die Römer Begriffe von Kunst. Unter der fränkischen Monarchie standen die Künste wohl noch auf einer sehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, schon mit Gemählden auf Goldgrund geschmückt. Musivische Mahlereien waren in dem Zeitalter der Fredegunde gebräuchlich, so wie auch damals schon die Glasmahlerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Carolinger haben sich fast gar keine Kunstwerke erhalten, da nur einige wenige Bildnisse von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künste; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder im J. 824 ein Concilium in Paris zusammen. Die bald darauf folgenden Zerstörungen der Normänner verscheuchten die Künste wieder ganz. Die ersten Spuren findet man später in mehrern sehr saubern Miniaturmahlereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königlichen Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handschrift der vier Evangelisten mit dem Bilde des Kaisers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen. Dieser Fürst liebte die Künste und berief Künstler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Frescomahlereien ausgeführt. Unter Ludwigs VII. Regierung fingen, besonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künste an zu blühen, vorzüglich die kostbare Glasmahlerei. Er ließ die Fenster der Kirche St. Denis mahlen. Jetzt gewannen auch die Emaillemahlereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IV. oder dem Heiligen, fängt eine glücklichere Periode für die Künste an; seine Schicksale und Züge in das heilige Land boten den Künstlern reichen Stoff. Alle Darstellungen gewannen in diesem Zeitraum mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantasie müssen in das Leben übergehen, wenn die Kunst erwachen soll. Carl V. that alles Mögliche, um die Künste zu befördern. Wir finden noch viele Denkmale aus dieser Zeit, in Frescogemählden, gewirkten Tapeten mit Miniaturen verzierten Handschriften. Die Geschichte der Johanna von Arc wurde der Gegenstand verschiedener Mahlereien, und das Denkmal, welches ihr Carl VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans setzen ließ, war das zweite

bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürst, gehörte selbst zu den berühmtesten Mahlern des 15ten Jahrhunderts. Man bewahrte zu Aix in der Provence sein eignes, von ihm selbst gemahltes Portrait. Doch erst unter Franz I. wurde der Kunstgeschmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geschichte der Mahlerei in Frankreich an. Der kunstliebende König zog große italienische Künstler nach Frankreich und wußte sie zu schätzen. Der berühmte Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich und starb in Franz des I. Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in seine Dienste. Rosso de' Rossi, unter dem Namen Maitre Roux bekannt, wurde 1530 erster Hofmahler und Oberaufseher aller Verschönerungen zu Fontainebleau. Da man damals gern die Mahlereien mit Stuckaturarbeiten vereinigte, so berief Franz I. zu diesem Behuf den Primaticcio nach Frankreich. Letzterer zog mehrere italienische Künstler dahin, welche hier eben so eine Künstlercolonie bildeten, wie einst die Griechen in Rom. Alle französischen Mahler wurden nur durch sie gebildet und erzogen. François Clouet, genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die ersten bessern einheimischen Portraitmahler aus dieser Zeit. In der Glas-, Emaille-, und Miniaturmahlerei, so wie in der Tapetenweberei, zeichneten sich aber die Franzosen besonders aus. Ihr Streben richtete sich immer dahin, die Kunst mehr zum Schmuck zu benutzen als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen. Bramante, der vom Papst Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenster des Vaticans durch Glasmahlereien zu zieren, berief die französischen Künstler Claude und Guillaume de Marseille dazu nach Rom. Mit Jean Cousin zu Soucy bei Sens geboren der noch in J. 1589 lebte, fängt die Reihe der berühmtern franz. Mahler an. Er besaß gründliche Kenntnisse von der Perspective und Architektur. Seine Glasmahlereien, besonders die Kirche von St. Gervais in Paris, sind berühmt. Sein Ölgemählde: das jüngste Gericht, in der ehemaligen Sacristei des Minimes bei Vincennes, war das erste größere Historiengemählde. Franz I. foderte ihn und seine Zeitgenossen auf, wetteifernd edle Kunstwerke hervorzubringen; er sammelte sie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Rafaels und Michel Angelo's damit; dies war der Grund des Pariser Museums. Damals wurde auch die Manufactur der Gobelinstapeten eingerichtet. Martin Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete sich besonders nach Michel Angelo Buonarotti, und wurde erster Hofmahler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunst in Frankreich die ersten Stufen des Wachsthums erreicht, so kränkelte sie wie eine Treibhauspflanze, die nur blüthenlose Zweige hervorbringt. Am meisten trugen die ausschweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Carls IX. dazu bei. Die Kunst wurde entwürdigt zu üppigen Darstellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war incorrect, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, gest. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünstler, der eine Schule stiftete und den Geschmack wieder reinigte. Er hatte den Orient gesehen und bildete sich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt besonders auch die von Philipp von Champagne angefangene Gallerie berühmter Personen zu mahlen. Er verfiel zuletzt in das Manierirte. Aus seiner Schule gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard, du

Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und seine eignen Brüder Aubin und Claude Vouet hervor. Seine berühmtesten Zeitgenossen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. A. m. Der letztere war der Lehrer des großen Nicolaus Poussin, den man den französischen Rafael nennt. Dieser war zu Andely 1594 geboren, und stammte aus einer armen aber adelichen Familie (s. d. Art. Poussin); er bildete sich ganz in Rom. Richelieu zog Poussin von Rom nach Paris (1639), wo man ihn mit Aufträgen überhäufte. Doch sein ideales Streben, sein tiefer Sinn und seine edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwigs XIV. nicht verstanden; seine Kunst war mehr geistig als körperlich schön, denn Gedanke, Ausdruck, Zeichnung, Studium des Alterthums waren ihm das Wichtigste, aber sein Colorit war matt und kraftlos, er mahlte immer nur in halber Lebensgröße, nicht in Fresco, und so fehlten ihm die äußern Mittel, um zu einer Zeit Eindruck zu machen, wo die Luxemburger Gallerie, die Rubens für Maria von Medicis gemahlt hatte, alle Augen durch blendenden Glanz und regellose Kühnheit auf sich zog. Vouets Partei verfolgte ihn dabei heftig, und er eilte aus seinem Vaterlande, wo man ihn so verkannte, nach Rom zurück, wo er im J. 1665 starb. Er war ein philosophischer Mahler; die Gelehrsamkeit, die er selbst in den Nebendingen zeigt, macht ihn interessant für den Alterthumsforscher; er wollte mehr für den Geist als für die Sinne mahlen, und oft wollen seine Werke nur unter der Hülle des dichterischen Bildes ernstes Nachdenken wecken. Er war der erste Landschaftsmahler im heroischen Styl. Sein Schüler Dughet, der nach ihm auch Gaspard Poussin genannt wird, zeichnete sich besonders als Landschaftsmahler aus. Die berühmtesten französischen Mahler dieser Zeit waren: Le Valentin, geb. zu Colomiers 1600, gest. 1632; er bildete sich ganz nach Caravaggio, und hatte mehr kühne Kraft als seine französischen Vorgänger: Jacques Blanchart, geb. 1600, gest. 1638, erwarb sich den Beinamen des französischen Titian; er war der vollkommenste Colorist unter seinen Zeitgenossen; Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, gest. 1682, der trefflichste Landschaftsmahler aller Zeiten, welcher sich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers seiner Compositionen gerühmt. Die Mignards aus Troyes in Champagne zeichneten sich sehr aus; der ältere Bruder Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war besonders Portraitmahler; der jüngere Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geboren und starb 1695. Dieser wurde sehr berühmt sowohl durch seine meisterhaften Porträts, als seine großen Frescomahlereien; eine der ausgezeichnetsten unter letztern ist die Kuppel der Kirche Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargestellt sind. Auch zu dem täuschenden Copiren alter Meisterstücke hatte er ein seltnes Talent. Die Grazie seiner Manier und die Lieblichkeit seines Colorits sind bekannt, und erheben ihn zu einem der ersten Künstler Frankreichs. Sebastian Bourdon verdient hier genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künstler war unstreitig Eustache Le Sueur, geb. 1617, gest. 1655. Frankreich kann um so stolzer auf ihn seyn, da er sich bildete, ohne jemals Paris zu verlassen. Er studirte eifrig Rafaels Werke, mit deren Geist er sich durch Kupferstiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches, Edles, Stilles; seine Zeichnung ist rein, sein Colori-sanft har-

monisch, obschon etwas matt. Berühmt ist die Folge von 22 Gemählden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darstellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid seiner Mitbürger hätte bitter verfolgen sollen. Selbst nach seinem Tode mußten seine Gemählde in dem Carthäuserkloster mit Gittern umgeben werden, um sie gegen verstümmelnde Bosheit zu schützen. Seine Werke sind außer Frankreich wenig bekannt. Sehr berühmt ist Charles le Brun, geb. 1619, gest. 1690; er stammt aus einer schottischen Familie. Mit kühner Phantasie und wahrer Leidenschaft widmete er sich der Mahlerei, die er zu Rom unter Poussins Leitung studirte. Alle diese Künstler waren eigentlich schon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron bestieg, dessen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunst nicht sehr günstig war. Nur le Brun feierte unter ihm seine glänzendste Zeit und gewann eine Alleinherrschaft über Alles, was Kunst betraf. Sein berühmtes Meisterwerk: „Alexander, der die gefangene Familie das Darius besucht," mahlte er ganz unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in seiner Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten sind ungemein zahlreich, überall sieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch echt französische Manier und ein Hinneigen zum theatralischen Effect. Da er auf den Minister Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die französischen Akademien der Kunst in Rom und in Paris, die noch fortblühen, und wovon die letztere sich besonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lukas in Paris entgegenstellte. Nach le Bruns Zeit verließen die Franzosen die gute Bahn und das Studium der großen italien. Meister. Le Brun hatte viele ausgezeichnete junge Künstler beredet, Kupferstecher zu werden, um seine Werke durch sie vervielfacht zu sehen. Unter diesen zeichnen sich Gérard Audran, J. Mariette und Gabriel le Brun ganz besonders aus. Die genanntesten Künstler der folgenden Zeit sind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmahler, Nosl Coypel, und dessen Sohn Antoine, deren reiche Phantasie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, doch die auch den wahren Ausdruck in theatralische Übertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Mahlern. Vivien, Jouvenet (dessen Werke Peter dem Großen besonders gefielen, als dieser 1717 Paris besuchte), Chéron, Parrocel, Sylvestre, de Largillière, Rigaud, Audré, La Fage, waren fleißige und geschickte Künstler dieser Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieser allein huldigend wurde Watteau der Liebling seiner Zeit, indem er lauter scherzhafte kleine Gegenstände mit der affectirtesten Grazie darstellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Pastellmahlerei und der Geschmack an Cameengemählden so herrschend, daß wahre Kunst völlig verdrängt ward. Loriot entdeckte damals die Kunst, Pastellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerst an, dem sinkenden Geschmack entgegenzuarbeiten, so auch Antoine Pesne, der wackere Pierre Subleyras und le Moine; es würde diesen bessern Künstlern gelungen seyn, wenn nicht zwei Männer, Christophe Huet und François Boucher, den völligsten Verfall der Kunst herbeigeführt hätten; letzterer, der 1704 geboren war und 1770 starb, gehörte zu den verworfensten Menschen. Er fröhnte mit seiner Kunst nur der gemeinsten Sinnlichkeit und Unsittlichkeit. Kein Mahler irgend einer Zeit hat die Kunst so entweiht wie er. — Wir müssen

Digitized by Google

hier eines geschickten Mahlers gedenken, wegen seiner sonderbaren Laufbahn, da er die französische Kunst in einen andern Welttheil verpflanzte. Attiret, 1702 zu Dole geboren, wurde von den Missionarien 1737 nach Peking berufen, wo seine Arbeiten dem chinesischen Kaiser und allen Großen des Reichs ungemein gefielen, so daß er dort eine Zeichenschule errichtete und stets für den Kaiser beschäftigt war, der ihn zum Mandarin erheben wollte. Er starb dort 1768. In Frankreich ist die erste erfreuliche Erscheinung wieder der Landschaftsmahler Joseph Vernet, geb. 1714, gest. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunst wieder zurückführen. Sein Darstellungen der See in allen Bewegungen derselben, und seine Hafengemählde sind einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und rastloses Studium der Natur bildeten ihn. Der Graf Caylus, 1692 geb., 1765 gest., that als eifriger Alterthumsforscher viel für die französische Kunst, und stiftete Preise zur Aufmunterung der Künster. Greuze, den man oft den Grazienmahler nennt, trat jetzt auf; er war 1726 zu Touren geb. und starb 1805. Man kann ihn den wahren Volksmahler der Franzosen nennen, denn seine ganz aus dem häuslichen Leben genommenen Bilder zeichnen die eigenthümlichsten Züge der Denk- und Empfindungsweise seiner Mitbürger. Seine Gemählde sind einfach und lieblich, an das Sentimentale gränzend, natürlich, aber Pariser Natur darstellend, die nie frei von Manier ist. Er stiftete die Gattung, die man mit dem Namen: Tableaux de Génie bezeichnet, und die seitdem so beliebt wurde. Vien, geb. 1715 zu Montpellier, wurde der erste Verbesserer des Kunstgeschmackes und der Vater und Nestor der neuen Schule. Eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nachahmung der Natur zeichnen seine Gemählde aus. Aus seiner Schule ging der berühmte David hervor, der eigentliche Stifter der jetzigen Schule. Dieser führte zuerst wieder das strenge Studium der Antike und der Natur ein, und bewirkte so mit kraftigem Einfluß einen reinen Styl und richtigere Zeichnung, als sie noch nie in Frankreich geherrscht hatten. Seine Verdienste um den geläuterten Kunstgeschmack seiner Nation, sein Feuereifer und rastloser Fleiß, seine Liebe für alle seine Schüler und seine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, sind sehr rühmlich und wohl einzig in ihrer Art. Er ist ein zu ausgezeichneter Künstler, als daß seine Werke nicht hätten eben so harten Tadel als enthusiastisches Lob erfahren sollen (s. d. Art. David). Vincent, Regnault und Ménageot sind gleichzeitige brave Künstler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die Nationalversammlung jedes artistische Institut auf. Die herrlichsten Kunstwerke gingen durch die rohen Ausbrüche der zerstörenden Freiheitswuth verloren; doch ein neuer Geist entflammte zugleich die Gemüther und die Phantasie der Künstler. Die Patrioten unter ihnen traten unter dem Namen einer Volks- und republikanischen Künstlergesellschaft zusammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhalten, und ihren Versammlungen im Louvre beiwohnen konnte. Die Hauptereignisse der Revolution beschäftigten die Künstler, wurde der Ausdruck dadurch auch an grelle Übertreibung gewöhnt, so war doch die fade frühere Manier solcherweise plötzlich vertilgt. Suvee, ein sehr geschätzter Künstler, wurde Director der französischen Akademie in Rom. Unterer Napoleons Regierung wurde Alles aufgeboten, um die Künste kräftig zu unterstützen und eine außerordentliche Anzahl bedeutender Künstler entfalteten ihre Talente schnell und glänzend.

Digitized by Google

Die drei berühmtesten Mahlerschulen waren die von David, Regnault und Vincent. Wir nennen hier nur die vorzüglichsten ihrer Zöglinge, weil über die berühmtern eigene Artikel nachzuschlagen sind. Aus Davids Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, der so wie Harriet in früher Jugend in Rom starb, im J. 1788; bei seinem Enthusiasmus für Alles, was erhaben, gut und edel war, seinem zarten Schönheitssinn und seiner nie mit sich zufriednen Bescheidenheit, wäre er wahrscheinlich Frankreichs größter Künstler geworden. Gérard, der sich neuerlichst durch sein großes historisches, vom König gekauftes Tableau des Einzugs Heinrichs IV. in Paris besonders berühmt gemacht hat, steht an der Spitze der lebenden Schüler Davids; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, Serangeli, Mad. Laville Leroulx, Madame Angelique Mongés, Mad. Barbier Valbonne und van Brét gehören zu den auszezeichnetsten seiner Schüler, unter denen besonders noch Richard aus Lyon zu erwähnen ist. Dieser Künstler schuf sich ein ganz eignes Fach, indem er romantische Scenen aus dem Mittelalter wählt, die er in ganz kleinen Dimensionen mit überaus zartem Pinsel und allem Zauber der gewähltesten Beleuchtung und der Luft- und Linienperspective auszuführen weiß. Diese kleinen Gemählde sind überaus reizend und werden sehr geschätzt. Die berühmtesten sind: seine Valentine von Mailand, Carls VII. Abschied von Agnes Sorel, Franz I., Jacob Molay, Louise de la Valliere in ihrer Zelle betend, Maria Stuart im Gefängniß ꝛc. Regnault ist das Haupt einer zweiten Schule, seine eignen Werke sind correct und lieblich, wenn schon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmtester Schüler ist Guérin, Künstler vom ersten Rang. Unter seinen zahlreichen übrigen Schülern sind: Landon (der die Annales du Musée herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau, und besonders der vortreffliche Portraitmahler Robert le Fèvre, bemerkenswerth. Regnault hat ein eignes Attelier für Künstlerinnen, und bildete viele sehr ausgezeichnete, wie: Mad. Auzon, Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Bénoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grénée, Taillasson, Peyron, Monsiau, Le Thiers und Prudhon (der sich besonders nach Correggio zu bilden strebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künstlern in Paris. Girodet aber als Historienmahler, Isabey und Auguftin als Miniaturmahler, Drolling als Mahler von Conversationsstücken, Rédouté als trefflicher Blumenmahler, Valenciennes als Landschaftsmahler, Mad. Glaudet, Gattin eines geschickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemahlerin, und Desnoyers als ausgezeichnet trefflicher Kupferstecher, sind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichsten Kunstwerke aller Nationen, die mehrere Jahre lang im Museum in Paris aufgehäuft waren, und der sehr rege Kunsteifer des damaligen Directors Vivant Denon, der selbst trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes schlummernde Kunsttalent, und brachten alle glänzenden Wirkungen rascher Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen stillen heiligen Geist der Kunst sind wenige dieser zahllosen neuern französischen Künstler durchdrungen; ihre Darstellungen sind oft mehr theatralisch als wahr, mehr sentimental als gemüthlich. Daher rührt auch der entschiedne Mangel an Empfänglichkeit der Franzosen für das Studium und die Erkenntniß der altdeutschen Mahlerei. Nur der Sinn

für die echte Antike ist endlich unter ihnen durch David geweckt worden. Das Practische ihrer Kunst beherrschen sie aber meisterhaft mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seit der König zurückkehrte, ist der Graf Forbin, selbst ein geschickter Künstler, Director der Museen und Kunstanstalten, welche auch jetzt von der Regierung thätig unterstützt werden. Wl.

Französische Sprache. In Frankreich, dem ehemaligen Gallien, war in den frühesten Zeiten die celtische Sprache üblich. Anklänge davon erhielten sich am längsten in Bretagne. Es existirt noch in Paris eine Akademie celtique, um über Sprache und Alterthümer der Urbewohner Nachforschungen anzustellen. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäsar wurde die römische Sprache herrschend; mit dem Verfall des weströmischen Reichs artete auch die lateinische Sprache aus. Ein höchst verdorbenes Latein entstand durch die Aussprache der ungeübten germanischen Organe, und durch eingemischte fränkische und burgundische, ost- und westgothische Worte und Redensarten. Man nannte diese neue Volkssprache das Romanzo, und sie theilte sich, von ihrer Entstehung an, in zwei Hauptdialecte. Die Art, eine Bejahung auszudrücken, bezeichnete ihren Unterschied. Die südliche Sprache nannte man langue d'Oc, Sprache von Oc, occitanische Sprache; die Sprache aber, die man nordwärts von der Loire an redete: langue d'Oui oder d'Oil; aus dieser ist das Neufranzösische entstanden. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts vereinigte Raimond von St. Gilles, Graf von Provence, Südfrankreich unter eine Herrschaft, der er den gemeinsamen Namen Provence gab, und seitdem nannte man die beiden Sprachen: die provenzalische und die französische. Noch ist jene, wiewohl sehr verändert, die Landessprache in der Provence, Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 13ten Jahrhundert erst gewann die weit prosaischere nordfranzösische Sprache das Übergewicht. Die französischen Conteurs durchzogen nicht allein das Land, sondern Paris wurde auch der Sitz der scholastischen Philosophie, wohin man sich drängte und wo man Pflanzschulen für die Jugend anlegte. Von dem ursprünglichen Charakter der Oui-Sprache hing ein Theil der Bildung ab, den die franz. Literatur erhalten sollte. Es fehlte ihr von ihrer Entstehung an der vollständige Sylbenfall der italienischen und spanischen Sprache. Sie war mehr durch Abkürzung als durch sonore Umbildung der lateinischen Worte entstanden. Die Franken und Normannen entrissen den lateinischen Worten die charakteristischen Endsylben, und verwandelten sie in den dumpfen germanischen Halbvocal, der in der Folge selbst aus der gewöhnlichen Aussprache weichen mußte und nur für den Gesang und die Orthographie erhalten wurde. Abgerechnet diese Verschiedenheiten, hatte sich das französische Romanzo nach demselben grammatischen Typus, wie das italienische, spanische und portugiesische gebildet. Damals beobachtete man noch in den vielsylbigen Worten eine bestimmte Accentuation der Sylben nach einer prosodischen Quantität. Wahrscheinlich starb der lateinische Rhythmus in der französischen Sprache nicht eher völlig ab, als bis man anfing, eine Eleganz im Verschlucken des dumpfen Halbvocals zu suchen. Es ist unbekannt, wann dieser Gebrauch anfing beliebt zu werden; wahrscheinlich ging er von Paris aus, da in dem Patois der Pariser Volkssprache alle dumpfen E verschluckt werden. Diese Gewohnheit zerstörte den metrischen Gehalt der Sprache. An die Stelle des wahren

Digitized by Google

Rhythmus trat unvermerkt eine willkührliche Schattirung der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne. Dadurch gewöhnten sich die Franzosen mehr an einen rhetorischen Numerus als an eine poetische Ansicht der grammatischen Formen. Die Natur der Sprache selbst leitete mehr zur Beredsamkeit als zur Poesie hin; schon ihre eigenthümliche Raschheit kam der feinen Dialektik sehr zu Hülfe. Franz I. errichtete 1539 ein Professur für die französische Sprache in Paris, und verbannte die lateinische aus den Gerichtshöfen, wo sie bis dahin geherrscht hatte, und aus den Urkunden. Der Cardinal Richelieu, der nicht mit Unrecht diese Sprache als ein Werkzeug betrachtete, alle Völker Europa's Frankreich zu unterwerfen, brachte sie durch Stiftung der Akademie der Vierziger (Académie française oder Acad. des quarante) im J. 1635 auf den Gipfel ihrer Vollendung. Die französische Akademie wurde das Oberhofgericht der Sprache und Literatur. Welche Verdienste sie sich um die Sprache erworben, ist bekannt. Aber indem sie die rohe Licenz des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Französisch geschrieben und gesprochen werden sollte, im Wesentlichen unveränderlich bestimmte, entzog sie auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Licenz, nach mehr als conventionellen Bedürfnissen, die Herrschaft des Geistes über die Sprache zu erweitern. Nur was bei Hofe galt, wurde von der Akademie gebilligt; nur das, was diese erlaubte, wurde von dem Publicum angenommen. Elegant wurde nun die Sprache. Sie erhielt die gefälligste Correctheit und eine bewundernswürdige Präcision, durch welche sie sich eben sowohl zur Sprache der Wissenschaften empfahl, als sie sich dem Staatsmanne zur genauesten Bezeichnung politischer Verhältnisse, und dem Weltmanne zum bestimmtesten Ausdruck seiner Reflexionen, und leichter Artigkeiten, welche zu nichts verbinden sollen, darbot. Jeder Gedanke kam so nett, so klar, in so scharfen Umrissen zum Vorschein, daß der Witz und der kalte Verstand sich in jeder Phrase spiegeln konnten, die rein französisch war. Aber wo Phantasie und inniges Gefühl einen Ausdruck verlangen, der den freien Geist über alle hergebrachten Formen erhebt, da mußte das Genie den Gesetzen einer Sprache erliegen, die schon an sich weder reich noch mahlerisch, nun noch jedes Wort und jede Wendung ausstieß, die bei Hofe und in der hofmäßigen Akademie nicht gehört werden durften. Die Armuth der Sprache erscheint unverkennbar auch in ihren vielen Calembourgs und Zweideutigkeiten. Doch bleibt keine Sprache passender für den feinen Weltton und für die Kunst mit vielen schönen Redensarten nichts zu sagen, so wie keine an ähnlichem Reichthum von eigenthümlichen bezeichnenden und pikanten Ausdrücken für alle und die feinsten Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens mit ihr sich messen kann, woraus sich auch ihre Annahme als Hofsprache für so viele übrige europäische Länder erklärt. Aber jeder poetische Gedanke wird durch sie erschwert, obschon die beiden Rousseau, Frau v. Staël u. A. einen glänzenden Sieg über sie errungen. Unter Ludwig XIV. trugen die Vorzüge der franz. Schriftsteller, die häufigen Reisen nach Frankreich, die Refugiés und die Menge französischer Erzieher in andern Ländern ungemein viel dazu bei, diese Sprache zur allgemeinen zu machen. Es ist nicht zu berechnen, wie viel dies zur Unterjochung Deutschlands beitrug, und man darf versichern, daß, so lange diese Sprache die herrschende an den Höfen und in den feinen Zirkeln bleibt, dies eben so viel ist, als ob die Franzosen eine

Digitized by Google

unsichtbare aber zauberisch kräftige stehende Armee in allen Ländern sich erhielten und besoldeten. Seit 1735 wurde sie auch die allgemeine Staatssprache; bei den vorgehenden Friedensschlüssen bediente man sich noch häufig der lateinischen. Die Revolution führte manche neue Worte und Wendungen ein, wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein die meisten derselben wurden schnell wieder verbannt und gingen nicht in die edlere Schriftsprache über. Unter den Wörterbüchern dieser Sprache steht das der Académie française natürlich oben an; es erschien zuerst 1694. 2 Bde. Folio, und seitdem immer wieder in erneuerten Auflagen. Außerdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richelet (neue Ausgabe von Goujet), Furetière (neue Ausgabe von Basnage Beauval und la Rivière), das Dict. de Trévoux und das Dict. universel de Boiste. Für uns Deutsche verdienen noch bemerkt zu werden, die von Schwan, de la Veaux, Dict. deux nations und das des Abbé Mozin. Für die altfranzösische Sprache ist bemerkenswerth: Recherches des antiquités de la langue française, ou Dict. Gaulois par P. B. (Pierre Borelle). Paris 1667. 4. Zu den guten Sprachlehren darf man die von Wailly, Restaut, de la Veaux und Mozin zählen. Girards Synonymen-Wörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Vauzée u. zuletzt von Roubaud) ist ein vorzügliches Werk. Als Sprachkritiker haben sich noch gezeigt: Vaugelas, Bouhours, Boisregard, Dégérando, und Abbé de Bellegarde. Ein sehr brauchbares Buch zum Studium dieser Sprache ist noch Mauvillons Werk sur les Germanismes et Gallicismes. Übrigens ist das treffliche Werk von Kolbe über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache nicht zu übersehen. Den außerordentlichen Reichthum der letztern aber, an Wortformen für alle Beziehungen des geselligen Verkehrs, lernt man am besten aus dem sehr schätzbaren und interessanten Dictionn. comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial par Philibert Joseph le Roux (Lion 1735) kennen, das in Deutschland leider minder als es verdient, bekannt geworden ist. Dieser Reichthum, der es uns Deutschen noch immer unmöglich macht, in den Socialverhältnissen des menschlichen Lebens französischer Ausdrücke ganz zu entbehren, ist selbst die Veranlassung zu der höchst seltsamen Erscheinung gewesen, daß die Deutschen sogar französisch klingenden Worte gebildet haben, die kein Franzose kennt, wie z. B. Chatoulle, Chatouilles, Tabelle, Friseur, etc. In unsern militärischen Commando-Worten haben wir mit ihnen den artigen und für unsre Zeit besonders bezeichnenden Tausch getroffen, daß wir von ihnen das Wort Marsch, sie von uns den Ausdruck Halt (auch als Substantiv: une Halte) angenommen haben. Wl. u. S.

Französische Staatskunst. Man versteht unter diesem Ausdruck im engern Sinne — mit Ausschluß des auf die innere Verwaltung sich beziehenden Regierungssystems — das von dem französischen Cabinet in Ansehung seines innern und auswärtigen Machtverhältnisses beobachtete Verfahren. Im Innern strebte die Politik der Könige anfangs nach Unabhängigkeit, dann nach Unumschränktheit, endlich, seit der Wiederherstellung des Hauses Bourbon, nach Selbstständigkeit der Gewalt des legitimen Throns. Die Unabhängigkeit von den Fesseln der Feudalaristokratie errangen schon die ersten Capetinger, durch die Feststellung einer

erblichen Thronfolge. Zweihundert Jahre lang, seit 997, von Hugo Capets Tode an, folgte stets dem Vater der Sohn. Dies brachte Einheit in die, unter 40 großen Kronvasallen schlecht zusammenhaltenden Theile des Reichs. Hierauf trug die Einführung der Corporationen in den Städten, seit 1108 unter Ludwig VI., dazu bei, das königliche Ansehen gegen die Feudalaristokratie zu unterstützen. Noch mehr wuchs die Macht des Thrones durch den Anfall von 23 großen Lehnsgrafschaften an die Krone unter Philipp August und dessen Nachfolgern (1180—1310). Zugleich erhielt der König die oberstrichterliche Gewalt über die Barone; und die Eintheilung des Reichs in königliche Gerichtsprovinzen gab seiner Macht Zusammenhang und Einheit. Nach demselben Dominat- und Vergrößerungsplane erwarb die Krone unter den Valois mehrere Regalien, z. B. das Münz- und Besteurungsrecht. Unterdeß gründete schon Philipp der Schöne (st. 1314) die Unabhängigkeit der königlichen Gewalt von der Hierarchie. Seitdem gelang es der französischen Staatskunst, in verschiedenen Concordaten mit den Päpsten die Freiheiten der gallicanischen Kirche zu behaupten; doch wurden sie erst unter Ludwig XIV. 1682 durch die bekannten vier Sätze festgestellt. Endlich strebte die Politik der Könige auch im Innern nach unumschränkter Macht. Die Nation versammelte sich seit 1302 in drei Reichsständen. Gegen sie kämpfte die Staatskunst der Valois mit abwechselndem Erfolg, bis Ludwig XI. (1461—1483) den Grund zur unumschränkten Gewalt seiner Nachfolger legte; dabei hatte die Vergrößerung der königl. Domänen ihren Fortgang, und die Ausbildung eines stehenden Heeres (seit 1444) gab dem Throne das Werkzeug der Unterdrückung. Allmählig erlangten auch, zum Nachtheil der ständischen Macht, die Parlamenter, besonders das Pariser, die Rechte politischer Körper. Als nun jene vernichtet war, warfen die Könige aus dem Hause Bourbon auch die letztern durch Machtsprüche (in den lits de justice) zu Boden. Doch erhob sich das Parlament immer von neuem, bis die Revolution zum Theil aus diesem Kampfe mit hervorging. Seit Ludwig XI. ward die französische Staatskunst offenbar arglistig und gewaltsam; daher zugleich, um die Aufmerksamkeit der Nation von der königlichen Machterweiterung im Innern durch Aussichten auf Beute und Ruhm abzuziehn, eroberungssüchtig nach außen. Diese Richtung entschied den Verfall der Volksrechte. Dagegen entwickelte sich aus Carls VIII. und seiner Nachfolger Eroberungszügen nach Italien, seit 1494, der kriegerisch ehrgeizige Sinn der Nation. Der damit zusammenhängende Kampf politischer Eifersucht mit Spanien und Österreich stellte das französische Cabinet in den Mittelpunkt des neuern politischen Systems von Europa. Die Militär-Capitulationen mit den Schweizern — Ludwig XI. schloß die erste 1475 — zeigten der französischen Staatskunst den festen Punkt, von welchem aus sie Deutschland und Italien erschüttern konnte. Hierauf fand sie in Franz I. (st. 1547) Verbindung mit der Pforte und mit den Protestanten des Auslandes das Geheimniß, um ganz Europa mit ihren Netzen zu umspinnen. Ihr Hauptaugenmerk war die Schwächungs Österreichs und des deutschen Reichs durch innere Theilung und die Leitung des Nordens durch Einmischung in das Getriebe der ungarischen, polnischen und schwedischen Reichsfactionen. Doch folgte sie bisher mehr dem kriegerischen Ehrgeize einzelner Könige, und den Lockungen der Umstände, als daß sie zu der klaren Ansicht eines planmäßigen Strebens gelangt wäre. Zugleich gaben die Bürger- und

Digitized by Google

Religionskriege, welche das Haus Bourbon auf den Thron setzten, der Politik des Hofes, wie dem Volke überhaupt einen höchst leidenschaftlichen und stürmischen Charakter, der erst dann, als ihn Richelieu den Berechnungen eines eben so kalten als überlegenen Verstandes unterworfen hatte, der französischen Staatskunst jene Spann- und Schwungkraft lieh, welche endlich das Gleichgewicht von Europa aus seinen Angeln hob. Richelieu (st. 1642) vollendete mittelst Entwaffnung der Reformirten, Bekämpfung der Großen und Unterjochung der Parlamenter und der Geistlichkeit die Unumschränktheit der königlichen Gewalt im Innern, um darauf das Übergewicht Frankreichs in Europa mittelst der schon von Heinrich IV. bezweckten Demüthigung des Hauses Habsburg zu gründen. Seitdem erhielt der Geschäftsgang der französischen Staatskunst jene feste diplomatische Form, durch welche schon damals die Verhandlungen über ausländische Angelegenheiten, deren Kunst zur höchsten Feinheit ausgebildet, und mit einem wohlgerüsteten, stets schlagfertigen Heere bewaffnet war, an die Spitze aller Staatsgeschäfte traten, so daß sich der auswärtigen Politik auch die übrigen Verwaltungszweige unterordneten und ihr dienten. Aber derselbe Richelieu, welcher mit aller Energie eines durch den Bürgerkrieg aufgeregten Kraftgefühls die Grundsätze des Despotismus verband, hatte in das französische Cabinet einen über Europa Furcht und Zwist verbreitenden Machiavellismus eingeführt, welcher ganz das Gegentheil war von der geraden Politik Heinrichs IV. und seiner talentvollen Minister Sully, Villeroi, Jeannin und d'Ossat, die mehr Sicherstellung als Eroberung beabsichtigten. Denn Richelieu hielt, die Ruhe des Friedens fürchtend, sich nur für sicher mitten unter dem blutigen Hader der Völker, die er mit ihren Fürsten durch geheime Kundschafter entzweite, und durch Gewaltschläge, die jeden Widerstand zu Boden warfen. Daher blieb seit dem westphälischen Frieden das Streben der französischen Politik stets auf Vergrößerung an Macht und Ansehn nach außen gerichtet, und die eigennützige Herrschsucht der Minister verwickelte den Staat absichtlich in unaufhörliche Händel, um desto länger dem König unentbehrlich zu seyn. Französische Unterhändler, geheime und öffentliche, durchspähten ganz Europa; sie drangen selbst in Siebenbürgen Polen und Rußland ein; sie hetzten in Schweden die Parteien zusammen; und über Persien dehnte die französische Diplomatik ihr Gespinnst bis nach Indien und China aus. Richelieu hatte der französischen Staatskunst den Charakter kühner Entschlossenheit und Hinterlist gegeben; nach ihm wußte Mazarin durch seine Persönlichkeit die gefälligen Formen einer kalten Höflichkeit mit ihr zu vereinigen. Seine furchtsame Treulosigkeit verbarg sich hinter dem zweideutigen Sinne der Verträge, oder suchte nur Zeit zu gewinnen, um durch fein berechnete Umwege das Ziel zu erreichen. Diesen doppelten Charakter der Gewalt und der List zeigte die französische Staatskunst bis zur Restauration im J. 1814, nur daß nach Zeit und Gelegenheit bald die eine, bald die andere Seite sichtbarer wurde. Unter Ludwig XIV. wirkte sie, bei dem Glanze des Hofes, bei der Allgemeinheit der französischen Sprache und Sitte, und bei dem Waffenruhme der Nation, um so rascher und entscheidender, da sie sich mit dem Schimmer der Größe umgab, ja zu Zeiten selbst die Miene des Edelmuths annahm. Nach dem Frieden von Nimwegen ward sie entschlossen despotisch. Ludwigs Minister deuteten die Verträge willkührlich. Gewalt, Kundschaft, Bestechung, ge-

heime Aufwiegelung und Betrug galten ihnen gleichviel, wenn sie nur zum Ziel gelangten. Zwar bestrafte die thörichte Politik Ludwigs XIV. am Ende sich selbst; aber ihr glänzendes Beispiel ward verführerisch für die übrigen Staaten. Denn in allen Cabineten fing jetzt an zu gähren der Durst nach Vergrößerung und die Leidenschaft, sich gegenseitig zu berauben und zu demüthigen: daher das Spiel stets wechselnder Bündnisse, welches nur ein scheinbares Gleichgewicht der sich widerstrebenden Kräfte hervorbrachte, während Deutschland in vier Jahrhunderten vor der Revolution an Frankreich 7840 Quadratstunden Land mit 8 Mill. 270 000 Einw. verlor. Was insbesondere die französische Staatskunst in dem Zeitalter Ludwigs XIV. auszeichnet, ist die Einführung des diplomatischen Kunstmittels, den öffentlichen Verträgen besondere, und bald nach diesen auch geheime Artikel beizufügen. Früher hatte Richelieu sogar Scheinverträge geschlossen, um darunter den wahren zu verbergen! Zwar umfaßte jetzt die französische Eroberungspolitik zugleich den Handelsvortheil und die See- und Colonialmacht; allein nicht nach einem umsichtigen und feststehenden Plane, denn Vergrößerung an Land und das Continentalinteresse blieben stets ihr Hauptzweck. Unter den ausgezeichneten Staatsmännern in der französischen diplomatischen Schule seit Richelieu müssen die Bassompierre, die beiden d'Avaux, Servien, Lyonne, d'Estrade, Courtin, Pomponne, Croissi, Torci, und die Cardinäle Janson und Polignac genannt werden. Unter diesen pflegte der geistvolle, edle und feste Torci (Ludwigs XIV. Minister) zu sagen: Que le meilleur moyen de tromper les cours, c'était d'y parler toujours vrai. — Dagegen ward nach Ludwigs XIV. Tode das französische Cabinet durch den Cardinal Dubois im eigentlichen Sinne entehrt. Betrug und grobe Lüge, Verfälschung der Staatsbriefe, Anstellung verworfener Menschen, und ein nach allen Seiten hin verbreitetes Bestechungs- und Kundschaftersystem bezeichnen die Verwaltung dieses käuflichen Ministers, dessen Lieblingsspruch, den er dem Regenten schon bei der Erziehung eingeprägt hatte, so lautete: que pour devenir un grand homme, il fallait être un grand scélérat! Dubois hat seinen Namen in der Geschichte gebrandmarkt, ob ihm gleich diplomatische Gewandtheit und Thätigkeit beim Abschluß der Tripel- und Quadrupelallianz, welcher Frankreich einen dreißigjährigen Frieden mit England verdankte, nicht abgesprochen werden mag. Doch arbeitete mit und unter ihm der uneigennützige Pecquet. In der Folge gewann der friedliche und rechtliche Charakter des Cardinals Fleury dem französischen Cabinet wieder die Achtung von Europa. Dieser bedächtige, nur zu wenig entschlossene Minister war der Vermittler des Friedens bis 1740, wo die beiden ehrgeizigen Belle-Isle den gutmüthigen Greis in den österreichischen Erbfolgekrieg hineinzogen. Außer ihm zeichneten sich durch diplomatische Talente aus: Morville, Chavigny, Villeneuve, der Marquis d'Argenson und der Marschall Adrien de Noailles. Aber bald darauf, unter Bernis und andern Ministern, verrieth das französische Cabinet eine gewisse Schwäche und Mangel an Tact, der freilich zum Theil auch aus dem Mißgeschick im Kriege entstand. Ludwig XV. ein König, der in der Regel anders sprach und handelte, als er dachte, faßte daher den sonderbaren Entschluß, ein geheimes diplomatisches Cabinet zu errichten, dessen Wirksamkeit nicht nur seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog

von Choiseul, unbekannt war, sondern das diesem oft sogar entgegenarbeitete. Der Prinz von Conti leitete 12 Jahre lang, seit 1743, die auswärtigen Unterhandlungen desselben nicht ohne Erfolg gegen Österreich; er bildete in Polen aus, was man in Frankreich nordisches System nannte. Endlich gab der Vertrag des Hofes von Versailles mit dem wiener Cabinete, vom 1. Mai 1756, dieser geheimen Diplomatik, welcher nun der Graf von Broglio vorstand, eine dem wohlverstandenen Interesse Frankreichs entgegengesetzte Richtung, auf welche besonders die Marquise von Pompadour einwirkte. Dabei geschah es nicht selten, z. B. in dem über die Aufhebung der Jesuiten geführten, höchst merkwürdigen Staatsbriefwechsel, daß der Minister die Schreiben auswärtiger Geschäftsführer, wenn sie nicht im Sinne des Staatsraths und der Frou von Pompadour abgefaßt waren, umarbeiten ließ, und nach seiner Absicht beantwortete, so daß jene glaubten, sich undeutlich ausgedrückt zu haben, oder nicht recht verstanden zu seyn. Übrigens mischten sich die Ränke der Höflinge und der Buhlweiber des Königs in die Diplomatik; eine Folge derselben war im J. 1770 die Verbannung eines durch Geist, Charakter und Geschäftsführung ausgezeichneten und persönlich uneigennützigen, obgleich verschwenderischen Staatsministers, des Herzogs von Choiseul. Dieser allein wußte den Verlegenheiten auszuweichen, in welche das Unglück der französischen Waffen den Staat verwickelte. Sein System war, im Bunde mit Österreich und Spanien, Englands Übermacht herabzuziehen, in Polen aber und bei der Pforte Rußlands Fortschritte aufzuhalten. Unter günstigern Verhältnissen würde er der größte Staatsmann seiner Zeit gewesen seyn. Nach seinem Abgange wurden die Schwäche und Unsicherheit, so wie der Leichtsinn des französischen Cabinets, immer sichtbarer. Daher konnte Polens Theilung erfolgen. Der Graf von Maurepas gab lieber den Ereignissen nach, als daß er sie zu lenken versucht hätte. Der ernstere, Würde und Feinheit überall in der Form berücksichtigende Graf von Vergennes aber setzte bei aller Arbeitsamkeit, die er besaß, seine Politik vorzüglich in das Hinhalten, und verschanzte sich hinter diplomatischen Formen. Dazu nöthigte ihn Frankreichs innere und äußere Lage. Sein größter Fehler war der Beschluß, die Freiwerdung der Nordamerikaner gegen England zu unterstützen. Dies führte unmittelbar die Revolution herbei. Unter den durch musterhafte Staatsschriften ausgezeichneten französischen Diplomatikern aus der letzten Zeit müssen vorzüglich Praslin, Nivernois, Chavigny, Havrincourt, Vauguyon, Breteuil, Choiseul-Gouffier und Rayneval genannt werden. Durch die Revolution, welche die alte Hofpolitik in Nichts auflöste, erlitt auch die französische Staatskunst eine gänzliche Umschaffung. Alle bisher erschlafften Springfedern derselben, Genie und Kraft, Kühnheit und Arglist, wurden aufs neue aufgespannt. In ihrem leidenschaftlich heftigen Zusammenwirken erhielten sie, vom Drange der wildesten Umstände gepeischt, von dem scharfen Blicke kalter Berechnung gelenkt, und von dem gewaltigsten Waffensturme beflügelt, eine diplomatische Furchtbarkeit, die oft die Kraft des Schwerts noch überbot. Doch änderte die revolutionäre Staatskunst ihre Formen nach dem Charakter der verschiedenen Epochen der Revolution. Die Mehrheit der ersten, oder der constituirenden Nationalversammlung, wollte das Beste mit reiner Absicht; allein ohne Erfahrung und ungestüm unternahm sie ein Werk, dem sie nicht gewachsen war. Durch die Errichtung eines diplomatischen Ausschus-

es drängte sie sich in die Geheimnisse des Cabinets eines unentschlossenen Königs ein, dessen in den Augen der Nation verächtliche Schwäche schon die Unruhen in Holland im J. 1788 verrathen hatten. Zwei Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin und Delessart, wurden die Opfer des Volkshasses. Hierauf erhielt Dumouriez die Leitung der Staatshändel im J. 1792; und mit ihm beginnt die neue, schwerumgürtete Form der revolutionären Diplomatik. Er führte in den Verhandlungen eine der Würde der Regierungen und der bis dahin beobachteten Schicklichkeit entgegengesetzte Sprache ein, wodurch zuerst mit Sardinien ein Bruch erfolgte. Als man hierauf die für die geheimen Ausgaben seiner Verwaltung bestimmte Summe von anderthalb Millionen bis auf fünftehalb Millionen Livres erhöht hatte, suchte er durch besondere Verträge mit deutschen Fürsten die Neutralität des Reichs zu gewinnen, das von der Nationalversammlung durch Verletzung der bestehenden Verträge beleidigt worden war. Nun foderte er Österreich zum Kriege heraus. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde den Händen des Königs entwunden, und stand ganz unter dem Einflusse des Nationalstolzes, welchen die Erklärung des preußischen Heerführers, des Herzogs von Braunschweig, vom 25. Juli 1792 zur wildesten Erbitterung aufgereizt hatte. Endlich riß der Sturz der französischen Monarchie das ganze Staatsgebäude von Europa aus seinen Fugen; und der Friede zu Basel 1795 war der erste Triumph der revolutionären Politik der Volksherrschaft über die Cabinetspolitik der Coalition. Als aber jene, durch Englands Handels- und Colonialstaatskunst überwältigt, zu neuen Eroberungen auf dem festen Lande hingetrieben wurde, entwickelte sich aus ihr das französische Continentalsystem. Das Directorium suchte dasselbe durch Republikanisiren, mit größerem Erfolge suchte es Napoleon durch Einverleibungen und Bundesfesseln zu gründen und zu erweitern. Beide entsagten ohne Scheu jeder Rücksicht auf Völkerrecht und Treue. Durch Lockungen von Gebietsvermehrung und von liberalen Ideen täuschend, oder mit Vernichtung drohend, zogen sie bald die Fürsten von den Völkern ab, bald diese von jenen. Endlich unterlagen die Fürsten und die Völker. Zu bekannt sind die Ergebnisse dieser Politik der Arglist auf der einen und des Irrthums auf der andern Seite. So herrschte einst Rom über die Städte Griechenlands und die Könige in Asien! Aber Napoleons ungezügelter Wille zerstörte selbst mit eiserner Faust das Werk der Revolution, den erblichen Kaiserthron. Vergebens warnte der kluge Talleyrand, vergebens der umsichtige Fouché! Pitt hatte die Hoffnung der Cabineter, Spanien die Hoffnungen der Völker aufrecht erhalten. Als nun der Brand von Moskau über Europa aufflammte, und der Muth der Völker des nördlichen Deutschlands sich mit Begeisterung erhob: da brachen zusammen alle Federn der militärischen Diplomatik. Aber nach dem Siege der Völker kehrten die Höfe zu der gewohnten Staatskunst zurück. Talleyrands Grundsatz der Legitimität richtete den Thron der Bourbons, und mit ihm die altfranzösische Diplomatik wieder auf. Diese entwand der Nation das Recht, die Constitution sich und dem Könige zu geben. Doch fing sie jetzt an zu stammeln die Sprache liberaler Ideen; und Ludwigs XVIII. heller Verstand ergriff den Anker der Verfassungsurkunde, um sich auf dem wankenden Throne im Gedränge der Parteien zu erhalten. (Vgl. d. Art. Frankreich seit 1-14 und Ludwig XVIII.) Seitdem kann man die französische Staats-

Digitized by Google

kunft in Hinsicht auf das Innere die constitutionelle, in Hinsicht auf die äußern Verhältnisse aber die durch den Vertrag von Chaumont gebundene nennen. Über die Geschichte der franz. Diplomatik bis 1792 s. Flassan, Hist. générale et raisonnée de (la Diplomatie française. 2. Ed. Paris 1811. 7 Vol. 8. K.

Franzweine, im Allgemeinen alle uns aus Frankreich zugeführten Weine. Man kann sie in folgende neun Sorten eintheilen: Burgunder, Champagner, Languedoc und Vienneweine, Guyenne- oder Bordeauxer Weine, Cahors und Montaubanisches Gewächs, Charentegewächs, die Weine von Orleans und Anjou, die Provencer und endlich die Bayonner Weine. — Die Ausfuhr dieser sämmtlichen Weine ist für Frankreich von der höchsten Wichtigkeit, da sie den bedeutendsten Exportationsgegenstand in seinem Handel ausmachen.

Frascati, eine kleine Stadt in der Campagna di Roma im Kirchenstaate, mit vielen schönen Palästen und Gärten. In der Nähe derselben hat das alte Tusculum gestanden. Das Bisthum hat allezeit einer von den sechs Cardinalbischöfen.

Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geschlecht) sind die Repräsentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinsten Sinne. Liebe spiegelt sich in Form und Wesen der Frauen, und Entweihung der Liebe ist ihre (Verletzung des Rechts der Männer) Schande. Wie Frauen lieben und sich dem Manne hingeben, das bestimmt den Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Volke, und hat dies bestimmt vom Anbeginn des Menschengeschlechts. Das öffentliche und häusliche Verhältniß des Frauenstandes gab von je, und giebt noch den richtigsten Maaßstab echter Cultur im Staate, in der Familie, in einzelnen Menschen. Dennoch hat das schöne Geschlecht das Loos erfahren, bald übermäßig gepriesen, bald mit dem größten Unverstande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläufigen Werken die Frage untersucht, ob sie wirklich zum Menschengeschlechte gehören; man hat sie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben sich sogar diejenigen erlaubt, welche sie sonst wohl vergöttert haben, z. B. Boccaccio in seinem Triumph der Frauen. Diese Widersprüche lassen sich vielleicht erklären, wenn man bedenkt, daß die Schönsten unter ihnen wohl manche Leiden über ihre Verehrer verhängen. Zuvörderst müssen wir gestehen, daß im Wesen der Frauen eine Haupttugend gegründet ist, nämlich, daß Alles schicklich, Alles anständig und schön sey. Nicht ohne Ursache sprechen wir von einem schönen Geschlecht; denn die Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schönheit geht erst aus der ruhigen Verbindung dieser entgegengesetzten Naturen hervor. (S. d. Art. Liebe.) Es ist allerdings ehrwürdig, wenn die Frauen ihrer ersten Bestimmung eingedenk sind, wenn sie sich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; aber man macht auch mit Recht die Foderungen, daß sie frei von bloßen ökonomischen Zwecken sich zu einer freiern Anschauung des Lebens, zum innern Leben selbst erheben sollen. Man findet aber freilich oft Verbildung und Überbildung, besonders im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wo die Frauen ihrer Natur gemäß mehr die nahen als die fernen Güter ergreifen sollen. Es ist zwar wahr, daß wir viele gebildete Schriftstellerinnen unter den Frauen besitzen (man darf nur an einige

gefühlvolle deutsche Dichterinnen und an einige Romane französischer Frauen denken), allein es ist eben so wahr, daß sie nicht gerade in strengwissenschaftlichen Gattungen zu Schriftstellerinnen berufen sind. Es sey ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieses heilige Feuer, welches ihnen die Natur geschenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poesie und Musik, oder im Umgange zu erhalten und zu vermehren. So werden sie gewiß auch vortheilhaft auf die männliche Welt wirken. Man hat dieser schönen und verschönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie standen in der alten Welt auf einer weit niedrigern Stufe der Achtung, als in der neuern, und es wird nicht uninteressant seyn, den Ursachen davon ein wenig nachzuforschen. Die weibliche Natur ist sich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung sowohl, als in der Staatsverfassung der alten Welt lagen die Veranlassungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden allerdings bei den Griechen, um von diesen zuerst zu reden, schöne Beispiele der Bruder- und Schwesterliebe, auch der Gattenliebe; aber nichts bei ihnen von jener geistigen romantischen Ansicht des Weibes zu finden, wie sie im Mittelalter herrschte, auch nicht einmal Etwas von dem Geiste der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verschönerin und Bildnerin des Lebens, als anmuthige Gesellschafterin des Mannes, als witzige Schwätzerin in gebildeten Kreisen galt die Frau wenig oder nichts. Dies wußten die Männer an den Frauen nicht zu schätzen, oder sie wollten es nicht bei ihnen; es war vielmehr das Geschäft junger Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen. Homer stellt seine Frauen einfältig, edel und würdig dar, Sophokles hat einige heroische Gestalten aufgeführt, und im Euripides finden wir einige Muster weiblicher Unschuld und edelmüthiger Ergebung, aber nirgends ist jene Anbetung weiblicher Schönheit; höchstens Verehrung der Gestalt, und die Liebe wird vielmehr bei ihnen als die verderblichste Leidenschaft dargestellt. Man darf deswegen nicht behaupten, daß die Weiber bei den ältesten Griechen roh behandelt worden wären; sie wurden vielmehr blos als Hausfrauen geehrt, und als solche müssen sie eigentlich betrachtet werden. Sie lebten im Kreise ihrer Sklavinnen, und arbeiteten selbst mit ihnen im obern Geschosse des Hauses, welches sie nur selten verließen, um sich unter die Männer zu mischen. Auch waren sie von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, und sie hatten nur dieses Verhältniß zum Staate, daß sie ihm Kinder gebaren und die Töchter für den engen Kreis ihrer Pflichten erzogen. Dabei war es dem Manne erlaubt, auch außer dem Umgange mit der Gattin die rohen Foderungen der Sinnlichkeit mit Sklavinnen zu befriedigen. Auch in den spätern Zeiten Griechenlands war es nicht anders, und nur die Spartanerinnen wurden ehrenvoll ausgezeichnet, wiewohl auch da späterhin eine große Zügellosigkeit einriß. Die Lage der athenischen Frauen war noch beschränkter; im entlegensten Theile des Hauses (Gynaikeion, Gynaikonitis) brachten sie mit weiblichen Arbeiten unter Sklavinnen ihre Zeit zu, und sie durften im Theater gar nicht, oder nur bei tragischen Vorstellungen erscheinen. Man findet zwar Prozessionen der Frauen und Jungfrauen, sie nahmen allerdings an religiösen Festen Antheil; aber ihre Augen mußten sich Manches dabei gefallen lassen. Diesen Mangel gebildeter und erfreuender Weiblichkeit ersetzten die Hetären, das heißt, öffentliche

Buhlerinnen, welche besonders die anmuthigen Talente in sich ausgebildet hatten. So ging der Ruhm der Äspasia, welche durch den Perikles ganz Athen beherschte, und zu deren Schüler sich selbst Sokrates bekannte, von jener frühern Bildung aus, und Thais, Phryne und andere Hetären erhielten durch ihre Reize manchen Sieg über ausgezeichnete Männer, wenn auch nicht über die öffentliche Meinung. Die Römerinnen spielten allerdings eine bedeutendere Rolle. Sie waren bei den Schauspielen und Gastmahlen gegenwärtig, sie lebten überhaupt weit mehr in der Gesellschaft. Wiewohl von den Gesetzen begünstigt, lebten sie doch sehr eingezogen, bis sich auch mit den Eroberungen Roms der Luxus der römischen Frauen vergrößerte. Indessen finden wir bei keinem Volke so viele Muster echter weiblicher Größe Und wem sind nicht die Jungfrauen der Vesta bekannt? Doch standen auch die römischen Matronen unter der oft strengen Gewalt des Mannes; sie hatten kein Eigenthum, und bei den Heirathen wurden die Väter allein befragt. Überdies waren ihnen manche erlaubte Genüsse, z. B. der des Weins, gänzlich versagt. Nach der Sittengeschichte der Völker ging mit dem Licht des Christianismus auch den Frauen, die bis dahin nur Sklavinnen und Dienerinnen der Männer, Hetären oder verschleierte Matronen gewesen waren, ein schöner Morgen auf. Das Christenthum war es, welches der modernen Welt eine andre Gestalt gab. Von Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern, von freier Äußerung weiblicher Reize und Kräfte war bei den Alten keine Idee, und so wie selbst bei den veredelten Nationen, den Griechen und Römern, das Vaterland der Centralpunkt der Tugend war, so concentrirte in der Familie sich alles auf den Hausvater. Mit dem Christianismus begann die Religion der Liebe und zugleich des über den Patriotismus triumphirenden Rechts. Man erkannte Menschenrechte an, man fühlte Weltbürgersinn. Auch die Frauen bekamen nun ihre Rechte wieder, und es ging mit dem Geiste dieser Religion, welche die Sinnlichkeit im Menschen ertödtet und sich stets auf das Unendliche bezieht, eine höhere geistige Würdigung auf die Frauen über. Ja man darf behaupten, irdische Seligkeit finden die Frauen nur in christlichen Staaten, in ehrbaren Familien, an dem Herzen des sittlichen Mannes. Es wirkten aber noch andere Umstände, um den im Christenthume schlummernden Keim geistiger Liebe und veredelter Anschauung der Frauen zur Reife zu bringen. Zuerst waren es die Germanen, welche den Ton zur Anerkennung der weiblichen Würde angaben; denn Keuschheit, Enthaltsamkeit und eheliche Treue, verbunden mit einer gerechten Würdigung der Frauen, gaben unsern Vorfahren schon in Tacitus Augen eine Würde, die dieser mit Hochachtung erkennt. Dieser Charakter der alten Deutschen fand nun im Geiste des damaligen Christenthums eine mächtige Stütze, wo die Gemüther sich gern zu einer wunderbaren Schwärmerei begeistern ließen. Dann kam das Ritterthum, oder der Geist der Chevalerie im Mittelalter, und trieb diese geistige Ansicht der Frauen, welche oft in eine reizende Gaukelei ausartete, auf das höchste. Wir könnten diese Zeit die Blüthenzeit der Frauen nennen. Wie der stärkere Knabe das mit ihm aufwachsende schwächere Mädchen behandelt, so hatten ehemals die Völker es mit ihren Frauen gehalten; wie der Jüngling seine Geliebte vergöttert und ihrem leisesten Wunsche das schwerste Opfer bringt, so hielt es der Rittergeist mit dem Frauenstande. Nicht allein Ritter, sondern auch Sänger huldigten der weiblichen Schönheit, Himmel und Erde

Digitized by Google

gingen gleichsam in ewige Liebe zusammen, und die Frauen wurden, wozu die Natur sie eigentlich bestimmt hat, Halterinnen und Lenkerinnen des trotzigen Männergeschlechts. Schon früh wählten sich edle Jünglinge eine Gebieterin ihres Herzens, und verharrten lange in dieser lieblichen Dienstbarkeit. In diesen echten Ritterzeiten blühten auch die Cours d'amour, die Liebeshöfe, oder Minnegerichte, wo verwickelte Streitfragen aus dem Buche der Liebe zart und sinnreich entschieden wurden. Auch die Poesie der Provenzalen, welche sich in Italien, Spanien, im südlichen Deutschland, und durch die Normannen auch in England verbreitete, trug das Ihrige dazu bei, diese religiöse Verehrung der Frauen anzupreisen. Fast zugleich mit der Erlöschung dieses ritterlichen Geistes im vierzehnten Jahrhundert war das Licht der Wissenschaften erschienen. Besonders machte die Platonische Philosophie ein ausgezeichnetes Glück; sie gab, wiewohl nicht so phantastisch, als der Geist der Chevalerie, der Liebe und Schönheit eine tiefere Bedeutung. Besonders Dante und Petrarca müssen hier genannt werden. Beatrice und Laura wurden von ihren unvergänglichen Gesängen zum Himmel getragen. Auch Abälard und Heloise fühlten gleiche Liebe. Indessen verflog der Rausch; die Völker wurden älter und kälter, grübelten und meisterten an Kirche und Staat; ihre Frauen wurden putznärrisch und ceremoniös, die Sitten steif und altfränkisch: da brach die intellectuelle Cultur über Frankreich herein und die Nationen schieden sich merklich im Gange ihrer geselligen Bildung. An die Stelle jenes ritterlichen Geistes war in Frankreich das Princip der Galanterie getreten. Man wollte gern den Schein der Chevalerie behaupten; aber der Sittlichkeit und Wahrheit war er gewiß nicht so vortheilhaft, als der äußern Erscheinung. Es bildeten sich bestimmte Maximen für das Schickliche; man lernte sogar nach dem Anstande lieben, geistreiche Frauen hatten den Vorsitz in literarischen Cirkeln, und das ganze Leben wurde auf die Spitze der Verfeinerung getrieben. Dieser Geist der Galanterie, welche sehr bald in Coquetterie ausartete, ging auch in andere Länder über, und selbst in Deutschland unter den höhern Ständen spukte hier und da dieser frivole Geist, welcher das Heiligste entweiht und mit den schönsten Gefühlen ein gemüthloses Spiel treibt. Die Namen einer Ninon de l'Enclos, einer Sevigné, Maintenon, und späterhin einer du Deffand, einer Geoffrin, l'Espinasse sind allen bekannt, die in der Geschichte der eleganten Literatur Frankreichs nur ein wenig bewandert sind. Von ihren Cirkeln ging ein besserer und zugleich freierer Ton nicht allein auf die schönen Geister, sondern auch auf andere Classen aus, wenn man auch zugeben muß, daß man mit dem Geiste oft mehr coquettirte und daß mehr eine gebildete Oberfläche vorwaltete. So viel ist gewiß, daß die Frauen, auch bis auf die neuern Zeiten, den Ton angaben; daß die Herrschaft des schönen Geschlechts sogar auf die Literatur der Franzosen keinen unbedeutenden Einfluß hatte. Endlich wurde es aber in Frankreich so hell, daß selbst die Feigenblätter transparent wurden, und die Hyperillumination verpflanzte sich hie und da in die Residenzen uud Handelsstädte Deutschlands, bis die Revolution und die ihr anhängenden Kriege als Vauxhalls der Höfe und der Hanse in Verwirrung brachte. Das französische Princip der Galanterie ist zum Glück nicht bis zum Mittelpunkt anderer Völker durchgedrungen. Wir wollen auch hier, wie bei den Alten, nur die vorzüglichsten Nationen berühren. Denn so wenig interessant es ist, von der despo-

Digitized by Google

tischen Behandlung orientalischer Frauen, von ihrer geistigen und physischen Beschränkung, von dem Sklavendienste der Liebe zu sprechen; eben so unerfreulich würde es seyn, bei allen mindergebildeten Nationen des neuern Europa's zu verweilen. Bekanntlich verbinden die Engländerinnen mit den übrigen Reizen der weiblichen, wiewohl etwas strengen Liebenswürdigkeit, die Tugend der Häuslichkeit; sie sind vollkommen gute Mütter und Gattinnen, und sie kommen in der Wirklichkeit dem Ideale edler Hausfrauen wohl am nächsten. Daher kommt es auch, daß uns ihre Dichter und Romanenschreiber herrliche Muster weiblicher Strenge und Sittlichkeit aufgestellt haben. In England gedeiht der, doch bisweilen etwas langweilige, Himmel der Weiber. Die deutschen Frauen haben mit ihnen viele Familienähnlichkeit, nur daß sie auch in das äußere Leben mehr eingehen, und so in einem wohlthätigen Wechselverhältniß auf die männliche Welt wirken können. In Deutschland begann mit dem Morgen der schönen Literatur ein heiterer Tag der Frauen; denn nur Dichter vollenden die Bildung der Frauen, weil sie durch das Gefühl auf den Verstand wirken, und weil die Frauen der classischen Studien entbehren. Die italienischen Frauen glänzen durch Reiz und bewegliche Anmuth; aber da die Bildung der Italiener überhaupt mehr von der Phantasie ausgeht, und auch das Clima verführerischer auf die Sinnlichkeit wirkt, so werden wir hier wohl nicht den Triumph der Sittlichkeit zu suchen zu haben. Die Polinnen scheinen sich in der Form mehr den Französinnen zu nähern; doch findet man in ihrem Innern mehr Treue und Wahrheit, dabei eine tiefere Leidenschaftlichkeit, eine schönere Gluth der Empfindung. bb. A.

Fraueneis, ein durchsichtiger blättriger Glasspath, welcher sich in dünne Blätter spalten läßt. Im Feuer verliert er seine Durchsichtigkeit. Mit dazu angemessenem weißen Thone vermischt, fließt er bei anhaltendem Feuer zu einer festen milchfarbnen Masse, die in Porzellan- und Glasfabriken zu Vasen, Lampen für Boudoirs, Schlafzimmer u. s. w. verarbeitet wird.

Frauenglas, russisches, ist ein Fossil aus dem Thongeschlechte und zwar eine Art von Glimmer. Man pflegt es auch Marienglas zu nennen, wiewohl diese Benennung eigentlich mehr dem Fraueneise zukommt, mit dem man das Frauenglas nicht verwechseln darf. Dieses besteht aus zarten glänzenden und durchsichtigen Blättchen, die sich wie das Frauenglas spalten lassen. In Rußland und Sibirien, wo man es in großen Stücken findet, dient es zu Fensterscheiben. Man hat es von brauner und weißer Farbe.

Frauenhaar, ein Name, welchen verschiedene officinelle Pflanzen wegen ihrer haarigen Blätter oder wegen ihrer den Haaren ähnlichen Ranken führen. Aus dem rothen (Asplenium trichomanes L.) wird der bekannte Sirop de Capillaire bereitet.

Frauenlob (Heinrich), der angenommene Name (eigentlich Vrowenlob, Vrouwenlob) eines Meistersängers aus dem vierzehnten Jahrhundert, dessen wahren Namen wir nicht kennen, und von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er zu Mainz seine Kunst geübt und daselbst im J. 1317 gestorben. Nach Einiger Meinung soll er Doctor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz gewesen seyn. In seinen Gesängen pries er vornehmlich die Tugenden des schönen Geschlechts. Daher erhielt er den Namen Frauenlob und wurde von den Weibern so hoch geschätzt, daß, wie man

sagt, Weiber ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen, sein Grab mit Thränen benetzten und so viel Wein über dasselbe gossen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden sich in der Manessischen Sammlung, in einem Codex zu Colmar und in einem zu Heidelberg.

Frauensommer, oder fliegenden Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbst die Luft häufig durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerspinne her, welche die Größe eines Nadelknopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe acht graue, in einem Kreise liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzenden schwarzbraunen, mit einzelnen Haaren besetzten Körper hat. Zu Anfange des August erscheint sie zuerst in Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eier ungestört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die sie mit ihrem Gespinnst überzieht, um Insecten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zusammen und führt sie durch die Luft.

Frauenvereine. Die Geschichte des sittlichen Lebens der Menschheit füllt wenig Blätter; aber diese gebühren vor allen den Frauen. Der Herd des häuslichen Glücks ist der Hort des Vaterlandes. Sein heiliges Feuer bewahren die Herzen der Jungfrauen und Frauen. In jeder Zeit, die das Völkerleben erschütterte, trat der Heldenkraft der Männer voran die Begeisterung der Liebe, und der Muth der Frauen. So unter den alten Völkern, in den Zeiten der Erniedrigung des weiblichen Geschlechts, als man die Frauen gleich Leibeigenen schätzte. Was Griechinnen und Römerinnen thaten, was die hispanischen, was die carthagischen Frauen, was unter den rohen Völkern die Heldinnen der Scythen, der Teutonen, der Britten, der Normannen leisteten: das hat offenbart die Allgewalt jener aufopfernden Liebe, die von jeher das weibliche Gemüth zu ihrem Heiligthum erkor. Als hierauf das Christenthum die Fesseln des Weibes zerbrochen hatte, da erhob sich dieses Geschlecht mit eigenthümlicher Kraft auf die Höhen des sittlichen Lebens. Das fromme Werk christlicher Liebe, die Caritas, ward ihr Beruf. Es quoll aus ihrem reinen, Gott geweihten Herzen, und reifte durch den Heldenmuth der Geduld zur unsterblichen That. So standen hoch im Mittelalter die Frauen. Ihnen huldigte das Ritterthum. Und wo sie nur ihren heiligen Beruf, die Wiederherstellung der Nationalsitte durch häusliche Tugend, erkannten und übten, da lebte auch die Nationalehre wieder auf. So wirkte auch in unserer Zeit bei den Völkern, zu denen das Fremde am wenigsten eindrang, und von denen es am muthigsten ausgestoßen wurde, das Meiste im Verborgenen der vaterländische Sinn der Frauen. Dies geschahe in Spanien, in Rußland und in Deutschland. Und damit er schneller und zweckmäßiger wirkte, schlossen sie unter sich Vereine. Der wiener Frauenverein war einer der ersten. An seiner Spitze stand die im J. 1816 verstorbene Caroline, Fürstin Lobkowitz, geborene Fürstin von Schwarzenberg. Er ist seit 6 Jahren ununterbrochen thätig. Jetzt ist die Vorsteherin desselben die Gräfin von Dietrichstein. Als hierauf das preußische Volk in dem heiligen Kampfe gegen Unterdrückung seinen Nationalsinn kund that, gingen auch die preußischen Jungfrauen, Gattinnen und Mütter, alle Eines Sinnes, den übrigen deutschen Frauen voran in Heldenmuth, Edelsinn, Treue und Aufopferung. Es war als ob in ihrem Herzen wieder auflebte und von neuem wirkte das Vorbild der verewigten Königin Luise! Eine königliche Prinzessin lieferte zu-

Digitized by Google

erst zur Bestreitung der Kriegslasten ihren ganzen Schmuck an die Schatzkammer ab; und alle Frauen brachten dar, was ihnen lieb war. Sie legten ihre Trauringe nieder auf dem Altar des Vaterlandes, und erhielten dafür von der Regierung eiserne Ringe, mit der Aufschrift: ich vertausche Gold gegen Eisen. Jungfrauen, die kein erspartes Geld opfern konnten, verkauften ihr schönes Haar als Steuer für das allgemeine Wohl. Erlaubte eine Frau sich einen Schmuck, so war er aus Eisen. Die Männer fochten; die Frauen pflegten die Verwundeten; die Jungfrauen boten den Erlös ihres Fleißes zur Beihülfe dar. Um Ordnung in das Werk der Barmherzigkeit zu bringen, bildete man Vereine, die, auf verschiedene wohlthätige Zwecke ausgedehnt, noch fortdauern, und in ganz Deutschland mit edlem Eifer nachgeahmt wurden. Zuerst entstand der Mädchenverein, seit dem 20. April 1813, unter der Leitung der edlen Prinzessin Wilhelm von Preußen, einer gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg; hierauf der weibliche Wohlthätigkeitsverein, den 13. Juli 1814, und im J. 1815 der patriotische Frauenverein, unter dem Vorsitze der Prinzessin Mariane von Preußen, vorzüglich bestimmt zur dauernden Verpflegung Hülfloser, die seit 1813 mitgekämpft hatten. Ähnliche bildeten sich in allen größeren Städten der Monarchie. Dasselbe geschah in andern Ländern. Schon im November 1813 erließen fünf wackere Jungfrauen in Leipzig einen Aufruf an deutsche Mädchen zu einem Verein zur Unterstützung der für die gerechte Sache Kämpfenden und Leidenden. Für die durch die Kriegsnoth verwais'ten Kinder im Königreiche Sachsen sorgte der Muttersinn und die Großmuth der Frauen so thätig, daß nach der ersten Bekanntmachung des Hülfsausschusses in Dresden 1814 an 1000 Waisen dadurch gerettet wurden. Zugleich vereinigten sich für jeden Winter zur Errichtung und Fortsetzung einer Rumfordischen Suppenanstalt durch milde Beiträge, unter dem Vorstande zweier edlen Frauen, der Frau von Schönberg, geb. Gräfin Stolberg-Wernigerode, und der Frau von Ferber, mehrere gebildete Frauen in Dresden, welche jene Beiträge sammelten und die Anstalt persönlich besorgten. Ähnliche Vereine entstanden im J. 1814 in Hamburg, um für die dringendsten Bedürfnisse der zurückkehrenden arbeitenden Classe zu sorgen. In Düsseldorf bildete sich im Sept. 1814 eine Gesellschaft deutscher Männer und Frauen, um den aus dem Vaterlandskriege zurückkehrenden Verstümmelten oder dienstunfähigen Kriegern ruhige und heitere Zufluchtsörter zu bereiten. Mit gleichem Gemeingeiste waren von der ersten Zeit des Kampfes an für die verwundeten Krieger mildthätig wirksam die Einwohner der Stadt Altenburg. Schnell verbreiteten sich seitdem über alle Länder deutscher Zunge wohlthätige, von edlen Frauen gestiftete, Frauenverbindungen, die jetzt noch planmäßig fortwirken. Es ist hier nicht der Ort, sie einzeln aufzuführen. Nur einige müssen genannt werden. In Bayern giebt es acht Hauptvereine der Frauen, zu Augsburg, Kempten und a. a. O. In Würtemberg blüht der Canstatter Verein unter seiner Vorsteherin, der Herzogin Wilhelm. Die Frauenvereine in Weimar, Eisenach, Jena, Ilmenau, Ulrichshalben, Schwerstedt, Magdala und Stadt Sulza, deren Wirksamkeit insbesondere noch auf die Ausbildung der verlassenen weiblichen Jugend gerichtet ist, hatten bereits im J. 1817 436 Kinder in Unterrichtsanstalten zu nützlicher Thätigkeit erzogen. Ähnliche Vereine giebt es in Hessen, zu Bremen,

Digitized by Google

zu Braunschweig, Hannover, Lüneburg, Celle, und fast in allen hannöverischen Städten. Den 28. October 1815 bildete sich ein solcher Verein in Copenhagen. Diese Gesellschaft, deren Schutzfrau die Königin von Dänemark ist, hat eine Schule zur Bildung tauglicher Dienstboten eingerichtet. Außer dem königlichen Hause zählte sie im J. 1817 332 beitragende Mitglieder in Dänemark, und 78 in Westindien. Zu Ofen und Pesth hatte im April 1817 die verstorbene Fürstin Hermine, Gemahlin des Erzherzogs Palatin, einen Wohlthätigkeits-Frauenverein gestiftet, und war als Schutzfrau an die Spitze desselben getreten. So erkennt man überall auch in dem weiblichen Sinne die Spur des edlern Zeitgeistes. Das Geschlecht, welches einst das Mittelalter in stillen Klostermauern, auf einsamen Ritterburgen, und im engen Hause des fleißigen Bürgers durch Zucht und Frömmigkeit zu milder Gesinnung erzog, das fühlt sich in unserem Zeitalter von demselben Christussinne zu der edelsten Nächstenliebe berufen. Aus dem Kreise des häuslichen Friedens tritt, erleuchtet und aufgeklärt, die himmlische Caritas an der Hand der Frauen in das hartbedrängte öffentliche Leben ein, um den sich verwirrenden, unstäten Geist des Mannes dahin zurückzulenken, wo allein das Herz Freude und Beruhigung findet, zu dem stillen Berufe frommer Menschlichkeit. K.

Fräulein. Luther brauchte dies Wort zur Bezeichnung einer Person weiblichen Geschlechts. „Und er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein." Bei uns ist es ein Ehrenname unverheiratheter adelicher Frauenzimmer. Unrichtig sagt man im Niederdeutschen die Fräulein (in der einfachen Zahl), weil Fräulein als Diminutivum von Frau, nach der allgemeinen Regel, ein Neutrum ist. Wenn man aber sagt, ihre Fräulein Tochter, ihre Fräulein Nichte, so ist hier das Femininum richtig, weil es auf Tochter geht und Fräulein als Titel vor dem Worte Tochter, Nichte steht. Seit einiger Zeit hat man angefangen, den Gebrauch des Wortes Fräulein auszudehnen, und für Demoiselle zu gebrauchen, wie dies im Österreichischen gewöhnlich ist, wo man ein adeliches und bürgerliches Fräulein sagt.

Frédégonde, Gemahlin des fränkischen Königs Chilperich zu Soissons, übel berüchtigt in der Geschichte wegen ihrer Ausschweifungen und Grausamkeiten, und weil sie, so wie ihre Zeitgenossin und Schwägerin Brunehild, großen Antheil an den Streitigkeiten hatte, welche die Söhne Chlotars, die von 561 an das fränkische Reich getheilt besaßen, mit einander führten. Das Jahr 543 wird als das Geburtsjahr der Frédégonde angegeben; der Stand ihrer Ältern ist unbekannt. Sie war Hoffräulein bei den beiden ersten Gemahlinnen des Königs Chilperich, den ihre Schönheit bezauberte. Um sich selbst auf den Thron zu erheben, entfernte Frédégonde die erste ihrer Gebieterinnen durch List, die zweite durch Meuchelmord. Diese Unthat veranlaßte einen Krieg zwischen den beiden Brüdern Chilperich und Siegbert; denn Brunehild, Gemahlin Siegberts und Schwester der Ermordeten, reizte ihren Gatten zur Rache. Chilperich wurde von seinem Bruder geschlagen, in Tournai belagert, und schien ganz verloren zu seyn, als Frédégonde, die nun seine Gemahlin geworden war, Mittel fand, durch gedungne Meuchelmörder Siegberten aus dem Wege zu räumen. Sie benutzte hierauf die Verwirrung, die Siegberts plötzlicher Tod unter seinen Truppen verursacht hatte, griff diese unvermuthet an, schlug sie, drang selbst bis Paris, und nahm

Digitized by Google

hier Brunehild mit ihren Töchtern gefangen; doch schonte sie ihrer klüglich, und hielt sie blos eine Zeit lang in guter Gewahrsam. Chilperichs Söhne erster Ehe, deren jüngster, Meroven, die schönsten Hoffnungen verhieß, fielen nach und nach als Opfer der Eifersucht und Mordlust Frédégondens, die endlich, um eine andre Leidenschaft zu befriedigen, selbst ihren Gatten nicht schonte; er fiel auf der Jagd durch die Hand eines Mörders. Durch den Beistand ihres Schwagers, Guntrams, Königs von Orleans, gelang es Frédégonden, sich als Regentin des Reichs und Vormünderin ihres Sohnes, Chlotar, zu behaupten. Sie regierte mit Klugheit, befestigte ihr Ansehn immer mehr, war in den Kriegen, welche sie mit den wider sie verbündeten übrigen fränkischen Königen führen mußte, stets glücklich und siegreich, und hinterließ, als sie 597, erst 55 Jahre alt, im vollen Genusse aller Vorzüge der Hoheit und Macht starb, ihrem Sohne, Chlotar II., das Reich in einem blühenden Zustande. Wenn Frédégonde alle die Missethaten wirklich begangen hat, welche die Geschichte von ihr erzählt, und wenn nicht vielleicht Haß und Parteisucht der Geschichtschreiber ihr mehr aufgebürdet haben, als sie verschuldet hat, so ist sie ein merkwürdiges Beispiel, daß die rächende Nemesis nicht immer den Lasterhaften trifft. Frédégonde war glücklicher als ihre Schwägerin Brunehild, deren schreckliches Ende aus der Geschichte bekannt ist.

Fregatte ist ein Kriegsschiff, welches im Range nach dem Linienschiffe folgt. Es geht nicht so hoch über dem Wasser wie dieses, hat ein oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 44 Kanonen. Ein Kriegsfahrzeug unter 20 Kanonen heißt nicht mehr Fregatte, sondern Corvette. Fregaton, ein spanisches oder venetianisches mittleres Fahrzeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4—500 Tonnen laden und wird meistentheils zum Übersetzen der Kriegstruppen oder Abladung der Galeeren gebraucht. — In der Naturgeschichte heißt die Fregatte ein Seevogel, von der Größe eines Huhns und mit so großen Flügeln, daß sie ausgebreitet von einem Ende bis zum andern 14 Fuß betragen. (Pelecanus aquinus L.).

Freiberg, eine wichtige Bergstadt im erzgebirgischen Kreise, und die Hauptstadt desselben, an der freibergischen Mulde gelegen. Das eingegangene Schloß außerhalb der Stadt heißt Freudenstein, und dient jetzt zu einem Magazine. Die Zahl der Häuser beträgt in der Stadt 676, und in den Vorstädten, wo Bergleute und Töpfer leben, 280. Sie war ehemals viel größer, wurde aber durch den dreißigjährigen Krieg fast ganz verwüstet. Die Zahl der Einwohner, welche um das Jahr 1540 gegen 20,000 betrug, beläuft sich jetzt auf etwa 9000. In der dasigen Domkirche ist das churfürstliche und herzogliche Begräbniß, woselbst die Churfürsten von Moritz bis Johann Georg IV. beigesetzt sind. Ferner ist hier ein gutes Gymnasium mit einer ansehnlichen Bibliothek, die durch ganz Europa berühmte, im Jahr 1765 gestiftete Bergakademie, in welcher junge Bergleute theils auf Kosten des Königs, theils auf eigne, theoretisch und practisch unterrichtet werden, und wozu ein treffliches Mineralien- und Modellcabinet gehört; eine Hauptbergschule und ein Schullehrerseminarium. Unter dem hiesigen Oberberg- und Oberhüttenamt stehen alle übrigen königlichen Berg- und Schmelzhüttenwerke, und des freiberger Bergschöppenstuhls Entscheidungen stehen auch im Auslande in Ansehen. Das freiberger Bergwerk wurde im Jahr 1169 angelegt. Die Anzahl der Gruben in dem freiberger Bergamtsre-

Digitized by Google

vier, welche immer im Gange sind, beläuft sich auf 130 bis 150. An Silber geben sie eine Ausbeute, die noch jährlich 28 bis 30,000 Mark beträgt. Sie liefern auch Kupfer, Zinn und Blei, und zwar von letzterm jährlich einige 1000 Centner. Außerdem sind hier eine Schwefel- und Vitriolhütte und zwei große Manufacturen von leonischen Tressen und Spitzen. In dem Muldathale liegen die königlichen Schmelzhütten und das Amalgamirwerk.

Freibeuter ist ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht, und seine Flagge nach den Umständen ändert. Er ist von dem Kaper dadurch unterschieden, daß dieser durch eine Autorisation seiner Regierung, den Kaperbrief, bevollmächtigt, Feindseligkeiten nur gegen die Nationen ausübt, mit welchen die seinige im Krieg befangen ist. Er wird daher militärisch behandelt, der Freibeuter hingegen als ein Räuber.

Freibriefe, (Lizenzen). Die Lizenzen verdankten ihre Entstehung dem Buonapartischen Continentalsysteme. Als dieses durch die Decrete von Berlin und Mailand und durch die dagegen englischer Seits erlassenen Geheimerathsverordnungen eine solche Ausdehnung erhalten, daß dadurch aller Seehandel aufhören zu müssen schien, führte die daraus erwachsende Noth und das von einer allgemeinen Handelssperre unzertrennliche Ungemach zu dem Nothbehelfe, durch gestattete einzelne Ausnahmen von den angenommenen Regeln den immersteigenden Druck wenigstens erträglicher zu machen. So begann England zuerst im November des Jahres 1803, trotz der Bestimmungen der Schifffahrtsacte, an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der französischen, auf ein Jahr gültige Freibriefe auszutheilen, unter der Bedingung, Getraide in England einzuführen. Diese Lizenzen wurden jedoch am Ende des folgenden Jahrs für aufgehoben erklärt, und statt der früher befohlnen Einführung von Getraide den Schiffen, welche von jetzt an dergleichen Freibriefe erhielten, zur Pflicht gemacht, englische Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Auch Frankreich sah sich bald bewogen, dem Beispiele Englands nachzuahmen und fing gleichfalls an, Lizenzen auszutheilen. Die Bedingungen, unter welchen, und die Fristen, auf welche diese Freibriefe von beiden Theilen ertheilt wurden, wechselten häufig, so wie es das jedesmalige Bedürfniß erfoderte. Bald wurden mit den Lizenzen zugleich falsche Schiffspapiere ausgeboten; durch eine Geheimerathsverordnung vom 2. Sept. 1810 bot England sogar auch denjenigen nicht französischen Schiffen dergleichen Linzenzen an, welche schon mit französischen Freibriefen versehen seyn möchten, unter der einzigen Bedingung, ein Drittel ihrer Ladung an englischen Waaren auszuführen, wogegen sie eben so viel französische einführen durften. So wie England bei der Ertheilung seiner Lizenzen anfangs hauptsächlich auf die Einführung von Getraide, so war dagegen Frankreich vornehmlich auf die Herbeischaffung von Marinebedürfnissen bedacht gewesen, wiewohl auch diese nicht eine unerläßliche Bedingung der Ertheilung von französischen Lizenzen blieb. Beförderung der Ausfuhr französischer Waaren und Möglichmachung der Einfuhr von Colonialwaaren auf amerikanischen Schiffen ward mehrmals ein Hauptzweck der französischen Lizenzen. Rußland ertheilte endlich im Anfange des Jahres 1811 Lizenzen im Handel mit England, so wie auch im folgenden Jahre Schweden, bis der Sturz Buonaparte's auch diesem Unwesen ein Ende machte.

Digitized by Google

Freiburg, 1. die Hauptstadt des ehemaligen Breisgaues, jetzt des untern Rheinviertels im Großherzogthum Baden, welchem sie im preßburger Frieden (1805) nebst dem ganzen Breisgau, von Österreich abgetreten wurde. Sie liegt beim Anfange des Schwarzwaldes, am Flusse Treisam, hat gegen 8000 Einwohner, eine im Jahr 1450 gestiftete Universität, ein Gymnasium und ein schön gebautes Münster mit einem kunstreichen hohen Thurm. Die Stadt war ehemals eine treffliche Festung, allein die Franzosen, welche sie im Jahre 1744 eroberten, schleiften die Werke. — 2. Der Hauptort des Cantons gleiches Namens in der Schweiz, mit 6000 Einwohnern.

Freicorps waren sonst Heeresabtheilungen, die für die Dauer des Kriegs errichtet, zum Dienst der leichten Truppen gebraucht und als ein leicht zu verschmerzender Verlust dem Feinde auf den gefährlichsten Punkten entgegengeworfen wurden. So hatte Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege mehrere aus Überläufern und ähnlichen Subjecten gebildete Freibataillons, welche oft nützliche Dienste leisteten, aber auch, wie es bei ihrer Zusammensetzung nicht anders möglich war, selten bei den Einwohnern ein rühmliches Andenken hinterließen; so wie denn die Truppen des stehenden Heeres immer mit einer gewissen Verachtung auf diese Abtheilungen niedersahen, die sich unter dem Namen der Freipartie in der Erinnerung des Volks erhalten haben. Sie erfreuten sich zwar gegen die übrige Armee einer gewissen Laxität der Disciplin, es war aber auch auf der andern Seite eine desto härtere Behandlung nothwendig, um sie nur einigermaßen im Zaume zu halten, so wie z. B. der nachherige Feldmarschall v. Courbière bei seinem Bataillon eine furchtbar strenge Disciplin handhabte. In neuern Zeiten hat man das Wesen der Freicorps veredelt, sie zu Versammlungspunkten freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemacht, und zum leichten Dienst und kleinen Krieg zu gebrauchen versucht. Namentlich bestand das im Jahre 1813 errichtete von Lützowsche Freicorps zum größten Theil aus lauter gebildeten jungen Männern — unter ihnen viele Ausländer, — die man beklagen muß, daß sie durch verschiedene widrige Verhältnisse verhindert wurden, ihren entschiedenen Muth und kräftigen Willen in dem großen Kampfe zu bethätigen; auch war ihre schon angedeutete Bestimmung ihren Verhältnissen wohl nicht ganz entsprechend, da es damals das Gemüth des Gebildeten mehr ansprechen mußte, dem gehaßten Feinde in offner Schlacht die Brust zu bieten, als ihm durch Streifzüge ꝛc. Abbruch zu thun, wozu sich wohl auch der leichte Cavallerist des stehenden Heeres vermöge seiner Diensterfahrung besser eignet, als der neu eingetretene Soldat, seinen übrigen intellectuellen Vorzügen unbeschadet. Vergl. d. Art. Lützow.

Freidank. Unter dem Namen Freygedank, Frydank, Freydank haben wir ein moralisches Gedicht in kurzen gereimten Versen (meistentheils vierfüßigen Jamben), welches in das dreizehnte Jahrhundert, und wahrscheinlich nicht in die letzte, sondern noch in die erste Hälfte desselben gehört. Zweifelhaft ist es, ob Freidank der wirkliche, oder (was am wahrscheinlichsten ist) blos ein angenommener Name des Verfassers sey, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der Gedanken in diesem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumständen des Verfassers, für den man unrichtig den Kaiser Maximilian gehalten hat, ist gar nichts bekannt. Das Gedicht gehört unstreitig zu den schätzbarsten Denkmälern der altdeutschen Lehrpoesie,

Digitized by Google

und hatte ehedem ein ausgezeichnetes, classisches Ansehen. Es führt den Titel Bescheidenheit, und handelt in 4138 Versen vorzüglich von der Tugend, im moralischen Thun und Lassen das gehörige Maaß zu halten. Die Lehren selbst hängen nicht zusammen, sondern bestehen meistens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptstücke handeln, aber unter sich nicht verknüpft sind. Es herrscht im Ganzen nicht sowohl eigentliche Poesie als vielmehr Energie der Gedanken. Wir besitzen mehrere Handschriften und Drucke des Freidanks, z. B. in Müllers Sammlung. Seb. Brandt u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklärt.

Freie Künste, s. Kunst.

Freienwalder Gesundbrunnen. Er entspringt eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeschlossenen Thale. Der Weg von der Stadt führt im Thale hin, nach dem Bade, und ist mit Bäumen besetzt. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erst 1786 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen versehen. Unter den vielen hier emporquellenden Brunnen sind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen und überbaut. Das Wasser gehört zu den alkalisch-erdigen Stahlwassern, ist kalt, hell, perlt stark, und hat einen dintenähnlichen Geschmack. Es hält in 1 Pfd. zu 16 U., nach Rose Bittersalz $\frac{12}{25}$ Gr., Selenit $\frac{1}{10}$ Gr., Kochsalz $\frac{6}{25}$ Gr., Kochsalzsaure Bittererde $\frac{4}{25}$ Gr., Luftsf. Bittererde $\frac{1}{10}$ Gr., Kieselerde $\frac{1}{25}$ Gr., Luftsf. Eisen $\frac{13}{100}$ Gr., Extractiv- und Harzstoff $\frac{4}{25}$ Gr., und eine geringe Menge Luftsäure. Nützlich ist dies Wasser in Schwäche des Magens, beim Saamen- und weißen Flusse, bei Lähmungen nach Schlagflüssen, Mattigkeit der Glieder, Hypochondrie, Schwindungen, Flüssen, Gicht, Podagra, Mutterbeschwerden, Bleichsucht, Unfruchtbarkeit von Erschlaffung u. s. w. Vor den Brunnengebäuden ist ein großer, grüner Platz, wo die Brunnengäste zu frühstücken pflegen.

Freiesleben (Christoph Heinrich), ein gründlicher deutscher Rechtsgelehrter, herzogl. sachsen-gothaischer Kammerrath und Bergrath zu Altenburg, starb 1783. Wegen seiner Stelle als Bergrath nannte er sich bisweilen, wenn er lateinisch schrieb, Ferromontanus. Er hat verschiedene, für das Studium der Rechtswissenschaft bleibend nützliche Werke herausgegeben. Die vorzüglichsten darunter sind folgende: Corpus juris civilis academicum. Altenburgi 1721. 4. Dieses Werk erlebte nach einander zehn Ausgaben, alle im nämlichen Format; die letzte erschien zu Basel 1789. Der Verfasser hat nicht nur einen durchaus correcten Text geliefert, sondern auch durch eine sinnreich ausgedachte Methode das Nachschlagen der Titel sehr erleichtert, daher auch sein Werk auf den Universitäten allgemein im Gebrauche ist. — Corpus juris canonici academicum. Diesem Werke gebührt das nämliche Lob, wie dem vorhergehenden, auch hat es eine gleich günstige Aufnahme gefunden. Die erste Ausgabe desselben erschien zu Altenburg 1728. 4., die neueste zu Basel 1773. — Schützius illustratus etc. Altenburgi 1734. 2. Vol. 4. ist eine sehr brauchbare Erläuterung des bekannten Schützeschen Auszugs aus Lauterbachs Collegium juris. — Gracians Hofmann, nach einer italienischen Übersetzung ins Deutsche übersetzt. Außerdem ist er noch Verfasser von verschiedenen minder wichtigen Schriften. — Von ihm ist zu unterscheiden Christian Heinrich Freiesleben, ebenfalls ein sächsischer Rechtsgelehrter, geboren zu Glaucha 1696 und von 1730 an

Digitized by Google

Professor der Rechte zu Altorf, wo er 1741 starb, Verfasser mehrerer Schriften, unter andern einer Einleitung zur bürgerlichen deutschen Rechtsgelahrtheit. Altenburg 1726. — Gottfried Christian Freiesleben, ein Verwandter des Letztern, Hofrath und Bibliothekar des Herzogs von Sachsen-Gotha, geboren zu Altenburg 1716, gestorben 1744, Verfasser mehrerer Schriften und einzelner Abhandlungen in verschiedenen Sprachen, unter andern des anonymen Werks: Falschheit der neuen Propheten, Altenburg 1757 — 58. 5 St.

Freie Städte. — Die Städte Deutschlands, größtentheils unter den Carolingern und den Kaisern aus dem sächsischen Hause entstanden, blieben lange in einer oft sehr drückenden Abhängigkeit von den geistlichen und weltlichen Großen, denen sie unterworfen waren. Die unruhigen Zeiten unter Heinrich IV. gaben zuerst den Bürgern einiger Städte (Worms und Cöln) den Muth, sich zu bewaffnen; sie boten dem bedrängten Kaiser ihre Dienste an, der dies Anerbieten gern annahm. Durch Handel und Gewerbfleiß wuchs allmählig das Ansehn und die Macht der Städte; sie unterstützten nicht selten die Kaiser gegen die zu mächtigen und übermüthigen Großen, und erhielten dafür, oder für ihr Geld, Freiheiten und Auszeichnungen mancher Art. So entstanden in der Mitte des 12ten Jahrhunderts die Reichsstädte. Die lombardischen Städte, durch Handel reich und mächtig, und durch den Beistand der Päpste kühn gemacht, wagten es öfters, sich ihren Oberherren, den Kaisern, zu widersetzen, und diese mußten große Anstrengungen machen, um die Widerspänstigen zum Gehorsam zu bringen. Das Beispiel der lombardischen Städte hob auch den Muth der deutschen Städte. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts entstanden zwei wichtige Verbindungen derselben zu gemeinschaftlichen Zwecken, die Hansa (1241) und der Bund der rheinischen Städte (1246). Fast vier Jahrhunderte hindurch dauerte die mächtige Hansa, bis mehrere zugleich wirkende Ursachen ihre völlige Auflösung (1630) veranlaßten (s. d. A. Hansa). Noch immer erhielten sich in Deutschland die 51 freien Reichsstädte, von denen freilich verschiedene nur ein unbedeutendes Ansehn behaupteten. Aber das republikanische Frankreich, in Verbindung mit Rußland, entzog diesen kleinen republikanischen Ständen des deutschen Reichs ihre wohlerworbene Freiheit, und sie wurden durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) größtentheils monarchischen Regenten unterworfen. Der Friede zu Preßburg (den 26. Dec. 1805) theilte endlich auch die wichtige freie Stadt Augsburg, deren politische Existenz freilich precär geworden war, dem neuen Königreiche Bayern zu. Bei der gänzlichen Auflösung der deutschen Reichsverfassung (1806) wurde jener Krone noch Nürnberg und Frankfurt dem Fürsten Primas zu Theil. Der Rest der Hansa, die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden im J. 1810 dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Da diese Städte zur Wiedererlangung der deutschen Freiheit thätig mitgewirkt hatten, und die hanseatische Legion unter den Heeren der wider Frankreich verbündeten Mächte mit focht, so erkannte der Wiener Congreß, an dessen Verhandlungen die Abgeordneten der Städte Theil genommen hatten, sie, nebst Frankfurt, als freie Städte. Alle vier traten als solche am 8. Jun. 1815 dem deutschen Bunde bei, und erhielten das Stimmrecht bei dem Bundestage. In dem 12ten Art. der deutschen Bundesacte wurde ihnen das Recht zugestanden, sich unter einander über die Errichtung eines gemeinsamen obersten Gerichts zu vereinigen. Für die Stadt Frankfurt enthält der 46ste Art. der

Generalacte des Wiener Congresses besondere Bestimmungen. Sie wird durch denselben mit ihrem Gebiet, so wie es im Jahre 1803 war, für frei und für ein Mitglied des deutschen Bundes erklärt. Ihre Constitution soll vollkommne Gleichheit der Rechte zwischen den verschiedenen christlichen Religionsparteien begründen. Diese Gleichheit soll sich auf alle bürgerliche und politische Rechte erstrecken. Die Discussionen über die Wahl der Constitution und ihre Aufrechthaltung sind an die Entscheidung des Bundestages verwiesen. Die Entwerfung und Begründung einer neuen Constitution für Frankfurt verursachte geraume Zeit hindurch eine große Spaltung der Meinungen in dieser Stadt; doch scheint zuletzt ein befriedigendes Resultat hervorgegangen zu seyn. Lübeck, Bremen und Hamburg haben ihre ehemalige Constitution, wie sie bis zum Jahre 1810 war, wieder hergestellt, und sind in dem Umfange ihres Gebiets nicht beeinträchtigt worden (s. die besondern Art.). Außer diesen vier freien Städten in Deutschland wurde, durch die Generalacte des Wiener Congresses (Art. 6 — 10), auch Cracau unter dem Schutz von Rußland, Österreich und Preußen als freie Stadt erklärt, ihr von diesen drei Mächten eine völlige Neutralität zugesichert, und die Gränze ihres Gebiets genau bestimmt.

Freigeding, Freigericht, Freigraf, s. Vehmgericht.

Freigeist wird gewöhnlich derjenige genannt, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und blos die der natürlichen annimmt. Deshalb nennt man ihn auch einen Naturalisten. Auch braucht man das Wort Deist dafür, weil ein solcher zwar an Gott überhaupt glaubt, aber nicht an dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch die Vernunft dasselbe zeigt. Es ist jedoch dieser Redegebrauch nicht zu billigen. Denn einen freien Geist zu haben oder zu behaupten, ist Pflicht jedes Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Ist doch Gott selbst der freieste Geist, und Gott ähnlich zu werden, ist, ja selbst nach der Lehre der Offenbarung, das höchste Ziel des menschlichen Strebens. Richtiger würde es daher seyn, denjenigen einen Freigeist zu nennen, der sich von den Banden des Irrthums und des Lasters, von welchen die meisten Menschen umstrickt sind, möglichst loszumachen sucht. D.

Freigelassene (liberti, libertini), hießen bei den Griechen und Römern die von ihren Herren in Freiheit gesetzten Sklaven. Ein römischer Freigelassener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut, nahm den Namen seines Herrn an, und wurde von diesem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beschenkt. Durch eine Verordnung des Servius Tullius bekam er zwar mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern und konnte nie zu einem Ehrenamte gelangen. Der Freigelassene blieb zu seinem ehemaligen Herrn stets in einem gewissen Verhältniß der Pietät. Sie waren sich gegenseitige Hülfe und Unterstützung schuldig. Als in der spätern Zeit die Zahl der Freigelassenen übermäßig zunahm und sie sich durch angemaßte Gewalt und Reichthümer selbst schwachen Kaisern furchtbar machten, erschienen allerlei Verordnungen, sie zu beschränken, sodurften von 20,000 Sklaven im Testament nicht über 160 in Freiheit gesetzt werden. Außer dieser Freilassung eines Sklaven per testamentum, gab es noch zwei andere feierliche Arten,

per censum und per vindictam. Erstere bestand darin, daß der Herr seinen Sklaven in die Bürgerliste des Censors eintragen ließ. Vom Tage der Lustration an wurde alsdann der Sklav für einen römischen Bürger angesehen. Die letztere Art war die feierlichste. Der Herr führte den Sklaven bei der Hand zum Prätor oder Consul und sagte: „Ich will, daß dieser Mann frei sey nach Recht und Gewohnheit der Römer.“ Gab der Prätor seine Einwilligung, so schlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sklaven und sagte: „Ich erkläre diesen Mann für frei nach der Gewohnheit der Römer.“ Darauf drehete der Lictor oder der Herr den Freizulassenden in einem Kreise herum, gab ihm einen Backenstreich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er wolle. War diese Ceremonie beendigt, so trug der Schreiber die ganze Verhandlung in das Protokoll des Prätors ein, und der Sklave holte sich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel der Göttin Feronia.

Freigut. Dieses Wort wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Einmal bezeichnet es Güter und Waaren, die von gewissen Abgaben frei sind; dann ein freies Landgut, auf welchem keine Lehnspflichten haften, ein frei eigenes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienstbarkeiten verpflichtet ist, sondern nur die gewöhnlichen Landsteuern oder einen Freizins bezahlt. In gewissen Gegenden nennt man sie **Freimannshufen**. In manchen Ländern versteht man unter Freigut ein solches, welches von Kriegs- und andern Lasten frei ist, und nur auf männliche Erben fällt; im Hildesheimischen und Westphälischen aber das Gut eines Freimannes, das gegen Bezahlung eines gewissen Zinses, der **Freibede** oder **Leibbede**, von einigen Lasten der Leibeigenschaften frei ist, aber doch nicht willkührlich verkauft werden darf.

Freihafen ist ein freier, oder mit verschiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei und ohne Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit ist, positiv ausgedrückt, dasselbe, was man mit einem negativen Ausdruck **Unabhängigkeit** nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es also giebt, so viel Arten der Freiheit giebt es auch. Der Baum ist abhängig von dem Boden, in welchen er gewurzelt ist, und von welchem er seine Nahrung zieht; er versinkt mit diesem rettungslos in den Abgrund der Erde. Unabhängig ist der Vogel von dem Baume, auf dem er sitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei schwingt er sich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihn versinken. Man sieht, daß hier unter **Freiheit** nichts anders zu verstehen sey, als das Vermögen der willkührlichen Bewegung, wodurch sich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterscheidet. Diese Freiheit hat der vernünftige Mensch mit dem vernunftlosen Thiere gemein. Sie muß also **thierische** oder **animalische Freiheit** genannt werden. Sie ist jedoch offenbar sehr beschränkt; denn wie sehr sich auch das Thier willkührlich bewege, es ist doch an die **Erde** überhaupt gefesselt, und der stolze Aar kann sich so wenig als der ihm nachstrebende Mensch über einen gewissen Punkt in der Atmosphäre hinaus erheben. Auch kann diese Freiheit durch zufällige Umstände mehr oder weniger beschränkt oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingekerkerte, gefesselte Mensch befindet sich hier weder in gleichem Falle mit jedem vernunft-

Digitized by Google

sofern Thiere, das erkrankt, eingesperrt oder angeschlossen ist. Es giebt aber auch eine Freiheit, die sich der vernünftige Mensch vorzugsweise vor dem bloßen Thiere beilegt. Diese heiße also die menschliche oder humane. Sie ist wieder eine doppelte, eine innere, welche dem Menschen an und für sich selbst betrachtet, und eine äußere, welche ihm, im Verhältnisse zu andern Menschen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heißt jene die sittliche oder moralische, diese die rechtliche oder juridische Freiheit, von welcher die bürgerliche oder politische nur eine besondere Modification ist. Die sittliche Freiheit (Freiheit des Willens) ist nämlich das Vermögen, sich selbst unabhängig von den Foderungen des sinnlichen Triebes, nach den höhern Foderungen der Vernunft (den sittlichen oder Willensgesetzen) zu bestimmen. Ob dem Menschen ein solches Vermögen absoluter Selbstbestimmung zukomme oder nicht, ist von jeher ein schwieriger Streitpunkt gewesen. Wenn man aber bedenkt, daß alle sittliche Beurtheilung menschlicher Handlungen, mithin auch alle Zurechnung und Vergeltung derselben wegfallen würde, wenn der Mensch nicht frei wäre; daß ferner jedem unbefangenen Menschen sein innerstes Gefühl sagt, er könne allen Reizungen zum Bösen widerstehen und seine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernstlich wolle; daß endlich auch den ärgsten Bösewicht sein Gewissen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge wegen seiner bösen Handlungen als solcher, die er hätte unterlassen sollen und können, zur Rechenschaft zieht: so dürften wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sey practisch nothwendig für den Menschen, an seine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines so erhabenen Vermögens in einem Wesen, das zugleich der Naturnothwendigkeit unterworfen ist, nicht einsehn und begreifen könne. Die rechtliche Freiheit aber ist die Befugniß, von seinen Kräften einen von der Willkühr Anderer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Mensch sehr natürlich immerfort nach Erweiterung seines Wirkungskreises strebt, so wird er, sich selbst überlassen, zwar für sich diese Freiheit fodern, aber sie Andern nur so fern gestatten, als es seinen Bedürfnissen angemessen ist. Damit also die rechtliche Freiheit Allen im möglichsten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realisirt werde, fodert die Vernunft einen Verein der Menschen, in welchem der Gesammtwille in der Gestalt eines Gesetzes und die Gesammtkraft in der Gestalt eines Herrschers an die Stelle des Privatwillens und der Privatkraft trete. Ein solcher Verein heißt eine bürgerliche Gesellschaft oder ein Staat (griechisch Polis). Daher heißt die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politische, wiefern sie im Staate gesetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterscheiden indessen die politische Freiheit von der bürgerlichen dadurch, daß sie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten ist, theils keinen erblichen Herrscher hat, sondern als ein sogenannter Freistaat von erwählten Personen regiert wird — diese aber auf die einen Bürger beziehen, wiefern deren gegenseitige Verhältnisse dergestalt bestimmt sind, daß es unter ihnen keinen gebornen Herrn und Diener giebt. Auf diese letzte Art der Freiheit bezieht sich auch der in neuern Zeiten durch die französische Revolution so berühmt und fast berüchtigt gewordene Ausdruck: Freiheit und Gleichheit. Man foderte nämlich, daß jeder im Staate Geborne als ein Freigeborner, und mit Andern in Ansehung des Rechts überhaupt Gleichgesetzter, be-

Digitized by Google

trachtet werden sollte. Es war also, wie man jenen Ausdruck oft mißverstanden und mißdeutet hat, nicht von einer Aufhebung aller bürgerlichen Unterordnung und aller Ungleichheit in Ansehung einzelner Rechte (des Besitzes oder Vermögenszustandes) die Rede, sondern von Aufhebung aller Arten von Sklaverei, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit und privilegirter Herrschaft des einen Bürgers über den andern. Die alten Politiker nannten diese Freiheit und Gleichheit der Bürger Isonomie, Gleichheit des Gesetzes oder vor dem Gesetze, und betrachteten sie mit Recht als die Grundlage jedes wohlorganisirten Staates. D.

Freiheit im kirchlichen Sinne findet allenthalben Statt wo der Staat die öffentliche Übung verschiedener Religionen neben einander erlaubt. In Staaten, die den öffentlichen Gottesdienst und die Ausübung kirchlicher Gebräuche nur in der Form einer bestimmten Religion oder Religionspartei genehm halten, und keine andere neben ihr dulden, kann von dieser Freiheit nicht die Rede seyn. Sie nicht zu gestatten, war von jeher die Maxime der Fürsten und Gesetzgeber, welche die bindende Kraft eines bestimmten Religionsglaubens für politische Zwecke in Anspruch nahmen. Und sie handelten darin ganz folgerecht. Sey nun entweder die Staatsverfassung theokratisch, wie die Mosaische war, oder vereinige sich die höchste geistliche Gewalt mit der höchsten bürgerlichen in einer Person, wie in Tibet, oder habe die Monarchie ihren Thron auf den herrschenden Glauben der Nation an die Heiligkeit einer gewissen Religion gebaut, und ihre Regierungsweise mit den Grundansichten und Formen dieses Glaubens verflochten, wie in Spanien und Portugal, wo der Catholicismus durchaus national geworden ist; immer wird, so lange es bei der alten Verfassung und, damit jede Unzufriedenheit verhütet werde, auch bei der anfänglichen Culturstufe des Volks bleiben soll, zur Aufrechthaltung derselben Einheit der Volksreligion erfoderlich, und jede davon abweichende Lehrmeinung oder Religionsübung zu unterdrücken seyn. Die Weltgeschichte giebt auffallende und oft schreckliche Beweise der Consequenz und Strenge, mit der diese Maxime in Anwendung gebracht worden ist. Des Fanatismus der Orientalen nicht zu gedenken, dürfen wir hier nur an die Judenverfolgung im Mittelalter, an die Dragonaden Ludwigs XIV., an die Inquisition und ihre Auto da Fé's erinnern. Diese alte Staatsmaxime der Intoleranz mußte aber immer mehr von ihrer Kraft und Bedeutung verlieren, jemehr einerseits die Völker durch Handel und Wissenschaften mit einander in Berührung kamen und heller denken lernten, andrerseits die Fürsten und ihre Rathgeber einsahen, das Wohl der Unterthanen, der wahre Endzweck des Staats, werde nicht durch den Ruhm einer einseitigen Rechtgläubigkeit, nicht durch einen vernunftwidrigen und alle freie Thätigkeit des menschlichen Geistes lähmenden Gewissenszwang, sondern vielmehr durch Anregung und liberale Unterstützung dieser Thätigkeit gefördert. Aufmunternde Beweise davon gaben England, Holland und diejenigen deutschen Länder, welche jeder Religion freie Übung verstatteten, und dabei sowohl an Bevölkerung als auch an Wohlstand und Bildung zunahmen, während Spanien, Frankreich und einige deutsche Staaten, wie Salzburg und die Pfalz, ihre fleißigsten Unterthanen umbringen oder auswandern ließen. Man überzeugte sich, daß jede Religion, was sie sonst auch lehre, wenn sie nur Achtung gegen die bürgerlichen Gesetze und Gehorsam gegen die

Digitized by Google

Obrigkeit gebietet, mit dem Endzwecke des Staats verträglich ist, und konnte bei dem veränderten Zeitgeiste das Aufkommen anderer Religionen neben der herrschenden eben so wenig ganz verhindern als ferner noch gefährlich finden. Rußland hat, ungeachtet es die griechische Kirche für die herrschende erkennt, schon seit dem 16ten Jahrhundert den Armeniern, seit dem Anfange des 17ten den Lutheranern und Reformirten, seit 1683 den Catholiken, und seit der Regierung Catharinens II. allen Religionen überhaupt freie Übung verstattet; fünf christliche Religionsparteien und die Juden halten in neun lebenden Sprachen zu Petersburg ihren Gottesdienst; in Georgien und Taurien haben die Mohammedaner Moscheen. Auch Polen bekannte sich seit seiner Wiederherstellung zu den französischen Grundsätzen der Toleranz. In Ungarn genießen seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts die Griechen, und die Protestanten schon seit der Reformation gleiche, obwohl oft gekränkte Rechte mit den Catholiken, auch Socinianer und Juden wenigstens freie Religionsübung. In Deutschland hat der westphälische Friede die freie Religionsübung den Protestanten in catholischen Ländern und den Catholiken in protestantischen Ländern sicher gestellt. Die deutschen Kaiser nahmen zwar für ihre Erbstaaten diesen Grundsatz nicht an, doch gab Joseph II. 1781 den Protestanten völlige Religionsfreiheit. In Preußen und den übrigen deutschen Staaten haben die drei Hauptconfessionen der occidentalischen Christenheit seit der Entstehung des Rheinbundes nicht nur diese Freiheit, sondern auch ganz gleiche bürgerliche Rechte, welche Confession auch die herrschende gewesen sey, so daß Protestanten in catholischen Ländern und Catholiken in protestantischen Ländern zu allen Civilämtern gelangen können. Daneben dürfen auch die Griechen, wo sie sich des Handels wegen aufhalten, den Gottesdienst nach ihrer Weise begehen, und keine mit den Hauptlehren des Christenthums übereinstimmende Religionspartei ist von der allgemeinen Duldung ausgeschlossen. In Sachsen wurde unter russischem Gouvernement 1814 auch die griechische Religionspartei in bürgerlichen Rechten den übrigen gleichgestellt. Schweden, das unter allen europäischen Staaten am strengsten über die echt evangelisch-lutherische Lehre hält, hat durch einen Reichstagsbeschluß von 1779 ebenfalls allgemeine Toleranz bewilligt. Dänemark that dies schon etwas früher. In England setzte Wilhelm III. 1689 für die protestantischen Nonconformisten in allen drei Reichen die Toleranzacte durch; die davon ausgeschlossenen Catholiken sind erst 1778 zur freien Religionsübung gelangt; um völlige Gleichheit der bürgerlichen Rechte mit den Protestanten kämpfen sie aber noch immer. Holland hat den Christen und Juden aller Confessionen die Freiheit der Religionsübung, so lange es ein Freistaat war, immer, aber die Gleichheit bürgerlicher Rechte mit den Gliedern der sonst herrschenden reformirten Kirche, den Catholiken und Juden erst durch die Constitution vom Jahre 1801 zugestanden, und seine Vereinigung mit dem französischen Reiche hatte nichts darin verändert. In der Schweiz galt vor 1798 nur die helvetisch-reformirte Confession und der Catholicismus, aber die vom französischen Directorium aufgedrungene Constitution dieses Jahres gab auch den übrigen christlichen Confessionen freie Religionsübung, und die Constitutionen von 1802 und 1803 bestätigten sie. Die Juden genießen dieses Recht unter vielen Einschränkungen nur im Aargau. In Frankreich kam es nach oftmaligen schrecklichen Verfolgungen der Protestanten erst 1788 zur gesetzlichen Duldung aller Nicht-

Digitized by Google

catholiken, welche ihnen jedoch keineswegeſ öffentliche Religionsübung und noch weniger gleiche bürgerliche Rechte mit den Catholiken geſtattete. Da aber die Revolution nicht nur allen Religionszwang, ſondern endlich auch alle chriſtliche Religionsübung aufhob, ſo war es dem erſten Conſul Napoleon Buonaparte leicht, bei der Wiederherſtellung derſelben durch das Concordat von 1801 allen in Frankreich lebenden Religionsparteien gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten zu ſichern. Er blieb auch als Kaiſer, politiſcher Zwecke wegen, der entſchiedenſte Freund einer allgemeinen Toleranz, und ſein mächtiger Einfluß hatte auch Italien und die pyrenäiſche Halbinſel, ſo weit ſie von ſeinen Armeen beſetzt war, zur Gleichſtellung aller Religionsparteien genöthigt. Ihm verdanken auch die Juden, die ſich ſonſt durch ihr Geld und ihr Gewicht für den Handel in allen Staaten Europens, außer Portugal und Spanien, mehr oder weniger freie Religionsübung zu verſchaffen gewußt hatten, das Glück, dieſe Freiheit nicht nur geſichert, ſondern ſich auch im franzöſiſchen Reiche und in mehreren Staaten des Rheinbundes in den ſeit beinahe 18 Jahrhunderten entbehrten Beſitz des Bürgerrechts geſetzt zu ſehen. Daß dieſe dem Geiſte des Zeitalters angemeſſenen Grundſätze einer allgemeinen Toleranz in Italien, ſeit der Wiederkehr des Papſtes, und in Spanien, ſeit Ferdinands VII. Thronbeſteigung, der alten Unduldſamkeit wieder weichen mußten, ſetzt allerdings dieſe Länder in ihrer Cultur aufs neue zurück; doch auch die Mächte der Finſterniß, die dort gebieten, werden dem ſtillen Einfluß der Humanität nicht immer widerſtehen können. Die Türken mußten den bei der Eroberung des griechiſchen Kaiſerthums vorgefundenen griechiſchen Chriſten, um ihres Gehorſams gewiß zu ſeyn, freie Religionsübung geſtatten, und ſie iſt auch andern chriſtlichen Confeſſionen, unter dem Schutze der Geſandten ihres Glaubens, mit gewiſſen Einſchränkungen in der Türkei nachgelaſſen. Übrigens herrſcht noch in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Reichen, die ſich zum Mohammedismus, Lamaismus und andern heidniſchen Religionen bekennen, das alte Princip der Intoleranz; nur China und die Seeſtädte überhaupt dulden des Handels wegen fremde Religionsverwandte und ihre Gottesdienſte. Die Colonien der Europäer bieten das Schauſpiel der wunderlichſten Miſchung aller Glaubensarten dar; die Hauptreligion des Mutterlandes hat zwar immer den Vorzug, doch werden Chriſten, Mohammedaner Juden und Heiden jeder Art, wenn ihre Religion der bürgerlichen Ordnung nicht geradezu widerſtrebt, geduldet und bei ihrem Gottesdienſte geſchützt. Auf der Inſel Hayti wurde 1817 von dem catholiſchen Negerregenten allgemeine Religionsfreiheit zum Staatsgeſetz gemacht. Nur die Portugieſen in Südamerika beharren noch ſtreng auf der alles Fremde ausſtoßenden Alleinherrſchaft des Catholicismus, und derſelbe Geiſt hält zwar auch im ſpaniſchen Amerika alle andern Religionsverwandten unter dem Druck, jedoch ſehen dieſe auf den Fall, daß die von einigen ſeit 1810 empörten Provinzen errungene Unabhängigkeit eine allgemeine republikaniſche Verfaſſung herbeiführen ſollte, ohne Zweifel einer eben ſo uneingeſchränkten Religionsfreiheit entgegen, als die Bewohner der nordamerikaniſchen vereinigten Freiſtaaten ſeit ihrer Gründung genießen. Wie ſehr wir nun auch Urſache haben, dieſe auf dem ganzen Erdkreiſe ſich immer allgemeiner verbreitende Toleranz in Religionsangelegenheiten als ein erfreuliches Kennzeichen der fortſchreitenden Bildung des Menſchengeſchlechts anzuſehen, ſo können wir doch dabei eine Erſcheinung nicht unbemerkt

Digitized by Google

lassen, die den Menschen keineswegs zur Ehre gereicht, und die alte Erfahrung bestätigt, daß sie ein Gut nur so lange zu schätzen wissen, als ihnen der Besitz desselben streitig gemacht wird. Nirgends zeigte sich mehr Ernst und Eifer für die Religion, mehr wahre Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung des Gottesdienstes als in den Kirchen, die unter dem Drucke der Intoleranz standen. Man drängte sich zum Märtyrerthume, als die christliche Religion noch unter den Verfolgungen heidnischer Kaiser schmachtete; die Protestanten in Frankreich ließen lieber Gut und Blut, als ihren Glauben; selbst die Juden verstanden sich eher zu den größten Opfern, zur Erduldung der härtesten Mißhandlungen als zur Abschwörung ihrer Religion. Nun, da den Gedrückten fast überall die lang ersehnte Freiheit verstattet ist, scheint mit dem Reize einer leidenschaftlichen Vertheidigung der Religion auch das Interesse für sie sich allmählig zu verlieren. — Unterscheiden müssen wir von der Freiheit der Kirchen im Staate, die Freiheit, welche die einzelnen Glieder einer Kirche in ihrem Schooße, entweder vermöge des Princips derselben oder zufolge ihrer eignen Anmaßung genießen. Der Protestantismus ist der Freiheit im Denken und Leben günstiger, als der Catholicismus; die Confession und Kirchenverfassung der Reformirten wieder mehr, als die der Lutheraner, und mehr als beide der Socianismus. Wo aber das Licht der philosophischen Bildung und Aufklärung am hellsten leuchtet, hat man es auch am meisten gemißbraucht. Die Denkfreiheit in Deutschland, Frankreich und England ist nicht selten in Frechheit und Zügellosigkeit ausgeartet, und es hat nie mehr Menschen gegeben, die sich im Herzen zu gar keiner positiven Religion bekennen und allen Cultus vernachlässigen, als seit den letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts. So scheint nun für das Ansehen und die Wirksamkeit der Religion unter den Menschen, wie wir sie kennen, eine gemäßigte Einschränkung rathsamer zu seyn, als völlige Freiheit. E.

Freiheitsbaum war während der französischen Revolution das Zeichen der errungenen Freiheit geworden. Die Jacobiner erfanden in der Periode, da sie mächtig zu werden anfingen, dieses Symbol, und pflanzten, um dem Volke ein Schauspiel zu geben, den ersten Freiheitsbaum in Paris auf. Man ahmte in mehreren Städten Frankreichs diese Feierlichkeit nach, und es ward herrschende Sitte, daß die französischen Heere bei ihrem Einzuge in Städte des Auslandes ein gleiches thaten. Anfänglich hatte man allemal Pappeln gepflanzt; weil aber der französische Name dieses Baumes (peuplier) zu leichtsinnigen Spöttereien Anlaß gab, so wählte man nachher Eichen oder Tannen zu Freiheitsbäumen. Ein anderes, sonst eben so berühmtes, aber jetzt vergessenes Sinnbild waren die rothen Freiheitsmützen, welche man seit dem April 1792, zum Andenken der zu den Galeeren verdammten, aber nachher freigesprochenen Soldaten des Regiments Chateauvieux zu tragen anfing.

Freiherr (Baron), war ursprünglich ein Edelmann, der kein Lehngut besaß, mithin keinem Großen zu Diensten verpflichtet war, zum Unterschiede von adelichen Dienstmännern; besonders die großen freien Gutsbesitzer, die niemanden zu einer Lehnsverbindung oder zu Hofdiensten verpflichtet waren. Sie erhielten über ihr großes Landeigenthum ganz die nämlichen Rechte, wie ursprünglich die Gouver-

Digitized by Google

neurs über die Provinzen, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Sie gehörten zu dem hohen Adel. Jetzt ist es bloßer Titel eines Edelmanns, der zwischen dem Grafen und dem gemeinen Edelmanne in der Mitte steht. Die Voronin oder Baronne heißt auf deutsch Freifrau, Freiin. (Vergl. Baron und Dynast.)

Freimaurer, Freimaurerbrüderschaft (Freimaurerorden, oft auch kurz Maurer und Maurerei genannt), eine über alle Erdtheile, so weit nur europäische Cultur reicht, mehr oder weniger ausgebreitete Gesellschaft von Männern aus verschiedenen Völkern, Ständen und Religionsvereinen, welche in abgesonderten Versammlungen oder Logen, unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewisse Kunst, bildlich Maurerei oder Freimaurerei genannt, ausüben, die sie noch jetzt vor allen Nichtmitgliedern ihrer Gesellschaft, welche sie Profane nennen, bei ihrer Aufnahme zu verhehlen versprechen. Worin diese geheime Kunst bestehe, wird im Folgenden klar werden. Die seit etwa 100 Jahren so schnell erfolgte Ausbreitung dieser Gesellschaft von England, besonders von London, aus, über Frankreich, Deutschland, Schweden, Dänemark und über die europäischen Colonien in Amerika, Asien und Afrika; die bekannt gewordenen Grundsätze der Bruderliebe und der allgemeinen Menschenliebe, denen gemäß die Gesellschaft hülfsbedürftige Mitglieder, so wie Waisen und arme Kinder, unterstützte, vereint mit dem Geheimnißvollen ihrer Arbeiten, welches gleichwohl in unzähligen, durch die Brüderschaft selbst veranstalteten Abdrücken von Constitutionsbüchern, Logenreden, Gesängen, Apologien u. s. w. aus seinem symbolischen Gewande deutlich genug hervorschimmerte, um der Neugierde der Uneingeweihten eine bestimmte Richtung und Nahrung zu geben; ferner die Theilnahme und der Schutz mächtiger und einsichtsvoller Monarchen, und dagegen die oft harten Verfolgungen, welche Freimaurer in mehreren andern Ländern erfuhren: alles dies zieht die Aufmerksamkeit gebildeter Menschen auf diesen in seiner Art einzigen Männerbund. Die wesentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderschaft auf die höhere Ausbildung der Menschheit steht, und die Umgestaltung, der sie im eignen Innern jetzt entgegenreift, veranlassen den Verfasser dieses Aufsatzes, einen Freimaurer, dasjenige, was sowohl dem aufgenommenen Freimaurer, als dem denkenden und gemüthvollen Nichtmaurer über diesen Gegenstand das wichtigste ist, kurz zusammenzustellen. Es kommt hier nicht darauf an, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes mitzutheilen, welche blos zu der eigenthümlichen Form desselben gehören; es soll vielmehr das Wesen und die Bestimmung desselben aus den Grundzügen seiner Geschichte, Verfassung und Gesetze erkenntlich gemacht, die Stufe, worauf er jetzt steht, bezeichnet, und die Hoffnungen, angedeutet werden, welche der Menschenfreund über ihn nährt. Von ununterrichteten Freimaurern und Nichtmaurern ist die Meinung verbreitet worden, es stamme die Freimaurerbrüderschaft aus den griechischen, wohl gar aus den ägyptischen Mysterien, oder von den Dionysischen Baukünstlern, aus dem Pythagoräischen Verein, oder von den Essenern, im geschichtlichen stetigen Zusammenhange her. So wenig jedoch die oben genannten Stiftungen unter sich selbst ein stetiges geschichtliches Ganzes ausmachen, so ungegründet ist auch die Ansicht, die Freimaurerbrüderschaft als zusammenhängende Fortsetzung irgend eines dieses Vereine zu betrachten. In Lawrie's Geschichte der Freimaurerei aus authentischen Quellen u. s. w. Edinburgh 1804,

Digitized by Google

übersetzt von Burkhardt, Freiberg 1810; vorzüglich in den Anmerkungen, S. 313 — 368, kann der Geschichtsforscher hierüber das Nähere finden. Eben so ungegründet erweisen sich die geschichtlichen Hypothesen, daß die Freimaurerbrüderschaft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder aus was immer für einen andern geistlichen Orden, oder später aus dem Jesuiterorden, oder, nach Nicolai, mittelbar aus den Rosenkreuzern, oder nach Lessing, aus einer bis ins 17te Jahrhundert zu London im Stillen bestandenen, von dem Baumeister Christoph Wren bei dem Baue der Paulskirche daselbst an die Baulogen und an die bei ihnen zu Mitgliedern angenommenen Nichtbauleute, zum Theil exoterisch gemachten Tempelherrenmasonei entstanden seyn soll. Ein großer Theil dieser vor dem Lichte der kritischen Geschichtforschung verschwindenden Annahmen ist durch die absichtlich zu einem rituellen Gebrauche ersonnenen Geschichten des Ordens (historiae ordinis), — hinter welche jedoch zum Theil, vermittelst einer Namen- und Jahrzahlchiffre, wahre Geschichte der sogenannten höheren Grade und innern Oriente versteckt worden ist, — bei unkundigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die Ansicht, als sey die Freimaurerbrüderschaft aus der Zunft- oder Handwerksmaurerei entstanden, ist, im gewöhnlichen Sinne genommen, völlig ungegründet: denn die Freimaurerbrüderschaft entsprang nicht aus Gesellschaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmetzen, noch aus zünftigen, in Städten ansässigen Maurergewerken insbesondere, sondern längst zuvor, ehe es in irgend einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und ansässige Zünfte von Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten, Ziegeldeckern, Schlossern, Glasern, und von andern zum Bauen erfoderlichen Gewerken gab, bestanden viele und überaus zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus den gebildetern Völkern Europa's, unter der Anführung und Regierung eines oder mehrerer Baumeister (Architekten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe der geistlichen und weltlichen Macht geschützt, und in eine eigene Verfassung zu jedem großen Baue vereinigt, errichteten diese Gesellschaften in allen Ländern des christlichen Europa's jene zahlreichen, zum Theil riesenhaften Werke des in seinen edelsten Meisterstücken ureigenthümlichen, erhaben schönen Kunststyles, welcher gewöhnlich uneigentlich der gothische genannt wird. Diese Baucorporationen finden wir im Wesentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weise aus Architekten und Bauleuten Italiens, Deutschlands, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Schottlands und anderer Länder, nicht selten auch aus griechischen Künstlern gemischt; z. B. bei dem Bau des berühmten Klosters Batalha in Portugal (um das Jahr 1400), des Münsters und Thurmes zu Straßburg (um das Jahr 1015 — 1439) und des zu Cöln (um das Jahr 950 und 1211 — 1365), des Doms zu Meißen (im 10ten Jahrhundert), des Domes zu Mailand, des Klosters auf dem Berge Cassino — und bei allen merkwürdigen Bauten in den brittischen Inseln. Daß nun aus diesen großen Vereinen von Künstlern und Werkleuten die Freimaurerbrüderschaft hervorgegangen, und durch welche Vermittelungen und Übergänge sie endlich ein Bund geworden sey, der sich nicht mehr mit der eigentlichen Baukunst beschäftigt, dies ist das Ergebniß der neuesten kritischen Forschungen in der Geschichte der Freimaurerbrüderschaft. Hiervon die Grundzüge mitzutheilen, ist die nächste Absicht. Zwar können die Beweise hier nicht geführt werden, allein der Verfasser schreibt

nichts, was blos Hypothese ist, sondern nur, was ihn der Überblick zusammenhängender Thatsachen der Geschichte lehrt. Die ersten Gesellschaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderschaft in stetigem geschichtlichen Zusammenhange steht, sind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora bestanden. Die ersten Zünfte von Bauleuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebst mehrern andern Zunftverbindungen (collegium artificia), nach dem Muster der griechischen Zunft- und Priestergesellschaften in Rom ein, und verordnete ihnen angemessene eigne Zunftversammlungen und gottesdienstliche Handlungen. Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln durften die Collegia, übereinstimmend mit der Gesetzgebung des Solon, sich selbst ihre gesellige Verfassung geben und unter sich Verträge schließen, wenn nur nichts davon den öffentlichen Gesetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten sich die Zünfte aller Art, besonders aber alle zum Stadt-, Wasser- und Schiffbau erfoderlichen Gewerke, durch alle Landstädte und Provinzen des sich unaufhaltsam erweiternden Römerstaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römischer Sitten, Wissenschaften und Künste. In jenen Urzeiten gestiftet, wo Staat und gesellige Religionsübung als ein ungetrenntes Ganzes nach dem Vorbilde der Familie gebildet wurden, waren die römischen Collegia, außer ihrer Kunstgemeinschaft, zugleich bürgerliche Anstalt und ein religiöser Verein. Diese für die Entfaltung der Menschheit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, besonders die der bauenden Künstler und Gewerke bis an das Ende des römischen Reichs, und pflanzten sie dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergebornen Europa's fort. Da die römischen Collegia ihre Versammlungen bei verschlossenen Thüren hielten, so wurden sie eben so eine Zuflucht politischer Parteien, als fremdvolklicher Mysterien geheimer Weihen und Lehren aller Art. Die römischen Kaiser der ersten Jahrhunderte beschränkten zwar die Collegia möglichst; aber die spätern Regierungen mußten sie dafür desto ungemessener begünstigen. Im Corpus juris finden sich mehrere Verzeichnisse der im dritten und vierten Jahrhunderte gesetzmäßigen, steuerfreien Künste und Gewerke, worunter auch Architekten, Schiffsbauleute, Maschinenverständige, Ballistenmacher, Mahler, Bildhauer, Marmorarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute u. A. m. vorkommen. Es war keine nur irgend bedeutende Stadt, keine noch so entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des westlichen und östlichen Reichs mehrere der jetzt genannten Collegia mit eigenen Verfassungen und Zunftgesetzen, und in fest bestimmten Verhältnissen zum Staate und zur Priesterschaft bestanden hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiser zum Aufbau großer Städte, Kirchen und Paläste aus allen Theilen des Reichs zusammenkommen; auch waren die nöthigen Baugewerke bei jeder römischen Legion. Solcher römischen Baucorporationen waren nun auch viele in dem, während der Römer Herrschaft sehr civilisirten, ja prachtvoll angebauten Britannien, sowohl bei der Armee, als in den Städten vertheilt. Eben so in Spanien, Frankreich, am Rhein und an der Donau. Zwar gingen diese Collegia in Britannien, während die Picten, Scoten und Sachsen das Land verwüsteten, nebst den meisten ihrer Kunstwerke, unter, allein in Frankreich, Spanien und Italien, und in dem griechischen Reiche erhielten sie sich blühend; und aus diesen Ländern ließen dann die christlichen sächsischen Könige, besonders Alfred und Athelstan,

Digitized by Google

eine große Menge Künstler und Bauleute zum Aufbau ihrer Burgen, Kirchen und Klöster nach England kommen. Waren nun gleich diese einwandernden Künstler, so wie die wenigen daselbst noch aus der frühern Zeit übrigen, jetzt sämmtlich Christen, und hatten sie auch zum großen Theile Geistliche als Architekten zu Vorstehern; so konnten doch die aus ihnen bestehenden Corporationen keine andere Verfassung haben, als die ihnen stetig überlieferte, durch das ganze gebildete Europa verbreitete, noch heute aus dem Corpus juris Romani erkennbare Verfassung der Collegien überhaupt, und der Baucollegien im westlichen und östlichen Römerreiche insbesondere. Diese Verfassung war mithin eben dieselbe, welche auch die röm. Baucorporationen in Britannien gehabt hatten, und welche die von denselben noch übrig gebliebenen Künstler unter Alfred und Athelstan ebenfalls anerkannten. Da die Mitglieder dieser Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts zu den verschiedensten Nationen, und dabei zu sehr von einander abweichenden, zum Theil als ketzerisch verdammten kirchlichen Parteien, öffentlich oder im Stillen gehörten, folglich in Glauben, Sitte und Lebensart sehr verschieden waren; so konnte man sie nur unter der Bedingung bewegen, nach England zu kommen und daselbst zu bleiben, daß ihnen der Papst und der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigne Gerichtsbarkeit und eigne Bestimmung des Arbeitslohnes gestatteten. Dann vereinigten sie sich unter schriftlichen Constitutionen, bei denen die alte Verfassung der griechischen und römischen Zünfte, und die Bestimmungen des römischen Rechtes zum Grunde lagen. Die verschiedenen Glaubensmeinungen dieser Bauleute, zum Theil die wirklich reinern Einsichten der ihnen vorstehenden Architekten und Geistlichen veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöse Duldung und den musterhaft sittlichen Wandel, wodurch sich diese Corporationen vor dem größten Theile ihrer Zeitgenossen auszeichneten, und wurden zugleich der Antrieb zu jenem Kunstfleiße, der in seinen bewundernswürdigen Denkmalen ihren Ruhm noch von uns an fernen Jahrhunderten verkünden wird. Aus den Zeiten der Römer hatte sich bei ihnen die hohe Lehre über die Bildung und Würde des Baukünstlers erhalten, wie sie Vitruvius in seinem Werke über die Baukunst (dem Handbuche der Künstler des Mittelalters) beschreibt; ein System religiöser und sittlicher, in Symbole gekleideter Lehren und heiliger Handlungen, aus den Systemen der griechischen, vorzüglich der stoischen Philosophen, und aus einigen Bruchstücken des ägyptischen und griechischen Mysterienwesens, so wie aus der Lehre und den Gebräuchen des ersten Christenthums, besonders der gnostischen Parteien gemischt, bildete ihr inneres Geheimniß (esoterisches Mysterion). Die Tyrannei der päpstlichen Kirche nöthigte sie, dieses Geheimniß nebst den eigentlichen Geheimnissen der Baukunst und den ihr helfenden Künsten, besonders der Scheidekunst, Metallbearbeitung und Naturlehre, sorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umsicht, nur theilweise, auf Umwegen und in fremdartiger Einkleidung, nach außen zu verbreiten, wenn sie als Baukünstler Duldung und Arbeit finden, und als Menschen dem schrecklichsten Loose entgehen wollten. Der ganze bisher angedeutete geschichtliche Zusammenhang der heutigen Freimaurerbrüderschaft mit den Baucorporationen des Mittelalters, und dieser mit den Collegien der Römer, erhellt unwiderleglich schon aus der Kenntniß des Alterthums, aus der Geschichte von England und aus der Übereinstimmung der Verfassung, Symbole und

Digitized by Google

Gebräuche der heutigen Freimaurerbrüderschaft. Es haben sich aber noch überdies in der von den Baucorporationen des Mittelalters abstammenden Freimaurerbrüderschaft drei schriftliche Denkmale als die ältesten Kunsturkunden derselben erhalten, welche jenen geschichtlichen Zusammenhang, so wie die Lehre und die Gebräuche jener Baucorporationen des Mittelalters, in großer Vollständigkeit darlegen, und dadurch für die Geschichte des Aufkeimens des höheren reinmenschlichen Lebens im Mittelalter von unschätzbarem Werthe sind. Die ganze Freimaurerbrüderschaft befindet sich im Besitz einer historisch-kritischen und philosophischen Bearbeitung dieser wichtigen Denkmale durch die Schrift: die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft, 2 Bde. gr. 8., Dresden 1810, 1812, (zweite verm. Ausg., das. 1819) worin zugleich die Beweise der geschichtlichen Behauptungen des vorliegenden Aufsatzes größentheils aus den Quellen dargelegt sind. Ehe aus einer von diesen Urkunden erwähnt werden kann, was zu dem gegenwärtigen Zwecke nothwendig ist, in Beziehung auf die Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts in England anzuführen, daß dort ein eigner Umstand der Denkart, Verfassung und Beschäftigung denselben eine bestimmte Richtung und ein eigenthümliches Leben gab. Schon seit einigen Jahrhunderten vor dem Einfalle der Sachsen, im J. 499, blühte in Britannien eine zahlreiche christliche Kirche, welche schon unter Diocletianus verfolgt wurde, und zu den ältesten allgemeinen Kirchenversammlungen ehrwürdige Bischöfe sandte. Sie ward zugleich mit der römischen Cultur von den Picten und Sachsen unterdrückt und vertrieben, und nur in den Einöden von Wales und Schottland, in den Inseln zwischen England Schottland und Irland, vorzüglich in Anglesey und Mona, und in dem damals selbstständigen Irland fanden die Christen und ihre Lehrer Zuflucht, und setzten daselbst ihre reinapostolische, der orientalischen Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfassung fort. Die frommen, gelehrten und menschenfreundlichen Geistlichen dieser altbrittischen Kirche heißen Kuldeer, Keldeer, Ceili-de, Colidei. Als Bischöfe und Kirchenlehrer, als Einsiedler, oder in große Klöster zu gottinnigem Leben und zu ernstem Studium der Wissenschaften und der alten Sprachen vereinigt, waren sie dem Volke Beispiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künsten und Fertigkeiten des geselligen, menschenwürdigeren Lebens. Zwar strebten sie, die Sachsen und ihre rohen Könige dem Christenthume und der Menschlichkeit zu gewinnen; allein nicht fähig, mit ähnlichen Mitteln und Waffen, als der vom Papst im Jahr 597, nebst vierzig Mönchen nach Britannien gesandte Augustinus, und die ihm nachfolgenden Bischöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidigen, waren sie genöthigt, sich mit dem stillen Einflusse auf einige bessere Könige und Große des sächsischen Reiches zu begnügen, und mußten die päpstliche Kirche überhand nehmen, sich selbst blutig verfolgt und ihre großen Klöster und Klosterschulen in Wales, Anglesey und Mona zerstört, aber von päpstlichen Mönchen bezogen sehen. Dem milden und weisen Geiste Jesu treu, verschmähten sie dann in ihrem sonstigen Eigenthume auch die Ämter der Chorsänger, Meßdiener und Thürsteher nicht. Sie unterlagen endlich in England fast gänzlich, ob sie gleich, besonders in Irland vor der Eroberung durch die Engländer, und in Schottland sogar bis zu der Reformation, nie ganz vernichtet worden sind, und wiewohl sich beweisen läßt, daß die ersten Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derselben

entzündet haben. Die Geschichte dieses ehrwürdigen Theiles der christlichen Geistlichkeit, aus welchem unter Carl dem Großen und Alfred die größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen sind, ist von den päpstlich gesinnten Geschichtschreibern absichtlich unterdrückt und verfälscht worden; nur erst wenige Schriftsteller haben angefangen, die Wichtigkeit derselben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten bekannt zu machen, vorzüglich Usher, Ledwich und Grose. Diesen Kuldeern gelang es nun, sich auch bei Alfred und Athelstan Eingang zu verschaffen; und als Athelstan bei dem Aufbaue verwüsteter Städte und neuer Klöster und Kirchen besonders viele Bauleute anstellte, so daß er es für nothwendig hielt, die durch sein ganzes Reich zerstreuten, aus Bauleuten der verschiedensten Nationen gemischten Corporationen in ein geselliges, vom Staate garantirtes und dem Staate verantwortliches Ganzes, unter zwar selbst gewählter, aber vom Staate bestätigter Verfassung zu vereinigen, so benutzten die Kuldeer die ihnen dabei dargebotne Gelegenheit, in diesen Gesellschaften, worin sie viele Glaubensgenossen hatten, und besonders in der unter Athelstan vollendeten neuen allgemeinen Einrichtung der ganzen Brüderschaft, ihre alten, christlichen und moralischen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren, und sie mit den noch von den römischen und griechischen Collegien übrigen Kunstlehren, Gebräuchen und Zunftgesetzen, welche zum Theil umgebildet und anders gedeutet wurden, in ein liturgisches Ganzes zu verweben. Die Beweise aller dieser Behauptungen sind ebenfalls in der oben angeführten Schrift aus den Quellen geführt worden. Hier ist es nur vergönnt, die Erzählung an den Hauptthatsachen fortzuführen. Die älteste jener Urkunden ist die im J. 926 allen Baucorporationen in England vom König Athelstan durch seinen Bruder Edwin zu York bestätigte Constitution oder Verfassung, deren Original in angelsächsischer Sprache noch jetzt in York aufbewahrt wird, wovon eine gerichtlich beglaubigte Übersetzung in der vorhin erwähnten Schrift das erstemal gedruckt steht. Diese Urkunde beginnt so: „Die Allmacht des ewigen Gottes, Vaters und Schöpfers der Himmel und der Erde, die Weisheit seines göttlichen Wortes, und die Einwirkung seines gesendeten Geistes, sey mit unserm Anfange und schenke uns Gnade, uns in diesem Leben so zu regieren, daß wir hier seinen Beifall und nach unserm Sterben das ewige Leben erlangen mögen. Die guten Brüder wollen zuerst wissen, wie und auf welche Weise die verehrungswürdige Kunst der Architektur anfing; hernach aber wie sie erhalten wurde, und durch Könige und Fürsten in Flor kam. Sodann wollen sie auch wissen, welche von dem heiligen Albanus, nach Art der Römer, eingeführte Gesetze noch gut und nützlich sind. Weil nun schon die Griechen und Römer die Architektur für werth hielten, daß sie als eine große Kunst und merkwürdige Wissenschaft, treulich beobachtet werde; so soll es, nach dem frommen Willen des Königs Athelstan, bei uns auch so seyn." Schon diese Stelle lehrt, daß hier altgläubige mit der ältesten morgenländischen Kirche übereinstimmende Christen reden. Darauf folgt eine Geschichte der Baukunst, welche von der biblisch-mythischen Geschichte Adams und der Familie desselben anhebt, und die Kunst, mit Anführung einiger rabbinischen Traditionen, über den Babelthurmbau, zum Salomonischen Tempel, mit ruhmvoller, jedoch auf die Nachrichten der Bibel beschränkter Erwähnung Hirams, von da aber zu den Griechen und Römern fortführt; wobei vorzüglich Pytha-

goras, Euklides und Vitruvius gefeiert werden. Sodann wird die Geſchichte der Baukunſt in Britannien, und der älteſten Baucorporationen daſelbſt, ſehr richtig, und mit den bewährteſten Geſchichtſchreibern einſtimmig dargeſtellt, und unter anderm erwähnt, „daß St. Albanus, ein würdiger römiſcher Ritter, um das Jahr 300 ſich der Kunſt angenommen, Einrichtungen und Grundgeſetze (Chargen) bei den Maurern feſtgeſetzt, ſie Gebräuche gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn, und einen Freibrief vom Kaiſer Carauſius ausgewirkt habe, dem gemäß ſie als eine Geſellſchaft in Britannien unter Baumeiſtern ſtehn ſollten.“ Hierauf wird die Verwüſtung des Landes und ſeiner Bauwerke durch die nördlichen Völker und durch die Angeln und Sachſen erzählt, und dabei geſagt: „Endlich aber kehrte der Friede zurück, und der Biſchof in Rom ließ die Angeln und Sachſen zum chriſtlichen Glauben bekehren; woraus immer mehr geſchickte Bauleute in Britannien entſtanden, welche von dem wachſamen überreſte der alten brittiſchen Baumeiſter unterwieſen wurden. Nun wurden die Kirchen in Canterbury und Rocheſter zuerſt errichtet, und die ältern Gotteshäuſer reparirt. Hernach ſchickte auch der König Carl Martell viele Maurer über das Meer nach Britannien, weil es die ſächſiſchen Könige verlangt hatten; und ſo lebte die Baukunſt unter Leitung der alten brittiſchen Baumeiſter immer mehr auf. Zu bedauern iſt freilich, daß die Einfälle der Dänen manches ſchöne Auguſtiniſche Gebäude verwüſtet, und daß ſie viele Nachrichten von der Geſellſchaft mit den Klöſtern verbrannt hatten, worin die Logen ſchon damals gehalten wurden; dieſem Mangel aber hat der fromme König Athelſtan abzuhelfen beſchloſſen. Er hat daher befohlen, daß die von dem heiligen Albanus eingeführte Einrichtung der Römer wieder hergeſtellt und beſtätigt werde, daher er auch ſeinem jüngſten Sohe Edwin einen Befreiungsbrief für die Maurer, um ſich ſelbſt unter einander regieren und Einrichtungen zum Gedeihen der Kunſt treffen zu können, ausgehändigt hat, weil dieſer die Grundgeſetze (Chargen) ſelbſt angenommen und die Gebräuche erlernt hat. Er hat auch galliſche Maurer kommen laſſen, und ſie nun mit zu Vorſtehern beſtellt, und die Einrichtungen der Griechen, Römer und Gallier, welche ſie in Schriften mitgebracht haben, nebſt des heiligen Albanus Einrichtungen, durchſehen laſſen; und hiernach ſollen nun alle Maurergeſellſchaften eingerichtet werden. Er hat euch hierher nach York zuſammenberufen laſſen, und die Vorſteher ſollen euch nun die Geſetze vorſagen, welche ſich in den alten glaubwürdigen Nachrichten, die durchgegangen worden ſind, gefunden haben, und welche zu beobachten, nützlich und gut iſt; u. ſ. w.“ Nun folgen die ſechzehn älteſten Geſetze ſelbſt, welche mit allem, was mühſame Forſchungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römiſchen Baucorporationen lehren, genau übereinſtimmen, und durch die reine chriſtliche Lehre veredelt erſcheinen. Unter dieſen Geſetzen ſind folgende die merkwürdigſten: „1. Die erſte Pflicht iſt, daß ihr aufrichtig Gott verehren, und die Geſetze der Noachiden befolgen ſollt, weil es göttliche Geſetze ſind, die alle Welt befolgen ſoll. Daher ſollt ihr auch Irrlehren meiden, und euch dadurch nicht an Gott verſündigen. 2. Eurem Könige ſollt ihr getreu ſeyn, ohne Verrätherei, und der Obrigkeit, wo ihr euch auch befinden werdet, gehorſam ſeyn, ohne Falſchheit. Hochverrath ſey fern von euch, und erfahrt ihr deß etwas, ſo ſollt ihr den König warnen. 3. Gegen alle Menſchen ſollt ihr

dienstfertig seyn, und, so viel ihr könnt, treue Freundschaft mit ihnen stiften, auch euch nicht daran kehren, wenn sie einer andern Religion oder Meinung zugethan sind. 4. Besonders sollt ihr auch immer treu gegen einander seyn; sollte sich daher auch ein Bruder gegen irgend jemand oder einen Mitbruder vergehen, oder sonst fehlen, so müssen ihm Alle beistehen, sein Vergehen wieder gut machen zu können, auf daß er gebessert werde." Diese Constitution nun befolgten die Baucorporationen in England und Schottland dem Wesentlichen nach bis dahin bei, wo sie vom vierzehnten Jahrhunderte an nach und nach in ansässige städtische Zünfte übergingen. Es ist aus einer Reihe urkundlicher Nachrichten erwiesen, daß in England und Schottland nach diesen Constitutionen arbeitende Bauhütten, oder Logen, in ununterbrochener Folge vorhanden waren, welche außer den eigentlichen Kunstgenossen, auch gelehrte und einflußreiche Nichtbaukünstler, als sogenannte angenommene Maurer (accepted Masons) in ihre Gesellschaft aufnahmen, unter denen sich oft mächtige Reichsstände, ja selbst mehrere Könige von England befanden. Zu Zeiten bürgerlicher Unruhen und politischer Parteien waren die Logen freier und angenommener Maurer größtentheils Patrioten, welche der gesetzmäßigen Regierung ergeben waren, und deshalb von der Gegenpartei mehrmals verfolgt wurden. In London selbst finden sich noch nach dem großen Brande im Jahr 1666 viele Baulogen, welche als gesonderte, aber unter dem allgemeinen Schutze des Königs nach den alten gemeinsamen Constitutionen vereinte Gesellschaften, die alte überlieferte Kunstlehre, nebst den Symbolen und Gebräuchen, mehr oder weniger rein fortpflanzten. Von diesen Baulogen waren daselbst im Jahr 1717 noch vier übrig. Die meisten Mitglieder derselben waren blos angenommene Maurer, welche also, außer der Gleichheit politischer Gesinnungen und Wünsche, nur der reinmenschliche und moralische Gehalt der überlieferten Gesetze, Lehren und Gebräuche „der alten und ehrwürdigen Brüderschaft der freien und angenommenen Maurer" veranlassen konnte, diese gesellige Verbindung auch als Nichtbaukünstler fortzusetzen, und sie dem damaligen Zeitgeiste, so wie der Lage gemäß, worin sich die Brüderschaft, insonderheit die Londner Loge, durch ihre bisherige Wirksamkeit in Ansehung des Staats und der Kirche befand, zweckmäßig umzugestalten. Bis hieher reicht die erste Periode der Freimaurerbrüderschaft, wo sie als eine Gesellschaft freier Baukünstler bestand, welche durch die Baukunst zu äußerer Wirksamkeit vereinigt, der reinmenschlichen Vollendung in Religion, Tugend und Geselligkeit nachstrebten, und Einsicht in dieselbe, so wie Liebe zu ihr mit kunstsinniger Weisheit verbreiteten. Schon durch die Einwirkung der berühmten Baumeister Inigo Jones und Christopher Wren, welche sich der Logen zunächst darum angenommen hatten, weil sie geschickter und wohlgesitteter Bauleute bei ihren so zahlreichen Bauwerken bedurften, so wie durch einige andere vorzügliche Mitglieder, war die Brüderschaft zu einer Wiedergeburt im Geiste der neuern Zeit vorbereitet. Allein zur Reife gebracht wurde diese Umgestaltung, vorzüglich seit dem Jahre 1717, durch drei Mitglieder der erwähnten vier Logen, durch den berühmten Physiker Desaguliers, den gelehrten und gemüthvollen Theologen James Anderson, und den hochverständigen George Payne. Denn von diesen Männern geleitet, faßten die Mitglieder jener vier Logen den Beschluß, die Freimaurerbrüderschaft in ihrer

alten Verfassung Lehre und Liturgie, als eine nicht mehr baukünstlerische, von allen Bauzünften unabhängige Gesellschaft, so wie sie schon zuvor als angenommene Maurer (accepted Masons) zu thun gewohnt waren, jedoch mit den zeitgemäßen weitern Bestimmungen, fortzusetzen. Dem Geiste der Überlieferungen gemäß, erklärten sie Bruderliebe, Hülfe und Treue (brotherly love, relief and truth) für das Wesentliche dieser Gesellschaft, und sorgten auf alle Weise dafür, daß sie dem Volke und der Regierung als eine Verbrüderung für Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit erschiene, welche sich zugleich unbedingten Gehorsam gegen die gesetzmäßige Regierung zur geselligen Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfassung und der Gebräuche „der uralten und ehrwürdigen Brüderschaft der freien und angenommenen Maurer" erhielten sich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte einer verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der schon vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrerer alten angenommenen Maurer, welche größtentheils die unthätigen Logen verlassen hatten. Ferner hielten sie es (dies sind ihre eignen Worte) im Jahr 1717 für gut, „den Mittelpunkt der Vereinigung und der Harmonie unter einem Großmeister fest zu begründen, den ältesten Maurer, der zugleich Meister einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu setzen, sich zu einer großen Loge pro tempore zu constituiren, die vierteljährigen Berathschlagungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Versammlung nebst dem Feste, zu halten, und einen Großmeister aus ihrer Mitte zu wählen, bis sie die Ehre erlangen würden, einen hochadelichen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben;" und so gründeten sie durch alle diese Maaßregeln und Einrichtungen die zweite Periode der Freimaurerbrüderschaft, während der dieselbe ein reineres und freieres Daseyn gewann, wo und in wie fern sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu, eine den reinsittlichen Zwecken der Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit, in Liebe, Hülfe und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen fremdartigen Verbindungen und Instituten, völlig getrennte Gesellschaft war und ist, welche jedoch den Namen, die Grundgesetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der alten Freimaurerbrüderschaft beibehält, ihre Kunst als ein Geheimniß übt und, sich auf freie Männer beschränkt. Jene Einrichtungen wurden zugleich das Mittel, die umgestaltete Brüderschaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimaurerei selbst, über ganz Europa und alle europäische Colonien zu verbreiten. Im J. 1721 erhielt ihr Mitbruder James Anderson von dieser neuen Großloge den Auftrag, „die fehlervollen Copien der alten gothischen Constitutionen nach einer neuen und bessern Methode zu bearbeiten," und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieser Großloge gestifteten besondern Logen allgemein und ausschließend gültiges Constitutionenbuch zu bilden. Er brachte viele Handschriften der alten Constitutionen, welche sämmtlich mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abschriften der erwähnten Yorker Constitution waren, zusammen, benutzte sie bei Ausarbeitung des neuen Constitutionenbuchs, legte aber dabei die Yorker Constitution, wie die Vergleichung mit dem Urtexte derselben lehrt, von Wort zu Wort zum Grunde; nur daß er sich erlaubte, den damaligen Begriffen, besonders aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslassungen,

Zusätze und Veränderungen zu machen. Sein Manuscript wurde noch im Jahr 1721 von vierzehn dazu ernannten gelehrten Brüdern nach einigen Verbesserungen gebilligt, und zufolge eines Beschlusses der Großloge im Jahr 1722 (nach dem Titel 1723 gedruckt, als ihr alleingültiges Constitutionenbuch sanctionirt, und dem großen Publicum übergeben. Bei der zweiten, erweiterten Ausgabe dieses Constitutionenbuchs, vom J. 1738, benutzte Anderson nochmals die Yorker Constitution. Noch in der im Jahre 1756 von Entick besorgten Ausgabe desselben zeigen sich ähnliche Spuren einer fortwährenden Benutzung jener Urkunde. Jede neue Ausgabe ist in der Geschichtserzählung erweitert, auch hin und wieder abgekürzt, besonders durch die Erzählung wichtiger Vorfälle und der Verordnungen der Großloge selbst, vermehrt. Doch selbst in der durch Noorthouck im Jahre 1784 besorgten Ausgabe blickt der Plan, der Gang der Erzählung und das Colorit der Yorker Constitution noch hervor. Eben so in dem neuesten Constitutionenbuche der seit dem J. 1813 vereinten Großloge aller alten Maurer zu London, wovon der zweite Theil zu London 1815 erschien. Das wichtigste in diesem Constitutionenbuche der neuenglischen Großloge zu London sind die sechs alten Pflichten (old charges) oder Grundgesetze, welche Anderson aus den erwähnten sechzehn Grundgesetzen der Yorker Constitution ausgezogen, mit Benutzung jüngerer Zunftverordnungen, und dem Plane des neuen Großmeisterthumes angepaßt, im Jahr 1722 in die Form gebracht hat, in welcher sie unverändert von dem neuenglischen Großmeisterthume, und, mit Ausnahme der beigemischten, diesem Großmeisterthume eigenthümlichen besondern Vorschriften und Einrichtungen, auch von allen großen und einzelnen Logen der Erde, so wie aufs neue von der so eben erwähnten, seit dem J. 1813 vereinten Großloge, als das Grundgesetz der ganzen Brüderschaft aufgestellt werden. In diesen alten Pflichten haben sich jene heiligen Vorschriften reiner Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit in dem Gebiete des Reinmenschlichen, bei aufrichtigem Gehorsam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöser Duldung und mit Achtung jedes andern menschlichen geselligen Verhältnisses, aus der Yorker Constitution, gereinigt und erweitert, in die Constitution der bis zum J. 1813 am meisten blühenden neuenglischen Großloge, und seit dem J. 1813 in die Constitution der vereinten Großloge zu London fortgepflanzt. Von der im J. 1717 gestifteten neuenglischen Großloge aus verbreiteten sich jene Grundsätze, welche das innerste Wesentliche der Freimaurerei selbst in seinen vornehmsten Aeußerungen bezeichnen, über die ganze Freimaurerbrüderschaft, welche großentheils von der neuenglischen Großloge abstammt, und jene sechs Grundgesetze wörtlich übereinstimmend angenommen hat. Folgendes sind die wichtigsten Worte jener alten Pflichten, so wie sie bei Anderson, und in der Ausgabe vom J. 1784, und mit wenigen Abänderungen auch in dem Constitutionenbuche vom J. 1815 und, dem Wortsinne getreu, in allen übrigen englischen, schottländischen, irländischen, französischen, holländischen, dänischen, schwedischen und deutschen, von den Logen selbst dem Publicum offen dargelegten Constitutionenbüchern lauten: „Der Maurer ist als Maurer verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesläugner, noch irreligiöser Wüstling seyn. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieser Nation

zu seyn, welche es immer seyn mochte; so wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen; ihre besondern Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen, das ist (zu der Religion), gute und treue Männer zu seyn, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen sie verschieden seyn mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung (der Einigung, der Einheit) und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung von einander hätten bleiben müssen. Der Maurer ist ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und soll sich nie in Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt der Nation verwickeln lassen, noch sich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten bezeigen. Es soll kein Privathaß, keine Privatstreitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, vielweniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfassung, da wir, als Maurer, blos von der oben erwähnten catholischen (allgemeinen) Religion sind: auch sind wir von allen Nationen, Mundarten, oder Sprachen, und sind entschieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Loge beförderlich gewesen sind, noch jemals seyn werden." Die zweite dieser Kunsturkunden ist ein unter dem Könige Heinrich VI. von England niedergeschriebenes Fragstück, welches über das Wesen des Bundes, einstimmig mit obigen Gesetzen, einen unbildlichen Aufschluß giebt. Es findet sich zuerst abgedruckt in dem Gentleman's Magazine (1753, p. 417 ff.), dann unter andern in allen, seit dem J. 1756 erschienenen Ausgaben des neuenglischen Constitutionenbuchs, in Prestons Erläuterungen, in Hutchinsons Geiste der Maurerei, und in Sebaß Maaazine der Freimaurer (1. St. 1805). Die dritte der ältesten und wichtigsten Kunsturkunden ist die alte Acte der Aufnahme zum Maurer, so wie sie noch heute als das älteste Ritual von allen Maurern altenglischen Systems in allen Erdtheilen unverändert ausgeübt wird. Sie ist in ihren Anfängen so alt, als die Yorker Constitution, enthält noch Gebräuche der römischen Baucorporationen, und der ältesten christlichen Asceten und Mönche, und spricht die Grundlehren und die Verfassung der Brüderschaft, übereinstimmig mit den alten Pflichten, als ein liturgisches Kunstwerk aus. Zugleich ist die darin enthaltene Liturgie das Vorbild, wonach das Ritual einer jeden Loge oder Großloge, in Hinsicht seiner geschichtlichen Echtheit und des reinen Geistes der überlieferten Freimaurerei, beurtheilt werden kann. Von diesem ältesten Rituale ist jedoch das des neuenglischen Großmeisterthums (welches in Browne's Master-Key, London 1802, und in Krause's drei ält. Kunsturk. 1819 vollständig enthalten ist) in wichtigen Stücken verschieden, ob es gleich dem Geiste nach damit einstimmt. Überschauen wir nun, was bisher gesagt worden ist, mit einem Blicke, so erscheint der Freimaurerbund als eine, nach ihrem Ursprunge und nach ihrer weitern Entwickelung, in die höhere Ausbildung der Menschheit wesentlich verwebte Gesellschaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher sich dem Reinmenschlichen ausschließend widmet, und in so fern er dem Wesen der Freimaurerei selbst treu ist, den Weg künftiger höherer geselliger Bestrebungen thätig bezeichnet. Ob nun auch insbesondere die Brüder Freimaurer diesen in ihrem Bunde schlummernden Keim eines offnen,

Digitized by Google

lauteren, und ſeinem Geiſte nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menſchlichkeit und Menſchheit, in Harmonie mit den ſich ſtufenweis veredelnden Staaten und Religionsgeſellſchaften, mit beſonnener, weiſer Kunſt entfalten werden? Dies iſt eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung, in Geiſt und Wahrheit das Tagewerk dieſes und der folgenden Geſchlechter, wohl werth iſt, daß gute Menſchen aus allen Völkern urkräftig darnach ringen. — Die weſentlichſte weitere Belehrung über Freimaurerei und Freimaurerbrüderſchaft enthalten folgende Schriften: Leſſing's Ernſt und Falk; die Eleuſinien des 19ten Jahrhunderts; das Conſtitutionenbuch, und das ältere und neue Journal der Loge Archimedes zu Altenburg; Feßler's ſämmtliche Schriften über Freimaurerei, 3 Bände; Krauſe's 12 Logenvorträge; Moßdorf's Mittheilungen an denkende Freimaurer, 1818 und Silber's vertraute Briefe 1819; Krauſe's drei älteſten Kunſturkunden, 2te Ausgabe, 1819; Holdmann's drei älteſte Denkmale der deutſchen Freimaurerbrüderſchaft, 1819; von Wedekind's pythagoräiſcher Orden, 1820; Lindner's Macbenac, 3te Ausgabe, 1818; Gedike's Freimaurerlexikon, 1818. Und von ausländiſchen Schriften: Preston's Illustrations of Masonry, 8 th edition, London 1812; Lawrie's history of Freemasonry, Edinb. 1804, überſetzt von Burckhard, Freiberg 1809; Thory histoire du Grand-Orient de France, à Paris 1812, und in deſſen Acta Latomorum, II Tomes, à Paris 1815. Wegen der in Bezug auf die Freimaurerbrüderſchaft in den neueſten Zeiten angeregten Streitigkeiten vergl. man: 1. Sarſena, oder der vollkommne Baumeiſter. Aufl. 2. Bamberg im J. 5817. 8. 2. Der beleuchtete Sarſena (auch als 2. Th. des erſtern), von J. Ch. F. Gerlach. Freiberg 1817. 8. 3. Anti-Sarſena für Freimaurer und Nichtfreimaurer. Sondershauſen 1817. 8. 4. Logenhierarchie, herausgegeben von Gerlach. Freiberg 1819. Z.

Freimüthige (der). Über die Entſtehung und Tendenz dieſer Zeitung iſt bereits in dem Art. Elegante Zeitung das Nöthige geſagt worden. Nachdem ſich zuerſt Kotzebue, dann aber auch der Magiſter Garlieb Merkel von der Redaction zurückgezogen hatten, übernahm dieſelbe der Verleger Auguſt Kuhn. Seitdem hat der Freimüthige ſeinen polemiſchen Charakter verloren, und iſt ein Unterhaltungsblatt geworden, das in einem gewiſſen Kreiſe von Leſern vielen Beifall fand und noch findet. Als aber der Magiſter Merkel im J. 1816 aus ſeinem ſelbſtgewählten ruſſiſchen Exil wieder nach Deutſchland kam, ließ er ſich einfallen, die früher geſpielte Rolle eines Criticaſters wieder zu übernehmen, und erweckte zu dem Ende jene Zeitung unter dem Titel: Der alte Freimüthige; allein nachdem er ein Jahr lang auf die abgeſchmackteſte Weiſe ſein Weſen getrieben und ſich vergebens bemüht hatte, ſich Eingang beim Publicum zu verſchaffen, gewann er die Überzeugung, daß für ſeine Weisheitslehren Niemand mehr Gehör habe, gab ſein Blatt abermals auf, und ging aus dem undankbaren Deutſchland nach Rußland zurück. Wir widmen ihm einen eigenen Artikel, auf den wir verweiſen.

Freinsheim (Johann), wurde den 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Die ſich frühzeitig bei ihm äußernden Fähigkeiten, verbun-

den mit einem treuen Gedächtniß und lebhaften Witze, bewogen seine wohlhabenden Ältern, ihn den Wissenschaften zu widmen, und sowohl in den öffentlichen Schulen als auch außerdem noch durch Privatlehrer unterrichten zu lassen. Dies geschah mit so glücklichem Erfolg, daß er schon nach dem vierzehnten Jahre die Akademie bezog. Er ging, die Rechte zu studiren, zuerst nach Marburg, sodann nach Gießen, wo er sich zugleich mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigte. In der Folge wendete er sich nach Straßburg, wo der berühmte Matthias Bernegger, der alte Literatur und Geschichte vortrug, ihn so lieb gewann, daß er ihn auf alle Weise unterstützte. Von Straßburg begab er sich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und die Gelehrten dieses Landes kennen zu lernen. Der Minister Michel Mareſcot ward sein Beschützer, und auf die Empfehlung desselben arbeitete Freinsheim eine Zeit lang als königlicher Secretär in den Archiven zu Metz. Von hier kehrte er in das Haus seines Freundes und Gönners Bernegger zurück, der ihm die Hand seiner Tochter gab. Unterdeß trat er mit einer lateinischen Lobrede auf Gustav Adolph auf, die wegen ihrer eindringenden Beredsamkeit und schönen Schreibart seinen Namen rühmlich bekannt machte. Auch gewann er dadurch die Gnade des schwedischen Hofes, der ihn im Jahre 1642 als Professor der Staatswirthschaft und Beredsamkeit nach Upsala berief. Der Ruhm, den er sich in diesem Amte als Schriftsteller erwarb, verbreitete sich immer glänzender, und bewog die Königin Christine, ihn im Jahr 1647 zum Bibliothekar und Historiographen in Stockholm zu ernennen. Allein so gemächlich auch seine Lage war, und so großer Gunst er sich bei der Königin erfreute, so fand er doch das Land seiner Gesundheit so wenig zuträglich, daß er sich nach Deutschland zurücksehnte. Die Königin bewilligte ihm dies nicht nur, sondern als er von dem Churfürsten von der Pfalz den Ruf zum Professor honorarius auf der Universität zu Heidelberg mit dem Titel und Range eines churfürstlichen Rathes erhielt, entließ sie ihn auch gänzlich aus ihren Diensten. Freinsheim genoß indeß seines Glücks in Heidelberg nicht lange, indem er den 30. Aug. 1660 starb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, besonders in der alten Literatur und Geschichte. Als einen solchen hat er sich außer verschiedenen Ausgaben von Classikern in seinen glücklichen Ergänzungen der verlornen Bücher und Stellen des Curtius und vornehmlich des Livius bewiesen. Er ist dabei mit einer Kenntniß der Quellen der römischen Geschichte und mit einem Fleiße zu Werke gegangen, die in Erstaunen setzen. Sein episches Gedicht auf den Herzog Bernhard dagegen ruht in verdienter Vergessenheit.

Freisasse, der Besitzer eines Freigutes (s. d. Art.).

Freiwilligen (die preußischen), auch freiwillige Jäger genannt, waren diejenigen jungen Männer, welche, obwohl nach den Cantonsgesetzen des preußischen Staates von der Verpflichtung zum Kriegsdienste befreit, auf den Aufruf des Königs beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahr 1813 eintraten, sich aus eigenen Mitteln ausrüsteten und in besondere Abtheilungen formirt (in freiwillige Jägerdetachements oder in selbstständige Freicorps, wie z. B. das Lützowsche), dem gedachten Kriege beiwohnten. Sie haben durch ihre Hingebung und Tapferkeit so allgemeine Theilnahme erweckt, daß man gern die folgenden nähern Notizen über sie lesen wird. — Als der Krieg gegen Frankreich im Jahr 1813 beschlossen

war, und alle lang vorbereitete Mittel in Bewegung geſetzt wurden, mußte man auch ſehr oft auf die thätigſte Theilnahme der gebildeteren und wohlhabenden Stände rechnen, die bis dahin von der Militärpflichtigkeit frei geweſen, wobei es natürlich nöthig ward, den Individuen derſelben, ein ihrer Bildung angemeſſenes Dienſtverhältniß zu verſchaffen. Es entſtand dadurch die Idee, eigene Abtheilungen zur Aufnahme ſolcher jungen Männer zu bilden, und ſie erhielten, ihrer dienſtlichen Beſtimmung gemäß, den Namen Jägerdetachements, wodurch zugleich vielleicht ein etwas freieres Verhältniß angedeutet werden ſollte. Es ward demnach die waffenfähige Jugend der eximirt geweſenen Stände aus dem Alter von 17 bis mit 24 Jahren bei der gefahrvollen Lage des Staats aufgefodert, freiwillig bei einer beliebigen Truppengattung in Dienſt zu treten, unter Verhältniſſen, welche die Verordnungen vom 3., 10. und 19. Febr. 1813 näher beſtimmten. — Die Reſultate dieſes Aufrufs waren ungeheuer, denn Jeder wußte, gegen wen dieſe Rüſtungen gerichtet ſeyen, und eilte, ſich einem Kriege zu weihen, welcher ſeit Jahren der ſehnlichſte Wunſch der durch Mißhandlungen aller Art empörten Nation geweſen war. Die Hörſäle der Akademien, der obern Claſſen in den Schulen wurden leer, die übrigen Stände blieben nicht zurück und von allen Seiten ſtrömte die waffenfähige Jugend, vermiſcht mit Männern, welche ſchon lange über das geſetzliche Alter hinaus waren, den Sammelplätzen zu, und wer nicht aus eigenen Mitteln oder durch Anderer Unterſtützung (denn unglaublich viele wurden durch ganz Fremde ausgerüſtet) die Equipirung zu den Detachements erſchwang, trat freiwillig in das ſtehende Heer oder die Landwehr. Es läßt ſich nicht überſehen, wie viele ſich auf dieſe Art dem Dienſte des Vaterlandes gewidmet haben, aber ihre Zahl muß ſehr bedeutend geweſen ſeyn; ſie vermehrte ſich auch noch durch eine Menge Jünglinge aus fremden Ländern, welche, von patriotiſchem Hochgefühl aufgeregt, zu den preußiſchen Fahnen eilten, und wir bedauern hier, wegen Beengung des Raums, nicht mehrere uns bekannt gewordene Züge des edelſten Patriotismus mittheilen zu können, ſo wie wir denn auch viele ſehr rührende und erhebende Beiſpiele von Privatleuten übergehen müſſen, welche faſt alle ihre Habe zur Ausrüſtung Unbemittelter freudig hingaben. — Die freiwilligen Jägerdetachements folgten der Armee ſchon in die Schlacht von Großgörſchen, und wenn dieſe hier unvergänglichen Ruhm erwarb, ſo zeigten jene, daß ſie würdig ſeyen, in den Reihen ſolcher Helden zu fechten. Unter ihnen kämpften beſonders die Freiwilligen der Garde mit einer Ausdauer, die den alten Soldaten ehren würde. Sie haben nachher an allen Schlachten dieſes blutigen Krieges, wo Preußen fochten, Theil genommen, und ihr Muth, ihre Ausdauer und Hingebung haben ihnen die allgemeine Achtung und den Dank des geretteten Vaterlandes erworben, das ſich in dem würdigen Empfang ſeiner ſiegreichen Heldenſöhne ſelbſt ehrte. Bei der Rückkehr Napoleons nach Frankreich wurden auch ſogleich wieder freiwillige Jägerdetachements gebildet. Bei der raſchen Folge der Begebenheiten im Feldzuge 1815 fanden ſie aber weniger Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, als in dem erſten Kriege; das Benehmen dieſer jungen Krieger, welchen die Strapazen eines Feldzugs vorher ganz fremd geblieben, wird gewiß für immer eine glänzende, eine erhebende Erſcheinung in der Geſchichte des preußiſchen Volks ſeyn! S—z. M.

Fréjus, eine alte, ſchlecht gebaute und wegen der in ihrer Nähe befindlichen Moräſte ungeſunde Stadt an der Küſte der ehe-

Digitized by Google

maligen Provence, mit 2200 Einwohnern; ihr Name ist aus dem römischen forum Julii entstanden. Der Hafen ist versandet, aber die davor liegende Rhede giebt den Schiffen hinlängliche Sicherheit. Man sieht in der Nähe der Stadt noch Reste einer alten römischen Wasserleitung. Auch befindet sich daselbst ein Amphitheater, Pantheon und andere alte Überbleibsel. In der neuern Geschichte ist Fréjus dadurch berühmt geworden, daß Buonaparte, als er Ägypten verlassen am 15 Oct. 1799 hier ans Land stieg, und seiner glänzenden Laufbahn zueilte, im April 1814 aber, nachdem er seine große Rolle ausgespielt hatte, von hieraus nach seinem ersten Exil abging.

Fremdenbill (Alienbill), der Name einer von dem Staatssecretär Lord Grenville in Vorschlag gebrachten und von dem Parlament in England im Jahre 1793 genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer sogleich bei seiner Ankunft in England der genauesten Untersuchung unterworfen wurde, und sich mit einem Sicherheitspaß von dem Staatssecretär versehen lassen mußte, welcher den Fremden auf jeden Argwohn fortzuweisen das Recht hatte. In den Parlamentssitzungen im Jahre 1814 trug die Opposition darauf an, die Alienbill ganz aufzuheben, die Minister widersetzten sich aber, aus dem Grunde, weil die Lage Europa's noch nicht ein unbeschränktes Zutrauen gegen Fremde erlaube. Doch wurde die Bill sehr gemildert. Sie macht es zwar dem Fremden zur Pflicht, sich einschreiben zu lassen, giebt aber nicht dem Staatssecretär die Gewalt, einen Fremden zu verhaften und fortzuschicken. Dies kann nur auf Befehl des geheimen Conseils geschehen. Unter diesen Modificationen wurde die Bill am 15. Jul. 1814 im Parlamente mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt. Indeß ist und bleibt sie ein feindseliger Eingriff in den Familienbund, zu welchem die Fortschritte der Civilisation alle Völker Europa's berufen haben.

Freret (Nicolas), geboren zu Paris im J. 1688, war der Sohn eines Procurators beim Parlament, und ward aus Gefälligkeit gegen seine Familie Advocat, gab aber dieses Geschäft wieder auf, um sich dem Studium der Geschichte und Chronologie zu widmen. Zu diesen Wissenschaften zog ihn angeborne Neigung und schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er die vorzüglichsten Werke von Scaliger, Usher, Petau und andern großen Chronologen gelesen und excerpirt. Die Akademie der Inschriften nahm ihn in einem Alter von 25 Jahren als Mitglied auf; er hielt bei seiner Aufnahme eine Rede über den Ursprung der Franzosen, die eben so gelehrt als keck war, und verschiedene unziemliche Äußerungen über die Angelegenheiten der Prinzen mit dem Regenten enthielt, für welche er in der Bastille büßen mußte. Hier war der Skeptiker Bayle fast der einzige Schriftsteller, den man ihm gab, um sich die Stunden seiner Gefangenschaft zu kürzen, und er las ihn so fleißig, daß er ihn fast auswendig wußte. Wie sehr er sich die Grundsätze desselben zugeeignet, beweisen seine Lettres de Trasybule à Leucippe und sein nachgelassenes Examen des apologistes du Christianisme. In beiden gleich irreligiösen Werken erscheint der Atheismus in ein förmliches System gebracht. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marschall von Noailles die Erziehung seiner Kinder; aber er setzte dabei ununterbrochen seine literarischen Arbeiten fort. Im J. 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück, und studirte nun mit dem größten Eifer die Chronologie der alten

Völker. Er fand, daß die ägyptiſche Geſchichte, die älteſte unter allen, erſt 2900 Jahr vor Chr. Geb. anfängt, und daß die chineſiſche nicht über das Jahr 2575 über dieſe Epoche hinausgeht. Seine vielen Abhandlungen und Streitſchriften hierüber, unter andern gegen Newton, machen einen großen Theil der Memoiren der Akademie jener Zeit aus. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit der Geographie; man fand unter ſeinen Papieren 1357 geographiſche Karten von ſeiner Hand. Überdies war er in keiner Wiſſenſchaft fremd und wußte die Feder wohl zu führen. Er ſtarb im J. 1749. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris in 20 Bänden.

Fréron (Elie Catherine), geboren zu Quimper im J. 1719, zeigte früh ſeine großen Talente. Er genoß den Unterricht der Jeſuiten, und beſuchte einige Zeit mit glücklichem Erfolge das Collegium Ludwigs XIV. Brumoi und Bougeant leiteten ſeine Studien und weckten ſeinen Geſchmack für die Literatur. Er gab im J. 1746 ein kleines Journal unter dem Titel: Lettres de Madame la Comteſſe, heraus. Dieſe Gräfin ſollte die Repräſentantin der Vernunft und des guten Geſchmacks ſeyn, und zeigte allerdings in ihrer Correſpondenz viel Geiſt und Witz. Einige Schriftſteller, die er in ſeinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung deſſelben; aber im J. 1749 erſchien es unter dem veränderten Titel: Lettres sur quelques écrits de ce temps, deren ſcharfe und bittere Kritiken jedoch einer großen Anzahl von Schriftſtellern um nichts beſſer gefielen. Die Briefe wurden einigemal unterbrochen, aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Redacteur liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu laſſen, das er mit Vergnügen las, und verhinderte, daß Fréron arretirt wurde. Nachdem er 13 Bände ſeines Journals herausgegeben hatte, ließ er es vom Jahre 1754 an unter dem Titel: Année littéraire, erſcheinen, und ſetzte es regelmäßig bis zu ſeinem Tode fort, der am 10. März 1776 ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Viel natürlicher Verſtand und Talent, Heiterkeit, ein richtiger Geſchmack, Anhänglichkeit an alte Grundſätze, Eifer gegen die Lehre der Afterphiloſophen und Neologen, dies waren die Eigenſchaften dieſes furchtbaren Journaliſten, der übrigens von den ſanfteſten Sitten und dem angenehmſten Umgange war. Sein bitterſter Feind war Voltaire, der ihn im J. 1750 in ſeiner Ecoſſaiſe, einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühne brachte. Fréron hatte ſtets in ſeinen Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter dargeſtellt, aber geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen angenehmen, aber unzuverläſſigen Geſchichtſchreiber und überhaupt mehr für einen Tyrannen als für einen König der Literatur erklärt. Voltaire ſchien lange der Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeſchoſſen wurden; aber Frérons beißende Kritik über ſein Luſtſpiel: La femme, qui à raison, brachte ihn dermaßen auf, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine ganze Entrüſtung in einem 1760 an verſchiedene Journaliſten gerichteten Briefe zu zeigen. Fréron antwortete darauf mit ſcharfer Lauge. Das durchgezogene Stück war ſchlecht, mithin wurde es ihm nicht ſchwer, das Publicum auf ſeine Seite zu bringen. Voltaire ſelbſt gab die Vertheidigung ſeines Werkes auf, aber er ſuchte den Kritiker lächerlich und gehäſſig darzuſtellen. Jeder Monat brachte eine Satire gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfaſſer der Année litteraire als parteiiſch und ungerecht verdächtig zu machen, und ſeinen Blättern

Digitized by Google

einen Theil des Debits zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch la Harpe mit den Encyclopädisten und Paliſſot gegen den Kritiker ins Feld zogen, und oft in Ermangelung gehöriger Gründe, mit Beleidigungen und Perſönlichkeiten gegen ihn kämpften. Ungeachtet dieſes furchtbaren Bündniſſes zählte Fréron auch viele ausgezeichnete Männer unter ſeinen Freunden, die er ſich durch ſeine guten Eigenſchaften erworben hatte.

Fréron (Stanislaus), Sohn des Vorhergehenden, wurde zu Paris in dem Collegium Ludwigs XIV. erzogen, wo ſich auch Robespierre befand. Nach dem Tode ſeines Vaters arbeitete Fréron lange an der Année littéraire, deren Hauptmitarbeiter nach einander Grozier und Geoffroy, beſonders der Letztere, waren. Im J. 1789 fing er an, den Orateur du peuple zu redigiren. Als Deputirter von Paris zur Nationalverſammlung machte Fréron gemeinſchaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittägliche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Marſeille traurige Andenken zurückgelaſſen habe. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Robespierre verdächtig, und er trug daher zu dem glücklichen Ereignis bei, welches Frankreich von ſeinem Henker befreite. Nach dem 9. Thermidor erklärte ſich Fréron gegen die Terroriſten, ſeine alten Freunde. Von der Beſchuldigung der Jacobiner, daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, verſuchte er umſonſt, ſich zu reinigen; man machte es ihm zum Vorwurf, die Jacobiner ſtürzen zu wollen, da er ſelbſt ein Haupt derſelben geweſen. Er nahm den Orateur du peuple wieder vor; aber dieſes Journal wurde nur unter ſeinem Namen von Duſſaulx, der damals noch ſehr jung, jedoch ſchon durch ſein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phraſen, welche die Zeitumſtände geboten, ſchien dieſer Orateur ein Widerruf des erſten; er entzweite Fréron faſt mit allen, die ſeiner Meinung geweſen waren. Bei der Expedition von St. Domingo im J. 1802 wurde Fréron zum Unterpräfecten des Süden ernannt, und reiſ'te mit dem General Leclerc ab, unterlag aber ſchon nach zwei Monaten den Einflüſſen des Clima's. Die Ausgelaſſenheit ſeiner Grundſätze mußte diejenigen in Erſtaunen ſetzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit ſeines Herzens kannten. Er beſaß viel Verſtand, dagegen fehlte es ihm an Charakter; er ſoll während der Revolution des Gewinns willen zu gleicher Zeit Artikel für die monarchiſchen und republikaniſchen Journale geliefert haben.

Fresco, Mahlerei al fresco, Frescomahlerei, auch Kalkmahlerei, heißt diejenige Art von Mahlerei, die mit Waſſerfarben auf einer noch friſchen Unterlage von Kalk, mit Sand vermiſcht, ausgeführt wird. Von dieſer friſchen Unterlage kommt auch der italieniſche Name, der offenbar aus der deutſchen Sprache entlehnt iſt (das franzöſiſche fresque, vor Alters fraisque, von frais, iſt nach dem Italieniſchen gebildet). Der Mahler läßt jeden Tag nur ſo viel Mauer mit jenem Teige bewerfen, als er an demſelben zu übermahlen fähig iſt. Da er ſchnell zu Werke gehen muß, weil ſonſt der Grund wieder trocken werden würde, ſo bedient er ſich hierbei der Cartons (ſ. Cartons) für die Umriſſe der Figuren, und bei der Ausmahlung, wenn nicht ſchon die Cartons die Farbe angeben, eines kleinen Gemähldes, auf welchem die Farbentöne angegeben ſind. Wenigſtens verfahren die neuern Mahler ſo. Die Frescomahlerei iſt übrigens eine der älteſten und dauerhafteſten, was die antiken

Digitized by Google

Mahlereien, die auf uns gekommen sind, hinlänglich beweisen. Wie würdig sie des wahrhaft großen Künstlers sey, zeigt das Beispiel von Michel Angelo und Rafael. Als die Sixtinische Capelle gemahlt werden sollte, rieth der Bruder Sebastiano, sie in Öl mahlen zu lassen, und die Mauer wurde wirklich dazu bereitet. Michel Angelo aber sagte: „Nichts da; die Ölmahlerei taugt nur für Weiber und geistlose, auf Handwerk stolze Männer, wie Bruder Sebastiano." In der That, da das kleine Detail der Verschmelzung der Tinten und alles, was sonst das Auge bestechen kann, hier wegfällt, so ist der Künstler genöthigt, in Formen, Charakteren und Ausdruck sich groß zu zeigen. Eine nahe Prüfung vertragen Gemählde dieser Art nicht, da sie immer etwas Trockenes und Rauhes an sich haben, welches mißfällt, weshalb ein verwöhntes Auge sie grob findet. Die Frescomahlerei will aus der Ferne gesehen seyn. Wie schwer es sey, in ihr sich auszuzeichnen, sieht man aus Vasari's Aussage: „Viele unsrer Mahler zeichnen sich in Öl- und Wassergemählden aus, denen aber kein Frescogemählde gelingt, weil dies von allen die meiste Kraft, Sicherheit und Entschlossenheit erfodert, indem eine Änderung nicht leicht möglich ist." Indessen verblassen die Wasserfarben auch auf dem Gypsgrunde, so wie der Grund selbst mit der Zeit abfällt. Selbst die herrlichen Schöpfungen im Vatican und in der Sixtinischen Capelle sind bereits ihrem Untergange nahe.

Freudenpferd wird ein bei feierlichen Beerdigungen großer Herren in der Prozession geführtes, prächtig geschmücktes Pferd genannt, und dem daneben gewöhnlichen Trauerpferde, welches ganz schwarz behangen ist, entgegengesetzt. Bisweilen sitzt auf dem Freudenpferde ein geharnischter Ritter in kostbarer glänzender Rüstung, dagegen das Trauerpferd von einem Ritter in schwarzer Rüstung geritten wird.

Freundschafts-Inseln, eine Gruppe von 150 Inseln, die zu Australien gehören, vom 18 bis 23° südlicher Breite und vom 182 bis 186° östlicher Länge von Greenwich in dem stillen Ozeane liegen. Der Holländer Tasmann entdeckte zuerst 1643 einige dieser Inseln. Cook fand dieselben auf seiner zweiten Reise 1773 wieder, besuchte sie 1777 zum zweitenmal, und nannte sie, wegen der gastfreundschaftlichen Aufnahme, die er bei den Einwohnern gefunden hatte, die freundschaftlichen Inseln. Die meisten derselben sind niedrig, und scheinen keine andere Grundlage als Corallenfelsen zu haben; andre scheinen vulcanischen Ursprungs zu seyn. Die vielen Corallenrife und die dadurch verursachten Brandungen machen die Schiffahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich. Das Clima ist äußerst schön und der Vegetation und Gesundheit sehr zuträglich. Keine dieser Inseln ist ganz ohne süßes Wasser. Die Producte des Pflanzenreichs sind sehr mannichfaltig, die vorzüglichsten sind Pisangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Überflusse, Sagopalmen Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kawa bereitet wird, Bambus, Flaschenkürbisse, Pompelmusen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachsen, und viele andere. Auch haben die Missionäre mehrere europäische Gartengewächse mit Glück angebaut. Aus dem Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fische, Schildkröten, Austern u. s. w. Die Einwohner, deren Zahl von Einigen auf 80 bis 90,000, von Andern noch einmal so hoch geschätzt wird, sind von mittlerer Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und

Digitized by Google

zeichnen sich durch freundschaftliche Gesinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunstfleiß vor den andern Südseebewohnern aus. Doch herrscht auch die abscheuliche Sitte der Menschenopfer. Ihre Kleidung besteht in Matten, vom Papiermaulbeerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben sie ganz besonders, und baden sich daher oft. Die Wohnungen sind sehr kunstlos. Starke Matten oder geflochtene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Dach ruhet auf wohl verbundenen Pfosten und Querbalken. Ihre Schlafstelle ist eine Matte, ihre Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkchen ihr Kopfkissen. Außer diesen Dingen besteht ihr ganzer Hausrath nur in einigen Schalen zum Kawatrank, einigen Flaschenkürbissen und Kokosschalen. Die Weiber beschäftigen sich mit Verfertigung der Matten, worin sie sehr geschickt sind, und die Tahiter übertreffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fischfang, und verfertigen die Häuser und Kanots. Die schön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Grasplätzen durchschnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehmen umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern bestehen, welche die Stelle der Gräber bezeichnen, geben diesen Landschaften ein gefälliges Ansehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfassung, eine Art von Lehnsystem. Die meisten Inseln sind dem Könige von der Insel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbesitzer oder Fürsten und Herren Abgaben entrichten und Gehorsam leisten. Die Einwohner haben auch einige Religionsvorstellungen. Hamoa heißt die größte Insel, und auf Tongatabu oder Amsterdam residirt der mächtigste König dieses Archipels.

Freya, s. Nordische Mythologie.

Freyre d'Andrade (Gomez), einer der ausgezeichnetsten portugiesischen Offiziere aus einer der vornehmsten portugiesischen Familien, Verwandter von Pombal, geb. 1762 in Wien, wo sein Vater portugiesischer Gesandter war, hingerichtet den 18ten October 1817 zu Lissabon, als das Haupt einer Verschwörung gegen das brittische Heer und die Regentschaft von Portugal. Er diente von Jugend auf in der portugiesischen Armee, dann auf der Flotte als Schiffslieutenant; trat in russische Kriegsdienste, und war bei der Erstürmung von Oczakow (22. Sept. 1789) der Erste, welcher die russische Fahne auf den Wällen der eroberten Festung aufpflanzte. Catharina II. erhob ihn deswegen zum Obersten, und gab ihm einen kostbaren Degen nebst dem St. Georgsorden. Hierauf kehrte er nach Portugal zurück, commandirte eine portugiesische Brigade in den Feldzügen in Catalonien und Roussillon, von 1792 bis 1794, und wurde nach dem Frieden Generallieutenant. Als solcher trat er in Folge der Begebenheiten von 1808 in französische Dienste, und commandirte eine portugiesische Division. Er zeichnete sich in dem russischen Feldzuge von 1812 aus, wurde 1813 Commandant in Dresden, unter dem Befehle des Marschalls Gouvion St. Cyr, und blieb, als Dresden capituliren mußte, Kriegsgefangener bis zum Jahre 1814. Hierauf kehrte er über Frankreich im Jahre 1815 nach Portugal zurück. Den 25sten Mai 1817 wurde er auf Befehl des in Portugal commandirenden Marschalls Beresford als das Haupt einer Verschwörung, welche zur Absicht hatte, den Marschall Beresford zu ermorden, die Engländer aus dem Lande zu jagen, und den Herzog von Cadaval, einen Prinzen aus der königlichen Familie, an die Spitze der Regierung zu stellen (angeblich auf den Thron von

Portugal zu erheben), in Lissabon verhaftet. Diese Verschwörung, welche Beresford entdeckte, sollte vom 25. Mai bis zum 5. Jun. ausbrechen. Er ward nebst elf Mitverschwornen aus den ersten Familien des Landes zum Tode verurtheilt, und starb mit der Entschlossenheit eines kühnen Mannes, der für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes Alles gewagt hatte, den 18ten October 1817. Freyre's Verbrechen war wohl nur sein Haß gegen die stolzen Britten. In diesen Prozeß war auch ein Deutscher im brittischen Generalstabe, der Baron von Eben, verwickelt. Er ward aus der Armeeliste gestrichen. Die übrigen 19 Mitverschwornen wurden theils verbannt, theils mit Gefängniß bestraft. Die meisten waren portugiesische Offiziere. Der General Freyre, ein sanfter menschenfreundlicher Mann von seltnen Talenten und Kenntnissen, war bei der portugiesischen Armee eben so sehr beliebt, als Beresford und die Engländer überhaupt verhaßt waren. Ein Vetter des hingerichteten Freyre d'Andrade, D. Joaõ, geboren zu Lissabon 1773, diente seit 1790 bis 1815 im portugiesischen, dann im französischen Heere, und nahm unter Napoleons Fahnen an allen Feldzügen in Portugal, Spanien, Rußland und Deutschland einen rühmlichen Antheil; zuletzt commandirte er in der Schlacht bei Waterloo ein Regiment. Er lebt jetzt als franz. Oberster auf halbem Sold in Paris. K.

Friaul (ital. Friuli, franz. Frioul, lat. Forum Julium), ehemals eine Provinz des nördlichen Italiens, wovon der größte Theil der Republik Venedig, das Übrige aber Österreich gehörte. Durch den Frieden zu Campo Formio (1797) kam das ganze Friaul an Österreich, wurde aber von diesem im Wiener Frieden (1809) an Frankreich abgetreten, und nachher zu dem ersten Departement der illyrischen Provinzen gerechnet. — Der franz. Marschall Duroc führte den Titel eines Herzogs von Friaul. — Seit dem Frieden zu Paris (1814) ist diese Provinz wieder ganz unter österreichische Herrschaft gekommen. Das Land bringt viel Wein und andere edle Früchte hervor, und ist reich an Mineralien; auch wird Seide da gebaut. Die vorzüglichsten Städte sind: Görz, Gradisca, Udine, Pordenon und Palmanova. Ein dieser Provinz eigenthümlicher, im übrigen Italien nicht unbekannter, munterer Tanz heißt Furlana.

Frickthal, das, ein District am Oberrhein, der ehemals zu dem österreichischen Breisgau gehörte, aber durch den Lüneviller Frieden an Frankreich und von diesem im J. 1802 an die helvetische Republik abgetreten, und dem Canton Argau einverleibt wurde. Es hat seinen Namen von dem großen Dorfe Frick. In diesem District liegt das Dorf Augst am Rhein, in dessen Gegend ehemals die Stadt Augusta Rauracorum gestanden hat. Das Frickthal hat auf 8 Q. M. eine Bevölkerung von 18,000 Einwohnern.

Friction, die Reibung, welche jedesmal entsteht, wenn zwei Körper auf einander bewegt werden; ihre Betrachtung ist in der Mechanik von größter Wichtigkeit. Je glätter die Flächen sind, desto geringer ist (unter übrigens gleichen Umständen) die Friction; nie aber ist sie ganz aufzuheben.

Friede ist der Zustand des herrschenden Rechtsverhältnisses unter den Völkern; in Beziehung auf die Wirklichkeit der Zustand der aufgehobenen oder ruhenden Gewaltthätigkeiten, oder der Wiederherstellung des ruhigen und rechtlichen Verhältnisses unter den Staaten (s. d. Art. Ewiger Friede).

Digitized by G

Friedensfürst, s. Aleudia.

Friedensgerichte, Friedensrichter. Friedensrichter (Justices of Peace) wurden zuerst in England von Eduard III. im 14ten Jahrhundert eingeführt, um auf königliche Autorität in London sowohl als in den andern Städten des Reichs die gemeine Ruhe zu befördern. Ihr Amt erfodert, daß sie alle Verbrecher, welche die Ruhe und Sicherheit der Einwohner stören, Diebe, Mörder u. s. w., in Verhaft bringen lassen, verhören, und dann die nöthigen Vorbereitungen treffen, daß die Oberrichter in den Gerichtshöfen ein Endurtheil sprechen können. Auch in bürgerlichen Angelegenheiten sind sie als Gerichtsbarkeit erster Instanz zu betrachten. Bei der neuen Organisation des französischen Staats führte man sie ebenfalls als Staatsgerichtsbarkeit erster Instanz in bürgerlichen Angelegenheiten ein (Juges-de-paix), so wie nachher in andern nach französischem Muster organisirten Staaten, Westphalen u. A.

Friedensschluß, Friedensunterhandlung. Zwischen zwei kriegführenden Mächten thut entweder eine der streitenden Parteien oder eine neutrale Macht den ersten Antrag zur Wiederherstellung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhandlungen entweder unmittelbar zwischen den kriegführenden Mächten, oder mittelbar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder entweder nur seine guten Dienste verwendet, oder als Vermittler, Mediateur, oder als Schiedsrichter, beides letztere mit Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftritt. Versammeln sich zu diesem Behufe bevollmächtigte Gesandte, so entsteht ein Friedenscongreß, wenn nicht, wie in den neuesten Zeiten, die Fürsten selbst sich zu Friedensunterhandlungen versammeln. Da die Verhandlung durch ministerielle Correspondenz die Sache nur verzögern würde, so sendet man sich jederzeit Gesandte zu. Diese beschäftigen sich nun entweder erst mit einem Präliminarfriedenstractat, oder arbeiten sogleich am Definitivfriedensschluß. Den Präliminarfriedenstractat darf man nicht verwechseln mit den Friedenspräliminarien, in welchen über den Ort der Friedensunterhandlung, über die Art, wie der Friede geschlossen, wer dabei zugelassen oder ausgeschlossen, wer die Vermittlung oder Garantie übernehmen, welchen Charakter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden soll, verhandelt wird. Eben so wenig darf man die Präliminarconvention damit verwechsen, in welcher über einen Punkt verhandelt wird, ohne dessen Zugestehung sich ein Theil in gar keine Negotiationen einlassen will. Der Präliminärfriedenstractat hat es dagegen mit den Hauptpunkten zu thun, und läßt vor der Hand minder wichtige Nebenpunkte, über die man sich nachher noch zu vergleichen hofft, unerörtert. Solche Friedensinstrumente haben bisweilen nur die Form einer Punktation, bisweilen aber auch die Form eines wirklichen Definitivtractats, werden aber übrigens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf sie, wenn nicht nachher ein Anderes ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kraft haben. Der Definitivfriedensschluß, d. i. der Alles zur Entscheidung bringende, beseitigt nachher alle streitigen Punkte. Die allgemeine Form eines solchen ist diese: Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlassung zu dem Tractate, Erwähnung der Gesandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artikel, als

Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft, Einstellung der Feindseligkeiten, Berücksichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amnestie u. s. w. Nun erst folgen die besondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen gemeiniglich der Punkt des Besitzstandes der schwierigste war, wenn nicht ein siegender Feind in seiner Gewalt hatte, den Frieden zu dictiren. Zeit- und Ortbestimmungen der Auswechselung der Ratificationen und Unterzeichnungen machen den Beschluß. Über diese Unterzeichnung gab es ehedem viele Schwierigkeiten, indem kein Theil der hintangesetzte scheinen mochte. Jetzt hat man verschiedene Wege, diesen Schwierigkeiten auszuweichen: 1. die Alternation, wo jede unterzeichnende Macht die andere, an welche das Instrument ausgestellt wird, obenan stellt, oder 2. Protestationen von der einen, Reverse von der andern Seite, welche beide beabsichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als Regel gelten solle. Unterzeichnung, Beieglung und Auswechselung der Ratificationen geschehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angehängt sind dem Friedensschlusse bisweilen noch Separatartikel, entweder öffentliche oder geheime. Manche enthalten Hauptpunkte, die auf den Frieden und dessen Vollziehung selbst Bezug haben; andere sind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebrauchter Titel, Sprache u. s. w. So hat man sonst z. B., seitdem die französische Sprache (seit 1614) zu Friedensschlüssen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich Antheil nahm, sich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolgert werden solle. Ist nun der Friedensschluß unterzeichnet, von den Souverains in eigenhändig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und sind die Ratificationen ausgewechselt worden, so bleibt nur noch der leichte Punkt der Bekanntmachung und der schwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat schon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensschlüssen (d. i. Friedensverträgen) sind eine Hauptquelle für die politische Geschichte der Staaten. Wir haben deren mehrere, und können glücklicher Weise deshalb auf von Martens Discours sur les recueils de traités vor dem Supplément au Recueil des Traités, Vol. I, verweisen, wo eine kritische Übersicht dieser Sammlungen gegeben ist. dd.

Friedensschlüsse der neuern Zeit (die wichtigsten). So wie die Erfindung und der Gebrauch des Schießpulvers das Mittel ward, in dem ewigen Landfrieden (1495) das Faustrecht, die Anarchie und die Selbsthülfe innerhalb des deutschen Reichs zu zügeln; so ward wieder die ganz veränderte Art, Krieg zu führen, die Veranlassung zu der großen Umwälzung der Politik und Diplomatie, oder eigentlich, zu der Begründung einer neuen Politik und Diplomatie im jüngern Europa, am Ausgange des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts. Besonders wurden die Ansprüche Frankreichs auf Mailand, und die Ansprüche Spaniens und Frankreichs auf Neapel, so wie die Eroberung beider italienischen Staaten von Ausländern, die Ursachen der damals in Mailand, Venedig Rom und Florenz beginnenden Politik, deren Wirkungen sich bald in den europäischen Friedensschlüssen zeigten. Die ersten wichtigen Friedensschlüsse des neuern Europa's sind die, durch welche die vier Kriege beendigt wurden, welche Carl V. (als König von Spanien Carl I.) und Franz I. von Frankreich über Italien geführt hatten.

Digitized by Google

Ihr erster Friede wurde, nachdem Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden war (1525), zu Madrid (am 14. Jan. 1526) auf die Bedingungen geschlossen, daß Franz auf Italien und Burgund verzichten, 2 Millionen Thaler zu zahlen versprechen und zwei seiner Prinzen als Geißeln stellen mußte. Kaum war aber Franz I. in Freiheit gesetzt, als er diesen Vertrag für erzwungen erklärte, und in Verbindung mit dem Papste, Venedig u. A. den Krieg gegen Carl V. erneuerte. Allein dieser ward so wenig vortheilhaft geführt, daß Franz im Frieden zu Cambray (am 5. Aug. 1529) zwar Burgund behielt, dagegen aber der Lehnshoheit über Flandern und Artois entsagte, 2 Mill. Thlr. Lösegeld für seine Söhne bezahlte und Mailand dem Hause Sforza lassen mußte. Doch nach dem Tode des unbeerbten Herzogs Franz II. von Mailand verlangte Franz I. von neuem die Belehnung mit Mailand von dem Kaiser. Die Weigerung desselben veranlaßte den dritten Krieg, in welchem Franz I. mit dem Sultan der Osmanen verbunden war. Er ward (1538) durch einen vom Papste zu Nizza vermittelten, zehnjährigen Waffenstillstand unterbrochen; allein nach der Ermordung der durch Italien reisenden und nach Constantinopel bestimmten französischen Gesandten zu Pavia (1541) erneuert. Dieser Krieg ward (am 18. Sept. 1544) im Frieden zu Crespy auf die Basis des Friedens zu Cambray beendigt. Gleichzeitig mit diesen Kriegen hatte sich in Deutschland die Reformation verbreitet. Die gegen den ihnen nachtheiligen Reichsschluß zu Speier (1529) protestirenden Stände traten zu Schmalkalden (1530) zu einem Bündnisse zusammen, welchem catholischer Seits (1538) der Nürnberger heilige Bund entgegengesetzt wurde. Der Religionskrieg in Deutschland begann (1542) mit der Eroberung des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel von den beiden Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen. Doch sprengte Carl V. diesen Bund (am 24. April 1547) in der Schlacht bei Mühlberg, in welcher er den Churfürsten zum Gefangenen machte, und dessen Länder dem Herzog Moritz von Sachsen ertheilte. Dieser aber, gereizt durch des Kaisers fortdauernde Feindseligkeiten gegen die Protestanten, verband sich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, und überraschte den Kaiser in Tyrol, während die Franzosen die lothringer Bisthümer Metz, Verdun und Toul besetzten, worauf (1552) der Passauer Vertrag, und, auf die Basis desselben, der Religionsfriede zu Augsburg (am 25. Sept. 1555), die verschiedenartigen Interessen der beiden kirchlichen Parteien in Deutschland gesetzlich bestimmte. Zwischen Frankreich und Spanien ward erst später (am 3. April 1559) der Friede zu Chateau-Cambresis abgeschlossen, in welchem Frankreich mehrere Gränzplätze in den Niederlanden und Italien an Spanien überließ. — An den Küsten der Ostsee hatte sich noch im letzten Zeitalter der Kreuzzüge seit 1226 der deutsche Orden siegreich ausgebreitet. In Verbindung mit den Schwertbrüdern gehörte ihm Preußen, Liefland, Curland und Semgallen. Doch mußte er bereits im Frieden zu Thorn (1466) die Hälfte des Ordenslandes, Westpreußen, an Polen überlassen, und der Hochmeister wegen Ostpreußen dem Könige von Polen den Vasalleneid leisten. Im J. 1513 kaufte sich der Heermeister in Liefland und Curland, Walther von Plettenberg, vom deutschen Orden los, und Albrecht, der Hochmeister, erhielt, nachdem er die

Reformation in Ostpreußen eingeführt hatte, in dem Frieden mit Polen (am 9. April 1525) Ostpreußen als ein erbliches Herzogthum und als ein Lehn von Polen. Als aber der russische Czaar Iwan Wasiliewitsch II. nach der Beendigung eines Krieges mit Schweden, in Liefland (1558) siegreich vordrang, überließ der Heermeister Kettler in einem Tractate zu Willna (1561) Liefland an Polen, wogegen er Curland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum von Polen zum Lehn erhielt. — In den spanischen Niederlanden war bereits im letzten Drittheile des 16ten Jahrhunderts gegen den Druck Philipps II. ein Aufstand aufgeregt, welcher (1579) die engere Verbindung der sieben nördlichen Provinzen zur Folge hatte, die sich, unterstützt von Frankreich und England, gegen die spanische Macht behaupteten. Ihre Existenz als selbstständiger Staat war bereits im Waffenstillstande vom J. 1609 gesichert; doch wurden sie von Spanien erst im westphälischen Frieden nach dem sogenannten dreißigjährigen Kriege, welcher besonders Deutschland furchtbar verheert hatte, förmlich anerkannt. In diesem Kriege stellte sich nach Beendigung des böhmischen Aufstandes der König Christian IV. von Dänemark (1626) an die Spitze der Bewaffnung des niedersächsischen Kreises, ward aber besiegt, und entsagte im Frieden zu Lübeck (am 12. Mai 1629), für die Zurückgabe seiner von den Kaiserlichen eroberten Länder und für die Bewilligung eines neuen Zolls, zu Glückstadt seiner Theilnahme an dem fernern Kriege; der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen trennte sich im Frieden zu Prag (am 30. Mai 1635) vom schwedischen Interesse, und verband sich mit dem Kaiser gegen Schweden. Der Friede zu Osnabrück und Münster, der westphälische genannt, beendigte am 24sten Oct. 1648 diesen 30jährigen Krieg, und begründete ein neues politisches System in Europa. In diesem Frieden wurden die Niederlande und die Schweiz als Freistaaten anerkannt; der Religionsfriede von 1555 ward, mit Einschluß der Reformirten, bestätigt, beiden Religionsparteien völlige Gleichheit der Rechte bewilligt, und in Ansehung der Religionsübung und des Besitzes der geistlichen Güter das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen; den vom Kaiser mit der Acht belegten Reichsständen ward Amnestie (mit einigen Einschränkungen) zugestanden, und für das pfälzische Haus eine neue Churwürde errichtet; die Krone Schweden erhielt Vorpommern, die Insel Rügen, Wismar, Bremen und Verden und die Reichsstandschaft, und die schwedische Armee 5 Millionen Thaler; Frankreich gewann die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, und alles, was Österreich im Elsaß besessen hatte; säcularisirt wurden, zur Entschädigung der durch Cessionen an Ländern und Ansprüchen beeinträchtigten Reichsstände, Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin für Churbrandenburg; Schwerin, Ratzeburg u. s. w. für Meklenburg; Hersfeld für Hessen-Cassel u. s. w. Nur zwischen Frankreich und Spanien ward erst am 7ten Nov. 1659 der pyrenäische Friede (auf der Fasaneninsel) abgeschlossen, in welchem die Vermählung Ludwigs XIV. mit der ältesten spanischen Infantin Maria Theresia verabredet, und Roussillon nebst mehrern Plätzen in den Niederlanden an Frankreich von Spanien abgetreten wurde. — Im europäischen Norden kämpften Rußland, Polen und Dänemark mehrmals mit Schweden. Im Frieden zu Stolbowa (am 27. Febr. 1617) mußte der Czaar Michael Romanov von Rußland Ingermanland und Carelen an Schweden, und im J. 1618

an Polen Smolensk, Czernichow und Severien überlassen. Dänemark sah sich nach einem unglücklichen Kriege (1643 — 1645) genöthigt, Jempteland, Herjedahlen, Gothland und Ösel für immer, und Halland auf 30 Jahre, im Frieden zu Bremsebrö (am 13ten August 1645) an Schweden abzutreten, und zugleich Schweden die gänzliche Befreiung vom Sundzoll zuzugestehen. Nach der Erneuerung des Krieges mußte Dänemark im rodschilder Frieden (am 26sten Februar 1658) auch Halland, Schonen, Bleckingen und Bornholm an Schweden cediren; doch kam, nach dem Tode Carl Gustavs von Schweden, im Frieden zu Copenhagen (1660) Bornholm und Drontheim an Dänemark zurück, und im Frieden zu Oliva (am 3ten Mai 1660) gewann zwar Schweden von Polen Liefland und Esthland, verzichtete aber auf Curland und Semgallen, und erkannte Brandenburgs Souverainetät über das Herzogthum Preußen an. — Unter den westlichen Staaten Europens war die Republik der Niederlande zu einem ausgebreiteten Handel nach beiden Indien und zu einem bedeutenden Übergewichte in der Marine gelangt. Dies erregte die Eifersucht Englands unter Carl II., mit welchem aber, nach einem zweijährigen Kampfe (am 31sten Juli 1667) der Friede zu Breda auf die Bedingung des uti possidetis abgeschlossen, und den Niederländern einige Befreiung von der Navigationsacte zugestanden wurden. Drohender war Frankreichs Stellung gegen die Republik, nachdem dieselbe, durch die Tripelallianz, Ludwig XIV. zum aachner Frieden (am 2ten Mai 1668) und zur Verzichtung auf die von ihm in Anspruch genommenen spanischen Niederlande genöthigt hatte. In Verbindung mit England erklärte Ludwig (1672) der Republik den Krieg. Doch mußte Carl II., weil er von dem Parlamente nicht mit Geld zur Führung dieses Krieges unterstützt wurde, schon am 19ten Februar 1674 den Frieden zu Westminster auf die Basis des Friedens zu Breda mit Holland abschließen, und die Unterstützung, welche der große Churfürst von Brandenburg, Österreich und das deutsche Reich der Republik gewährten (1678, 1679, wo auch der Friede von St. Germain geschlossen wurde (s. d. Art. Friedrich Wilhelm), führte zu den Separatfriedensschlüssen zu Nimwegen, welche die Unabhängigkeit Hollands sicherten, Frankreich aber einige Vortheile an der deutschen Gränze verschafften. Doch bald ward der blutige Kampf von Ludwig XIV. (1688) erneuert, als er für die Herzogin von Orleans einen großen Theil der Pfalz in Anspruch nahm, und als nach der Verwüstung der Rheinpfalz von den Franzosen eine große Allianz zwischen Österreich, Spanien, den Niederlanden, Großbritannien ꝛc. gegen Ludwigs Dictatur zu Stande kam. Dennoch waren die französischen Waffen so siegreich, daß Frankreich in den Separatfriedensschlüssen zu Ryßwyk (1697) nicht ohne Vortheil aus diesem Kampfe heraustrat. Desto hartnäckiger und nachtheiliger ward für Frankreich der spanische Erbfolgekrieg (1701 — 1714) geführt, bis der Tod des Kaisers Joseph I., durch welchen sein Bruder Carl zum Besitze der ganzen österreichischen Monarchie gelangte, und die Veränderung des brittischen Ministeriums nach dem Sturze der Marlboroughischen Partei, zu dem utrechter (1713) und badener (1714) Frieden führten, in welchem Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem spanischen Throne und in dem Besitze der spanischen Colonien anerkannt, an Österreich aber aus der spanischen Erbschaft Belgien, Mailand und Neapel überlassen, für Savoyen anfangs Sicilien mit der Königs-

würde bestimmt, diese Insel aber in der Folge an Österreich gegen Sardinien vertauscht, und von England Minorca und Gibraltar behauptet wurde. An der deutschen Gränze mußte Frankreich Kehl, Freiburg und Breisach räumen; doch restituirte der Kaiser die wegen ihrer Allianz mit Frankreich geächteten Churfürsten von Bayern und Cöln. — Gleichzeitig mit diesem Kriege im Westen von Europa ward im Norden und Osten der sogenannte nordische Krieg geführt. Ihn eröffneten Dänemark, Polen und Rußland gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, um demselben die von seinen Vorfahren gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Allein Dänemark ward, sogleich nach Carls XII. Angriff auf Copenhagen, zum Frieden von Travendahl (am 10ten August 1700) genöthigt, welcher auf den status quo unterzeichnet wurde. Desto hartnäckiger war der Krieg mit August II., König von Polen und Churfürsten von Sachsen, und mit dem Czaar Peter I. Denn nachdem Carl XII. Augusts Plan, Liefland an Polen zurückzubringen, vereitelt, in Stanislaus Leszynski einen neuen König von Polen aufgestellt, und den Krieg nach Sachsen versetzt hatte, mußte August II. im Frieden von Altranstädt (am 24sten September 1706) auf die polnische Krone verzichten. Doch hatte Peter I. unterdessen Ingermanland eingenommen, und auf dem eroberten Boden die neue Hauptstadt Petersburg angelegt; auch schlug er Carl XII. (1709) bei Pultawa, worauf August II. und Dänemark ebenfalls den Krieg erneuerten, der erst nach Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensschlüsse beendigt ward. Auch Preußen und Hannover waren zu Schwedens Feinden getreten. — Im Frieden behielt Hannover (am 20sten November 1719) die von Dänemark eroberten, aber von demselben an Georg I. von England und Hannover verkauften Fürstenthümer Bremen und Verden, wogegen es an Schweden eine Million Thaler zahlte. Der Friede mit August II. ward (1719) anfangs nur als Waffenstillstand unterzeichnet. Mit Preußen wurde der Friede (am 21sten Januar 1720) zu Stockholm geschlossen. (S. d. Art. Friedrich Wilhelm I.) Im Frieden mit Dänemark (am 3ten Juli 1720) gab Dänemark Wismar, Stralsund und Rügen zurück. Schweden aber zahlte 600,000 Thaler, und verlor die Zollfreiheit im Sunde. Im Frieden mit Rußland zu Nystadt (am 10ten September 1721) mußte Schweden auf Liefland, Esthland und Ingermanland verzichten; doch erhielt es 2 Millionen Thaler von Rußland. — Der Tod des Königs von Polen, Augusts II. (am 1sten Februar 1733), veranlaßte eine streitige Königswahl, worauf sich Österreich und Rußland für August III., Frankreich aber und dessen Bundesgenossen für Stanislaus Leszynski erklärten. Der Krieg ward nur in Italien lebhaft geführt, und durch den Frieden von Wien (am 3ten October 1735) beendigt, welchem nach und nach die einzeln kriegführenden Mächte beitraten. Durch ihn erhielt August III. die polnische Krone; Stanislaus aber behielt den königlichen Titel und ward durch Lothringen entschädigt, das nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Toscana erhielt. Der Infant Carl von Spanien, Philipps V. ältester Sohn, aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth von Parma, ward König von Neapel und Sicilien, welche Länder ihm der Kaiser Carl VI. abtrat, und sich dagegen mit Parma und Piacenza begnügte, um nur von den kriegführenden Mächten die pragmatische Sanction anerkannt zu sehen. Nichts desto weniger

brach nach Carls VI. Tode der österreichische Erbfolgekrieg aus, welchen Friedrich II. (1740), wegen der Ansprüche seines Hauses auf einige schlesische Fürstenthümer, durch einen Einfall in Schlesien eröffnete. Der Churfürst Carl Albrecht von Bayern nahm, wegen seiner Abstammung vom Kaiser Ferdinand 1., die ganze österreichische Erbschaft in Anspruch, und Frankreich, Spanien, Sachsen und Sardinien erklärten gleichfalls die pragmatische Sanction für ungültig. Nur Großbritannien stand auf der Seite der Maria Theresia, und bald erklärte sich auch Sardinien (1743) und Sachsen (1744) für sie. Sich ihres thätigsten Gegners zu entschlagen, überließ Maria Theresia im Frieden zu Breslau (am 28sten Juli 1742) sechs schlesische Fürstenthümer und Glatz an Friedrich II. Sachsen war diesem Frieden beigetreten. Als aber Friedrich bei dem Glücke der österreichischen Waffen den Verlust des kaum gewonnenen Schlesiens befürchtete, eröffnete er (1744) den zweiten schlesischen Krieg, in welchem Sachsen auf Österreichs Seite stand. Nach der Schlacht bei Kesselsdorf ward der Friede zu Dresden (am 25sten December (1745) auf die Basis des breslauer Friedens abgeschlossen. Noch vor diesem Frieden hatte sich der junge Churfurst Maximilian Joseph von Bayern mit Österreich im Frieden zu Füssen (am 22sten April 1745) ausgesöhnt. Maria Theresia gab ihm das von ihren Truppen eroberte Bayern zurück, wogegen er auf seine Ansprüche in Hinsicht der österreichischen Erbschaft verzichtete. Der österreichische Erbfolgekrieg selbst ward endlich im Frieden zu Aachen (1748) auf den status quo, beendigt, außer das Österreich dem Infanten Philipp von Spanien die Herzogthümer Parma und Piacenza überließ. Doch nur acht Jahre dauerte die Zeit der Ruhe; denn bereits im Jahre 1756 begann der dritte schlesische, oder der siebenjährige Krieg. Friedrich II. kämpfte gegen Österreich, Rußland, Schweden, Frankreich, Sachsen und das deutsche Reich; blos England war mit ihm verbunden. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Rußland gab ihr Nachfolger, Peter III. (am 5ten Mai 1762), im Frieden das eroberte Preußen zurück, und der Friede mit Schweden (am 22sten Mai), so wie der hubertsburger Friede (am 15ten Februar 1763) mit Österreich und Sachsen, brachte Alles auf den status quo zurück. — So ruhten in Deutschland die Waffen, als die Absicht Josephs II., ganz Bayern nach dem Tode des Churfürsten Maximilian Joseph mit Österreich zu vereinigen (1778), den bayerischen Erbfolgekrieg bewirkte. Friedrich II. unterstützte den Widerspruch des präsumtiven Erben von Pfalz-Bayern, des Herzogs von Zweibrücken, gegen die zwischen Österreich und Pfalz abgeschlossene wiener Convention, und Sachsen verband sich wegen der Ansprüche auf die bayersche Allodialerbschaft mit Preußen. Doch ward dieser Krieg ohne Schlacht während des zweiten Feldzugs im Frieden zu Teschen (am 13ten Mai 1779) so beendigt, daß Pfalz in den Besitz der bayerischen Erbschaft trat, und blos das Innviertel mit Braunau an Österreich überließ; Sachsen erhielt 6 Millionen Gulden für die Allodialerbschaft. — Gegen einen spätern Versuch Josephs II., Bayern gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande einzutauschen, schloß Friedrich II. mit Sachsen und Hannover (am 23sten Juli 1785) den deutschen Fürstenbund, welchem mehrere andere deutsche Fürsten beitraten. — Zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien waren bereits seit dem Jahre 1764 Streitigkeiten entstanden, haupt-

sächlich über das Recht, die Colonien mit Abgaben zu belegen. Der Krieg kam 1775 zum Ausbruche. Am 4ten Juli 1776 erklärten sich 13 brittische Provinzen für unabhängig; im Jahre 1778 trat Frankreich und 1779 Spanien auf ihre Seite. An Holland erklärte England selbst (1780) den Krieg, der so wenig vortheilhaft geführt wurde, daß England im Frieden zu Paris (am 3ten September 1783) die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der 13 Provinzen in Nordamerika anerkennen, Tabago und die Colonie am Senegal an Frankreich, und Minorca und Florida an Spanien zurückgeben mußte. Nur im Frieden mit Holland (1784) gewann es Negapatnam. — Schweden, das seine Abtretungen an Rußland im nystadter Frieden noch nicht verschmerzt hatte, erklärte zwar während Friedrichs (des Gemahls der Ulrike Eleonore) Regierung (1741) den Krieg an Rußland; er ward aber so nachtheilig geführt, daß Rußland im Frieden zu Abo (am 7ten August 1743) Finnland bis an den Fluß Kymen von Schweden gewann. Als späterhin Gustav III. (1788) den Krieg gegen Rußland eröffnete, der zunächst als Seekrieg geführt wurde, fielen zwar mehrere mörderische Seetreffen vor; allein der Friede zu Werelä (am 14ten August 1790) ward auf den status quo abgeschlossen. — Rußlands Macht war unter Peter I. auf Kosten Schwedens beträchtlich verstärkt worden. Schon Peter I. hatte mit der Pforte und mit Persien Kriege geführt, doch ohne bedeutende Resultate. Eben so blieb der Krieg Rußlands gegen die Pforte, welchen die Kaiserin Anna (1736) in Verbindung mit Österreich führte, ohne wesentlichen Erfolg. Erst unter der Regierung der Kaiserin Catharina II. gewann Rußland, nach dem ersten Türkenkriege (1768) im Frieden zu Kutschuk Kainardschi (am 21sten Juli 1774) das Land zwischen dem Dnepr und Bug, Asow und die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere; auch ward die Crimm für frei erklärt, deren Khan sich (1783) freiwillig dem russischen Zepter unterwarf, worauf die Crimm als Königreich Taurien (1784), und der vom Khane gleichfalls abgetretene Cuban unter dem Namen Caucasien mit Rußland vereinigt wurde. Diese Vereinigung und die Furcht, daß, nach der Zusammenkunft Josephs II. und Catharinens II. zu Cherson (1787), das sogenannte griechische Project (die Vertreibung der Türken aus Europa) realisirt werden möchte, bewog die Pforte (1787), an Rußland den Krieg zu erklären, an welchem Österreich, als Rußlands Bundesgenosse, Antheil nahm. Leopold II. schloß (1790) mit der Pforte den Frieden zu Szistowa auf den status quo, und gab Belgrad zurück; Catharine II. aber gewann im Frieden zu Jassy (1792) Oczakow und das Land zwischen dem Bog und Dniester. Auch hatte sie in den drei Theilungen Polens (1772, 1793 und 1795) über 6 Millionen Polen dem russischen Scepter unterworfen, und (1795) das Herzogthum Curland mit ihrem Reiche verbunden. Nach dem spätern Kriege, welchen die Pforte (1806) an Rußland erklärte, ward im Frieden zu Bukarest (am 28sten Mai 1812) der Pruth als die Gränze zwischen beiden Reichen festgesetzt. — Die wichtigsten Friedensschlüsse aber, welche die Gestalt der meisten europäischen Staaten veränderten, waren Folgen des im Jahr 1802 ausgebrochenen französischen Revolutionskrieges. Aus dem Kampfe der Coalisirten gegen Frankreich trat zuerst Preußen im Frieden zu Basel (am 5ten April 1795) zurück, in welchem Preußen seine jenseits des Rheins gelegenen Besitzungen bis zum allgemeinen Frieden mit Deutschland in den Hän-

Digitized by Google

den Frankreichs ließ. Spanien folgte diesem Beispiele, und schloß ebenfalls zu Basel (am 22sten Juli 1795) den Frieden mit Frankreich, in welchem es den spanischen Antheil von Domingo an Frankreich abtrat. Nur mit England und Österreich zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen. Durch Buonaparte's Siege in Ober-Italien ward aber zuerst der König von Sardinien zum Frieden (am 15ten Mai 1796) genöthigt, durch welchen Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt wurden, dann schloß Neapel (am 10ten October 1796) den Frieden auf den status quo, und Parma (am 5ten November 1796) auf die im Waffenstillstande bestimmten Summen und Lieferungen; darauf der Papst zu Tolentino (am 10ten Februar 1797), in welchem Pius VI. auf Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna verzichtete, und endlich Österreich zu Campo Formio (am 17ten October 1797); nach welchem Belgien von Österreich an Frankreich, und Mailand und Mantua an die cisalpinische Republik überlassen, hingegen der größte Theil der Republik Venedig mit Österreich verbunden wurde. Frankreich behielt die venetianischen Inseln (Corfu u. s. w.) und die Besitzungen in Albanien. Österreich versprach, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen. Auf dem am 9ten December 1797 eröffneten Friedenscongresse zu Rastadt verlangte Frankreich den Rhein als Gränze gegen Deutschland. Die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, daß, nach der Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und Österreich im März 1799, der Congreß sich auflöst'te. Doch während des Jahres 1798 hatte die Pforte wegen der Expedition der Franzosen nach Ägypten an Frankreich den Krieg erklärt, und sich der erneuerten Coalition zwischen England, Österreich und Rußland angeschlossen, und Ferdinand IV. von Neapel war in die (1798) von den Franzosen gestiftete römische Republik eingedrungen, um den Papst zu restituiren. Darauf hatte das französische Directorium den Königen von Neapel und Sardinien (im December 1798) den Krieg erklärt, und den letztern zu einer Entsagungsurkunde auf Piemont genöthigt. Auch mußte nach der Erneuerung des Krieges mit Österreich der Großherzog Ferdinand von Toscana sein Land den Franzosen überlassen. Der Krieg ward aber in Deutschland und Italien von den Franzosen gegen die Österreicher und Russen mit so vielem Verluste geführt, daß erst, nach Buonaparte's Rückkehr aus Ägypten und nach seiner Übernahme der consularischen Regierung, durch die Schlacht bei Marengo in Italien und durch die Niederlage der Österreicher bei Hohenlinden auch in Deutschland das Übergewicht der Franzosen von neuem begründet und in dem Frieden von Lüneville (am 9ten Februar 1801) gesichert wurde. Dieser Friede, welchen der Kaiser für sich und im Namen des deutschen Reichs abschloß, bestimmte den Thalweg des Rheins zur Gränze zwischen Frankreich und Deutschland, wodurch Österreich seine belgischen Provinzen und Deutschland alle Länder auf dem linken Rheinufer an Frankreich überließ. Dagegen erhielt Österreich zwei Drittheile des venetianischen Staats, so daß der Thalweg der Etsch die Gränze zwischen dem österreichischen Italien und der wiederhergestellten italienischen Republik bilden sollte. Diese Republik und die Republiken Ligurien, Helvetien und Batavien wurden in den Frieden eingeschlossen. Der Breisgau kam an das Haus Modena; der Großherzog von Toscana sollte in Deutschland, so wie die auf dem linken Rheinufer verlierenden deutschen Erbfürsten auf dem rechten Rheinufer, nach der zu

Rastadt festgesetzten Basis, durch Säcularisation geistlicher Güter entschädigt werden. Dieses Entschädigungsgeschäft ward, nach den von Frankreich und Rußland gemeinschaftlich zu Regensburg vorgelegten Entwürfen, in dem Reichsdeputationshauptschlusse (25sten Februar 1803) beendigt. Mit Neapel ward (am 28. März 1801) der Friede zu Florenz unterzeichnet. Neapel versprach in demselben, den englischen und türkischen Schiffen bis zum Frieden Frankreichs mit beiden Staaten seine Häfen zu verschließen, und die Insel Elba, den Stato degli Presidii und das Fürstenthum Piombino an Frankreich abzutreten. — Nach der Räumung Ägyptens von den Franzosen wurden die Präliminarien des Friedens zwischen Frankreich und England zu London (am 1sten October 1801), und auf die Basis derselben der Friede zu Amiens (am 27sten März 1802) unterzeichnet. In diesem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Batavien alle Eroberungen, bis auf Trinidad und Ceylon zurück; auf Malta sollte der Malteserorden restituirt, und dessen Unabhängigkeit unter die Garantie der wichtigsten europäischen Mächte gestellt werden; der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung sollte dem Handel und der Schifffahrt der contrahirenden Mächte offen stehen; die Pforte sollte Ägypten zurückerhalten, und das Gebiet der Pforte und Portugals nach seiner Integrität garantirt werden; dagegen wollte Frankreich Neapel und den Kirchenstaat räumen, und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der sieben Inseln anerkennen. — Nach dem Maaßstabe dieses Friedens ward auch der Friede zwischen Frankreich und der Pforte (am 25sten Juni 1802) unterzeichnet, in welchem die vorigen Verträge zwischen beiden Mächten erneuert, und den französischen Schiffen gleiche Rechte der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere versprochen wurden, wie sie die Pforte am 30sten Oct. 1799 den Britten zugestanden hatte. Auch mit Rußland ward zu Paris der Friede (am 8ten Oct. 1801) auf den status quo, doch mit einigen geheimen Bedingungen, in Hinsicht der italienischen Angelegenheiten, unterzeichnet, und mit Portugal (am 29sten Sept. 1801) der Friede zu Madrid abgeschlossen, in welchem der Fluß Karapanatuba in Zukunft die Gränze zwischen dem französischen und portugiesischen Amerika bilden sollte. — Doch Großbritannien erneuerte bereits am 18ten Mai 1803 den Krieg gegen Frankreich, und bewirkte, nach der Verbindung mit Rußland und Österreich (1805), den Continentalkrieg beider Mächte mit Frankreich. Nach den Tagen bei Ulm und Austerlitz schloß Österreich (am 26sten December 1805) den Frieden von Preßburg, in welchem es alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, und Napoleon als König von Italien anerkannte, und seinen im lüneviller Frieden erhaltenen Theil vom venetianischen Staate dem Königreiche Italien überließ. Zugleich erkannte Österreich die Königswürde und die Souverainetät der Churfürsten von Bayern und Würtemberg, so wie die Souverainetät des Churfürsten von Baden an, und verzichtete auf Tyrol, Vorderösterreich, den Breisgau u. s. w. zu Gunsten dieser Fürsten. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Österreich verbunden, und der bisherige Churfürst von Salzburg durch Würzburg entschädigt. Ein österreichischer Prinz sollte die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens erblich besitzen. — Die Stiftung des Rheinbundes (am 12ten Juli 1806) ward von Frankreich selbst nur für eine Ergänzung des preßburger Tractats erklärt. Diese neue Conföderation und die durch dieselbe bewirkte Rüstung Preußens gegen Frankreich hatte aber die Folge, daß die unter Fox's Mini-

Digitized by Google

sterium eingeleitete Friedensunterhandlung zwischen England und Frankreich (am 30sten Sept. 1806) abgebrochen, und der am 20sten Juli 1806 zwischen Frankreich und Rußland zu Paris abgeschlossene Friede von Alexander 1. nicht ratificirt wurde. Der Krieg mit Preußen und Rußland dauerte vom 8ten Oct. 1806 bis zum tilsiter Frieden, der am 8ten Juli 1807 mit Rußland, und am 9ten Juli mit Preußen unterzeichnet wurde, nachdem im Laufe des Krieges die Häuser Hessen-Cassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Oranien-Fulda ihre Länder verloren, und die Franzosen auch, wegen des Kriegsstandes des Königs von Schweden gegen Frankreich, ganz Schwedisch-Pommern besetzt hatten. Im Frieden zu Tilsit verlor Preußen die Altmark, das Fürstenthum Ostfriesland, die Grafschaften Mark und Ravensberg, die Fürstenthümer Minden, Hildesheim, Paderborn, Münster, Halberstadt, Bayreuth, Eichsfeld und Erfurt, die Grafschaften Tecklenburg, Lingen, Mansfeld und Hohenstein, das Herzogthum Magdeburg, den Churstaat Hannover mit dem Fürstenthume Osnabrück, die ehemaligen Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, die ehemaligen Abteien Quedlinburg, Essen, Elten, Werden ꝛc., den cotbusser Kreis, einen bedeutenden Theil Westpreußens und des Netzdistricts, mit Einschluß von Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Ostpreußen. Von diesen Abtretungen kam das Departement Bialystock an Rußland; der cotbusser Kreis an Sachsen; aus Südpreußen, Westpreußen und dem übrigen Theile von Neu-Ostpreußen ward das Herzogthum Warschau; aus mehrern ehemaligen preußischen Besitzungen zwischen der Weser und Elbe und aus hessischen, hannöverischen und braunschweigischen Ländern das Königreich Westphalen gebildet; beide so wie der kleine Freistaat Danzig, und Napoleons gegenwärtige und künftige Einrichtungen innerhalb des Rheinbundes wurden von Rußland und Preußen anerkannt. Endlich versprach Preußen, bis zum Frieden zwischen Frankreich und England, alle seine Länder ohne Ausnahme der Schifffahrt und dem Handel der Britten zu verschließen. Bald nach diesem Frieden zog eine französische Armee unter Junot durch Spanien gegen Portugal, und in Spanien selbst führte eine Verschwörung des Prinzen von Asturien gegen seinen Vater, und die erzwungene Resignation Carls IV. im Mai 1808 die Catastrophe herbei, durch welche das Bourbonische Haus auf den spanischen Thron verzichtete. Bevor aber der neue König Joseph Napoleon den spanischen Boden betrat, hatte England (am 4ten Juli 1808 mit der spanischen Nation Friede geschlossen, in welchem die vorigen Handelsverhältnisse zwischen beiden Nationen hergestellt wurden. England unterstützte darauf die in Ferdinands VII. Namen handelnde Regierungsjunta mit Truppen und Waffen. Ob nun gleich Napoleons Siege die Rückkehr seines Bruders nach Madrid (im December 1808) bewirkten, so führte doch (im April 1809) die Eröffnung des Krieges von Seiten Österreichs den Kaiser auf die Schlachtfelder von Abensberg, Eckmühl, Aspern und Wagram. Der Friede von Wien beendigte (am 14ten Oct. 1809) den blutigen Kampf. In diesem Frieden verzichtete Österreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel, welche künftig einen Theil des Rheinbundes ausmachen sollten, auf das Herzogthum Krain, den villacher Kreis in Kärnten, das triester Gebiet, die Grafschaft Görz, Friaul, Croatien bis an den Saufluß, auf Fiume, das ungarische Littorale und das österreichische Istrien, welche zu dem neugebildeten Staate der

illyrischen Provinzen geschlagen wurden; auf einige zu Böhmen gehörende, innerhalb der Lausitz gelegene Enclaven; auf Westgallizien, Cracau und den zamosker Kreis in Ostgallizien, welche mit dem Herzogthume Warschau verbunden wurden; auf einen Strich von Ostgallizien mit 400,000 Menschen, welcher an Rußland kam, und auf die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens, welchen Napoleon innerhalb des Rheinbundes aufgehoben hatte. Noch versprach Österreich, bis zum Seefrieden dem Continentalsysteme gegen England beizutreten. — Der König Gustav IV. von Schweden, der treue Bundesgenosse Englands, hatte durch seine Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich im Jahre 1807 seinen Antheil an Pommern verloren; seine Anhänglichkeit an England verwickelte ihn auch im Jahre 1808 in Krieg mit Rußland und Dänemark. Er verlor Finnland an Rußland, und am 13ten März 1809 in einem Aufstande die Krone. Sein Nachfolger, Carl XIII., schloß mit Rußland (am 17ten Sept. 1809) den Frieden zu Friedrichshamm, in welchem ganz Finnland, Ostbothnien und Westbothnien bis Tornea, so wie die Alandsinseln an der finnländischen Küste an Rußland überlassen wurden; mit Dänemark (am 10ten Dec. 1809) zu Jönköping den Frieden auf den status quo, und mit Frankreich am 6. Jan. 1810) den Frieden zu Paris, in welchem Frankreich Schwedisch-Pommern und Rügen zurückgab, Schweden aber dem Continentalsystem gegen England beizutreten versprach. Ob nun gleich Schweden, nachdem der Prinz von Ponte-Corvo zum Thronfolger ernannt worden war, an England (am 17ten Nov. 1810) den Krieg erklärte, so schloß doch Carl XIII. (am 18ten Juli 1812) mit England, nach Eröffnung des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, den Frieden auf den status quo. Dänemark aber erklärte nachdem die Britten Copenhagen bombardirt und die dänische Flotte (1807) geraubt hatten, an England den Krieg, und blieb seit dieser Zeit im Kriegsstande gegen Großbritannien. Im J. 1814 aber wurde es durch Schweden zum Frieden zu Kiel (14ten Jan. 1814) gezwungen, in welchem es Norwegen an Schweden überlassen mußte, wogegen es Schwedisch-Pommern erhalten sollte, dieses aber auch an Preußen, gegen den Eintausch des von Hannover an Preußen überlassenen Herzogthums Lauenburg, abzutreten genöthigt ward. — Von den wichtigsten Folgen für das ganze europäische Staatensystem war der im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland eröffnete Krieg. Denn obgleich bei dem Ausbruche desselben Preußen und Österreich sich Frankreich angeschlossen hatten, so bewirkte doch der Verlust, welchen die französische Armee auf dem Rückzuge von Moskau bis an die Saale erlitten, daß Preußen zu Kalisch (am 28sten Febr. 1813) mit Rußland sich verband, und Österreich gleichfalls (im August 1813) auf die Seite der Verbündeten trat. Der Krieg, in Deutschland durch die Völkerschlacht bei Leipzig entschieden, und dann auf französischen Boden versetzt, endigte mit Napoleons Resignation, und, nach der Herstellung der Bourbons, mit dem Frieden zu Paris am 30sten Mai 1814. In diesem Frieden ward die französische Gränze festgesetzt, wie sie am 1sten Jan. 1792 gewesen war; so daß die Bourbons eine Gebietsvergrößerung von 150 Q. Meilen mit 600,000 Menschen gewannen. Das Haus Oranien ward in den Niederlanden anerkannt, erhielt die königl. Würde, und die vormaligen österreichischen Niederlande. Die Staaten Deutschlands sollten unabhängig und durch ein Föderativband unter sich vereinigt seyn, dessen Grundzüge in der deutschen Bundesacte vom 8ten Juni 1815 zu Wien

Digitized by Google

näher bestimmt wurden. Malta und die Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France, so wie mehrere holländische Colonien, erhielt England. An Spanien ward der (1795) an Frankreich gekommene Theil von Domingo zurückgegeben. Der wiener Congreß vollendete die durch den pariser Frieden begründeten Veränderungen. Rußland vereinigte das Herzogthum Warschau unter dem Namen eines Königreichs Polen mit seinem Reiche, trat aber einen Theil desselben an Preußen ab, der unter der Benennung Großherzogthum Posen eine Provinz desselben ward. Die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete ward ein kleiner Freistaat. Preußen erhielt seine Provinzen zwischen der Elbe und dem Rheine (bis auf Ansbach und Bayreuth) zurück, überließ aber Hildesheim und Ostfriesland an Hannover. Außerdem erhielt es die kleinere Hälfte des Königreichs Sachsen (18. Mai 1815), Schwedisch-Pommern, die gesammten nassau-oranischen Länder, und ansehnliche Provinzen am Rheine, die es zum Großherzogthum Niederrhein erhob. Vergrößert wurden die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Meklenburg-Strelitz, Oldenburg und des Herzogs von Coburg. An Österreich kam der tarnopoler Kreis, Tyrol und Vorarlberg zurück. Illyrien ward zu einem besondern Königreiche, und die österreichische Lombardei nebst dem Venetianischen zum lombardisch-venetianischen Königreiche erhoben. Die Häuser Modena und Florenz, die Bourbons in Neapel und der Papst wurden restituirt. Eben so der König von Sardinien, der noch überdies die Republik Genua erhielt. Lucca kam an die gewesene Königin von Hetrurien, Parma und Piacenza an die gewesene Kaiserin von Frankreich. Bayern gewann Würzburg und Aschaffenburg und Rheinbayern. Bedeutende Ländertausche unter den deutschen Fürsten in den Rheingegenden waren die Folge der Entscheidungen des wiener Congresses. — In Spanien ward Ferdinand VII. hergestellt, allein in den amerikanischen Colonien dauerte bis jetzt der Aufstand gegen das Mutterland fort, und nahm eine Wendung, welche die Selbstständigkeit derselben für die Zukunft verkündigt. — Der zweijährige Krieg zwischen England und Nordamerika ward (25. Dec. 1814) im Frieden zu Gent auf den status quo beendigt. — Rußland, das bei dem Ausbruche des Krieges gegen Napoleon noch im Kriege gegen die Pforte begriffen war, beendigte denselben (18. Mai 1812) im Frieden zu Bukarest, in welchem es Bessarabien und die Hälfte der Moldau gewann. Eben so vortheilhaft schloß Rußland im Sommer 1813 einen Frieden mit Persien, in welchem es mehrere Chanate an der West- und Südseite des caspischen Meeres abgetreten, wichtige Handelsvorzüge bewilligt, und das ausschließende Recht erhielt, auf dem caspischen Meere Kriegsschiffe zu halten. Mit Dänemark unterzeichnete Rußland zu Hannover (8. Febr. 1814) den Frieden auf den status quo. — Nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich (im März 1815) entschied die Schlacht bei Waterloo (am 18. Juni) von neuem über sein Schicksal. Die Bourbons kehrten wieder zurück, und die Verbündeten schlossen mit ihnen am 20. Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden, in welchem die Gränze Frankreichs vom Jahre 1790 angenommen und das Königreich der Niederlande und Preußen jenseits des Rheins durch einzelne Parzelen vergrößert ward, Frankreich 700 Millionen Franken zahlen mußte, und unter Wellington ein Heer von 150,000 Mann zur Besetzung der franz. Gränze zurückblieb.

Q.

Friederike (Sophie Wilhelmine), Markgräfin von Bayreuth,

Schwester Friedrichs des Großen von Preußen, geboren zu Berlin am 31. Juli 1709. Sie ward am 20. Nov. 1731 mit dem Erbprinzen des Markgrafen von Bayreuth verheirathet, welche Verheirathung die Veranlassung zu den unangenehmsten Familienverhältnissen wurde, die sie selbst in ihrem Leben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königl. preuß. Prinzessin, Friederike Sophie Wilhelmine ꝛc. vom J. 1709—1733, von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben. Tübingen, bei Cotta 1811, 2 Bände), sehr anziehend erzählt. Außerdem machte ihr der Haß des Königs wider ihren Bruder, den nachmaligen König Friedrich II., an dem sie mit ganzer Seele hing, unendlichen Kummer, und es zog ihr diese Anhänglichkeit von ihrem Vater empörende Mißhandlungen zu. Zwar heirathete sie den Erbprinzen von Bayreuth nicht ohne Neigung; aber gehaßt von ihrer Mutter, und endlich bedauert von ihrem Vater, dem zuletzt noch die Augen geöffnet worden waren, folgte sie ihrem Gemahl zu einem Schwiegervater, der kränklich und von unzähligen Launen abhängig war. Doch benahm sie sich in allen Verhältnissen mit eben so viel Klugheit als Rechtlichkeit, und das Übergewicht, das ein gebildeter Geist in jeder Lage gewährt, verließ sie nie. Die unangenehmen ökonomischen Verhältnisse des schwiegerväterlichen Hauses waren ein vorzüglicher Grund, daß sie mehrere Jahre lang während ihrer Ehe in Berlin bei ihrem Vater verlebte, wozu demnächst die militärische Neigung ihres Gemahls, der Inhaber eines preußischen Regiments war, Veranlassung gab. Ihre zunehmende Kränklichkeit ward jedoch von ihr selbst benutzt, um ihre Rückkehr nach Bayreuth von ihrem Vater, der sie so gern festhielt, zu erlangen. Nach der Zeit, auch nachdem ihr Bruder den Thron Preußens bestiegen hatte, während des ersten schlesischen Krieges war sie in Berlin. Aber sie mußte den Schmerz erfahren, daß selbst dieser von ihr so sehr geliebte Bruder seine Neigung von ihr abwendete, und sie endlich sogar feindselig behandelte, als ihr Gemahl einen Tractat mit dem deutschen Kaiser abgeschlossen hatte, der ihn zur Anwerbung eines Regiments und zu persönlichem Militärdienst für den Kaiser verpflichtete. Das heimliche Einverständniß, das zwischen ihrem Gemahle, der übrigens gut war, und einer gewissen Marwitz Statt hatte, vermehrte ihren Kummer, und man kann wohl sagen, daß nicht leicht eine Fürstin in verwickeltern Verhältnissen gelebt, und mit so vieler Klugheit sich benommen hat, als sie. I.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14ten Juni 1807 gegen die Russen unter Benningsen gewonnen. Obgleich die russische Armee die feindlichen Frontal-Angriffe in der befestigten Stellung bei Heilsberg (am 10ten Juni) mit Verlust abgewiesen hatte, mußte sie sich doch in den folgenden Tagen, da der Feind ein starkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg detaschirte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14ten früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vortruppen mit einem Theile des Corps von Lannes, welcher, zwischen Heinrichsdorf, Posthenen und dem fortlacker Walde aufgestellt, die Straße nach Königsberg deckte. Dasselbe währte ziemlich unentschieden bis früh 5 Uhr, wo die ersten Colonnen der russischen Hauptarmee anlangten und über die steinerne Brücke in der Stadt, so wie über zwei ober- und unterhalb derselben geschlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das russische Heer, nach Abzug aller Detaschirungen ungefähr 67,000 Mann stark (7 Divisionen), formirte sich in zwei Treffen, welche

in einen umgehenden Bogen gestellt, die Aller im Rücken hatten; der rechte Flügel lehnte sich beim domerauer Holze an diesen Fluß; er bestand aus 4 Divisionen und dem größten Theile der Cavallerie; der von 2 Divisionen gebildete linke, durch das Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den sortlacker Wald links vor sich und stieß ebenfalls an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen diesen Wald detaschirt; eine Division endlich stand in Bataillons-Colonnen als Reserve auf dem rechten Allerufer. Die Schlachtordnung des 1sten Treffens war so, daß 2 Bataillons jedes Regiments in Linie, das dritte dahinter in Colonne stand, das ganze 2te Treffen war in Bataillons-Colonnen formirt. Von der französischen Armee traf während der Einleitung des Gefechts das Lannessche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Neyschen und der Garde-Cavallerie, das erste Corps, von Victor commandirt, nebst der Garde-Infanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein; sie erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von ungefähr 75,000 Mann. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entscheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem sortlacker Walde gekämpft, in dem sich beide Theile hielten (Lannes bildete jetzt den linken, Ney den rechten Flügel der französischen Armee), auch machte die Cavallerie dieses, so wie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehrere glückliche Angriffe und die ganze Linie rückte in der Richtung von Posthenen ungefähr ¼ Stunden weit vor. Es wäre jetzt leicht gewesen, das Lannessche Corps, welches nur durch die successive ankommenden Truppen unterstützt ward, zurückzuwerfen, sich des Waldes bei Posthenen und der dadurch laufenden Straße zu bemächtigen und so das Entwickeln der feindlichen Armee zu verhindern, sie vielleicht einzeln zu schlagen. Aber unbegreiflicher Weise begnügte sich Benningsen mit den errungenen unbeträchtlichen Vortheilen, ließ sich durch eine Kanonade und Tirailleurgefechte hinhalten und sah ganz gelassen zu, wie sich die feindliche Armee immer mehr verstärkte. Diese ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zur kraftvollsten Offensive über, rückte in der Fronte vor, während Ney (Abends 6 Uhr) den sortlacker Wald durch leichte Truppen reinigen ließ, und am Rande desselben in starken Colonnen in die linke Flanke der Russen marschirte. Obgleich von diesen mehrere Angriffe gemacht wurden, drang er doch immer weiter, und sie waren bereits in ihre frühere Stellung zurückgewiesen, als er auf der Höhe links von Friedland eine Batterie von 40 Kanonen etablirte, welche die Entscheidung sehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtete in den dichten Massen so schreckliche Verwüstung an, daß sich der russische linke Flügel nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er passirte hier die Aller und brannte zur Deckung des Rückzugs die Vorstadt ab. Die Vortheile, die indeß der rechte Flügel über Lannes erhalten hatte, mußten unter diesen Umständen aufgegeben werden; der allgemeine Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten sich aber schon Abtheilungen des Neyschen Corps festgesetzt; die Russen, in der Flanke wirksam mit Kartätschen beschossen, stürzten sich in die brennende Vorstadt, und mußten sich, im engsten Sinne des Worts, durchschlagen; ein mörderisches Gefecht, das vielleicht so viel Opfer als die Schlacht selbst kostete, mit Scenen, die das Gemüth des versuchtesten Kriegers erschütterten. Eine Abtheilung, welche den Rückzug gedeckt hatte, fand die Brücken schon zerstört, und rettete sich nur dadurch von der Gefangenschaft, daß es eine zwischen der Ziegelei und Kloschenen befindliche Furth, freilich mit Verlust, zum Übergang über den

Fluß brauchte; ein andres Detachement unter General Lambert mit 29 Kanonen konnte ihn nicht mehr erreichen; es war so glücklich, während der Nacht nach Allenburg zu entkommen, von wo aus es wieder zur Armee stieß. Die Russen zogen sich über Wehlau auf das rechte Ufer der Memel zurück (am 21sten ward der Waffenstillstand geschlossen, dem der Friede von Tilsit folgte); sie hatten in dieser wahrlich nicht durch die Schuld der Truppen verlornen Schlacht 2 todte, 4 verwundete Generals und übrigens ungefähr 7000 Todte und 12,000 Verwundete; die französische Armee zählte 5 verwundete Generale, ihr übriger Verlust läßt sich nicht genau angeben, und wenn er auch den im Bulletin genannten übersteigt, so erreicht er doch bei weitem nicht den feindlichen; sie hatte außerdem 16 Kanonen erobert. S — z. M.

Friedland, eine Herrschaft in Böhmen, an der Gränze der Oberlausitz und Schlesiens, mit einem Schlosse gleiches Namens. Der im dreißigjährigen Kriege berühmt gewordene Graf Wallenstein, eigentlich Waldstein, kaufte im J. 1622 diese Herrschaft, und hielt sich gewöhnlich auf dem Schlosse Friedland auf. Im J. 1632 wurde er vom Kaiser zum Herzog von Friedland erhoben; im gemeinen Leben wurde er der Friedländer genannt. Nach seinem Tode fiel die Herrschaft dem Kaiser zu, der einen Grafen Gallas damit belehnte, dessen Nachkommen, die Grafen Clam-Gallas, sie noch besitzen. Das weitläufige, durch seinen alterthümlichen Bau und durch allerhand deutsche Antiquitäten merkwürdige Schloß hat eine imponirende, angenehme Lage, und wurde ehemals für fest gehalten; auch behaupteten die Schweden im dreißigjährigen Kriege sich lange Zeit in demselben. Unter den Denkmälern, die es aufbewahrt, zeichnet sich ein sehr treues Originalgemählde Wallensteins in Lebensgröße aus. Viele interessante Nachrichten über dieses Schloß und seine berühmten Besitzer findet man in der Schrift: das Schloß Friedland ꝛc., nebst Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldstein von Niemethy, Oberamtmann in Friedland. Prag 1818. mit 5 schönen Kupfern und 30 fac simile.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und seit 1147 selbst Herzog von Schwaben, geb. im J. 1121, erhielt nach dem Tode Kaiser Konrads III., seines Oheims, im J. 1152 die kaiserl. Krone. Er war der zweite deutsche Kaiser aus dem ehrwürdigen Hause der Hohenstaufen, und einer der mächtigsten und einsichtsvollsten Herrscher, welche je Deutschlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polnischen König Boleslav im Jahre 1157 und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um seine Macht daselbst zu erweitern und zu befestigen. Sechs Züge mußte er dahin unternehmen, um die aufrührerischen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunstfleiß reich und mächtig, aber auch übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Mailand besonders hatte seinen Befehlen sich widersetzt, und sich verschiedne Städte unterworfen. Der Kaiser zwang sie, nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1153) zur Übergabe. Als sie zum zweitenmale sich gegen ihn empörte, wurde sie (1162) wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster, gänzlich zerstört. Brescia, Piacenza mußten ihre festen Mauern niederreißen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Privilegien. Dennoch war der Ausgang aller dieser Kriege nicht glücklich für den Kaiser. Papst Alexander III., der sich nach Frankreich hatte flüchten müssen,

Digitized by Google

sprach im J. 1168 den Bann wider ihn aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß, zu Aufrechthaltung ihrer Freiheiten; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf und erfochten im J. 1176 einen entscheidenden Sieg über das kaiserliche Heer bei Cremona. Dieser Sieg führte den Frieden herbei, der zu Venedig zwischen dem Kaiser, dem Papst Alexander III. und den lombardischen Städten (1177) geschlossen ward. Die Resultate des fast zwanzigjährigen Krieges waren für den Kaiser nicht besonders günstig. Inzwischen hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsstädten erklärt, und dadurch den Grund zu einem Mittelstande zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten gelegt, wodurch die kaiserliche Macht vergrößert und der Bürgerstand gehoben wurde. Durch die Trennung der Herzogthümer Bayern und Sachsen (seit 1180), welche Heinrich der Löwe zusammen besessen, wurde Friedrich zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden schon unter seinem Vorgänger entstandenen Parteien der Welfen (oder Bayern und Gegner des Kaisers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiserlich-schwäbischen Hauses) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Christen Jerusalem wieder entrissen habe, und auf die Ermahnungen des Papstes, unternahm Friedrich mit einem Heere von hundertundfunfzig tausend Mann, ohne viele tausend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor dessen Antritt im J. 1187 ein Landfriede in Deutschland zu Stande kam. Der griechische Kaiser zu Constantinopel hatte sich mit Saladin und dem Sultan von Iconium ins geheim verbunden, und suchte den Marsch der Deutschen zu hindern. Aber Friedrich bahnte sich glücklich einen Weg nach Asien, erhielt zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein, stiftete hier den deutschen Orden und starb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190, nach einer achtundbreißigjährigen Regierung, bei Tarsus in Cilicien, nachdem er in dem Cydnus (Salepe) gebadet hatte, oder, wie Andere erzählen, mit dem Pferde in den Fluß gestürzt war. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich standhafter Fürst; und diese großen Eigenschaften bedeckten den Stolz und die Herrschsucht, die allerdings die Haupttriebfedern seiner Handlungen waren. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß und besaß für sein Zeitalter ungewöhnliche Kenntnisse. Er schätzte die Gelehrten, besonders die Geschichtschreiber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiser schöpfte, die er durch seine Regierung zu verwirklichen strebte. Er war von einem edeln und majestätischen Ansehn, und trotz seiner Streitigkeiten mit den Päpsten, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als diejenigen, die sich ihrer nur zur Erreichung anderer Absichten zu bedienen suchten. Nach des Kaisers Tode konnte die Absicht des unternommenen Kreuzzuges nicht mehr erreicht werden; sein heldenmüthiger Sohn, der den Oberbefehl übernommen hatte, ward von einer pestartigen Krankheit ebenfalls hingerafft, und von dem mächtigen Heere, das Friedrich aus Deutschland geführt hatte, kamen nur wenige Trümmer zurück.

Friedrich der Gebissene, oder **mit der gebissenen Wange**, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, verdient nicht blos als einer der Stammväter des Hauses Sachsen, sondern auch wegen seiner besondern Schicksale hier eine Stelle. Sein Vater Albert, Landgraf zu Thüringen, mit dem Beinamen der **unartige**, hatte Kaiser Friedrichs II. Tochter, **Margarethen**, zur

Gemahlin, mit welcher er Friedrich und Diezmann oder Dietrich zeugte. Allein seine Liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, verleitete ihn sogar zu dem Plane, seine Gemahlin heimlich ermorden zu lassen (man s. den Art. Thüringen). Zwar mißlang dieser Plan; allein Margarethens Freunde glaubten, sie nur durch eine schleunige Flucht retten zu können. Die trostlose Mutter konnte sich kaum von ihren Söhnen trennen; sie überhäufte vorzüglich bei ihrem Abschiede Friedrich mit Küssen, und biß ihn, im heftigsten Ausbruche ihres mütterlichen Schmerzes, in den Backen, so daß Friedrich für immer eine kleine Narbe behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen seines schändlichen Vorhabens, trug nun den Haß gegen sie auf seine beiden Söhne über, wollte sie von der Thronfolge in Thüringen ausschließen, und solche auf Apitz, den mit Kunigunden erzeugten Bastard, bringen. Mehrere seiner Ritter und Vasallen sahen die Ungerechtigkeit seines Verfahrens ein, traten auf die Seite seiner beiden rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwischen diesen und dem Vater 1281 ein Krieg aus. In diesem war Friedrich so unglücklich, von seinem Vater gefangen genommen zu werden, und mußte ein ganzes Jahr als Gefangener auf der Wartburg zubringen, bis ihn endlich einige seiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und sein Bruder nachher, nach dem Absterben des Vater-Bruders (der beide Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrichs des Weisen, Markgrafen zu Meißen und Lausitz (1282) und seines Sohnes (gest. 1291), dessen Länder erhielten, und ihr Vater dies nicht zufrieden war, kam es zwischen ihm und seinen Söhnen von neuem zum Kriege, in welchem aber Albert gefangen, und nur auf Kaiser Rudolphs von Habsburg Vermittelung losgelassen wurde. Aus Rache suchte nun Albert verschiedene Fürsten gegen seine Söhne zum Kriege zu reizen; verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, seiner Söhne und der Landstände Widerspruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kaiser Rudolphs Nachfolger, Adolph von Nassau, 1294 für 94,000 Gulden. Dieser rückte in Thüringen ein, bemächtigte sich auch einiger Städte und Schlösser; allein da ihm Friedrich und Diezmann mit einer Armee entgegen rückten, zog er sich, nachdem er Thüringen sehr verwüstet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln, mit einem Theil seiner Armee nach Mühlhausen, setzte aber nachher seine Verwüstungen in Meißen fort, bis er endlich 1298 seiner Kaiserwürde entsetzt und von dem an seiner Stelle zum Kaiser gewählten Albrecht am 2. Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Allein Albrecht, eben so wenig gesonnen, seines Vorgängers Anspruch auf Thüringen aufzugeben, nahm anfangs, da es ihm zu Altenburg nicht geglückt war, Friedrich durch einen Meuchelmord auf die Seite zu schaffen, Eisenach und einige andere Städte in Besitz, und rückte endlich mit einer großen Armee auf Friedrich und seinen Bruder los; diese gingen ihm entgegen, und er wurde am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürstenthum Altenburg völlig geschlagen. Da er als anfänglicher Vormund seines Neffen, Johann von Schwaben, dieses Herzogthum administrirt hatte, aber in der Folge ganz an sich zu bringen suchte, so bestanden seine Truppen größtentheils aus Schwaben. Es entstand daher zum Andenken jener Schlacht das Sprichwort, durch welches man Jemanden den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens anzudeuten pflegte: es wird dir gehen (oder glücken), wie den Schwaben bei Lucka (oder Lücken). Albrecht wurde, als er

Digitized by Google

eben mit einer neuen Armee gegen Friedrich anrücken wollte, von seinem Neffen, dem Prinzen Johann von Schwaben, aus Unwillen, daß ihm Albrecht sein Herzogthum noch immer vorenthielt, am 1. Mai 1308 unweit Habsburg ermordet. Sobald sein Tod bekannt wurde, unterwarf sich die bisher immer aufrührerische Stadt Eisenach Friedrich von neuem, und da ihm durch seines Bruders Diezmann Ermordung in der Thomaskirche zu Leipzig auch dessen Landesantheil zugefallen war, so wurde Friedrich nicht nur alleiniger Markgraf zu Meißen, Lausitz und Landgraf zu Thüringen, sondern er vereinigte auch die vorherigen Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit seinem Lande, und ließ im folgenden Jahre in demselben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, auch zu dessen Haltung Adel und Bürger sich eidlich verbindlich machen. Im J. 1317 hatte er das Unglück, von Churfürst Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt seine Freiheit nur unter den Bedingungen, daß er Waldemarn eine Summe von 30,000 Mark Silber erlegte, und die Niederlausitz abtrat. Nach so vielen Kämpfen, die ihm den Namen des Streitbaren erwarben, konnte er endlich seine Länder noch einige Jahre in Ruhe besitzen, bis er 1326 starb. Ihm bleibt der Ruhm, sich unter vielen widrigen Schicksalen und gegen vielfältige Feinde, sogar gegen zwei Kaiser, muthig und siegreich behauptet zu haben.

Friedrich VI., jetzt regierender König von Dänemark, Sohn Christians VII. und der Königin Caroline Mathilde, geb. Prinzessin von England, ward den 28. Jan. 1768 geboren, vermählt den 31. Juli 1790 mit Marie Sophie Friederike, Tochter des Landgr. Carl von Hessen-Cassel (geb. d. 28. Oct. 1767), die ihm zwei Töchter geboren hat. Er wurde am 14. April 1784 für majorenn und zum Mitregenten seines gemüthskranken Vaters erklärt, und succedirte demselben am 13. März 1808. Als Minister und Rathgeber standen ihm die hochverdienten Grafen von Bernstorf zur Seite, erst der Vater, und nach dessen Tode der Sohn. Der Charakter der dänischen Regierung zeichnete sich durch eine weise Verwaltung und Verstärkung der Staatskräfte, und gegen andere Staaten durch eine Geradheit und Offenheit aus, welche Achtung einflößte und bis zur letzten Catastrophe die äußere Ruhe erhielt. Als die französische Revolution Europa erschütterte, verband sich Dänemark mit Schweden zur Behauptung der Neutralität, in den J. 1794 bis 1799 durch eine gemeinschaftlich ausgerüstete Kriegsflotte. Dies bewog England zur Nachgiebigkeit, und die Bedrückungen des dänischen Handels minderten sich, indem ein im mittelländischen Meere durch die dänische Tapferkeit erkämpfter Vortheil im J. 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewässern günstigen Vergleich bewirkte. So gelang es dem Prinzen, bis 1800 den Frieden zu erhalten. Aber im Frühjahre 1801, als Dänemark zu Pauls I. nordischem Bunde, der die Behauptung der neutralen Flagge gegen England bezweckte, getreten war, und die Städte Hamburg und Lübeck besetzt hielt, erschien eine engl. Flotte unter Parker und Nelson vor Copenhagen. Die dänische Flotte wurde zwar in der mörderischen Schlacht am 2. April 1801 besiegt, aber die Tapferkeit der Dänen flößte dem Feinde solche Achtung ein, daß er einen Waffenstillstand anbot, worauf Dänemark sich an die Convention Rußlands mit Großbritannien vom 20. Juli anschloß, jene Städte räumte, und seine Colonien zurückerhielt. Allein im J. 1807, als eine französische Armee an der dänischen Gränze stand, und

Digitized by Google

Rußland das französische Continentalsystem angenommen hatte, wollte England dem möglichen Zutritte Dänemarks zu diesem Bunde zuvorkommen. Es verlangte, unter Androhung des Kriegs, von Dänemark die Auslieferung seiner Flotte, als Unterpfand der Neutralität, bis zum allgemeinen Frieden, oder den Abschluß eines Schutzbündnisses. Da der Regent Beides verweigerte, so landete eine englische Armee auf der Insel Seeland (16. Aug.), foderte nochmals die unterpfändliche Auslieferung der Flotte, und bombardirte, als dies nicht geschah, Copenhagen vom 2. — 5. Sept. 1807 (s. Dänemark). Nach der Capitulation räumten die Britten Seeland den 19. Oct. und erklärten den 4. Nov. den Krieg förmlich an Dänemark, weil dieses durch jenen Angriff beleidigt, alle Vergleichsvorschläge von sich wies Der dänische Handel litt in diesem Kriege außerordentliche Verluste, und England erklärte die von Copenhagen entführte dänische Flotte von 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenböten für Prisen-Eigenthum. Ein französisches Schutzheer besetzte die dänischen Herzogthümer und Fünen, und die Kosten seines Unterhalts wurden Dänemark nicht wiedererstattet. Dänische Seeleute traten in Napoleons Dienste, und dänische Truppen nahmen 1809 an dem Kampfe gegen Schill in Stralsund entscheidenden Antheil. Übrigens beschränkte sich Friedrich VI. blos auf die Vertheidigung seiner Staaten. Endlich machte er, nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im J. 1812, einen Versuch, mit England Frieden zu schließen, aber die Bedingung, Norwegen an Schweden abzutreten, bewog ihn, die Allianz mit Frankreich zu erneuern, und seine Truppen mit den französischen gegen die Alliirten agiren zu lassen. Die Folge dieser Begebenheiten s. unter d. Art. Dänemark u. Hamburg. Friedrich VI. war bei dem Congresse in Wien persönlich zugegen. Er ließ sein Contingent von 5000 Mann im J. 1815 zur Occupationsarmee in Frankreich stoßen, und bezog seinen Antheil an den französischen Contributionsgeldern. Nach seiner Zurückkunft von Wien ließ er sich und seine Gemahlin den 31. Juli 1815 zu Friedrichsborg krönen. In der Folge trat er dem heiligen Bunde bei. Seitdem ist er bemüht, den Credit des Papiergeldes wieder herzustellen, und dem gesunkenen Handel des Landes emporzuhelfen. Holstein und Lauenburg erhielten als deutsche Bundesstaaten 1819 eine Constitution. Im März 1817 verkaufte er sein Privateigenthum in Norwegen, die Grafschaft Laurwig. An die Stelle des dänischen Staatsministers, des Grafen Christian von Bernstorf, waren schon im Mai 1810 die Grafen von Rosenkranz und von Moltke getreten. K.

Friedrich Wilhelm (der große Churfürst). Er war am 6ten Februar 1620 geboren und erst 20 Jahre alt, als er nach dem Tode seines Vaters, Georg Wilhelm (am 1. Dec. 1640) die Regierung antrat. Er änderte sogleich das bisherige System, und betrug sich bei dem noch viele Jahre fortdauernden 30jährigen Kriege, in welchem er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit außerordentlicher Klugheit, die ihm Ansehen und seinen Ländern Erleichterung verschaffte, obgleich ein Theil derselben noch lange von fremden Truppen besetzt blieb. Er schloß im Jahre 1641, der österreichischen Gegenvorstellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätstractat; dem Kaiser aber überließ er seine Cavallerie, dem sie den Eid der Treue geleistet hatte. Durch den Waffenstillstand mit Hessen-Cassel (1644) erhielt er die von Hessen besetzten Örter in Cleve und in der Grafschaft Mark zurück. Im Jahre 1647 vermählte er sich mit der oranischen

Prinzessin Luise Henriette. Obgleich nach Absterben der Herzoge von Pommern (1637) dieses Land an Brandenburg hätte fallen sollen, so war es doch von den Schweden besetzt worden, und Friedrich Wilhelm war genöthigt (1648), im westphälischen Frieden Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu überlassen, wogegen er, nebst dem Rest von Pommern und der Grafschaft Hohenstein, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer bekam, und das Erzstift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen August von Sachsen, als Herzogthum versprochen ward. Friedrich Wilhelm fing nun unverzüglich an, seine Einkünfte zu vermehren, und seine Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen und er übertraf hierin alle seine Vorgänger. In den Krieg, welchen bald nachher (1655) Schweden mit Polen führte, ward auch er wegen des Herzogthums Preußen verwickelt. Er mußte während desselben mehr als einmal seine Partei verändern. Anfangs war er auf der Seite des Königs von Schweden, Carl Gustav, half diesem die dreitägige Schlacht bei Warschau (den 18. bis 20. Jul. 1656) gewinnen, und erhielt auch von ihm verschiedene Vortheile und noch größere Versprechungen. Als aber Rußland und Österreich sich für Polen erklärten, änderte auch Friedrich Wilhelm sein System, und schloß (den 19. September 1657), unter Österreichs Vermittelung, zu Welau einen Tractat mit Polen, das ihm die völlige Souverainetät über Preußen einräumte, auch die nach dem Absterben der Herzoge von Pommern als polnische Lehen eingezogenen Herrschaften Lauenburg und Bütow dem Churfürsten, jedoch als Lehn, überließ, der dog gen das ihm von dem Könige von Schweden eingeräumte Ermeland wieder abtreten mußte. Die Stände des Herzogthums Preußen waren mit dieser Veränderung unzufrieden, und verweigerten damals dem Churfürsten den Huldigungseid weshalb er zu Königsberg die Festung Friedrichsburg anlegen ließ. Carl Gustavs plötzlicher Tod befreite den Churfürsten von einem Gegner, der wahrscheinlich die Bedingungen des Welauer Tractats nicht ungeahndet gelassen haben würde; so aber bestätigte Schweden im Frieden zu Oliva (1660) die Bestimmungen der Welauer Convention, und setzte fest, daß die gemachten Eroberungen gegenseitig herausgegeben werden sollten. Nach diesem Frieden wandte der Churfürst mit vermehrtem Eifer seine Bemühungen auf die Begründung des innern Wohlstandes und des Handels in seinem Staate; doch sandte er dem Kaiser 2000 Mann gegen die Türken zur Hülfe. Im Jahr 1672 trat er mit der Republik der Niederlande zu einem Bündnisse zusammen, als diese von Ludwig XIV. mit einem Vernichtungskriege bedroht wurde; auch bewirkte er, daß sich zu Braunschweig der Kaiser, Dänemark, Hessen-Cassel und mehrere andere deutsche Fürsten mit ihm zur Vertheidigung der Niederländer gegen Frankreich verbanden. Ob nun gleich die Franzosen größtentheils, nach dem Vordringen des Churfürsten in Westphalen, die Republik verließen, so ward doch der Feldzug der Deutschen durch die Langsamkeit der österreichischen Feldherren und durch ihre Eifersucht auf den Churfürsten vereitelt, und Turenne war zu keiner Schlacht zu bringen. Der Churfürst mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich zurückziehen, und seine westphälischen Länder den Verheerungen der Feinde überlassen. Als nun auch die Oesterreicher von ihm sich trennten, und die holländischen Subsidien ausblieben, sah er sich zu dem Tractate von Vossem seinem

Dorfe bei Löwen, am 6. Juni 1673) mit Frankreich genöthigt, nach welchem Frankreich Westphalen zu räumen und dem Churfürsten 800,000 Livres zu zahlen versprach, der Churfürst dagegen dem Bündnisse mit Holland entsagte, und Frankreichs Feinden weder mittelber noch unmittelbar beizustehen versprach, sich aber vorbehielt, im Falle eines Angriffes dem deutschen Reiche Hülfe zu leisten. Dieser Fall trat im Jahre 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen ward. Schon vorher hatte sich der Churfürst mit Österreich, Holland und Spanien näher verbunden. Die beiden letztern versprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Subsidien. Mit diesem Corps ging er im August 1674 in den Elsaß und verband sich mit der Reichsarmee. Der kaiserliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, so sehr sie der Churfürst wünschte, worauf der verstärkte Turenne die deutsche Armee bei Mühlhausen im Sundgau besiegte, und sie nöthigte, den Elsaß zu räumen. Während der Churfürst in Franken in Winterquartieren stand, fiel (Decbr. 1674), von Frankreich angeregt, eine schwedische Armee von 16,000 Mann unter Wrangel in Pommern und in die Mark ein, und bezeichnete ihren Weg durch Verheerung und Plünderung. Der Churfurst ging ihr mit 5600 Mann entgegen, schlug (am 18. Juni 1675) bei Fehrbellin 11,000 Schweden, und befreite dadurch den Churstaat. Ob nun gleich der Kaiser wegen dieses Einbruches gegen Schweden die Acht und einen Reichskrieg erklärte, so war er doch auch eifersüchtig über des Churfürsten Siege in Pommern, in dessen Hände Wolgast, Anklom, Demmin und (1677) selbst Stettin fielen. Der Churfürst war deshalb geneigt, so wie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, an Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, und dasselbe für die Kriegskosten zu entschädigen: so trat er mit Dänemark und Münster zu einem neuen Bündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde und Stralsund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben so warf er (Jan. 1679) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch stand er und Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu schließen und alle Eroberungen herauszugeben. Als der Churfürst dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzosen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain (am 29. Juni 1679) genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Örter und Zölle erhielt, welche Schweden seit dem westphälischen Frieden in Hinterpommern besaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entschädigung. Als in der Folge Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern mehrere Districte in Elsaß und Lothringen an sich riß, bewirkte der Churfürst (1684) den Waffenstillstand auf zwanzig Jahre, welcher zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen ward. Doch traten zwischen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er sein Bündniß (1785) mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in seine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlstande derselben bedeutend beitrugen. Jene Mißverständnisse veranlaßten ihn, sich Österreich, ob er gleich von demselben bisher wenig unterstützt worden war, wieder zu nähern; noch mehr aber bestimmte ihn dazu die Hoffnung, für die drei schlesischen Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürst im Jahre 1675 ohne Erben starb, und

Digitized by Google

welche, in Folge einer alten Erbverbrüderung, an Brandenburg hätten fallen sollen, aber von Österreich eingezogen worden waren, entschädigt, und in den Besitz des Fürstenthums Jägerndorf gesetzt zu werden, das der Kaiser, nachdem er den Fürsten Johann Georg aus dem Hause Brandenburg 1683 in die Acht erklärt, ebenfalls an sich gezogen hatte. Für alle diese Ansprüche erhielt Friedrich Wilhelm durch einen Tractat (1686) den schwiebuser Kreis. Aber der österreichische Gesandte wußte zugleich den Churfürsten zu gewinnen, der die künftige Rückgabe dieses Kreises schriftlich versprach, welche auch (1695) gegen Zahlung von 100,000 Rthlr. und Ertheilung einiger Anwartschaften erfolgte (s. d. A. Friedr. III.) Zur Unterstützung des Kaisers im Türkenkriege sandte darauf (1686) der Churfürst 8000 Mann unter Anführung des Generals von Schöning, welche sich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Churfürst besonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsschreiber bewirthschaftet worden waren; die französischen Flüchtlinge unterstützte er mit Liberalität, und gewann in ihnen gegen 20,000 arbeitsame und brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegten und wüste Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des (1683) auf der afrikanischen Küste von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Churfürsten gestifteten afrikanischen Handelsgesellschaft nicht entsprach, so war doch die Thätigkeit des Churfürsten, den Handel des Staats zu beleben und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verschönert; er gründete die Bibliothek daselbst und (1655) die Universität zu Duisburg. Er starb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69. Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne, Friedrich III., ein bedeutend vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thlr., und ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Friedrich Wilhelm, der seine erste Gemahlin Luise im Jahre 1667 verlor, vermählte sich (1668) zum zweitenmale mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, der Witwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebar, aber mit ihrem Stiefsohne, dem Churprinzen Friedrich, in schlechtem Vernehmen stand. Q.

Friedrich III (Churfürst von Brandenburg und souverainer Herzog von Preußen, seit 1688; erster König in Preußen — Friedrich I. — seit 1701). Er ward am 12. Juli 1657 zu Königsberg geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, und erhielt erst nach seines ältern Bruders, des Churprinzen Carl Emil, Tode die Aussicht zur Succession. Bei den Mißverständnissen mit seiner Stiefmutter, Dorothea, wurde er auch von seinem Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, sich aber doch durch seine Minister bewegen ließ, das Testament dahin abzuändern, daß der Churprinz blos in der Churwürde und den Churländern, und seine übrigen Söhne in den andern Besitzungen folgen sollten. Dieses Testament erklärte Friedrich III., der schon als Churprinz mit Österreich in gutem Vernehmen gestanden, und von diesem die Zusage der Unterstützung dabei erhalten hatte, für ungültig; nahm von den gesammten Ländern seines Vaters Besitz, und gab seinen Stiefbrüdern Ämter und Apanagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterstützte er bei dessen Expedition nach England (1688) mit 6000 Mann. Zur Reichsarmee gegen Frank-

reich, welches die Rheinpfalz verwüstete (1689), sandte er 20,000 Mann. Im J. 1691 schloß er sich dem großen Bunde des Kaisers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Frankreich an, und sandte 15,000 Mann in die Niederlande, über welche der König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Eben so unterstützte er den Kaiser gegen die Türken, für eine Subsidie von 150,000 Thlr. mit 6000 Mann, welche sich (1691 — 1697) in den Schlachten bei Salankemen, bei Belgrad und Zentha auszeichneten. Im Ryßwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Bedingungen des westphälischen und des Friedens von St. Germain bestätigt. Den schwiebuser Kreis gab er (1695) an Österreich zurück; doch behielt er sich die Ansprüche seines Hauses auf die vier schlesischen Fürstenthümer vor. Österreich gab ihm für die auf Schwiebus verwandten Summen 250,000 Thlr., und zur Schadloshaltung die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf die Grafschaft Limburg in Franken; beide Anwartschaften gingen später in Erfüllung. Von dem Churfürsten von Sachsen, Friedrich August I., der den polnischen Thron (1697) bestieg, erkaufte er die Erbschirmvoigtei über das Stift Quedlinburg, die Reichsvogtei zu Nordhausen, und das Amt Petersberg bei Halle. Mit den beiden Häusern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen schloß er einen Vertrag, nach welchem Brandenburg, bei dem Erlöschen des hohenzollerischen Hauses, in dessen Ländern, dieses Haus aber, nach dem Erlöschen des brandenburgischen Geschlechts, in den fränkischen Besitzungen desselben succediren sollte. Die Stadt Elbing, welche bereits dem großen Churfürsten für 400,000 Thlr. von Polen verpfändet, demselben aber so wenig, wie jene Summe, übergeben worden war, ließ er (1703) in Besitz nehmen. Der glanzvolle Hof Ludwigs XIV. veranlaßte ihn, einen bedeutenden Hofstaat zu organisiren, und nach der Erhebung des Churfürsten von Sachsen auf den polnischen, und des Oraniers Wilhelm III. auf den englischen Thron, wünschte er auch für sich die königliche Würde von Preußen, als dem einzigen, ihm damals aehörenden unabhängigen Staate. Nur schwer konnte er die Einwilligung des Kaisers (am 16. Nov. 1700) auf die Bedingungen erhalten, auf die rückständigen österreichischen Subsidien zu verzichten, im bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege 10,000 Mann auf seine Kosten zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten dem kaiserlichen Voto beizutreten, bei jeder künftigen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Prinzen zu geben, und seine deutschen Reichslande den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen. Am 18. Januar 1701 setzte er sich und seiner Gemahlin zu Königsberg die Krone auf, nachdem er Tags vorher (am 17. Jan.) den schwarzen Adlerorden gestiftet hatte. Mit Ausnahme des Papstes, Frankreichs, Polens und des deutschen Ordens ward der Churfürst als König Friedrich I. von den europäischen Mächten anerkannt. An dem nordischen Kriege nahm er keinen Antheil; als Österreichs Bundsgenosse sandte er aber in dem spanischen Erbfolgekrieg 20,000 Mann an den Rhein und 6000 Mann nach Italien. Sie fochten unter dem Fürsten Leopold von Dessau am Ober- und Niederrheine bei Höchstädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende dieses Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Der Länderzuwachs unter ihm bestand darin, daß er, nach Wilhelms III. Tode, als Enkel des oranischen Prinzen Friedrich Heinrich, die Grafschaften Meurs und Lingen an sein Haus brachte. Als Herzog von

Cleve nahm er Geldern, nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes in Spanien, in Besitz, weil Carl V. im sechzehnten Jahrhundert den Herzog Wilhelm von Cleve, der von den Ständen Gelderns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieses ihm zu überlassen. Von den Ständen der Fürstenthümer Neufchatel und Valengin ward er, nach dem Erlöschen des Hauses Longueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von dem Grafen von Solms-Braunfels erkaufte der König (1707) die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen für 300,000 Thlr., und verband sie mit der Grafschaft Lingen. Ungeachtet des Luxus, der an Friedrichs Hofe herrschte, gewannen doch unter ihm die Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Er stiftete (1699) die Bildhauer- und Mahlerakademie zu Berlin, die Universität Halle (1694), und, unter Mitwirkung des Lehrers der Königin Sophie Charlotte, des großen Leibnitz, (1700) die Berliner Akademie der Wissenschaften. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsstadt erweitern, baute zu Ehren seiner zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705) das Oberappellationsgericht. Er starb am 25. Februar 1713, im 56sten Lebensjahre. Ihm folgte sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs, des ersten preußischen Königs, ward am 15. August 1688 geboren. Nachdem er von 1691 — 1694 an dem großväterlichen Hofe zu Hannover, zugleich mit dem nachmaligen Könige Georg II. von England, erzogen worden war, kehrte er, wegen der Abneigung beider Prinzen gegen einander, nach Berlin zurück, wo ihm frühzeitig sein Oberhofmeister, der Oberste Fink von Finkenstein, die entschiedene Vorliebe zum Soldatenstande mittheilte, die ihn bewog, dem niederländischen Feldzuge (1709), der Schlacht bei Malplaquet und der Einnahme von Meurs beizuwohnen. Als Kronprinz vermählte er sich (1706) mit der hannöverischen Prinzessin Sophie Dorothea. Sogleich nach seinem Regierungsantritte (Februar 1713) beschränkte er den Luxus, welcher bisher an dem Hofe seines Vaters geherrscht hatte. Er hob mehrere Ämter auf, verminderte die Besoldungen der andern, und suchte zunächst die Finanzen neu zu organisiren. Im Frieden zu Utrecht (1713), durch welchen Preußens Antheil an dem spanischen Erbfolgkriege beendigt wurde, erkannten Frankreich und Spanien die preußische Königswürde und die Souverainetät über Neufchatel und Valengin an, auch ward ihm für das abgetretene Fürstenthum Orange der Besitz von Geldern bestätigt. In demselben Jahre nahm er Besitz von der Grafschaft Limburg, auf welche sein Vater vom Kaiser die Anwartschaft erhalten hatte. Im Laufe des nordischen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Russen und Sachsen, nach der Capitulation des schwedischen Generals Steenbock in Tönningen, Schwedisch-Pommern besetzen. Dies zu verhindern, schlossen der Administrator von Holstein-Gottorp und der schwedische Generalgouverneur in Pommern, der Graf Welling (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequestrationstractat über Stettin und Wismar. Der König hatte die Absicht, den Norden durch seine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralsund zurückgekehrte Carl XII. verwarf diesen Tractat, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiederbezahlung der 400,000 Thlr. verweigerte, welche der König an die Russen und Sachsen zur Vergütung der Kriegsko-

ſten bezahlt hatte. Dadurch ward Friedrich Wilhelm I. zum Kriege gegen Schweden und zum Bündniſſe mit Rußland, Sachſen und Dänemark (1715) beſtimmt. In Verbindung mit demſelben eroberte Leopold von Deſſau, an der Spitze der Preußen, Rügen und Stralſund. Dieſer Krieg ward aber erſt nach Carls XII. Tode im Frieden von Stockholm (am 21. Jan. 1720) beendigt, in welchem Preußen Vorpommern bis an die Peene, Stettin und die Inſeln Uſedom und Wollin behielt, und an Schweden zwei Millionen Thaler bezahlte. Von dem Bündniſſe, welches zwiſchen England, Holland und Preußen zu Hannover abgeſchloſſen worden war, mußte, nach Georgs II. Thronbeſteigung in England, der öſterreichiſche Geſandte, Graf Seckendorf, den König abzuziehen, worauf dieſer, in dem Tractate zu Wuſterhauſen (am 12. Oct. 1726) dem Kaiſer verſprach, die pragmatiſche Sanction anzuerkennen, und ihn auf den Fall eines Angriffs mit 10,000 Mann zu unterſtützen. Ob nun gleich bei dem Ausbruche des polniſchen Erbfolgekrieges (1733) der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leſcynski den Gegner Auguſts II., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ, und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachſen verbundenen Höfe von Wien und Petersburg erregte: ſo ſtellte er doch, als Frankreich an Öſterreich den Krieg erklärte, 10,000 Mann Hülfstruppen für Öſterreich, welche ſich mit der Armee dieſer Macht am Rheine vereinigten. Der König und der Kronprinz befanden ſich ſelbſt einige Zeit bei dieſem Armeecorps. Das Alter und die Vorſicht des öſterreichiſchen Feldherrn, des Prinzen Eugen, bewirkten aber daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegeriſchen Vorfällen kam, bis der Friede von Wien (1735) dieſen Krieg beendigte. Friedrich Wilhelm war ein großer Staatswirth; er begründete eine neue Organiſation des Finanz- und Juſtizweſens; die Armee brachte er auf 70,000 Mann; Magdeburg, Stettin, Weſel und Memel wurden unter ihm befeſtigt; er baute viel, und ſtiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin, das Berliner Cadetten- und das Potsdamer Waiſenhaus; die Salzburger Emigranten und die aus Polen geflüchteten Diſſidenten fanden in ſeinem Staate eine gute Aufnahme; den Wiſſenſchaften war er nicht geneigt, und die Berliner Akademie und die Univerſitäten entgingen nur mit Mühe ihrer Aufhebung. Seine Gemahlin und ſeine Kinder waren nicht ſelten den heftigen Ausbrüchen ſeines Zorns und ſeines Deſpotismus ausgeſetzt (ſ. d. Art. Friederike, Markgräfin von Bayreuth). Beſonders hart war ſein Betragen gegen ſeinen Kronprinzen, Friedrich deſſen Geiſt und Richtung er nicht zu beurtheilen wußte. Auch öffentlich ſuchte Jedermann ſo viel möglich ſich ſeinem Anblicke zu entziehen. Seine Vorliebe für das Militär, beſonders für ſehr anſehnliche Leute, wurde oft zu weit getrieben. Seine Umgebungen, die nicht immer die beſten Geſinnungen hatten, und mit denen er ſich gewöhnlich in ſeinen abendlichen Tabagien vergnügte, an welchen auch der bekannte Gundling Antheil nahm, vermochten ſehr viel über ihn. Er hinterließ bei ſeinem Tode (am 31. Mai 1740) eine reiche, gegen neun Millionen Thaler enthaltende Schatzkammer, und ein gut diſciplinirtes, ſchlagfertiges Heer. Er ſtarb im 52. Lebensjahre und im 28. ſeiner Regierung. Außer ſeinem Nachfolger, Friedrich II., hinterließ er noch drei Söhne: Auguſt Wilhelm, den Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, geſt. 1758);

Digitized by Google

Heinrich (geb. 1726, gest. 1802); und Ferdinand (geb, 1730, gest. 1813). Q.

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts, ward am 24. Jan. 1712 geboren, starb am 17. August 1786. Sein Vater war der König Friedrich Wilhelm I., seine Mutter die englische Prinzessin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, blos auf militärische Übungen berechneten Erziehung verfloß seine erste Jugend. Der General Graf von Finkenstein war sein Gouverneur; der Oberste von Kalkstein sein Unterhofmeister. Nach des Vaters Willen zunächst zum Exerciren und zum ganzen kleinen Militärdienste angeführt, entwickelte sich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunst und Musik. Nur hinter dem Rücken seines Vaters konnte er sich mit Literatur und Kunst beschäftigen; allmählig stieg aber die Spannung zwischen dem Vater und Sohne, genährt von dem österreichischen Gesandten Seckendorf, zu einem solchen Grade, daß der Vater in den Kronprinzen drang, der Thronfolge zu entsagen, und sie seinem Bruder August Wilhelm abzutreten. Nur durch die auf des Vaters Denkungsart richtig berechnete Antwort: „er werde es thun, wenn sein Vater erkläre, daß er kein ehelicher und leiblicher Sohn desselben sey," wurde dieser, der eheliche Treue als Religionspflicht ehrte, von der Erneuerung des Antrages abgehalten. Unwillig über den väterlichen Druck und Haß, beschloß Friedrich nach England zu flüchten, zu seinem mütterlichen Oheime, Georg II., der, so wie seine Schwester, die Königin von Preußen, es wünschte, daß sich der Kronprinz von Preußen mit der englischen Prinzessin Amalie, und der Prinz Friedrich von Wallis mit der ältesten preußischen Prinzessin Friederike vermähle. Nur Friedrichs ihm gleichgesinnte Schwester Friederike, und seine Freunde, der Lieutenant Katt und der Page Keith, wußten um das Geheimniß seiner Flucht, welche von Wesel aus geschehen sollte, wohin er seinen Vater, den König, begleitet hatte. Doch Katts unvorsichtige Äußerungen, welche von Seckendorf dem Könige mitgetheilt wurden, hatten die Absichten des Prinzen verrathen Der Prinz ward eingeholt, zu Cüstrin gefangen gesetzt und gerichtlich behandelt; die Erhaltung seines Lebens hatte er, außer der Verwendung einiger Regenten, vorzüglich der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die seine Richter waren, zu verdanken; doch mußte er seinem Freunde, Katt, den Kopf abschlagen sehen. Keith, noch durch einige Zeilen von dem Prinzen gewarnt, entfloh aus Wesel, und lebte in Holland, England und Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbesteigung nach Berlin zurückkehrte (1741), und zum Obristlieutenant, Stallmeister und Curator der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Der Prinz, der, nach seiner Entlassung aus dem engern Verhafte in Cüstrin, auf des Vaters Befehl bei der Domainenkammer als jüngster Kriegsrath gearbeitet hatte, ward erst bei der Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth an den königlichen Hof zurückgeführt. Zwar schien der Vater mit dem Sohne ausgesöhnt zu seyn; doch willigte er nicht in dessen Vermählung mit der englischen Prinzessin; Friedrich mußte sich, nach des Vaters Willen, mit der Prinzessin Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, (1733) vermählen. (S. d. Art. Elisabeth Christine.) Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhausen, und seinem Kronprinzen die Grafschaft Ruppin und (1734) die Stadt Rheinsberg, wo er bis zu seiner Thronbe-

Digitized by Google

steigung in stillen Beschäftigungen mit den Wissenschaften lebte. In seiner nächsten Umgebung befanden sich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Fouquet, Knobelsdorf, Kaiserling, Jordan), Tonkünstler (Graun, Benda) und Mahler. Mit auswärtigen Gelehrten, z. B. Suhm, besonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, stand er in Briefwechsel. Mehrere Schriften, namentlich sein Antimachiavell, erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinsbergs ihr Daseyn. Der Tod seines Vaters führte ihn am 31. Mai 1740 auf den Thron. Friedrich fand beim Antritt seiner Regierung nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menschen: bei seinem Absterben hinterließ er 6,000,000 Unterthanen. Zu dieser nicht geahneten Größe hob er, während seiner 46jährigen Regierung, den preußischen Staat durch seine großen Regenten- und Feldherrntalente im Felde und im Cabinet, durch viele ausgezeichnete Männer unterstützt. Er erbte von seinem Vater einen gut organisirten Staat, einen Schatz von mehr als 8 Millionen Thalern, und eine Armee von 70,000 Mann, die jener, in der Erwartung eines Kriegs wegen der jülichschen Erbfolge, immer schlagfertig gehalten hatte. Friedrich II., der schon große Erwartungen von sich erregt hatte, behielt größtentheils die Einrichtungen und Staatsgrundsätze seines Vaters bei, gab aber den letztern mehr Ausdehnung und Leben. Der Tod des Kaisers Carl VI., der fünf Monate nachher erfolgte, war ein günstiger Augenblick, den Friedrich II. mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln benutzte, um dem preußischen Staate Ansehn und sich selbst Ruhm zu erwerben. Er suchte die Rechte des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau, die seinen Vorfahren entrissen worden waren, geltend zu machen. Er verlangte von der Königin Maria Theresia nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und versprach ihr dagegen Unterstützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl seine Stimme zur Kaiserwürde und zwei Millionen Thaler. Seine Anträge wurden aber verworfen, und so eröffnete Friedrich II. den ersten schlesischen Krieg. Er besetzte (December 1740) Niederschlesien, und schlug die Österreicher unter Neipperg (10. April 1741) bei Mollwitz. Dieser Sieg, der Schlesiens Schicksal fast gänzlich entschied, und dem Könige, so wie seinen Truppen Ruhm und Ansehn verschaffte, erweckte Österreich mehrere Feinde; Frankreich und Baiern verbanden sich mit Preußen und der österreichische Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenosse der Königin von Ungarn und Böhmen, der König Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigster und furchtbarster Gegner war. Dieser Friede kam nach Friedrichs II. Siege bei Chotusitz (Czaslau) (17. Mai 1742) zu Stande. Die Präliminarien wurden unter englischer Vermittelung (11. Juni) zu Breslau, der Friede selbst (28. Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet, in welchem Friedrich ganz Ober- und Niederschlesien, nebst der Grafschaft Glatz, mit voller Souverainetät und Unabhängigkeit von Böhmen, mit Ausnahme aber von Troppau, Jägerndorf und Teschen erhielt. Dagegen entsagte Friedrich allen Ansprüchen auf die übrigen österreichischen Länder, übernahm eine auf Schlesien contrahirte Schuld von 1,700,000 Thalern, und versprach die Rechte der Catholiken in Schlesien ungekränkt zu erhalten. Sachsen trat diesem Frieden bei, und England und Rußland garantirten denselben. Friedrich II. benutzte sogleich

Digitized by Google

denselben, um sein erobertes Landgut einzurichten, und seine Armee furchtbarer zu machen. Im Jahr 1743 nahm Friedrich, nach dem Tode des letzten Grafen von Ostfriesland, Besitz von diesem Lande, auf welches sein Haus im J. 1644 eine kaiserliche Anwartschaft erhalten hatte, wogegen Braunschweig-Lüneburg, doch ohne Erfolg, protestirte. Als bei der Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekrieges der Kaiser Carl VII. aus seinen baierschen Erblanden hatte flüchten müssen, und die österreichischen Waffen überall siegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schlesien wieder entrissen werden möchte. Er verband sich daher in geheim mit Frankreich (April 1744) und mit dem Kaiser Carl VII. mit Pfalz und Hessen-Cassel durch den Unionstractat (22. Mai 1744) zu Frankfurt, in welchem er der Sache des Kaisers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen versprach, sich aber den Königgrätzer Kreis von Böhmen ausbedang. Unerwartet rückte er am 10. Aug. 1744 in Böhmen ein, und eroberte Prag, mußte aber, von den Österreichern, unter dem Prinzen Carl von Lothringen, und den mit ihnen verbundenen Sachsen, gedrängt, Böhmen noch vor dem Ende des Jahrs verlassen. Der Tod des Kaisers Carl VII. (18. Jan. 1745) und die Niederlage der Baiern bei Pfaffenhofen bewirkten, daß der junge Churfürst Maximilian Joseph von Baiern im Frieden zu Füßen mit Maria Theresia sich aussöhnte, und daß die frankfurter Union sich auflöste, nachdem sich Hessen-Cassel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Österreich, England, die Niederlande und Sachsen zu Warschau (8. Jan. 1745) zu einem genauen Bündnisse zusammengetreten, und Sachsen hatte noch einen besondern Tractat (18. Mai 1745) mit Österreich gegen Preußen abgeschlossen, Friedrich besiegte die Österreicher und Sachsen (am 4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg (Striegau) in Schlesien, ging darauf nach Böhmen, und siegte noch einmal in einem sehr hartnäckigen Kampfe bei Gorr (am 30. Sept. 1745). Der Sieg der Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf (am 15. Decbr. 1745) führte den Frieden von Dresden (am 25. Decbr. 1745) herbei, welcher auf die Basis des Berliner Friedens abgeschlossen ward, so daß Friedrich Schlesien behielt, den Gemahl der Maria Theresia, Franz I., als Kaiser anerkannte, und Sachsen eine Million Thaler an Preußen zu zahlen versprach. Durch diesen Frieden wurde der zweite schlesische Krieg geendigt. Während der folgenden elf friedlichen Jahre widmete Friedrich II. sich ganz den Musen (er schrieb in dieser Zeit die Mémoires de Brandebourg, das Gedicht: die Kriegskunst, und andere poetische und prosaische Aufsätze) und der innern Staatsverwaltung, bestrebte sich, durch alle mögliche Mittel Ackerbau, Künste, Fabriken und Manufacturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Gesetzgebung zu verbessern, die Staatseinkünfte zu vermehren, sein Heer, das bis auf 160,000 Mann angewachsen war, immer mehr auszubilden, und so den Staat auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Geheime Nachrichten über eine Verbindung zwischen Österreich, Rußland und Sachsen, die er besonders durch den Verrath des sächsischen Kanzellisten Menzel erhielt, erregten in ihm die Besorgniß eines Angriffs, und des Verlustes von Schlesien. Durch einen Einbruch in Sachsen (am 24. Aug. 1756), mit welchem der siebenjährige oder 3te schlesische Krieg begann, eilte er, seinen Feinden zuvorzukommen. Schon vorher hatte er sich mit England, so wie Österreich mit Frankreich genauer verbunden. Mit drei Co-

Digitized by Google

konnen war er in Sachsen vorgedrungen; er besetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau, nahm sogleich das Land in Depot, schloß 17,000 Sachsen in ihrem Lager bei Pirna ein, und nöthigte sie, nachdem er den Churfürsten vergeblich zur Allianz mit sich eingeladen und den von Böhmen aus sich annähernden Brown bei Lobositz (am 1. October 1756) geschlagen hatte, zur Übergabe. Darauf behandelte er Sachsen mit der Strenge einer eroberten Provinz. Auf dem Reichstage zu Regensburg ward gegen ihn, wegen seines Einfalls in Sachsen, der Reichsexecutionskrieg beschlossen. Auch Schweden trat gegen ihn als Feind auf. In Böhmen gewann er zwar (am 6. Mai 1757) die Schlacht bei Prag, verlor aber gegen Daun die Schlacht bei Collin (am 18. Juni 1757). In verheerenden Zügen verbreiteten sich die Russen unter Apraxin in Ostpreußen, und besiegten die Preußen unter Lehwald bei Großjägerndorf (am 30. August 1757). In den Wesergegenden, in Hessen und in den braunschweigischen Ländern drangen anfangs die Franzosen siegreich vor; er schlug aber sie und die Reichstruppen bei Roßbach (am 5. November 1757), und ging darauf nach Schlesien, wo er (am 5. December 1757) bei Leuthen (Lissa) einen glänzenden und in seinen Folgen überaus wichtigen Sieg über die Österreicher erkämpfte. Eine russische Armee überzog das Königreich Preußen, und nahm dieses Land für die Kaiserin von Rußland in Besitz, wurde aber, als sie bis Pommern und in die Mark vorgedrungen war, von Friedrich (am 25. August 1758) bei Zorndorf geschlagen. Dauns Überfall bei Hochkirchen (den 14. October 1758) verursachte zwar dem Könige einen bedeutenden Verlust, doch wurde er ihm weniger nachtheilig als man hätte erwarten sollen. Im J. 1759 wurden die Preußen unter dem General Wedel (den 23. Juli) von den Russen bei Kay (Balzig, unweit Züllichau) geschlagen, und am 12. August verlor Friedrich II. selbst gegen die vereinten Russen und Österreicher die blutige Schlacht bei Cunersdorf. Ein nicht minder empfindlicher Verlust für ihn war die Gefangennehmung eines Corps von 15,000 Mann, welches unter dem General Fink bei Maxen an der böhmischen Gränze gestanden hatte (am 20. November 1759). Ob nun gleich die gegenseitige Abneigung der russischen und österreichischen Feldherrn, welche nach ihrer Vereinigung das preußische Schlesien wieder erobern sollten, den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen hinderte, so ward doch auch Schlesien durch die Gefangennehmung des Corps unter Fouquet (am 23. Juni 1760) bei Landshut von den Preußen entblößt; und Friedrich mußte von Dresden, das er durch ein zerstörendes Bombardement (vom 14. — 29. Juli 1760) vergeblich zur Übergabe zwingen wollte, nach Schlesien aufbrechen, wo Laudon Breslau belagerte, aber von dem Prinzen Heinrich bald genöthigt wurde, die Belagerung aufzuheben. Friedrich griff (am 15. Aug.) die Armee unter Laudon unerwartet bei Liegnitz an, ehe noch Daun an dem Kampfe Theil nehmen konnte, benutzte den erhaltenen Sieg mit weiser Thätigkeit und vereitelte so die weitern Unternehmungen der Feinde in Schlesien. Zwar brandschatzten die Russen und Österreicher unter Tottleben und Lascy (im Oct. 1760) Berlin; sie erwarteten aber Friedrichs Ankunft aus Schlesien nicht, der dann nach Sachsen ging, wo er sich durch die Schlacht bei Torgau (am 3. November 1760) sichere Winterquartiere in Sachsen erkämpfte. Friedrich befand sich im Anfange des

Jahres 1762 durch den Erfolg des Feldzugs im vorigen Jahre in einer bedenklichen Lage, besonders seit ihn der Tod seines Alliirten, des Königs Georg II. von England, der englischen Subsidien beraubte. Sehr vortheilhaft war für ihn der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (am 5. Januar 1762), deren Nachfolger, Peter III., schon längst ihm mit treuer Freundschaft anhing. Er bewies dies in dem Frieden zu Petersburg von 5. Mai, in welchem er das eroberte Preußen an Friedrich II. ohne Entschädigung zurückgab. Auch Schweden schloß zu Hamburg (am 22. Mai 1762) mit Preußen einen Frieden, in welchem alles auf den alten Fuß wieder hergestellt wurde. Schon war (im Juni 1762) eine Allianz zwischen Peter und Friedrich unterzeichnet, und in Folge derselben ein Corps Russen zu den Preußen in Schlesien wider Österreich gestoßen, als Peters Entthronung diese Allianz wieder auflöste, obgleich Catharina II. den abgeschlossenen Frieden bestätigte. Dies und die Beendigung des Seekriegs zwischen England und Frankreich führte endlich zum Frieden zu Hubertsburg (am 15. Februar 1763), welcher in kurzer Zeit, ohne fremde Vermittelung, nach dem Grundsatze, daß alles auf dem alten Fuße (status quo) bleiben sollte, abgeschlossen wurde. Der Breslauer (1742) und der Dresdner (1745) Friede wurden dabei zum Grunde gelegt. Friedrich trat mit einem Glanze aus diesem siebenjährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entschiedenen Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten zusicherte. Seine nächste Sorge galt der Unterstützung seiner durch den Krieg ausgesogenen und erschöpften Länder. Er öffnete seine Magazine, um seinen Unterthanen Getraide zur Nahrung und Saamen zur Bestellung der Felder zu verschaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen; die eingeäscherten Häuser erbaute er von seinem Gelde, errichtete viel Colonien, Fabriken und Manufacturen, und legte verschiedene Canäle an. Schlesien erhielt auf sechs Monate, die Neumark und Pommern auf zwei Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den Adel in Schlesien, Pommern und in den Marken wurde ein Creditsystem errichtet, durch welches der Preis der Güter erhöht, und der Zinsfuß erniedrigt wurde. Im J. 1764 begründete Friedrich die Berliner Bank, und gab ihr 8 Mill. zum ersten Fonds. Die Maaßregel, daß er (1766) die Accise ganz auf französischen Fuß organisirte, fand vielen Tadel. Viele neue Institute erhielten in dieser Zeit des Friedens von ihm ihr Daseyn; das neue Gesetzbuch ward aber erst unter seinem Nachfolger beendigt und eingeführt. Mit Rußland ward (am 31. März 1764) ein Bündniß geschlossen, in dessen Folge Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, und die Sache der gedrückten Dissidenten in Polen unterstützte. Um Preußen mit Pommern und der Mark zu verbinden, und überhaupt seinen Staat zu arrondiren, genehmigte Friedrich die erste Theilung Polens, die zu Petersburg verabredet und am 5. August 1772 beschlossen wurde. Friedrich erhielt in derselben ganz Polnisch-Preußen (das im J. 1466 vom deutschen Orden an Polen überlassen worden war), nebst dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seit dieser Zeit ward das Königreich Preußen in Ost- und Westpreußen eingetheilt. Der König ließ zu Graudenz eine Festung anlegen, und errichtete zu Marienwerder eine Kriegs- und Domainenkammer. Bei seinem wachsamen Blicke auf die Absichten und Plane des thätigen Kaisers Joseph II., der ihn im Jahre 1769 in Schlesien besucht,

und dem er im Jahre 1770 in Mähren seinen Gegenbesuch gemacht hatte, erklärte er sich im Jahre 1778 gegen die Besetzung eines großen Theils von Baiern durch die Österreicher, nachdem der Churfürst von Baiern, Maximilian Joseph, kinderlos gestorben, und dieses Land an den Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, als nächsten Erben, gefallen war. Denn obgleich der letztere in diese Cession gewilligt hatte, so widersprach doch der präsumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, dieser Abtretung und suchte die Vermittelung Friedrichs, so wie der Churfürst von Sachsen, der gerechte Ansprüche auf die baierische Allodialerbschaft hatte. Da Österreich in dieser Angelegenheit durch keine Negotiation von seinem Plane zurückgebracht werden konnte, so allirte sich Sachsen mit Preußen, und Friedrich eröffnete den baierschen Erbfolgekrieg (im Juli 1778), indem er mit zwei Heeren in Böhmen einrückte. Der Kaiser Joseph stand in einem fest verschanzten Lager hinter der Elbe bei Jaromirs, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Theresia wünschte den Frieden, doch zerschlugen sich die von neuem im Kloster Braunau (im August) deshalb angeknüpften Unterhandlungen. Die Armeen machten hierauf gegenseitig verschiedene Bewegungen, jedoch ohne Entscheidung. Als aber Catharina II. erklärte, sie werde Preußen mit 60,000 Mann unterstützen, so ward dieser Krieg ohne Schlacht durch den Frieden zu Teschen (am 13. Mai 1779) beendigt. Friedrich hatte gleich anfangs bei den Unterhandlungen großmüthig erklärt, daß er für sich, wegen der aufgewendeten Kriegskosten, nichts begehre. Österreich hob blos den Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit Preußen, und die Lehnshoheit Böhmens über diese Länder, auf. Im J. 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöschen des Hauses Mansfeld, derjenige Theil der Grafschaft Mansfeld anheim, der unter magdeburgischer Hoheit stand, und bereits seit 200 Jahren administrirt worden war. Noch am Abend seines thatenreichen Lebens schloß Friedrich (am 23. Juli 1785) in Verbindung mit Sachsen und Hannover den deutschen Fürstenbund (s. d. Art. Fürstenbund) gegen Josephs II. Plan, Baiern für den größten Theil der österreichischen Niederlande einzutauschen. Mehrere geistliche und weltliche Fürsten Deutschlands traten diesem Bunde bei. Eine unheilbare Wassersucht beförderte den Tod des großen Königs. Er starb zu Sans Souci am 17. August 1786 im 75sten Lebens- und im 47sten Regierungsjahre. Er hinterließ seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 Quadratm. vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thlr., ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäischen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Industrie, Wohlstand und wissenschaftliche Cultur kräftig emporgehobenen Staat. Friedrichs thatenvolles Leben hatte seine Zeitgenossen mit so hoher Achtung erfüllt, daß sie den Beinamen des Großen zu gering für ihn hielten; sie nannten ihn den Einzigen, und er verdiente diesen Namen. — Geläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er den Thron bestieg, erhellt durch das Vorbild des Vaters in seinen Ansichten über die Verhältnisse des Staats und der damaligen Politik Europa's, unterstützt von einer seltenen Intelligenz, die sich in der einsamen Periode seines Lebens zu Rheinsberg entwickelte, ergriff Friedrich das Steuerruder seines Reichs und erschütterte zugleich das ganze Staatensystem Europa's, als er das Schwert zog, um seine reichsständischen Rechte und die Ansprüche seines Hauses zu retten vor den

Digitized by Google

Anmaßungen und dem Drucke des kaiserlichen Scepters, als er den Fürstenbund, dies Meisterstück seiner Politik, nach den Bedürfnissen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Eines seiner großen Verdienste um sein Land ist, daß er auch in den bedenklichsten Umständen keine Staatsschulden machte, wohl aber, obschon er einen bedeutenden Theil der Einkünfte in verschiedenen Wegen wieder unter seine Unterthanen zurückfließen ließ, einen Schatz sammelte, größer, als je ein Regent in Europa dergleichen besessen hat. Zu seinen Fehlern gehört die Geringschätzung der Religion, die durch sein Beispiel sich weiter verbreitete. Bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der deutschen geistigen Cultur verachtete er diese und trug selbst nichts zu ihrer Vervollkommnung bei. Doch bleibt er der große, einzige Fürst deutscher Nation. Friedrichs sämmtliche Werke, welche vorzüglich die Geschichte, Staatswissenschaft, Kriegswissenschaft, Philosophie und Literatur überhaupt betreffen, ferner seine poetischen und vermischten Schriften findet man in den drei Sammlungen: Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc. Berlin 1788. 15 Bde. 8.; Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand. Berlin, 5 Bde. 8.; und Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur. Berlin 1789. 4 Bde. 8., unter welchen vorzüglich seine Histoire de mon tems den Meisterwerken der alten Welt an die Seite gesetzt zu werden verdient. Sein Antimacchiavel (zuerst à la Haye 1740) zeigt, wie er sich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köstlicher Fürstenspiegel ist sein Versuch über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, welchen er nach einer vierzigjährigen Regierung schrieb. Um die Charakteristik dieses großen Monarchen zu vollenden, mögen hier noch einige treffende Züge aus Dippolds Skizzen der allgemeinen Geschichte folgen. „Dieser Friedrich, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben, Er, den seine Unterthanen, voll der wärmsten, dankbarsten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei dessen Eintritt sich jedes preußische Auge mit heißen Thränen füllte, bei dessen Todesnachricht selbst jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieser Friedrich beweiset, wie kein andrer, welch eine Allseitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geistes ein deutscher Fürst und Held in alle Wege zu entfalten fähig sey! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren sie alle, jeder auf andre Weise. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunst des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters seiner Unterthanen, die Popularität fraulicher Begegnung, der Ernst der Freundschaft, die Gunst und die Liebe der Musen, der Gelehrte, der Künstler, der Philosoph so vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Lissa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Cunersdorf, mit und unter Ihm gestritten, oder auch nur bei friedlicher Musterung als Flügelmann von der Stiefelspitze seines vorbeireitenden Königs gestreift worden war, und nie ein anderes Wort, als: „Vorwärts!" aus seinem Munde vernommen hatte; wenn dieser am Abend seines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsgluth alle die Augenblicke schilderte, wo er seinen geliebten Fritz gesehen und ihn vor Freuden fast angeweint hatte: dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Wesen lag, was nur deutsche Fürsten und Helden in so reichem Maaße

haben können, das Gemüth. — Dann begreift man, wie vieles der künftige Geschichtschreiber Friedrichs aufbieten müsse, wenn er Ihn so zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrscherauge sahen, die die fesselnden Worte seines Mundes hörten, die der Blitz seines Geistes traf und entflammte, erkennen und sagen müssen: „Dies ist Friedrich! So war er!" — Das ist die alles fesselnde Kraft des Genies, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeistert und beherrscht! — Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde; dies war die Idee, welche sein ganzes Leben beherrschte, seiner Seele Mittelpunkt. Er wollte einen Staat bilden, der, so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauungsvolle Theilnahme einflößte. Und welche Schicksale dieses unglücklichen Staates auch von uns erlebt worden seyn mögen, ist Vaterlandsliebe doch noch immer ein hervorstechender Zug im preußischen Charakter, den künftige Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches wußte er, der große König, zu schätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben sich, und indessen er sich über manche Herrscher sarkastisch äußerte, und ihren Untergang fast voraussah, bemühte er sich um Voltaire's Freundschaft, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben. Seine selbstständige Größe ertrug freie Wahrheit; er war offen, wie weit der Regent es seyn kann, und liebte Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem geringsten des Volks. Daher er freimüthige Äußerungen über ihn selbst, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit Übelgesinnte seine Größe beschmitzen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt ist, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit eintheilte und benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz des Privatmanns, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatischer Arbeiten in seinen und anderer Fürsten Archiven, die bändereiche Zahl seiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geistes zeugen, während in prosaischen und poetischen Episteln die Funken seines Witzes, seiner Jovialität und Laune sprühen — sie alle beweisen, wie viel Stunden sein wohleingetheilter Tag haben mußte. Rechnet man hiezu, wie viel er außer seinem Leben im Felde, auf Übung und Musterung seiner siegreichen Schaaren, auf die Leitung des Cabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorgen auf Manufacturen und ihren Flor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreise witziger Köpfe mit musikalischen Übungen hingebracht: so muß man gestehen, daß keiner seiner Tage verloren worden, als der, wo er starb. Man muß in seinem Sans-Souci gewesen seyn, einem Residenzschlosse, das wie wenige gelegen und eingerichtet ist; man muß in diesen, mit väterlichen Erzeugnissen geschmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher und Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geschaffene reiche Flur mit dem Strome und der Schiffe wehende Segel sah; man muß auf jenen Terrassen, in jenen Laubgängen, in jenem Bildersaale und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs gewesen seyn, um ganz zu ermessen, wie er im Stillen lebte, und ohne

Digitized by Google

Unterlaß schuf und wirkte. Wie er dort im Allerheiligsten seines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, diesen stummen Lehrern der Welt, umgeben von geistreichen Ausländern, nie aufhörte, sich durch Geschichte und Philosophie zu bilden, wie in dieser geräuschlosen Werkstätte, durch den heilsamen Wechsel von Arbeit und Einsamkeit, Blitze in seine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über sein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten. Dort war es auch, wo er den Staub, in welchem sein Genius gewohnt, den Elementen zurückgab, nachdem er durch Eroberungen seine Macht gegründet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelt, das Glück seiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen ausgerüstetes, sieggewohntes Heer hinterlassen, trotz eines siebenjährigen Krieges und vieler neu erbauten Schlösser von unglaublicher Pracht dennoch alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, und den deutschen Fürstenbund mit dem scheidenden Lichtblicke seines Ruhms noch einmal erleuchtet hatte. Er starb, und tausend segnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo Keiner wiederkehrt." Aber auch die Fehler und Mißgriffe dieses großen Königs dürfen wir nicht übergehen, wenn wir nicht statt einer wahren Schilderung ein unfruchtbares Ideal darstellen wollen. — „Friedrichs Regierung war eine Selbstregierung, und die Folgen derselben zeigten sich am nachtheiligsten in der Civiladministration, die immer mehr zur Maschine ward. Sich selbst genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbstherrschaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geist eines Herrschers sich selbst überlebt. — Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, sah Friedrich blos in seiner Armee, in seinem Schatze. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwischen dem Civil- und Militärstande so stark werden, als in der preußischen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Friedrich verschmolz sich endlich nie mit seinem Volke. Nur der Herrscher gehörte diesem, der Mensch einem kleinern Kreise von Fremdlingen an. Diese Trennung hatte die bedeutendsten Folgen. Ich will nichts davon sagen, daß er deutsche Kunst und Gelehrsamkeit nicht achtete oder verkannte. Denn in seiner blühenden Zeit hatten die deutschen Musen eine kümmerliche Gestalt, die deutsche Gelehrsamkeit ein so abschreckendes Äußere, daß sich Friedrichs reicher Geist in dieser Armuth unmöglich gefallen konnte: und als ein höherer Genius über sie kam, war Friedrich in seinem Kreise schon so einheimisch, daß er nun das nicht mehr für sie that, was er früherhin gethan haben würde. Ich will nichts von seiner sogenannten Freigeisterei sagen: denn hierin eilte er nur, wie alle großen Geister, seinem Zeitalter voraus. Aber durch diese Trennung von seiner Nation warf er einen Schatten auf sie, beschränkte seinen Gesichtskreis, und gab der uralten Sucht der Deutschen, alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, so daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden."

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen von 1786 — 1797, geb. den 25. Sept. 1744, Brudersohn und Nachfolger Friedrichs II., von Schmeichlern der Vielgeliebte genannt. Sein Vater, August Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms I., befehligte im J. 1757 ein preußisches Armeecorps in Böhmen und der Lausitz, aber nicht mit Glück, und starb den 12. Juni 1758. Nach seinem Tode wurde Friedrich Wilhelm von sei-

Digitized by Google

nem Oheim, Friedrich II., zum Prinzen von Preußen erklärt. Der junge Prinz überließ sich bald einer Lebensweise, welche der Oheim mißbilligte, und welche beide eine lange Reihe von Jahren hindurch von einander entfernte. Doch äußerte Friedrich II. seine Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im baierschen Erbfolgekriege (1778) bei Neustädtel in Schlesien einen Beweis persönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Friedrich Wilhelms erste Gemahlin war Elisabeth Christine Ulrike, Prinzessin von Braunschweig, Mutter der Prinzessin Friederike, die seit 1791 mit dem Herzog von York vermählt ist. Nach der Trennung dieser Ehe (1769) vermählte er sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, Mutter des jetzt regierenden Königs. Sein Regierungsantritt begann unter günstigen Auspicien (am 17. Aug. 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letztern Zeit seines Lebens eine Art von schiedsrichterlichem Einflusse auf die Angelegenheiten Europens verschafft. Er hinterließ seinem Neffen ein im Innern blühendes und gut organisirtes, während seiner Regierung um die Hälfte vermehrtes, und überall geachtetes Reich, ein Heer von 200,000 Mann, und einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern. Doch bald ging durch mehrere politische Mißgriffe der Credit in den auswärtigen Cabineten verloren; es zeigte sich Inconsequenz, Eigennutz und Ländersucht in den Verhandlungen mit andern Mächten, durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge wurde der geerbte Schatz verschleudert, so daß bei des Königs Tode noch 18 Millionen Schulden contrahirt waren. Seine erste Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten bestand darin, daß er (1787) eine Armee unter dem Herzog von Braunschweig nach Holland schickte, wo die Patrioten (die antioranische Partei) die Rechte des Erbstatthalters nicht mehr anerkennen wollten, und dessen Gemahlin, Schwester des Königs, bei ihrer Reise nach dem Haag beleidigt, dafür aber keine Genugthuung gegeben hatten. Die Preußen drangen ohne Widerstand bis Amsterdam, und die alte Ordnung der Dinge in Holland wurde bald wieder hergestellt, auch (am 15. April 1788) ein Defensivbündniß im Haag zwischen Preußen, England und Holland geschlossen. In dem Kriege zwischen Schweden und Rußland (1788) hinderte Friedrich Wilhelm in Verbindung mit England den fernern Angriff Dänemarks auf Schweden. Eifersüchtig auf die Fortschritte Rußlands und Österreichs im Türkenkriege, garantirte er der Pforte in einem Bündnisse 1790 die Integrität aller ihrer Besitzungen und reizte dadurch Österreich, so daß bereits ein preußisches Heer in Schlesien an der böhmischen Gränze und ein österreichisches in Böhmen sich zusammenzog. Doch Leopold II. wünschte keinen Krieg mit Preußen, und versprach (am 27. Juli 1790) in der reichenbacher Convention, welche unter Vermittelung Englands und Hollands, zwischen Österreich und Preußen abgeschlossen wurde den Türken alle Eroberungen, bis auf den District von Aluta, zurückzugeben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Sziſtowe zwischen Österreich und der Pforte abgeschlossen wurde. Die Mißverständnisse über diese Convention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zusammenkunft in Pilnitz (im August 1791) aus, wo sie in einer Convention zu einer nähern Verbindung in Hinsicht der französischen Angelegenheiten zusammentraten. Vortheilhafter, als die Allianz mit der Pforte, würde das Bündniß mit der Krone und Republik Polen (1789) für Preußen gewesen seyn, wenn nicht bald darauf der Krieg gegen Frankreich Preußens Kraft

Digitized by Google

getheilt und zu einem veränderten politischen System in Hinsicht Polens genöthigt hätte. Der bessere Theil der Polen, an ihrer Spitze der König Stanislaus Augustus, beabsichtigte eine neue Constitution des Reichs und eine erbliche Thronfolge, welche dem sächsischen Hause bestimmt war. Um einer auswärtigen Garantie sich zu versichern, ward das Bündniß zwischen Polen und Preußen geschlossen, in welchem Preußen die Integrität des polnischen Staats garantirte, und demselben einen Beistand von 40,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zusicherte, sobald sich eine fremde Macht in dessen innere Angelegenheiten mischen würde. Bald aber wußte Catharina II., nachdem sie mit der Pforte Frieden geschlossen, und, ohne selbst Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und Österreichs Anstrengungen in diesem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm in die Alternative zu bringen, entweder, als Folge des Bündnisses mit Polen, diesen Staat gegen Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweitenmale zu theilen. Preußen ließ (im Januar 1793) ein Truppencorps unter Möllendorfs Anführung in Großpolen einrücken, und, außer Danzig u. Thorn, die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradien nebst der Landschaft Wielun und den czenstochowischen Bezirk von der Woiwodschaft Cracau, die Woiwodschaft Lenczic, einen Theil der Woiwodschaften Rawa und Brzesc, nebst der Landschaft Dobrzyn, und die Woiwodschaft Plock nebst der Landschaft Zakroczyn besetzen, welche Länder mit 1100 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern unter dem Namen Südpreußen mit Ost- und Westpreußen verbunden, und nach preußischer Verfassung organisirt wurden. Ob nun gleich der Reichstag von Grodno diese Abtretung an Preußen und den gleichzeitigen Länderverlust an Rußland genehmigen mußte, so brach doch (im April 1794) unter Kosciusko und Madalinski ein Aufstand der Polen zur Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit aus, in welchem anfangs die Russen geschlagen und auch die Preußen mehrmals besiegt wurden, bis endlich Kosciusko von dem russischen General Fersen (am 10 October) gefangen und Praga (am 4. November) von Suwarow erstürmt wurde. Darauf ward in der dritten Theilung Polens (1795) zwischen Rußland, Österreich und Preußen, der Rest des polnischen Staats aufgelöst. Preußen erhielt in dieser Theilung den Rest von Rawa, und die Woiwodschaften Masovien, auf der linken Seite der Weichsel und der rechten des Bugs, nebst einem Districte von ungefähr sechs Meilen auf dem rechten Ufer jenes Flusses, Warschau gegenüber; die Woiwodschaften Podlachien auf der rechten Seite des Bugs; von den litthauischen Woiwodschaften Troki und Samogitien alles an dem linken Ufer des Niemen, und von der Woiwodschaft Cracau das Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Cracau an der Gränze von Ober-Schlesien. Durch diese Acquisition wurde nicht nur die Provinz Südpreußen beträchtlich vermehrt, sondern auch aus den Ländern zwischen der Weichsel, dem Bug und Niemen die Provinz Neu-Ostpreußen gebildet, und das Herzogthum Severien nebst einem Theile der Woiwodschaft Cracau unter dem Namen Neu-Schlesien zu Schlesien geschlagen — Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich begründete, als Folge der Pillnitzer Convention, das Bündniß mit Österreich (im December 1792), in welchem sich Preußen und Österreich zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung, zur Bekämpfung der französischen Revolution und zur Errichtung einer freien Constitution in Polen vereinigt

hatten. Ob man nun gleich in Frankreich nicht erwartete, daß Preußen wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, so ließ doch Friedrich Wilhelm (im Juni 1792) ein Heer von 50,000 Mann unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig nach dem Rheine aufbrechen. Er selbst folgte demselben mit den Prinzen. Der Anfang des Kampfes schien den besten Erfolg zu versprechen. Die Deutschen drangen nach der Einnahme der Festungen Longwy (am 23. Aug.) und Verdun (am 2. September) in Champagne vor, wo Dumouriez ihnen gegenüber stand. Er ward zwar bei Grandpré (14. September) von den Preußen zurückgedrückt, bezog aber darauf das Lager bei St. Menehould, wo er durch Kellermann und Beurnonville verstärkt wurde, und Kellermann den Angriff der Preußen (am 20. Sept.) auf die Anhöhen von Valmy (s. Valmy.) zurückwies. Seuchen, schlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln nöthigten die Preußen zum Rückzuge. Longwy und Verdun fielen wieder in die Hände der Republikaner, und Thionville ward deblokirt. Während des Vordringens der Deutschen in Champagne hatte Custine denselben eine Diversion im Rücken gemacht, und Speyer, Worms Mainz und Frankfurt am Main eingenommen. Diese letzte Stadt ward aber (am 2. December) von den Preußen und Hessen wiedererobert, so wie Kalkreuth (am 22. Juli 1793) auch die Festung Mainz zur Capitulation nöthigte. Dennoch hinderten die Mißverständnisse zwischen den österreichischen und preußischen Feldherren die Thätigkeit der alliirten Armee im Sommer 1793, bis der Herzog von Braunschweig (am 14. Sept.) die Franzosen bei Pirmasens zurückschlug, die Österreicher (am 12. October) die weißenburger Linien überwältigten und das Fort Louis (am 14. November) eroberten. Allein bereits am 26. December hatte Pichegrü der weißenburger Linien von neuem sich bemächtigt, und die Preußen und Österreicher zogen sich darauf über den Rhein zurück. Am Anfange des J. 1794 resignirte der Herzog von Braunschweig auf den Oberbefehl. Ihm folgte Möllendorf, welcher (am 23. Mai) die französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern eroberte. Doch nöthigten die Verluste der Österreicher in Belgien auch die Preußen wieder über den Rhein zurück, und am 5. April 1795 söhnte sich Preußen im Frieden zu Basel, von Hardenberg und Barthelemy abgeschlossen, mit der Republik Frankreich aus, und ließ seine jenseit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzosen. Für die Neutralität des nördlichen Deutschlands ward zwischen Frankreich und Preußen eine Demarcationslinie verabredet. Noch waren während Friedrich Wilhelms II. Regierung von dem letzten Fürsten des brandenburgisch-fränkischen Mannsstammes, dem Markgrafen Christian Friedrich Carl Alexander, die beiden fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (am 2. December 1791) gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden der Churlinie völlig überlassen, und von dem Könige bei dieser Gelegenheit jder rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinsicht der innern Administration war zwar die von Friedrich II. eingeführte französische Regie abgeschafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, so wie ein neues allgemeines Gesetzbuch eingeführt; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andere Männer in des Königs Umgebung vermittelst des Religionsedicts (1788) und eine neu zusammengesetzte Examinationscommission sehr beschränkt. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797, im 54sten Le-

Digitized by Google

bens- und 12ten Regierungsjahre. Man vergleiche Preußen, Lichtenau, Haugwitz, Herzberg. Q.

Friedrich Wilhelm III., jetzt regierender König von Preußen, ältester Sohn von Friedrich Wilhelm II. und der im J. 1805 zu Berlin als Witwe verstorbenen Königin Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. zu Hessen-Darmstadt, geboren am 3. Aug. 1770. Unter den Auspicien seines Groß-Onkels, Friedrichs des Einzigen, wurde seine Erziehung vorzüglich von seiner Mutter geleitet. Seine nachmaligen Erzieher waren der Graf Carl Adolph von Brühl, als erster Gouverneur, und der als Schriftsteller, besonders durch seine Ansichten der Gemüthswelt, bekannte geheime Rath Delbrück. Der junge Prinz zeigte schon früh viel geistige Anlagen, ein treffliches Gemüth, und besonders jene Energie des Charakters, die er auch in der Folge in allen Verhältnissen behauptet hat. Die Tradition hat noch jene Prophezeihung Friedrichs über ihn, zu welcher ein jugendliches Spiel die Veranlassung gab, aufbewahrt. Daß in einem militärischen Staate, wie Preußen, auch die Erziehung der Prinzen militärisch war, läßt sich leicht denken. Aber die Erziehung des jungen Prinzen und seiner Brüder war auch populär; sie blieben nicht blos in ihrem eignen Kreise eingeschlossen, sondern lernten frühzeitig sich auch andern Ständen nähern; eine Methode, nach welcher alle junge Prinzen erzogen werden sollten, weil sie in ihren Folgen für den Regenten, wie für die Regierten, gleich vortheilhaft wird. — Im August des Jahres 1791 begleitete Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz seinen königlichen Vater nach Dresden, und legte hier den Grund zu der Bekanntschaft mit dem jetzigen Kaiser von Österreich. Als nicht lange nachher Preußen, in Verbindung mit Österreich, den Krieg gegen Frankreich erklärte, und König Friedrich Wilhelm II. im Juni 1792 sich zu seiner unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig stehenden Armee an den Rhein begab, begleitete ihn der Kronprinz ebenfalls, nebst den übrigen Prinzen des königlichen Hauses, machte den Feldzug mit, und zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten die Unerschrockenheit, die den preußischen Prinzen ganz eigenthümlich zu seyn scheint. Dieser Feldzug wurde die Veranlassung, daß Friedrich Wilhelm III. seine nachherige Gemahlin, die unvergeßliche Königin Luise, kennen lernte, und den Bund der Herzen mit ihr schloß. Diese Prinzessin hatte, beim Ausbruche des Kriegs, mit ihrer jüngern Schwester Darmstadt verlassen, und sich einige Zeit in Hildburghausen bei einer ältern Schwester, der regierenden Herzogin, aufgehalten. Nachdem Frankfurt am Main (im December 1792) den republikanischen Franzosen entrissen worden war, nahm König Friedrich Wilhelm II. den Winter hindurch sein Hauptquartier in dieser Stadt. Die beiden Prinzessinnen nahmen (im März 1793) ihren Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt, und wurden von dem Könige zur Tafel geladen. Die Prinzessin Luise erregte gleich beim ersten Anblick die Aufmerksamkeit des Kronprinzen; beide näherten sich einander bald. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältnisse knüpften ein Bündniß, das sein Daseyn einer reinern Quelle verdankte — der Harmonie gleicher edler Gesinnungen und dem Einklange der Herzen. Der Kronprinz verlobte sich mit der Prinzessin Luise in Darmstadt am 24. April 1793, aber die kriegerischen Zeitumstände verursachten einen Aufschub der Vermählung, die erst am 24. Dec. zu Berlin Statt hatte. Friedrich Wilhelm III. folgte seinem Vater, der am 16. Nov. 1797 starb, sogleich in der Regierung. Die Reise,

die er im Frühjahre 1798 in Begleitung seiner Gemahlin, in die vornehmsten Städte seines Reichs machte, um die Huldigung zu empfangen, war ein fortwährender Triumphzug; Aller Herzen huldigten dem königlichen Paare. In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. hatten mancherlei politische Mißgriffe Statt gefunden; Günstlinge beiderlei Geschlechts hatten sich der obersten Gewalt bemächtigt, und mißbrauchten sie, um niedrige Zwecke zu erreichen. Verschiedne der weisen und heilsamen Einrichtungen des großen Friedrichs waren vernichtet worden. Die Bessern im Volk seufzten über dieses Unheil, und richteten ihre Augen sehnsuchtsvoll auf den Kronprinzen, der im Geiste seines Großonkels zu handeln hoffen ließ. Er erfüllte gleich nach dem Antritte seiner Regierung die von ihm gefaßte Hoffnung, so viel er konnte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllners Ausgeburt, und das Censurreglement wurden, so wie der lästige Tabakspacht, aufgehoben, Druck- und Preßfreiheit wieder hergestellt; eine vernünftige Censur wurde angeordnet; der Lauf der Justiz durfte nicht mehr durch willkührliche Cabinetsbefehle unterbrochen werden. Der junge König entfernte mehrere Personen, die unter der vorigen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen sich erregt hatten, und stellte an die Spitze der Geschäfte Männer, deren Einsichten und Redlichkeit allgemein anerkannt waren. Die Rechtlichkeit, die der König stets bewiesen hatte, zeigte sich auch in den Cabinetsbefehlen, die er erließ; sie waren alle motivirt, und lieferten ein bis dahin ungewöhnliches Beispiel, daß der Regent den Regierten die Gründe seines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weise Sparsamkeit, welche die zerrütteten Finanzen und eine Staatsschuldenlast von zweiundzwanzig Millionen Thalern nothwendig machten, wurde eingeführt. Der König selbst gab darin ein nachahmungswürdiges Beispiel an seinem Hofe, wo eine edle Simplicität, verbunden mit Ordnung und Pünktlichkeit, herrschte. Das königliche Paar stellte selbst das schönste Beispiel des glücklichen häuslichen Lebens und der auf den Thronen so seltnen Gattenliebe dar. Die junge Königin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. In einem schönen Körper war eine noch schönere Seele, die das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit wie in einem klaren Spiegel zeigte. Ohne den geringsten Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes, kannte sie nur Hingebung in seinen Willen, und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an seine Person. Darf es da wohl befremden, daß später ihr unerwarteter, unersetzlicher Verlust den treuen, gefühlvollen Gatten so tief verwundete, daß selbst die Zeit, die sonst so mächtige Trösterin, den Schmerz darüber in seinem Herzen nicht tilgen konnte? Wie sehr diese vortreffliche Königin von der Nation geliebt und verehrt wurde, bewies sich in ihrem Leben, und noch mehr nach ihrem Hintritte, durch Handlungen, die ihr Andenken verewigen. (Vergl. Luise.) Bei dem immer wieder erneuerten Kampfe Englands und der Continentalmächte gegen Frankreich behauptete sich Preußen unerschütterlich bei der, seit dem am 17. Mai 1795 zu Basel abgeschlossenen Tractate, angenommenen Neutralität, und Friedrich Wilhelm III. benutzte diese Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen seines Reichs zu einer immer höhern Stufe der Cultur zu erheben, und besonders in den letztern den innern Wohlstand auf eine dauerhafte Basis zu gründen. Durch den basler Frieden (5. April 1795) war festgesetzt worden, daß die französischen Truppen

die auf dem linken Rheinufer liegenden preußischen Provinzen, Geldern, Meurs und einen Theil von Cleve, fortwährend im Besitz behalten sollten; die definitive Entscheidung wegen dieser Provinzen war bis zum allgemeinen Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausgesetzt geblieben. Nachdem dieser Friede am 9. Febr. 1801 zu Lüneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen worden war, erhielt Preußen zwei Jahre nachher durch den Reichsdeputationsschluß den östlichen Theil des Stifts Münster, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit seinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die Stifter Quedlinburg, Essen, Werden, Elten, die Abtei Herford und die Probstei Kappenberg. Preußen gewann durch diese Entschädigung gegen 180 Quadratmeilen mit mehr als 400,000 Einwohnern, größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Überschusse an Einkünften von mehr als zwei Millionen Gulden. Durch einen Tausch mit Bayern wurden die fränkischen Fürstenthümer sehr zweckmäßig, und mit einem Gewinn von ungefähr 8 Quadratmeilen arrondirt. Friedrich Wilhelm III. war jetzt Beherrscher einer Nation, deren Volksmenge gegen zehn Millionen betrug. Bei dem durch die dritte Coalition zwischen England, Rußland und Österreich gegen Frankreich im J. 1805 ausgebrochnen Kriege blieb Friedrich Wilhelm III. seinem bisherigen Neutralitätssystem getreu. Demonstrationen, welche von Rußland gegen Preußen gemacht wurden, bewogen den König, auch seine Truppen in Schlesien und an der Weichsel zusammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarsch eines französisch-bayerschen Heeres durch das neutrale anspachtsche Gebiet, und die persönliche Gegenwart des Kaisers Alexander in Berlin, änderten die Lage der Dinge. Der König trat ins geheim (den 3. Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewissen Bedingungen bei, suchte noch den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu vermitteln, und ließ eine Armee nach Franken marschiren. Nach der Schlacht von Austerlitz kam der Friede zwischen Österreich und Frankreich zu Preßburg zu Stande. Wenige Tage vorher (der 15. Dec.) war zu Wien, durch den Grafen Haugwitz, eine provisorische Convention zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen worden. Durch diese wurde die Verbindung der beiden Mächte erneuert, und die gegenseitige Garantie der alten und neuerworbenen Länder festgesetzt; Preußen trat Anspach zu Gunsten Bayerns, Cleve und Neufchatel zur freien Disposition an Frankreich, und dieses dagegen den ganzen churhannöverschen Staat an Preußen ab. Diese unglückliche Acquisition von Hannover, wovon Preußen am 1. April 1806 wirklich Besitz nahm, veranlaßte zuerst ein Manifest (den 20. April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen (den 11. Juni). Auch mit Schweden, dessen König in Folge eines mit England geschlossenen Subsidientractats, das Herzogthum Lauenburg decken wollte, brachen Feindseligkeiten aus; die Preußen vertrieben die schwedischen Truppen aus dem Lauenburgischen. Doch erfolgte bald (im August 1806) eine Art von Aussöhnung zwischen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland, durch welche Preußen sich gefährdet glaubte, und die Errichtung des Rheinbundes veranlaßten auch zwischen Preußen und Frankreich neue Unterhandlungen. Preußen hatte

Digitized by Google

die Idee, im Norden von Deutschland, so wie Napoleon im Süden und Westen es gethan hatte, einen nordisch-deutschen Bund zu stiften, welcher alle im Grundvertrage der rheinischen Conföderation nicht genannten Staaten enthalten sollte. Um den Foderungen, daß Frankreich dieser beabsichtigten Verbindung kein Hinderniß entgegenstellen, seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, und verschiedne widerrechtlich occupirte Orte räumen sollte, mehr Nachdruck zu geben, rüstete Preußen sich, blos in Verbindung mit Sachsen, zum Kriege gegen Frankreich, dessen Heere sich ebenfalls nach Deutschland in Bewegung setzten. Am 9. October begannen die Feindseligkeiten an der Saale; am folgenden Tage wurde der Vortrab der preußischen Armee bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Prinz Louis von Preußen als ein Opfer seines Heldenmuthes fiel, und am 14. Oct. entschied die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt über das Schicksal des preußischen Heeres und aller zwischen der Weser und der Elbe gelegenen preußischen Länder. Unerwartet und unbegreiflich schnell ergaben sich die wichtigsten Festungen den Feinden, und schon am 27. Oct. hielt der Sieger seinen Einzug in die wehrlose Hauptstadt der preußischen Monarchie. Dieses Übermaaß von Unfällen konnte die unerschütterliche Standhaftigkeit Friedrich Wilhelms III. dennoch nicht niederbeugen. Er erwählte Memel zu seinem einstweiligen Aufenthalte, sammelte und organisirte seine Armee aufs neue, und ahndete mit gerechter Strenge die Pflichtvergessenheit, deren Viele unter seinem Heere sich hatten zu Schulden kommen lassen (Publicandum vom 1. Dec. 1806). In Verbindung mit seinem treuen Alliirten, dem Kaiser von Rußland, stellte er sich den in Ostpreußen eindringenden Feinden entgegen. Die Schlachten bei Eylau und Friedland führten endlich den Frieden zu Tilsit (s. d. Art.) am 9. Juli 1807 herbei. Große und schmerzliche Opfer mußte Friedrich Wilhelm III. in diesem Frieden bringen, und Provinzen abtreten, die seit Jahrhunderten seinem Hause treu ergeben gewesen waren. Fast mehr als die Hälfte seines Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rücksicht des Ackerbaues, der Industrie und des Handels die vorzüglichsten waren. Was den Schmerz des Verlustes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm noch verbleibenden Länder von den französischen Truppen besetzt gehalten wurden. Selbst die Hauptstadt Berlin wurde erst im December 1808 von ihnen geräumt, und der von seinen Unterthanen zurückgesehnte König konnte erst später seine Residenz wieder da nehmen. Mit unablässigem Eifer und festem Willen arbeitete nun Friedrich Wilhelm III., die Wunden, welche der Krieg seinen Staaten verursucht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Organisation der innern Staatsform herzustellen. Die Armee wurde auf 42,000 Mann gesetzt und neu organisirt. Eine neue Civilverfassung wurde hergestellt, und der Gang der öffentlichen Geschäfte genau bestimmt. Früher schon (den 9. Oct. 1807) war das wohlthätige Edict erschienen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und später (den 27. Juli 1808) modificirt wurde. Unter dem Namen der Städte-Ordnung wurde am 19. November 1808 eine gesetzliche Vorschrift über die Organisation der Magistrate und die Vertretung der Stadtgemeinden in Rücksicht des städtischen Gemeinwesens durch Stadtverordnete ertheilt. Eben so wichtig und für den Staat heilsam war die am 6. November 1809 beschlossene Veräußeruug der königlichen Domainen, die Verwandlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter in Güter des Staats (den 30. Oct. 1810) und die

Digitized by Google

selbst unter sehr drückenden Zeitverhältnissen höchst liberale Pflege und Ausstattung des Erziehungswesens, wozu besonders die Stiftung der neuen Universität zu Berlin (1809) gehört, so wie die Verpflanzung der Universität zu Frankfurt an der Oder nach Breslau, wo sie eine neue zweckmäßigere Form erhielt. Ehe Friedrich Wilhelm III. seine Residenz, Berlin, wiedersah, reis'te er in Begleitung seiner königlichen Gemahlin am 27. Dec. 1808 von Königsberg über Memel und Riga nach Petersburg, um da das Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser Alexander noch fester zu knüpfen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, die unter Festlichkeiten vergangen waren, kehrte das königliche Paar nach Königsberg zurück, und hielt am 23. December 1809 seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs empfindlichste gestört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Luise (s. d. Art.), welcher am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz, einem Lustschlosse ihres Vaters, des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, erfolgte. Die Größe ihres Verlustes hat der allgemeine Ausdruck des Gefühls der ganzen Nation, noch mehr aber der nie versiegte Schmerz ihres Gatten deutlich ausgesprochen. Aus dieser königlichen, wahrhaft glücklichen Ehe waren 10 Kinder entsprossen, von denen noch 4 Prinzen und 3 Prinzessinnen am Leben sind; die älteste der letztern, Charlotte (geb. den 13. Juli 1798), ist die Gemahlin des russischen Großfürsten Nicolaus. — Während Friedrich Wilhelm III. mit dem Auslande in friedlichen Verhältnissen stand, fuhr er unermüdet fort, den innern Zustand seines Landes zu vervollkommnen; dahin gehören vorzüglich verschiedene Verbesserungen in der Civil- und Justizverwaltung, im Münzwesen und in der Cultur des Landes. An die Stelle der durch das Edict vom 30. Oct. 1810 und durch die Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgelöst'ten Ballei Brandenburg des Johanniterordens, des Heermeisterthums und der Commenden derselben, deren sämmtliche Güter als Staatsgüter eingezogen worden waren, errichtete der König durch die Urkunde vom 23. Mai 1812 einen neuen Orden, unter der Benennung: königl. preußischer St. Johanniterorden, erklärte ihn zu einem preußischen Orden, und sich selbst als souverainen Protector desselben. Mit Frankreich schloß er (am 24. Febr. 1812) zu Paris einen Defensiv-Allianztractat gegen alle europäische Mächte, mit welchen der eine oder der andre der contrahirenden Theile in Krieg verwickelt wäre oder werden könnte; beide Mächte garantirten sich gegenseitig die Integrität ihrer Staaten, und setzten ihr Benehmen gegen England fest, auf den Fall, wenn dieses in Ansehung der neutralen Schifffahrt die Bestimmungen des Utrechter Friedens verletzen würde. Als im Juni 1812 der Krieg zwischen Rußland und Frankreich wirklich ausbrach, ließ der König zu der Armee des letztern ein Hülfscorps von 30,000 Mann stoßen, welches erst von dem General Grawert, nachher von dem General York befehligt wurde, mit dem 10ten französischen Armeecorps unter dem Marschall Macdonald den linken Flügel bildete, und zu der Belagerung von Riga bestimmt wurde. Bei dem schnellen und verderblichen Rückzuge der französischen Armee aus Rußland mußte auch das preußische Hülfscorps sich zurückziehen. Aber der General York rettete es durch eine am 30. December 1812 mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossene Convention, vermöge welcher das preußische Corps für neutral erklärt wurde, und sich demzufolge von der französischen Armee absonderte. Da der Zeitpunkt noch nicht erschienen

war, wo die preußische Regierung ihre Gesinnungen offen an den Tag legen konnte, so mußte die Handlung des Generals York anfangs gemißbilligt werden. Aber als der König für gut befunden hatte, am 22. Januar 1813 Berlin zu verlassen, und seine Residenz nach Breslau zu verlegen, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 11. März dem General York volle Gerechtigkeit wiederfahren, bestätigte ihn nicht nur in seinem Commando, sondern übergab seinem Oberbefehl noch ein andres Truppencorps. Eine neue Epoche begann jetzt für Preußen, welches bald darauf das Band seiner Abhängigkeit von Frankreich zerriß. In allen Gemüthern ging nicht nur das Licht neuer Hoffnungen auf, das unter dem fremden Druck bisher so tief gebeugte Vaterland wieder herstellen zu können, sondern, als nun kräftige Aufforderungen, zu den Waffen zu greifen, erschienen, entflammte sich der Enthusiasmus der Nation zu einem in Deutschland bis dahin nie gekannten Grade. Die Freiwilligen strömten zu den Jägerdetachements, die bei den Infanteriebataillonen und Cavallerieregimentern errichtet wurden — eine Einrichtung, die in der Kriegsgeschichte der neuesten Zeit Epoche macht (s. d. Art. Freiwillige). Der patriotische Eifer, der Drang, in diese neuen Jägercorps zu treten, übertraf alle Erwartung. Nicht blos junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen für das Vaterland, auch Männer, auf deren Beitritt man nicht rechnen konnte, stellten sich unter die Paniere. Alle Classen der Einwohner des Staats wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, und den Bedürfnissen desselben durch die größten Aufopferungen abzuhelfen. Durch diesen Nationalenthusiasmus und durch die von der Regierung bisher mit weiser Vorsicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen war es möglich, daß Preußen im J. 1813 so bewundernswürdig schnell ein geübtes und zahlreiches Heer ins Feld stellen konnte. — Noch immer war die Hauptstadt Berlin von den Franzosen besetzt, sie räumten aber, von den Russen gedrängt, in der Nacht v. 3. zum 4. März die Stadt, in welche am folgenden Tage die Russen als Freunde einzogen und mit Jubel empfangen wurden. Am 15. März kam der Kaiser Alexander nach Breslau, wo der König sich noch aufhielt. Ein zu Kalisch geschloßnes Off- und Defensivbündniß, dessen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20sten zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen auf das innigste mit einander. Kraftvolle und herzliche Proclamationen des Königs an sein Volk und an sein Kriegsheer (den 17. März) begeisterte beide. Zwei preußische Armeen, die eine in Schlesien formirt unter Blücher, die andere unter York, welche in Berlin zu der russischen Armee unter Wittgenstein stieß, rückten nun zugleich mit den Russen vorwärts nach Sachsen. Friedrich Wilhelm III. kam am 24. Mai wieder nach Berlin, wo er im Triumph empfangen wurde. Hier ernannte er für die Verwaltung des Staats Militär- und Civilgouverneure, hob durch ein Edict das sogenannte Continentalsystem auf, und stiftete einen neuen Verdienstorden — eine nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes um das Vaterland — das eiserne Kreuz, von zwei Classen und einem Großkreuz. Der ganze preußische Staat ward jetzt ein Militärstaat. Außer den regelmäßigen Heeren ward auf das schleunigste eine allgemeine Landwehr errichtet. Friedrich Wilhelm schloß die Verordnung, worin er diese gebot, und von der Anordnung eines Landsturms redete, mit den Worten: „meine Sache ist die Sache

meines Volks und aller Gutgesinnten in Europa!" Die treffliche Organisation der Landwehr und des Landsturms entwickelte sich späterhin, als der Feind schon in Schlesien und gegen Brandenburg vordrang. Die persönliche Gegenwart des Königs, der stets alle Gefahren und Beschwerden mit seinen Truppen theilte, befeuerte diese aufs höchste; in einer Menge größerer und kleinerer Gefechte verrichteten sie glänzende Thaten; ihrer Tapferkeit und ihrem Heldenmuthe war selbst der Feind genöthigt, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Hier können aus dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814 nur die Thaten bei Lützen, Bautzen, Haynau, Culm, Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg und, nach der Schlacht bei Möckern (den 16. Oct. 1813), die Erstürmung Leipzigs, der Übergang über den Rhein (den 1. Jan. 1814), die Siege bei Laon (den 9. März) und Montmartre (den 30. März) flüchtig erwähnt werden. „Die schlesische Armee," sagt Blücher am Schlusse seines Berichts aus Paris vom 4. April 1814, hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher sie 6 große Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte hatte, über 48,000 Gefangene gemacht, und 432 Kanonen erobert." Friedrich Wilhelm III. gab nicht nur öfters ein sehr anfeuerndes Beispiel persönlicher Tapferkeit (bei Culm, Père-Champenoise den 25. März), sondern trug auch durch seine Einsicht und Festigkeit in den Tagen der Gefahr, nach den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (den 14. Febr.) und bei Montereau (den 18. Febr.) das Meiste zur Entscheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen Gefechten eine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein zurückgeführt und Napoleons Herrschaft aufs neue befestigt haben würde, beschlossen. Aber Friedrich Wilhelm bewirkte durch seine Ausdauer, seine Festigkeit und sein Vertrauen in die gute Sache, daß der Rückzug nicht weiter fortgesetzt wurde, und daß die Armeen gegen Paris vorrückten, welches sich auch bald nachher (am 30. März) den Verbündeten ergab. Großmuthig und wahrhaft königlich belohnte jetzt Friedrich Wilhelm die Männer, die seine Absichten ausgeführt und seine Rechte verfochten hatten. Den einsichtsvollen standhaften Hardenberg, der in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit geübter, fester Hand das Ruder des preußischen Staates führte, und den tapfern, unermüdlichen Blücher, erhob er in den Fürstenstand. Die Schriften, mit welchen er Beiden (am 3. Juni 1814) ihre Erhebung ankündigte, sind sprechende Beweise von den Gefühlen des Königs und von seiner richtigen Würdigung des Verdienstes. Durch Ehrenzeichen und Beförderungen wurden die bewiesene Tapferkeit im Kriege, und die erprobte Anhänglichkeit an König und Vaterland, in allen Ständen belohnt. Späterhin wurde auch das Andenken der im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallnen Tapfern feierlich geehrt. — Nachdem der König bis zum Abschluß des Friedens (30. Mai 1814) in Paris verweilt hatte, reiste er (im Juni) mit dem Kaiser Alexander nach London, hielt bei seiner Rückkunft (den 7. Aug.) einen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt, und begab sich dann nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb. Durch die allgemeinen Congreßverhandlungen und durch einige besondre Tractaten verdoppelte er den Umfang seiner Monarchie. Der Friede zu Tilsit hatte sie um mehr als die Hälfte vermindert. Dieser Verlust ist nicht nur ersetzt worden, sondern noch ein Zuwachs an Macht hinzugekommen. Von den ehemaligen polnischen Besitzungen ist Westpreußen und der Netzdistrict zurückgegeben worden; der an Preußen

Digitized by Google

gefallne Theil von Groß-Polen heißt jetzt das Großherzogthum Posen, und der abgetretene Theil des Königreichs Sachsen das Herzogthum Sachsen. In Westphalen hat Preußen seine ehemaligen Besitzungen wieder erhalten, und sie mit neuen vermehrt; auf dem linken Rheinufer hat es das Herzogthum Jülich und den größten Theil der ehemaligen drei geistlichen Churfürstenthümer erworben, und diese Besitzungen unter dem Namen Großherzogthum vom Niederrhein vereiniget. An Hannover hat es Ostfriesland abgetreten, dagegen aber Lauenburg erhalten, und dieses durch den Cessionstractat vom 4. Juni 1815 an Dänemark für Schwedisch-Pommern und Rügen, und eine Geldentschädigung von überhaupt 2,600 000 Thaler überlassen. Mit Inbegriff des durch den zweiten Pariser Frieden (1815) von Frankreich abgetretenen und mit dem Großherzogthum Nieder-Rhein vereinigten Saar-Departements beherrscht Friedrich Wilhelm III. jetzt einen Staat, der 5000 Quadratmeilen Flächeninhalt und eine Bevölkerung von 10,300,000 Einwohnern hat. — Als im Anfange des Jahres 1815 neue Unruhen in Frankreich ausbrachen, verband sich Friedrich Wilhelm am 25. März zu Wien mit Österreich, Rußland und England, um den Unternehmungen Napoleons und seiner Anhänger sich zu widersetzen. Die preußischen Heere setzten sich gegen Frankreich in Bewegung, und erfochten mit ihren Verbündeten den ewig denkwürdigen und gleich alles entscheidenden Sieg über Napoleon bei Belle-Alliance. Friedrich Wilhelm kam aus diesem Feldzuge erst am 19. Oct. wieder in seine Residenz zurück; hier feierte er am 22. Oct. (1815) das vierhundertjährige Regierungsjubiläum seines Stammhauses Hohenzollern, und am 4. November die Verlobung seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte, mit dem Großfürsten Nicolaus. Im J. 1818 besuchte er den Kaiser Alexander und machte mit diesem eine Reise durch verschiedne russische Provinzen. — Schon in dem ersten Feldzuge war die im J. 1806 von den Franzosen aus Berlin geraubte Statue der Siegesgöttin im Triumph wieder dahin zurückgebracht worden. Der zweite Feldzug gab Veranlassung, daß auch die andern, auf gleiche Art aus den preußischen Staaten entführten, Kunstwerke wieder zurückgegeben werden mußten. Friedrich Wilhelm kaufte bei seinem Aufenthalte in Paris die berühmte Gemählesammlung des Prinzen Giustiniani für 500,000 Franken, und bereicherte damit seine Hauptstadt, für deren Verschönerung er noch auf andre Art sorgte. Die bisherige Zeit der Ruhe hat Friedrich Wilhelm benutzt, um das innere Wohl seiner Staaten zu befördern. Vieles ist für bessere Aufnahme der Manufacturen und Fabriken und für die Erleichterung des inländischen Handels geschehen. Die Universität zu Berlin hat Statuten, und ihre wissenschaftlichen Sammlungen haben Vermehrungen erhalten. Bei der Universität Königsberg sind neue Anstalten errichtet, einige ältere erweitert und reich dotirt worden. Mehrere Schulen und Erziehungsanstalten zu Berlin und in den Provinzialstädten erhielten Beweise der Freigebigkeit und Sorgfalt des Königs. Die wohlthätigen Folgen der eingeführten weisen Staatsökonomie zeigen sich dadurch, daß Preußen im Stande ist, auf zwei in vorherigen Jahren negociirte Anleihen seinen Gläubigern in diesem Jahre die bedeutende Summe von 2,600,000 Gulden baar zurückzuzahlen. Wie eifrig der König bedacht ist, die Lasten seiner Unterthanen zu erleichtern, beweis't das Rescript vom 6. April 1817, in welchem seine Erklärung enthalten ist, daß die gewöhnlichen

Prinzessin-Steuern bei den bevorstehenden Vermählungen der Prinzessin Charlotte, Tochter, und der Prinzessin Friederike, Nichte des Königs, für diesmal nicht Statt finden, und die Unterthanen damit verschont bleiben sollen. Friedrich Wilhelm III. hat seinem Volke eine Constitution zugesichert, die dem Geiste des Zeitalters angemessen sey. Ein wichtiger Schritt dazu ist durch die Einrichtung des neuen Staatsraths geschehen, der am 30. Mai 1817 feierlich installirt wurde, und zu welchem, außer den majorennen Prinzen des königlichen Hauses, die vornehmsten Staatsbeamten im Civil und Militär, und verschiedne andre Staatsdiener, die der König seines besondern Vertrauens würdigt, gezogen worden sind. In der deßhalb am 20. Mai erlassenen Verordnung erklärt der König den versammelten Staatsrath für die höchste berathende Behörde, die jedoch an der Verwaltung keinen Antheil hat. Der Umfang und der Gang der Geschäfte des Staatsraths sind zugleich genau bestimmt worden. Aus der Mitte dieses Staatsraths hat der König sogleich die Glieder der Commission ernannt, die sich, in Folge der Verordnung vom 22. Mai 1815 wegen der zu bildenden Repräsentation des Volks, in Berlin unter dem Vorsitze des Staatskanzlers versammeln, und sich mit der Organisation der Provinzialstände, den Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde, nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen, beschäftigen soll. Zu gleicher Zeit übertrug der König einer andern aus den Mitgliedern des Staatsraths ernannten Commission die sorgfältige Prüfung eines von dem Finanzminister eingereichten Entwurfs zum Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs. Gegen das neue Mauthsystem aber hat sich die öffentliche Meinung des Auslandes erklärt. Auf dem Congreß zu Aachen stiftete der König den 18. October 1818 die Universität Bonn.

Friedrich Heinrich Ludwig, bekannter unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen, war ein Bruder Friedrichs II. und zu Berlin den 18. Januar 1726 geboren. Die harte, unzweckmäßige und durchaus unwürdige Erziehung, die er in den ersten 15 Lebensjahren bis zum Tode seines Vaters genoß, darf hier nicht näher bezeichnet werden, da sie in den von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. entworfenen Skizzen hinreichend charakterisirt worden. So herrlich sich auch in der Folge das Talent dieses Prinzen entwickelte und ausbildete, so behielt er doch von dieser ersten Erziehung her den schlechten deutschen Dialect, den er sprach, und eine gewisse Ungewandtheit in seinen Ausdrücken. Im J. 1742 machte er in einem Alter von sechzehn Jahren seinen ersten Feldzug als Oberster bei der Armee, die unter den Befehlen des Marschalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der berühmten Schlacht bei Czaslau bei, welche die Preußen am 17. Mai desselben Jahres gewannen. Im J. 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt Tabor in Böhmen; noch ausgezeichneter that er sich den 4. Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König die von dem Prinzen Carl von Lothringen befehligte österreichische Armee schlugen, und jene großen tactischen Bewegungen zu entwickeln anfingen, die ihnen in der Folge so viel Vortheil und Ruhm erwarben. Nach dem Dresdner Frieden nahm Friedrich II. seinen Aufenthalt in Potsdam,

und berief den Prinzen Heinrich und seinen Bruder Ferdinand zu sich. Der erste benutzte diese Muße, und ergab sich mit Leidenschaft den Studien. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem scharfsinnigen, vorzüglich zum Nachdenken und Calcul sich neigenden Geiste, einem festen, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß machte er reißende Fortschritte. Seine Begierde, sich zu unterrichten, erstreckte sich in gleichem Maaße über die angenehmen wie über die nützlichen Künste, und mitten unter den ernstern Studien, durch die er seinen Geist mit Kenntnissen bereicherte, fand er Zeit, sich in der Musik und Mahlerei zu vervollkommnen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geistreiche Schriften und dreiste Meinungen sich besonders auszeichnenden Männer seiner Zeit versammelt hatte, trug dazu bei, seinem Geiste und Charakter jenen erhabnen Schwung zu geben, der ihn nachher auszeichnete. So verlebte der Prinz die sieben ersten Jahre nach dem Frieden; im J. 1752 vermählte ihn sein Bruder mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel, und ließ ihm ein Palais in Berlin erbauen. Zu derselben Zeit empfing er die Domaine und das Schloß Rheinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das durch den Aufenthalt dieses Prinzen noch berühmter werden sollte. Wenige Jahre darauf begann der siebenjährige Krieg, und in ihm fand der edle Fürst Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln und jene gelehrten Theorien anzuwenden, die er während des Friedens studirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerschütterlicher Muth, sein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten fester und sicherer Blick, wodurch dieser glänzende Tag entschieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach diesem merkwürdigen Siege ließ der König seinen verwundeten Bruder in Leipzig, und gab ihm das Commando über die wenigen Truppen, die in dieser Gegend zurückblieben; bald darauf aber stellte er ihn an die Spitze seiner zweiten Armee, und seitdem lenkten beide heldenmüthigen Brüder durch die Wechselwirkungen ihres Genies und ihrer entgegengesetzten Eigenschaften die Begebenheiten dieses Krieges, in welchem sie die Hauptrollen spielten; und wie ihre Sache gemeinschaftlich war, so wurde es auch ihr Ruhm. Im J. 1758 hatte Prinz Heinrich den Auftrag, mit einer Armee von 25,000 Mann, Sachsen, Hannover, Braunschweig und Hessen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preußischen Staaten zu decken. Einem weit überlegenern Feind gegenüber, wußte er durch kluge Manoeuvres, und indem er durch partielle Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, seinen Gegner ermüdete, die Fortschritte desselben zu verzögern und so viel Zeit zu gewinnen, daß der König seine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er mit der Offensive. Er drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Österreicher, und wandte sich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken stand, wo er ein gleiches that. Er wußte durch richtige Combinationen die Plane der Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieser Feldzug auf das glänzendste geendet haben. Im Jahr 1760 gab ihm der König das Commando einer Armee von 40,000 Mann, welche bestimmt war, den Russen die Spitze zu bieten. Nach mehreren geschickten Märschen entsetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Überlegenheit seines Talents, daß er seine Zwecke erreichte, ohne eine Entscheidung zu wagen, die ungünstig für ihn

Digitized by Google

hätte ausschlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchst lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem sich der Prinz durch die Schwäche seiner Armee ganz auf die Defensive beschränkt sah. Im J. 1762 hingegen eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Österreicher zurückschlug; diesem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl seiner Truppen zur Last legen kann, mit welchen er eine sehr ausgedehnte Linie besetzen und vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg, und der Sieg, den der Prinz hier erfocht, hatten die wichtigsten Folgen, denn sie trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen. Kaum hatten die kriegführenden Mächte sich zu Hubertsburg ausgesöhnt, als Prinz Heinrich von den Heeren, die er rühmlich angeführt hatte, in den Schooß der Ruhe zurückeilte. Das Schloß zu Rheinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philosophie und der Musen; aber sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, verursachte ihm häusliche Verwirrungen, die seine Ruhe störten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von sich zu entfernen, die wenigstens seine Nachsicht zu verdienen schien. Als mitten unter den Genüssen des Friedens Rußland, Österreich und Preußen sich mit einer Theilung Polens beschäftigten, wurde Prinz Heinrich mit den Verhandlungen über diesen Gegenstand beauftragt, und Friedrich II. verdankte ihm Vortheile, die er kaum hatte erwarten dürfen. In dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege befehligte der Prinz eine Armee, welche im Juli 1778 nach Dresden marschirte, sich daselbst mit den Sachsen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der im folgenden Jahre unterzeichnete Friede machte dem Kriege ein Ende. Im J. 1784 ging der Prinz Heinrich nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendsten Hof von Europa zu sehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuschlagen, welche die Vergrößerungsplane Österreichs einschränken möchte. Die Unentschlossenheit des Cabinets von Versailles ließ diesen Plan fehlschlagen, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Gestalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte seinen Oheim von den Geschäften, welcher geneigt war, sich nach Frankreich zurückzuziehen, als die innern Unruhen dieses Landes ihn daran verhinderten. Er lebte daher aufs neue zu Rheinsberg, und tröstete sich für die Undankbarkeit seines Neffen durch den Umgang mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beistimmung des Prinzen, dessen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Schon alt und hinfällig bedurfte er der Ruhe, und so erwartete er in Abgezogenheit und süßer Muße das Ende eines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geselligen Tugenden gewidmet gewesen. Er starb zu Rheinsberg im August 1802.

Friedrich II. (Wilhelm Carl), der funzehnte regierende Herzog vom Würtemberg seit dem 23. Dec. 1797, hierauf im Jahr 1803 Churfürst, endlich seit dem 1. Jan. 1806 der erste König von Würtemberg, gest. den 30. Oct. 1816, geb. zu Treptow in Hinterpommern, den 6. Nov. 1754, vermählte sich 1780 mit Auguste Caroline Friederike Luise, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die ihm zwei Söhne (seinen Nachfolger Wilhelm I., zu Lüben in Schlesien den 27. Sept. 1781) und zwei Töchter gebar. Sie starb im J. 1787. Hierauf vermählte er sich 1797 in London mit der Kronprinzessin von England, Charlotte Au-

guste Mathilde, der jetzt verwitweten Königin. Da sein Vater, Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, im siebenjährigen Kriege unter den Helden Friedrichs des Großen mitfocht, leitete die Erziehung des Prinzen mit unendlicher Sorgfalt und Treue seine Mutter, Sophia Dorothea, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, eine am Hofe ihres großen Oheims zu Berlin durch Kunstsinn und wissenschaftlichen Geist ausgebildete Fürstin, deren entschiedene Vorliebe für die französische Sprache auch auf ihren Sohn überging. Da sie mit ihren Kindern bald nach Schwedt, bald nach Stettin, bald nach Berlin sich flüchten mußte, so konnte der Vater erst nach dem Frieden 1763 die Erziehung seines Sohnes regelmäßiger ordnen, wobei er ihn vorzüglich zum strengsten Gehorsam anhalten ließ. Auch fragte er den Verf. des Emil um seinen Rath; allein Rousseaus Antwort, die mit den Worten begann: Si j'avois le malheur d'être ne prince, war unbefriedigend. Der Prinz besaß außerordentliche Fähigkeiten; doch lernte er mehr mit dem Gedächtnisse. Ob er gleich, selbst in spätern Jahren, Stellen aus römischen Dichtern hersagen, und u. a. lateinische Denkschriften beurtheilen konnte, wie die von ihm verfaßte Inschrift am Invalidenhause zu Stuttgart beweis't: Laeso aut exhausto defensori patria, so gewann dennoch das classische Alterthum keinen tiefern Einfluß auf seine Bildung als Mensch. Diese war großentheils französischer Art, und wurde es noch mehr während seines vierjährigen Aufenthalts in Lausanne. Er schrieb und sprach französisch mit vollendeter Fertigkeit. Indeß achtete er die vaterländische Literatur, und drückte sich im Deutschen nicht weniger zierlich und regelfest aus, wie im Französischen. Seine angeborne Beredsamkeit in beiden Zungen ward durch das reichste Orts- und Sachgedächtniß unterstützt: denn er hatte nicht blos in der Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Erdbeschreibung vorzügliche Kenntnisse sich erworben, sondern auch, besonders auf seiner Reise in Italien im Jahr 1782, seinen Kunstgeschmack ausgebildet. Dies bewies er in der Folge, als er Kunstwerke aufstellen ließ, auch durch die Würdigung vaterländischer Künstler, z. B. gegen Dannecker. Allein zu lebhaft für das besonnene Prüfen, faßte er schnell eine oft falsche Ansicht auf, und bestimmte darnach — beharrlich — sein Urtheil. Daher so mancher Mißgriff seines spätern Lebens! Friedrich der Große ward in Vielem sein Musterbild. Er trat, wie seine sieben Brüder, in preußische Kriegsdienste, befand sich eine zeitlang zu Potsdam im Gefolge des Königs, und stieg im bayerischen Erbfolgekriege bis zum Generalmajor. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin er seine Schwester und deren Gemahl, den Großfürsten Paul von Rußland, begleitet hatte, stellte ihn Catharina als Generallieutenant und Generalgouverneur von Russisch-Finnland an. Aber auch dieses Verhältniß löst'e er im J. 1787 auf, und lebte zu Monrepos unweit Lausanne, dann zu Bodenheim bei Mainz. Von hier reis'te er nach Holland und Frankreich. In Versailles war er Zeuge der ersten Verhandlungen der Nationalversammlung. Im Februar 1790 nahm er seinen Wohnsitz in Ludwigsburg. Nach dem unbeerbten Ableben zweier Brüder gelangte sein Vater im Jahr 1795 zur Regierung von Würtemberg. Als nunmehriger Erbprinz stellte er sich im J. 1796 dem Eindringen der Franzosen entgegen, mußte aber der Gewalt weichen, und lebte eine zeitlang in Ansbach, dann in Wien, und in London, von wo er mit seiner zweiten Gemahlin im Juni 1797 nach Stutt-

Digitized by Google

gart zurückkehrte. Bald darauf starb sein Vater. Er trat jetzt die Regierung des schon damals im französischen Kriege hart mitgenommenen Herzogthums an, das auf einem Flächenraum von 153 Q. M. etwas über 600,000 Einwohner zählte. In dem Kriege 1799 bis 1801 litt das Land noch mehr. Herzog Friedrich, der seine Pflicht als Reichsstand redlich erfüllte, und für brittische Hülfsgelder noch mehr thun mußte, regierte dasselbe von Erlangen aus. In dieser verhängnißvollen Zeit entwickelte er große Regentengaben. Insbesondere wußte er durch seine Verbindungen mit den Höfen zu Wien und Petersburg, außer der Churwürde ein angemessenes Entschädigungsloos für den Länderverlust am linken Rheinufer, im Reichsdeputationsschlusse vom 25. Febr. 1803 zu erlangen. Seine aus ihm allein hervorgehende Staatskunst war mit Kraft und Klugheit gepaart, und zunächst auf die Erhaltung, dann auf die Vergrößerung seines Staats gerichtet. So errang er allmählig durch festes Anschließen seit dem 2. Oct. 1805 an Napoleons überwältigendes System, in und seit dem preßburger Frieden, binnen 13 Jahren den Besitz eines unabhängigen Königreichs von 368 Q. M. mit 1,350,000 Einw. Die Zeit nöthigte ihn, seine ganze Kraft auf die auswärtigen Verhältnisse seines Staates anzuwenden, und wie er hier durch ungebundene Machtvollkommenheit viel erreichte, so trug er dasselbe Streben auf die innern Verhältnisse über, welche er in Neu-Würtemberg völlig unabhängig nach eigenem Ermessen feststellte, dann aber auch im J. 1806 in Alt-Würtemberg durch Aufhebung der Stände und der von ihm beim Regierungsantritt beschwornen Verfassung, seinem Willen unterordnete. Im Gefühl seiner ihm eigenthümlichen Kraft, wollte er sich mit den Monarchen Europa's mehr und mehr in eine Linie stellen. Darum bekleidete er seinen Thron mit dem vollen Prunke der Majestät; darum erhob er sein Heer zu einer die Kräfte des Landes übersteigenden Stärke; darum verwickelte er sich, besonders seit dem Tode seines edlen und geistvollen Freundes, des Grafen von Zeppelin, in kühne Entwürfe, die er leidenschaftlich und gewaltsam verfolgte, und durch die er Alles neu gestaltete. Einreißen und Aufbauen wechselten unter seiner Regierung Schlag auf Schlag. Seine von keiner Erziehung überwältigte Herrschbegier und sein Scharfblick, mit dem er die Folgen der französischen Revolution übersah, bestimmten seine Handlungsweise. Denn, wo nicht allemal an Geist und Kraft, doch immer an rascher Willensthätigkeit und stolzer Haltung seinen Umgebungen, die oft nur in Ausländern bestanden, überlegen, wollte er wie der große Friedrich, späterhin wohl auch wie Napoleon, Selbstregent seyn, und Volk und Staat durchgreifend maschinenartig handhaben, wie der Feldherr sein Heer. Die sittliche Natur des Staats war ihm, bei seiner französischen Weltbildung und bei der Art seiner Menschenkunde und Lebensfreuden — ungeheure Prachtliebe, Treibjagd und griechische Genüsse — nie klar geworden. Es kam ihm auch nicht ein leiser Zweifel ein, das Recht möchte vielleicht nicht auf seiner Seite stehn. Vielmehr ging er überall von der unseligen Idee Friedrichs aus, daß keinem Menschen zu trauen sey. Daher demüthigte er ohne Schonung den einst reichsfreien Adel; daher versetzte er nach Willkühr die so gering als möglich besoldeten Beamten von einer Stelle in die andere; daher strafte er hart oft kleine Versehen; daher belastete er sein entwaffnetes, von Abgaben erschöpftes Volk mit der Conscription; daher erlangten Günstlinge, wie Dillen, solchen Einfluß auf ihn, daß Niemand ihm die Augen

zu öffnen wagte. In seiner Glanzsucht verlor sich selbst sein Geschmack für die Kunst, welchen man in den Anlagen von Stuttgart, Ludwigsburg und Freudenthal nicht verkennt. Für Wissenschaften that er einzelnes, ohne das Edle der wissenschaftlichen Bildung ganz zu würdigen. Dabei übereilte er durch Leidenschaftlichkeit und Ungestüm oft selbst das Nützliche, was er thun wollte. Mit dem Willen, gerecht zu seyn, entschied er bisweilen im Zorn, strenger als das Gesetz, oder ganz nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte. Doch ersparte er seinem Volke manches Übel durch die Entschlossenheit, mit der er Eingriffe der französischen Regierung in die innere Verwaltung seines Staates abwies, wie die angesonnene Einführung des französischen Gesetzbuches. Auch das Religionsedict vom 13. Oct. 1806, welches allen drei christlichen Kirchen gleiche Rechte zusicherte, war sein eigenes Werk. Dem Rheinbunde mußte er sich anschließen; doch bewirkte er in Erfurt, daß kein Würtemberger Spaniens Boden als Krieger betrat. Nach den Gesetzen des Continentalsystems ließ er die englischen Waaren verbrennen, erstattete aber den Eigenthümern den vollen Werth, unter der Bedingung, den Empfang zu verschweigen. Übrigens hielt er so fest an dem System Napoleons, daß er alle Kräfte seines Landes aufbot, um ihm in größerer Zahl als erfoderlich tapfre Schaaren, gegen Preußen 1806 und flg., gegen Österreich 1809 und gegen Rußland im J. 1812 (15,000 Mann) zuzuführen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig fing er ungern an, sich den Verbündeten zu nähern. Der Minister, den er an sie abordnete, sollte ihm sogar noch ein Stück Land als Belohnung für seinen Übertritt ausmitteln, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag von Fulda vom 6. Nov. 1813 blos die Gewähr seiner sämmtlichen Staaten und die Anerkennung seiner Unabhängigkeit verschafft hatte. Der neue Umschwung der Dinge, den im Herzen von Europa die begeisterte Kraft des Volkes hervorgebracht hatte, wirkte auch auf Würtemberg zurück. König Friedrich, der in Wien vergeblich sich mehrern Bestimmungen, in wie weit sie seine fürstliche Unabhängigkeit gefährdeten, widersetzt hatte, begriff endlich, daß auch er den Foderungen des wiedergebornen Völkerrechts nachgeben müsse. Doch zögerte er mit seinem Beitritt zur deutschen Bundesacte bis zum 1. Sept. 1815. Seinem Volke kam er mit einem von ihm ausgeflossenen Verfassungsgesetze, das er ihm wie Ludwig XVIII. als Ordonnanz aufdringen wollte, entgegen; allein zur größten Überraschung des in anderer Zeit an blinden Gehorsam gewöhnt gewordenen Fürsten wurde dasselbe einstimmig verworfen. Die versammelten Abgeordneten verlangten die alte Verfassung für Alt- und für Neu-Würtemberg, zugleich schleunige Hülfe bei dem unglücklichen Zustande des Volks. Der König stellte nun wirklich manches Drückende ab, löste aber die Versammlung der Stände den 8. August 1816 auf. Im Oct. berief er sie ein zweites Mal. Jetzt legte er ihnen mit unerwarteter Nachgiebigkeit, als Grundlage einer neuen Verfassung für altes und neues Land, vierzehn Sätze vor, die in Würtemberg einen günstigen Eindruck machten. Ein neuer Entwurf kam zu Stande. Aber noch ehe er ihn ganz geprüft hatte, starb König Friedrich. Von einem Krankheitsanfalle kaum genesen, erkältete er sich, und nach sieben Tagen machte unerwartet ein Brustkrampf seinem Leben ein Ende. Die Nachwelt wird seinem Geiste und seiner Charakterstärke, durch die er seinen Staat rettete und vergrößerte, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; allein sie wird es auch bemerken, daß er sein Volk nicht glücklich zu machen verstand, weil er sich selbst nicht zu beherrschen wußte. Ihm fehlte auf dem Throne nichts als der rechte Begriff von der sittlichen

Digitized by Google

Natur des Menschen und von der Heiligkeit des Völkerrechts. — Stand daher Friedrich II. hoch als Regent, wenn er frei von autokratischen Vorurtheilen, mit Gedankenblitzen das nothwendige und Nützliche traf — so sank er dagegen fast immer durch die Sucht, überall, auch im Kleinen und Unwesentlichen, groß, königlich und selbstartig zu seyn, bis zur Seltsamkeit herab. Nach seinen königlichen Handlungen darf man aber nicht den Menschen in ihm beurtheilen. Als Mensch war er, wie Männer bezeugen, die ihn lange in der Nähe beobachtet haben, nicht böse. Er wollte das Gute und Rechte; und dennoch rissen ihn fast in der Regel Leidenschaft und Verwöhnung zum Schlechten hin. Indeß verlor er nie das sittliche Vermögen, wieder zu sich zu kommen, und das erkannte Unrecht gut zu machen. Durch dieses Gemisch von Größe und Niedrigkeit, von Hoheit und Verirrung, erhält sein Leben ein räthselhaftes psychologisches Interesse. Was entzweite aber die edlere Natur in ihm mit seinem wilden Krafttriebe? Fand jene vielleicht in seinen Umgebungen zu wenig Befriedigung, oder reizten feindselige Umstände diesen zu sehr auf, so daß das bessere Gefühl erstarrte, und die Kraft allein regellos hervorbrach? Unstreitig hatten der Gang seiner unsteten Bildung und äußere Verhältnisse mehr den Verstand in ihm entwickelt und geschärft, als das Gemüth erhoben. Im Kampfe mit der Außenwelt vergaß er den Kampf mit sich selbst. Das Ideal der Menschheit, die reine Form des Wahren, Guten und Schönen, war ihm nie klar geworden, um sein Streben auf das Höchste zu lenken. Daher verlor er mit dem Schwerpunkte der Sittlichkeit auch den Zügel des Maaßes, und seine Größe versank in Schwäche. Doch ging sie nicht ganz unter. — Vergl. Zeitgenossen II, 3 und III, 1. K.

Friedrich (L. D.), trefflicher Landschaftsmahler, geboren 1776 in Greifswalde, begann seine Studien zuerst auf der Akademie in Copenhagen, ging aber bald darauf, im Jahr 1795, nach Dresden, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. An letztgedachtem Orte hat er nie unter besonderer Leitung eines ältern Künstlers, sondern lediglich aus sich selbst, unter alleiniger Leitung der Natur, sich gebildet. Um sich mit neuen Ideen zu bereichern und Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm Friedrich von Zeit zu Zeit Reisen nach seiner Heimath, nach der Insel Rügen, durch Böhmen bis Wien, auf das Riesen- und Harzgebirge. Italien hat er jedoch nie besucht, es tragen vielmehr alle seine Arbeiten einen nordischen Charakter an sich. Früher beschränkte dieser Künstler sich fast gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er ungemein sauber, zart und kräftig zu behandeln versteht, so daß er von wenigen der neuern Künstler darin übertroffen wird. Schon in den Jahren 1803 und den folgenden bewunderte man mehrere dergleichen Zeichnungen auf den Kunstausstellungen in Dresden. Erst in der Folge trat er mit Ölgemählden hervor, welche, bei dem ungemeinen Fleiß und der innigen Liebe, womit Friedrich arbeitet und sein Talent auszubilden strebt, immer mehr an Vollendung zugenommen haben. Unter ihnen verdienen die größte Auszeichnung: eine große Winterlandschaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothischen Capelle, die zwischen Eichen steht, vorstellend, welches Gemählde seine im Jahr 1809 erfolgte Aufnahme zum Mitglied der Berliner Akademie bewirkte; ein Altargemählde für die Kirche in Tetschen, welches uns ein auf der Spitze eines Felsens stehendes Kreuz zeigt, hinter dem die Sonne aufgeht u. a. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur,

Einfachheit und Einheit der Darstellung, ein meist düstrer, oft melancholischer Charakter, entfernt von aller Nachahmung und voll Originalität, sprechen sich in seinen Landschaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß sie schon beim flüchtigen Anblick als Gemählde jeden Beschauer anziehen, wohnt in ihnen noch ein ganz besonderer, poetisch-religiös anregender Geist, wodurch sich dieser Künstler fast zum Repräsentanten einer ganz neuen, durch ihn erst begründeten oder wenigstens ausgebildeten Gattung der Landschaftsmahlerei erhebt. Denn wenn man auch bei frühern, in Hinsicht des Technischen von Friedrich noch bei weitem nicht erreichten Künstlern, einem Claude Lorrain, Salvator Rosa, Ruysdael und Andern, eine leise Ahnung solcher Ideen bemerkt, so hat doch keiner sie so klar und bestimmt ausgesprochen, als Friedrich. — Seit dem Anfange des Jahres 1817 ist Friedrich bei der königlichen Akademie der Künste zu Dresden als Mitglied mit Gehalt aufgenommen worden.

Fries, s. Säule. Bisweilen wird auch ein langer schmaler Streif so genannt, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft.

Friesel, eine Hautkrankheit, welche in kleinen, auf der Haut hervorbrechenden, meistens spitzigen Bläschen von der Größe der Hirsenkörner bis zu dem Umfange der Hanfkörner und zuweilen noch darüber, bestehen. Diese Bläschen sind meistens mit einer dünnen Feuchtigkeit angefüllt. Man unterscheidet vorzüglich rothes und weißes Friesel. Bei dem rothen stehen die Bläschen auf einem rothen Boden, sind ganz klein, selbst röthlich, oder die Röthe der Haut schimmert durch; bei dem weißen ist die Haut entweder gar nicht roth, oder die Bläschen sind größer und mit eiterähnlicher Flüssigkeit angefüllt. Eine Unterart davon besteht aus größern, geronnenen Schweißtropfen ähnlichen Bläschen, die mit crystallheller Flüssigkeit angefüllt sind, und wird auch Perlfriesel und Glasfriesel genannt. Das Friesel zeigt sich zuweilen nur an einigen Stellen des Körpers, besonders auf der Brust, dem Rücken, an dem Halse, in der Herzgrube, oder es ist über den ganzen Körper verbreitet, bei Kindern kommt es öfter vor, besonders geben Störungen in ihrer Verdauung, Erzeugung von Säure im Magen Veranlassung dazu. An sich ist es eine leichte Krankheit; ist es jedoch Folge eines heftigen Fiebers oder innerer Entzündung, so deutet es auf Gefahr. (Vergl. den Artikel Scharlachfieber.) H.

Friesen, ein altes deutsches, zum Stamme der Istävonen und Ingävonen gehöriges Volk, das seinen Wohnsitz zwischen dem Mittelrheinarme, der Nordsee und Ems und auf den Inseln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eins zusammengeflossene Zuydersee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte sie von den Batavern, die Ems aber von den Chaucern. Südlich gränzten sie an die Bructerer und Marser; nach der Vertreibung der letztern aber an die Angrivarier und Chamaver. Wahrscheinlich wohnten sie früher auf der Bataverinsel, aus der sie aber schon vor Cäsars Zeiten von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Drusus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutschland trugen, wurden von ihnen unterstützt gegen die Cherusker, deren Feinde sie waren; sie retteten die römische Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber diese Freundschaft hörte in dem Augenblick auf, als die Römer sich es einfallen ließen, sie als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden, bei ihrer Freiheitsliebe, sogleich

Roms erklärte Feinde, erwürgten die römischen Krieger, zerstörten die angelegten Festungen, und belagerten sogar eine derselben, wiewohl vergebens. Unter Nero bemächtigten sie sich einiger herrenloser Länder diesseit der Zuydersee, vielleicht auch der Yssel, doch mußten sie dieselbe wieder räumen. Von der Zeit an schweigt die Geschichte von ihnen, und sie erscheinen erst wieder im vierten und fünften Jahrhundert, in dem großen Bunde der Sachsen. Damals wohnten sie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküste, und es ist wahrscheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehreren Völkern umfaßte. Man findet sie auch in Britannien unter den sächsischen Völkern. Unter dem Kaiser Julian eroberten sie die Bataverinsel und behaupteten sie seitdem; der fränkische Majordomus Pipin demüthigte sie hier zuerst, indem er ihren König Radbod schlug, und ihm das westliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Radbods Nachfolger Poppo suchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgeschlagen. Carl der Große eroberte hierauf auch das östliche Reich der Friesen und ließ es durch eigene Herzoge regieren, an deren Stelle in der Folge Grafen entstanden, welche später in den Reichsfürstenstand erhoben wurden, welche aber 1744 ausstarben, wodurch Ostfriesland an Preußen fiel, und von demselben seit 1814 an das Königreich Hannover abgetreten worden ist. Einen Theil des Landes, welches die Ostfriesen bewohnten, macht die jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörende Provinz Friesland aus. In Ansehung der Lebensart, in der die alten Friesen den übrigen Deutschen glichen, schildert Tacitus sie als ein äußerst ärmliches Volk, das den Römern seinen Tribut nur mit Thierfellen abzahlen konnte. Sie standen unter zwei Fürsten, die eine königliche Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einschränkungen ausübten. Trotz ihrer Armuth aber wußten sie, wie angeführt wird, bei ihrer Gesandtschaft nach Rom ihre und der ganzen deutschen Nation Ehre mit vieler Würde zu behaupten.

Frigga, s. Nordische Mythologie.

Frischlin (Nikodem), ein guter Philosoph und Dichter des 16ten Jahrhunderts, merkwürdig wegen seiner Schriften und seines unglücklichen Schicksals. Frischlin war den 22sten September 1547 in der kleinen Stadt Balingen im Würtembergischen geboren. Von seinem Vater, dem Prediger des Orts, erhielt er den ersten Unterricht, kam nachher auf die Schule zu Tübingen und dann in die Klosterschule zu Königsbronn, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog; denn schon als Knabe von dreizehn Jahren hatte er große Fortschritte in der griechischen und römischen Literatur gemacht, die auch in der Folge sein Hauptstudium blieben. Im Stifte zu Tübingen erhielt er seine weitere Ausbildung, und zeichnete sich hier so vortheilhaft aus, daß er im 21sten Jahre für würdig gehalten wurde, ein öffentliches Lehramt an diesem Institute zu bekleiden. Frischlin erklärte die classischen Autoren, besonders die Dichter, auf eine von der bis dahin gewöhnlichen pedantischen Methode ganz verschiedene Art, und machte seine Zuhörer mit dem Geiste der Alten selbst bekannt. Diese neue geschmackvollere Methode, sein lebhafter Vortrag und seine hinreißende Beredsamkeit verschafften ihm bald eine große Anzahl Zuhörer, selbst aus den vornehmsten Ständen. Aber eben dieser große Beifall erregte auch die Eifersucht seiner Collegen, besonders seines ehemaligen Lehrers im Stifte, Crusius, der ungern den Jünger über den Meister erhoben sah, und wurde die erste Ver-

anlassung zu seinen nachmaligen Unfällen. Frischlin vertheidigte sich wider die Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, mit den Waffen des Witzes, aber freilich nicht mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit. Dadurch erbitterte er seine Gegner noch mehr und vergrößerte ihre Menge. Frischlins Name war im Auslande vortheilhaft bekannt geworden, und er erhielt von mehreren Orten her einen Ruf zu Lehrerstellen. Als er im Jahr 1575 auf dem Reichstage zu Regensburg seine Komödie Rebecca dem Kaiser Rudolph vorlas, ertheilte ihm dieser den poetischen Lorbeerkranz nebst einem adelichen Wappen, und ernannte ihn später zum Pfalzgrafen, zur Belohnung für ein Lobgedicht auf die Kaiser aus dem österreichischen Hause. Diese Auszeichnungen erregten den Neid seiner Collegen, die ihm auf alle Art zu schaden suchten. Man beschuldigte ihn der Neuerungssucht, des Übermuthes und der Völlerei. Der collegialische Streit erhitzte sich immer mehr und Frischlin war zu feurig, um vorsichtig genug zu seyn. Eine Rede, das Lob des Landlebens, die er drucken ließ, und in welcher er die Sitten des damaligen Adels sehr ungünstig geschildert hatte, erregte auch den Haß dieser Kaste gegen ihn. Von allen Seiten gedrängt, nahm er (1582) einen Ruf als Rector der Schule zu Laybach in Krain an. Nach zwei Jahren gab er diese Stelle, in der er sich neuen Ruhm erworben hatte, wieder auf und kehrte nach Tübingen zurück. Hier brachten es seine Gegner endlich bei dem Fürsten so weit, daß ihm auferlegt wurde, entweder durch einen Revers sich zu einem ewigen Stillschweigen zu verbinden, oder für immer das Vaterland zu verlassen. Er wählte das Letztre, verließ (1586) Tübingen, und irrte einige Jahre in den Rheingegenden und in Sachsen umher, ohne Anstellung, immer beschäftigt mit literarischen Arbeiten, für die er Verleger suchte, und mit Beantwortung der Schriften seines Hauptgegners, Crusius in Tübingen. Er wurde zwar (1588) als Rector am Martinsgymnasium zu Braunschweig angestellt, verließ aber auch diese Stelle nach 19 Monaten wieder, und ging in die Rheingegenden. Die Weigerung, ihm das regelmäßige Erbtheil seiner Frau verabfolgen zu lassen, erbitterte ihn gegen die würtembergische Regierung, die ihn, als einen ehrenrührigen Pasquillanten, durch einen Beamten in einem Gasthause zu Mainz aufheben, und weil er sich wegen seiner Befreiung an den Kaiser und andre deutsche Großen wandte, auf die Festung Hohenurach in engen Gewahrsam bringen ließ. Die Liebe zur Freiheit bewog ihn, einen kühnen Versuch zu seiner Rettung zu machen. In der Nacht vom 29sten zum 30. Nov. 1590 verfertigte er aus seiner Wäsche ein Seil, um sich an demselben herabzulassen. Getäuscht durch den Schimmer des Mondes hatte er die gefährlichste Stelle gewählt, das Seil riß und der unglückliche Frischlin fiel zerschmettert zwischen den Felsenwänden hinab. Frischlin war ein viel umfassendes Genie; in mehrern Wissenschaften hatte er sich, nicht ohne Erfolg versucht. Seine Elegien und seine Hebraide — die Geschichte der jüdischen Könige — in 12 Büchern, die er noch im Kerker zu Hohenurach dichtete, geben ihm einen Platz unter den bessern neuen lateinischen Dichtern. Seine Tragödien sind ihm nicht gelungen. Seine sieben Komödien enthalten wenigstens einzelne hervorstechende Züge, wenn auch gleich ihre Anlage im Ganzen fehlerhaft ist. Seine meisten Schriften tragen freilich das Gepräge der Eil; andere Fehler derselben sind auf Rechnung des Zeitalters zu schreiben. Das Meiste hat er für die Grammatik geleistet; seine Anmerkungen über die Satiren des Persius, und die Bucolica und Geor-

Digitized by Google

gica des Virgils, so wie seine lateinischen Übersetzungen des Callimachus und Aristophanes, sind nicht ohne Werth. Alle diese Werke sind einzeln und an verschiedenen Orten gedruckt erschienen. Das Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke giebt Niceron in den Nachrichten von den Begebenheiten berühmter Gelehrten. Th. 19.

Fristren, ratiniren, heißt, an Tuchen und ähnlichen Fabrikaten die Wolle aufkratzen, und sie in Knötchen zusammenzudrehen. Dies geschieht durch eine Maschine, welche Fristrmühle genannt wird.

Frist, im juridischen Sinn, die durch Gesetz oder richterliche Vorschrift zu Ausführung einer Handlung gesetzte Zeit: sächsische Frist kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine jede vierzehn Nächte in sich faßte. Man setzte in neuern Zeiten drei Tage hinzu und sie macht nunmehr 45 Tage. Nothfrist: eine solche von den Gesetzen vorgeschriebene Frist, welche der Richter nicht verlängern kann; z. B. die zehntägige Nothfrist, fatale Decendium, welche von Eröffnung eines Urtheils von 12 Uhr Mittags des Publicationstags bis 12 Uhr Mittags des zehnten Tags darnach läuft, und binnen welcher ein Rechtsmittel gegen das Urthell eingelegt werden muß, außerdem es rechtskräftig wird. So z. B. das am ersten eines Monats eröffnete Urtel wird mit dem Schlage 12 Uhr des elften desselben Monats rechtskräftig. Verjährungsfrist, eine von den Gesetzen bestimmte Zeit, binnen welcher ein nicht gebrauchtes Recht verlischt und ein angemaßtes Recht gültig erworben wird. (S. Verjährung) Jahr und Tag ist eine Frist von einem Jahr, sechs Wochen und drei Tagen, d. i. einem Jahr und einer sächsischen Frist. Beweisfrist, binnen welcher die Beweisschrift zu den Acten gegeben werden muß. Die Fristen sind ein wichtiger Gegenstand der Prozeßgesetzgebung und in dem Unwesen, welches Richter und Advocaten damit treiben und nach der Gerichtsverfassung oft treiben müssen, liegt ein Hauptgebrechen der auf ältern Prozeßordnungen beruhenden Justizverwaltung. An sich scheint es freilich hart, daß das Recht an die Zeit gebunden seyn soll, allein ohne Bestimmung gewisser Fristen läßt sich keine zum Endzweck, d. h. zur Feststellung juridischer Wahrheit führende Rechtspflege denken. Neuere Prozeßgesetzgebungen, namentlich die preußische und französische, haben daher mit segensreichem Erfolge die prozessualischen Fristen sehr beschränkt, z. B. bei Handelssachen und Concursen; allein in jedem Prozesse, wo schriftlich verhandelt wird, muß Richtern und Sachwaltern freie Hand bleiben, schädliche Übereilung zu verhüten.

Fritta oder Fritte heißt die Glasmasse, woraus das feine weiße Glas bereitet wird, oder überhaupt die erste Vermischung der zum Glase gehörigen Materialien zu allen Arten von Gläsern.

Frobisher (Sir Mart.) oder Frobiser, auch Forbisher, ein berühmter engl. Seefahrer des 16ten Jahrh., geb. zu Doncaster in Yorkshire. Er faßte den Plan, eine nordwestliche Durchfahrt nach China aufzusuchen. Nachdem er sich funfzehn Jahre vergebens bemüht hatte, die zu dieser Unternehmung nöthigen Mittel herbeizuschaffen, gelang es ihm, auf Verwenden Dudley's, Grafen von Warwick, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche so viel Geld herschoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinasse ausrüsten konnte. Mit dieser segelte er am 8. Jun. 1576 von Deptfort ab. Er nahm seinen Lauf nördlich, dann nordwestlich und erblickte am 11ten Jul.

Digitized by Google

unter 61° N. B. ein Land, das er für Friesland Zeno's hielt. Das Eis hinderte ihn zu landen. Er fuhr südwestlich, dann nördlich und glaubte am 28. die Küste von Labrador zu sehn, am 31. sah er ein drittes Land und am 11. Aug. befand er sich in einer Meerenge, die er 50 Stunden hinauffuhr und nach sich benannte. Die Bewohner glichen den Tartaren. Er bemächtigte sich eines derselben und nahm ihn mit sich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem entdeckten Lande Besitz genommen. Einer seiner Matrosen hatte einen schwarzen Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht sehr schwer war. Man hielt ihn für goldhaltig und träumte von großen Schätzen. Die Gesellschaft unternahm eine zweite Ausrüstung, mit welcher Frobisher am 26. Mai 1577 abging. Er kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, besuchte das Land, nahm seiner Instruction gemäß auf einer Insel eine Ladung von jenem schwarzen Stein ein, und kam Ende Septembers glücklich nach England zurück. Die Königin Elisabeth war mit dem Erfolg sehr zufrieden. Die von den gemachten Entdeckungen zu erwartenden Vortheile wurden von einer Commission geprüft; man beschloß, in dem neuentdeckten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Besatzung nebst Arbeitern dort zurückzulassen. Zu dem Ende ging Frobisher den 31. Mai 1578 mit drei Schiffen von Harwich ab, denen zwölf andere folgten. Den 20. Juni entdeckte er Westfriesland, das er Westengland benannte und für seine Königin in Besitz nahm. In die Meerenge konnte er vor dem Eise nicht einlaufen; einige Schiffe scheiterten, andre wurden beschädigt. Die Jahreszeit war zur Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte sich daher, 500 Tonnen des vermeintlichen Goldminerals einzunehmen und kehrte zurück. Da sich indeß zeigte, daß jenes Mineral den erwarteten Werth nicht habe, stand man von weitern Unternehmungen ab. Frobisher commandirte 1583 ein Schiff der Expedition, welche unter Drake nach Westindien ging, und 1588 ein großes Kriegsschiff gegen die spanische Armada, gegen welche er mit großem Ruhm focht. Im J. 1594 ward er Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geschickt. Bei einem Angriff auf die Küste von Bretagne ward er verwundet und starb bald darauf zu Plymouth. Man ist nicht ganz einig, welche Länder es eigentlich gewesen, die Frobisher entdeckt habe.

Frohndienste, Frohnen (von Frohn, der Herr), die aus dem Feudalverhältnisse entsprungenen Dienste, welche die Bauern (Fröhner) dem Gerichtsherrn oder Landesherrn wegen des Besitzes eines Bauerngutes unentgeldlich zu leisten verbunden sind. Im ersten Fall heißen sie **gerichtsherrliche Frohnen**; im letztern **Landfrohnen**, welche in Kriegsfuhren, Schanzarbeiten, Straßenbau, u. s. w. bestehen. Die Frohnen werden mit oder ohne Zugvieh geleistet, und heißen hiernach Pferde- oder Handfrohnen. (Vergl. **Angarien**.) Nach sächsischem Rechte verjähren sie mit 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt. **Frohnfeste**, das öffentliche Gefängniß.

Frohnleichnam, von dem altdeutschen **Frohn** (d. i. Herr) und Leichnam (d. i. Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchensprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte **Hostie**, die nach dem Lehrbegriffe der catholischen Kirche durch die Consecration in den Leib Jesu verwandelt ist. Dieser schon im 12ten Jahrhundert herrschend gewordene Lehrbegriff hatte bald

Digitized by Google

die Anbetung der geweihten Hostie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jesu verehren zu müssen glaubte. Daher fällt das Volk in catholischen Kirchen auf die Knie, wenn der Priester das Hochwürdigste (so wird die geweihte Hostie genannt) emporhebt, und in durchaus catholischen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. s. w., wird das Viaticum (so heißt die Hostie, wenn sie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatcommunion ins Haus gebracht wird) von jedem, der einen Priester damit gehen sieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Straße, mit demselben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Fahrende steigen ab, um ihm diese Ehrfurcht zu beweisen; jedes Geschäft, jedes Gespräch, jedes Spiel und Vergnügen wird so lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen ist. Die catholische Kirche hat der geweihten Hostie ein eignes Fest gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfest allgemein bekannt und berühmt ist. Der Ursprung dieses Festes schreibt sich von den Visionen her, deren sich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Isabelle, im J. 1230 rühmten. Die erste wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung gesehen und durch besonders göttliche Belehrung erfahren haben, dieser Mond bedeute die christliche Kirche und die Lücke den Mangel eines einzigen Festes, nämlich der Anbetung des Leibes Christi in der Hostie, welches sie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen sollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Lüttich, der später unter dem Namen Urban IV. Papst wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfestes, und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch seine herrliche Messe von Bolsena (ein Frescogemählde im Vatican von unübertrefflichem Colorit) verewigt hat, bestärkte ihn darin. In seiner Gegenwart fielen einem Meßpriester zu Bolsena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Christi glaubte, während der Consecration Blutstropfen auf sein Chorhemde und bildeten, da er sie in den Falten desselben verbergen wollte, blutige Gestalten einer Hostie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demselben Jahre, da dies geschehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfest für die ganze Christenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingsten anordnete und den ihm beiwohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablaß versprach. Erklärlich ist nun der Eifer, mit dem dies Fest seitdem als eines der größten und wichtigsten in der catholischen Kirche gefeiert wird. Wesentlich gehören dazu glänzende Prozessionen, die jede Nation nach ihrem Charakter mit besonderm Gepränge schmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geistliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmsten Priester voran, der unter einem von vier weltlichen Standespersonen gestützten Baldachin in der kostbarsten Monstranz die Hostie trägt, und ein zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beschließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, seine Kinder als Engel gekleidet mitziehen zu lassen; die Brüderschaften tragen ihre aus Holz geschnitzten köstlich geputzten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigsten her, alles nimmt an dem festlichen Getümmel Theil, alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauschender Musik wie von der Andacht begeistert; es ist ein allgemeines Volksfest, wobei

es auch nicht an Stierhetzen, Spielen Tanzen und Lustbarkeiten jeder Art fehlen darf. In Sicilien erlaubt man sich dabei alle Maskenfreiheiten, Scenen aus der biblischen Geschichte werden im Zuge dargestellt. Menschen aus allen Ständen strömen ihm nach, alles überläßt sich der ausschweifendsten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfest von den deutschen Catholiken begangen, und in protestantischen Ländern begnügen sie sich in den Gängen ihrer Kirchen umherzuziehen und den Gottesdienst durch besondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. E.

Fronde nannte sich die Partei, die sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarin widersetzte, welchen nach Ludwig XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum ersten Minister erklärt hatte. Richelieu's Despotismus, der Menschen und Gesetze mit gleicher Willkühr unter seine Füße getreten, schien unter der Verwaltung dieses Ausländers unter andern Formen fortzudauern. Die Schatzungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da sich das Parlament weigerte, sie zu registriren, so wurden mehreremale einzelne Glieder desselben verhaftet, welches nicht nur das Volk, sondern auch die Prinzen vom Geblüte und viele Große wider Mazarin, der sich unmäßig bereicherte, empörte. An der Spitze der Fronde stand der Coadjutor von Retz (s. d. Art.). Die Leidenschaft und die Selbstsucht der übrigen Häuptlinge, welche sogar spanische Truppen in das Land zogen, verhinderten, daß die Fronde etwas zur Wohlfahrt des Ganzen ausrichtete. Vielmehr diente der Ausgang dieser Händel blos dazu, die königliche Macht noch mehr zu befestigen. Die Periode dieser Unruhen von 1648 bis 1654 wird die Zeit der Fronde genannt. Jene Partei selbst hieß Frondeurs (Schleuderer), und noch jetzt wird ein Tadler oder Krittler der Regierung Frondeur genannt. Vgl. den Art. Bachaumont.)

Frondsberg (Georg von, Frundsberg, Freundsberg, Fronsperg), Herr zu Mindelheim, kaiserlicher Feldhauptmann, geb. 1475, starb zu Mindelheim 1528. Ein wackerer deutscher Ritter und berühmter Feldherr. Man kann ihn dem Bayard der Franzosen entgegenstellen; beide waren Ritter ohne Furcht und Tadel. Er stammte aus einem tapfern Geschlechte. Sein Vater Ulrich war wo nicht Urheber, doch erster Hauptmann des schwäbischen Bundes; sein Bruder Kaspar zeichnete sich durch tapfere Thaten als Führer im Bundeskriege aus. Georg von Frondsberg nahm an dem Zuge des schwäbischen Bundes wider den Herzog Albert von Bayern Theil; bildete aber sein großes Talent für die Kriegskunst hauptsächlich in den Kriegen des Kaisers Maximilian I. gegen die Schweizer aus. Schon 1504 galt er für einen der tapfersten Ritter im kaiserlichen Heere. Seit 1512 stand er an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Italien. Er diente mit gleichem Ruhme als Feldherr Maximilian I. und Carl V.; für Letztern half er (1525) die Schlacht von Pavia gewinnen. Mehr als einmal führte er ihm Kriegsvölker aus Deutschland zu. So hatte er im J. 1526 12,000 Deutsche auf eigene Kosten mittelst Verpfändung seiner Güter angeworben, durch welche er Carls von Bourbon Heer so verstärkte, daß beide vor Rom ziehen und es mit Sturm nehmen konnten. In der Folge führte Frondsberg gegen Ulrich von Würtemberg das Fußvolk des schwäbischen Bundes an, und im Kriege wider Frankreich diente er in den Niederlanden unter Philibert von Oranien. Er hat das Kriegswesen verbessert. Eine Truppengattung

Digitized by Google

zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanskenets, Lanzknechte, genannt, und in Regimenter getheilt wurde gab den Schweizern an kriegerischer Haltung und Tapferkeit nichts nach. „Frondsberg war," wie eine alte Handschrift sagt, „ein großer schwerer Mann, und an Gliedern also stark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platz stoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kom, konnte er es beim Zaum ergreifen, und eilend stellen. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Rosse stieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen." Als er bei Ferrara die wegen rückständiger Löhnung tobenden Truppen nicht in Ruhe bringen konnte, ward er, wie er glaubte, vom Schlage gerührt, und von dort auf ein Schloß gebracht. „Da siehst du mich wie ich bin," sagte er zu seinem Freunde Schwalinger, „das sind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge sollten einen Jeden vom Kriege abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute; das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben." — Auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther vor Carl V. sich verantworten sollte, machte der ruhige Blick des angefeindeten Mannes einen solchen Eindruck auf den alten Frondsberg, daß er Luthern freundlich auf die Schultern klopfte: „Munchlein, Munchlein," sagte er zu ihm, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstlichsten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost: Gott wird dich nicht verlassen." Als Frondsberg starb, fand sich's, „daß er seine Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, und daß ihm nie eine Ergötzlichkeit in seinem Leben geschehen."

Frontalschlacht, eine Schlacht, die durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie des Feindes (Parallel-Angriffe) ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entschieden wird. In so fern dabei nicht das Centrum durchbrochen wird (wo dann ein Aufrollen von innen erfolgt), können sie nicht leicht für das Schicksal eines Feldzugs entscheidend werden; man findet daher in den Feldzügen der großen Feldherrn ihre Schlachten immer auf den Angriff eines Flügels oder Umgehung berechnet, den rechten strategischen Punkt hierzu — bisweilen mit Beseitigung tactischer Vortheile, da sich nicht immer alles vereinigen läßt — zu finden, ist dann Sache des Genius; Friedrich II. war, wie in allem, auch hierin groß; und wenn wir nicht unbillig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß auch Buonaparte oft glänzende Beispiele dafür aufgestellt hat.

Fronte, die Vorderseite oder Gesichtsseite, z. B. eines Gebäudes. In der Kriegssprache ist die Fronte die dem Feinde, oder der Stelle, wo man sich den Feind denkt, entgegengekehrte Seite der in Schlachtordnung gestellten Soldaten. Fronte auf etwas machen, heißt, gegen etwas gerichtet seyn. Frontispice, die Vorderseite eines Gebäudes; insbesondere der mittlere Vorsprung derselben oder die Giebelseite. Überhaupt dann die vordere in die Augen springende Seite eines Gegenstandes; desgleichen auch das Titelblatt oder Titelkupfer.

Digitized by Google

Frontignac, ein lieblicher süßer Muskateller-Wein, der bei Frontignan in Niederlanguedoc wächst, und insbesondere über Cette und Montpellier ausgeführt wird. Es giebt rothe und weiße Sorten, und wird derselbe von den Feinschmeckern insbesondere zu einigen Fischarten genossen, wie in Holland zu den sogenannten Wasserbarschen.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Herkunft, der sich aber durch seine Verdienste zu den höchsten Staatswürden emporschwang, unter Domitian Prätor und vier Jahre darauf Consul ward. Als solcher war er bis zum neunten Jahre des Vespasian Feldherr in Britannien, und führte mit vielem Ruhme die römischen Waffen. Von Nerva erhielt er die Aufsicht über die Wasserleitungen, über welche er auch schrieb (ed. Adler 1792. 8.) und starb unter Trajan im Jahre 106 nach Christus als Augur. Er war zugleich ein großer Rechtsgelehrter und stand bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehn. Von seinen zahlreichen Schriften im Fache der angewandten Mathematik sind die meisten verloren gegangen. Bekannt sind seine vier Bücher de strategematibus (Leyden 1731. 8. Leipzig 1772, und zuletzt von Wiedemann 1792. 8.), wovon das vierte Buch von der Kriegsdisciplin handelt; und sein Werk de aquaeductibus urbis Romae (Padua 1722. 8. und Altona 1792. 8.)

Fronto (Marcus Cornelius), ein berühmter Redner und Lehrer der Beredsamkeit zu Rom. Er war aus Cirta, einer römischen Colonie in Numidien, gebürtig, und lebte unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus, die er beide in der Redekunst, erstern auch in der philosophischen Moral unterrichtete. Aus Dankbarkeit ließ ihm Marc Aurel eine Ehrensäule errichten; auch rühmt dieser Kaiser in seinen Selbstbetrachtungen mit ehrenvoller Anerkennung den von Fronto empfangenen Unterricht. Von den Schriften dieses Redners, den man mit Cicero verglich und dessen Schüler und Nachahmer man mit dem Namen Frontonianer auszeichnete, besaßen wir bisher nur zwei kleine grammatische Schriften, de differentiis vocum, und exempla elocutionum, oder elegantiae latinae, die sich in Putsch Sammlung befinden. Alles übrige schien verloren, bis im J. 1815 Angelo Maio, Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, mehrere Werke von ihm auffand und zuerst bekannt machte, nämlich ein Buch lateinischer Briefe an den Kaiser Antonius Pius, zwei Bücher Briefe an den Kaiser L. Verus, Briefe an Freunde, zwei Bücher Anweisung zur Beredsamkeit, gerichtet an Marcus Antoninus, einige Fragmente von Reden, noch einige Briefe, Auszüge aus dem Sallust, ein langes Trostschreiben an Marc Aurel über die Niederlage im parthischen Kriege, Fragmente einer Geschichte desselben, ein paar scherzhafte Schriften, laudes fumi et pulveris und laudes negligentiae, endlich die Fabel vom Arion und ein Buch griechischer Briefe an Marc Aurel. Der ersten 1815 zu Mailand erschienenen Ausgabe dieser Schriften, die allerdings wenig befriedigt, ist außer einem correcten Abdruck, im J. 1816 eine kritische Ausgabe von Niebuhr mit Anmerkungen von Buttmann und Heindorf gefolgt, die aber auch noch viel zu thun übrig läßt. Wir lernen hier Fronto als Briefsteller, weniger als Redner kennen, aber den gehegten Erwartungen entspricht er nicht. Zwischen ihm und Cicero ist ein zu mächtiger Abstand, um ihn romanae eloquentiae non secundum,

Digitized by Google

sed alterum decus zu nennen, wie Maio thut. Eben so wenig aber dürfte er die Herabsetzung verdienen, welche ihm Niebuhr wiederfahren läßt. Die richtigste Ansicht ist wohl, daß Fronto und Symmachus so gut als Cicero und Plinius die größten Redner ihrer Zeit waren; natürlich aber steht jeder Spätere dem Frühern so weit nach, als der Geschmack und die Bildung des Zeitalters, in welchem er lebt.

Fronton, s. Giebel.

Froschmäusler, s. Rollenhagen.

Frost nennen wir den Zustand unserer Atmosphäre, in welchem das Wasser in Eis verwandelt wird. Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geschieht, ist überall einerlei und also ein fester Punkt, der den Namen Eis-, Frost- oder Gefrierpunkt hat. (S. Eispunkt.) Die erkältete Luft entzieht dabei dem Wasser denjenigen Antheil Wärmestoff, von welchem sein flüssiger Zustand abhängig ist. Die Gewalt des Frostes ist unermeßlich; eine gefrierende Flüssigkeit zersprengt die festesten Gefäße, in welchen sie eingeschlossen ist. Die organischen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maaße, und viele sind so organisirt, daß sie auch die stärksten bekannten Grade desselben aushalten können. Den Gewächsen sind heftige Fröste bei gehöriger Trockenheit nicht so nachtheilig, als wenn sie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Ursache davon ist wahrscheinlich, daß bei nasser Witterung selbst im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Gewächse mit Feuchtigkeiten angefüllt und dann bei heftigem Froste durch die Ausdehnung des Eises gesprengt werden. Dadurch leidet denn der ganze innere Bau derselben eine völlige Zerrüttung. Das Krachen selbst der festesten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch den Menschen und Thieren sind starke Fröste gefährlich und tödtlich. Sie scheinen alle Reizbarkeit des thierischen Körpers zu zerstören, und rauben demselben alle innere Wärme. Der Mensch fühlt sich von einer so unwiderstehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er einschläft und in diesem Schlafe ohne alle Empfindung erstarrt. Bringt man einen auf diese Art entschlafenen Menschen in ein warmes Zimmer, so erwacht er nie wieder; der plötzliche Übergang aus der Kälte in die Wärme tödtet ihn vielmehr gänzlich; scharrt man ihn hingegen in Schnee ein, so erholt er sich oft wieder. Gleiche Bewandtniß hat es mit erfrornen Gliedmaßen der Menschen und Thiere, welche nur durch ein langsames Aufthauen, besonders im Schnee, gerettet werden können. Der Frost wirkt auf gewisse Nahrungsmittel der Menschen und Thiere sehr nachtheilig. Alle wässerigen Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geschmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbst Fleisch, welches durch den Frost vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löst sich nach dem Aufthauen bald auf. Flüssige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Frost den Wohlgeschmack. Starke Winde vermindern allezeit die Kälte der Luft einigermaßen; übrigens sind nicht die Nord-, sondern die Ostwinde gemeiniglich die kältesten.

Frostableiter sind Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befestigt, und mit dem andern Ende in ein Gefäß mit Wasser geleitet werden, um hierdurch den Frost von den Pflanzen und Bäumen abzuleiten und dadurch selbige vor

dem Erfrieren zu schützen. Es ist indeß ausgemacht, das diese Vorkehrung unnütz ist, da sich der Frost dadurch nicht leiten läßt.

Frostig nennt man in Darstellungen der Poesie und Beredsamkeit alle jene Stellen, wo beim Ausdruck des Gefühls Mangel des Gefühs im Darstellenden sich äußert. Das Gemüth wird dadurch nicht bewegt, weil nichts zum Herzen geht, als was vom Herzen kommt. Horaz sagt deshalb sehr richtig: Willst du, daß ich weinen soll, so zeige mir deinen eigenen Schmerz. Wenn Telephus und Peleus, die Helden zweier Trauerspiele (so führt er z. B. an), im tiefsten Elend, dürftig und verbannt aus ihrem Vaterland, des Hörers Herz mit ihren Klagen rühren wollen, da werfen sie die hohen Stelzen und die ellenlangen Wörter weg. Horaz hätte auch noch hinzufügen können: sie mahlen keine langen Gleichnisse aus, haschen nicht nach Witz, kurz sie thun nichts, wozu eine ruhige Stimmung und längere Überlegung erfodert wird. Nicht aber blos Stellen werden durch mangelnden Gefühlsausdruck frostig, sondern ganze Darstellungen können es werden, wenn der Dichter oder Redner (denn den Philosophen und Andere geht dies nichts an) statt sich an die Einbildungekraft, und durch sie an das Gefühl zu wenden, nur zu dem kalt prüfenden Verstande spricht, wodurch besonders mehrere didaktische Gedichte so starr geworden sind, daß den Leser, aus Mangel belebender Kraft, wohl bei ihnen frieren könnte. dd.

Frucht heißt in der Botanik der Theil eines Gewächses, welcher sich aus dem schon in der Blüthe sichtbaren Fruchtkeim bildet, oder der vergrößerte und ausgewachsene Fruchtkeim. Den wesentlichen Theil jeder Frucht macht der Saame aus, wodurch das Gewächs sich fortpflanzt. Dieser liegt entweder blos, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den mehrsten Gewächsen der Fall ist, er ist in einem Behältniß befindlich, welches das Saamenbehältniß heißt. Die vorzüglichsten Arten dieser Saamenbehältnisse sind die Kapsel, die Schote, die Hülse, der Fruchtbalg, die Steinfrucht, die Kernfrucht, die Beere und der Fruchtzapfen. Zum Theil liefern sie dem Menschen eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung.

Fruchtbringende Gesellschaft oder Palmenorden, ward 1617 zu Weimar von Caspar von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst des jüngern, zur Erhaltung und Wiederherstellung der Reinheit unserer Muttersprache gestiftet, welche damals noch sehr rauh war, und durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten überdies alle Originalität zu verlieren schien. Die Gesellschaft stieg zu einem außerordentlichen Flor, und bekam selbst Reichsfürsten und sogar Carl Gustav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derselben war größtentheils nach den italienischen Akademien geformt; man hatte z. B., um allen Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, dessen er sich in der Gesellschaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in Lächerlichkeiten; und noch sonderbarer sind die Gemählde, Wahlsprüche und Namen von Gewächsen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterscheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog zu Weimar, der Schmackhafte; sein Sinnbild war eine Birne mit einem Wespenstich, und der sogenannte Wahlspruch: erkannte Güte. Andere hießen: der Saftige, der Nährende, der Bittersüße, der Steife u. s. w. Bei

Verbesserung der deutschen Sprache verbannte sie die ausländischen Wörter zu sehr, und erfand statt derselben seltsame deutsche; auch nahm sie in der Orthographie auffallende Änderungen vor. Überhaupt ist zu bedauern, daß sich nicht die ganze Gesellschaft zur Herausgabe einiger Werke über die deutsche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher seyn können, als er war. Sie dauerte 63 Jahre, bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupte.

Fruchtstück, ein Gemählde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargestellt sind. Sie erhalten durch Anordnung, Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichsten Reiz, und sind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtigkeit ihrer Farben weniger schwierig als die Blumenstücke. Die vorzüglichsten Fruchtmahler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, v. Royen, v. Huysum, Rachel Ruysch.

Fruchtwein, s. Cider.

Frugoni (Carlo Innocenzo), einer der berühmtesten und fruchtbarsten italienischen Dichter des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Genua den 21. Nov. 1692. Nach dem Willen des Vaters mußte er zu Gunsten seiner beiden ältern Brüder der väterlichen Erbschaft entsagen und den geistlichen Stand ergreifen. Im funfzehnten Jahre trat er daher in die Congregation der somoskischen Brüder, und begann zu Genua sein Noviciat. Im folgenden Jahre (1708) legte er sein Gelübde zu Novi ab. Er zeigte von Kindheit an eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes und der Einbildungskraft. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, besonders den schönen, waren reißend. Als er 1716 nach Brescia gesandt wurde, um daselbst die Rhetorik zu lehren, hatte er sich schon den Ruhm eines eleganten Schriftstellers in Prosa und Versen, in lateinischer sowohl als italienischer Sprache erworben. Er stiftete daselbst eine arcadische Colonie, in der er den Namen Comante Eginetico erhielt; allein erst im folgenden Jahre, wo er nach Rom kam, erreichte sein poetischer Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenstände und durch das Beispiel guter Dichter, die er hier versammelt fand, seine volle Entwickelung. Er schloß sich besonders an Rolli und Metastasio an. Im Jahr 1719 kehrte er von Rom nach Genua zurück, um die jungen Geistlichen seines Ordens zu unterrichten; ein Geschäft, das er auch in den folgenden beiden Jahren zu Bologna versah. Allein seiner damals sehr schwachen Gesundheit wegen mußte er zu Piacenza und dann zu Parma sich erholen. In Modena, wo er seine Arbeiten wieder begonnen hatte, bekam er die Blattern, und beendigte während seiner Genesung die italienische Übersetzung des Rhadamist von Crebillon. In allen diesen Städten schloß er mit den ausgezeichnetsten Männern, die hier lebten, genaue Verbindungen. An dem Hofe zu Parma fand Frugoni durch des Cardinals Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht, allein seine Muse mußte sich hier größtentheils zu Gelegenheitsgedichten für Feste und dergl. Vorfälle bequemen. In Parma herrschte damals der Herzog Francesco Farnese, dem zwei Jahre darauf sein Bruder Antonio in der Regierung folgte Zu dessen Vermählungsfeier mußte Frugoni eine ganze Sammlung von Gedichten verfertigen, und fast zu gleicher Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauses Farnese historisch beschreiben. Sie erschienen 1729. Der Titel

eines königlichen Geschichtschreibers war seine Belohnung. Der Herzog Antonio starb. Man hielt seine Gemahlin 8 Monate lang für schwanger. Frugoni feierte schon die Erfüllung aller Wünsche durch eine Kette von 25 sehr schönen Sonetten. Allein seine Vorhersagung traf nicht ein. Am neuen Hofe konnte er keine Gunst gewinnen, daher kehrte er nach Genua zurück, und ließ dort seine Freunde für den Abwesenden wirken. Jetzt fing sein Klostergelübde an, ihm unerträglich zu werden. Nach vielen Bemühungen wurde er endlich desselben durch den Papst Benedict XIV. entbunden. Eine glänzende Gelegenheit zeigte sich dem Dichter jetzt, die Kraft seines Genies zu entfalten. Dies war die Eroberung von Oran durch die spanischen Truppen, unter dem Befehle des Grafen Montemar, nach einem blutigen Siege. Er feierte sie durch eine große Canzone, welche sehr günstig aufgenommen ward. Andere Gedichte, welche er zu derselben Zeit dem König Philipp V. und der Königin von Spanien überreichen ließ, machten ein ähnliches Glück. Endlich wurde er mit einer ehrenvollen Besoldung wieder an den Hof gezogen. Der Krieg, welcher in Italien zwischen Spanien und Österreich ausbrach, begeisterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, versetzte ihn aber auch oft in sehr drückende äußere Verhältnisse. Er nahm nun zu dem Talente seine Zuflucht, das er für die burleske und satirische Poesie besaß. Er verfertigte eine Menge Gedichte dieser Art, unter andern auch den originellen Gesang des zehnten Gedichts Bertoldo Bertoldino e la casenno, woran 20 Dichter arbeiteten. Nach dem Aachner Frieden kam Frugoni von neuem an den Hof zu Parma, und nun überließ er sich freier seiner Neigung zur Dichtkunst; er bereicherte das italienische Theater mit Übersetzungen mehrerer französischen Opern, hatte aber auch mit herben Ausfällen der Kritik zu kämpfen. So lebte er unter mancherlei Glückswechsel bis zum Jahre 1768, wo er im 76sten Jahre seines Alters starb. Wenig italienische Dichter haben während ihres Lebens so viel Aufsehen gemacht, und sind nach ihrem Tode so gefeiert worden, als Frugoni. Seine Werke sind 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bänden erschienen. Letztere Ausgabe ist die vollständigste. Eine Auswahl aus diesen Werken ist in 4 Bänden zu Brescia 1782 aus Licht getreten. Findet man auch in Frugoni's Gedichten allerdings zuweilen Schwulst und Bombast, so sind doch die meisten reich an trefflichen Gedanken und wahrhaft schönen Bildern. Er wird immer für einen von der Natur reich ausgestatteten Dichter gelten.

Frühling, bekanntlich die anmuthige Jahrszeit, welche den Übergang aus dem Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufsteigen in den Äquator tritt, und endigt mit dem Tage, an welchem sie zu Mittag ihren höchsten Stand im Jahre erlangt. Bei uns bestimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang, und ihr Eintritt in den Krebs das Ende des astronomischen Frühlings. Jener geschieht um den 22. März, dieser um den 21. Juni. Auf der südlichen Halbkugel fängt der astronomische Frühling um den 23. Sept. an, und endet um den 21. Decbr., fällt also in die Zeit, wo wir Herbst haben. Unter dem Äquator und überhaupt in der heißen Zone lassen sich die Jahrszeiten nicht so abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterscheidet daselbst die trockene und nasse Zeit. Auch bei uns bezieht sich im gemeinen Leben die Benennung der vier Jahrszeiten mehr auf Temperatur und Witterung, als auf den Stand der Sonne, und wir ha-

Digitized by Google

den fast allemal Ursache, den Anfang des astronomischen Frühlings von dem Anfange des Frühlings, d. i. der angenehmen und milden Witterung, zu unterscheiden, da letztere in der Regel später einttritt.

Frühlingsnachtgleiche (Aequinoctium vernale) heißt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufsteigen den Äquator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des astronomischen Frühlings bestimmt. Die Sonne steht um diese Zeit in einem Punkte des Äquators selbst, beschreibt ihn als ihren Tagkreis, und ist daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen schneidet, überall auf der Erde 12 Stunden sichtbar und 12 Stunden unsichtbar. Der Punkt, in welchem sich Äquator und Ekliptik schneiden, und in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf um den 21. März oder beim Anfange des Frühlings tritt, indem sie aus der südlichen Halbkugel in die nördliche aufsteigt, heißt der Frühlingspunkt. Ehemals stand an dieser Stelle das Sternbild des Widders; daher man den nächsten 30 Graden der Ekliptik von diesem Punkte an, gegen Morgen hin, den Namen des Widders beilegte. Hieraus erklärt sich die Benennung Widderpunkt, erster Punkt des Widders, für den Frühlingspunkt, welcher beibehalten worden, obgleich der Punkt selbst schon längst die Sterne des Widders verlassen hat, und jetzt unter den Sternen der Fische steht.

Fuder, hat mehrere Bedeutungen, die im Adelung und Campe zu vergleichen sind. Wir nehmen hier nur die als Maaß zu flüssigen Dingen auf, wo es sechs Ohm bezeichnet.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von), ein großer spanischer General und Staatsmann, geb. zu Valladolid 1560. Seinen ersten Feldzug machte er 1580 in Portugal, als der Herzog von Alba dieses Reich für Philipp II. eroberte. Der Muth und die Klugheit, welche Fuentes bewies, erwarben ihm die Gunst des Feldherrn, der ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. Eben so zeichnete er sich in der Folge in den Feldzügen in den Niederlanden unter dem großen Alexander Farnese, und später unter dem Marchese Spinola, besonders bei der Eroberung von Ostende (1604) aus. Er wurde nachher zu wichtigen Sendungen an verschiedene Höfe gebraucht. Als ein unversöhnlicher Feind der Franzosen, gegen die er im Kriege (1598) mit Glück commandirte, suchte er ihnen auf jede Art Abbruch zu thun, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er an der Verschwörung des Marschalls Biron gegen Heinrich IV. Antheil genommen. Unter Philipp III. war er Gouverneur von Mailand, und machte sich den italienischen Fürsten und Republiken, die er die spanische Übermacht fühlen ließ, furchtbar. Er legte (1603) auf einem Felsen beim Einflusse der Adda in den Comer-See, an den Gränzen des Veltlins, eine Festung an, die nach seinem Namen Fort de Fuentes genannt, und von den Graubündnern sehr ungern gesehen wurde. In dem für Spanien unglücklichen Kriege, der 1635 mit Frankreich ausbrach, trat auch Fuentes wieder auf den Schauplatz. Spanien wollte den Tod Ludwigs XIII. von Frankreich und die Minderjährigkeit seines Nachfolgers benutzen, und schickte (1643) eine Armee in die Champagne, welche Rocroy belagern sollte. Der 82jährige Fuentes war ihr Anführer. Aber der junge muthige Herzog von Enghien — nachmals unter dem Namen des großen Condé bekannt — griff (den 19. Mai 1643) mit einem weit schwächern Heere die Belagerer an, drang mit seiner Reiterei in die seit Carls V.

Digitized by Google

Zeiten so berühmte und bis dahin für unüberwindlich gehaltene spanische Infanterie ein, und richtete sie fast gänzlich zu Grunde. Fuentes, von Gichtschmerzen geplagt, hatte sich in einem Sessel in das Schlachtgetümmel tragen lassen, und fand hier einen rühmlichen Tod durch die feindlichen Schwerter.

Fuge, ein mehrstimmiges Tonstück, in welchem ein melodischer Satz herrschend ist, welcher abwechselnd von einer Stimme nach der andern auf mancherlei Art (z. B. durch Umkehrung) und in verschiedenen Intervallen wiederholt wird. Die Anzahl der Stimmen (die aber nicht nach verdoppelter Besetzung oder nach den begleitenden Instrumenten beurtheilt werden darf) ist willkührlich, und hiernach heißt eine Fuge zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmig. Bei der Fuge kommen hauptsächlich in Betracht 1. der Hauptsatz oder das Thema, Subject, auch der Führer, dux genannt; 2. der Gefährte, comes, die Antwort, d. h. die ähnliche Wiederholung des Themas in einer andern Stimme, und auf Stufen der Tonleiter; 3. die Gegenharmonie, das Contrasubject, eine Melodie, die sich jederzeit, wenn diese oder jene Stimme den Hauptsatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt; 4. der Wiederschlag, repercussio, die Ordnung, in welcher Führer und Gefährte sich in den verschiedenen Stimmen hören lassen; 5. die Zwischenharmonie, kurze Sätze, während der Hauptsatz schweigt. Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptsatz vor, so heißt sie einfache Fuge; giebt es aber in ihr mehrere, so heißt sie Doppelfuge, drei-, vierfache Fuge. Streng ist die Fuge, oder obligat (fuga ricercata), in welcher nur ein Hauptsatz in allen möglichen Gestalten nebst seinem Contrasubject vorkommt. Eine Fuge aber, in welche Zwischensätze verwebt sind, deren Notenfolge nicht aus dem Thema entlehnt ist, heißt eine freie Fuge (fuga libera), z. B. die Ouverture von Mozarts Zauberflöte. Der Fuge liegen die Regeln des Canons und doppelten Contrapunkts zum Grunde. Eine anziehende Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demselben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, Veränderungen Umkehrungen und canonischen Behandlungen immer sangbar bleibe, Wahl der Gegensatzes, so daß dieser auf der einen Seite nicht ganz trockene Behandlung sey, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, gehöriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhältniß derselben bei ihren Verwechselungen gegen das Thema, eine Begleitung, bei der immer die Hauptstimme gehörig hervorsteche, diese und andere nur durch Geschmack und Übung zu erlangenden Eigenschaften müssen außer den allgemeinen Erfodernissen der Harmonie, eine Fuge beleben, wenn sie nicht ein künstliches musikalisches Rechenexempel, sondern ein ästhetisches Product seyn soll. Rousseau's Ausspruch: „Eine schöne Fuge ist das undankbare Meisterstück eines guten Harmonisten," gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunstdilettanten, nicht dem geist- und gemüthvollen Kenner. Über das Technische der Fuge belehrt Marpurgs Werk (über die Fuge).

Füger (Friedrich Heinrich), Director der k. k. Gemähldegallerie in Belvedere bei Wien, Hofmahler und Prof. der schönen Künste, geb. zu Heilbron 1751, eines Predigers Sohn. Bereits in der Schule trieb ihn seine Neigung an, Alles nachzuzeichnen, und schon in seinem elften Jahre mahlte er, ohne Anleitung gehabt zu haben, kleine Bildnisse in Miniatur. Allein der Anblick von Audrans Schlachten Alexanders nach le Brun, das Leben großer Künstler und sein Hang zur historischen Lectüre bestimm-

ten ihn zur Geschichtsmahlerei. Ein angesehener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung seines vortrefflichen Meisters ungeachtet, bald allen Muth verloren hätte, in der Kunst etwas Großes zu leisten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu studiren, wo Klotz ihn aufs neue anfeuerte, seinem ersten Lebensplane nicht ungetreu zu werden. Hernach setzte er seine Zeichenstunden ein Paar Jahre zu Dresden fort, und begab sich alsdann 1774 nach Wien, wo die Bekanntschaft mit dem würdigen Hofrath von Birkenstock ihm den Vortheil verschaffte, daß er von der Kaiserin Maria Theresia als Pensionär nach Rom geschickt wurde. Nach einem siebenjährigen unablässigen Studium daselbst (1775 — 1781) ging er 1782 nach Neapel, wo der dortige kaiserliche Gesandte, Graf von Lamberg, ihn zwei Jahre lang in sein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, durch drei große Frescogemählde in dem deutschen Bibliothekssaale der Königin zu Caserta (ohne vorher in diesem Kunstzweige einige Übung erlangt zu haben) und durch ein sehr gelungenes Bildniß dieser Monarchin seine vorzüglichen Talente zuerst öffentlich an den Tag zu legen. Im J. 1783 erhielt er eine Einladung, in russisch kaiserliche Dienste zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere fast gleichzeitige des Wiener Hofes vor, wohin er als Vicedirector der dortigen Mahler- und Bildhauerschule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er sich daselbst, vielleicht wider seinen Willen, fast einzig mit Miniaturbildnissen beschäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Historienmahlers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwischenzeit bildete er sich nicht minder in der Ölmahlerei mit dem besten Erfolge aus, wovon z. B. sein vortreffliches Bildniß Josephs II. und sein Tod des Germanicus in dem Versammlungssaale der Wiener Akademie zeugen. Unter den vielen Kunstwerken, die er geliefert hat, zeichnen sich besonders aus: die Porträts Josephs II., der Erzherzogin Elisabeth, Laudons und der Frau de Witt, unter den historischen Gemählden: Prometheus, der das himmlische Feuer entwendet, für den Grafen von Zinzendorf im Schloss zu Ernstbrunn; Philipp und Erasistratus in der Gallerie des Grafen von Fugger; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Euridice erbittet; Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürstlich Kaunitzische Cabinet; die ersten Ältern bei Abels Leiche, für seinen Freund, den Herrn v. Raith; das Urtheil des Junius Brutus über seine Söhne, und als Seitenstück den Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunstsammlung des Grafen von Fries; Semiramis, welche an ihrem Putztische die Empörung der Babylonier wider sie erfährt; und endlich Sokrates vor seinen Richtern. Von seinen Miniaturbildnissen welche sich durch ihre charakteristische Ähnlichkeit, durch das Graziöse ihrer Wendungen und durch wahre und kräftige Färbung vor allen andern Arbeiten dieses Kunstzweigs auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom Kaiser Joseph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieses Monarchen, von John gestochen) und ein anderes der Gräfin Rzewuska, in ihrem Cabinet von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig sind 20 Handzeichnungen, welche dieser Künstler während einer lang angehaltenen Unpäßlichkeit, nach Klopstocks Messias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tusch, weiß aufgehöht, verfertigt hat. Einige derselben sind zu der neuen Leipziger Prachtausgabe dieses Gedichts, ebenfalls von John, in punktirter Manier (so gut es dieselbe und das kleine For-

mat zulassen) gestochen worden. Neben diesem haben vorzüglich folgende Wiener Künstler nach ihm gearbeitet: Bartsch, Beckenkam, Striger, Jakobe, Kininger, Pfeiffer, Rhein und Wrenk. Von Füger selbst geätzt sind seine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine Allegorie auf die Mahlerei. Eine seiner neuesten und schönsten Arbeiten ist der im J. 1804 für die kaiserliche Hofcapelle gemahlte Johannes in der Wüste, welches Stück mit 1000 Ducaten bezahlt wurde. Füger starb zu Wien 1818.

Fugger (das Geschecht der), ein edles deutsches Geschlecht in Schwaben, das zwar viel von seinem ehemaligen Glanze verloren hat, aber noch immer mit Achtung und Dankbarkeit genannt zu werden verdient. — Der erste bekannte Ahnherr dieser Familie war Johannes Fugger, Webermeister im Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg, im ehemaligen bischöflichen Gebiete. Sein ältester Sohn Johannes, ebenfalls Webermeister, erheirathete (1370) mit Klare Widolph das Bürgerrecht zu Augsburg, und trieb neben der Weberei einen Leinwandhandel in dieser damals so berühmten Handelsstadt. Nach seiner ersten Gattin Tode ehelichte er Elisabeth Gfattermann, eines Rathsherrn Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entsprossen dieser Ehe. Johannes Fugger ward in der Weberzunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe saßen, und Freischöffe der westphälischen Vehme. Dreitausend Gulden, ein großes Kapital für jene Zeit, hatte er sich erworben, als er 1409 starb. Sein ältester Sohn, Andreas, wucherte mit seinem Antheile so, daß er bald vorzugsweise der reiche Fugger hieß. Barbara, aus dem alten Geschlechte der Stammler vom Aste, ward sein Gemahl, und mit ihr stiftete er die adeliche Linie der Fugger vom Reh, so genannt von dem Wappen, das Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausstarb. Glücklicher war in seiner Nachkommenschaft Johannes zweiter Sohn, Jacob, der zuerst unter den Fuggern in Augsburg ein Haus besaß, zwar ebenfalls noch Weber war, aber schon eine ausgebreitete Handlung trieb. Drei Söhne Jacobs unter elf Kindern, Ulrich, Georg und Jacob, erweiterten durch seltenen Fleiß, Geschicklichkeit und Redlichkeit ihre Handelsgeschäfte außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor der Familie; sie verheiratheten sich mit Frauen aus den edelsten Geschlechtern, und wurden vom Kaiser Maximilian in den Adelstand erhoben. Die Fugger dienten mit Rath und That, durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hause Österreich mehr wie ein anderes Geschlecht, und Maximilian, der oft Geld bedurfte, fand immer Hülfe bei den Fuggern. Für 70,000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafschaft Kirchberg und Herrschaft Weißenhorn auf zehn Jahre, und nur acht Wochen waren den Fuggern nöthig, um die 170,000 Ducaten Subsidien zu zahlen, womit Papst Julius II., im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich (Ferdinand und Ludwig), den Kaiser Max zum Kriege mit Venedig (1509) unterstützte. Um die Absicht, Papst zu werden, welche man Maximilian beimißt, zu erreichen, negocirte er bei den Fuggern 300,000 Ducaten, und wollte ihnen dafür seine besten vier Truhen sammt Kleinodien und das erzherzogliche Lehnsgewand verpfänden. Jacobs Söhne begründeten des Geschlechtes Ruhm, jeder nach seiner Weise; doch handelten sie gemeinsam in Fällen, wie wir ben gedachten. Ulrich allein widmete sich dem Handel, den er mit Österreich eröffnete. Bei der Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III.

Digitized by Google

mit Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473) übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiserlichen Hof; seine Schreibstube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Es gab keinen Handelsgegenstand, den Ulrich nicht berücksichtigt hätte; selbst Albrecht Dürers Kunstwerke gingen durch seine Hand nach Italien. Jacob hatte sich dem Bergwesen gewidmet; er pachtete die Bergwerke zu Schwaz in Tyrol, und gewann dadurch außerordentlichen Reichthum, von dem die Erzherzoge von Österreich 150,000 Gulden als Darlehn erhielten, und das prächtige Schloß Fuggerau in Tyrol entstand. Jacob starb zu Hall in Tyrol (1503); Kaiser Max begleitete in Person seine Leiche; unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieses sonst in einer Grabschrift zu lesen; doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verwüstete, hat auch dies Monument zerstört. Die Fugger setzten diesen Bergbau und die Gruben in Ungarn, Krain und Kärnthen fort, und gewannen dadurch immer größern Reichthum. Auch ihr Handel breitete sich immer mehr aus; nach allen Gegenden und Landen gingen ihre Waaren, und fast jede Straße, jedes beschiffte Meer trug Fuggersche Lastwagen und Schiffe. Den höchsten Glanz errang das Geschlecht unter dem Kaiser Carl V. Ulrich Fuggers Söhne waren ohne Erben gestorben. Jacob hatte gar keine Kinder hinterlassen, und so beruhete der Stamm und Glanz des Geschlechts auf Georg, der mit der edeln Regina Imhof zwei Söhne, Raimund und Anton, zeugte. Als Kaiser Carl (1530) den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fuggers prächtigem Hause am Weinmarkte. Anton hatte freien Zutritt zu dem stolzen Spanier, denn die Fugger kamen dem kaiserlichen Seckel oft zu Hülfe, und auf ihre Unterstützung rechnete der Kaiser wohl noch viel, wie ihm denn auch in der Folge zu seinem Seezuge nach Tunis (1573) noch geschah. Da erhob der Kaiser seinen Hauswirth und Raimund, dessen Bruder, in den Grafen- und Pannerstand (am 14. Nov. 1530), gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm sie auf der schwäbischen Grafenbank unter die Reichsstände auf, und begabte sie mit einem Siegelbriefe, der ihnen wirklich fürstliche Gerechtsame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht gesonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun!" sprach Carl — aber noch waren seit jenen Worten nicht fünf Jahre verflossen, als er ihnen das Vorrecht gab, goldene und silberne Münzen zu schlagen, das von ihnen fünfmal ausgeübt worden (in den Jahren 1621, 22, 23, 24 und 1694). Auch saßen Anton und 12 seiner Nachkommen in dem geheimen Rathe, der an die Stelle des zünftischen Regiments der Reichsstadt trat. Dieser Anton hinterließ 6 Millionen Goldkronen baar, Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm soll Kaiser Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris besehen, gesagt haben: „zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das alles mit eigenem Golde bezahlen." Kaiser Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Bestätigung des von Carl ertheilten Gnadenbriefes den Grafen Hanns und Hieronymus Fugger die sogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Ältesten der Familie ertheilte, wodurch sie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrschaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn und Afterlehn zu reichen. Unterthanen zu beerben, oder deren eingezogene Güter zu

Digitized by Google

nehmen, zu jagen, zu fischen, Mühlen und Schenkstätte anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. So nahmen die Fugger zu an Geld und Ehre, doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen sichtbarlich in ihrer Nachkommenschaft. „In fünf Hauptästen (sagt der Spiegel der Ehren) zweigte der edle Stamm so um sich, daß er im Jahre 1619 bei 47 Grafen und Gräfinnen, und an jungen und alten Nachkommen beiderlei Geschlechts, so viel, als das Jahr Tage zählte.“ Auch als Grafen setzten sie die Handlung fort, und erwarben so viel, daß sie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern für 941,000 Fl. zusammengekauft, und im J. 1762 noch zwei ganze Grafschaften, sechs Herrschaften und 57 andere Ortschaften besaßen, ohne die Häuser und Grundstücke in und um Augsburg. Die ersten und vornehmsten Stellen im Reiche waren mit Fuggers besetzt, und mehrere reichsfürstliche Häuser rühmten sich der Verwandtschaft mit dem Fuggerschen Geschlechte. Bei ihnen fanden sich Sammlungen aller damaligen Kunstschätze und seltener Schriften; Mahler und Musiker wurden von ihnen besonders unterhalten, Künste und Wissenschaften mit Freigebigkeit von ihnen unterstützt. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meisterstücke der Architektur und des damaligen Geschmacks, und so konnten sie wohl mit Anstand des Kaisers Majestät bei sich beherbergen; auch verliert, unter diesen Umständen, die Erzählung das Unglaubliche, daß, als Carl V. nach seinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, dieser im Kamine ein Feuer von Zimmtholz angezündet und zu Ehren des Besuchs die große Schuldverschreibung des Kaisers in das Feuer geworfen habe. — Jetzt kann und mag es keiner dem Anton gleich thun! — Doch wenn wir der Fugger Industrie, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, so dürfen wir nicht der Milde vergessen, der Fürsorge für Bedürftige, des Eifers, der sie beseelte, mit Worten und Thaten Gutes zu stiften, und jeglichem beizuspringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. An den edeln Fuggern,“ sagt der Spiegel der Ehren, „ward erfüllt des Heilands Zusage: „„gebet, so wird euch gegeben.““ Ulrich, Georg und Jacob, des wohlthätigen Jacobs Söhne, kauften in der Jacober Vorstadt zu Augsburg Häuser, ließen sie niederreißen, und bauten 106 kleinere, die sie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; so entstand die Fuggerei, die unter diesem Namen, mit eigenen Mauern und Thoren versehen, jetzt noch besteht. Jacob stiftete auch noch besonders das sogenannte Holzhaus für 32 an den damals sehr wüthenden Blattern leidende Fremde; Hieronymus Fugger vermachte den Armen 2000 Fl. und ein Legat zu einem Hospital für 500 Fuggersche Unterthanen zu Waltenhausen; Anton stiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährlichen Aussteuer drei junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; seine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänsebühel für venerische Kranke. Als treue Söhne der sogenannten allein seligmachenden Kirche waren sie besonders beflissen, auf dem Altar des Herrn große Opfer niederzulegen, und als die Reformation die Grundfesten ihrer Kirche erschütterte, da wirkten die Fugger mit allen ihren Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie waren es, die zuerst die Jesuiten nach Augsburg riefen, und mit Gebäuden für Collegium, Kirche und Schule, und mit reichlichem Golde beschenkten, wie denn auch viele andere geistliche Orden und Brüderschaften von ihnen mit Gut und Geld unterstützt wurden. Und ein frommer Glaube, ein heiliges Vertrauen sah in dem Reichthum und der Macht des

Digitized by Google

Geschlechts nur des Himmels sichtbaren irdischen Segen für so viel Milde, Biederkeit und Güte. Nach den vorerwähnten Brüdern, Raimund und Anton, hat sich das Geschlecht in zwei Stämme getheilt, in die Raimundische und Antonius-Linie. Jede hat nachmals sich wieder in mehrere Äste getheilt, aber alle schreiben sich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die Raimundische Hauptlinie hat sich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Äste verbreitet: Johann Jacob der Ältere stiftete die pfirtische, und Georg die kirchberg-weißenhornische Linie. Von der erstern (pfirtischen) ist nur noch der Franz-Bonnoische Ast zu Göttersdorf vorhanden; zwei andere sind erloschen. Die kirchberg-weißenhornische Linie blüht ebenfalls noch; ihr gehören die Grafschaft Kirchberg und noch vier Herrschaften mit überhaupt 14,000 Seelen und 80,000 Fl. Einkünften. Die Antonius-Linie hatte drei Nebenlinien, die Marx-, Hanns- und Jacobsche. Die erstere ist seit 1676 im Mannsstamme erloschen: von der Hanns-Fuggerschen Linie giebt es noch vier Äste, nämlich Fugger Glött, Fugger Dietenheim-Brandenburg, Fugger Kirchheim und Fugger Nordendorf. Die letzte jener drei Linien, die Jacob Fuggersche, blüht jetzt nur noch in der babenhausischen Branche, nachdem die wöllenburgische erloschen ist, und nach dem Absterben der boosischen Nebenlinie sämmtliche Besitzungen an jene Branche gekommen sind. Graf Anselm Maria Fugger von Babenhausen wurde vom römisch-deutschen Kaiser Franz II. am 1. Aug. 1803, nebst seiner männlichen Descendenz, nach dem Recht der Erstgeburt, in den Reichsfürstenstand erhoben, und die Reichsherrschaften Babenhausen, Boos und Rettershausen, unter der Hauptbenennung Babenhausen, zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Das Fürstenthum Babenhausen, dessen Hauptort der Marktflecken Babenhausen an der Günz ist, enthält 5 Quadratmeilen, 11,000 Einwohner, und trägt 80,000 Fl Einkünfte. Durch die Errichtung der Rheinbundsacte (1806) kam sowohl dieses Fürstenthum, als die andern Fuggerschen Besitzungen unter die Souverainetät des Königs von Baiern; doch sind ihren Besitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone Baierns, durch besondere Verhandlungen, zugestanden worden. Den Flächeninhalt der gesammten fürstlich- und gräflich-Fuggerschen Besitzungen, die zum Theil zerstreut liegen schätzt man auf 21 Quadratm. und die Volksmenge auf 40,000 Seelen. Längst ist die Asche der alten Fugger verweht, doch unvergänglich ist der Ahnherren Ruhm, gegründet durch Thatkraft und Weisheit.

Fühlhörner oder Fühlspitzen nennt man die an dem Kopfe der Insecten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, welche bald faden-, bald federartig sind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder Sinnpflanze (Mimosa pudica), faltet ihre Blätter zusammen, wenn sie berührt wird, allein ohne Berührung faltet sie dieselben den Tag über nicht. Hieher gehört auch die Fliegenklappe (s. d. Art. Dionäa), bei welcher sich eine ähnliche Erscheinung zeigt.

Fulda war vor dem Lüneviller Frieden, wodurch die geistlichen Staaten Deutschlands säcularisirt wurden, ein Bisthum, welches man zum oberrheinischen Kreise rechnete, und 38 Q.M. mit mehr als 80,000 Menschen enthielt. Den Grund dazu legte Bonifacius, welcher im J. 744 hier eine Abtei mit Benedictiner-Mönchen stiftete,

Digitized by Google

und die 1752 von Papste zu einem Bisthum erhoben ward. Nach der Säculariſation (1802) erhielt der Prinz von Naſſau-Oranien dieſes Bisthum, als einen Theil der Entſchädigung für den Verluſt der Statthalterſchaft und ſeiner Domainen in den Niederlanden. Nach der Schlacht bei Jena (1806) ließ es Napoleon in Beſitz nehmen und proviſoriſch verwalten, vereinigte es aber i. J. 1810 mit Ausnahme des an das Großherzogthum Heſſen gegebenen Amtes Herbſtein mit dem Großherzogthume Frankfurt. Jetzt bildet der größere Theil des vormaligen Bisthums Fulda das Großherzogthum Fulda, welches nach den Entſcheidungen des Wiener Congreſſes Churheſſen beſitzt. Der nordöſtliche Theil iſt an Weimar gekommen, und gehört zur Provinz Eiſenach; der ſüdliche Theil mit dem Geſundbrunnen Brückenau iſt an Baiern abgetreten worden, und bildet einen Theil des Untermainkreiſes dieſes Königreichs. Der churheſſiſche Theil (das Großherzogthum Fulda) begreift in 8 Ämtern 30 Q.M. und 66,000 Einwohner. Dieſes Land hat eine hohe Lage, und wird an der Oſtſeite von dem Rhöngebirge, und an der Weſtſeite vom Vogelsberge begränzt, von welchem auch ein Theil hieher gehört. Überhaupt iſt das ganze Land ohne ausgebreitete Ebenen, und eine Miſchung von vielen, iſolirt ſich erhebenden, kegelförmigen Bergen, welche vulcaniſchen Urſprungs ſind, und dazwiſchen liegenden Wieſengründen und Thälern. Einige von dieſen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (durch ihre groteske Form ausgezeichnet, daher ſie im gemeinen Leben das Heuſuder heißt), der Bibraſtein, erheben ſich bis zu einer Höhe von 2 – 3000 Fuß. Viele Gewäſſer, darunter beſonders die Fulda, durchfließen das Land, und gewähren demſelben eine reichliche Bewäſſerung. Der Boden iſt von Natur wenig begünſtigt, bergig, ſteinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einwohner wohl angebaut, daher man Getraide, Obſt, ſelbſt guten Wein (in dem ſüdlichen zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächſe und beſonders vielen Flachs baut. Die Berge ſind mit anſehnlichen Waldungen, vorzüglich von Buchen bedeckt; auch hat man vieles Nadelholz angepflanzt. Überhaupt nehmen die Waldungen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen Wieſengründe geben reichliche Fütterung, daher die Rindviehzucht, auch die Schafzucht beträchtlich iſt. An Mineralien ſind die Berge nicht reich; Metalle giebt es gar nicht. Zu Salzſchlirf iſt ein Salzwerk. Die Einwohner, größtentheils Catholiken, beſchäftigen ſich ſehr mit der Spinnerei des Flachſes und der Wolle und der Weberei. Eine Menge Leinwand, feine Damaſte, Tiſchzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, und theils nach Bremen und Frankfurt am Main verſendet, theils durch Hauſirer in einem großen Theile von Deutſchland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die ſüdlichen Maingegenden, wo die Ernte früher beginnt, und ſuchen mit Erntearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptſtadt des Landes, welche gleichfalls Fulda heißt, und der Sitz der für dieſes Großherzogthum errichteten Regierung iſt, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche hier eine ſteinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorſtädten 970 Häuſer und 8200 Einwohner. Die Hauptſtraßen ſind breit und mit anſehnlichen Häuſern beſetzt; die übrigen aber winklich. Der ſchönſte Platz iſt der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert iſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: die herrliche von Quaderſteinen erbaute Domkirche mit einer ſchönen Kuppel und dem

Digitized by Google

Grabe des heiligen Bonifacius, und das vormalige bischöfliche Schloß mit einem Lustgarten. Der Stadt gegen Süden steigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe sanft an, auf welcher die Fasanerie, ein vormaliges bischöfliches Lustschloß, liegt.

Fulda (Friedrich Carl), ein scharfsinniger und origineller deutscher Sprach- und Geschichtforscher, geboren den 13. Sept. 1724 in der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen in Schwaben, studirte zu Stuttgart, dann zu Tübingen und später (1749) zu Göttingen, und war zuletzt Pfarrer zu Enzingen im Würtembergischen. Ein Zufall führte ihm (1762) die deutsche Grammatik von Popowitsch zu, die er sehr fehlerhaft fand, und dieser Umstand weckte seinen Forschungsgeist, der bald große Fortschritte machte. Die Beweise davon gab er zuerst durch die Abhandlung: über die zween Hauptdialecte der deutschen Sprache, welche 1771 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen den Preis erhielt, und 1773 zu Leipzig im Druck erschien; dann durch sein größeres Werk: Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter nach der Reihe menschlicher Begriffe. Halle 1776. 4., auf welches er die „Grundregeln der deutschen Sprache, Stuttgart 1778," folgen ließ. Später erschien sein „Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Berlin 1788." Mehrere einzelne Abhandlungen von ihm über die deutsche Sprache sind in dem deutschen Sprachforscher enthalten, den er gemeinschaftlich mit Rast in Stuttgart herausgab. In allen diesen Schriften zeigte Fulda philosophischen Scharfsinn, ausgebreitete Kenntniß der Sprachen und der Geschichte, und den mühsamsten Fleiß im Forschen. Seine Schreibart ist äußerst gedrungen und kurz, und gränzt oft selbst an das Räthselhafte. Die häufigen Lücken, die sich in der Reihe seiner Gedanken finden, erschweren das Lesen seiner Schriften, und haben selbst verursacht, daß man verschiedene seiner Sätze als willkürlich und unerwiesen ansah. Nebst den Sprachen beschäftigte sich Fulda auch mit Untersuchungen historischer und antiquarischer Gegenstände: mehrere einzelne Abhandlungen darüber, z. B. von der Gothen Herkunft, von den Gottheiten der Germanen u. s. w., sind von ihm in verschiedene Sammlungen eingesendet worden. Seine historischen Kenntnisse und seinen Überblick der Geschichte bewährte er durch ein Werk, das die Frucht eines zwanzigjährigen Fleißes war: „Geschichtskarte, in 12 großen illuminirten Blättern, Basel 1782," und „Überblick der Weltgeschichte zur Erläuterung der Geschichtskarte, Augsburg 1783." Bei allem Scharfsinn, mit welchem dieses Werk abgefaßt worden, ist es doch zum wirklichen historischen Gebrauche nicht ganz geeignet. Seinen Commentar über den Ulphilas, nebst der lateinischen Interlinealversion, einem daraus gezogenen Glossar und einer mösogothischen Grammatik, hat Zahn in seiner Ausgabe des Ulphilas 1805 bekannt gemacht, und zugleich Notizen über Fulda und seine hinterlassenen Handschriften mitgetheilt. Fulda war übrigens ein äußerst thätiger und in seinem ganzen Wesen origineller Mann. Die Lehrbücher, deren er sich beim Unterricht seiner Kinder bediente, schrieb er selbst. Dabei beschäftigte er sich viel mit mechanischen Arbeiten, und die gewöhnlichen Zimmergeräthschaften in seinem Hause waren größtentheils von ihm selbst, oder doch nach seiner Angabe und durch Werkzeuge von seiner Erfindung, verfertigt. Er starb zu Enzingen am 11ten Dec. 1788 im 64sten Jahre seines Alters.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Überflusses, über dessen verschieden erzählten Ursprung die Artikel Achelous und Amalthea nachzusehen sind.

Digitized

Fulton (Robert), ein berühmter Mechaniker in Nordamerika, Erfinder der Dampfböte, geb. in der Grafschaft Lancaster in Pensylvanien 1767, gestorben den 24 Febr. 1815. — Franklins Blitzableiter und Fultons Dampfböte sind zwei wichtige Fortschritte in der Cultur, welche die alte Welt der neuen bis jetzt schon verdankt. — Der junge Fulton, dessen Vater unbemittelt war, wurde nach Philadelphia bei einem Goldschmid in die Lehre gegeben. Er zeigte hier viel Talent und Geschmack im Zeichnen, seine Armuth würde ihn jedoch verhindert haben, sich zu heben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm durch einen seiner Landsleute die Mittel verschafft hätte, sich nach London zu begeben, um daselbst unter dem berühmten West, einem geborn'n Amerikaner, die Mahlerei zu studiren. Nachdem Fulton hier einige Jahre sehr fleißig studirt hatte, war er selbst mit seinen Fortschritten in der Kunst wenig zufrieden, und gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Mahler zu werden. Er beschloß daher, seine Talente auf andere Gegenstände zu wenden. Er kam in Verbindung mit einem seiner Landsleute, Ramsey, einem sehr geschickten Mechaniker, der in der Absicht nach London gekommen war, die Dampfmaschinen und andere nützliche Erfindungen kennen zu lernen, und sie in sein Vaterland, Virginien, zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinsel weg und widmete sich ganz dem Studium der Mechanik. Während er sich damit beschäftigte, bewog ihn sein Landsmann Barlow, nachmaliger Gesandter der nordamerikanischen Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, und da an einem Panorama zu arbeiten. Die Arbeit verschaffte ihm Ansehen und Verdienst; er konnte nun länger in Paris bleiben und sich den mechanischen Studien ausschließend widmen. Barlow, der ihm selbst sein Gedicht, die Colombiade, zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinstituts und mit verschiedenen französischen Ingenieurs; der Umgang mit diesen Männern und ihre Schriften erweiterten den Kreis seiner Ideen, und aus dieser Periode rühren die Erfindungen her, die er in der Folge bekannt machte. Es sind folgende: 1. eine Mühle, um Marmor zu sägen und zu poliren. 2. Ein System, die Canäle schiffbar zu machen, welches er unter dem Titel: Über die Verbesserung der Canalschifffahrt, London 1796. 4. mit 17 Kupfern herausgab. 3. Eine Maschine, um Seile und Taue zu machen; der einfache Mechanismus dieser Maschine kann durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, erfodert wenig Raum und nur einen Arbeiter. 4. Ein Kahn, um unter dem Wasser zu schwimmen. 5. Der Torpedo, eine Maschine, um feindliche Fahrzeuge im Wasser in die Luft zu sprengen. 6. Das Dampfboot, unstreitig Fultons wichtigste Erfindung, und die seinen Namen unsterblich machen wird (s. d. Art.). Er bot diese Erfindung in Frankreich und England an, aber vergebens. Zu Paris machte er auf der Seine den ersten Versuch damit; aber vielleicht lag es in der Beschaffenheit des Flusses, daß selbst ausgezeichnete französische Mechaniker keinen großen Erfolg von dieser Erfindung erwarteten. Eben so wenig fand er in England Eingang. Er wendete sich nun mit seinen Erfindungen in sein Vaterland, Nordamerika. Das erste Dampfboot wurde unter seiner Anleitung zu Neuyork von Brown im Jahre 1807 erbaut. Seitdem sind die Dampfböte fast auf allen großen Flüssen in Nordamerika eingeführt worden, und der große Vortheil, den diese Fahrzeuge in einem Lande, das, wie Nordamerika, mit schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, gewähren, ist nicht zu berechnen. Fulton

Digitized by Google

hatte das Schicksal vieler andern Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er sich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schifffahrt einzuführen; aber er fand fast überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Versprechungen. Endlich überzeugte er die Regierung seines Vaterlandes durch die imponirenden Resultate seiner Versuche. Der Congreß ertheilte ihm ein Patent, auf den größern Flüssen Amerika's die Dampfschifffahrt allein während der, für die Dauer der Patente gesetzlich bestimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, war durch Geldverlegenheit gezwungen, sein Privilegium für die mehrsten amerikanischen Flüsse um geringe Preise zu verkaufen. Nur für zwei Flüsse hatte er noch das Privilegium, als er unter Nahrungssorgen und in dem Unmuth starb, seiner Familie eine Schuldenlast von mehr als 100,000 Dollars hinterlassen zu müssen. Fulton hatte im J. 1810 von dem Congreß eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um seine Versuche, die Zerstörungsmaschine, Torpedo, zu vervollkommnen, fortsetzen zu können. Was er hierin geleistet habe, ist nicht öffentlich bekannt geworden. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn hauptsächlich der Gedanke, ein Kriegsschiff mit einer Dampfmaschine zu erbauen. Die Ausführung entsprach seiner Idee vollkommen; der Congreß unterstützte ihn in diesem Projecte, und befahl, daß nach seiner Angabe zu Neuyork ein solches Kriegsschiff (Dampffregatte (steam fregate), 145 Fuß lang und 55 Fuß breit, erbaut werden sollte. Fulton starb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieses seines letzten Werks. Fulton fand, ehe er seine Erfindung zu Stande brachte, Hindernisse und Widersprüche aller Art; aber auch, nachdem seine Versuche fast über sein Erwarten gelungen waren, er allgemeinen Beifall erhielt, und verschiedene Gelehrte Gesellschaften seines Vaterlandes ihn als Mitglied aufgenommen hatten, mußte er doch in den letzten Zeiten seines Lebens mancherlei Kümmernisse erfahren. Besonders kränkte es ihn tief, und war vielleicht die entfernte Ursache seines Todes, als, bei Gelegenheit eines Prozesses über das Privilegium der Dampfschifffahrt auf einem der nordamerikanischen Flüsse, der Advocat der Gegenpartei ihm die Ehre der Erfindung streitig zu machen suchte. Es waren allerdings schon früher ähnliche Ideen vorgebracht worden, immer aber bleibt Fulton das Verdienst, daß er der Erste gewesen, der die Schwierigkeiten zu heben gewußt, welche der Ausführung bis dahin im Wege gestanden hatten, und daß er ein neues Fahrzeug hervorgebracht, dessen große Vorzüge nicht zu verkennen sind, und daß in der Folge gewiß noch sehr vervollkommnet werden wird.

Fundamentalbaß, s. **Grundbaß**.

Fundirte Schuld, Funds oder Stocks, heißen diejenigen englischen Staatsschulden, deren Zinsenbezahlung durch Anweisungen auf gewisse Taxen sicher gestellt sind. Es giebt derselben verschiedene und sie werden entweder nach den festgesetzten Procenten (3 Proc. Stocks) oder nach andern Umständen (z. B. nach den Jahren, da sie erborgt worden) benannt. Das Steigen und Fallen dieser Papiere ist der Gegenstand eines sehr ausgebreiteten Handels der nicht selten in Wucher (Stock-Jobbery) ausartet. Eine andere Gattung der Staatsschulden sind die **nicht fundirten** oder Interimssicherheiten, **Navy, Victualing** und **Transportbills, Exchequerbills** (Schatzkammerscheine, zu deren Einlösung jährlich eine gewisse Summe bestimmt wird) u. a. Diese werden, wenn ihr Betrag zur Reife ge-

Digitized by Google

langt, consolidirt und ebenfalls in Stocks verwandelt. Aus der fundirten, nicht fundirten Schuld und den Annuitäten (wenn durch Bezahlung der Interessen in bestimmten Jahren zugleich das Kapital abgetragen ward) ist die Nationalschuld Großbritanniens zusammengesetzt. (S. d. Art. Fonds und Großbritannien.)

Fungiten sind Korallenschwämme, den Schwämmen ähnliche Versteinerungen.

Für und vor. Die häufigen Verwechslungen dieser beiden Wörter veranlassen uns, den Gebrauch jedes Einzelnen etwas bestimmter anzugeben. Für, eine Präposition, die immer mit dem Accusativ oder vierten Beugungsfall verbunden wird, bezeichnet 1. dasjenige Verhältniß zweier Dinge, da das eine anstatt des andern da ist; a) von Personen und Sachen, wenn die eine die Stelle der andern vertritt, für anstatt; b) im Handel und Wandel, wo es dem Preise oder Gelde vorgesetzt wird; c) wenn eins anstatt des andern ist, der Beschaffenheit nach, sie mag die wahre seyn oder nicht, in welchem Falle man zuweilen als dafür setzen kann: z. B. er gilt für gelehrt; ich halte es für Pflicht u. s. w. Hieher gehört auch der Gebrauch, für mit dem fragenden Fürworte was zu verbinden, um nach einer Beschaffenheit, zu fragen oder eine Verwunderung auszudrücken, z. B. was für Leute sind es? 2. Bezeichnet für den unmittelbaren Gegenstand einer Handlung oder Wirkung, oder auch eines Zustandes und eine gewisse Beziehung auf denselben; z. B. ich zittere für dich, für die Zukunft sorgen; ich hege Ehrfurcht für den Redlichen. Besonders häufig bezeichnet für den Gegenstand eines Nutzens, Vortheils, Vergnügens, Nachtheils u. s. w., in welchen Fällen man oft den sogenannten Dativum commodi dafür setzen kann, z. B. der Rock ist für mich zu Groß, oder der Rock ist mir zu groß. Tadelnswerth und zu vermeiden ist der Gebrauch des Wortes für statt wider, gegen; z. B. ein Mittel für das Fieber, allenfalls noch vor das Fieber. Nicht sagt man: das schützt für Durst, sondern vor Durst, Alter schützt vor Thorheit nicht. Dagegen sagt man: etwas für die lange Weile thun. 3. Oft dient für zur nähern Bestimmung der Person, von der die Rede ist; z. B. ich für meine Person, für mein Theil. 4. Auch dient es zur nähern Bestimmung der Zeit und des Orts; z. B. für jetzt, für heut, fürs erste, Mann für Mann, Stück für Stück. Selbst unsere besten Schriftsteller verwechseln zuweilen für mit vor; solche Beispiele dürfen nicht irre führen, und wenn Schiller z. B. sagt:

Was grau für Alter ist, das ist ihm heilig,

und Göthe: der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig für jedem Fehltritt hütet, so ist das ein Eigensinn, der nur solchen Meistern zu üben verstattet ist. Die Präposition vor, welche bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ verbunden wird, hat folgende Bedeutungen. Mit dem dritten Fall, wo es den Begriff der Ruhe hat: drückt es aus: 1. Ein Ehersеyn der Zeit nach, z. B. eine Stunde vor Tage; er starb vor ihm (früher als er); vor dem Bruder etwas bitten (früher als der Bruder oder in seiner Gegenwart) 2. Eine Ortsbeziehung; z. B. vor einem stehen, knieen, vor der Thür sitzen. In uneigentlicher Bedeutung bezeichnet vor a) einen Vorzug: z. B. das ist mir vor allem lieb, das hat er vor ihm voraus; b) eine Gegenwart, z. B. vor meinen Augen; Gott vor Augen, schäme dich vor mir, vor einem verstummen; vor einem fliehen; sich vor einem verstecken; vor etwas sicher seyn; endlich

Digitized by Google

e) eine wirkende Ursache, wobei zugleich die Wirkung bezeichnet wird, welche sie hervorbringt; z. B vor Hunger sterben, vor Durst schmachten, vor Angst vergehn, vor dem Tode beben. Mit dem Accusativ bezeichnet vor eine Bewegung oder Richtung nach dem vordern Theil eines Dinges, so daß es dem Raume nach und in Bezug auf den Sprechenden eher kommt als jenes Ding, im Gegensatz von hinter. Dahin gehören auch die Redensarten: die Sache geht vor sich, ich kann nichts vor mich bringen u. s. w. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß vor und für einerlei Ursprungs und eigentlich einerlei Wort sind, so daß man sie ehemals ohne Unterschied für einander gebrauchte. Da man aber mehr Bestimmtheit in die Sprache brachte, unterschied man sie, wie billig, weil der Sinn sehr verschieden ist zwischen: vor jemanden in den Tod gehen und für jemand in den Tod gehen, vor jemanden und für jemand sprechen u. s. w. Vor hat die eigentlichen und einige der nächsten uneigentlichen Bedeutungen von denen, welche beiden Wörtern sonst gemeinschaftlich waren, behalten, die weitern uneigentlichen aber sind dem Worte für zu Theil geworden. Nur in einem Falle, wenn es mit gewissen Substantiven eine Ordnung bezeichnet, scheint es zweifelhaft, welches richtiger ist, denn man sagt: Tag vor Tag, Mann für Mann, Schritt vor Schritt u. s. w. Doch neigt sich das Übergewicht auf die Seite des für. Haben wir eben einige Beispiele eines falschen Gebrauchs des für angeführt, so können wir es in gleichem Sinne von vor thun. Klopstock sagt unter andern unrichtig:

Dir nur ist es bekannt mit was vor Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.

Furca oder Gabelberg, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliserlande, der deshalb so genannt wird, weil das Land, von ihm herabgesehen, einer Gabel gleicht, da die Berge sich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Anderer Auslegung hat er diesen Namen von seinen zwei höchsten Spitzen. Er liegt auf der nordöstlichen Seite vom Walliserlande, und macht den Hauptmittelpunkt der hohen Alpen. Von Südwesten her zieht sich bis zu ihm die höchste Kette, welche Wallis und Piemont trennt, und von ihm erstreckt sich die fast eben so hohe Kette gegen Westen, durch welche das berner Oberland an Wallis gränzt. Auf der Ostseite schließt er sich an den St. Gotthard an, und das Hauptgebirge setzt von da seinen weitern Zug längs der Südgränze von Graubünden fort. Auf der Walliser Seite entsteht aus dem von zwei Gletschern kommenden Wasser die Rhone, welche ihren Lauf südwestlich nimmt. Auch entspringen auf dem Gebirgsstocke, dessen Mittelpunkt die Furca macht, die nach verschiedenen Richtungen strömenden Flüsse Reuß, Aar, Rhein und Ticino. Auf dem höchsten Gipfel der Furca bezeichnet ein Kreuz die Gränzscheide zwischen Wallis und dem Thal Urseren in Canton Uri.

Furcht ist lebhafte Besorgniß der Gefahr, oder jedes (oft nur eingebildeten) Übels, dem wir unsre Kraft zum Widerstande nicht gewachsen fühlen. Die Grade derselben sind Bangigkeit, Angst, Grausen und Entsetzen. Wem die Fertigkeit, zu fürchten, beiwohnt der ist furchtsam; wer sich leicht faßt, die Gefahr mit Überlegung zu bestehen, muthig; wer nicht leicht in Furcht gesetzt werden kann, unerschrocken. Wem der Muth mangelt, der ist feig; wem Unerschrockenheit mangelt, schüchtern, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorstellungen oder fremde Begegnungen leicht ver-

scheucht werden. Diese Schüchternheit ist ein bleibender Zustand, das Erschrecken hingegen ist vorübergehend; auch der Muthigste kann in Schrecken gesetzt werden. Es ist daher ein Unterschied unter Furcht und Furchtsamkeit. Jene gehört zu den Affecten, wo sie der Hoffnung entgegensteht, und wirkt oft unwillkührlich, aber auch nur vorübergehend, diese liegt im Charakter, und ist bleibend. Wer sich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr; der Furchtsame in weiter Entfernung von ihr, denn sie könnte ja näher kommen, er flieht, und glaubt ihr kaum entfliehen zu können. Furchtsamkeit ist eine Folge physischer Eindrücke auf unser Empfindungsvermögen, durch körperliche Beschaffenheit und Erziehung verstärkt und befestigt. Eine ängstliche Behutsamkeit charakterisirt das ganze Betragen des Furchtsamen, herrscht in seinen Reden, seinem Gange, seinen Bewegungen und seinem Gesichte. Seine Stimme ist verzagt, leis, ängstlich, eben so sein Gang. Im Umgange ist er mehr kriechend als höflich, denn er glaubt, sich nicht genug vorsehen zu können, damit er Andere nicht reize. dd.

Furchtbar ist ein Gegenstand, wenn man ihn so beurtheilt, daß, im Fall man ihm Widerstand leisten wollte, dieser doch vergeblich seyn würde, oder wenn seine Vorstellung wenigstens lebhafte Furcht erregt. So können imposante Massen, die den Einsturz drohen, Verdunkelung des Himmels bei einem aufziehenden Gewitter, u. s. w. furchtbar seyn. Im Ästhetischen erregt das Furchtbare bisweilen den Eindruck des Erhabenen. dd.

Furien, s. Eumeniden.

Furioso bezeichnet in der Musik nicht sowohl eine Art von Bewegung, als Charakter im Ausdruck, und wird daher auch nur als Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Rasende, worauf dieser Ausdruck hindeutet, wird nicht durch eine übermäßige Geschwindigkeit, wie man irriger Weise glaubt, befördert, sondern ein wilder und rauher Accent im Vortrag entscheidet hier mehr als Bewegung, und dieser wird von Seiten des Tonsetzers in Absicht auf Ausführung besonders begünstigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Dissonanzen, Sforzato's, unerwartete und plötzlich eintretende Forte's, chromatische Fortschreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürst. Das Wort ist abgeleitet von der Partikel Für, in so fern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Voranstehendes bezeichnet wird. In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutsche Sprache Furica, d. i. früherher eher. In der höchsten Steigerung (Superlativ) Furist, und zusammengezogen: Fürst, das Allerfrühiste, Erste in der Reihe, Höchste. (Bei den Engländern noch First, das Erste; bei den Holländern de Voorst.) So kommt ein gefürstetes Dach vor, ein sehr hohes Dach, das höchste Dach; des Hauses fürste Theil, der Giebel des Hauses. Fürst selbst als Substantivum (daher Forst) hat die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer persönlichen Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voransteht, den Heerführer, Herzog (Heertog, wodurch er zugleich ein so hohes Ansehen gewann, daß er auch im Frieden als der Erste galt. Was er im Kriege gewesen, ward er auch im Frieden Befehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germanischen Stämmen der vorherrschende wurden, erhielt dieses Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man bezeichnete damit

jedes Staatsoberhaupt. Wer sieht nicht, daß in der richtig verstandenen Etymologie dieses Wortes die Geschichte der Entstehung der Fürstenwürde liegt, wenigstens bei uns Germanen! Mit nur geringen Modificationen aber auch bei andern Völkern. Zufall und Umstände stellten in jedem größern oder kleinern Menschenverein einen an die Spitze, der sich durch Körper- und Geisteskraft auszeichnete, oder durch Reichthum ein Übergewicht erhielt. Die Würde des Fürsten veranlaßt nicht blos eine staatsrechtliche, sondern auch eine historische Untersuchung, und auf diese beschränken wir uns hier. Wir sehen, daß Fürst ein Allgemeinbegriff ist, denn es giebt Fürsten von verschiedenem Grad und Rang: Kaiser, König, Churfürst, Erzherzog; Großherzog, Herzog; souveraine und nicht souveraine Fürsten. Woher kommt dieser Unterschied? In der alten Geschichte findet er sich nicht. Da kennt man blos Eine Art von Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der Republik ein Fürstenthum aufgebaut wurde, die Cäsaren, nach dem ersten der die ganze Folge veranlaßt hatte (Julius Cäsar) benannt: nur ein anderer Titel statt des königlichen, den die Römer haßten. Der Unterschied ist also blos in der neuern Geschichte begründet, und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, die in Europa herrschend wurde, und deren Stämme nach Italien, Frankreich, Spanien und Britannien drangen. Wenn wir die Römer von Königen und Fürsten der Germanen reden hören, so müssen wir uns hüten, solche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich sind. Ein solcher König ist nur den Kaziken zu vergleichen. In Kriegszeiten, wo mehrere Stämme gemeine Sache machten, folgten sie einem gemeinschaftlichen Heerführer, dem Herzog, der auch Fürst hieß, als der Vorderste. Mit dem Kriege hörte sein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für sich. Hier wählte die Volksgemeinde in voller Versammlung sich einen Häuptling (Hovetling noch in Urkunden des 15ten Jahrhunderts), rex und princeps von den Römern genannt. Die Erbstätte des Gewählten hieß der Hof (Richthof, Haupthof), an welchem die öffentlichen Versammlungen gehalten wurden. Man sollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehmlich Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht an solchen gefehlt, die behaupteten, Männer, in Geschäften grau geworden, habe man dazu erwählt, und sich deshalb Grau, Grave genannt (gravio-nes), woraus das heutige Wort Graf erwachsen. Doch scheint es, könne man das nur mit einiger Einschränkung annehmen. Ausdrücklich sagt Tacitus (Germ. 7.): „die Könige (Häuptlinge) nehmen sie ihres Adels, die Herzoge ihrer Tapferkeit wegen.“ Weiß man nun, was Tacitus unter Adel meint (c 25.), so sieht man leicht ihren Ursprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehn. Wahrscheinlich aber erweiterte sich das Ansehen, wo König und Herzog, der adeliche Reiche und der tapfere Heerführer, sich in einer Person vereinigten. Indem nun Ein Stamm, Eine Gemeinde, die mit andern in Fehde war, diese überwältige, verschmolzen beide ins Eins, und es entstanden größere Gebiete. Daraus erklärt sich, was Tacitus anderwärts sagt (c. 12.): „auf den Volksversammlungen habe man auch die Fürsten gewählt, die in Gauen und Flecken Recht gesprochen.“ Diese scheinen demnach unter den Fürsten gestanden zu haben, und wenigstens die Folgezeit spricht dafür, daß diese Unterrichter Grafen gewesen. (S. Graf.) Allmählig sieht man die mei-

Digitized by Google

sten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verschwinden und wenige größere treten auf, in welche wahrscheinlich die überwältigten einverleibt sind. Am meisten ragen die schon unter Gordian (237 — 244) in Gallien streifenden Franken hervor, deren Ruhm die übrigen deutschen Völker verdunkelte. Immer mehr vergrößerten die Fürsten ihr Gefolg, und bildeten dadurch gleichsam ein stehendes Heer gegen die Nation selbst. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehrern Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht blos das Gefolge, sondern auch das Volk selbst, das jedoch immer noch die gesetzgebende Gewalt hatte, dem Fürsten ablegte. Hierdurch änderte sich bald manches in der Verfassung, und als eine Hauptveränderung muß man es ansehen, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, sondern von den Fürsten, die jetzt schon mit größerem Rechte Könige hießen, eingesetzt wurden. Die fränkischen Könige setzten Herzoge in die aus mehreren Gauen bestehenden Provinzen, das Kriegswesen darin zu besorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter gesetzt, und sprachen das Recht, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. Im Jahr 486 vernichtete der fränkische König Chlodwig durch den Sieg bei Soisons den Rest der römischen Herrschaft in Gallien, welches fortan den alten Namen mit dem des Franken-Reiches (la France, Frankreich) austauschte. Chlodwig (Ludwig) wurde Stifter der fränkischen Monarchie. Er und seine Nachkommen vergrößerten dieselbe; doch war ihre Größe wechselnd. Theils durch öftere Theilungen, theils durch die innern Kriege, welche die fränkischen Könige immerwährend führten, entkräfteten sie sich. Alle Staatsgewalt kam endlich in die Hände des Major Domus, und einer derselben, Pipin der Kleine, bemächtigte sich 752 des Throns der Franken. Unter seinem Sohne, Carl dem Großen, stieg das Reich der Franken zu dem Gipfel seiner Hoheit und Macht. Am 25sten Dcbr. des Jahrs 1800 setzte Papst Leo III. dem mächtigen Carl in Rom die alte Krone der Cäsaren auf das Haupt, und als römischer Kaiser beherrschte dieser nachher das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien Deutschland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Hatte einer den Wunsch, allein zu herrschen, so war es Carl, und er verabsäumte nichts, was zur Befriedigung seines Wunsches führen konnte. Da er einsah, daß die Macht der Herzoge dem Monarchen gefährlich werden könne, ließ er diese nach und nach eingehen, und sicherte dadurch den Thron. Aber nur die Würde Carls erbte in seinem Stamme fort, nicht sein Geist. Was er vereinigt hatte, vermochten seine Nachfolger nicht zusammenzuhalten. Zwar vereinigte der unfähige Carl der Dicke auf kurze Zei fast das ganze fränkische Reich wieder unter seinem Scepter, aber mit seiner schimpflichen Absetzung im J. 887 zerfiel das Reich wieder in seine vorigen Theile, und die fränkische Kaiserwürde ging auf Deutschland über. Während der Zeit hatten die Einbrüche fremder Völker in dieses Land die Einführung der Herzoge, wenigstens in den Gränzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon im J. 847 war von Ludwig dem Deutschen ein Herzog in Thüringen, zur Beschützung dieser Gränze gegen die Sorben-Wenden, und ein eigner Herzog in Sachsen eingesetzt; um 907 erhielten Baiern und das rheinische Franken Herzoge. Da diese Herzoge und Grafen an Macht jetzt immer wuchsen, so fin-

Digitized by Google

gen beide an, ihre Ämter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserliche Beamte, sondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald maßten sich die ehemaligen Vasallen und abhängigen Beamten des Kaisers auch an, die Nation zu repräsentiren. Es mußte ihnen von den Kaisern zugestanden werden, sie in ihren Rechten und Würden zu schützen, ihren gemeinschaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und sie als wahre Mitgehülfen in Reichsgeschäften anzusehen. Der Coblenzer Vertrag von 860 wird deshalb als eins der ersten Reichsgrundgesetze, zu Begründung der, durch Reichsstände eingeschränkten, deutschen Reichsverfassung angesehen. Ein Übergewicht mehr erhielt dieser Herrenstand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes, zu Anfang des 10ten Jahrh. Deutschland aufhörte, ein Erbreich zu seyn, und seit Konrads I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter der Regierung der sächsischen Kaiser, die auf Konrad folgten (910—1024), zeigten sich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürsten ihre Lande, zwar nur noch als des Kaisers Vasallen, aber doch erblich besitzen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsversammlungen, bisher blos berathend, fortan entscheidend werden. Unter den fränkischen Kaisern (1024 — 1125) versammeln sie sich zwar noch am Hoflager, um als Vasallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienste zu erweisen, entziehen sich derselben aber immer mehr, bis sie unter Heinrich IV. (1056 — 1106) fast die schuldige Achtung verletzen. Unter diesem Kaiser war es auch, daß die Herzoge und Grafen anfingen Landeshoheit auszuüben, womit es bald so weit gedieh, daß sie unter Lothar II. von Sachsen (1125 — 1137) als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen erschienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürsten in der Periode der fränkischen Kaiser ertrotzt und erstritten, bisher aber doch nur usurpirt hatten, fanden sie Gelegenheit, unter den nachfolgenden schwäbischen Kaisern bestätigt und für rechtmäßig erkannt zu erhalten. Die geistlichen Reichsstände gingen voran, die weltlichen folgten. Im Jahr 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürst alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit seines Landes ruhig haben sollte, er möge damit belehnt seyn, oder es als Eigenthum besitzen. Von dem Datum dieser Urkunde an waren die bisherigen Usurpationen in wohlgegründete Rechte umgeschaffen. Jeder Fürst, Graf und Herr war in seinem Lande, jeder Abt und Bischof in dem zu seinem Stift gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf diese Weise wurde Deutschland ein Inbegriff einiger hundert besonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfassung eben so sehr als durch ihren Regenten verschieden. Diese Menge von Staaten mit unvollkommenen Souverainetätsrechten, durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten einen Staatskörper aus, das deutsche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, so erhielten die Stände dieses Reichs natürlich das Wahlrecht, das ehedem dem ganzen Volke zugestanden hatte. Bald kam aber dieses Geschäft unter der Gestalt einer Vorberathschlagung in die Hände einiger wenigen Fürsten, die hernach nur die Zustimmung der übrigen erwarteten. Die Wahl fiel an die Fürsten und Bischöfe, welche Erzämter bekleideten, die sich seit Otto I. (946) im stillen Gange der Zeit gebildet hatten, so daß die geistlichen Fürsten, als Kanzler, Staaatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämter hatten. Hierdurch traten die

drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, und mehrere weltliche Fürsten in eine größere politische Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß sie von sechs bis acht Reichserzbeamten geschehen sey. Bei jeder neuen Kaiserwahl wurde der Antheil der übrigen Fürsten geringer; in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie selbst von der Vorwahl ausgeschlossen, und die sieben Stimmführer versammelten sich allein zur Wahl oder Chur, wovon sie Churfürsten hießen. Durch den Churverein im J. 1338 und die göldne Bulle Carls IV. vom J. 1356 wurde das Churcollegium vollends ausgebildet. Auf solche Weise entstanden die verschiedenen Fürstentitel. Nur die Churfürsten waren Deutschland ausschließlich eigen; die übrigen Titel findet man auch in andern Ländern, weil fast alle großen Staaten erst in der Folge der Zeit aus kleineren zusammenflossen.

Fürstenberg, ein deutsches mediatisirtes Fürstenthum, dessen Fürsten, so lange die deutsche Reichsverfassung bestand, Mitglieder des deutschen Reichs waren, Sitz und Stimme im Reichstage, auf der schwäbischen Grafenbank hatten, und deren Besitzungen zum schwäbischen Kreise gerechnet wurden, nämlich: die Landgrafschaft Baar, nebst der Herrschaft Hohenhöwen, die Landgrafschaft Stühlingen, die Grafschaft Heiligenberg, die Herrschaften Mößkirch, Wildenstein, Waldsberg, Trochtelfingen, Jungnau und die 6 Herrschaften im kinzinger Thale (oder die Herrschaft Hausen). Diese sämmtlichen Lande begreifen 38 Quadratmeilen mit 83,000 catholischen Einwohnern. Sie liegen unzusammenhängend, und erstrecken sich in dem südlichen Theile Schwabens. Das zusammenhängendste Stück bildet die Landgrafschaft Baar. Ein Theil der fürstenbergischen Lande berührt den Bodensee, ein Theil liegt auf dem Schwarzwalde, und ein großer Theil an der hier entspringenden Donau. Der Boden ist bergig und das Clima meistens rauh, indem die höchste Gegend des Schwarzwaldes hieher gehört. Doch giebt es auch schöne und fruchtbare Thäler. Die vorzüglichsten Producte bestehen in Getraide, Viehzucht, Holz und Mineralien, worunter auch Silber, dessen Bau besonders in dem kinzinger Thale getrieben wird. An bedeutenden Manufacturen und Fabriken fehlt es. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht die Verfertigung von Strohhüten, und der Uhren aus Holz, Messing und Eisen, die auf dem Schwarzwalde getrieben wird. Seit der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung hat die Reichsunmittelbarkeit der fürstenbergischen Lande aufgehört, und jetzt stehen sie unter der Landeshoheit von drei Souverains, nämlich die Herrschaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donauufer gelegene Theil der Herrschaft Mößkirch (zusammen 5600 Seelen) unter Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafschaft Gundelfingen oder Neufra (zusammen 2200 Seelen) unter Würtemberg; und alles übrige (der bei weitem größere Theil) unter Baden, wo es zu dem Seekreise und dem Donaukreise geschlagen worden ist. Der Ursprung des Hauses Fürstenberg verliert sich ins graue Alterthum. Der Name kommt von dem Schlosse und Städtchen Fürstenberg; Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauses Fürstenberg nahm davon in der Mitte des 13ten Jahrhunderts seinen Geschlechtsnamen an und von ihm wurde er auf seine Familie fortgepflanzt. Jetzt werden die verschiedenen Landgrafschaften, Grafschaften und Herrschaften, zu welchen das Haus nach und nach gekommen ist, mit dem Namen Fürstenberg belegt. Das Haus theilt sich in verschiedene Linien,

wovon jetzt nur noch zwei vorhanden sind, nämlich die Fürstenberg-Pürglitzer, welche blos in Böhmen Besitzungen hatte, aber im Jahre 1804 durch Erlöschung der Reichslinie zum Besitz des ganzen Fürstenthums Fürstenberg gelangt ist, dabei noch in Böhmen die Herrschaften Pürglitz, Kruschowitz, Nischburg, Dobrawitz, Lautschin, Lahna und Neuwaldstein besitzt, und fürstlich ist; — und die Fürstenberg-Weitraische landgräfliche Linie, deren Besitzungen in Mähren und Österreich liegen. Zu bemerken ist noch, daß aus dem fürstenbergischen Hause 15 Mitglieder dieser Familie, im Dienste des deutschen Reiches und Österreichs, im Kriege das Leben verloren haben. Zehn kamen bei Belagerungen und fünf in Schlachten um. In der Stadt Donaueschingen befindet sich das fürstenbergische Residenzschloß nebst den Justiz- und Domainenkanzleien.

Fürstenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von), Domherr zu Münster, aus einem der ältesten Geschlechter des westphälischen Adels, das den hohen Domstiftern viele Mitglieder und einige Fürsten (z. B. den trefflichen Bischof von Paderborn, Ferdinand, den Verfasser der für die deutsche Geschichte wichtigen Monum. Paderbornens.) gegeben hat, war geb. 1728. Dieser verdienstvolle Staatsmann, dessen, für das Hochstift Münster überaus wohlthätige Wirksamkeit der Herr von Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I, VII.) treu und würdig geschildert hat, besaß vortreffliche, durch gute Studien und durch Reisen, besonders in Italien, ausgebildete Anlagen, die er als Mitglied der Ritterschaft und des Domcapitels zu Münster, in den wichtigsten Geschäften, vorzüglich während des siebenjährigen Krieges, auf eine rühmliche Art entwickelte. Der Churfürst von Cöln und der Fürst-Bischof von Münster, Clemens August, aus dem Hause Bayern, hatte sich enger, als es ihm seine Reichsstandschaft zur Pflicht machte, an Friedrichs Feinde angeschlossen. Sein Land wurde daher vom Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die mit Preußen alliirten Heere befehligte, feindlich behandelt. Nach dem Frieden übertrug der nach Clemens August Tode in Cöln und Münster gewählte Churfürst Maximilian Friedrich, geb. Graf von Königseck-Rothenfels, dem zu seinem Minister ernannten Freiherrn von Fürstenberg die Regierung des gänzlich erschöpften und mit Schulden belasteten münsterschen Landes. In kurzer Zeit stellte Fürstenberg den Credit wieder her; zugleich ermunterte er Ackerbau und Gewerbe, besonders den Leinwandhandel; er ließ die Festungswerke von Münster abtragen und beförderte die Verschönerung dieser Stadt; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht. Die Justiz wurde unparteiisch und schnell verwaltet; eine gute Polizei sicherte und verschönerte die gesellschaftliche Ordnung, ohne die Ruhe durch entehrendes Mißtrauen zu stören. Die von Hofmann zu Münster unter Fürstenbergs Leitung entworfene Medicinalordnung war die erste und vorzüglichste ihrer Art in Deutschland. Dabei ehrte Fürstenberg die uralte Verfassung. Während seiner siebzehnjährigen Thätigkeit als Minister, wobei er eben so folgerecht als beharrlich verfuhr, wandte er kein gewaltsames Mittel an. Wohl aber wußte er alle Stände zu edlem Wetteifer für die Sache des gemeinen Wohles zu beleben; insbesondere munterte er die Geistlichkeit zu höherer Geistesbildung auf. Unter allen catholischen Staaten Deutschlands gab er im Hochstift Münster das erste Beispiel verbesserter Schulen. Der Volksunterricht wurde von Aberglauben gereinigt, und für das Leben nützlich erweitert. Den höheren Schulen wurde die alte Literatur

und mathematische Studien, welche Fürstenberg vorzüglich liebte, empfohlen. Talentvolle Jünglinge wurden unterstützt, um sich zu Lehrern auszubilden; ja Fürstenberg selbst ward Lehrer der Lehrer seiner Landsleute und künftiger Geschäftsmänner. So blühte in Kurzem das Land wieder auf; Wohlstand und gegenseitiges Zutrauen nahmen so zu, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war, als in diesem. Fürstenberg vergaß aber eben so wenig den Vertheidigungsstand. Ohne das Land durch Aufwand zu drücken, unterhielt er ein wohlgeübtes Militär, das gut unterrichtete Männer befehligten. Um den Volkssinn zu kräftigen, ließ er das junge Landvolk in den Waffen üben. Mit ausgezeichneten Kriegern, wie mit dem General Lloyd und dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, stand er in vertrauter Verbindung, und bildete durch Ideentausch seine höhere Ansicht von Kriegswesen und Politik. Überhaupt war ihm Beschäftigung mit den Wissenschaften Erholung, und die Freundschaft mit geistvollen Männern seinem Herzen Bedürfniß. Im Umgange konnte er bisweilen das Herkömmliche vergessen, aber in seinem Herzen wohnte bei vielgeprüfter Welterfahrung kindliche Unschuld. Allgemein verehrt, wie Fürstenberg war, wünschten viele aus dem Volk, der Ritterschaft und dem Domcapitel, als 1780 dem Churfürsten in der Person eines Erzherzogs, ein Coadjutor gegeben werden sollte, daß nicht ein österreichischer Prinz, sondern Fürstenberg zum künftigen Regenten von Münster erwählt würde. Er bewarb sich daher auf dem verfassungsmäßigen Wege um die Ernennung. Hierüber entspann sich ein diplomatischer Kampf zwischen verschiedenen Höfen, dessen Geschichte Herr von Dohm a. a. O. erzählt. Österreichs Einfluß siegte. Der Erzherzog Maximilian ward gewählt, nachdem Fürstenberg, der durch Preußens Unterstützung, die er nachgesucht, eine gesetzmäßigere Wahl nicht hatte bewirken können, nebst seinen Freunden der von Österreich gewonnenen Mehrheit des Domcapitels beigetreten war. Er legte hierauf seine Ministerstelle nieder, doch behielt er die Aufsicht über die Schulen bei. Als Mitglied des Domcapitels und der Ritterschaft war sein Einfluß fortwährend groß, allein er brauchte ihn blos, um die Regierung bei jedem guten Unternehmen zu unterstützen. Darum bewies ihm der Erzherzog und Churfürst Maximilian stets hohe Achtung und Vertrauen. Im Besitze allgemeiner Verehrung überlebte Fürstenberg die Auflösung des Hochstifts Münster, und starb 1811, 82 Jahr alt, der Nachwelt ein unvergeßlicher Mann! K.

Fürstenbund (deutscher). Die erste Veranlassung des deutschen Fürstenbundes wurde durch das Erlöschen des churbayerischen Mannsstammes mit dem Churfürsten Maximilian Joseph (30. December 1777) gegeben. Nach dem Tode desselben sollten seine Länder an den nächsten Agnaten, den Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, fallen. Dieser kinderlose Fürst hatte aber den Anträgen des Hauses Österreich nachgegeben, welches ihn, unter scheinbaren rechtlichen Ansprüchen auf die erledigten Länder, zur Verzichtleistung auf diese Erbschaft durch die Wiener Convention (3. Jan. 1778) vermocht hatte. Dieser Convention widersprach der präsumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, und der rechtmäßige Erbe der bayerschen Allodialerbschaft, und Schwestersohn des verstorbenen Churfürsten von Bayern, der Churfürst von Sachsen. Beide suchten die Verwendung des Königs Friedrich II. von Preußen, der, nachdem alle diplomatischen Unterhandlungen über diese Angelegenheit mit

Digitized by Google

Österreich fruchtlos blieben, die Waffen ergriff und (im Juli 1778) in Böhmen eindrang. Im teschner Frieden (13. Mai 1779), der diesen kurzen bayerischen Erbfolgekrieg beendigte, wurde die Wiener Convention aufgehoben, Österreich erhielt von Bayern blos das Innviertel mit Braunau, und Carl Theodor gelangte zum Besitze der übrigen Länder. Frankreich und Rußland, die Bundesgenossen von Preußen, übernahmen die Garantie dieses Friedens. Einige Jahre nachher faßte Kaiser Joseph II. den Gedanken von neuem auf, durch den bayerischen Staat die österreichische Monarchie zu arrondiren und zu verstärken, und von der russischen Kaiserin wurde der Vorschlag einer Austauschung der österreichischen Niederlande gegen Bayern gemacht. Der Churfürst Carl Theodor sollte die österreichischen Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund erhalten. Der Churfürst ward von dem österreichischen Gesandten, Freiherrn von Lehrbach, der Herzog von Zweibrücken, als präsumtiver Erbe, von dem russischen Gesandten, Grafen von Romanzow, für diesen Zweck bearbeitet, und dem Churfürsten und dem Herzoge, außer jener Abtretung, noch die Summe von drei Millionen Gulden von Österreich versprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß man der Einwilligung des Churfürsten versichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiederte, er werde nie in die Vertauschung der Länder seiner Vorfahren einwilligen, und wandte sich deßhalb von neuem an den König Friedrich II. von Preußen. Dieser unterstützte sogleich das von dem Herzoge an die Kaiserin Catharina von Rußland erlassene Schreiben mit allem Nachdrucke und erhielt die Erklärung, daß die Kaiserin diesen Tausch als nützlich für beide Theile betrachtet habe, daß aber derselbe von dem freien Willen beider Theile abhängen müsse. Ob nun gleich auch Ludwig XVI., als Mitgarant des teschner Friedens, und der den vorgeschlagenen Tausch nicht billigte, dem König von Preußen versichern ließ, daß Joseph II., sein Alliirter, dieses Project wegen der Widersprüche des Herzogs von Zweibrücken aufgegeben habe; so weigerte sich doch der Wiener Hof, darüber eine bestimmte und befriedigende Erklärung zu geben. Friedrich II. lud deßhalb im März 1785 die beiden Churfürsten von Sachsen und Hannover zu einem Bunde ein, welcher die Erhaltung der Integrität und Verfassung des deutschen Reichs zum Zwecke haben sollte. Aller Gegenbemühungen und Noten Österreichs und Rußlands ungeachtet, wurde zu Berlin am 23. Juli 1785 dieser sogenannte Fürstenbund von Brandenburg, Sachsen und Hannover unterzeichnet, in welchem sich diese drei Churhöfe zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung, dem westphälischen Frieden und den folgenden gültigen Friedensschlüssen, der kaiserlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgesetzen gemäß, vereinigten. Die Maaßregeln gegen die Vertauschung Bayerns waren in einem geheimen Nebenartikel enthalten. Binnen einigen Monaten schlossen sich diesem Bunde an: der Churfürst von Mainz und sein Coadjutor, Dalberg, der Churfürst von Trier, der Landgraf von Hessen-Cassel, die Markgrafen von Anspach und von Baden, und die Herzoge von Zweibrücken, von Braunschweig, von Meklenburg, von Weimar und Gotha, so wie der Fürst von Anhalt-Dessau. Österreichs Absicht war durch diesen letzten öffentlichen Act des Königs von Preußen vereitelt, und Rußland und Österreich gaben nun diese Sache ganz auf.

Digitized by Google

über diesen Fürstenbund, welchen man zu seiner Zeit als eine sichere Stütze der deutschen Verfassung für die Zukunft betrachtete, erschienen eine Menge Schriften, unter welchen die von Christ. Wilhelm Dohm, über den deutschen Fürstenbund, Berlin 1785, und von Johannes Müller, Darstellung des Fürstenbundes, Leipzig 1787, von bleibendem Interesse sind. Man kann über diesen Gegenstand vergleichen: Reuß deutsche Staatskanzlei, Th. 13, S. 195 f.

Q.

Fürstenrecht bedeutet im deutschen Staatsrecht die dem Kaiser zustehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürsten Leib, Ehre oder Lehnschaft betreffen, entscheidenden Ausspruch zu thun. Über den Ursprung dieses Rechts weiß man nichts Gewisses, und die Publicisten stritten nicht nur darüber, ob es der Kaiser allein, oder mit Zuziehung der übrigen Reichsfürsten ausüben könne, sondern auch darüber, ob es überhaupt noch Statt finde. Dieses verschollene Fürstenrecht darf man nicht verwechseln mit dem Privatfürstenrechte, d. h. den Gesetzen, welche ein Regent in seinen Privatverhältnissen zu beobachten hat, oder vielmehr den Befugnissen, die ihm in diesen Verhältnissen, oder den Hausangelegenheiten, im Gegensatz der Staatsangelegenheiten, zukommen. Ein förmliches Gesetzbuch giebt es hierüber nicht; man nimmt jedoch das in den Gebräuchen der europäischen Höfe Übereinstimmende gewöhnlich als Norm an. Successionen, väterliche Gewalt, Vermählungen, Vormundschaften, Gerichtsstand, und überhaupt Familiengesetze sind der Gegenstand dieses Rechts.

dd.

Fürsten- oder Landschulen, richtiger, Landesschulen. Diese wichtigen Lehr- und Erziehungsanstalten Sachsens wurden im J. 1543 von dem Churfürsten Moritz gestiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöster zu Pforte, Meißen und anfänglich zu Merseburg, nachher zu Grimma für Schulen bestimmte, die er mit den zum Theil sehr ansehnlichen Klostergütern so freigebig ausstattete, daß mehrere hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeldlich, zum Theil für ein sehr mäßiges Kostgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Von ihrer Entstehung an zeichneten sich die Fürstenschulen sehr vortheilhaft durch ihr festes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; und dieser Charakter ist ihnen auch jetzt geblieben, wiewohl die Fortschritte der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren ursprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren sie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichsam Eine große Familie bilden, unter einer beständigen und sorgfältigen Aufsicht gehalten und den ganzen Tag über nützlich beschäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hörsaale unbeweglich zubringen zu müssen. Die größte, frequenteste und berühmteste der drei Fürstenschulen ist Pforte oder Schulpforte, ehemals ein Cistercienserkloster, eine Stunde von Naumburg an der Saale, im preußischen Herzogthum Sachsen, ganz abgesondert in einer anmuthigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1. Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Alumnen auf 100 bestimmt; aber schon Churfürst August, Moritzens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der churſächsischen Städte eine bestimmte Anzahl Freistellen zu besetzen hatte, die sie auch, in Ermanglung Einheimischer, an Fremde vergeben konnte. Dasselbe Vorrecht erhielten auch einige adeliche Familien. Unter den 50 neugestifteten

Stellen waren auch 20 sogenannte Koststellen für Ausländer, welche jährlich 25 Gülden entrichteten, und dafür ebenfalls, wie die Alumnen, alles frei erhielten. Eine Art von Uniform (der sogenannte Spanier, eine runde Mütze von schwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer schwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürstenschüler kenntlich und wurde erst in den neuesten Zeiten abgeschafft. Die alte Schulordnung ist aus Bertuchs Chronicon Portense kennen zu lernen. Erst im J. 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienstvollen Geisler viele wichtige Verbesserungen ihren Anfang, unter denen die wesentlichste war, daß die obere Etage des Schulhauses in einen Schlafsaal umgewandelt wurde, da bisher zwei und zwei in einer Zelle zusammengewohnt und geschlafen hatten. Dagegen wohnten jetzt auf einer Zelle drei und mehr Schüler, unter denen es in Ansehung der Aufsicht und des Unterrichts bei der alten Einrichtung blieb. Bald aber fühlte man, daß auch diese Veränderungen nicht genügten, und verwandelte die Zellen in Stuben, so daß sämmtliche Alumnen jetzt in zwölf geräumigen Stuben wohnen; zwischen zweien derselben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eigenes kleines Zimmer und führt die Aufsicht über dieselben. Die Bewohner zweier Stuben schlafen auf einem eignen Saal und der Collaborator bei ihnen, in einem abgesonderten Cabinet. Eine fast eben so veränderte Gestalt erhielt der öffentliche Unterricht; aber erst im J. 1808 wurde von dem ausdrücklich deßhalb nach Pforte gekommenen Oberconsistorial-Präsidenten von Nostiz-Jänkendorf die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan öffentlich bekannt gemacht und bald nachher in Wirksamkeit gesetzt. Die aus ungefähr 4500 Bänden bestehende Bibliothek ist den Schülern zweimal wöchentlich geöffnet; auch können sie aus derselben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit ist eigentlich auf sechs Jahre bestimmt; um früher abgehen zu können, bedarf es der königlichen Erlaubniß. Außer dem Rector sind noch sieben Professoren, ein Lehrer der Tanzkunst, ein Musiklehrer und ein Lehrer der Schreib- und Zeichenkunst angestellt. Die Einkünfte verwaltet der Rentmeister, der zugleich als Schulverwalter die Ökonomie unter sich hat. Von 1543 bis 1814 haben in Pforte mehr als 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten; unter diesen Männer wie Grävius, Ernesti, Klopstock, Fichte, und unter den noch Lebenden, Schneider und Zacharia in Breslau, Mitscherlich, Sartorius, Schulze in Göttingen, Eichstädt, Böttiger, Krug, Biener, Pfotenhauer, Tiersch, Messerschmid, Heubner, Sonntag, Huschke, Döring Spohn und viele Andere. Die Fürstenschule zu Meißen, Afranum genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet, und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten bis auf die neueste Zeit, in zwei sogenannte Schafhäuser vertheilt, je vier und vier beisammen in Zellen, und schliefen in besondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erst im J. 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzustellen. Auch hier ist eine aus mehreren tausend Bänden bestehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht besorgen sieben Professoren und ein Schreibe-, Sprach- und Tanzmeister. Von den Zöglingen dieser Schule nennen wir Lessing, Gellert, Rabener, Klotz, und unter den jetzt Lebenden Nitzsch, Zacharia in Heidelberg u. A. Die dritte Fürstenschule endlich, die bis jetzt noch ihre altklösterliche Form behalten hat, ist zu Grimma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hieher, in ein ehemaliges Au-

gustiner-Eremitenkloster, wurde von Merseburg, wo sie nicht wohl gedeihen wollte, die dritte, auch im J. 1543 errichtete Fürstenschule im J. 1550 verlegt und den 14. September daselbst eingeweiht. Die Schule besteht aus 85 Stellen, die wie bei Meißen und Pforte, größtentheils Frei-, zum Theil Koststellen sind. Sämmtliche Schüler sind in vier Classen getheilt und werden von fünf Professoren und noch einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beisammen. Auch hier sind wichtige Verbesserungen vorgenommen worden, und die alte Form hat sich im Äußern nur darum erhalten, weil die Schule keine ansehnlichen Fonds hat, so daß sie bisher, wie das Afranum, von Pforte einen Zuschuß erhalten mußte. Die Bibliothek ist 4000 Bände stark. Hier studirten Samuel und Esaias von Pufendorf, von Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Übrigens ist noch zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürstenschulen sich nicht auf die Zahl der Stellen beschränkt, sondern daß mit königlicher Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterricht Theil nehmen können. Schließlich nennen wir noch die Klosterschule zu Roßleben, sieben Stunden von Pforte, die eine mit den Fürstenschulen ähnliche Einrichtung hat, und dreißig Frei- und dreißig Koststellen enthält, und die von Ernst Georg im J. 1577 gestiftete hennebergische Land- und Fürstenschule zu Schleußingen; zwei Institute, die ebenfalls zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Schüler gezogen haben.

Fürth, offene, sehr gewerbfleißige Stadt, im Rezatkreise des Königreichs Bayern, sonst zum Fürstenthum Anspach gehörig, an dem Zusammenflusse der Pegnitz mit der Rednitz, auf einer zwar sandigen, aber durch Cultur fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 860 Haupt- und Nebenhäuser und 13,000 Einwohner, darunter 2500 Juden, die hier eine bedeutende Synagoge, eine eigne hohe Schule, eine Buchdruckerei und andere wissenschaftliche Einrichtungen haben. Fürth ist zwar nicht regelmäßig gebaut, enthält aber viele ansehnliche Häuser, und ist in neuern Zeiten durch neue Anlagen ungemein verschönert worden. Es herrscht hier eine sehr große Industrie, und man zählt 1000 Gewerkmeister, als: 130 Drechsler, welche vielerlei Waaren aus Metall, Horn, Elfenbein, Knochen, und Holz verfertigen; 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäusemacher; 40 Groß- und Kleinuhrmacher; 50 Gürtler, welche Metallnägel, Knöpfe, Beschläge, Uhrschlüssel, Ketten ꝛc. verfertigen; 40 Blei- und Rothstiftmacher; 150 Tischler und Ebenisten, welche nicht allein mehr als 150 Arten eingelegter und glatter Kunsttischlerarbeiten aller Gattungen, sondern auch Spiegelrahme, Futterale, Kisten ꝛc. in Menge verfertigen; 120 Schuhmacher; 80 Strumpf- und Mützenwirker; 50 Baumwollenweber; eine Menge Bildhauer, Goldschläger (jährlich 19,000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelschleifer, Schnallenmacher, Dosenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Mahler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Branntweinbrennerei und Rosogliofabriken. Diese Waaren werden theils durch die hiesigen Einwohner, theils durch die Nürnberger Kaufleute abgesetzt und nach allen Gegenden verführt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechsel- und Juwelenhandel. Desgleichen ist der Tabaksbau, Handel und Verarbeitung desselben bedeutend. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die

Kirchweih genannt, welcher sehr besucht wird, und auf dem ansehnliche Geschäfte gemacht werden.

Fürwort, s. Pronomen.

Füselier heißt eigentlich ein mit einer Flinte oder einem leichten Gewehr (fusil) bewaffneter Soldat, zum Unterschied sowohl von den Lanzenknechten, als von den Musketieren. Heut zu Tage aber bezeichnet man damit eine gewisse Gattung leichter Infanterie, deren Gewehr etwas kürzer und leichter ist, als das der Musketiere.

Fuß nennt man in der Verskunst eine, nach der Zeitmessung einander beigeordnete Mehrheit von Sylben. (S. Rhythmus.)

Fuß (auch Fußton), bei den Orgeln ein gewisses angenommenes Längenmaaß bei Orgelpfeifen. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menschlichen Stimme eingerichtet ist, oder der gewöhnlichen Stimmung der Instrumente gleich kommt, heißt achtfüßig, weil dann die Pfeife des großen C acht Fuß lang ist. Verdoppelt man dieses Maaß, und giebt mithin den Octaven die Hälfte dieses Maaßes, dann heißt sie sechzehnfüßig. Beim gegenwärtigen Orgelbau bindet man sich nicht mehr an dies Längenmaaß, sondern kürzt zu bequemerer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab und ersetzt diesen Abgang durch die Weite.

Fuß oder Schuh, Werkschuh, ist ein gewisses Längenmaaß, das man allenthalben findet, das aber so verschieden ist, daß man bei der Anwendung desselben im Längenmessen allemal erst anzeigen muß, was für ein Fuß gemeint sey, wenn die Rechnung ins Kleine geht oder sehr genau bestimmt werden soll. Dieses Maaß hat seinen Namen wahrscheinlich von dem Fuße eines erwachsenen Menschen erhalten, dessen Länge es ungefähr ausmacht. Aus dem Fuße sind die größern Maaße als Elle, Ruthe, Klafter, Metle ꝛc. zusammengesetzt worden. Das Zeichen des Fußes ist in Schriften (′), z. B. die Scheuer ist 44′ tief. Der Fuß wird überhaupt in den geometrischen und in den gemeinen Werkfuß eingetheilt. Der geometrische oder mathematische Fuß wird wegen der Bequemlichkeit im Rechnen überall in 10 Zoll oder Daumen abgetheilt, weßwegen er auch besonders der Decimalfuß heißt, und 10 solche Fuß machen eine geometrische Ruthe. Der gemeine Werkschuh hingegen hat am gewöhnlichsten 12 Zoll und heißt davon Duodecimalfuß; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derselbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die drei vorzüglichsten Fußmaaße sind der englische, französische und rheinländische Fuß. Den englischen Fuß, welcher in den vereinigten Königreichen Großbritannien und den dazu gehörigen Nebenlanden und Inseln der gesetzliche Fuß ist, haben die Mitglieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften gegen den Pariser oder französischen Fuß verglichen, wornach man ihn zu 135,16 französische Linien Länge annehmen kann. Dieser englische Fuß, auch Londoner Fuß genannt — Foot — wird in ½ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile getheilet. Jeder Zoll hat 10 Linien und jede Linie 10 Theile. Es vergleichen sich hiernach 35 englische mit 34 rheinischen Fuß; und 49 englische mit 46 französischen Fuß. Legt man jedoch dasjenige englische Fußmaaß zum Grunde, welches die englischen Commissionäre sonst beim Holzhandel in Deutschland anwendeten, so zeigt sich jederzeit, daß dasselbe nur 11 Zoll 3 Linien oder 135 französische Linien lang ist. Nach diesem Verhältnisse vergleichen sich 844 gemeine englische Fuß mit 845 gemeinen,

Digitized by Google

34 gemeine Fuß mit 33 rheinischen und 16 gemeine Fuß mit 15 französischen; und noch genauer bestimmt ist der alte französische oder Pariser Fuß, sonst auch der königliche Fuß genannt; dieser hat 12 Zoll, 144 Linien und, zu 10 gerechnet, 1440, zu 12 aber, 1728 Theile der Linien, so daß sich 37 französische mit 39 rheinischen Fuß vergleichen lassen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den englischen und 1391⅔ auf den rheinländischen; oder 15 französische geben 16 englische, und 27 französische geben 28 rheinländische. Der in Deutschland endlich allgemeinste und bekannteste Fuß ist der rheinländische, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von diesem Fuß gehen 12 auf eine rheinländische Ruthe. Allein die Feldmesser rechnen die geometrischen Messungen die Ruthe zu 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien, und 10,000 Scrupel. Der Flächenfuß ist zweierlei, nämlich der Quadrat- oder Kreuzfuß, d. h. 1 Fuß lang und 1 breit; und der Riemenfuß von 1 Fuß Länge und 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich ist dreierlei: der Kubikfuß, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. h. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; und der Balkenfuß: 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. Eine allgemeine Vergleichung der meisten Fußmaaße befindet sich im 1sten Theile des Hausvaters von Münchhausen, woraus sie in Krünitz Encyclopädie und viele andere Werke entlehnt worden ist.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterste Fläche eines Stollens, worauf das Wasser abläuft; in der Baukunst den untersten Theil jedes architektonischen Werkes außer dem Grunde; vorzüglich den untersten Theil der Säulen und Pilaster, der auch das Schaftgesims oder die Base, und wenn er ganz einfach und platt ist, eine Plinthe genannt wird. Im Münzwesen, die Einrichtung des innern Gehalts der Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erste Farbe, die man einem Zeuge giebt, ehe er mit einem andern gefärbt wird, z. B. blau, ehe die schwarze Farbe darauf gesetzt wird. Die Färber sind daher verbunden, am Rande eines Zeuges so viel Farben- oder Fußrosen zu lassen, als er Füße hat, damit man beurtheilen kann, ob sie ihm die gehörigen Farben gegeben haben. Der Ausdruck: auf einem großen Fuß leben, schreibt sich von einer Sitte des vierzehnten Jahrhunderts her, nach welcher die Länge des Schuhes den Rang der Person anzeigte. Fürstliche Personen trugen Schuhe von 2½ Fuß, Freiherren von 2 Fuß und gemeine Edelleute von 1½ Fuß Länge.

Fußwaschen, war bei den Orientalen eine Pflicht der Gastfreundschaft, welche der Wirth den bei ihm ankommenden Reisenden entweder persönlich, oder durch seine Diener leistete. Nach der Erzählung des Evangelisten Johannes, Cap. XIII., wusch Jesus Christus seinen Jüngern am Abende vor seinem Todestage die Füße, um ihnen durch diese symbolische Handlung Demuth zu lehren. Daher rührt noch die in der catholischen Kirche herrschende Sitte, daß Monarchen, z. B. der Kaiser von Österreich, der König von Frankreich u. A., am grünen Donnerstage zwölf Armen die Füße zu waschen pflegen. Auch bei den Mennoniten wird dieser Gebrauch gefunden. N.

Füßli, ein Name, den verschiedene schweizerische Künstler geführt haben. Die vorzüglichsten darunter sind: — Johann Caspar Füßli, geb. zu Zürich 1706, gest. am 6. Mai 1782. Er lernte die Mahlerei bei seinem Vater, der nur ein mittelmäßiger Künstler war, bildete sich aber nachher auf seinen Reisen, besonders in Wien.

Digitized by Google

Seine Porträts fanden vielen Beifall, und sind von Haid, Preißler u. A. radirt worden. Er stand mit den ersten deutschen Künstlern und Kunstkennern in freundschaftlichen Verbindungen, und war Schriftsteller im Fache der Kunst. Von ihm ist: Geschichte und Abbildung der besten Künstler in der Schweiz, 4 Theile, 1755 — 1774. Raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke, Zürich 1771. Sammlung von Winckelmanns Briefen an dessen Freunde in der Schweiz, 1778. Auch gab er des Ritters Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerei, welcher dieser ihm in der Handschrift zugeschickt hatte, mit einer Vorrede, 1762 heraus. Nach seinen Zeichnungen sind die Umrisse der Hedlingerschen Schaumünzen von Haid gestochen worden. Sein edler moralischer Charakter, und sein Eifer, jungen Künstlern fortzuhelfen, werden mit rühmlichem Lobe erwähnt. Alle seine fünf Kinder hatten das Kunsttalent ihres Vaters geerbt. — Der zweite seiner Söhne ist Füßli (Heinrich), ein berühmter Mahler, Professor an der kön. Akademie zu London (wo man ihn Fuseli schreibt), geb. zu Zürich im J. 1755. Er studirte in Berlin unter Sulzer. Klopstock, Kleist und Wieland begeisterten sein Gefühl. Er machte 1761 mit Lavater eine Reise, und ging nach England, wo Reynolds seinen Kunstsinn für die Mahlerei ermunterte. Hierauf studirte er in Rom von 1772 bis 1778, wo vorzüglich Michel Angelo sein großes Vorbild war. Seit 1778 lebt er in England. Die Kenner halten ihn einmüthig, nach dem berühmten West, für den vorzüglichsten Mahler in England. Seine 1801 im Druck erschienenen Vorlesungen über die Mahlerei (deutsch von Eschenburg, Braunschw. 1803) wurden in Hinsicht des Styls und wegen der absprechenden Urtheile, die sich der Verf. über anerkannte Kunstwerke erlaubt hat, sehr getadelt. Füßli ist ein Künstler, dessen Einbildungskraft oft über die Gränze des Kunstschönen hinausschweift und der sich in abenteuerlichen Gestaltungen gefällt. Unter seinen Gemählden werden vorzüglich geschätzt: das Gespenst des Dion nach Plutarch; Lady Macbeth; der Kampf des Hercules mit den Pferden des Diomedes; und seine Miltons-Gallerie, eine Reihe Gemählde zu Miltons Gedicht, die er im J. 1799 in London ausstellte. An seinem neuesten, das er im J. 1817 in Sommersethouse mit ausstellte: Perseus mit dem Kopf der Meduse, tadelte man die gezwungene, zu kühne Stellung des Perseus. Füßli's sämmtl. Werke, nebst einem Versuche seiner Biographie, erschienen 1808 ff. zu Zürich, 2 Thle. Fol. Außerdem hat er 1765 Bemerkungen über Mahlerei und Sculptur bei den Griechen ꝛc. geschrieben, und das Mahler-Lexicon von Pilkington, 1805, 4. verbessert u. verm. herausgegeben. Seine Gemählde nach Shakspeare, Milton und Dante haben englische Künstler in Kupfer gestochen. — Füßli (Johann Rudolf), geb. zu Zürich 1709, gest. 1793, studirte zuerst die Kunst bei Melchior Füßli, und dann bei Loutherbourg dem ältern in Paris die Miniatur, in der er sehr vollkommen war; auch hat er gute Zeichnungen in schwarzer Kreide nach Rafael und andern großen Meistern geliefert. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit der Literatur der Kunst, und gab das Allgemeine Künstler-Lexicon, 1763 zuerst in 4. heraus, worüber er dreißig Jahre hindurch gesammelt hatte. Die neue Ausgabe in Folio erschien 1779 und ist von seinem Sohne Heinrich, der sich selbst einen bloßen Kunstdilettanten nennt, von 1806 an fortgesetzt worden.

Digitized by Google

Fustage, die Einfassung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waaren enthalten sind, oder versandt werden. Fusti ist in der Kaufmannssprache der Abgang der Waare, der für Beschmutzung oder Beschädigung gerechnet wird. Fustirechnung, die Abgangsrechnung, oder die Rechnung über das Zerbrochene, Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Kaufleute die Wörter Refacti und Gerbelur gebrauchen.

Fustians werden in England alle diejenigen baumwollenen Zeuge genannt, welche man in Deutschland Manchester nennt. Man theilt sie ein: 1. in plain fustians, oder glatte Manchester (wo der Faden nicht aufgeschnitten ist), als wie Jeanets, Ribs, Settinetts u. s. w.; 2. in sogenannte heavy goods, Fustians im engern Sinne, oder in schwere Manchester, als Velverets, Velveteens, Thicksets und wie die Namen weiter lauten. Es hat bis jetzt nicht gelingen wollen, diese Waaren in gleicher Güte den Engländern nachzumachen.

Futurum in der Grammatik die zukünftige Zeit.

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

D	Seite 1	Damiat	Seite 15
Da capo	—	Damiens (Robert Fr.)	—
Dach	—	Dämmerung	16
Dach (Si non)	2	Dämmerungskreis	17
Dacien	—	Dämmerungsvögel, s. Schmetterlinge	—
Dacier (André)	—	Dämon	—
Dacier (Anne Le Fevre)	3	Damon u. Pythias	20
Dactyliographik	4	Dampf	21
Dactyliothek	—	Dampfbad	—
Dactylologie	6	Dampfboot	—
Dactylus, s. Rhythmus	—	Dampf-Buchdrucker-Maschine	25
Dädalus	—	Dampfkugel, s. Dampf	26
Dädalisch	7	Dämpfer	—
Daendels	—	Dampfmaschine	—
Dagg	—	Dampfmesser	28
Dagobert I.	—	Dampfwagen	—
D'Agueſſeau (Henry François)	8	Dampier (William)	—
Dairi, s. Japan	9	Danaë	—
Dalai-Lama, s. Lama	—	Danaiden	—
Dalayrac (Nicolaus)	—	D'Ancourt (Carton)	29
Dalberg	—	Dandolo (Graf)	—
Dalecarlien, s. Schweden	11	Dänemark	30
Dalin (Olof von)	—	Dänen	36
Dalmatica	—	Daniel	—
Dalmatien	—	Daniel I. (Gabriel)	—
Dal Segno	13	Dänische Sprache und Literatur	37
Dalton (John)	—	Danischmend	41
Damascenus (Joannes)	—	Dank	—
Damasciren	—	Dankelmann (Freih. von)	—
Damask	14	Danneker	—
Damast	—	Dante	42
Dambray (le Chevalier Charles)	—	Danton (George Jacques)	45
Dame, Damenspiel	15	Danzi (Franz)	46

Digitized by Google

Danzig Seite 47
Daphne 50
Daphnis —
D'Arblay (Mrs Francisca) —
Dardanos —
Dardanarius —
Dardanellen —
Dares 52
Darjes (Joh. Georg) —
Darius —
Darlehn 55
Darm —
Darmstadt (Hessen-) —
Darre 57
Darstellung —
Daru (Pierre Graf) 60
Darwin (Erasmus) —
Dasymeter 61
Dataria —
Datum —
Daubenton (od. D'Aubenton) —
Daun (Reichsgraf von) 62
Dauphin 63
Davenant (William) —
David —
David (Jacob Louis) 64
Davila (Arrigo Caterino) 65
Davis (John) 66
Davoust (Louis Nicolas) —
Davy (Sir Humphry) 68
Dazincourt (Jos. Jean Bapt.) —
Debandade (en) 69
Debatte —
Debüre (Guillaume François) —
Deca-de, -di, -disches System -gramm, -litre, -metre, -re —
Decagon 70
Decan —
Decazes (Elie Graf) —
Dechiffrirkunst 71
Decimalmaß 73
Decimalrechnung —
Decimalsystem, s. Zahlensystem —
Decime —
Decimiren —
Decision 74
Decius (Publius) —
Decke —
Declamation 75
Declination 78
Decoration —
Decrescendo —
Decretalen —
Decrete —
Deduction Seite 79
Defension —
Defensiv-Allianz 80
Defilé —
Defilement —
Definiren —
Degen 81
Degerando (J. M.), s. Gerando —
Degradation —
Dehnbarkeit —
Dei gratia 82
Deich, -band, -bandsgenossen, -bau, -buch, -geschworne, -graf, -last, -recht, -schau, -wesen —
Deidamea 83
Deïsmus —
Deianira —
Dejeuné 84
Dejotarus —
Delambre (Chevalier de) —
Delaware 85
Delegat —
Delft —
Delia, s. Delos —
Delille (Jacques) —
Delios 88
Della Maria (Domenico) —
Delos —
Delphi 89
Delphin 91
Delta —
Deluc (J. A.) —
Demagog —
Demarcationslinie 92
Demerary —
Démeter, s. Ceres —
Demetrius —
Demidoff (Graf von) 93
Demiurg —
Demokratie —
Demokrit 94
Demonstration 96
Demontiren —
Demosthenes 97
Demoustier (Charles Albert) 99
Denar —
Dendriten —
Dendrometer —
Denham (John) —
Denina (Giacomo Carlo) 100
Denis (Abtei von St.) 101
Denis (Michael) 102
Denken —
Denkfreiheit 103

Digitized by Google

Denkmale Seite 104
Denkmünzen 106
Denkschriften 107
Denkwürdigkeiten —
Denner (Balthasar u. J. C.) —
Dennewitz (Schlacht bei) —
Denon (Vivant) 109
Departement —
Dephlogistisiren —
Deployiren 110
Deponens —
Deportation —
Depositо-Banken 111
Depot 112
Derwisch —
Desaix de Voygoux (L. C. A.) —
Descartes (René) 113
Descension, s. Absteigung 115
Deserteur —
Deseze (Raymond) —
Desgenettes (R. Dufriche) 116
Deshoulières (Antoinette) —
Desmologie 117
Desmoulins (L. Camille) —
Desorganisiren 118
Despotismus —
Dessalines, s. Hayti —
Dessau (Anhalt-) —
Dessert —
Destilliren 119
Destouches (Ph. Nericault) 120
Detachement —
Detail 121
Determiniren —
Determinismus —
Detmold, s. Lippe 122
Deukalion —
Deutsche Baukunst, s. Baukunst —
Deutscher Bund —
Deutsche Bundesversammlung —
Deutsche Industrie u. Kunst 127
Deutsche Kirche 128
Deutsche Literatur und Wissenschaft —
Deutsche Mahlerei 137
Deutsches Meer 141
Deutsche Musik —
Deutsche Philosophie 143
Deutsche Poesie 145
Deutsche Prosa 151
Deutscher Orden, s. deutsche Ritter 152
Deutsches Recht —
Deutsche Ritter 153
Deutsche Sprache 154
Deutsches Theater Seite 159
Deutschland 163
Deutschland, in geographischer und statistischer Hinsicht 174
Devalvation 176
Devise —
Devolution 177
Dey —
Diaconus —
Diadem —
Diagnosis 178
Diagonal-Linie —
Diakastik —
Dialect —
Dialectik 179
Diallele —
Dialog —
Diamant 181
Diameter 182
Diana —
Dianenbaum 184
Diaphanometer —
Diaphragmus 185
Diät —
Diatonisch —
Diaz —
Dibdin (Charles u. Th. J.) —
Dichten 186
Dichtigkeit —
Dichtkunst, s. Poesie 187
Dictator —
Dictatur 188
Dickstein, s. Diamant —
Diction —
Didactik —
Didactische Poesie, s. Lehrgedicht —
Didaskalien —
Diderot (Denys) —
Dido 190
Didot (François Ambroise) —
Didotische Lettern 191
Didymäus —
Diebs-Inseln, s. Ladronen —
Diebstahl —
Dienstbarkeit, s. Servitut —
Dieten —
Dietrich (Joh. Wilh. Ernst.) —
Diffamationsklage 192
Differenzial-Rechnung, s. Infinitesimal-Rechnung 193
Diffession —
Digesta, s. Civilrecht u. Pandecten —
Digestion —
Dignitarien —

Digitized by Google

Diiambus, s. Rhythmus Seite 193
Dijon —
Dike, s. Asträ u. Horen —
Dilemma —
Dilettant 194
Diligence —
Dimension —
Diminuendo —
Diner —
Ding 195
Dinalisches Recht, s. Sachenrecht —
Dinte (gemeine) —
Dinten (sympathetische) 196
Dio Cassius 197
Dio Chrysostomus —
Diöces —
Diodorus —
Diogenes Laërtius 198
Diogenes aus Sinope —
Diokletian (C. Valerius) 199
Diomedes —
Dion 200
Dionäa 201
Dione —
Dionysien —
Dionysius (von Harlicarnaß) —
Dionysius der Aeltere —
Dionysos, s. Bacchus 203
Diophantus —
Diopter —
Dioptrik —
Dioscorides (Pedanius) 204
Dioscuren —
Diphthong —
Diplom —
Diplomatie —
Diplomatik 205
Diplomatisches Corps 209
Dipodie —
Dippel (Joh. Konr.) —
Diptychon —
Directe Abgaben 210
Directorium —
Dis, s. D —
Dis s. Pluto —
Discant s. Sopran. —
Discant-Schlüssel, s. Schlüssel —
Disciplin —
Discontiren 211
Discouto-Banken —
Discordia, s. Eris 212
Discretionsgelder —
Discretionstage —
Discursiv —
Discus Seite 212
Disjunction —
Disparat 213
Dispensation —
Dispensatorium —
Dispondäus, s. Rhythmus —
Disputation —
Dissenters —
Dissidenten 214
Dissonanz 215
Distanz —
Distichon —
Distoniren 216
Distribution —
Dithyrambus —
Ditters v. Dittersdorf (Carl) —
Dioan 217
Diversion —
Divertissement —
Dividende —
Divination —
Division 218
Dobberan —
Docke 219
Doctorwürde —
Doctrin 220
Dodona —
Doge —
Dogma —
Dogmatik —
Dogmatismus 221
Dohm (Chr. Wilh. von) 222
Dolce (Lodovin) 225
Dolce (Carlo) —
Döll —
Dollar 226
Dolland (John) —
Dolmetscher —
Dolomieu —
Dom 227
Domainen 228
Domainen-Verkauf 229
Domcapitel 232
Domenichino, s. Zampieri —
Domicilium —
Dominante 233
Domingo (St.), s. Hayti —
Dominicaner —
Dominicus de Guzman 234
Dominiren 235
Dominium —
Domino —
Domitianus (Tit. Flav. Sab.) —
Don 236

Digitized by Google

Donatisten Seite 236
Donatus 237
Donau —
Don gratuit —
Donner (Georg Raphael) —
Donner 238
Don Quixote, s. Cervantes 239
Doppelflinte —
Doppelhaken —
Doppelschlag —
Dorat (Claude Joseph) 240
Dordrecht —
Doria —
Dorien 241
Doris, s. Nereus. —
Dorisch —
Dörnberg (Baron von) 242
Dörpt oder Dorpat —
Dortmund 243
Dosso Dossi —
Dotationen Napoleons —
Douane 214
Double 245
Doublir- oder Duplirschritt —
Douche-Bäder —
Dover —
Dow (Gerard) —
Doyen (Gabriel François) 246
Drache 247
Drachma 249
Draco —
Dragge, s. Dregg —
Dragoman —
Dragoner —
Draht 250
Draliffine 251
Drake (Francis) —
Drakenborch (Arnold) 253
Drama —
Dramaturgie 255
Draper (Elisab.), s. Sterne —
Draperie —
Drebbel (Cornelius) 256
Drechseln —
Dregg 257
Dreideder —
Dreieck —
Dreieinigkeit —
Dreiklang —
Dreißigjähriger Krieg 258
Dreistimmig 261
Dreizack —
Dreschen, Dreschmaschine —
Dresden 262
Dresden im J. 1813 Seite 264
Dresdens Kunstsammlungen 270
Dreyer (Joh. Matthias) 279
Driburg —
Driller —
Droits réunis, s. Vereinigte Gefälle —
Drontheim, s. Norwegen —
Drosometer —
Drost —
Drottingholm 280
Drouais (Jean Germain) —
Drouet (J. B.) —
Drouot 281
Druck —
Drucken 282
Drucker —
Druckfreiheit 283
Druckwerk —
Druiden —
Druse 284
Drusen —
Drüsen —
Drusus (Mar. Liv. u. Nero Cl.) 285
Dryaden 286
Dryden (John) 287
Dschagatai 288
Dschingis-Chan —
Dualismus, Dualist 291
Dublin —
Dublone 292
Dubois (Guillaume) —
Dubos (Jean Baptiste) 294
Ducange, s. Dufresne —
Ducaten —
Ducaton —
Duchesne (André) —
Duchesnon (Demoiselle) 295
Duchoborzy, s. Griech. Kirche —
Ducis (Jean François) —
Duclos (Charles Pineau) —
Du-Deffand (Marquise 96
Duenna 298
Duell, s. Zweikampf —
Duero oder Douro —
Duett —
Dufresne (Charles u. Abrh.) —
Dufresny (Charles Riviere) 299
Dugazon —
Dughet (Guaspre) —
Duguay-Trouin (René) 300
Duhamel de Monceau —
Dujardin (Carl) 301
Duisburg —
Dukor (Carl Andr.) —

Duldung Seite 302
Dülon —
Dult, s. Indult —
Dumas (Matthieu) —
Dumesnil (Marie) 303
Dumouriez (C. F.) 304
Dumpler, Dunker 306
Düna —
Dünen —
Düngung —
Dunkel, s. Licht 307
Dünkirchen —
Dünrstein, s. Diamant 308
Dunois (Jean von Orleans) —
Duns (John) —
Dünste 309
Dunstkreis —
Dunstmesser, s. Hygrometer —
Duodecimalsystem, s. Zahlensystem —
Duodecime —
Duodrama, s. Melodrama —
Du Paty (Jean Bapt. Merc.) —
Du Paty (Emanuel) 310
Duplicat —
Duplicität —
Duplik 311
Dupliren —
Dupont de l'Etang —
Dupont de Nemours (P. S.) 312
Duport (Louis) —
Duquesne (Abraham) 313
Dur —
Durante (Franzesco) —
Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie 314
Durchdringlichkeit —
Durchgang —
Durchlaucht —
Durchmesser, s. Diameter —
Durchschnitt, s. Riß —
Durchsichtigkeit —
Durchzeichnen 315
Durchziehen der Treffen —
Dürer (Albrecht) 316
Duroc (Herzog von Friaul) 317
Dürrenberg 318
Durst —
Dusch (Joh. Jacob) 319
Dussek (Joh. Ludwig) —
Düsseldorf —
Duval (Valent. J. u. Alex.) 320
Dyadik 322
Dyer (John) 324
Dyck (Anton van) —
Dynameter Seite 324
Dynamik —
Dynast 325
Dyrrhachium —

E 326
Ebbe und Fluth —
Ebeling (Christoph Daniel) 327
Ebenbaum 328
Eberhard (Joh. August) —
Eberhard im Bart 330
Ebersberg 332
Ebert (Johann Arnold) —
Ebioniten, s. Nazarenen 333
Eccehomo —
Echelon —
Echiniten —
Echiquier 334
Echo —
Eckhel (Joseph) 335
Eckmühl (Schlacht bei) —
Eclectiker, s. Eklektiker 337
Ecole polytechnique, s. Realinstit. —
Edam —
Edda —
Edelink (Gerard) 338
Edelsteine 339
Eden 340
Edgeworth von Firmont —
Edgeworth (Maria) 341
Edict —
Edict von Nantes, s. Hugenotten —
Edinburgh —
Edinburgh-Review 343
Eduard 345
Eduard III. —
Eduard, Prinz von Wales 346
Eduard (Carl) —
Effecten-Handel 348
Effendi 349
Egede (Hans) —
Egeria 351
Eginhard (Einard) —
Egmont (Lamoral Graf von) 352
Egoismus 353
Ehe —
Ehebruch 356
Ehehaft —
Ehelosigkeit, s. Cölibat —
Ehepacten —
Ehescheidung —
Eheverlöbniß, s. Sponsalien —
Ehre —

Ehrenbeitstein Seite 358
Ehrenlegion —
Ehstland 360
Ei 361
Eichen 362
Eid —
Eiderdunen —
Eidgenossenschaft 363
Eierstock —
Eifersucht 364
Eigennutz —
Eigenschaft —
Eigensinn 365
Eigenthum —
Eimer 366
Einbildungskraft —
Einfalt 368
Einflüsse auf den menschlichen Körper 369
Eingebung, s. Inspiration und Offenbarung 370
Eingelegt —
Eingeweide —
Eingeweidewürmer 371
Einheit —
Einklang —
Einkommen —
Einkommensteuer —
Einlassung auf die Klage, s. Prozeß 372
Einreden, s. Klagen —
Einsiedler, s. Mönchswesen —
Einspielen —
Einstandsrecht, s. Näherrecht 373
Einstimmen —
Eis —
Eis (künstliches) 374
Eisen 375
Eiserne Krone 376
Eiserne Maske, s. Maske —
Eiserner Brief —
Eisleben —
Eismeer —
Eispunkt —
Eckhof (Konrad) —
Eklektiker 377
Eklipse —
Ekliptik —
Ekloge 379
Ekstatiker —
Elasticität —
Elba 380
Elbe 381
Elbee (Gigot d') —
Elberfeld Seite 381
Elbeuf 382
Elbing 383
Eldorado —
Eleatiker —
Electra —
Electricität —
Electricität (thierische), s. Galvanismus 386
Electrisirmaschine —
Electrometer 387
Electrophor —
Elegante Zeitung 388
Elegie 389
Elemente 391
Elephant 392
Elephantiasis 393
Eleusis —
Eleutheronomie 394
Elfen —
Elfenbein 395
Elgin (Lord Graf von) —
Elgins Marmordenkmale —
Elis 397
Elisabeth (die heilige) —
Elisabeth von England 398
Elisabeth Petrowna 404
Elisabeth von Frankreich 406
Elisabeth (Christ.) von Preußen 408
Elision 409
Ellevion —
Elliot (George Augustus) —
Ellipse 411
Elliston (Robert William) —
Elmination —
Eloges, Elogia 412
Elsaß —
Elysium 413
Elzevir —
Email 414
Emanation —
Emancipation 415
Emanuel der Große 417
Embargo —
Emblem, s. Sinnbild —
Embryo —
Emden 418
Emeritus —
Emigranten —
Eminenz 419
Emir —
Empedokles 420
Empfängniß 421
Empfindsamkeit —

Digitized by Google

Empfindung Seite 421
Emphasis, s. Nachdruck 422
Emphyteuse —
Empirie —
Empörung —
Ems —
Encriniten 423
Encyclopädie —
Encyclopädie (französische) 425
Encyclopädie der Wissenschaft 427
Endemie 429
Endossiren, s. Indossiren und Giro 431
Endreime —
Endymion —
Energie —
Engel —
Engel (Joh. Jacob) 432
Engelsbrüder 433
Engelsburg —
Enghien (Herzog von) —
England 435
Englische Bank, s. Londoner Band 437
Englische Gartenanlagen, s. Gartenkunst —
Englisches Horn —
Englische Kirche 438
Englische Krankheit —
Englische Literatur, Wissenschaft, Poesie und Theater —
Englische Pferde 456
Englisches Reich in Ostindien 458
Englische Sprache 460
Englischer Tanz, s. Anglaise 461
Englische Waaren —
Enharmonisch 462
Enkaustik 463
Enkratiten, s. Gnostiker 464
Enneper Straße —
Ennius (Quintus) —
Ensemble 465
Enteroung —
Entbindungskunst, Geburtshülfe 466
Entern —
Entführung —
Enthusiasmus —
Entoilage —
Entomologie —
Entrecasteaux (Jos. Ant. Bruni d') —
Entresolen, s. Attika 467
Entsatz —
Envoyés —

Eon de Beaumont Seite 467
Eos 469
Epacten —
Epaminondas 470
Epaulette 471
Epée (Abbé de l') —
Epernay 472
Ephemeriden —
Ephesus —
Ephialtes, s. Alciden 473
Ephorus —
Epictet —
Epicur 474
Epicuräer 475
Epicykel —
Epicykloide —
Epidaurus —
Epidemie —
Epidermis 477
Epigenesie —
Epiglottis —
Epigonen, s. Theben —
Epigramm —
Epigraphe —
Epilepsie —
Epilog 479
Epimenides —
Epimetheus —
Epinay (Louise d') —
Epiphania 80
Epiphonem —
Epiphora —
Epirus —
Epische Dichtungsart 481
Epicenium —
Episcopalsystem —
Episode —
Epistel 482
Epistolae obscur. viror. 483
Epithalamium —
Epoche —
Epitritus, s. Rhythmus —
Epode —
Epopee —
Epopten —
Epos —
Erard (Gebrüder) 486
Erasmus (Desiderius) 487
Erato 588
Erathosthenes —
Erbach 489
Erbämter —
Erbeinigung —
Erbfolge —

Erblehen Seite 490
Erbpacht —
Erbsünde —
Erbunterthänigkeit 491
Erbverbrüderung —
Erbvertrag —
Ercilla y Zuniga —
Erdäpfel 492
Erdaxe, s. Erde 493
Erdbeben —
Erdbeschreibung 494
Erdbohrer —
Erdbrand —
Erde —
Erden 497
Erdenge 498
Erdferne, s. Mond —
Erdfette —
Erdgürtel, s. Erdstrich —
Erdmannsdorf (F. W. von) —
Erdnähe, s. Mond —
Erdstrich —
Erdzunge 499
Erebus —
Eremit —
Erfahrung —
Erfahrung in der Arzneikunde 500
Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie 502
Erfindung —
Erfurt 504
Erhaben, s. Schön 505
Erhard (Christian Daniel) —
Ehrlich 506
Erichthonius —
Eridanus 507
Erinnyen —
Eriphyle —
Eris —
Erkältung —
Erkenntniß —
Erklärung 508
Erlach —
Erlangen 510
Erlaubt —
Erlösung, s. Christenthum und Religion —
Ernährung —
Ernesti (Joh. Aug.) 511
Ernst I. (Herzog) 512
Ernst II. (Ludwig) 514
Ernst (Churfürst) —
Eroberung 515
Eros, s. Amor —
Erotisch Seite 515
Erpenius (Thomas) —
Erregungstheorie 516
Errungenschaft 518
Erscheinung —
Erskine (Thomas) 519
Erycina —
Erymanthus —
Erysichthon —
Erz (Metall) —
Erz 520
Erzählung —
Erzbischof 523
Erzgebirge 524
Erziehung —
Erziehung (physische) 526
Eschen (F. A.) 528
Eschenbach (Wolfram von) —
Eschenburg (J. J.) 529
Escolquiz (Don Juan) —
Escorial 530
Felsfeste 531
Eskimo's —
Esmenard (J. A.) —
Esoterisch 532
Espagnolet —
Espinasse (Julie J. E. de l') —
Esplanade 534
Espremenil (J. D. d') —
Esprit de Vin —
Esquire —
Eß (Carl u. Leander von) 535
Eßlair (Ferdinand) —
Eßlingen, s. Aspern 536
Eßäer —
Essenz —
Essex (Graf von) 537
Essig 539
Estaing (J. B. Ch. Graf d') 540
Este —
Estocq (Joh. Hermann v') 544
Estocq (Ant. Wilh. v') 545
Estrées (Gabriele d') —
Estrées (L. C. Herzog von) 546
Etappen —
Eteocles u. Polynices 547
Ethik —
Ethnographie —
Etienne, s. Stephanus —
Etienne (Ch. G.) —
Etikette 548
Eton —
Etruria, s. Wedgwood —
Etrurien —

Etymologie Seite 550
Euböa —
Eucharistie
Eucheten, s. Messalianer —
Euclides —
Eudämonismus 551
Eudiometer —
Eudoxus —
Eugen (Prinz) —
Eugen (Herzog) 553
Eule 554
Eulenspiegel —
Euler (Leonhard) 555
Eumenes 557
Eumeniden —
Eunomia, s. Grazien u. Horen 558
Eunuch —
Eupen —
Euphemismus —
Euphon —
Euphonie 559
Euphrat —
Euphrosyne, s. Grazien —
Eurhythmie —
Euripides —
Europa 561
Europa (Erdtheil) —
Eurotas 566
Eurus —
Euryale, s. Gorgonen 567
Eurydice —
Eurynome —
Eurystheus, s. Hercules —
Eusebia —
Eusebianer, s. Arianer —
Eusebius —
Eustachi (Bartolomeo) —
Eustathius 568
Euterpe —
Euthanasia —
Eutin —
Eutropius (Flavius) —
Eva, s. Adam —
Evalvation —
Evan —
Evangelium —
Evergeten 569
Eviction —
Evolutionen —
Evolutionstheorie —
Evremont (St.) —
Ewald (Johann) 570
Ewig —
Ewige Einkünfte und Renten. —
Ewiger Friede Seite 571
Exantheme —
Exarchus —
Exception 572
Exchequer —
Excommunication —
Excussion —
Execution —
Exegese —
Exequien 573
Exhaustion —
Exil —
Exmouth (Lord Edward) —
Exorcismus 574
Exoterisch, s. Esoterisch 575
Expansion —
Explorator —
Explosion —
Exponent —
Exposition —
Extension 576
Exterritorialität. s. Gesandte —
Extersteine —
Ex-Voto, s. Votum —
Eyck (Hubert u. Joh. van) —
Eylau (Schlacht bei) —
Ezechiel 578

F 579
Fabel —
Fabier 581
Fabius Maximus —
Fabliers —
Fabre d'Eglantine —
Fabre (M. J. J. V.) 582
Fabricius (Cajus) —
Fabricius (J. A.) 583
Fabricius (J. Chr.) —
Fabrik 584
Fabrikmaschinen, s. Maschinen —
Fabroni (Angelo) —
Façade 385
Facette —
Facciolato (Giacomo) —
Fachinger Wasser 586
Fächser —
Fackeltanz —
Facsimile 587
Factor —
Factur —
Facultäten, s. Universitäten —
Faden —

Digitized by Google

Fagel Seite 587
Fagott 588
Fahne 589
Fahneneid —
Fahrbüchse —
Fahrenheit (Dan. Gabr.) 590
Fakir —
Fairfax (Th.) —
Falconet (Etienne Maur.) 591
Falerner Wein 592
Falk (Joh. Dan.) —
Falkenbeize 593
Falkiren 594
Fall der Körper —
Fallgut 595
Falliment —
Falsarius 599
Falsch —
Falsches Licht —
Fallschirm 600
Falset, s. Fistel —
Faltenwurf, s. Draperie, Gewand —
Falter —
Fama —
Familiaren —
Familie —
Familienrath —
Fanal 601
Fanatismus —
Fandango 602
Fanfare —
Fang —
Fantasie —
Farao —
Farbe —
Färbekunst 603
Farbe der Pflanzen —
Farbe zum Mahlen, s. Mahlerfarben 604
Farbengebung —
Farbenlehre 605
Farbenlehre (Göthische) 606
Färbestoffe 607
Farce —
Faria de Sousa —
Farinelli 608
Farnese 609
Farnesischer Palast, s. Rom 612
Farquhar (Georg) —
Farrill (Don Gonzalo) —
Fasanerien 613
Fasces —
Fasch (C. F. Chr.) —
Fäsch, s. Fesch Seite 614
Faschinen —
Fasching), s. Fastnacht u. Carneval —
Fasten)
Fasti —
Fastnacht —
Fatalismus 616
Fata Morgana —
Fatum 617
Fauche Borel (Louis) 618
Fäulniß —
Fauna 619
Faunen —
Faust (Johann) —
Faust (Bh. Ep.) 621
Faustina 622
Faustrecht —
Faubel —
Favart (Ch. S.) 623
Favier —
Fazardo (Dieg. de Saavedra) 624
Fayance —
Fayette (Marquis de la) 625
Fayette (Gräfin la) 626
Fea Carlo —
Febvre (François Joseph le) —
Feronius, s. Hontheim 627
Fecialen, s. Herold —
Fechtkunst —
Feder —
Federharz 628
Federici (Camillo) —
Federkraft, s. Elasticität —
Feen —
Fegefeuer 630
Fehde 631
Fehmgericht, s. Vehmgericht —
Fehrbellin —
Feigen —
Feierlich 632
Feldgeschrei —
Feldmarschall —
Feldmessen —
Feldwacht 633
Felicitas —
Fellenberg (Phil. Em. von) —
Felloplastik, s. Phelloplastik 636
Felonie —
Felsen 637
Felucke —
Fenelon (Fr. de Salignac) —
Feodosia, s. Caffa 638
Ferdinand (Kaiser) —
Ferdinand V. von Aragonien 642

Ferdinand I. von Sicilien 642
Ferdinand VII. von Spanien 644
Ferdinand Louis (Prinz von Preußen) 648
Ferdusi (Isp. Ben, Sheriff) 649
Fere Champenoise 650
Ferguson (Adam) 651
Fermate —
Ferment —
Fernan Nunez (Graf v.) 652
Ferne, s. Perspective —
Fernen —
Fernow (C. L.) —
Fernrohr 654
Feronia 656
Ferrand (Graf Antonie) —
Ferrara —
Ferreira (Antonio) 657
Ferreras (Jean de) 658
Ferro 659
Fersen (Axel) Vater —
Fersen (Axel) Sohn —
Fescenntische Verse 660
Fesch (Joseph) —
Feß oder Fez —
Feßler (Ignaz Aur.) 661
Fest- und Feiertage 662
Festigkeit —
Feston 663
Festung —
Fetfa, s. Mufti 666
Fetischismus —
Fett 667
Feudalrecht —
Feuer —
Feuer (das griechische) 668
Feuerbeständig —
Feuerdienst —
Feuerkugel —
Feuerland 669
Feuerprobe, s. Ordalien 670
Feuerspeiender Berg, s. Vulcan —
Feuerstein —
Feuerversicherung —
Feuerwerkerkunst —
Feuilleton —
Fevre (Robert le) —
Feyerabend 671
Fiacre —
Fibel —
Fiber —
Fichte (Joh. Gottl.) —
Fichtelberg 673
Ficinus (Marsilius) 674
Fidalgo Seite 674
Fideicommiß —
Fides —
Fidibus —
Fieber —
Fiedern 679
Fielding (Henry) —
Fiesco 680
Fievee (Joseph) 683
Figur 684
Figurirte Zahlen 686
Filament —
Filangieri (Gaetan) —
Filet 688
Filial —
Filigran-Arbeit —
Filtriren —
Filz —
Finale —
Finanzwissenschaft —
Findelhäuser 690
Fingal 691
Fingalshöhle —
Fingersetzung —
Finiguerra (Tommoso) —
Finisterrae 692
Fink (General) —
Finkenstein (Reichsgr. von) —
Finnen 693
Finnland 694
Finsterniß —
Finstere Kammer, s. Camera obscura 696
Finte —
Fioravanti (Valentin) —
Firenzuola, s. Nannini —
Firma —
Firmament —
Firman —
Firmeln —
Firmian (Carl Joseph von) 697
Fis —
Fiscal 698
Fischart (Joh. Mann) —
Fischbein —
Fische 699
Fischerring 701
Fischhaut —
Fischwaarenhandel —
Fiscus 702
Fistel, Falset —
Fistel (Krankheit) —
Fitz-James (Herz. von) —
Fix 703

Digitized by Google

Fixsterne Seite 703
Flaccus (Caj. Valer.) 704
Fläche —
Flachs, s. Lein —
Flächsen —
Flacius (Mathias) —
Flagellanten —
Flageolet 705
Flagge —
Flahaut (A. Ch.) 706
Flamändische Schule, s. Niederländische Schule —
Flamen —
Flämisch —
Flamme —
Flamsteed (Joh.) 707
Flanke —
Flasche (Leydener) 708
Flaschenzug —
Flaxman (Gaet. de Xaxis de) 709
Flau 710
Flaxmann (John) —
Fléchier (Esprit) —
Flechten 711
Fleck (J. F. T.) —
Flecken —
Fleisch —
Flemming (Paul) 712
Flemming (Jac. H. Graf v.) —
Fleische 713
Fletcher (John) —
Fleurieu (Graf von) —
Fleurus —
Fleury (A. H. de) 714
Fleury (Claude) 715
Fleury (Bernard) —
Flibustier 716
Fliege 718
Fliegend 719
Fliesen —
Fließend —
Flinders (Matthews) —
Flinte 720
Flintenstein, s. Feuersteine 721
Flintglas —
Flittergold —
Flögel (C. F.) —
Flor 722
Flora —
Floren —
Florence —
Florentiner Arbeit —
Florentiner Lack —
Florenz 725
Florett Seite 725
Florian (J. Pierr. Clar. de) —
Florida 726
Florida-Blanca (Graf von) 727
Floris (Franz) 728
Florus (Lucius Ant.) —
Flöße, s. Holzflöße —
Flöte —
Flott 729
Floß —
Flüchtigkeit —
Flue (Nicolaus von der) —
Flügel 730
Flugmaschine 731
Flurbuch —
Fluß oder Strom —
Fluß (Mineralogie) —
Flußgalle 732
Flußspath —
Flußgebiet —
Flüssigkeit —
Flüte, Flütschiff —
Fluth, s. Ebbe —
Fluthen —
Flynz —
Fo, Foe —
Focus, s. Brennpunkt 735
Föderativsystem —
Foe (Daniel) 740
Foix (Gaston de), s. Gaston —
Foix (Germain de St.) —
Folard (Chev. Charl. de) 741
Folie —
Folio, s. Bücherformat —
Folter, s. Tortur —
Folz (Hans) —
Fonds (öffentliche) 742
Fontaine (Jean la) 743
Fontaine (P. H. L.) 744
Fontainebleau —
Fontana (Dominico) 745
Fontana (Felice) —
Fontanelle —
Fontanes (Graf Louis de) —
Fontanges (Herzogin von) 748
Fontenai —
Fontenelle (Bernard de) —
Fontevrand 749
Fontinalien 750
Foote (Samuel) —
Forbans 751
Forbischer (Martin), s. Frobisher —
Forcellini (Egidio) —
Fordyce (George) —

Forelle Seite 751
Forioso 752
Forkel (Joh. Nic.) —
Form —
Formale 753
Format, s. Bücherformat —
Formey (J. H. S.) —
Forskål (Peter) —
Forst 754
Forster (Joh. Reinh.) 755
Forster (Joh. Georg Adam) 757
Forstwesen 758
Fort (Franz Jacob le) 760
Fortdauer nach dem Tode —
Forte 761
Forteviano 762
Fortification —
Fortiguerri (Niccolo) 765
Fortuna —
Forum 766
Foscolo (Ugo) 767
Fossilien, s. Mineralien 768
Fothergill (John) —
Fötus —
Fouché (Joseph) —
Foulis (Robert u. Andreas) 773
Fouqué (Heinrich Aug. de la Motte) 774
Fouqué (Friedr. de la Motte) —
Fouquier Tinville 776
Fourcroys (Ant. François) —
Fourier 777
Fox (George) 778
Fox (Charles James) 779
Fracastoro (Geronimo) 783
Fracht —
Fractur 784
Fra Diavolo —
Fragmente (wolfenbüttelsche) —
Fragonard (Nicolas) 785
Fraiß —
Franc 786
Franciscaner —
Franciscus (St.), s. Franz von Assisi 789
François de Paule, s. Franz von Paula —
François (von Neufchateau) —
Frank (Joh. Pet.) —
Franke (Aug. Herm.) 790
Fränke 794
Franken —
Franken, Fränkischer Kreis —
Frankenberg (Freih. v.) 795
Frankenhausen Seite 796
Frankenweine —
Frankfurt —
Frankfurt am Main 797
Frankfurt an der Oder 800
Franklin (Benjamin) —
Frankreich vor 1789 803
Frankreich vom J. 1789 bis 1814 810
Frankreich seit 1814 825
Frankreichs geographisch-statistischer Zustand im J. 1818 833
Franz von Assisi 839
Franz von Paula 840
Franz I. von Frankreich 841
Franz II. von Frankreich 844
Franz I. (Stephan) —
Franz I. von Oesterreich 845
Franz (Leopold Friedrich), Herzog von Dessau 847
Franzband 848
Franzbranntwein, s. Branntwein 849
Franzensbrunn —
Französische Bank 850
Französische Gesetzgebung, s. Code civil 851
Französisches Decimalsystem —
Französische Literatur 852
— — Prosa und Grammatik 853
— — Moral, Politik und Gesetzgebung 855
— — Rhetorik, Kritik 857
— — Kanzelberedsamkeit 858
— — Geschichte —
— — Romanliteratur 860
— — Briefstyl, Reisebeschreibungen 864
— — Poesie. Lyrische Poesie 866
— — epische Poesie 869
— — didaktische und beschreibende Poesie 871
— — dramaturgische Poesie u. Schauspielkunst —
Französische Musik 883
Französische Schule oder Mahlerei 887
Französische Sprache 893
Französische Staatskunst 895
Franzweine 901
Frascati —
Frauen —
Fraueneis 905
Frauenglas —
Frauenhaar —

Digitized by Google

Frauenlob (Heinrich) Seite 905
Frauensommer 906
Frauenvereine —
Fräulein 908
Frédégonde —
Fregatte 909
Freiberg —
Freibeuter 910
Freibriefe —
Freiburg 911
Freicorps —
Freidank —
Freie Künste, s. Kunst 912
Freienwalder Gesundbrunnen —
Freiesleben (Chr. Heinr.) —
Freie Städte 913
Freigeding 914
Freigeist —
Freigelassene —
Freigut 915
Freihafen —
Freiheit —
Freiheit (kirchliche) 917
Freiheitsbaum 920
Freiherr —
Freimaurer —
Freimüthige (der) 932
Freinsheim (Johann —
Freisasse 933
Freiwilligen (die preußischen) —
Fréjus 934
Fremdenbill 935
Freret (Nicolas) —
Fréron (Elie Catherine) 936
Freron (Stanislaus) 937
Fresco —
Freudenpferd 938
Freundschafts-Inseln —
Freya, s. Nordische Mythologie 939
Freyre d'Andrade (Gomez) —
Friaul 940
Frickthal —
Friction —
Friede —
Friedensfürst, s. Alcudia 941
Friedensgerichte —
Friedensschluß —
Friedensschlüsse 942
Friedland (Schlacht bei) 953
Friedland 955
Friederike (Sophie Wilhelm.) Markgräfin von Bayreuth —
Friedrich I. (Kaiser) 956
Friedrich der Gebissene (Markgraf) 957
Friedrich VI. von Dänemark Seite 959
Friedrich Wilhelm (Churfürst) 960
Friedrich I. König von Preußen 963
Friedrich Wilhelm I. König von Preußen 965
Friedrich II. 967
Friedrich Wilhelm II. 975
Friedrich Wilhelm III. 979
Friedrich Heinrich Ludwig oder Prinz Heinrich v. Preußen 987
Friedrich II. (Wilhelm Carl) König von Würtemberg 989
Friedrich (k. D.) 993
Fries 994
Friesel —
Friesen —
Frigga, s. Nordische Mythologie 995
Frischlin (Nikodem.) —
Frisiren, ratiniren 996
Frist —
Fritta oder Fritte —
Frobisher (Sir Martin) —
Frohndienste, Frohnen 998
Frohnleichnam —
Fronde 1000
Frondsberg (Georg von) —
Frontalschlacht 1001
Fronte —
Frontignac 1002
Frontinus (Sextus Julius) —
Fronto (Marcus Cornelius) —
Fronton, s. Giebel 1003
Froschmäusler, s. Batrachomyomachia und Rollenhagen —
Frost —
Frostableiter —
Frostig 1004
Frucht —
Fruchtbringende Gesellschaft —
Fruchtstück 1005
Fruchtwein, s. Cider —
Frugoni (Carlo Innocenzo) —
Frühling 1006
Frühlingsnachtgleiche 1007
Fuder —
Fuentes (Graf von) —
Fuge 1008
Füger (Friedrich Heinrich) —
Fugger (das Geschlecht der) 1010
Fühlhörner oder Fühlspitzen 1013
Fühl- oder Sinnpflanze —
Fulda —
Fulda (Friedrich Carl) 1015
Fülhorn —

Fulton (Robert)	Seite 1016	Fürstenrecht	Seite 1028
Fundamentalbaß, s. Grundbaß	1017	Fürsten- oder Landschulen	——
Fundirte Schuld	——	Fürth	1030
Fungiten	1018	Fürwort, s. Pronomen	1031
Für und vor	——	Füselier	——
Furca oder Gabelberg	1019	Fuß (in der Verskunst)	——
Furcht	——	Fuß, Fußton	——
Furchtbar	1020	Fuß oder Schuh	——
Furien, s. Eumeniden	——	Fuß (im Bergbau)	1032
Furioso	——	Fußwaschen	——
Fürst	——	Füßli	——
Fürstenberg	1024	Fustage	1034
Fürstenberg (Friedr. Wilh. Freih. von)	1025	Fustians	——
Fürstenbund (deutscher)	1026	Futurum	——

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

den Deutschen auf dem größten Fuß unternommenes Ständchen erregt einen Auflauf. Bittere Beschwerden deutscherseits und Abhülfe von Seite der demokratischen Municipalität, die keine Stimmen verlieren will. In Boston, der Quäker- und Puritaner-Stadt, erregt ihre Gegenwart solche Extase, daß die Journale, um den Zustand zu beschreiben, das Wort „Elslermania“ erfinden müssen. Sie gibt 13 Vorstellungen. Den Ertrag von einer derselben bestimmt sie als Beitrag zur Errichtung des Nationaldenkmals von „Bunkers Hill.“ Die puritanisch Gesinnten wollen diesen Beitrag mit Entrüstung zurückweisen, und alle Journale der Union discutiren einen Monat lang die Frage, ob es geeignet sey, die Gabe der fremden Tänzerin entgegenzunehmen oder nicht, bis endlich die Comitée im bejahenden Sinn entscheidet; so wird also der Name Fanny Elsler unter denen der Stifter dieses Nationaldenkmals zu erwähnen seyn. Von Boston über Niagara abermals nach Philadelphia, von dort nach Richmond, wo sie ein einzigesmal tanzt und 2000 Dollars einnimmt, dann 6 Vorstellungen in Charleston, von wo sie sich nach Havanah einschifft. Hier erwarten sie neue Huldigungen, gegen welche die frühern ganz in den Hintergrund treten. Sie tanzt zehnmal und erhält 1200 Dollars für jeden Abend; ihr Benefiz trägt ihr 5000 bis 6000 Dollars ein und prachtvolle Geschenke, unter welchen Diamanten und ein reiches Chachucha-Kostüm figuriren. Nach der Vorstellung wird sie in der Equipage des Grafen Penalver unter dem Geleit einer ungeheuren Menschenmenge, mit militärischer Escorte und unter dem Schall der Instrumente nach dem Festsaal gebracht, wo ein sardanapalisches Bankett sie erwartet. Diesen Tag nennt Fanny den ihres größten Triumphes.

Lassen Sie uns also, nachdem wir auf diese Höhe gelangt,

Stänb=
herſeits
ät, die
= und
, daß
Wort
ngen.
itrag
ill.“
trü=
iren
abe
nd=
ſo
a=
t=
),
b,
b
,